





Allgemeine Konservative Monatsschrift

für das

christliche Deutschland.

Vierundfünfzigster Jahrgang.

Begründet 1843 als „Volksblatt für Stadt und Land". Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber:
Prof. D. M. v. Nathusius, Greifswald.

Schriftleitung:
Ulrich von Hassell, Berlin W.

1897. Januar—Juni.

Leipzig,
Verlag von E. Ungleich

Inhalt.

Neue Schriften.



Nur Gnade.

Erzählung von Hedwig Müffelmann.

(Schluß.)

XI.

Das ist ein wunderbarer Segen,
Zu kennen jene starke Hand,
Die treu uns führt auf allen Wegen
Zur Heimat durch den Pilgerstand.
Das nenn' ich Freude sonder Maße,
Daß jenes Auge offen steht
Und wacht ob unsrer Pilgerstraße,
Daß unser Fuß nicht irre geht!

Die beiden Mönche hatten ihre wenig gewichtige Mission in Rom erledigt, hatten dem heiligen Vater die Briefe übergeben, ihm die Hand geküßt und seinen Segen empfangen. Monde waren jedoch seit ihrer Abreise vergangen. Nun kam denn der erhoffte schönere Teil der Reise, den Josias verwenden durfte, um seine Freunde zu besuchen und die Herzensgemeinschaft mit ihnen zu erneuern. Besonders nach Eberhard von Friaul sehnte er sich.

In einer ziemlich wilden Berggegend der Lombardei nahm Hartmut auf eine Zeitlang Abschied von Josias. Er wolle einen Abstecher machen und einen alten Freund besuchen. Josias möge weiter wandern; zur bestimmten Zeit und in einer gewissen Stadt werde Hartmut ihn einholen. Wo nicht, so solle jener einstweilen unbekümmert seinen Heimweg verfolgen; er wisse ihn aufzufinden.

Josias war das nicht unlieb; so trennten sie sich.

Einige Wegestunden von dort östlich in die Berge hinein erhob sich in einer Waldeslichtung eine Hütte. Sie war rings mit einer Art Mauer umgeben, die aus zusammengewälzten Felsblöcken bestand. Inmitten dieses Hofraumes sprangen einige Ziegen und ein zahmes Reh umher. Vor der Hütte saß an einem Steintische ein alter Mann mit langem Barte, mönchartig in einen weiten braunen Mantel gekleidet, der um den Leib mit einer Eisenkette zusammengehalten wurde. An dieser Kette hing ein Kreuz. Neben dem Greise am Boden war aus Steinen ein kunstloser Herd zusammengestellt, auf dem ein Feuer flackerte; Kessel und Töpfe standen daneben, denen kräftige Düfte umwallten. Auf dem Steintische lagen verschiedene Kräuter, die er mit einem Messer emsig reinigte und zerlegte, um von Zeit zu Zeit einen Teil davon in den Kessel zu werfen.

Aus dem Dickicht hervor trat Hartmut und übersprang leicht die Felsmauer. Kaum sah der Greis zu dem Gaste auf; er nickte leicht und fuhr in seiner Beschäftigung fort.

„Ehrwürdiger Vater, sei mir gegrüßt!" sprach der Ankömmling, indem er sich verneigte.

„Sei gegrüßt. Was führt dich zu mir?"

„Eine Frage, mein Vater, die ich selbst nicht lösen kann."

„Du trägst das Mönchsgewand. Warum gehst du nicht zu deinen Klosterherren? Solltest du dein Gelübde bereits gebrochen und dein früheres Leben wieder begonnen haben? Ist's nicht genug der vorigen Unthaten?"

„Mein Vater, die Vergangenheit liegt hinter mir. Ich bin ein Diener der Kirche und gedenke es zu bleiben."

„Also geh," sagte der Alte unfreundlich, „und hole dir Rats bei deinen Vorgesetzten. Die heilige Kirche hat Antwort auf alle Fragen; was behelligst du mich?"

„Du hast mich dem Räuberleben entzogen, mein Vater; und mich lange geleitet, bis ich den besseren Weg fand."

„Und noch immer vermagst du nicht auf eigenen Füßen zu stehen? Geh, ich schäme mich meiner nutzlosen Arbeit."

„Vergebens stellst du dich unfreundlich und rauh. Ich kenne dich. Hunderte von Kranken und Leidenden aus der Umgegend erholen sich täglich Rats bei dir."

„Um so weniger brauchst du die Zahl zu vermehren. Ich will Ruhe haben."

Unbekümmert um die rauhe Art schob Hartmut die Kräuter beiseite und warf eine Anzahl papierner Platten auf den Tisch.

„Da!" sprach er. „Das hab ich aus dem Buche eines jungen Priesters abgeschrieben. Ich muß wissen, ob die Blätter todeswürdige Ketzereien enthalten oder nicht."

Der Alte ward aufmerksam und sagte nichts mehr. Langsam und würdevoll sammelte er eine Handvoll Kräuter, die er noch in den Kessel warf, und rührte dann dessen Inhalt mit einem Holzspane um, daß ein dichter Qualm aufstieg. Darauf hob er das Gefäß vom Feuer und setzte es auf den Rasen. Dann kehrte er zum Tische zurück, griff nach den Platten und sagte zu Hartmut:

„Rede; ich höre."

Nun teilte der Mönch ausführlich mit von Josias, der um Hincmars Fälschung wisse und der daher der Kirche schaden könne; von seinem Auftrage; von des Priesters Schrift und Lehre, die möglicherweise geeignet sei, um eine Anklage auf Ketzerei zu begründen und den Verfasser jener Schriften auch ohne Hartmuts direkte Einmischung aus dem Wege zu schaffen. Zum Schluß verwies der Mönch auf die vorliegenden Aufzeichnungen, die den ganzen Inhalt der fraglichen Lehre kurz wiedergäben. Anselmo — so hieß der Einsiedler — solle ihm nun Bescheid geben, was zu thun sei.

Der Einsiedler hörte mit steigender Aufmerksamkeit zu und las dann die Schriften bedächtig durch. Am Schluß angekommen, erhob er sich, hantierte schweigend ein wenig am Herde und sagte dann: „Gut! Morgen sollst du meine Meinung hören. Hilf einstweilen ein Abendessen und für dich ein Nachtlager bereiten." —

Am nächsten Tage, als der einfache Morgenimbiß schweigend verzehrt war, begann der Einsiedler:

„Wohin zieht jetzt jener Priester?"

„Zunächst zum Markgrafen von Friaul, seinem Freunde."

„Doch liegt Friaul gar weit von eurem Wege ab."

„Den Sommer pflegt der Markgraf auf einem Landsitze unweit des Sees zu verleben."

„Also höchstens drei Tagereisen von hier."

„So ist es."

Der Alte schwieg wieder.

„Sag mir nun deine Meinung, Vater," bat Hartmut. „Soll ich den Auftrag Hincmars wörtlich vollziehen? — Soll ich es nicht thun und lieber entweichen? — Oder gehe ich den goldenen Mittelweg?"

„Josias' Geheimnis preiszugeben, meinst du?"

„So ist es. Bereits spricht man davon, in Mainz werde alsbald abermals eine große Synode sein; Otgar ist zurückgekehrt."

„Wohin?"

„In sein Amt, nach Mainz."

„Du irrst. Er ist gestorben."

„Mein Vater!"

„Ich weiß es aus sicherer Quelle. Der verurteilt keinen Ketzer mehr, wenn er überhaupt die Hand dazu geboten hätte."

„Und wer, mein Vater, wird ihn ersetzen?“
„Der Abt von Fulda.“
„Rhabanus Maurus?“
„Derselbe. Er mag schon jetzt den erzbischöflichen Ornat tragen.“
Hartmut sprang auf: „Nun, so ist ja alles klar! Dieser Rhabanus, wisse es, ist Josias' ärgster Feind.“
„Das scheint dir zu passen.“
„Freilich, freilich. Nun mag dieser die Arbeit übernehmen.“
„Prüfe erst, ehe du handelst!“
„Hier ist nichts mehr zu prüfen. Das ist ein Wink der Vorsehung.“
„Oder der Hölle. Bedenke dich noch.“
„Mein Entschluß ist gefaßt. Laß mich gehen!“ Und hastig griff er nach seiner Tasche.
„Halt!“ sprach fest der Alte. „Noch einen Augenblick. — Sage an, was hältst du für die schwerste Sünde?“
„Den Mord. Aber ich habe für mein vormaliges Leben Absolution empfangen und werde keinen mehr begehen.“
„Es giebt eine schwerere Schuld, sage ich dir. Hast du einmal vom Judas gehört, der mit Liebe und Vertrauen überschüttet ward und dann seinen Herrn — verriet? Geh, der Verrat ist schwärzer als der Mord, denn er borgt das Antlitz der Rechtschaffenheit. Thue was du willst; du hörtest meine Meinung.“
Und der Alte wandte sich kurz ab und ging in die Hütte, deren Thür er hinter sich schloß.
Eine Weile stand Hartmut betroffen und unentschlossen. Dann warf er trotzig das Haupt empor und schritt, eine muntere Melodie pfeifend, dem Ausgange zu. Er hatte entschieden!
Der Einsiedler sah ihm durch einen offenen Laden nach, bis er hinter dem Gebüsch verschwunden war. Dann band er seine Schuhe fester an die Knöchel, hängte eine alte Ledertasche um, in die er etliche Nahrungsmittel und Gerätschaften steckte, und griff nach seinem Stecken. Hierauf that er einen lauten Pfiff. Bald sprang ein halbnackter, brauner Knabe aus dem Dickicht und trat auf ihn zu.
„Benno,“ sprach der Alte, „ich gehe fort, wohl auf zehn oder zwölf Tage.“
„Ja, Herr.“
„Du wirst gut auf das Haus achten und die Tiere versorgen.“
„Gewiß, Herr.“
„Du kannst so lange auf meinem Lager in der Hütte schlafen. Wer mich aufsucht, den heiße wiederkommen.“
„Es soll geschehen, Herr.“
Und Anselmo verließ seine Hütte, um rüstig in den Wald hinauszuschreiten. —
Josias war indes mit elastischen Schritten vorwärts gewandert, immer nordöstlich, nach Friaul zu. Vor allen Dingen wollte er nun zunächst den Markgrafen aufsuchen, mit ihm seine Schriften gründlich besprechen und sodann weiteres beschließen. Vielleicht war es doch angezeigt, sie schon jetzt weiter zu verbreiten. Eberhard sollte entscheiden.
Eben träumte er sich wieder einmal hinein in die herrliche, sonnige Zeit, die nun vor ihm lag, und seine Seele genoß schon voll und ganz die Freude des Beisammenseins mit denen, die er so liebte. Da lichtete sich auf einmal der Unterwald, den er durchwanderte, und ziemlich unerwartet stand Josias an einem der großen italienischen Seen. Ein Ausruf der freudigsten Überraschung entfuhr ihm, und erstaunt ließ der Fremdling seinen Blick über die weite, leuchtende Ebene hinweggleiten. Josias hatte noch nie ein größeres Gewässer gesehen; so machte ihn, den liebevollen Verehrer jeder Naturschönheit, diese überraschende Pracht fast trunken. In lichtem Glanze lag das Gewässer da; leise kräuselten sich die Wellen und warfen scherzend glitzernde Tropfen ans Ufer, daß die Vergißmeinnicht und die Gräserchen nickten und schaukelten. Drüben in weitentlegener, blauduftiger Ferne kränzten bewaldete Bergzüge die Ufer. Weit nach links hin verlor

sich der schimmernde Wasserstreifen zwischen den Hügelketten, die dort eine Wendung machten. Und über all der Herrlichkeit stand ein tiefblauer, lachender Himmel, und es strahlte die Sonne, daß quer über den See ein leuchtender und flimmernder Goldstreifen lag. Da kam ein Nachen gefahren, gerade auf den Streifen zu. Josias warf seine Tasche ab und streckte sich ins Gras; er wollte abwarten (eine Knabenidee!), wann das Schiff die Goldflut kreuzen würde. So lag er und schaute und träumte, und der Nachen war längst vorüber, und der Priester konnte sich noch immer nicht entschließen, sich von dem wundervollen Anblick zu trennen und seinen Weg fortzusetzen.

Da — was war das? Rührte sich nicht etwas neben ihm im Gebüsch? — Nicht doch; alles war wieder still. Josias schaut wieder auf die Flut. Doch — nun springt jemand aus dem Walde hervor — ein vermummter, wild aussehender Gesell — und greift nach seiner Tasche, in der die Pergamente stecken. „Gütiger Gott, was soll das?“ ruft Josias und faßt sein Eigentum. „Mann, es sind keine Schätze darin — die Heller, die ich habe, gebe ich dir freiwillig; nur laß mir die Pergamente!“

Da saust statt der Antwort ein wuchtiger Hieb auf des Priesters Schädel nieder, und er sinkt besinnungslos zu Boden.

XII.

Ich will nichts denken und nichts sinnen,
Ich will nichts wünschen und nichts sein,
Ich will nichts schaffen und beginnen,
Als Deinen Willen nur allein.
Dies eine wünsch' ich mir auf Erden
Als Gnadengabe Deiner Hand:
Ein totes Werkzeug Dir zu werden,
Selbst ungerühmt und ungekannt!

Wie war Josias nur in die dunkle Hütte gekommen, in der er sich endlich wiederfand? Wie auf das Lager von Moos und Laub, auf dem er erwachte? Und wer war der alte Mann, der da unfern in der Thüre saß und Kräuter ordnete?

Josias wunderte sich und schaute immerfort hin. Die Besinnung kehrte ihm wieder. Richtig, einen See hatte er vorhin — damals — gesehen; dann war einer gekommen — ein Räuber? nein, sah er nicht aus wie Hartmut? — es verwirrte sich noch alles in ihm. Die Wunde an der Stirn brannte noch so. Sicherlich hatte der Alte ihn im Walde liegend gefunden und auf irgend eine Art in die Hütte gebracht; und nun erwachte Josias aus seiner Betäubung. Ja, so mußte es sein.

„Freund,“ rief er mit matter Stimme, „sagt mir, wo ich bin.“

„Gott sei es gedankt, noch auf der Erde!“ sprach jener. „Leicht auch hätte es anders kommen können.“

„So war ich krank?“

„Das will ich meinen.“

„Wie lange?“

„Fast ging ein Monat darüber hin.“

Dies schien dem Priester erstaunlich. „Und wer seid Ihr?“ fragte er.

„Was thut's zur Sache?“ brummte jener. „Genug, daß es das Dach eines Freundes ist, unter dem du ruhst.“

Josias schwieg und sann wieder. Ein Schwall von Erinnerungen wollte über ihn kommen. Er vermochte aber keine festzuhalten; wirr flossen alle Bilder zusammen. Ein zurückkehrendes Gefühl tiefer Ermattung zwang ihn, die Augen von neuem zu schließen. Die Gedanken schwanden ihm abermals, und er sank in wohlthuenden Schlummer.

Nun genas er von Tage zu Tage mehr. Trefflich pflegte ihn der wortkarge Alte; wie ein Kind hob und führte er ihn, bis dem Mönche die Kräfte zurückkehrten. Wochen gingen indes noch hin, ehe er ganz wieder hergestellt war.

Dem Kranken that die ruhige, verschlossene Art des Einsiedlers unbeschreiblich wohl. Der Alte redete wenig, fragte und forschte nie und umgab dennoch seinen Pfleg-

ling mit einer an Mutterliebe grenzenden Aufmerksamkeit. Josias empfand es mit innigem Danke, ohne sich dies Verhalten des wildfremden Mannes im mindesten erklären zu können.

Es war am Schluß eines friedlichen Spätsommertages, als beide still vor der Hütte saßen. Josias half dem Alten seine Arzneikräuter verlesen, mit seinen Gedanken aber war er weit weg. Mehrmals richtete der Einsiedler seine stahlgrauen Augen forschend auf den jüngeren Mann. Endlich sagte er:

„Du bist nun gesund; es wäre an der Zeit, deiner Pflichten zu gedenken."

„Welcher Pflichten, guter Vater?"

Der Alte wies nach der Hütte: „Von eines Unwürdigen Hand verzeichnet, liegt da drinnen, was du in heiligen Stunden gedacht hast; du mußt es verteidigen gegen deine Feinde."

„Ich verstehe dich nicht."

„Hm. Sollte es dir zweifelhaft sein, daß Hartmuts Hand es war, die dich niederstreckte?"

„Also doch? Gott sei ihm gnädig."

„Und daß er deine Handschrift bereits deinen Feinden ausgeliefert hat?"

„Meinen Feinden? Wen meinst du?"

„Willst du Namen? Hincmar von Reims, dem du ein arger Mitwisser bist. Rhabanus Maurus, seit kurzem Erzbischof von Mainz —"

„Was sagst du?"

„Die Wahrheit. Eben jetzt ist Hartmut bei ihnen, und auf dem Konzil zu Mainz, das in den nächsten Monden tagen soll, wird er dich öffentlich der Ketzerei anklagen."

„Ha!" Josias sprang empor. „Und das sagst du mir erst jetzt, Anselmo? Wohinaus führt der Weg nach Mainz? Wie weit ist es bis dahin? Und wann tritt das Konzil zusammen?"

Der Alte stand auch schon. Mit einem Ausdruck stolzer Befriedigung, wie er selten sein hartes Gesicht erhellen mochte, schaute er auf den Priester herab:

„Gemach, mein Sohn! Sei überzeugt, daß ich statt deiner dachte, so lange du noch zu schwach warst; es ist bislang nichts versäumt worden. Was gedenkst du zu thun?"

„Du fragst noch? Vor dem Konzil will ich auftreten, und zwar freiwillig; predigen will ich ihnen die Wahrheit, die ich durch Gottes Gnade erkannt habe, und laut will ich für sie zeugen."

„Du dachtest nicht immer so."

„Nicht immer. Aber nun ist die Stunde gekommen. Langsam reifen die Früchte, die der Herr zeitigt; o Freund, wer wollte sie unreif brechen? Und der Hammer, den er führen will, darf sich nicht von selbst erheben, sondern muß harren bis seine Hand ihn schwingt. Dann aber sprüht das schwache Werkzeug Funken. — Lieber, nicht umsonst habe ich in dieser Zeit am Rande des Todes gewandelt; nicht vergebens hat der Herr mich hier allein genommen. Viel, viel ist in der stillen Zeit durch meine Seele gegangen! Siehe, die Bosheit regt sich so fleißig und spinnt ihre Lügennetze. O, wohl weiß ich, was jener Hincmar vorhat! Sie wollen Ketten schmieden, um die Priesterherrschaft immer mehr zur Despotin zu stempeln; selbst der Kaiser soll sich ihnen beugen, dem doch der Herr selbst gehorsam war, als er noch auf Erden wandelte. Also ist die Lüge geschäftig und scheut keine Gefahr; und die Boten der Wahrheit sollten feige verstummen? Was wäre es, das mich hindern sollte, des Herrn heilig Gnadenwort laut auszurufen? Demut? O, nicht meine Kraft soll siegen, ich bin nur ein Hammer in des Höchsten Hand, durch ein schlichtes Mönchlein kann er, so er will, schier die Welt aus den Fugen heben! — Furcht? Sie können ja nichts Ärgeres thun, als mir das Leben nehmen. Und o, Anselmo, **mein** Leben hat obendrein so gar gar wenig Wert! Zerschnitt der Herr nicht von früh auf mir alle Bande, die mich an die Erde fesseln wollten? Warum? — daß ich ihm mein Leben weihen sollte! Einst verstand ich ihn nicht; nun aber ist mir ein helles Licht in die Seele gekommen. Und wahrlich, keinen Heller wert will ich mich selber achten, so er mich würdigen will, Worte ewigen Heiles

in die Welt zu rufen, viel tausend armen Sündern zu süßer Erquickung. Denn wer, der erst selber durch Gnade genesen vom Jammer der Sünde, vermöchte zu schweigen? Die Lippe fließt über von dem seligen Danke, der das Herz erfüllt. Und wer selber das Heil geschaut — ja, der kann nicht anders, er muß nun auch andere nach oben weisen."

Er schwieg und schritt überwältigt von der Glut seiner Gefühle, mehrmals hastig auf und ab. Der Alte sah ihn mit großen brennenden Augen an.

„Und das alles ist dir hier — hier in meiner armen Hütte klar geworden?"

„Gereift ist die Erkenntnis dort. Jetzt — jetzt fällt die Frucht! O Freund, ich hatte es vom Herrn erbeten, daß er die Entscheidung selbst in die Hand nehmen möge, auf daß nicht mein, sondern einzig sein Wille geschehe. Nun, nun hat er entschieden! Die Worte, die du sprachst, sind mir die Kunde, die ich erwartete. Das ist Gottes Hand, Gottes Führung. Und nun laß mich nicht mehr mit Fleisch und Blut zu Rate gehen; ein Werkzeug soll ich werden in des Höchsten Hand; die Erde liegt unter mir, es geht nun aufwärts, aufwärts. . . . ."

Er schwieg und schaute träumend in die Ferne.

„Ja, aufwärts," sprach mit Ernst der Alte, „aber vielleicht zur Märtyrerkrone."

Eine tiefe Bewegung ging über Josias' Antlitz. „In Gottes Namen auch das," sprach er dann leise, und seine Hände falteten sich zum Gebet. Es entstand eine Pause. Der Priester stand da, das blaue Auge verklärt nach oben gerichtet, die Hände verschlungen. Sein Antlitz glühte in tiefer Bewegung. Der Alte betrachtete ihn mit Ehrfurcht; es flammte etwas wie lang verhaltene Leidenschaft durch seine verwitterten Züge, als er so dastand. Er fuhr mit der Rechten wiederholt über seinen langen grauen Bart, als kämpfe er mit einem Entschlusse. Endlich trat er auf den Priester zu, faßte seine Hände und führte ihn zu der Bank.

„Wozu?" fragte dieser. „Laß mich lieber rüsten zum Aufbruch; die Zeit ist mir kostbar."

„Es soll geschehen," entgegnete Anselmo. „Aber bis ich mein kleines Haus bestellt und dieses samt den Tieren dem Knaben übergeben habe, müssen wir doch wohl warten."

„So denkst du mich eine Strecke weit zu begleiten?"

„Das nicht."

Josias sah ihn fragend an. Der Alte wurde fast verlegen.

„Nicht bloßes Geleit dachte ich dir anzutragen," sagte er, „ich wollte dich bitten, mich als deinen treuen Diener mit dir zu nehmen, damit dein Geschick das meine sei."

„Nimmermehr, guter Vater! Du hast hier ein trauliches Daheim; da magst du binnen kurzem in Frieden auch heimgehen. Mein Los aber, du hörst es ja, ist fortan mehr als je Leiden und aber Leiden. Ich kann dir keinen Pfühl anbieten, als das freie Feld, kein Brot, als was barmherzige Menschen mir reichen, und kein Obdach, als den freien Himmel, falls sich nicht hie und da eine gastliche Hütte aufthut —"

„Dies sind thörichte Gegengründe," entgegnete der Alte. „Ist es denn Wohlleben, was ich bei dir suche? — Auch bist du selbst es weniger, dem ich dienen will; es ist der Herr, der dich sendet. Mein Herz drängt mich, den Rest meiner Tage ihm und seinem Dienste zu widmen; und möchtest du mir den Frieden versagen, den die Erfüllung dieser Sehnsucht mir gewähren muß?"

Bewegt schaute Josias ihn an. Er vermochte nicht mehr nein zu sagen.

„Gieb mir," fuhr der Einsiedler fort, „von deiner und meiner Zeit nur noch wenige Augenblicke, daß ich dir sage, wen du vor dir hast. Ich spreche zu dem Priester, denn meine Worte werden einem großen Sündenbekenntnis mehr gleichen als etwas anderem. — Siehe, ich war in meiner Jugend ein Mönch, wie du. Ich hatte mehr studiert, als die übrigen Brüder; besonders war mir die Arzneikunde geläufig geworden."

„Gleich mir," sagte Josias.

„Wohl. Aber dir ward die Natur ein Buch, das auf jeder Seite von dem Schöpfer Zeugnis kündet; mir ward mein Wissen eine Quelle endloser Zweifel. Bald war ich überzeugt, daß Wissen und Glaube sich gegenseitig ausschlossen, und zur Wahl

unter beiden gezwungen, entschied ich mich für das erstere. Dann ging unter den Brüdern das Gerede, ich sei ein Abtrünniger, ein Ketzer; und nachdem ich für lästerliche Äußerungen mehrfach gezüchtigt war, ersah ich es einst beim Sammeln von Kräutern und entwich dem Kloster. Mehrere Tage trieb ich mich im Walde umher, bis der Hunger mich abgemattet hatte. Da fanden mich wilde Gesellen, die sich meiner annahmen. Ja, was soll ich dir's weiter beschreiben? Ich geriet in eine Räuberbande — und blieb bei ihnen."

„Unglücklicher, warum machtest du dich nicht los?"

„Ich glaubte, Gutes stiften zu können. Die wilde Gesellschaft betrachtete mich bald mit einer Art abergläubischer Achtung; mein Wissen flößte ihnen Scheu ein; es ging die Rede, ich verstände Beschwörung und Schwarzkunst, und niemand hätte gewagt, sich ernstlich meinem Zorne auszusetzen. So hatte ich bis zu einer gewissen Grenze bald einen großen Einfluß; ja ich darf sagen, daß ich manche Frevelthat verhütet und manchem armen Wanderer das Leben gerettet habe."

„Wie aber kamst du hierher in diese Hütte?"

„Meine Beschäftigungen und Neigungen trennten mich nach und nach von selber los von dem Kreise. Man gewöhnte sich, mich als den Arzt, Ratgeber, ja als den Beichtiger der Waldbewohner anzusehen. Man litt es gern, daß ich mir endlich eine eigene Hütte baute, und wo ein Wanderer fortan in meinem Geleite das unwegsame Gebiet durchstrich, da war er sicher vor jeder Gefahr. Die friedlicheren Bewohner in den Flecken, Dörfern und Gehöften umher kamen gleichfalls zu mir; ihnen war ich ein Helfer und Freund, wo es nur möglich war."

Sinnend schwieg der Einsiedler eine Weile. Dann fuhr er mit weicherer Stimme fort:

„Mein Leben war nicht arm. Ich könnte dir viel von seinen bunten Begegnungen erzählen. Doch was half es mir? Ich fühlte, daß ihm der Kern fehle. Ich erinnerte mich aus der Schule jenes alten Mannes, der im Tempel auf den Heiland wartete, und als er das Jesuskind ersah, freudig ausrief: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" Mir ist's diese Zeit her schwer zu Mute wie jenem; seit ich deine Schriften gelesen, kommt mir das Herz nicht mehr zur Ruhe, und mir ist, als hätte ich auf diese Offenbarungen mein ganzes Leben lang gewartet. Darum laß mich nicht wieder von dir! So wahr du selbst den Frieden suchest und ersehnst, dessen Verkünder du bist, laß mich nicht hier zurück! Ich will dein und deiner Botschaft Diener sein; ich will dich wie einen geliebten Sohn schützen und behüten, soweit meine Kraft reicht; ich will mit dir und für dich sterben. Josias, nimm mich mit dir!"

Der alte Mann hatte sich vor dem Priester auf die Knie niedergelassen.

Josias blaue Augen füllten sich mit Thränen und die ganze Weichheit, deren er fähig war, kam noch einmal erklärend in seinen Zügen zum Ausdruck, als er sich nach kurzem Besinnen zu dem Alten niederbeugte und einfach, aber entschlossen sagte:

„Wohlan, es sei! Ziehe mit, Anselmo! Wir folgen beide dem Rufe des Herrn. Thue, was zu deinem Frieden dient. Der Herr segne dich!"

Und nun wurden keine Worte mehr verloren. Anselmo bestellte eilends sein Haus, übergab die Hütte samt allem Zubehör der Aufsicht des Knaben und sagte zuletzt: „Sollte ich heute übers Jahr noch nicht zurückgekehrt sein, so ist dies alles dein Eigentum."

Dann wandte er sich und sahe nicht zurück. Hinter ihm lag die Öde des Lebens, vor ihm das Ziel seiner Sehnsucht. Er fühlte es, hierher kehrte er nie wieder.

XIII.

Rühmen kann ich nur und preisen
Dein Erbarmen Stund' um Stund';
Gieb Du selbst mir neue Weisen,
Neue Lieder meinem Mund! —
Vom Beginn im Wasserbade,
Bis man in die Gruft mich legt —
Es ist Gnade, nichts als Gnade,
Was mich zur Vollendung trägt.

Josias und sein Begleiter zogen nordwärts. Dem kundigen Führer hatte er es zu danken, daß sie bald ganz ungefährdet das dichte Gewirr der Wälder und Bergzüge passiert hatten und nun friedlich dem Laufe des Rheines folgen konnten.

Weise benutzte Josias die Zeit, die ihm bis zur Eröffnung des Konzils noch blieb. Sie wanderten langsam; in jeder größeren Ortschaft wurde ein längerer Halt gemacht. Dann trat der Mönch auf und predigte; in warmen, innig begeisterten Worten verkündigte er die Lehre von der freien Gnade, die den Sünder selig macht. Und o, in wie manche krankende Seele fiel dies Wort von der erbarmenden Liebe wie ein Gruß aus Engelsmund! Wie lauschten sie den Bibelsprüchen, die von der Liebe des Heilandes reden, als wäre es eine ganz neue Offenbarung! Ja wahrlich, neu für sie, die armen schmachtenden, verhungernden Laien, denen die treulosen Priester Steine statt Brot gereicht hatten. Aber nun erklang ein anderes Wort: „Warum zählt ihr Geld dar, da kein Brot ist, und eure Arbeit, da ihr nicht satt von werden könnt? — Kommet her und kaufet ohne Geld und umsonst!" — Und sie kamen und kauften ohne Geld, und ihre Seele wurde reich und satt. Aber die toten Werke brach Josias ihnen mit kräftiger Hand entzwei.

Und ein Zweites that er: Er schrieb eifrig Sendbriefe. Viele der großen Gelehrten kannte er persönlich, von anderen wußte er doch den Namen und die Gesinnung, die in ihren Schriften wohnte. Diesen teilte er mit, was ihm offenbart war, und ermahnte sie, nicht nur fleißig in der Bibel wie in den Kirchenvätern der beregten Sache nachzuforschen, sondern auch solcher Art vorbereitet demnächst zu Mainz zu erscheinen, allwo Josias, so Gott Gnade gäbe, die Sache öffentlich vertreten wolle.

Anselmo that fleißig Botengänge. Manche der Briefe trug er selbst an die Adresse, für die anderen wußte er sichere Gelegenheit auszufinden, und es reute ihn nicht, manches Goldstück, das längst bei ihm zum Rosten lag, für diesen Zweck als Botenlohn hinzugeben.

So verstrichen die letzten Wochen, und mit dem Spätherbst kam endlich der Tag heran, wo die Thore von Mainz sich den Wanderern aufthaten. König Ludwig selbst war dort, diesmal als Gast des nunmehrigen Erzbischofs Rhabanus Maurus anwesend; er hatte der Synode zugleich den Charakter einer Reichsversammlung gegeben und wollte den Vorsitz führen. Tausende von weltlichen und geistlichen Würdenträgern hatten sich zusammengefunden; in buntem Gemisch füllte ihr Troß die Straßen, und die ehrsamen Mainzer Bürger hatten genug zu schauen an den fremdartigen Trachten der verschiedenen Stämme, an dem glänzenden Ornat der Bischöfe, den Hofkleidern der Staatsherren, und sie schüttelten den Kopf über manche fremde Mundart.

Auch Kauf- und Handelsherren zog die allgemeine Bewegung in großer Anzahl mit nach Mainz. Der geräumige Hafen lag so voll von Schiffen, daß kein Platz für neue Ankömmlinge zu bleiben schien, und manches Segel samt seinen Fahrgästen lange harren mußte, ehe Raum zur Einfahrt geschafft wurde. Und in den Straßen sah es nicht besser aus. Eng und winkelig waren sie ohnehin, die Giebel mit den weit vorspringenden Erkern begegneten sich droben fast; weit vortretende Kellerhälse, Vorkräme, ja Stallungen versperrten häufig die Passage. Nun hatte neben all diesen Hemmnissen noch eine beträchtliche Anzahl von Krambuden vor den Häusern Platz gefunden; ja die Hauptstraßen waren kaum etwas anderes als eine bunte Masse, und manch ein Bischof mußte sich mit Geduld wappnen, wenn seine Sänfte auf dem Wege zum Sitzungssaale

immer wieder Halt machte und in dem Gedränge nur im Schneckenschritt vorwärts kommen konnte. Aber ungefährdet gelangten schließlich doch alle zu dem ersehnten Ziele.

In dem großen Sitzungssaale hatten sich am heutigen Vormittage zahlreiche Mönche, Priester, Bürger und sonstige Zuhörer versammelt. In Ermangelung anderer Augenweide betrachteten sie einstweilen die mächtigen, aus klaren Hornscheibchen zusammengesetzten Bogenfenster, die sternenbesäete Decke des riesigen Saales, die von sechs starken Säulen getragen wurde; den erhöheten, reich mit Purpurdecken und Kränzen geschmückten Sitz am oberen Ende, der für König Ludwig bestimmt war, und die zahlreichen Sessel, die denselben im Halbkreis umgaben. Gespannt richteten sich oft die Blicke nach dem Haupteingange, in dem nun bald König Ludwig selbst erscheinen sollte, und neben ihm Drago, ein natürlicher Sohn Karls des Großen, der mächtige Prälat und Stellvertreter des Papstes für alle Länder nord- und westwärts der Alpen.

Ein Trompetenstoß verkündete endlich den Beginn der Sitzung. Die Thorflügel öffneten sich, und herein schritt zunächst ein Herold, der das Nahen des Königs mit lauter Stimme verkündigte. Ihm folgten in goldgestickten Kleidern sechs Edelknaben, die auf den königlichen Sitz zuschritten und sich zu beiden Seiten desselben aufstellten. An diese schlossen sich die ersten Hofbeamten: der Pfalzgraf und der Kanzler, der Kämmerer, Seneschall, Marschall u. s. w., welche mit den Insignien ihres Amts versehen waren und sich gleichfalls hinter und neben dem königlichen Stuhle aufstellten. Dann folgte König Ludwig der Deutsche. Sein scharfes, dunkles, von buschigen Brauen überschattetes Auge glitt links und rechts über die Versammlung, als er langsam durch die Reihen schritt; seine Stirn zierte eine niedere reifartige Krone, den Leib umschloß ein glänzendes Schuppenhemd, über welches ein prächtiger, reich mit Goldstickerei gesäumter Purpurmantel fiel, vorn durch eine blitzende Juwelenagraffe zusammengehalten. Seine Erscheinung war durchaus nicht unsympathisch; doch machten die trotzig vortretenden Lippen, die schroff gebogene Nase und besonders die etwas stechenden, lebhaften Augen den Eindruck eigenwilliger rücksichtsloser Selbständigkeit, nur wenig durch aufwallende Gutmütigkeit gemildert.

Ihm zur Rechten schritt Drago, der päpstliche Vikar. Sein graues Haar quoll unter dem Kardinalshute hervor auf die schwere Goldkette, an der ein sehr großes Goldkreuz hing. Dem König zur Linken jedoch erblickte man Rhabanus Maurus, den Erzbischof von Mainz.

An diese reihten sich Paar um Paar zahlreiche Erzbischöfe, Bischöfe, königliche Räte, Grafen, bedeutende Staatsmänner und Rechtsgelehrte; vor allem auch die Boten und Gesandten auswärtiger Fürsten und die Bevollmächtigten von Bittstellern oder sonstigen nicht anwesenden Teilhabern der hohen Synode.

Beim Eintritte König Ludwigs erscholl von einer oberen Tribüne der feierliche Gesang: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ der mit Posaunen- und Harfenbegleitung anhielt, bis alle Platz genommen hatten. Ludwig thronte, allen sichtbar, auf dem Königssitze, rechts von ihm ließ sich sein Oheim, der Prälat Drago, in einem Sessel nieder. Rhabanus als Präsident der Versammlung hatte seinen Platz neben diesem am oberen Ende eines langen Tisches; ihm gegenüber erhob sich links das Rednerpult. Neben Rhabanus saßen der Kaplan und der königliche Referendarius mit einigen Schreibern. Die übrigen Plätze in der Nähe des Königs nahmen nach Rang und Ordnung die sonstigen hohen Würdenträger ein, indes die weniger hochgestellten sich bescheiden in der Nähe der Laien und Zuhörer niederließen.

Nach dem Gesange erhob sich Ludwig, um in einer kurzen Ansprache die Anwesenden zu begrüßen. Er gab der Versammlung den Charakter eines Reichstages, bestimmt, mehrere klerikale Fragen zu lösen, die im Laufe der letzten Jahre häufig aufgetaucht seien. Diese sollten jetzt, allwo die Gebiete der geistlichen und weltlichen Macht sich enge berührten und doch oft schwer unterscheiden ließen, weder durch eine Synode völlig geistlicher Art, noch durch eine Reichsversammlung in rein staatlichem Sinne, sondern durch eine Vereinigung beider, eine Reichs- und Kirchenversammlung, geprüft und entschieden werden.

Hieran schloß Rhabanus ein kurzes Gebet und erklärte dann die Synode für eröffnet.

Die Verhandlungen begannen.

Zunächst betrat ein Abgesandter des Bischofs Ansgarius den Rednerstuhl. Der Bischof ließ Bericht erstatten, daß die wilden Normannen unter dem Dänenkönig Horich den neu errichteten Bischofssitz Hamburg unablässig verwüsteten, die Priester erschlügen, die Kirchen verbrannten und beraubten. Es sei ihm nach hartnäckigem Kampfe gelungen, mit den wertvollsten Reliquien und Heiligtümern von dort nach Bremen zu flüchten, allwo ihn der sterbende Bischof Lauderich alsobald zu seinem Nachfolger ernannt habe. Er habe nun Hamburg einstweilen mit Bremen zu einer Diözese vereinigt und ersuche um die Bestätigung dieser Einrichtung seitens der Synode. Aus vielerlei Ursachen (die er näher ausführte) sei von hier aus die dänische Mission mit besserem Erfolge zu betreiben, als wenn der Bischofssitz in Hamburg bleibe.

Als der Bevollmächtigte alles dies vorgetragen hatte, wurde die Sache reiflich geprüft und erwogen. Eine Stimme nach der andern wurde laut; Ratramnus von Corbin, der selbst schon mehrere Mönche für die Missionsarbeit unter den Dänen entsandt hatte, befürwortete den Antrag als Sachkundiger in längerer Rede.

Endlich wurde das Gesuch des Bischofs Ansgarius vom Könige und von der Geistlichkeit genehmigt und dem Gesandten die Antwort in aller Form auf einem Pergamente ausgefertigt, das er andern Tages vor der Versammlung knieend empfing.

Den zweiten Gegenstand bildete eine Botschaft aus Rom. Papst Leo IV. hatte sich nach dem plötzlichen Absterben seines Vorgängers Sergius ohne Zuziehung eines kaiserlichen oder königlichen Sendboten salben und krönen lassen. Es war dies ein bedeutsamer, ziemlich kühner Schritt in dem unter der Geistlichkeit neu erwachten Streben, sich von der Oberherrlichkeit des Kaisers zu emanzipieren. Ja, die Teilung das vor kurzem noch mächtigen Frankenreiches ließ den Wunsch gedeihen, die Kirche möge ihr lange nur theoretisch behauptetes Übergewicht über die Staatsmacht unter den obwaltenden sehr günstigen Verhältnissen auch praktisch zur Durchführung bringen. Noch hatte Ludwig, gleich Lothar und Karl, über jenen Krönungsakt keine Äußerung gethan, mit Spannung erwarteten daher alle Eingeweihten, wie er das von Leo IV. als Inhaber des päpstlichen Stuhles unterzeichnete Dekret aufnehmen werde.

Der Inhalt des Schreibens selbst betraf eine Nebensache. Die Saracenen beunruhigten das Mittelmeer und besonders die Küsten von Italien. Lothars Sohn hatte sie zwar bei Bari besiegt, jedoch nicht aus den einmal besetzten Landstrichen vertreiben können. Der neue Papst sah den Kirchenstaat noch immer fort von ihnen bedroht. Nun rief er die drei mächtigen Urenkel Pipins, welcher dem Nachfolger Petri jenen Landstrich geschenkt, zur Hülfeleistung auf und zur Sicherstellung jenes Landstriches durch Truppen. Es lag auf der Hand, daß dies weniger geschah, weil er etwa selbst außer stande gewesen wäre, sein kleines Gebiet zu schützen, vielmehr glaubte er den Zeitpunkt gekommen, von den Herrschern eine Dienstleistung zu verlangen, auf die sich weitere Ansprüche stützen mochten.

Und er hatte sich nicht getäuscht. Nach kurzem Schwanken, das indes durch den Bischof Noting von Verona geschickt zu einer günstigen Entscheidung gebracht wurde, genehmigte Ludwig huldvoll das Gesuch des heiligen Vaters!

Der ungesetzmäßige Wahlmodus war damit von seiner Seite schweigend sanktioniert; der Klerus hatte einen Sieg über die Staatsmacht davon getragen. König Ludwig wurde willig dem Papste dienstbar. Als schon wenige Jahre später eine neue Papsteswahl notwendig wurde, schob man selbstverständlich die Rücksicht auf die fränkischen Herrscher ganz beiseite und zeigte ihnen blos das Faktum an, als Benedikt III. bereits eine geraume Zeit regiert hatte.

Doch schon eher ermutigte der Ausgang dieser Frage zu weiteren Übergriffen.

Der päpstliche Legat war abgefertigt, und Ludwig fragte, was noch vorliege. Da tauschte Drago mit Hincmar einen Blick, den dieser wiederum zu Rhaban hinübersandte.

Rhaban winkte nach kurzem Zögern einem Edelknaben, der mehrere Rollen hielt und sprach, zum Könige gewandt:

„Wenn es dir gefällt, o König, so seien zunächst die Dekretale vorgelegt, die, vom heiligen Isidor von Sevilla verfaßt, lange verloren gewesen und, wie ich dir schon früher mitgeteilt, im Kloster Arlais bei Soissons nun endlich aufgefunden sind. Dein schriftlicher Bescheid auf diese Mitteilung lautete damals, „die Dokumente seien vorzulegen und zu prüfen. Dies ist von glaubwürdigen Männern unter Beisein mehrerer Bischöfe“ (er führte Namen an) geschehen, und allhier liegen die Pergamente vor, die für die gesamte christliche Kirche ein unschätzbares Kleinod repräsentieren.“

Schon bei den ersten Worten hatte Ludwig die Stirn gerunzelt; jetzt unterbrach er beinahe den Redner, indem er mit merklicher Verstimmung ausrief:

„Gut, gut; wozu die vielen Worte? Ob Kleinod oder nicht, das werde ich zunächst selber prüfen. Für den Klerus ist dies selbstverständlich ein Fund; denn wie ich höre, fährt die Kirche nicht schlecht dabei — auf Kosten des Staates! — Gieb her, Knabe!“

Lautlose Spannung herrschte im Saale, als der Page sich nun vor Ludwig auf ein Knie niederließ und demselben die vergilbten Pergamente überreichte. Mit zwei schweren Falten des Unmuts zwischen den buschigen Brauen entrollte der König eins derselben und begann seinen Inhalt zu durchfliegen. Scharf beobachtete ihn mancher Bischof.

„Was sagt Ihr, Ohm?“ bemerkte Ludwig zwischendurch halblaut zu Drago; „Rechte und abermals Rechte, und nur für den heiligen Vater! Mein Regiment führe schlimm dabei; zwar, wie ich sehe, auch die Herren Bischöfe, deren Freiheit gleichfalls nicht übel beschnitten wird.“

Kopfschüttelnd las er weiter. Die Stille wurde peinlich; einige Minuten lang hätte man das Knuspern eines Mäuschens hören können. Der ganzen Versammlung hatte sich eine Ahnung dessen bemächtigt, was im Hintergrunde lag.

Da erklang tief aus dem Zuhörerraume mitten in dies drückende Schweigen hinein ein leises, doch jedem deutlich vernehmbares Wort:

„Gefälscht!“

Fast instinktmäßig wendeten sich aller Augen der Richtung zu, woher der Laut kam; selbst der König sah über seine Dekretale hinweg und warf einen forschenden Blick auf die Versammlung. Es war jedoch unmöglich; aus dem dichten Knäuel, der den Hintergrund bildete, eine einzelne Persönlichkeit herauszufinden, zumal wenn sie nicht gefunden sein wollte.

Doch blieb das Auge Rhabans mit seltsamer Spannung auf einer Gestalt haften, die frei und für jedermann sichtbar im Vordergrunde an einem Pfeiler lehnte. Es war ein Mönch, in dessen hageren, durchfurchten Zügen er augenblicklich Josias wiedererkannte.

Ein Wiedersehen nach fast zwei Decennien! Rhabanus war inzwischen ein Graukopf geworden; dennoch fühlte er, wie das alte, langvergessene Etwas urplötzlich wieder in ihm aufwallte und er bei dem Anblick die Farbe wechselte.

Josias Blick begegnete dem seinen. Der Priester erschien völlig ruhig.

„Tragt alles das in mein Kabinett!“ entschied in dem Augenblicke König Ludwig und schob die Schriftstücke von sich, dem Pagen zu. „Die Sachen sind doch zu wichtig, um ungeprüft angenommen zu werden. Ich will sie erst genau untersuchen. — Nichts da!“ rief er dem Bischof Rothad von Soissons zu, der sich erhoben hatte, offenbar um noch etwas zur Sache zu reden; „diese Frage soll für heute nicht weiter berührt werden. — Was liegt noch vor?“

Da trat Hincmar von Rheims auf und sagte, mehr zu den Bischöfen als zum Könige gewandt:

„Ich muß vor den Vertretern der heiligen christlichen Kirche den betrübenden Fall konstatieren, daß abermals ein ketzerischer Irrwahn aufgetaucht ist und viel Unruhe verursacht. Hier steht ein getreuer Klosterbruder (er winkte Hartmut herbei), der mir Kunde gebracht hat von einem Abtrünnigen, einem Mönche Josias, der schon einmal vor

dieser Synode wegen Auflehnung gegen die Klosterordnung verurteilt wurde. Nun hat derselbe ohne Erlaubnis das Kloster verlassen, treibt insgeheim eine gar gottlose Theosophie und verbreitet Schriften, so absolute Ketzereien enthalten.

Da erhob sich Erigena Scotus, einer der berühmtesten Gelehrten jener Zeit, trat ungezwungen auf die Unterstufe des Rednerpultes und sagte, als Hincmar erwartend schwieg:

„Mit Verlaub, Herr Erzbischof! Es handelt sich in dieser Sache um ernste treue Forschungen auf Grund der Bibel, speziell des Römerbriefes, die, so meine ich, vor allem erst sachgemäß zu prüfen wären, ehe sie als Ketzereien abgethan und zum Feuertode verdammt werden."

„Zu der Ansicht muß auch ich mich bekennen," sagte Ratramnus von Corbin; von der Hand Josias selbst ist mir (und nicht nur mir allein) ein Sendbrief zugegangen, der überdies den eben ausgesprochenen Vorwurf einer geheimen Wirksamkeit annulliert. Die Sache ist eine offen ausgesprochene Streitfrage; sie muß offen geprüft und entschieden werden."

Langsamen Schrittes war bei diesen Worten Josias selbst in den Halbkreis der Würdenträger getreten. Er verneigte sich ehrerbietig vor dem Könige, überflog die Reihen der sonstigen Anwesenden mit gelassenem Blick und nannte dann dem harrenden Seneschall seinen Namen.

„Der Priester Josias," verkündete dieser.

Unter den Geistlichen entstand eine Bewegung; zahllose Blicke richteten sich voll Interesse auf den hageren Mann in der abgetragenen grauen Kutte, der, die Züge von stiller Begeisterung durchleuchtet, dahertrat. Der Erzbischof von Mainz lehnte sich im Sessel zurück und maß den Ankömmling mit finsterem Blicke; dem Könige schien diese Erscheinung sympathisch zu sein, er winkte Josias, näher zu kommen. Im Hintergrunde unter den Zuhörern erhob derweil ein alter Mann beide Hände und sah mit Thränen in den Augen nach oben.

„Sprich," sagte der König, „was ist dein Anliegen?"

„Du vernahmst, o König, die Worte, die eben geredet wurden. Sie waren mir eine Aufforderung, mich hier persönlich darzustellen und für die Wahrheiten, die sich mir durch Schriftforschung enthüllt haben, öffentlich Gehör zu begehren."

„So trage dieselben in kurzen Zügen vor."

Auf diese Forderung war Josias gefaßt gewesen. In knappen klaren Sätzen und mit klangvoller Stimme sprach er jetzt also unerschrocken aus, was ihm das köstlichste Heiligtum, jenen eine verdammliche Ketzerei dünkte.

Rhaban, den niemand beachtete, richtete schon nach den ersten Worten seine Augen groß und erstaunt auf Josias. Seltsam mußte ihn der Vortrag des kühnen Priesters ergreifen, denn er wechselte mehrmals die Farbe und horchte mit immer wachsender Spannung. Sobald Josias geendet hatte, erhob sich jener und sagte schier hastig:

„Mein König und ihr anwesende Amtsbrüder, dies sind so gewaltige Fragen, daß es mir wenig ziemlich deucht, sie allhier ohne weiteres abzuhandeln. Schon aus Rücksicht auf die hier zahlreich anwesenden Laien, die an dogmatischen Fragen, in so gewagter Form aufgeworfen, allzuleicht Anstoß nehmen, spreche ich die Meinung aus, dieser Gegenstand möge zuerst in einer Vorverhandlung nur unter Sachkundigen erörtert und das Resultat hernach hier mitgeteilt werden. Wer meiner Ansicht ist, der wolle sich erheben."

Die Mehrzahl der Geistlichen stand auf; die Laien blieben zumeist sitzen. Da hieß Rhaban ferner diejenigen sich melden, welche an der Debatte mit Josias teilzunehmen wünschten, und ihre Namen aufschreiben. Die Zahl ward groß genug, und nicht klanglos waren die Namen derer, die Josias auf seiner Seite wußte.

Rhaban beraumte eine Stunde des folgenden Tages für das Gespräch an. Dann wurde die Synode für heute geschlossen. —

Warum nur lag der graue Erzbischof an diesem Abend so lange wach auf seinem Lager und fand keinen Schlummer? Und warum, als er zuletzt doch entschlief, umschwebte ihn im Traume unablässig das Bild Elfriedens, daß ihm am andern Morgen das Herz fast weh that? Vielleicht, weil Josias ihre stillen blauen Augen geerbt hatte? Und weil Rhaban nur zu gut wußte, woher der kummervolle Zug in diesem Antlitz stammte? —

XIV.

Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen. Ap. 9, 16.

Es war am folgenden Tage, und schon neigte sich die Sonne dem Westen zu.

Die von Rhaban anberaumte Sitzung hatte stattgefunden. Josias hatte, den Römerbrief in der Hand, mehrere andere Schriften des neuen Testamentes nebst seinen eigenen Pergamenten vor sich auf dem Tische liegend, mit dem Herzenston echter Überzeugung alles vorgetragen, was ihm durch Gottes Gnade als Wahrheit aufgegangen war. Unerschrocken hatte er es ausgesprochen, daß die Verwalter der kirchlichen Schätze dem Volke das Beste vorenthielten, was der Herr durch sein bitteres Leiden und Sterben für alle erworben: den freien Zutritt zu seiner Gnade, die ohne Geld, ohne Werke, ohne Verdienst und Würdigkeit jedem zu eigen werden soll, der ihrer begehrt; ferner, daß da kein Unterschied ist, daß niemand vor Gott aus eigner Kraft gerecht und heilig werden oder gar überschüssig Verdienst erlangen kann, sondern daß alle, alle sündig und der Verdammnis wert sind, und daß selbst die Häupter der Kirche und die gepriesenen Heiligen verlorene und verdammte Sünder sind und gleich dem Schächer nur aus Gnaden selig werden.

Darob war heftiger Streit entbrannt, der sich viele Stunden lang in leidenschaftlichen Debatten kund that. Ein Teil der fremden Gelehrten war auf Josias Seite; die Partei der Gegner führte Rhaban; Hincmar verhielt sich meist stiller; aber in seinen Augen lauerte ein unheimliches Etwas, das keinen Frieden verhieß.

Ja, sehr hitzig war es hergegangen, Rhaban selbst, der sich sonst so kühl und sachlich zu halten pflegte, mischte in seine Ausführungen scharfe Wendungen voll persönlicher Bitterkeit. Erigena Scatus, der ohnehin im Rufe freien Denkens stand, machte eine nur zu deutliche Anspielung auf „gewisse kirchliche Verfügungen, von denen — mit Verlaub zu bemerken — nichts in der ganzen Bibel zu finden sei, indes solche wahrhaftigen Gottesworte, die den Herren nicht anstehen, einfach ans Kreuz genagelt würden gleich dem Heiland selber.“ Worauf Rhaban ihm zornig zurief, er möge seine Zunge besser hüten; leicht möchte er hart zur Verantwortung gezogen werden. Und Noting von Verona wies in glänzender Rede nach, es müsse die Rede von solcher verdienstlosen Freiheit im Volke demoralisierend wirken, ob auch vielleicht ein edlerer Charakter sie ohne Schaden zu fassen vermöge. Die Versammlung hatte sich endlich für heute aufgelöst, ohne zu einem festen Resultate gekommen zu sein.

An alles dies dachte Josias, als er nach Schluß der Sitzung langsam der Vorstadt zuwanderte, allwo unter den vereinzelten Häusern, schon fast im freien Felde, seine Herberge lag.

Mächtig gingen die Wogen der Flut, die seine Seele schwellte. Denn nicht nur war dies der Höhepunkt seines geistlichen Lebens, wo er Tag und Nacht vor Gott stand, ganz bereit, für ihn und seine ewige Gnade und Wahrheit selbst Schmach und Tod zu erleiden; sondern es schien sich in diese Stunden auch alles, alles zusammenzudrängen, was je den Inhalt seines Lebens gebildet hatte. Das Zusammensein mit Rhaban — und an diesem Orte — hatte alles wieder aufgeweckt, was er längst entschlafen oder gestorben glaubte.

Er dachte an Maria und sein verlorenes Liebesglück. O, der alte Schmerz lebte noch immer in ihm; er hatte sie nicht vergessen. Nur das war wunderbar, daß er jetzt

wirklich in Stille und Frieden ihrer gedenken konnte. Die nagende Sehnsucht und die Bitterkeit der Entsagung war einer friedlichen Wehmut gewichen. So trauert man mit reinem Herzen um einen Gestorbenen, den man in der Ruhe weiß. Ob sie — Maria — vielleicht längst hingegangen war? — und darum diese Stille in ihm nach all den Stürmen? War es eine Ahnung? — Unzähligemale hatte Josias darüber nachgesonnen, seit er diese Wandlung in sich verspürte; heute kam er zu dem Entschluß, er wolle nicht von Mainz weichen, ohne sich über Marias Geschick Gewißheit verschafft zu haben. Rhaban selbst würde ihm die Auskunft nicht verweigern.

Ja, Rhaban! Der Name war und blieb eines der flammenden Losungsworte seines Lebens. War es ja für lange Jahre verklungen, nun wachte es mächtig wieder auf; und was je des Jünglings Seele beim Klange dieses Namens brennendheiß durchfiebert hatte, das machte dem Manne heute in aller ungeschwächter Leidenschaft das Herz und die Pulse klopfen. Rhabanus Maurus! Mehrere Stunden lang hatte Josias ihm heute gegenüber gesessen, und sein Anblick hatte ihn gebannt, wie in früheren Tagen. Rhaban war alt geworden: sein Haupthaar lichtete sich, sein Bart war weiß, die Denkerstirn und die Partie um Mund und Augen waren tief gefurcht. Aber hell und fest war sein Blick geblieben, und der Klang seiner volltönenden Stimme hatte nichts von der alten Macht verloren. Josias überkam es unter ihrem Einfluß wie brennendes Heimweh nach einem Glücke, das er nur sehnlich erträumt, aber nie besessen hatte. Er fühlte es jetzt in tiefer Seele, er grollte diesem Manne nicht mehr; er liebte ihn. Aber sie waren Feinde!

Josias war seiner Herberge nahe gekommen; indes lockte ihn das Abendrot, noch ein wenig draußen der köstlichen Stille zu genießen. So ging er an dem Häuschen vorüber.

Da trat Anselmo unter die Thür: „Wohin, mein Josias?"

„In das Wäldchen dort. Ich kehre wohl bald zurück."

„Erlaubst du, daß ich dich begleite?"

Josias lächelte: „Dein Geleit ist mir stets lieb und wohlthuend, mein teurer Freund; heute aber muß ich noch ein wenig allein sein. Vieles habe ich vernommen, was ich durchdenken und erwägen muß; weit mehr steht mir noch bevor, für das ich mich zu sammeln wünsche. So laß mich; bald kehre ich dir wieder!"

Doch Anselmo stand nur und legte die Hand über die Augen und spähte scharf umher nach dem Wäldchen hinüber.

„Ich muß dir gestehen," sprach er, „daß ich dich stets nur mit Sorge allein lasse. Du hast mir zwar anbefohlen, mich nicht um das Treiben deiner Gegner zu kümmern; da ich aber Hartmuts verruchten Sinn kenne, so hielt ich's für besser, ihn dennoch zu beobachten. Da bin ich denn zu der Einsicht gekommen, daß du hier keineswegs ganz sicher bist.

„Das weiß ich lange," lächelte Josias.

„Hartmut hatte gestern abend mit Hincmar eine geheime Unterredung."

„Er ist einer seiner vertrauten Diener."

„Wohl; aber heute früh hörte ich, daß unter ihnen mehrfach dein Name genannt wurde."

„Wie, Anselmo, du hast gelauscht?"

„Auf offener Straße, in völlig erlaubter Weise. Doch das erzähle ich später. Für jetzt nur die Bitte: gehe nicht allein!"

„Guter Anselmo, ich sagte dir schon meine Gründe. Sorge dich nicht, sondern laß mich gehen; ich stehe überall in Gottes Hand."

Der Alte schwankte ein Weilchen; dann sagte er mit wiederholten Kopfnicken: „Nun gut, mein Josias, gut! So gehe du nur! Du bedarfst der Erquickung und des Alleinseins. Sorge nicht; ich werde schon etwas aufpassen. Gehe nur, halte dich nicht länger auf, und komm bald wieder!"

Es lag so viel Herzensgüte in der Art des Alten, daß Josias' Herz warm wurde. Er klopfte seinem treuen Freunde lächelnd auf die Schulter und sah ihm zärtlich in die Augen:

„Gewiß denke ich bald wieder zu kommen und mit dir, du gute treue Seele, noch einen freundlichen Abend zu erleben. Gott mit dir bis dahin!“

Der Priester schritt dem Haine zu, in welchem es schon dämmerte, und verlor sich bald wieder in seine Gedanken. Ungesehen aber folgte ihm der treue Diener. Er ließ jenem einen Vorsprung, damit er ihn nicht bemerke, noch sein Schritt ihn stören könne; auch barg er sich vorsichtig hinter Hecken und Gebüsch, bis er den Hain erreichte. Hier war es leichter, ungesehen zu folgen. Als sich Josias nach längerem Hin- und Herwandern dann auf den Moosteppich niederließ, huschte auch Anselmo lautlos zu einem Versteck und wartete da geduldig, bis Josias sich heimwärts wenden würde.

Aber — o wie richtig hatte Anselmo geahnt! Plötzlich brachen aus dem dunkleren Hintergrunde des Haines zwei Gestalten hervor, deren eine er trotz der Verummung sofort als Hartmut erkannte. Nur eines Pulsschlages Dauer, und sie stürzten auf den wehrlosen Josias. Anselmo sprang vor. Dolche blitzten; ein kurzes Ringen, dann ein angstvoller Schrei, dann einige wilde Flüche — schneller fast, als es sich erzählen läßt, ging dieses alles vor sich. Dann lag einer der Mörder verscheidend am Boden, der andere hatte die Flucht ergriffen und verschwand im Gebüsch. Josias aber, der nicht wußte, wie ihm geschehen, kniete auf dem Waldesboden und hielt seinen geliebten Freund in den Armen. Sein eigenes Leben, zum zweitenmale von Hartmut bedroht, war gerettet, und der Verräter lag blutend und verendend da, von Anselmos Hand sicher getroffen; jedoch auch dieser trug eine schwere Wunde in der Brust. Der Stoß hatte Josias gegolten, der Alte hatte sich dazwischen geworfen und ihn mit seiner eigenen Brust aufgefangen!

Mit der kundigen Hand des Arztes untersuchte Josias die Verletzung. Ein Blick genügte: die Wunde war tödlich! O, wer vermag seinen stummen Jammer zu beschreiben! Auch dies noch sollte er hergeben; jeden bitteren Kelch mußte er bis auf die Hefen leeren, nicht einer ging vorüber......

Hartmut war verschieden. Anselmo schlug die Augen auf und blickte um sich:

„In deinen Armen, du mein geliebter Sohn, mein teurer Herr und Gebieter! O, so zu sterben! O, ein selig Ende nach einem wüsten, öden Leben!“

Wortlos neigte sich Josias nieder und küßte den erbleichenden Mund.

„Und für dich, für dich!“ fuhr murmelnd der Alte fort. „Schöneres habe ich nie ersehnt. Zwar am liebsten nähme ich dich in die Arme und trüge dich gleich mit hinüber, muß dich hier so allein lassen, so von lauter — lauter Feinden — Aber Gott will es — ich — ich bete dort für dich — für dich!“

Ein Blutstrom brach nach der Anstrengung aus seiner Brust; er stöhnte schmerzlich. Josias Thränen netzten sein Gesicht. Der Alte schaute auf: „Du weinst, mein Josias? — Ich — war — dir lieb?“

„Ja, mein Vater, mein teurer, einziger, geliebter Freund!“

Ein glückseliges Lächeln verklärte Anselmos wetterharte Züge. Fast zärtlich, wie ein müdes Kind, lehnte er den Kopf dichter an Josias' Brust, dann klang's nur noch wie Seufzen, kaum verständlich, von seinen Lippen:

„O, Herr Jesu — du lässest nun — deinen Diener — in Frieden fahren — in Frieden!“

Und die Seele Anselmos war entflohen.

Als Josias bei der Leiche lange gebetet hatte, richtete er sich endlich auf und begann nachzudenken, was nun zu thun sei. Es war inzwischen fast dunkel geworden; er konnte sich nicht entschließen, den geliebten Körper dort die Nacht über im Walde zu lassen, am wenigsten in der Nähe dieser anderen Leiche. Die Gemeinschaft mit dem Verräter schien ihm noch im Tode eine Unehre für den Freund, der ihn bis zum Tode treu geliebt hatte.

So trug er denn den entseelten Körper Anselmos von dannen, so gut es eben gehen wollte, bettete ihn am Eingang des Gehölzes und bedeckte ihn zunächst mit grünen Zweigen. Dann wandte er sich von dannen. Aber seine Gedanken blieben zurück in dem finsteren Haine bei dem, der da friedlich schlief. Josias blieb nach kaum zwanzig Schritten stehen, wandte sich und schaute wehmutsvoll die stille Gegend an. Da lag das dunkle Gehölz; der Mond stand gerade darüber, und in den Wiesen links zogen sich geisterhafte Nebelschleier herauf, die dem Rhein entstiegen. Kein Laut; und doch — was war das?

Ein scharfes, zischendes Geräusch erscholl, zugleich flog ihm etwas hart gegen die Brust und fiel dann zu seinen Füßen nieder. Josias stand lautlos und blickte starr in das dunkle Gehölz. Aber er sah nichts. Da irrte ein müdes Lächeln über sein Gesicht; er preßte fest die Rechte auf die Brust, sandte einen Blick zum Himmel und sagte leise: „Dein Wille geschehe!" Sehr langsam, jeden Schritt sorgsam messend, wanderte er hierauf der nahen Stadt zu.

XV.

Es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie an Gott haben sollen. Und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade.
Röm. 3, 23 u. 24

Der erzbischöfliche Palast, allwo als Gast König Ludwig weilte, war hell erleuchtet. Draußen an der Landung der Freitreppe brannten Pechfackeln und warfen ihren qualmenden Schein auf den vereinzelten Mann, der sehr behutsam, Stufe um Stufe mühsam erklimmend, da herauf kam. Oben angelangt, hielt er inne und warf einen langen sehnsüchtigen Blick zurück in die Abendlandschaft.

Da unten, weit hinweg über die niederen Dächer der Häuser sah man in ein weites Nebelmeer; der Himmel aber war fast klar; mit lichtem. weißlichen Schein stand der Vollmond daran, und viele blitzende Sterne waren seine Begleiter.

„Licht und grenzenlos, wie die Ewigkeit," murmelte der Mann; „und hier neben mir die qualmend trüben Lichter der Welt. O wie gern zöge ich da hinaus in das weiß verschleierte, einsame Feld, daß die Weihe der letzten Stunde kein irdischer Mißton mehr störte! Aber es darf nicht sein; unter mein Bekenntnis habe ich das rote Siegel zu drücken. Wohlan, Josias, so sei stark! Liebespflichten auch sind es, die deiner noch harren!"

Und der Mann preßte die Rechte, die ein Linnentuch umspannte, fester auf die Brust und schleppte sich in die große Halle des Palastes.

Auf sein Begehr, den Erzbischof alsobald zu sprechen, zuckte der Thürwart die Achseln. König Ludwig sei drinnen, sagte er, und rede gar eifrig mit dem Erzbischof; schwerlich werde dieser dann so spät noch Lust haben, mit dem Priester etwas zu verhandeln.

„Er wird mich empfangen," sprach Josias; dann ließ er sich in einem beschatteten Winkel auf eine der Bänke nieder und harrete.

Nicht lange, so öffnete sich die Thür, und laut redend trat König Ludwig heraus. An seinem erregten Wesen merkte Josias, daß er mit dem nachfolgenden Erzbischofe heftige Erörterungen gehabt haben müsse.

„Und ich sage dir nochmals," rief Ludwig eben zurück, „daß die ganze Sache eine elende römische Erfindung ist, ersonnen, um die Wagschale der Kurie gewichtig zu Boden zu ziehen und die meine in die Luft zu schnellen."

„Du hast, mein König," entgegnete Rhaban ruhig, für diese Annahme weiter keinen Beweis, als deine Vermutung. Deine Stellung zur Sache ist in dieser Hinsicht genau

die meine; das Zeugnis ehrenfester Männer, wie meines Freundes Hincmar ist mir jedoch Bürgschaft genug, um jeden Zweifel an der Echtheit im Keime zu ersticken."

„Ich sagte dir schon, daß Hincmar ein Franke ist; und die Franken sind hinterlistig."

„Er ist mein Freund," entgegnete Rhaban mit Würde; „mit meiner Ehre hafte ich für die seine."

Josias zuckte zusammen bei den Worten.

„So sprecht ihn meinetwegen heilig nach seinem Tode," höhnte Ludwig; „für diese edle That hat er es zehnfach verdient. Und den Mönch, der euch gestern und heute die unbequeme Wahrheit ins Angesicht schleuderte, daß auch ihr arme Sünder seid — den verdammt jedenfalls zum Tode! Er hat es gleichfalls zehnfach verdient; und ihr — ihr seid ja in der Mehrheit, ihr macht euch eure biblischen Wahrheiten selbst. Hahaha! Gute Nacht, Rhaban!"

Und der Zürnende warf die Thür unsanft ins Schloß und verschwand.

Der Erzbischof stand ein Weilchen unbeweglich am selben Flecke und sah ihm nach. Dann wandte er sich und dachte in sein Gemach zurückzukehren. Da schlug ein weicher, bittender Laut an sein Ohr: „Rhabanus."

Er stutzte und schaute auf. Aus dem Schatten eines Pfeilers löste sich langsam eine bekannte Gestalt ab und näherte sich ihm.

„Gönne mir," sprach Josias, „wenige Minuten noch von deinem Leben; so Gott will, streift mein Pfad den deinen heute zum allerletztenmale."

Verwundert betrachtete ihn der Erzbischof; dann winkte er schweigend mit der Hand, und der Priester, dessen Rechte immer unbeweglich auf seiner Brust lag, trat mit ihm in das Gemach.

„Was führt dich zu mir?" sprach Rhaban, und winkte ihm, auf einem Sessel Platz zu nehmen.

„Zunächst eine persönliche Bitte: Da draußen im Haine liegt mein einziger treuer Freund Anselmo, erschlagen von Hartmut, der dabei gleichfalls den Tod erlitt; ich bitte dich herzlich, ihm ein ehrlich, kirchlich Begräbnis zu teil werden zu lassen."

Mit großen Augen schaute Rhaban ihn an und hörte ihm erstaunt zu. „Hartmut, sagst du, erschlug ihn?"

„Ja."

„Wie kam er dazu?"

Josias zögerte. „Der Angriff galt mir," sprach er befangen, „doch Anselmo kam hinzu und fing mit seiner Brust den Stoß auf." „Und Hartmut?" fragte Rhaban.

„Auch er."

„Von deiner Hand?"

„Nein, Anselmo führte den unglücklichen Streich."

„Was mochte Hartmut zu dem Angriff bewegen? war er dir Feind?"

Josias schüttelte das Haupt. „Wir schieden als gute Freunde. Aber erlaß mir noch dies weitere und erfülle nur meine Bitte um die Bestattung. Ich habe noch mehr, was ich dir sagen möchte."

Rhaban saß vor ihm und schaute ihn forschend an. Warum konnte er sein Auge nicht losmachen von dem Antlitz des Priesters? Bannte ihn der müde, weiche Klang der Stimme, die noch vor wenig Stunden scharf mit ihm gerechtet hatte? Oder lag in diesen großen, blauen Augen heute in der That ein Etwas, das ihn an längst erstarrte und ach! so heißgeliebte Züge mahnte? Woher dieser fast überirdische Glanz? —

Gewaltsam schüttelte Rhaban den Bann ab. Nur keine Weichheit — diesem gegenüber! Eine Kränkung lieber . . . .

„Deine Bitte soll erfüllt werden," sagte er; „zwar, — wie ist mir? War jener Anselmo nicht ein sehr zweifelhafter Charakter, ein entflohener Mönch, der vordem sogar an räuberischer Genossenschaft Anteil hatte?"

„Ja. Doch sein Herz war nicht dabei. Er that ehrlich Buße und starb im Frieden mit Gott."

„Hm. Sein Beichtiger warst du?“

Josias blieb ruhig. „Rhaban“, sprach er herzlich, „hier scheidet sich eben unsere Herzensmeinung. Siehe, ich möchte nie wagen, den Schächer zu steinigen, den der Herr begnadigt, noch auf irgend einen Sünder herabzusehen, den er angenommen hat. Nicht auf die Größe der Schuld kommt es an, es ist hier kein Unterschied, wir sind allzumal Sünder; sondern einzig und allein auf das Maß der Gnade, das einer empfangen hat. Und siehe, der Herr giebt dem am liebsten und am meisten, der seiner Gnade — am bittersten bedarf!“

„Wohl, wohl,“ sprach Rhaban mit Ungeduld und Härte; „dennoch sieht der Mensch, nur, was vor Augen ist; und auf dich wirft es einen Schatten, daß du eben diesen zum Freunde erwählt hattest. Von dem Genossen schließt man doch leicht auf den Mann selber.“

Josias lächelte matt. „Verzeihe mir,“ sagte er ohne Schärfe, „wenn ich diesen Spruch nicht ganz ohne Entgegnung hinnehme. Bist du von dem, was du sagst, ehrlich überzeugt, so ist es mir Pflicht, dich von den großen Fehlgriffen deines nächsten Freundes zn unterrichten.“

Rhaban schaute ihn wieder fragend an.

„Du hast,“ fuhr Josias mit seltsam müder, schleppender Stimme fort, „für Hincmars Ehre soeben die deine verpfändet. Laß dir — leider zu spät — die Mitteilung machen, daß jene Dekretalen in der That — gefälscht sind.“

Rhaban sprang auf. „Wie? was? Das ist unmöglich!“

„Ich selbst war unfreiwilliger Zeuge, als Hincmar den Plan entwarf. Man wählte mich zum Boten in der Sache; ich schlug es aus. Da sandte man den Mitwisser einstweilen in einer unbedeutenden Mission nach Rom — und heute —“

„Um Gott — heute?“

„Hat man Hartmut, den Vertrauten Hincmars und noch einen — Spießgesellen desselben abgesandt; um mich — ermorden zu lassen.“

Rhaban stand fassungslos. „Josias, Mann, sprichst du die Wahrheit?“

„Hast du mich je unwahr gefunden?“

Der Erzbischof antwortete nicht. Mit großen Schritten durchmaß er den Raum. Nie hatte Josias ihn so erregt gesehen. Plötzlich trat er vor den Priester hin, rüttelte ihn heftig an der Schulter — unwillkürlich stöhnte jener und legte auch die Linke noch auf die Brust — aber der Erzbischof beachtete es nicht und rief aus:

„Und wenn ich nun ein Gericht auf Tod und Leben zusammenrufe und die Sache untersuche, bist du bereit, deine Aussage vor offenem Tribunal zu widerholen? Hincmar ins Angesicht?“

„Alles, alles,“ sagte Josias fast tonlos und ließ sein Haupt an die Wand sinken. „Nur berufe das Gericht — bald, Rhaban, bald!“

Der Erzbischof hielt inne und forschte wieder in Josias Zügen. Sein Auge, angstvoll und fragend, ruhte eine Weile dicht über des Priesters Antlitz; jener spürte den Hauch seines Mundes auf der Wange; er wandte langsam das Gesicht und sah ihn an.

Wußte es Rhaban, daß er jetzt neben dem Mönche in die Knie gesunken war? und gab er sich hinreichend Rechenschaft über die Frage, die ihm bebend über die Lippen kam:

„Josias — um Gott, mein Sohn, was ist dir? . . . . .“

Josias antwortete nicht. Aber es ging nun etwas wie glückselige Verklärung über seine Züge, und er löste den Blick nicht von Rhaban.

„Sag mir noch dies,“ sprach er endlich sehr leise, „was ist aus Maria geworden?“

„Sie ist dir treu geblieben,“ gab jener ebenso leise und mit vibrierender Stimme zur Antwort. „Jahrelang hat sie um dich getrauert; dann nahm ein zehrend Fieber sie dahin. — Josias, — Bruno — um Gottes willen, du bist — verwundet?“

„Zum Tode, Rhaban,“ flüsterte Josias, und seine Hand mühte sich noch, den Blutstrom zu hemmen, der seiner Brust jetzt entquoll. „Schnell geht es zu Ende — auf-

wärts — — O, laß mich nur noch eins, das letzte — dir sagen: Ich habe dich immer geliebt!“

Da brach endlich die Eisrinde, die Rhaban um sein Herz gelegt hatte. Thränen entstürzten seinen Augen; in leidenschaftlicher Erregung sprang er empor und schloß Elfriedens Sohn in die Arme.

„Bruno,“ rief er und bedeckte sein Antlitz mit Küssen, „stirb nicht, mein geliebter Sohn! Bleibe — bleibe bei mir, und auch ich will dich lieben, heiß und innig, wie mir's ums Herz ist. O, dein Leben war öde und liebearm — durch meine Schuld. — Ich habe dich getötet, dich und die andern, die um dich litten. Josias, vergieb mir!“

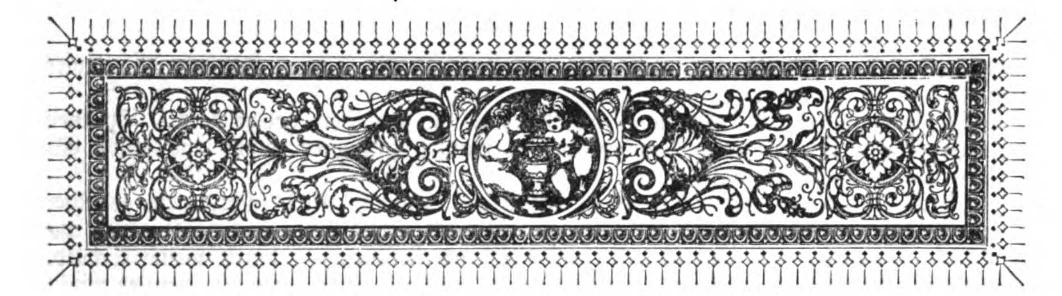
Da schlug der sterbende Priester noch einmal voll die Augen auf und flüsterte: „Ich habe dir lange vergeben — ich wußte es ja — es ist hier kein Unterschied. — — Jesus Christ — erbarme dich!“

Dann brach aus seiner Brust ein starker Blutstrom und ihm schwand die Besinnung.

Angstvoll, schier die eigenen Kräfte überbietend, faßte ihn Rhaban mit beiden Armen und trug ihn auf das Ruhebett; dann griff er zur Glocke und läutete, daß in wenig Augenblicken das ganze Haus erschrocken zusammenlief. Diener kamen und leisteten jede erdenkliche Hülfe. Ärzte wurden gerufen, und Rhaban selbst wich keine Minute vom Lager des todwunden Mannes. Doch alle Kunst der Ärzte, alle Liebe Rhabans kam hier zu spät. Josias kam nicht wieder zum Bewußtsein. Mehrere Stunden atmete er noch, still, als ob er schliefe; als aber die Nacht dem Morgengrauen zu weichen begann, da bemerkte der Erzbischof, daß in den Zügen des Mönchs eine Veränderung vor sich ging. Er sank vor dem Lager auf die Knie und betete lange und inbrünstig, indes seine Thränen die Rechte des Sterbenden benetzten, die er umklammert hielt. Als er sein Amen sprach und ihn wieder anschaute, da war Josias in Frieden hingegangen.

Rhabans Lippen aber flüsterten zuckend: „Es ist hier kein Unterschied — wir sind allzumal Sünder — ich aber bin der ärmste unter allen. O Herr, erbarme dich meiner!“





Emil Frommel.

Ein Erinnerungsblatt zum 5. Januar.

Von

Pfarrer **Schöttler.**

„Noch soviel Zeit soll Gott mir schenken, daß ich selbst meine Erinnerungen schreiben kann", das war die Erwiderung, die Frommel an seinem 61. Geburtstage, dem 5. Januar 1889 seinem Hilfsprediger auf dessen Geburtstag-Glückwunsch gab. Sein Wunsch ist ihm nicht in Erfüllung gegangen. Gerade in diesem Winter hoffte er Stille und Muße zu finden, um der Vergangenheit leben und das Beste aus ihr festhalten zu können. Aber Gott hat es anders gewollt; er hat seinen treuen Knecht zu einer besseren Ruhe gebracht, wo man nicht der Vergangenheit lebt noch der Gegenwart oder Zukunft, sondern wo Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufgehen in der Ewigkeit.

Es wird noch geraume Zeit darüber hingehen, ehe das Lebensbild, das der Verstorbene selbst uns nicht mehr geben konnte, von anderer Hand uns dargeboten wird. Aber der erste Geburtstag, den er nicht mehr hienieden unter uns feiert, darf nicht ohne ein kurzes Gedenkwort bleiben, das uns seine Persönlichkeit in schlichten kurzen Zügen vor Augen stellt. Es ist dem Schreiber dieser Zeilen deshalb als eine Pflicht erschienen, der er sich nicht entziehen durfte, dem Wunsche der Redaktion der Monatsschrift in diesem Sinne zu willfahren und aus dem autobiographischen Material, was der teure Mann in seinen Schriften hier und da eingestreut hat, wie aus den persönlichen Beziehungen, die Verfasser als sein ehemaliger Hilfsprediger und späterer Amtsnachfolger an seiner Barmer Gemeinde zu ihm knüpfen und festhalten durfte, eine Skizze seines Lebens und Wirkens zu entwerfen.

In seinen „Festflammen" hat Frommel selbst den geistigen Boden geschildert, auf dem er erwachsen ist. Sein Vater, Maler und Galeriedirektor zu Karlsruhe, war eine echte Künstlernatur mit heiterem, idealem, offnem und tiefem Gemüt, die sich bei allem Ernste christlichem Glaubensleben nicht von der Wahrheit abbringen ließ, daß „die Erde des Herrn ist", und auch die Kunst zu dem gehört, was den Menschen geschenkt ist aus Gottes Hand; seine Mutter, „eine Frau von seltenem Verstande, Reinheit des Charakters und großer sittlicher Energie" war von Schiller, Jean Paul und Herder zum schlichten Evangelium gekommen, wurde von dessen Macht erfaßt und ergriff es nun ihrerseits mit der ganzen Energie ihres Charakters. So erhielt die Frömmigkeit ihres Hauses eine pietistische, weltflüchtige Färbung. „Die Verbindungen mit den alten Freunden lockerten sich, statt der Künstler kamen kleine Leute, Schuster und Maurer, Bauern und allerlei Volk ins Haus; die Gesellschaften hörten auf, abends ging die Mutter in die sogenannte

„Stunde“, ein Konventikel, das damals noch unter dem Druck, wenn nicht polizeilicher Aufsicht, so doch großer Verachtung stand. Es war ein enges Christentum, das wie ein Gefängnis aussah, in das sich meine Freiheitsnatur nicht bequemen wollte.“ So beschreibt Frommel selbst den Umschwung, der in seinem Elternhause vor sich gegangen war und zugleich die Wirkung, die dieser Umschwung auf ihn, den 12jährigen Knaben, ausübte. Es war kein Wunder, daß er mit seinem ausgeprägten Freiheitssinn und Freiheitsbedürfnis sich in diesen frommen Zwang schlecht finden konnte; daß auch der Konfirmanden-Unterricht, der für all die zweifelnden Fragen des jugendlichen Gemütes keine andere Antwort hatte als: „Zweifel sind vom Teufel — weg damit!“ ihn nicht für die Sache des Evangeliums zu erwärmen vermochte. Was so oft in frommem Übereifer geschieht, geschah auch hier: Man wollte das, was der Unterricht qualitativ zu wünschen übrig ließ, quantitativ ersetzen, so belud man denn den Armen mit „Privatstunden in der Religion“, deren Resultat Frommel selbst in das kurze Wort faßt: „Damals erbitterte mich das alles.“ Zu Hause förmlich übersättigt mit Glaubensfragen, in der Schule von dem Lehrer verspottet als das Kind von „Muckern und Pietisten“, so wurde sein junges Gemüt hin und her gezerrt von den verschiedensten Geistern und verschiedensten Richtungen, zumal auch die Reden in der badischen Ständeversammlung, die von den Karlsruher Primanern heimlich, aber regelmäßig besucht wurde, die revolutionären Ideen eines Welcker, Bassermann und Hecker wie Feuer in seine Seele fielen. Unter einen Aufsatz Frommels aus jener Zeit hatte sein Lehrer das Prädikat gesetzt: „Reif für die zweite Kammer“ — ein Zeichen für das, was damals in ihm gärte. Bis zum Abiturienten-Examen hatte er noch an dem Gedanken festgehalten, Theologe zu werden; aber kurz vor dem Abgang zur Universität erklärte er seinem Vater: „Ich will lieber Mediziner werden.“ Seine Mutter erwiderte: „Da wirst du vollends des Teufels;“ doch sein Vater wußte ihn zu bestimmen, auf folgenden Pakt einzugehen: „Drei Jahr Theologie studieren, die Prüfung bestehen, und dann erst umsatteln zur Medizin.“ Es war ein gewagtes Experiment, was bei manchem gewiß zu einer völlig gescheiterten Existenz geführt hätte; aber Vater Frommel kannte seinen Emil, seiner väterlichen Weisheit verdanken wir es, daß die evangelische Kirche um einen besonders begabten und begnadigten Zeugen reicher geworden.

So ging's denn nach Halle, innerlich im schroffsten Gegensatz zu seiner Mutter, der sich erst später in die innigste Gemeinschaft verwandeln sollte, doch um so mehr geleitet und getragen von der Liebe aller derer, die es verstanden oder ahnten, welch ein Kampf in dieser Seele ausgefochten wurde. Er war an Tholuck empfohlen, sehr wider seinen Willen — „ich dachte immer an eine Frachtkiste, die an einen Menschen wohlkonditioniert auf „eigene Gefahr“ abgeschickt wird.“ Von vornherein war es sein fester Vorsatz, sich auf keinen Fall von ihm gefangen nehmen zu lassen. „Tholuck nahm sich meiner liebend an, ich zankte mich mit ihm und liebte ihn doch, wenn er mir so naherückend ins Auge sah und mich fragte: „Wollen Sie sich noch nicht erheben?“ so zeichnet er selbst sein Verhältnis zu dem Manne, der damals so vielen Theologen zum Segen geworden. Auch hier in Halle ging's bei Frommel nach Gottes Worte: „Der Jüngling muß die Flügel regen; in Lieb' und Haß gewaltsam sich bewegen;“ auf der einen Seite standen Tholuck und Ahlfeld, der damals in der kleinen Laurentius-Kirche seine Evangelienpredigten hielt, auf der anderen Feuerbach, Ruge, Bruno Baur, dann die „Lichtfreunde“ Uhlich, Wislicenus und Ronge. Dazu das Studentenleben in einer freisinnigen Burschenschaft — wie mag es damals in seinem Herzen hin und her gewogt haben! „Es war eine tolle Zeit“, so sagte Frommel einst in alten Tagen dem Schreiber dieser Zeilen, als ihm gelegentlich sein Verbindungsband in die Hände geriet, „wir lagen alle miteinander im allerlinksten Chausseegraben; Feuerbach und Baur waren unser Evangelium. Freilich, aus dem Graben wären wir mit der Zeit wohl herausgekommen, denn was da geboten wurde, war auf die Dauer denn doch zu arm und zu seicht; aber daß ich nicht auf die Chaussee geraten und darauf geblieben bin, sondern von dem breiten auf den schmalen Weg kam, das hat allein Gottes Barmherzigkeit gethan.“

Drei Semester blieb Frommel in Halle; „es waren reichbewegte anderthalb Jahre voll Sturm und Drang, am allerwenigsten geeignet zu stiller Vertiefung“ — in diese

Worte faßt er selbst ihren Ertrag zusammen. Aber was sein eignes Leben nicht vermochte, das brachte ihm das selige Sterben seines Bruders Karl. An seinem Heimgang wurde es ihm klar: „So kann's mit mir nicht bleiben; entweder vorwärts ins Licht, oder tiefer hinunter ins Dunkel." Auf die Frage des Vaters nach seinem Glauben und seiner Theologie hatte er nur die ehrliche Antwort, „daß ihm die Hauptsache noch unklar sei und er lieber nicht weiter fragen möchte." Aber er blieb bei der Theologie. Nun ging's nach Erlangen, um dort den Rest der Studienjahre zuzubringen. Hier in der stillen, süddeutschen Universitätsstadt fand er endlich, was er in Halle vergeblich gesucht, den rechten Leiter und Wegweiser, „meinen Philippus", wie er selbst sagt. Dieser, ein junger deutsch-russischer Theologe, der auf einer Studienreise durch Erlangen kam, verstand es, mit jedem seiner Gespräche dem neuen Freunde, dessen ehrliches Wesen und geistvolle Art ihn anzog, einen Stachel in Herz und Gewissen zu treiben, den keine Dialektik und keine Logik wieder heraus brachte. „Sie saßen jedesmal unter dem Panzer, so fest ich ihn auch angelegt und vernietet." Der Name des „Philippus" mag hier verschwiegen bleiben; (wer ihn wissen will, kann ihn in den „Festflammen" finden) doch seine Charakteristik mit Frommels eignen Worten wollen wir dem Leser nicht vorenthalten: „Es war eine wunderbare Harmonie in ihm; bei einem scharfen Verstand ein so weiches, kindliches Gemüt, gepaart mit einer eisernen sittlichen Energie. Einen so reingestimmten Dreiklang habe ich in keinem Menschen wieder getroffen." Diese harmonische Persönlichkeit war die Arznei, die seiner gärenden, zweifelnden, von Gegensätzen hin und her getriebenen Seele not that und wohl that. Er gab sich ihr völlig hin, „schied aus der Verbindung, hängte Burschenband und Mütze an den Spiegel" und schloß sich mit seinen nächsten Freunden zu einem Kreise zusammen, in welchem „Philippus" der Mittelpunkt war. In diesem Kreise nun wurden alle Fragen, die ihn bewegten, miteinander durchgesprochen und durchgelebt, in diesem Kreise ging ihm ein Licht auf für das Wort des Herrn: „Ihr müßt von neuem geboren werden." Nur vier Monate dauerte dies segensreiche Zusammenleben; dieses Zusammenwohnen, „nicht nur Thür an Thür, sondern Herz an Herz." Dann ging sein „Philippus" wieder in die Heimat zurück, wo er früh gestorben ist. „Von jener Zeit an", sagt Frommel, „zog ich meine Straße fröhlich."

Freilich galt es für ihn noch einen einsamen Weg zu machen. Eine schwere Krankheit befiel ihn, wohl „infolge der inneren Erregung und der verzehrenden Kämpfe seines Herzens." Sie brachte ihn an den Rand des Grabes. Ein halbes Jahr mußte er ganz in der Stille des Elternhauses bleiben. Aber nun, unter der Hitze dieser Trübsal, brach das alles hervor, was als eine „Saat auf Hoffnung" in seinem Herzen gelegen. Nun erfuhr er's und erlebte es am eignen Innern, was er von seinem „Philippus" gehört und gelernt. Gerade diese Zeit seines Lebens, die er meist mit Schweigen überging, höchstens mit einer kurzen Andeutung berührte, sie muß die Entscheidung in seinem Leben gebracht haben. Als Rekonvalescent am äußeren wie am inneren Menschen ging er dann aufs theologische Seminar nach Heidelberg. „Wie ein Schiffbrüchiger war ich eben gerettet und zwar nicht mit dem nackten Leben, aber doch mit schwachem Lebensanfang davon gekommen; den Gottes Gnade auch gleich mit dem Feierkleid bekleidete, wie der Vater den verlorenen Sohn" — so schildert Frommel sich selbst im Andenken an jene Zeit. Ullmann und Umbreit waren es, die sich seiner sonderlich annahmen. Was er ihnen verdankt, hat er in dem schönen Wort ausgesprochen: „Was thut nicht in jenen Zeiten ein freundliches, persönliches Wort, und was ist's für eine Jünglingsseele wert sich von einem überlegenen Mann mit jenem Blick angeschaut zu wissen, von dem es bei jenem Jünger im Evangelium heißt: „Und Jesus schaute ihn an und liebte ihn!" — Nach bestandenem Examen wurde der erst 22jährige Kandidat am 19. Dezember 1850 ordiniert. Es war der 4. Adventssonntag, und dieser Tag ist ihm zeitlebens unvergeßlich gewesen. Der Segenswunsch, der ihm im Anschluß an die Epistel des Tages (Philipper 4, 4—7) aufs Haupt gelegt wurde: „Der Herr gebe dir ein freudevolles, liebevolles, sorgenfreies und friedevolles Herz!" war ihm von da an der beste Weihnachtswunsch für sich und andere; zweimal hat er darüber gepredigt, 1875 und 1888, und beidemale war's eine besondere Weihe, die über seinem Worte lag; ein Stück

Weihnachtsschimmer, der ihm durch sein ganzes Amtsleben gefallen war und seine Amtsthätigkeit durchleuchtete und verklärte. —

Altlusheim bei Schwetzingen war sein erstes Vikariat, wo er für den alten, noch im Pfarrhause wohnenden Emeritus das Pfarramt in vollem Umfang zu verwalten hatte. Er hatte bis dahin von Altlusheim nichts gewußt, nicht einmal wo es lag. Aber er hat sich nicht nur richtig hingefunden, er mußte sich auch zurechtzufinden in den dortigen Verhältnissen. Und das war gewiß nicht leicht. „Es waren schwere Zerwürfnisse zwischen Pfarrer und Gemeinde, die zu Klagen und Untersuchungen geführt. Die Gemeinde hatte mit ganz geringen Ausnahmen die Kirche seit Monaten gemieden; kurz, das Feuer brannte hell auf.“ In diese Zustände mußte Frommel nun mit seinen 22 Jahren hinein. Er fühlte: Hier kann ich allein nichts ausrichten, und weil er es fühlte, darum half ihm Gott. Seine Predigten fielen auf guten Boden; sie gingen den Leuten zu Herzen. Es war zwar für ihn kein sehr schmeichelhafter Grund: „Die Leute meinten, ich hätte sie wohl aus dem „Brastberger“ abgeschrieben, den sie alle Sonntage nach der Kirche läsen, denn es wäre ganz akkurat dasselbe.“ Aber für seine Gemeindeglieder war dies Lob das höchste, das sie ihm geben konnten. Hatten sie doch seit Jahren darum gebeten, „der liebe Heiland möchte ihnen doch einmal Einen schicken, der so predigt, wie's in Brastberger steht.“ Das war nun in Erfüllung gegangen, und als der junge Vikar nun gar anfing, die alte Christmette, die in den Tagen des Rationalismus der Aufklärung zum Opfer gefallen war, wieder einzuführen, da kannte die Freude der Gemeinde keine Grenzen mehr. Frommel selbst hat's in seiner unnachahmlichen Weise erzählt, wie diese Feier ihm die Herzen der Leute gewonnen, und nicht nur ihm, sondern vor allen dem, der ihn dort in die Arbeit gestellt hatte. „Ich habe leider vieles vergessen von dazumal, als Sie noch bei uns waren“, so schrieb ihm 30 Jahre später ein Kind seiner alten Gemeinde, „aber Eins vergeß ich nicht, und wenn ich hundert Jahre alt werde, das war selbiger Weihnachtsmorgen, wo wir mit den Lichtern in die Kirche gegangen sind.“ Gott hat es ihm geschenkt, das Licht, was er damals als junger Vikar angezündet, später als selbständiger Pfarrverweser in Altlusheim recht auf den Leuchter zu stellen. Einstweilen war seines Bleibens nicht lange dort. 1852, am X. Sonntag nach Trinitatis, hielt er seine Abschiedspredigt über das Evangelium des Sonntags von den „Thränen Jesu über Jerusalem“. Wie herzlich sein Verhältnis zur Gemeinde geworden, zeigt ein Neujahrslied, das ein unbekannter Dichter in Altlusheim ihm gewidmet:

Ich wünsche herzlich dieses Jahr
Unserm lieben Gottesmann
Gesundheit, Leben immerdar
Soviel mein Herz nur wünschen kann.
So kommt das Jahr mit Freuden viel
Für unsern Freund, des Nam' „Emil“.

Gedankt sei dir Herr Jesu Christ
Und deinem großen Namen,
Dieweil du uns geboren bist
Und alle Welt sagt' Amen.
So führ' uns aus dem Sündentummel
Durch unsern lieben Vikar Frommel.

Wie tief und nachhaltig die Wirkung seiner Thätigkeit gewesen, davon giebt eine der damaligen Konfirmandinnen in rührender Weise Zeugnis. Als Frommel 25 Jahre später wieder in die Gemeinde kam, sagte ihm eine Bauersfrau, die damals von ihm eingesegnet war und nun selbst eine Tochter konfirmieren ließ: „Ja Herr Pfarrer, da nutzt einmal alles nichts; ich hab noch meinen Konfirmanden-Unterricht und alle Sprüche und Psalmen, die wir haben lernen müssen. Die muß meine Kathel auch lernen. Denn ich weiß, was für ein Segen das ist, daß ich in der Bibel durch bin (bewandert bin).“ Was ihm selbst jene Zeit gewesen, hat Frommel in das Wort zusammengefaßt: „Wie eine selige Brautzeit stehen mir jene ersten Jahre im Amte vor der Seele.“

Noch im selben Jahre ging er mit seinem Bruder Max, der inzwischen die Kunst mit der Theologie vertauscht hatte, nach Italien und empfing durch den längeren Aufenthalt in Venedig, Florenz, Rom und Neapel überaus reiche und wohlthuende Anregungen fürs ganze Leben. Dort war's, wo ihm das gewaltige, weltüberwindende Wort des Apostel Paulus: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi“, in ein neues Licht trat, wo es ihm innerlich zur Gewißheit wurde, daß es nicht nur ein gesprochenes und geschriebenes

Wort Gottes giebt, sondern daß Gottes Wort auch in der stummen und doch so beredten Zeichensprache der Kunst, in ihren Formen und Farben und Tönen, mit ihren Symbolen und Sinnbildern das Menschenherz gewaltig ergreifen und bis ins innerste bewegen kann. Was er später anderen dargeboten in seiner Schrift über „die Kunst im täglichen Leben“, in seinem Büchlein über „Händel und Bach“, in seiner Gedächtnisrede für Friedrich Kiel, es war alles die reife Frucht dessen, was ihm unter der Sonne Italiens so schön aufgegangen und aufgeblüht war.

Von der Höhe der Kunst ging nun sein Lebensweg mitten in die Frische und Unmittelbarkeit der Natur. Frommel wurde Vikar bei dem bekannten Aloys Henhöfer in Spöck, dem er in seinen beiden Schriften, der umfangreicheren Biographie vom Jahre 1864 und dem Volksbüchlein von 1880 ein zwiefaches Denkmal gesetzt hat.

Dieser Mann, einst ein Priester der römischen Kirche, war mit seiner ganzen Gemeinde Mühlhausen zum evangelischen Glauben übergetreten, und stand damals im badischen Lande als der erste, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in großer Kraft auf der Kanzel das Evangelinm von der freien Gnade in Christo Jesu predigte. Was man ihm einst zum Vorwurf machte, ist sein größtes Lob: „Der Mann steht da, wo die evangelische Kirche nach ihrer Entstehung stand.“ — Ist sie vielleicht schlecht gestanden, als Luther singt vom „Winter der vergangen“ — und das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte“ von Mund zu Mund und von Kirche zu Kirche flog?“ So fragt Frommel und zeigt's schon durch diese Frage, was er dem Manne innerlich verdankte: die völlige Gewißheit seines Glaubens. Aber nicht nur der Christ hat einen Segen empfangen, auch der Theologe hat das Seine mitgenommen: in Predigt und Seelsorge ist Frommel ein Schüler und Jünger Henhöfers geworden und geblieben. Was er von diesem rühmt: „Alles Unnatürliche, Geschraubte war ihm zuwider. Was nicht lebensvoll, was Redensart war, daran kratzte er, wie ein Maurer, unbarmherzig den losen Anstrich herunter“ — das war auch Frommels Vorzug auf der Kanzel wie unter der Kanzel, und den hat er in Spöck bei Henhöfer sich angeeignet; dort hat er's gelernt, menschlich zu sein und menschlich zu reden im edelsten Sinne des Wortes, dort war ihm die Kunst der Rede wieder zur Natur geworden, — und das ist die höchste Stufe, die irgend eine Kunst überhaupt erreichen kann. Freilich hat's auch für ihn, trotz seiner glänzenden Begabung, nicht an mancher derben Belehrung gefehlt, die ihm sein Meister mit seiner ganzen Ursprünglichkeit zu teil werden ließ. Er konnte ihn wohl fragen: „Was wollen Sie predigen am nächsten Sonntag?“ und gab dann auf seine Antwort den wenig ermutigenden Bescheid: „Das ist nix.“ In „Aus Lenz und Herbst“ hat Frommel unter dem Titel: „Auch eine Vorbereitung zu einer Predigt“ von einer Naturstudie erzählt, die ihm Henhöfer verordnet zur Meditation über den Text: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an!“ (Matth. 6). „Gehen Sie mal hinauf auf Ihre Stube und gucken Sie mal zwei Stunden zum Fenster hinaus!“ „Mein Zimmer ging in den Hof, in welchem ein mächtiger Nußbaum stand, auf welchem Hunderte und Hunderte von Spatzen logierten, frei ohne Hauszins. Dann schaute ich mal zu, und es dämmerte mir so etwas auf von dieses Volkes Art und Natur. Was war das doch für ein unverschämt und ruppig Volk, sich balgend und zankend — nichts könnend, keinen Schlag noch Sang, ihr Nest so liederlich hingebaut, rechte Proletarier und Vagabunden unter den Vögeln — und: „Euer himmlischer Vater nähret sie doch!“ Wieviel mehr seid ihr, denn sie? Da kam denn so eine richtige Sperlingspredigt heraus, und die Größe der Liebe und Fürsorge Gottes konnte ich an den Sperlingen herdemonstrieren.“ Solch eine Lektion, alle Tage zum täglichen Brot gegeben, welch ein Segen muß sie werden für einen Vikar, der sich erziehen läßt! Unter denen, die sich nicht erziehen lassen wollten, hieß Spöck „das geistliche Zuchthaus“, für Frommel ist es eine geistliche Heimat gewesen.

Von Spöck kam der bisherige Vikar Henhöfers 1853 als selbständiger Pfarrverweser wieder nach Altlusheim in seine frühere Gemeinde. Sein alter Pfarrherr war fortgezogen und das Pfarrhaus leer geworden; aber mit der jungen Frau, die Frommel im August desselben Jahres dorthin heimführte, zog neues Leben und neues Glück ins

Haus und Herz hinein. Nur ein kurzes Jahr blieb er noch an der Stätte seiner ersten Wirksamkeit; 1854 wurde er als Hof- und Stadtvikar nach Karlsruhe gerufen, dort 1859 zum Pfarrverweser ernannt und 1863 zum ordentlichen Stadt-Pfarrer gewählt. Über das, was er damals in seiner Vaterstadt gewesen und gewirkt, hat sich ein Freund Frommels aus jener Zeit, der damalige Hofprediger, jetzige Professor D. Beyschlag, folgendermaßen geäußert*):

„Emil hatte seine Vikariatszeit bei dem alten Henhöfer verlebt, einem Katholiken aus Sailers Zeit und Schule, der zur evangelischen Kirche übergetreten war und seine urwüchsige praktische Mystik und volkstümliche Beredsamkeit ins evangelische Pfarramt mit herüber gebracht hatte; an ihm hatte Frommels Predigtweise sich entwickelt. Seine Predigten, die er meist in der „kleinen Kirche" zu halten hatte, der dritten und letzten, die das evangelische Karlsruhe neben Stadt- und Schloßkirche besitzt, übten durch ihren volkstümlich poetischen Stil und vor allem durch die reizende Kunst, Erzählungen einzuflechten, eine große Anziehung; aber die persönlichen Eigenschaften und ungemeinen geselligen Talente des Predigers kamen hinzu. Ein Mensch der Stimmung und des Augenblicks, bei ernstem Hintergrund voll Witz und Humor, leichtbeschwingter Gelegenheitsdichter, am Klavier ein Sänger von prächtigem Vortrag, wenn er auch die Begleitung nur so zusammenstoppelte, bezauberte er jedermann, der ihm unbefangen gegenüberstand. Und doch war seine Stellung in Karlsruhe eine einigermaßen gedrückte. Nicht nur, daß er als Hof- und Stadtvikar das Recht der Kasualien und des Konfirmandenunterrichts nicht besaß — erst während meines Aufenthaltes erhielt er einen Pfarrbezirk im ärmsten Teil der Stadt, und wir rechneten ihm vor, daß sein Gehalt nicht viel weiter reichte als zur Deckung seiner Cigarren —: er war als Karlsruher Kind auch etwas in der Lage des Propheten im eigenen Vaterlande. Man hatte ihn lieb, aber zugleich wollte man ihn erziehen; zumal den pietistischen Kreisen, die in Karlsruhe beträchtlich waren und denen er in ihren Vereinsangelegenheiten vielfach diente, war an seiner ungenierten künstlerisch-freien Art und Weise begreiflicherweise vieles nicht recht, und weil er jung war, weil man ihn von Kind auf kannte, meinte man ihm auch alles sagen zu dürfen.... Wir hatten bei aller Verschiedenheit lebhafte Anziehung für einander, und standen bald auf Du und Du. Wie oft, wenn er Nachmittage hindurch herumgelaufen war, Reiche und Arme besucht, oder da und dort geredet hatte, strandete er schließlich müde, erschöpft, verärgert an meiner Thüre; war er dann mit Speise und Trank erquickt, dann sprudelte sein Geist auf, es war alles auf einmal abgestreift und im lebhaftesten gemütvollen Austausch schloß der Abend." —

Aber nicht dieser Ärger, der ihm im alltäglichen Gemeindeleben durch die Bevormundung von unberufener Seite widerfuhr, war es allein, was ihm seine Amtsführung vielfach erschwerte und seine Amtsfreudigkeit lähmte. Es trug neben der großen Last der Arbeit, die ihm manchmal zu viel werden wollte, auch der erbitterte kirchliche Kampf das Seine dazu bei, der damals durch das Großherzogtum wogte. Frommel ist zwar nie ein Parteimann gewesen, der auf eine bestimmte Richtung und ihre Kundgebung in der theologischen Tagespresse sich hätte festlegen lassen; dazu war er zu universal angelegt, zu weitsichtig und weitherzig. Er pflegte zu sagen: „Ich kenne nur eine Partei, der ein Mensch angehören darf; das ist die der anständigen Leute." Aber trotz seiner Abneigung gegen allen Parteistreit war seine eigene Glaubensstellung doch zu fest und zu klar, als daß er bei kirchlichen Kämpfen völlig unbeteiligt hätte bleiben können. So wurde er auch hier, wenn auch nicht äußerlich hineingezogen, so doch innerlich davon berührt, und in seinem Herzen regte sich dann und wann die Sehnsucht nach einem stilleren, weniger umstrittenen Arbeitsfelde. Nichtsdestoweniger lehnte er seiner Gemeinde zu Liebe alle an ihn ergehenden Rufe ab, bis er 1864 durch die Repräsentation der Gemeinde Wupperfeld zum Nachfolger Schultzes gewählt wurde. Auch damals ist ihm das Scheiden nicht leicht geworden. „Es war mir unendlich schwer, die geliebte, alternde Mutter, die herrliche, schöne Heimat und vor allem meine Gemeinde, die mit rührender

*) Deutsch-evangel. Blätter XIV, 1. 1888.

Liebe an mir hing, zu verlassen und hinabzuziehen an den Niederrhein", so erzählt er selbst. Aber er war des Winkes seines Gottes gewiß: „Du darfst gehen!" und der Ruf der neuen Gemeinde machte das „Dürfen" zum „Müssen". Du mußt gehen!" so hieß es in ihm, und sein weiterer Lebensgang hat es bewiesen, daß dies für ihn Gottes Wille und Gottes Weg war. Am 2. November holte man ihn feierlich ein, am 6. November wurde er durch den Superintendent Dürselen eingeführt, wobei er seine Antrittspredigt hielt über Röm. 1, 16: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes selig zu machen alle, die daran glauben." Bezeichnend für den Boden, auf den er sich von vornherein stellte, war sein Bekenntnis des II. Artikels von der Kanzel aus. „Darin besteht die Seligkeit meines Amtes, solch Evangelium bringen zu dürfen" — so schloß er dieses Bekenntnis.

Hier in Wupperfeld nun sah Frommel sich in eine Arbeit gestellt, die ihm für sein ganzes amtliches und persönliches Leben von einschneidender Bedeutung geworden ist. „Das Wupperthal ist die Hochschule für jeden Pfarrer," so pflegte er seinen Hilfspredigern wohl zu sagen; „was ich für Berlin gebrauchte, habe ich in Barmen gelernt, keinen Tag möchte ich hier gewesen sein ohne die sechs Jahre, die ich dort verlebt habe."

Es war und ist heute noch ein eigenartiger Boden, auf den Frommel damals verpflanzt wurde. Kaum dürfte es eine Gegend in unserem Vaterland geben, wo auf dem Gebiete des geistigen und geistlichen Lebens Licht und Schatten so nahe beieinanderliegen und so grell und unvermittelt einander gegenüberstehen, als hier. Der Menschenschlag, der das Thal der Wupper bevölkert, hat von jeher den Ruhm großen Fleißes, zäher Energie, unermüdlicher Arbeitskraft gehabt, und das mit Recht. Denn vom größten Arbeitgeber bis zum kleinsten geringsten Arbeiter herab heißt die Losung: Arbeit, unablässige Arbeit! Diesem Umstand verdankt das Thal seine hochentwickelte Industrie, die für ihre Erzeugnisse, die sogenannten Barmer Artikel — Bänder, Kordeln, Litzen, Spitzen 2c. — den Weltmarkt erobert hat.

Wenn aber irgendwo die Art der Arbeit auf das innere Leben Einfluß gewonnen hat, so ist es hier. Der Arbeitsbetrieb, namentlich die Bandwirkerei, nimmt nicht so so sehr die körperlichen Kräfte des Menschen in Anspruch, daß er für andere Dinge keine Interesse mehr haben könnte, es ist vielmehr leichte Arbeit, die es bei einiger Geschicklichkeit dem Arbeiter ermöglicht, nebenher seinen Gedanken freien Lauf zu lassen und sie etwas anderem zuzuwenden. Bei der von altersher frommen Richtung ihres Gemütes und bei den vielfachen Kämpfen, die das evangelische Bekenntnis im bergischen Lande zu bestehen gehabt, hat sich naturgemäß ihr geistiges Interesse auf religiöse Fragen konzentriert. Diese haben in früheren Jahren im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens gestanden, sie sind auch heute noch stark und gewichtig genug, um ganze Volkskreise bis ins Innerste zu bewegen. Bei der oft einseitigen, auch zur letzten Konsequenz bereiten Energie des bergischen Charakters haben diese Bewegungen, wenn sie von nebenkirchlichen Kreisen ausgingen, oder in nebenkirchliche Bahnen geleitet wurden, manchmal zu separatistischen Strömungen geführt, und so ist denn heute noch das Wupperthal der klassische Boden für allerlei sektiererische Bestrebungen. Daß diese hier so gut gedeihen, hat noch einen anderen Grund, der aber ebenfalls mit seinen Wurzeln in die äußere Berufsarbeit hineinreicht. Die Industrie des Wupperthals schafft vorwiegend Modesachen. Die Mode muß nach dem Neuesten fragen, seine Herstellung und seinen Vertrieb forcieren, um sich dann, wenn das Neue alt geworden, auf etwas anderes zu werfen. Genau so ist's auf geistlichem Gebiete. Die „letzte Neuheit" beherrscht die Saison, sie hat den Erfolg, sie zieht die großen Massen zu sich heran. Daß dabei oft genug die Gefahr vorhanden ist, inneres Bedürfnis und religiöse Genußsucht zu verwechseln, ist leicht zu verstehen. Soviel über das „psychologische Klima" des Wupperthals. Die Form, in der sich dort das religiöse Leben ausgestaltet, ist die des reformierten Pietismus, mit einem starken Zug ins Puritanische hinein. Daher die einseitige Betonung der Nebendinge, die Beurteilung der innerlichen Stellung nach bestimmten äußeren Lebensformen, die Forderung bewußter Weltflucht gegenüber Dingen, die anderswo den Schwachen längst keinen Anstoß mehr geben oder Wankende noch erschüttern könnten. All diese Formen des Wupper-

thaler Christentums sind öfters der Gegenstand unverständigen Spottes gewesen. Er ging aber aus von Leuten, die die energische, herbe Eigenart des bergischen Menschenschlages nicht kannten, sich auch nicht die Mühe gaben, ihn zu verstehen. Wer sich hineingelebt hat, der weiß es: Das gehört zum rechten Wupperthaler, es ist nur die rauhe Schale für einen guten, tüchtigen, gesunden Kern und es ist wohl leicht zu tragen bei den großen Vorzügen, die das geistliche Leben dort auch heute noch aufzuweisen hat, bei dem großen und tiefen Interesse, welches die innersten Fragen auch heute noch finden, bei der Thatkraft und Opferwilligkeit, mit der sich dort jeder Stand in den Dienst der evangelischen Sache hineinstellt, bei der Liebe und Anhänglichkeit, mit der man immer noch an der Gemeinde festhält und an denen, die zu ihrem Dienst berufen sind. Was das Thal nach dieser Seite hin einem Pfarrer bieten kann, hat Frommel selbst später so schön bezeugt, als alle die schweren Stunden vergessen und die „Wunden vernarbt“ waren.

„Die große Hoffnung, die ich für die Menschen habe, die Freudigkeit in meinem Amt bis zu dieser Stunde, die verdanke ich wesentlich Barmen. Die Gemeinde dort hat mich gelehrt, aus Gottes Wort zu leben und aus diesem Jungbrunnen immer von neuem zu schöpfen. Die Gemeinde hat mich auch gelehrt, mich keiner Partei zu verkaufen und nicht der Menschen und Meinungen Knecht zu werden und ebenso mein Leben und Heil nicht in äußeren Amtsdingen zu suchen, in Schreiberei und Aktenbündeln. Und wenn ihr darum bei mir noch etwas von solchem frischen Leben findet, dann danke ich's dieser meiner Gemeinde, die mich gelehrt hat, Seelsorge zu treiben. Ach, wenn ich daran denke, wie es galt, die Leute in den Häusern zu besuchen, in den Häusern von oben bis unten aus! Mit welcher Liebe empfing man uns in der großen, schweren Cholerazeit, wo ein großer Teil der Gemeinde starb und doch jeder von den vielen Kranken besucht wurde.“ —

Das war das Arbeitsfeld, auf das Frommel 1864 verpflanzt wurde. Bei seiner Eigenart mußte er dort finden, was er gefunden hat. Begeisterten Zuspruch von der einen, und heftigen Widerspruch von der anderen Seite. Zu seinen Predigten strömten die Leute in Scharen, die „Alte Kirche“ mit ihren 2000 Sitzplätzen war stets überfüllt; aber manche seiner Zuhörer kamen mit kritischen Ohren. Er mußte nach seiner ganzen innern Entwicklung das Eine immer wieder in den Mittelpunkt stellen: Das christliche Leben ist, wie alles Leben, etwas Organisches; Christ sein heißt Christ werden; „nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Jesu Christo ergriffen bin“, das war seine Position, während die Strömung der Menge damals wie heute vielmehr auf ein „fertiges“ Christentum hinausging, ein Christentum, bei dem man über alle einzelnen Stufen des inneren Wachstums mit derselben Unfehlbarkeit und Sicherheit reden kann, wie über die Widerfahrnisse des äußeren Lebens. So gab es denn manchen Protest gegen das, was Frommel gepredigt, mancher anonyme Brief kam ins alte Pfarrhaus an der Kirche, um ihn über das, was er gesagt hatte, zur Rede zu stellen. Aber Frommel stand seinen Mann auf der Kanzel wie unter ihr; und wenn es ihm auf der einen Seite weh that, soviel Widerspruch zu erregen, der noch obenein in dieser unedlen Weise an ihn herankam, um so wohler that ihm die Liebe, die ihm von anderer Seite entgegengebracht wurde. Und diese Liebe ging durch alle Schichten der Bevölkerung hindurch; vom reichen Kommerzienrat bis zum armen Fabrikarbeiter herunter. Gerade seine männliche, evangelisch-freie Art ebnete manchen den Weg zum Evangelium, dem er von dem puritanischen Wesen erschwert oder unmöglich gemacht worden war; gerade daß er nicht bei jedem mit der Frage ins Haus fiel: „Bist du bekehrt?“ Daß ihm die landläufige Art, von der eignen und anderer Leute Bekehrung zu reden, in der Seele zuwider war, das gewann ihm soviele suchende, zweifelnde, ringende Herzen. Hier sahen sie sich jemand gegenüber, dem sie's anmerkten: Der versteht uns; der weiß, wie es uns zu Mute ist; der hat selbst durchgemacht, was wir durchzumachen haben, und er verurteilt uns nicht ohne weiteres, sondern trägt und erträgt uns mit liebevollem, mitleidigem Herzen.

Dieser Kampf der Geister, in dessen Mittelpunkt sich Frommel hineingestellt sah, war für ihn ein großer, innerlicher Segen. Die einzige Waffe, die er seinen Gegnern gegenüber gebrauchen konnte, war die Schrift; so trieb es ihn denn mehr und mehr ins Schriftstudium hinein. „Das ist der Segen meiner Gemeinde am Rhein gewesen, daß sie mich in die Schrift getrieben; Gottes Wort allein giebt freien Blick, große, weite Hoffnungen. Da sieht man Alpenhöhen und hört das unendliche Meer rauschen"; so sagt er in „Aus Lenz und Herbst" mit Bezug auf jene Zeit im Wupperthal. An anderer Stelle hat er's in ergötzlicher Weise erzählt, auf welche Art man ihn kontroliert hat mit der Bibel in der Hand: „Ich hatte über Nicodemus gepredigt, der bei Nacht zu Jesu kommt, und gesagt, hier treffe einmal nicht zu, was die Schrift sonst sagt: „Die Nacht ist keines Menschen Freund," denn sie decke den milden Schleier über die zaghaften und noch schwachen Jünger. Am folgenden Tage kam einer der Presbyter zu mir und sagte: „Wo steht der Spruch, den Sie gestern in Ihrer Predigt angeführt haben, daß die Nacht niemandes Freund sei?" — „Ei," sagte ich, „der — der steht in den Sprüchen Salomos." — „Ach bitte, hier ist eine Bibel, wollen Sie mir die Stelle nicht aufschlagen?" — Ich fand nichts. „Na, dann steht er in Sirach." „Ach bitte, schlagen Sie mal auf!" Wieder nichts. Endlich sagte ich in meiner Verzweiflung: „Aber er muß doch irgendwo stehen!" Da sagte der Mann: „Ja, ich will Ihnen sagen, wo das steht — das steht in Seumes Spaziergang nach Syrakus." Das war eine gute Lektion. Ich bin überzeugt, hier in Berlin könnte man ganz getrost sagen: Das steht in den Sprüchen Salomos — kein Berliner würde sich hier irgend welchen Skrupel machen. Aber meine Leute dort verstanden das besser." Was aber dem Pfarrer zum Segen wird, das kommt auch der Gemeinde wieder zu gute. So war's auch bei Frommel. Die Art der Leute dort regte ihn innerlich so an, daß erst jetzt seine reiche, vielseitige Begabung zur rechten, vollen Entfaltung und Blüte kam, daß er geben konnte mit vollen Händen. Und er hat es in Treue gethan, hat alles mit seiner Gemeinde geteilt, gute und böse Tage, hat eine Probe bestanden, wie sie schwerer und größer nicht leicht gefunden werden kann. Die Probe einer Cholera-Epidemie. Schon 1859 hatte diese furchtbare Seuche in Barmen gewütet, 1867 kam sie wieder und richtete entsetzliche Verheerungen an, namentlich in den oberen Stadtteilen Rittershausen und Heckinghausen. Es mußten provisorische Leichenhallen auf dem Kirchhofe errichtet werden, in denen an einem Tage 44 Leichen über der Erde standen. In dieser Zeit, wo es von Krankenbett zu Krankenbett, von Sterbenden zu Sterbenden ging, hat Frommel gearbeitet bis an den Rand seiner Kräfte, ja über diese hinaus. Es kam soweit, daß der Arzt ihm sagen mußte: „Entweder Sie gehen heute aus Barmen oder Sie sind morgen selbst von der Seuche ergriffen!" Die Epidemie war schon im Rückgange, so gab Frommel dem Befehl des Arztes und dem Drängen seiner Freunde nach und ging in ein holländisches Seebad, wo die Ruhe und die stärkende Luft ihn bald völlig wieder herstellten. Bei seiner Heimkehr fand er auf dem Schreibtische einen Brief; er öffnete ihn und las auf einem sonst unbeschriebenen Blatt das Wort Joh. 10, 13: „Der Mietling aber fliehet, denn er ist ein Mietling und achtet der Schafe nicht!" — Und hier hat er seine Treue bewährt, hier hat er's wahr gemacht: „Thut wohl denen, die euch hassen!" Gerade diese bittere Erfahrung brachte ihn zu der Überzeugung: So kann's nicht weiter gehen; eine Gemeinde von 20000 Seelen kommt nicht mehr mit einer Kirche aus. Er faßte den Entschluß, den Bau einer zweiten Kirche ins Werk zu setzen. Was er gewollt, ist ihm in überraschender Weise gelungen.

Echt „Frommelsch" war die Art, wie er den Gedanken des Kirchbaus anregte. In der Gemeinde hieß es, im alten Pfarrhaus gingen allerlei Geister um. So kam denn Frommel eines Tages und erzählte: „Es ist wirklich so, in meinem Pfarrhause spukt es! Diese Nacht ist mir der alte Pastor Bartels — der Gründer und erste Pfarrer der Gemeinde — erschienen und hat lange mit mir geredet. — „Was hat er denn gesagt?" so fragten die Freunde. Er hat mich ernst zur Rede gestellt. „Wieviel Seelen hat denn jetzt unsere Gemeinde?" so war seine Frage. Ich antwortete: „20000." — „Was, erwiderte er; 20000, und habt nur eine Kirche? Die alte ist gebaut, als die Gemeinde 3000 Seelen hatte; wo sollen denn nun all die übrigen Platz finden, wo

sollen sie Gottes Wort hören? Sorgt nur dafür, daß ihr bald eine neue Kirche bekommt, sonst sind die schweren Erfahrungen der Cholerazeit ja umsonst gewesen!"

Die Anregung Frommels war von durchschlagender Wirkung. Es wurde eine Sammlung veranstaltet; in kurzer Zeit waren 50000 Thaler gezeichnet. Der günstige Erfolg ermutigte die Gemeinde, gleich zwei Kirchen auf einmal zu bauen. 1869 wurde der Bau in Angriff genommen, und trotz des Kriegsjahres 1870/71 weiter geführt; 1872 waren beide Kirchen dem Gebrauch übergeben und sind seitdem zu Segensstätten geworden für Tausende.

Die Vollendung seines Werkes hat Frommel freilich als Barmer Pastor nicht mehr erlebt. Das Werk des Kirchbaus war in frischem Fortgang; ein weiterer richtiger Schritt zum „inneren Kirchbau", die Einteilung der Gemeinde in feste Pfarrbezirke statt der immer wechselnden „Amtswoche" wurde vorbereitet, da kam an den Wupperfelder Pastor der Ruf als Garnisonpfarrer nach Berlin zu kommen. Er sträubte sich nach Kräften, seine Freunde rieten ab; „wenn du versanden und versumpfen willst, so geh nur dorthin," schrieb ihm einer von ihnen; aber der herrliche Brief seines Bruders Max, mit dem er zeitlebens so innig verbunden geblieben, gab den Anschlag, Frommel sagte Ja! „Nimmt mich mein König, so will ich nach Berlin kommen, aber freilich: Probepredigt halten in Berlin, das geht nicht. Denn wenn ich da durch fiele, so bliebe mein König wohl König in Berlin, ich aber nicht Pastor in Barmen. Also tragen Sie es dem König vor. Nimmt er mich, so will ich in dem Ruf meines irdischen Königs den meines himmlischen Königs erkennen." Der König nahm ihn trotz seiner Weigerung, Probe zu predigen, auch trotz der Bitte der Gemeinde, ihr ihren Pfarrer zu lassen. Er empfing die Deputation aus Wupperfeld und sagte ihr: „Wenn ihr euren Pastor brauchen könnt, so werde ich ihn wohl erst recht brauchen können." — Nun war's denn entschieden, und seine alte Gemeinde mußte sich drein finden. Sie hat ihm das Herz wohl schwer genug gemacht, ehe er ging; aber sie hat's ihm nicht nachgetragen, als er ging; im Gegenteil, die Dankbarkeit derer, denen er zum Segen geworden, reicht unverändert über seinen Tod hinaus. Noch in der letzten Stunde seines Lebens hat ihn die Liebe erquickt, die ihm seine Wupperfelder Freunde auf seinem Sterbebette erwiesen. Es war ein bewegliches Zusammentreffen, das gerade an seinem Sterbetage die Gemeinde an ihn erinnerte. Am 29. November feierte die Friedenskirche, eine der beiden Kirchen, zu deren Bau er die Anregung gegeben, ihr 25-jähriges Jubelfest. In der Presbyteriums-Sitzung, die diese Feier vorbereiten sollte, war der Gedanke ausgesprochen, man möchte Frommel zu dem Feste einladen und ihn noch einmal um eine Predigt bitten an der Stelle, wo er so lange und unter so reichem Segen gestanden. In die folgende Sitzung am 9. November, die das Programm der Feier endgültig feststellen sollte, wurde die Nachricht von seinem Heimgang hinein gebracht; statt zur Friedenskirche war er zu einer besseren Friedensstätte eingegangen. Bei dem Jubelfest selbst konnte die Gemeinde nur das eine noch thun; ihm einen Kranz schmerzlich-dankbarer Erinnerung widmen an der Hand des Wortes, das in ihrem Namen über seinem Grabe gesprochen war: Hebr. 13, 7 „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet und folget ihrem Glauben nach." Sein Andenken ist im Segen und wird im Segen bleiben.

(Fortsetzung folgt.)





Was Leute, die sich für weise halten, unter Naturgesetzen verstehen.

Von

W. v. Nathusius (Halle).

In der kirchlichen Monatsschrift von Pfeiffer (Heft XII vom September 96) wird über ein neues Bekenntnis berichtet, welches in den „Heften zur Christlichen Welt“ Nr. 18 kund gegeben ist. Der Verfasser hat die Absicht ausgesprochen, aus den christlichen Bekenntnissen die Bestandtheile zu entfernen, welche „der mythologisch dogmatischen Einkleidung angehören, insbesondere die, welche das Wesen und die Gesetze der Natur durchbrechen und Gott mit sich selbst in Widerspruch bringen.“ Das Machwerk lautet:

„Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, — und an Jesum Christum, unsern Herrn, der geboren ist ein Sohn Davids nach dem Fleische und kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes nach dem Geiste, der uns aus der Fülle göttlicher Offenbarung verkündigt hat das Wort von der Liebe und dessen heiligende Wahrheit besiegelt hat mit dem Tode am Kreuze. Ich glaube an den heiligen Geist, den Gott über uns ausgegossen hat reichlich durch Jesum Christum, an die Gemeinschaft im heiligen Geiste, die Vergebung der Sünde um der Liebe willen, die Erlösung von allem Übel und die Unsterblichkeit der Seele in Gott. Amen.“

Die kirchliche Monatsschrift hat diesen Versuch, dessen Schwäche der Verfasser wenigstens selbst anerkennt, schon in treffender Weise gekennzeichnet. Dieses soll hier nicht wiederholt werden. Nur im Vorübergehen möchte ich darauf aufmerksam machen, wie der Verfasser das Bedürfnis gefühlt hat, seinem Opus durch überflüssige Beiwörter etwas Reiz zu verleihen. Es versteht sich doch von selbst, daß wenn sich der Herr als Sohn Gottes erwiesen hat, dies „kräftiglich“ geschehen ist, daß dasjenige was aus der Offenbarung verkündigt ist, aus deren „Fülle“ gekommen ist, daß die durch den Herrn besiegelte Wahrheit eine „heiligende“ sein muß, und daß die Ausgießung des heiligen Geistes „reichlich“ geschehen sei. Es ist interessant zu verfolgen, daß in den Fassungen der christlichen Bekenntnisse nirgends solche Epitheta gebraucht werden: Die Macht des Inhalts wirkt in der knappsten, man könnte sagen, nüchternsten Form, während in dem modernen „Bekenntnis“ die wirkliche Inhaltslosigkeit zur Verbrämung mit Phrasen gedrängt hat.

Etwas anders steht es mit dem Schlußsatz „Unsterblichkeit der Seele in Gott.“ Wenn das wirklich etwas bedeuten soll, so bedeutet es — Pantheismus. Doch der Verfasser denkt wohl nicht so klar, daß hierbei eine Absicht vorausgesetzt werden muß. Sucht man aber einen Sinn in dieser Phrase, so kann man nur den finden, daß diese Unsterblichkeit ein Aufhören der Persönlichkeit des Menschen und eine Leugnung der Persönlichkeit Gottes einschließt.

Doch was mir die Feder in die Hand gegeben hat, ist der Wunsch zu untersuchen, was sich der Verfasser unter dem „Wesen und den Gesetzen der Natur“ denkt, wenn er die „mythologisch-dogmatischen Einkleidungen“ aus den Bekenntnissen entfernen will, und doch den ersten Artikel des Apostolikum stehen läßt.

Ein schärferer Gegensatz gegen das „Wesen“ der Natur, eine schroffere Durchbrechung eines „gesetzmäßigen“ Verlaufs ist doch nicht denkbar, als in der Erschaffung der Natur aus dem Nichts durch den freien Willen eines allmächtigen Gottes. Die Meinung, daß der Schöpfungsakt in dem Erlaß der Naturgesetze bestanden habe und letztere nun das Weitere selbständig besorgten, haben sich ja manche nicht tiefer Denkende einreden lassen, wer aber den Versuch unternimmt für die Menschheit ein neues Bekenntnis zu formulieren, hätte, wenn er von einer solchen Auffassung ausging, etwa so fassen müssen: Ich glaube an Gott, den früher allmächtigen Vater, Schöpfer der Naturgesetze. Mit letzterem Wort wird ein so weit verbreiteter Unfug getrieben, daß es wohl der Mühe lohnt, immer wieder auf diese Sachlage zurückzukommen, wenn auch eigentlich Neues nicht darüber zu sagen ist.

Überall in der Natur tritt uns eine Ordnung entgegen. Die Antwort auf die Frage: warum es Gott gefallen hat, die Natur so zu machen, daß sie sich in der jetzigen Ruheperiode der schöpferischen Thätigkeit in dieser Ordnung bewegt — warum er die Welt nach einer gewissen Ordnung regiert, liegt ziemlich nah: die Welt wurde so erschaffen, daß der Mensch Herr der Kreatur sein sollte, welche Aufgabe er nur erfüllen konnte, wenn er festen Ordnungen gegenüber stand. Die sogenannten Naturgesetze sind nichts Wirkendes — keine causa efficiens, wie man es auszudrücken pflegt —, sondern weiter nichts als menschliche Abstraktionen: die Versuche, dasjenige in menschlicher Denkweise auszudrücken, was uns von diesen Ordnungen zur Zeit verständlich geworden ist. Die Naturwissenschaft hat die Aufgabe, die Ursachen der auftretenden Wirkungen festzustellen, um danach ähnliche Wirkungen für die Bedürfnisse des menschlichen Lebens hervorrufen zu können. Dies kann ihr nur für die nächsten Ursachen gelingen. Die Endursache ist Gott, und wie er das Weltregiment führt, entzieht sich menschlicher Vorstellung; aber die nächsten Ursachen, deren Kenntnis uns befähigt, die Natur in gewissem Grade zu beherrschen, finden wir in der von Gott gemachten Beschaffenheit der Dinge. Da finden wir z. B., daß wo sich Leben zeigt, besondere Strukturen, die als Organismen bezeichnet werden, Träger der Lebenserscheinungen sind. Wir finden, daß Leben nie im toten Stoff von selbst auftritt, sondern immer nur als Erbe vorangegangener Lebewesen; aber wir finden auch, daß der tote Stoff weder neu entsteht noch vergeht, daß er nicht nur seiner Menge nach von Anfang vorhanden ist, sondern auch die Formen, in welchen wir ihn kennen — die sogenannten Elemente der Chemie — unveränderlich sind und nicht ineinander übergehen. Endlich geht die erst neuerdings aufgestellte Lehre von der Erhaltung der Kraft oder „Energie“ dahin, daß seit Anbeginnn das Maß oder Quantum dieser Energie nicht zunehmen konnte: mit Erschaffung der Dinge war auch die Summe der Energie, welche von ihrer Beschaffenheit ausging und die nur ihre Form umwandelt, um bald als Licht, bald als Wärme, Elektricität u. s. w. aufzutreten, gegeben.*) Das Wesen der Natur — ihre Gesetzlichkeit steht also im strikten Gegensatz zu einem Schöpfungsakt, wie schon vorhin angedeutet. Wenn der Verfasser dieses sogenannten Bekenntnisses dasjenige ausschließen wollte, was „das Wesen und die Gesetze der Natur durchbricht“, dann durfte er auch den ersten Artikel nicht stehen lassen.

Die Meinung, daß „Gott mit sich selbst in Widerspruch“ gebracht werde durch das Bekenntnis zu Wundern, welche die sogenannten Gesetze der Natur durchbrechen, ist

*) Merkwürdigerweise hat der in Deutschland herrschende Atheismus und Materialismus diese sogenannte Theorie von der Erhaltung der Kraft für sich mit Beschlag belegt und will aus ihr die Ewigkeit dieser Welt folgern; der Ausdruck „Erhaltung“ der Kraft ist aber ungenau Es müßte heißen: nur Erhaltung der Kraft, denn Erfahrung zeigt nur, daß Energie nicht neu entsteht, und die Betrachtung, daß an den Grenzen des Weltraums ein Teil in das Leere verloren gehen muß, läßt sich nicht zurückweisen; so sehen außerdeutsche gläubige Naturforscher, z. B. Dawson gerade in der Theorie von der Erhaltung der Kraft einen Hinweis auf einen Schöpfungsakt und die Endlichkeit dieser Welt.

eine so kuriose, daß es nicht ganz leicht ist, sie ernsthaft zu behandeln, was doch der Gegenstand beansprucht. Wo in aller Welt hat denn der Verfasser eine Manifestation, eine Offenbarung Gottes gefunden, nach welcher er auf seine Allmacht gegenüber den „Naturgesetzen" verzichten will? Wie kann man bei dem mäßigsten Anspruch an Denkfähigkeit einem allmächtigen Schöpfer deshalb, weil er seinen Kreaturen zuliebe im gewöhnlichen Lauf der Dinge sein Weltregiment nach einer festen Ordnung führt, die Macht oder den Willen absprechen, mit Wundern und Zeichen den Lauf der Dinge zu durchbrechen? Was sind denn alle die Wunder, die dem Verfasser und seinen Gesinnungsgenossen so schwer eingehen, sogar die Auferstehung des Herrn, die er aus diesem sogen. Bekenntnis gestrichen hat, gegen die That der Erschaffung einer Welt aus dem Nichts?

Was sollen wir nun daraus entnehmen, daß in diesem Bekenntnis der allmächtige Schöpfer noch einen Platz behalten hat? Für die Logik des Verfassers nichts Günstiges, doch das ist unwesentlich. Kann er den Gedanken selbst noch nicht aufgeben, legt er sich ihn vielleicht pantheistisch zurecht, oder ist es ein Zeichen, daß man das auch dem Teil der Christenheit, der keinen Ernst mit dem Glauben an einen lebendigen Gott macht, doch noch nicht bieten darf? Das sind Fragen, auf welche eine Antwort nicht gegeben werden kann und soll. Die Bejahung der letzteren würde vielleicht als ein günstiges Resultat betrachtet werden können, aber daß das „noch" hinzugefügt werden mußte, ist doch traurig. Daß der Glaube an den lebendigen Gott, den Schöpfer aller Dinge bei dem größten Teil der Gebildeten in Deutschland auf sehr schwachen Grundlagen steht, hat der Einfluß gezeigt, welchen der sogenannte Darwinismus erlangt hat, der wissenschaftlich unerweisbar für seine eigentlichen Anhänger nur damit motiviert ist, daß er, wie sie sagen, die „Schöpfungstheorie" überflüssig macht.

Bei alledem könnte es, wie schon gesagt, vielleicht als ein günstiges Resultat betrachtet werden, daß bei dem Ansturm auf das christliche Bekenntnis, dem Schöpfer doch noch ein Platz darin gegönnt werden soll, aber dieses Vielleicht muß doch sehr betont werden. In so schwerwiegenden Fragen muß Klarheit sein. Wahre Pietät ist es nicht, Worte in einem Sinn zu gebrauchen, der dem wirklichen nicht entspricht. Wenn in pantheistischer Fassung die Unsterblichkeit der Seele als „in Gott" bezeichnet wird — wie auch ein Tropfen sich im Weltmeer auflösen würde —, wenn aus dem Bekenntnis alles weggelassen wird, was sich auf sonstige Wunderthaten Gottes bezieht, weil es die „Gesetze der Natur" durchbreche, dann tritt die Besorgnis entgegen, daß hier das Bekenntnis zu dem Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde, gar nicht im christlichen, nicht einmal im theistischen Sinn gemeint ist.

Und dieser allmächtige, lebendige Gott, der uns als Person entgegentritt, der unsere Gebete hören will, zu dem wir uns als von seiner Macht, aber auch von seiner Liebe umfangen, in einem persönlichen Verhältnis fühlen sollen, ist die Grundlage aller Religion; aber dagegen sträubt sich und hat sich von Anfang gesträubt die Eitelkeit, die Selbstüberhebung — der Subjektivismus des Menschen. „Ja, sollte Gott gesagt haben?" (1. Mose 3, 1.) Das ist der Anfang der „Kritik". Ob ihre modernste Auflage immer im vollen Gefühl dessen, was der erste Artikel besagt, geübt wird, soll hier nicht untersucht werden.





Carl von Schachmann.

Ein Bild aus dem geistigen Leben des 18. Jahrhunderts.

Von

Eleonore Fürstin Reuß.

Die Packete alter Briefe und Papiere, die hier und da in den Schränken der Häuser und Schlösser liegen, enthalten manchen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte, wie zur Kenntnis der geistigen Strömungen, die namentlich das 18. Jahrhundert bewegten. Jene Zeit steht den Kindern des 19. Jahrhunderts, und besonders denen seiner letzten Hälfte schon so fern, ja der Styl, in dem sich die Menschen damals ausdrückten, ist ihnen so fremdartig, daß ihnen das Interesse und Verständnis für das, was damals die Herzen bewegte und das Leben beeinflußte, oft gänzlich fehlt.

Es soll hier versucht werden, aus einem Stoß von Akten und Briefen ein kurzes Lebensbild zu entwerfen, in welchem die Gegensätze jener Zeit recht schroff zur Darstellung kommen. Es war die Zeit, wo das Leben der Höfe nach dem Muster des französischen Hofes unter Ludwig XIV. und XV. eine Üppigkeit und Sittenlosigkeit zeigte, die leider, besonders in den Kreisen des Adels, nur zu viel Nachahmung fand, reine und edle Gemüter aber abstieß und empörte. Diese wandten sich dem unter Speners Einfluß frisch aufgeblühten christlichen Leben zu, dem sogenannten Pietismus, von dem reich befruchtende Segensströme ausgegangen sind. Durch den Grafen Zinzendorf in der von ihm erneuerten Brüdergemeinde fand diese Richtung eine kirchliche Gestalt, und viele von der bösen Welt verschüchterten Seelen suchten hier eine Zuflucht. Hatte auch Zinzendorfs großer Geist nicht nur „Weltflucht", sondern mehr noch „Weltüberwindung" auf seine Fahne geschrieben, so wußten doch viele seiner Anhänger diese nicht ohne jene zu erreichen. Viel Irrtümer, viel Verwirrung kam dabei mit vor, und davon hat die nachfolgende Geschichte reichlich zu berichten.

Carl Adolf Gottlob von Schachmann war geboren zu Hermsdorf bei Görlitz im Jahre 1725. Sein Vater, Ernst Moritz von Schachmann auf Hermsdorf und Oberlinda in der Ober-Lausitz, hatte früher als Dragonerhauptmann in englischen Diensten gestanden und trat später in die seines Lehnsherrn des Kurfürsten von Sachsen, Königs von Polen, an dessen so berüchtigtem Hof in Dresden, wie in Warschau, er sich meistens aufhielt. Die Mutter war Sophie Magdalena, Freiin von Nostitz aus dem Hause Lahsar. Die Ehe der Eltern war keine glückliche, die Gatten paßten sehr wenig zusammen und lebten meistens von einander getrennt. Ernst Moritz, der Soldat jener Zeit, war eine rauhe, leidenschaftliche Natur, aufbrausend und gewaltsam, ganz für diese Welt lebend und ohne höhere Interessen. Sophie Magdalena, eine zarte Seele, von Herzen fromm, die keinen anderen Wunsch kennt für sich und ihre Kinder, als ihrem Gott und Herrn zu dienen und sich von der Welt unbefleckt zu halten. Sie selbst sagt von ihrem Manne, er wäre nicht nur gottlos, sondern desperat gottlos, während der Sohn in späterer Zeit von seiner guten und edlen Gemütsart, trotz seiner Fehler, spricht.

Durch Wechselschulden gedrängt, verkaufte der Major von Schachmann im Jahre 1733 das Gut Hermsdorf an seine Gemahlin um einen niedrigen Preis, aber mit der Bedingung, wenn seine Kinder majorenn geworden, es diesen um denselben Preis wieder zu verkaufen. Auch schenkte er ihnen den Teil des Kaufpreises, den er nicht unmittelbar brauchte, mit Vorbehalt des usus fructus ad dies vilas.

Zu diesem Zwecke emanzipierte er beide Kinder Carl Adolf Gottlob und Sophie Susanne von der väterlichen Gewalt, worauf sich die Mutter in späterer Zeit mehrfach beruft. Schon im nächsten Jahre 1734 hatte er wieder bedeutende Wechselschulden, und als die Gläubiger drängten, verbürgte sich zunächst seine Gemahlin mit ihrem Vermögen für ihn. Dann aber verkaufte er das Gut Oberlinda, diesmal an seine Kinder, denen in der Person des Stallmeisters von Schweinitz ein Vormund gesetzt wurde. Ohnehin war es ihm bei seinen fortgesetzten Abwesenheiten nicht möglich, sich um die Bewirtschaftung seiner Güter und um die Erziehung seines Sohnes speziell zu kümmern, auch interessierte ihn dieselbe wenig, so lange der Knabe klein war.

Um das Jahr 1737 wurde Frau von Schachmann mit der Brüdergemeine bekannt und fühlte sich lebhaft zu ihr hingezogen. So entstand der Plan, ihren Sohn, der bisher durch einen Hofmeister in Hermsdorf unterrichtet war, dem Grafen Zinzendorf zu übergeben, um ihn mit seinem Sohn Christian Renatus zu erziehen. Für diesen wurde nämlich damals in Jena ein Haus gemietet, in welchem er unter der Leitung des aus der Geschichte der Brüdergemeine bekannten Johann Nitschmann Unterricht und Erziehung genoß.

Auf eine deshalb geschehene Anfrage erklärte der Major von Schachmann in einem Brief aus Warschau vom 26. April 1738 an den Vormund seines Sohnes sich ganz einverstanden mit diesem Plan, und giebt ausdrücklich seinen Konsens dazu, bittet auch, dies dem Waisenamt mitzuteilen, und ist versichert, daß seine liebe Frau „den hierzu benötigten Aufwand aus einer mütterlichen Liebe sich werde gefallen lassen.“ So kam also Carl von Schachmann nach Jena und mit ihm Ludwig Carl von Schrautenbach aus Lindheim in der Wetterau. Sie bildeten mit dem jungen Zinzendorf und den Gelehrten, die ihnen Unterricht gaben, „eine eigene Oekonomie“. Aus dieser Einrichtung entstand das Seminar, was nach dem Herrenhag verlegt, im Segen bestanden hat, immer unter der Leitung Johann Nitschmanns, von dem Schrautenbach sagt, daß „Leute, die Fähigkeit und Wissenschaften hatten, vielleicht nie mehr Vertrauen in einen Seelsorger noch Hochachtung vor einem Vorgesetzten gehabt haben, als vor diesem Manne. — Viel geistliche Erfahrung, große Einfalt, Güte, Menschenfreundlichkeit, Teilnehmung, vieler Anstand in der Person, gesunder Verstand . . . Ganz besonders geschickt, ein Haus wie dieses zu regieren. . . .“

Unter dieser Leitung scheint sich Carl von Schachmann sehr wohl befunden zu haben und die Mutter war glücklich, ihn dort zu wissen. Sie sendet ihm treu ermahnende Briefe, und als er im Sommer schwer an den Blattern erkrankte, schrieb sie: Du weißt die zärtliche Liebe, die ich vor Dich hege, dahero kannst Du leicht schließen, wie nah es mir geht, da ich höre, daß Du die Blattern und ich nicht bei Dir sein kann und Dir die mütterliche Pflege erzeigen. Wenn ich aber auf den großen Gott und Heiland sehe, in dessen Hand und Pflege Du bist, so werde ich sehr gestärket, denn ich weiß, Du bist in seiner Vorsorge und kann Dir ohne Seinen heiligen Willen nichts begegnen. Er hat sich Deiner Seele so treulich angenommen und Dich so wohl geführt, also wird er auch vor Deinen Leib sorgen. Übergieb Dich nur gänzlich in seinen gnädigen, guten Willen, er schicke es auch, wie er wolle, damit diese leibliche Heimsuchung zu Deinem wahren Seelen-Besten gereichen möge. . . .

Als gegen das Frühjahr 1739 Christian Renatus von Zinzendorf in die Wetterau reiste, um seine Mutter in Marienborn zu besuchen, erhielt Carl die Erlaubnis, ihn dorthin zu begleiten. Dieser Besuch scheint mit der Verlegung des Seminars nach dem Herrenhag zusammen zu fallen. Seit der Graf von Zinzendorf 1786 aus Sachsen verbannt wurde, war der Mittelpunkt der Brüdergemeine in der Wetterau, und zwar bewohnte die Gräfin Zinzendorf mit der sogenannten Pilgergemeinde das von dem Grafen

von Ysenburg=Meerholz gepachtete Marienborn. Graf Zinzendorf war damals in Westindien, von wo er erst Anfang Juni nach Marienborn zurückkehrte, um sich schon nach wenigen Tagen nach Ebersdorf zum Synodus zu begeben. Indessen war der Major von Schachmann wieder nach Sachsen gekommen, und hatte nun erst erfahren, in welchen Händen sich sein Sohn befand. An Schmähungen und Verleumdungen des Grafen Zinzendorf und der Brüdergemeinde war damals kein Mangel, und der ganz weltlich gesinnte und ziemlich rohe Mann konnte kein Verständnis haben für den völlig auf das Ewige gerichteten Sinn Zinzendorfs. Er verlangte also von seiner Gemahlin, ihm den Sohn zur ferneren Erziehung zu geben, ein Ansinnen, dem ihr Gewissen den entschiedensten Widerstand entgegensetzte. In dieser Zeit starb auch der Vormund, Stallmeister von Schweinitz, und diesen Augenblick benutzte der Vater, um mit einem Vetter, dem Rittmeister von Schachmann, in die Wetterau zu reisen. Unter falschem Namen kam er plötzlich in Marienborn an und suchte zunächst durch Überredungen den Sohn an sich zu locken. Aber Carl war durch Warnungen seiner Mutter und durch die Liebe zu seinen Lehrern und Erziehern, wir dürfen auch wohl sagen durch Gottes Gnade, die an seinem jungen Herzen arbeitete, dagegen gewappnet. Nun versuchte es der Major mit Drohungen und Gewaltthätigkeiten. Da trat ihm aber die Gräfin Zinzendorf entgegen und erklärte, der Knabe wäre ihr übergeben und sie hätte kein Recht, ihn so ohne weiteres auszuliefern. Die Würde der Gräfin, wie die entschieden vornehme Umgebung, in der er seinen Sohn antraf, scheint den Major imponiert zu haben, jedenfalls kehrte er unverrichteter Sache in die Lausitz zurück.

Die Mutter schrieb darüber an ihren Sohn:

„Daß Dein armer, unglücklicher Vater dergleichen Touren spielen würde, habe ich längst vermuthet. Die Ewige Liebe, unser guter treuer Heiland sei aber herzlich gelobt, der es ihm nicht gelingen lassen. Daß seine Anschläge zu Schanden worden, das soll uns bewegen, ein recht festes Vertrauen zu ihm zu fassen, daß er ferner sein gnädiges Auge auf Dich haben wird und Dich mächtig schützen; auch daß Du dadurch näher mögest zu ihm gezogen werden, immer tiefer in ihn eindringen und nicht ruhen, bis Du die Versöhnung in seinem Blut und Frieden mit Gott gefunden, und Dir der Geist Gottes Zeugniß giebt, daß Du sein Kind. O, mein lieber Sohn, was sind das vor Seligkeiten, die uns bevorstehen! O, wir wollen der Welt, der blinden Welt, gern das ihre lassen, vor ihr um Christi Willen zu Schanden, zu Spott, ja Narren werden . . . Folge, lieber Sohn, kindlich und unterthänig alle dem, daß Dir die gnädige Frau Gräfin und Deine lieben Informatores rathen werden. . . . Denke, lieber Sohn, an Deinen armen Vater, vor dem Heiland, daß er wo möglich seine arme, ins Verderben rennende Seele retten wolle."

Ganz will dieser Brief nicht mit dem vierten Gebot stimmen, aber freilich war es für die fromme, sorgliche Mutter schwer, sich durch diese verwickelten Verhältnisse hindurchzufinden.

Der Major von Schachmann gab sich übrigens keineswegs zufrieden; er führte Klage beim Oberamt zu Budissin (Bautzen) wegen Vorenthaltung seines Sohnes. Die Sache ging an die oberste Behörde in Dresden und schließlich an das Reichskammergericht in Wetzlar. Er erlangte wirklich ein königliches Reskript, in welchem die Mutter bei Konfiskation ihres Vermögens angewiesen wurde, den Sohn herbeizuschaffen. Sie hatte aber in dem Oberamtshauptmann Grafen von Gersdorf einen warmen Freund und Gesinnungsgenossen, und dieser unterrichtete sie im voraus von dem Stand der Sache und dem drohenden Reskript und giebt ihr den Rat, ihren Sohn von Marienborn oder Herrenhag fortzunehmen. Es wird beschlossen, den jungen Carl von Schachmann nach Sorau zu geben in das Haus des gräflich Promnitzschen Hofpredigers Clemens, der sich bereit erklärt, „gedachten Sohn der Frau Majorin nebst dessen bei sich habend Privat-Informatoris in sein Haus und Aufsicht" zu nehmen.

Indessen wurde auch an einen neuen Vormund gedacht, da die beiden Kinder jedenfalls, was ihr Vermögen anbetraf, von der väterlichen Gewalt emanzipiert waren. Die Mutter blieb der festen Überzeugung, daß sie es auch in Bezug auf ihre Erziehung wären. Sie wünschte Herrn Hans Christian von Schweinitz auf Leuba zum Vormund

ihrer Kinder ernannt zu sehen. Der Major schlug einen Herrn von Gablentz vor, gegen den die Mutter einwendet, daß er zwar der Landwirtschaft recht gut vorzustehen wüßte, „aber einen jungen Menschen in Wissenschaften und Sprachen unterrichten zu können, wird wohl weder seine Sache noch Intention sein.“ Dann wünschte der Vater seinen Vetter, den Rittmeister von Schachmann, zum Vormund seines Sohnes. Als dieser aber bald darauf starb, so bekam Herr Hans Christian von Schweinitz, ein frommer Mann, auch Freund und Mitglied der Brüdergemeine, dies nicht leichte Amt.

Im Spätherbst wurden Anstalten gemacht, Carl von Schachmann wieder in die Lausitz zu bringen, von wo aus er dann nach Sorau kommen sollte. Es scheint ein Diener oder sonstige Vertrauensperson in die Wetterau geschickt worden zu sein, um ihn zu holen. Dieser aber fand ihn ernstlich krank am Fieber. Darauf reiste Frau von Schachmann selbst nach Marienborn zur Gräfin Zinzendorf und meldete von dort an den Oberamtshauptmann, Grafen von Gersdorf, daß ihr Sohn noch nicht reisen könne. Ein expresser Bote des Majors mit dem dringenden Befehl, ihm den Sohn sogleich nach Königshayn zu schicken, kam, als sie Hermsdorf eben verlassen hatte. Schon vorher hatte er ihr, wie sie schreibt, durch ihren Gerichtshalter „unter Androhung Hauens und Schießens, sagen lassen, ich sollte meinen Sohn unverzüglich herbeischaffen, und mich nicht darum sorgen, was er mit ihm machen wollte, wo nicht, so wollte er katholisch werden, denn ob er katholisch oder lutherisch zum Teufel führe, sei ihm einerlei, und alsdann wolle er meinen Sohn schon bekommen.“ Obgleich sie hinzufügt, sie hätte keine Ursache sich vor diesen Drohungen zu fürchten, so merkt man doch deutlich die Angst, die auch gewiß bei der bekannten Stellung des Kurfürsten-Königs begründet war. In einer Eingabe an den König klagt nun seinerseits der Vater darüber, „daß meine Ehefrau meinen Sohn nach Gefallen unter verdächtige Leute und Schwarmgeister steckt, und dadurch den Grund zu dem Verderben dieses jungen Menschen legt. . . . Daß aber meine Frau von dem Ihrigen zur Alimentation meiner Kinder zuschießen muß, geschieht ex pacto . . . zu geschweigen, daß auch dieses überhaupt ihr kein Recht giebt, meinen Sohn auf eine unanständige Weise erziehen zu lassen. Daß aber Marienborn eine Schule der Schwärmer ist, und meine Frau sich zu der sogenannten Herrnhutischen Brüderschaft seit geraumer Zeit her gehalten, das ist leider in der Oberlausitz mehr als zu bekannt. Da ich nun dieses weiß, so würde weder gegen Gott und mein Gewissen, noch auch vor der Welt und besonders meiner Familie verantworten können, wenn ich meinen Sohn unter dergleichen Verführungen lassen und dazu stille schweigen sollte.“ Endlich bittet er den König, „die landesväterliche höchste Vorsorge und Gnade meinem Sohn angedeihen zu lassen, und nicht zu gestatten, daß er vorsätzlich übel erzogen, und der Welt zu dienen, untüchtig gemacht werde.“

In dieser letzteren Äußerung liegt der Kernpunkt der ganzen Sache. Frau von Schachmann hat keinen dringenderen Wunsch, als daß ihr Sohn der Welt nicht dienen sollte, sie wollte ihn zu einem Gotteskind erziehen, nicht zu einem Weltkind.

An der Gräfin Zinzendorf hatte die sorgende Mutter eine treue Bundesgenossin. Es lag ihr auch deshalb am Herzen, den jungen Schachmann zu behalten, weil durch seinen Austritt der Bestand der sogenannten „Ökonomie“ ihres Sohnes Christian Renatus in Frage gestellt wurde. Sie wandte sich deshalb mit einer Eingabe nach Dresden, die der Mutter Gesuch um Überlassung des Sohnes unterstützen sollte. Zugleich erklärte sie der Frau von Schachmann, daß sie, im Fall das Gesuch keinen Erfolg hätte, ihren Carl nicht behalten könnte.

„Ich kann nicht leugnen“, schreibt die bekümmerte Mutter, „daß wenn weder meine allerdemüthigste Bitte mit Beweis meines Mannes fälschlicher Anklage, noch der Frau Gräfin bereits im September ergangene Vorstellung etwas verfangen, ich damit abgewiesen und die Frau Gräfin von Zinzendorf meinen Sohn dann nicht mehr in der Anstalt behalten würde, ich zu einer andern Resolution schreiten und an Hazard das Meinige zu verlieren, ihn vor den Nachstellungen seines Vaters in Sicherheit bringen, mich meines Sohnes Indigenat in England bedienen und mein Gewissen salvieren würde. Ich will lieber mein Gut als meine Seele verlieren. Und um so viel mehr werde des Herrn

Ober Amtshauptmanns Excellenz aus Barmherzigkeit in den Berichten für mich sein, und dahin, daß mir meines Sohnes Erziehung allein zugeschrieben werde, cooperieren helfen, damit ich durch keine so violente Resolution noch unglücklicher gemacht werden darf, als ich so bin."

Am 9. Februar 1740 verließ Frau von Schachmann mit ihrem Sohn und dessen Hofmeister Dörbaum das Schloß Marienborn, blieb zwei Tage in Lindheim beim Herrn von Schrautenbach, und reiste dann mit dem Herrn von Watteville und einigen andern Mitgliedern der Brüdergemeinde über Cöln nach Utrecht, was sie am 16. erreichten. Frau von Schachmann hatte die Absicht, sich und ihren Sohn unter den Schutz der Generalstaaten zu stellen, dachte auch daran, sich in Holland anzukaufen. Zunächst zog sie nach Herrendyk in das Haus des Barons von Watteville. Dort erkrankte sie am 9. März und als sie ihr herannahendes Ende fühlte, empfahl sie ihren geliebten Carl seinem Hofmeister Dörbaum und dem Herrn von Watteville. Am 19. März entschlief sie und wurde am 25. in Yßelstein „mit Kutschen" und „einer standesgemäßen Prozession beigesetzt."

Herr von Watteville schlug nun dem Vormund vor, Carl in seinem Hause in Herrendyk zu lassen, wo sich schon „einige junge Leute von Kondition zu ihrer Erziehung befanden." Der Vormund war damit einverstanden, und da seit dem Tode seiner Gemahlin auch der Major von Schachmann milder gesinnt zu sein schien, so war Aussicht vorhanden, daß sich die Sache friedlich und für Carls Erziehung günstig ordnen würde. Da machte der Hofmeister Dörbaum einen Strich durch die Rechnung. Er war durch die Ermahnungen der Frau von Schachmann und die Versprechungen, die er ihr gegeben, ganz von der Notwendigkeit durchdrungen, den jungen Carl um jeden Preis den Händen seines Vaters zu entziehen. Ein Wechsel für den jungen Schachmann mußte in Amsterdam eingelöst werden, und Herr von Watteville, der mehrere Wochen krank zu Bett lag, hatte kein Bedenken, den Hofmeister deshalb mit seinem Zögling nach Amsterdam zu schicken. Beide hatten nie die geringste Unzufriedenheit mit dem Aufenthalt in seinem Hause gezeigt, Carl selbst es sogar ausgesprochen, daß er sich da sehr wohl fühlte. So kamen sie am 14. April nach Amsterdam, hielten sich dort etwas auf und bestiegen am 2. Mai ein Schiff, daß sie nach längerem, durch widrigen Wind veranlaßten Aufenhalt am 20. Mai nach Helsingör brachte, von wo aus sie nach Kopenhagen gingen.

Dörbaum schrieb sowohl an den Vormund, als an Herrn von Watteville, doch ohne eine Adresse anzugeben. Es war für beide eine große Verlegenheit; zunächst wurde dem Major nur gemeldet, daß Carl eine größere Reise unternommen habe, aber endlich war es doch nicht anders möglich, als ihm die ganze Wahrheit zn sagen. Der Major geriet nun in großen Zorn, zunächst gegen Dörbaum, der dies ja auch, trotz seiner guten Absichten, reichlich verdiente. Sowohl Herr von Watteville, als Herr von Schweinitz schreiben ebenfalls sehr empört über seine eigenmächtige Handlungsweise. Aber der Major wie der Vormund schreibt: „mißt alles dem Baron von Watteville bei, daher es denn kein Wunder, wenn er mit dieser Art der Edukation, von der er solche Folgen zu sehen glaubt, noch weit übler zufrieden wäre. . . . Ja, es extendiert sich weiter, daß man es gar dem Herrn Grafen Zinzendorf und selbst der Gemeine in Herrnhut beimißt, und diese Umstände als eine Probe anführt, was für desordres aus dem sogenannten Herrnhutianismus entstehen."

Man kann sich denken, wie schwierig dieser Stand der Dinge für den frommen Herrn von Schweinitz war, der doch dem Zorn des Vaters sich am meisten ausgesetzt sah, und dem zugleich die üble Nachrede, die der von ihm hochgehaltenen Brüdergemeinde daraus erwuchs, wie auch die Unmöglichkeit, für seinen Mündel zu sorgen, schwer auf dem Herzen lag.

Herr von Watteville ließ in seinen Bemühungen nicht nach, etwas über Carls Verbleiben zu erfahren, und schrieb endlich am 21. Juli an den Vormund:

„Ich habe den Aufenthalt unserer Pilger glücklich entdeckt, mit ihrer völligen Adresse. Sie sind in Kopenhagen. Dörbaum hatte an einen seiner guten Freunde einen Brief geschrieben, welcher mir in die Hände kam. Ich habe ihm bereits geschrieben, daß er sich unverzüglich mit seinem Untergebenen auf die Rückreise zu verfügen habe. Ich erwarte

sie also mit ehestem wieder hier, und können Ew. Hochwohlgeb. davon denjenigen, die etwas von dem Geheimniß wissen, davon Nachricht geben, damit die Sache still gehalten werde, und nicht noch aufs Künftige ein Argwohn und vielleicht widrige mesures in Ansehung des jungen Menschen möchten vorgenommen werden. Sobald sie wieder hier sein, soll Carl an seinen Herrn Vater schreiben. . . ."

Die Pilger, wie Watteville die beiden Entflohenen nennt, kamen aber nicht wieder nach Herrendyk. Carl hatte an seinen Vater geschrieben, und ihm gemeldet, daß er nach der gnädigen Mama Tode eine Exkursion zu seiner Gesundheit unternommen, bittet ihn um Erlaubnis, Christian Renatus von Zinzendorf nach Genf zu begleiten, um in dessen „profitabel eingerichtetes akademisches Seminar" einzutreten, und „offeriert dem gnädigen Papa zu dessen Schatulle, was nach Bestreitung der Subsistenzgelder an Revenuen, von der mütterlichen Erbschaft zugefallen, übrig bleiben könnte." Voll Argwohn gegen die Leiter und Erzieher seines Sohnes, gab der Vater die nachgesuchte Erlaubnis nicht, versuchte dagegen durch allerlei heimliche und öffentliche Veranstaltungen sich des jungen Menschen wieder zu bemächtigen. Dies wiederum trieb Carl und seinen Hofmeister zur Fortsetzung ihres unstäten Lebens. Carl glaubte, er müßte um seines Seelenheils willen jeden Umgang mit dem Vater meiden. Es war ihm wirklich heiliger Ernst, und darum hat ihm dies unstäte Leben auch keinen Schaden gethan. Aber eine sehr gewagte Sache war es doch, und von Dörbaum fast unverantwortlich.

Auch dem Grafen Zinzendorf war diese Sache ein ernstes Anliegen und am 17. August schrieb er aus Marienborn an den Major von Schachmann:

Ich habe zwar keine Antwort von Ihnen und es scheint, Sie reflectiren auf mein Schreiben garnicht. Aber lieber Herr Major, lassen Sie Sich nicht wider Leute einnehmen, die Sie doch noch nicht unmenschlich gefunden haben. Es ist wahr, ich handle als ein Don-Quichote, daß ich mich zwischen Sie und Carl menge, da er weder bei mir ist, noch ich das Geringste mit seinen Sachen zu thun habe, noch allem Ansehn nach von Ihnen Dank zu erwarten habe. Aber ich bin ein Kind Gottes, das sind Friedemacher. Nun will ich Ihnen nur sagen, wie die Sache zusammenhängt: Weder ich, noch Watteville, noch Sie sind mehr im Stande über Carl zu disponiren, seine Mutter hat vor ihrem Tode nie unwissend über ihn disponiert. Watteville ist so gut in seinen Plänen einig mit ihm, als Sie und ich auch sein würden, wenn ich nicht aus dem Discours, welchen seine Mutter mit ihm gehalten, und der mir gemeldet, etwas klug wäre. Folgen Sie meinem Rath und übergeben die Sache dem königlichen Oberamt, oder dem Waisenamt, oder einigen ehrlichen und in dieser Sache unpartheiischen sächsischen Vasallen, welche Alles, wie es zusammenhängt, untersuchen, und bei deren freundschaftlichem Deviso sie mit Vorbehalt des Usus fructus von Carls Vermögen nach Abzug weniger Erhaltungsspesen sie acquiesciren wollen. Danach lassen Sie Carl in Ruhe, damit er nicht, wie der Anfang gemacht ist, als ein Vagabund in der Welt umherirren und Niemand sagen dürfe, wo er ist. Solche Weitläufigkeit hasse ich von ganzem Herzen. Er findet doch irgendwo Protection, und das ist mir in den Tod zuwider. Die Zeit geht auch so hin und er wird versäumt. Aber, lieber Herr Major, die Hauptprotection hat er von Gott. Als der Herr Rittmeister gestorben war, sagte die Frau Majorin: Nun ist der Hauptfeind todt. Ein paar Wochen darauf war sie auch weg. Haben Sie niemals den Spruch gelesen: „ich gebe Menschen an deine Statt und Leute für deine Seele." Wie, wenn Sie Gott Selber noch aus der Welt nähme um des armen Kindes Seele willen, das Sein Kind in der Welt sein und bleiben soll? Ich habe herzliches Mitleid mit Ihnen, Sie kennen den Gekreuzigten nicht, der für eine jede Seele in den Tod gegangen ist, könnte ich Sie Selbst für Ihn werben, daß Sie noch ein Lohn Seiner Schmerzen und eine Freude Seiner Seele würden, wie zärtlich wollte ich Sie dafür embrassiren. Ich will Ihnen also kurz sagen, was mein Sinn ist: Weil ichs für verloren halte, daß Sie Carl kriegen, indem weder ich, noch Jemand weiß, wo er ist, und Wattevilles Rechnung ohne den Wirt gemacht war, so gönnte ich Ihnen so herzlich, daß Sie ohne Prozeß und Weitläufigkeit und ohne, daß etwa dem Könige noch ein Fußfall darüber gethan würde, Ihres Carls Vermögen mit gutem Bedacht und Überlegung lebenslang genießen und Sich seiner Er-

ziehung freiwillig begeben möchten. Dafür würde Sie der Heiland segnen und Sie würden vielleicht noch von Carl in Ihrem Alter getröstet und bedient werden, wenn er ohne seine Gefahr zu Ihrem Vergnügen um Sie sein könnte. Thun Sie das aber nicht, so sage ich: Carl wird von selbst seines Exils müde werden und durch Wege, die ich nicht weiß, seine Sache an die Person unseres gerechten Königs bringen, demselben alle Umstände mündlich oder schriftlich deutlich machen, und sodann ein gerechtes Decisum in seinem faveur erhalten, das Ihnen nicht so profitabel als mein extrajudicialer Vorschlag sein möchte. Sehen Sie, lieber Herr Major, das schreibe ich Ihnen nach meiner Redlichkeit und hoffe, Sie werden davon profitiren. Das Dubium, das Sie mir machen können, wie ich denn Ihnen einen Rath geben könne, da ich Carl nicht in meiner Macht hätte, und wie denn Sie, da Sie seinen Aufenthalt nicht erfahren könnten, mit ihm transigiren könnten, ist leicht beantwortet: Erstens, ist Carl nach Prinzipien erzogen, da ich weiß, kann er seine Seele retten, so läßt er sein Vermögen gern fahren. Zweitens ist kein Zweifel, daß Carl hie und da seine mesures genommen habe, auch nichts ohne Manuduction sein wird, wenngleich wir diese Leute nicht kennen. Indem seine Flucht so klug und geschwind und unvermuthet bewerkstelligt worden ist; daß es Niemand konnte übersehen und begreifen; und ohne daß es dem Herrn von Watteville hätte träumen sollen, der sich auf Ihr Wort verließ und dachte, nun hätte er ihn. Carl wird also auch ohne Zweifel wissen, was mit ihm vorgeht, wenn wir es gleich von seiner Seite nicht erfahren, und ich glaube, wenn er wirklich hört, daß der Herr Vater ihn aufrichtig lassen, so wird er sich, eh man sichs versieht, vielleicht in Sachsen selbst wieder einfinden, weil zumal ich, ehe und zuvor seine Sache in Richtigkeit ist, auch mit Ihnen nicht einlassen werde.

Ich empfehle Sie des Bronnens Seiner Weisheit und Liebe und gnädigen Disposition Ihres Herzens und bin mit aller Aufrichtigkeit." p. p.

Im Oktober schreibt Watteville an den Vormund:

„Ich habe in dem vorigen Monat ein Schreiben von Dörbaum bekommen, darinnen er mir meldete, daß er sich mit seinem jungen Herrn reisefertig mache, nach Marienborn zu reisen, und von da würde er mit ihm zu mir kommen, wo nicht indessen die Erlaubniß von dem Herrn Major eintreffe, seinen Sohn bei dem jungen Grafen von Zinzendorf studieren zu lassen. Nachdem aber seit der Zeit nichts von ihnen erfahren könne, und sie auch nicht mehr in Kopenhagen sind, so verstehe nicht, was es heißen soll, und sorge, sie haben sich wieder unsichtbar gemacht. Ohnlängs erhielt ein Schreiben aus dem Hag von dem Sächsischen Envoyé, der nach dem jungen Schachmann sich erkundigt, woraus ich schließe, daß von Hof aus Nachfrage gethan wird, und vielleicht verlangt werde, daß der junge Mensch ausgeliefert würde. Ich antwortete, daß Schachmann eine Reise gethan und erwarte denselben ehestens wieder zurück. Nachdem nun besagter Dörbaum selbsten geschrieben und Schachmann an seinen Herrn Vater, so vermuthe, sie werden abwarten wollen, des Herrn Majors Disposition auf ihre und Zinzendorfs an ihn ergegangene Propositiones zu wissen, um sich danach zu regulieren. Durch was Kanal sie es aber werden zu wissen bekommen, weiß ich nicht, und erwarte mit Schmerz zu erfahren, wie endlich diese verdrießliche Sache ablaufen werde. Ich bin recht sehr bekümmert um den lieben Schachmann, daß er bei diesen Umständen seine Zeit versäume und noch Schaden dazu an seinem Gemüth nehmen möchte. Der Heiland bringe doch diese zwei Aventuriers wieder in ihr Fach, und mache, daß es zu allseitigem Vergnügen ausschlagen möge. . . ."

Indessen waren die beiden Entflohenen in Pilgerruh, einer Brüderniederlassung bei Oldesloe in Holstein. Hier blieben sie bis zum Frühjahr und gingen darauf in die Wetterau, wo sie sich zunächst 4 Wochen in dem alten Schloß Ronneburg aufhielten, wie es scheint, um Nachstellungen zu entgehen. Von dort reisten sie über Holland nach England. Der Vormund dachte sie durch Mangel an Geldmitteln zur Rückkehr zu bewegen, das half aber nichts, schickte er kein Geld, so schickten sie ihm Wechsel auf ein Handlungshaus, die er dann doch einlösen mußte, und durch die er erfuhr, wo sich sein

Mündel aufgehalten hatte. Briefe von Carl an den Vormund klagen über Mangel an Geld, weisen aber immer die Zumuthung ab, zurückzukehren.

An den Vater schreibt Carl:

„Ew. Hochwohlgeb. gnädiges Schreiben habe, obgleich durch viele Umwege, dennoch richtig erhalten, und ich beklage von Herzen, daß es mir unmöglich ist, Zeit meiner Minderjährigkeit, dero gnädigem Befehl zu Folge, Ihnen persönlich aufzuwarten. Ew. Hochwohlgeb. belieben zu glauben, daß ich bei der ganzen Sache keine Nebenabsichten hege, sondern vielmehr es vor meine Schuldigkeit halten werde, wenn ich einmal erwachsen bin, Ihnen meine Liebe und Erkenntlichkeit zu bezeugen, und daß ich mir eine Freude machen würde, Ihnen auch gegenwärtig zu dienen, ja wenn ich auch sterben sollte, so würde ich auch dabei Ihnen meine zärtlichste Achtung zu erweisen, nicht ermangeln. Es ist Gott am besten bekannt, daß ich keinen andern Zweck habe, als die Errettung meiner Seele und daß ich mich dem Fluch meiner seligen Mama nicht exponieren kann, der mir gewiß ist, wenn ich anders handelte; denn sie hat noch vor ihrem Ende wegen ihres Sinnes und Grundes deutlich und klar mit mir geredet, und ist auch darauf gestorben. . . . Gott regiere den gnädigen Papa, das Innerste meines Herzens zu sehen, und lasse es Ihnen so wohl gehen, als es möglich ist. . . .“ Im Juli schreibt Carl aus London an den Vormund: „. . . Was meine gegenwärtigen Occupationes auf meiner Reise betrifft, so kann dem gnädigen Herrn Vetter in Ansehung meiner Studien, außer dem, was Ihnen schon ehemals berichtet habe, vor jetzo eigentlich nichts melden, indem es noch meistens auf ebendieselbe Weise fortgehet. Sonst habe ich mich seit meinem hiesigen Aufenthalt vornehmlich auf die Mathesin und die darin einschlagenden Wissenschaften gelegt, wovon man hier, zu Wasser und Lande, die besten Inventiones in Praxi zu sehen Gelegenheit hat. Zu Anfang war es meine Haupt-Occupation der Sprache so weit mächtig zu werden, daß ich alles verstehen könnte, und seitdem habe ich Bücher von allerhand Wissenschaften, vornehmlich aber dem englischen Staate gelesen, und dann und wann auch Touren ins Land gethan, die Sachen und Orte selbst in Augenschein zu nehmen, welches ich für den eigentlichsten Zweck der Reise halte, und ich glaube, wenn ich es nicht auf diese Art einrichtete, ich von meinem Hiersein gar keinen Nutzen haben, und von Ew. Hochwohlgeb. selbst einer unzeitigen Menage und vergeblich gethanen Reisen würde beschuldigt werden. Ich habe bisher auf dero gnädiges Antwortschreiben vergeblich gehofft, und dies ist die Ursach, daß ich genöthigt worden, eine kleine Summe aufzunehmen und auf 550 fl. Holländ. einen Wechsel an Ew. Hochwohlgeb. zu stellen, um meine Schulden zu bezahlen, da ich von hier in 8 oder 14 Tagen weiter zu reisen entschlossen. Der Herr Vetter werden nicht nur so gnädig sein und gedachten Wechsel richtig bezahlen, sondern auch 550 Thlr. an Herrn Weinberger in Amsterdam durch einen Wechsel sogleich übernehmen, denn ich bin fest resolviert, in meinen Reisen vor diese Zeit zu kontinuiren und kann mich nicht entschließen, eher wieder zu Hause zu kommen, als bis es meinem Zweck gemäß sein wird. Ich hoffe, Ew. Hochwohlgeb. werden mir nicht ungnädig deuten, daß ich jetzt lieber darauf denke, wie ich Gott und Menschen möge brauchbar werden, als daß ich meine Zeit und Geld aufwenden sollte, solche Reisen zu thun, die keinen andern Endzweck haben, als meine Freunde einmal zu sehen. . . .“

An der Spitze der aufblühenden Brüdergemeinde in England stand damals Spangenberg. Mit ihm war Carl von Schachmann bekannt geworden und hatte sich seine Zuneigung erworben. Ein Brief von Spangenberg an den Vormund spricht davon und unterstützt zugleich Carls obige Bitte. Er schreibt vom 25. Juli 1792: „Die besondere Liebe, die ich zu dero Pupillen, dem Herrn Charles von Schachmann habe, veranlaßt dieses mein Schreiben.

Ich kann mir leicht einbilden, daß Sie bisher seinetwegen mögen in Sorgen gewesen sein, weil Sie von seinem Aufenthalt so wenig gewußt. Ich darfs Ihnen aber mit Grund der Wahrheit versichern, daß Sie vielmehr Ursach haben, sich seiner zu erfreuen. Er hat sich bisher in England aufgehalten, da habe ich Gelegenheit gehabt, ihn ganz genau kennen zu lernen, weil er nahe bei mir gewohnt und mir fast täglich zu Gesicht gekommen. Er hat einen Hofmeister bei sich, den ich sehr speziell kenne; der ist ein

überaus geschickter und treufleißiger Mann, der sich alle ersinnliche Mühe giebt, ihn in guten Wissenschaften zu unterweisen und seine Arbeit bei ihm ist gewiß nicht umsonst. Ich habe noch Gelegenheit die mir zuweilen gegeben worden, von seinen Studiis mit ihm geredet und ich kann nichts Andres finden, als daß er in den Dingen, die ein junger Herr von Adel wissen sollte, gut unterrichtet ist. Er hat auch Gelegenheit, sich die Dinge bekannt zu machen, die ihm zu dem Zwecke werden dienlich sein, dazu er einmal nach der Providenz des Herrn soll gebraucht werden. Er ist dem Leibe nach gesund, in seinen Umständen vergnügt, in Konversation bescheiden und angenehm, kurz eine Blüte der Hoffnung, daraus unter Seinem Segen was werden kann. Weil er sich aber zeither die meisten Sachen, die hier zu sehen sind, mit allem Fleiß bekannt gemacht, so denkt er seine Reise weiter fortzusetzen und hofft, Sie werden ihm nicht ungnädig nehmen, daß er Ihnen nicht zum Voraus melden kann, wohin er gehen werde; er hat dazu gründliche Ursach und hofft um so viel eher pardon von Euer Gnaden, als er gewiß versichert ist, daß ers in keiner üblen Absicht thut. Inzwischen hofft er doch, Euer Gnaden werden ihm deswegen auf seinen Reisen nicht lassen entweder Mangel leiden, oder sonst in Umstände kommen, die seinem Charakter möchten unanständig sein. Er kann ja ohne einen Hofmeister, sowenig als einen Lakeien reisen und wenn er da aufs genaueste haushält, so kann er doch nicht unter 1500 Thalern jährlich auskommen. . . . Er sollte mehr Geld haben und das wird er nun aufnehmen müssen, es sei denn, daß Euer Gnaden ihm einen Wechsel schicken. Und warum wollten Sie das nicht thun? Sie wissen wohl, daß ein junger Herr von seinen Umständen wohl Geld borgen und sich dadurch helfen kann . . . allein es ist gewiß nicht ein Weg dadurch sein bestes befördert wird. . . . Das wünsche ich aber, das Euer Hochwohlgeboren den Gedanken möchten fahren lassen, als wollten Sie gedachten jungen Herrn von Schachmann mit Zurückhaltung der nötigen Gelder Obligiren, vor der Zeit in sein Vaterland zu kommen. Es wird nicht geschehen und er ist determiniert, weil er es gewiß glaubt, daß es zu seinem Besten ist, daß er jetzt seinen Reisen kontinuirt, nicht ehe zurückzukommen, bis er darin seinen Zweck erreicht; er hat einen guten Verstand und ist nicht so kindisch, daß er nicht überlegte, was zu seinem besten dient, und hofft, Sie werden ihm darin nicht entgegen sein, glaubt auch nicht, daß entweder sein gnädiger Papa oder sonst ein Mensch in der Welt ihn mit Recht und Grund in Sachen hindern können, die zu seiner Qualification dienen. Und das ist die einzige Ursache, warum er Euer Hochwohlgeboren bisher nicht wissen lassen, wo er sich von Zeit zu Zeit befunden, weil er aus Ihrem Schreiben ersehen, daß Sie immer auf sein Zurückkommen gedrungen. Ich muß unterthänig bitten wegen meiner Freiheit pardon zu haben, habs doch in redlichen Sinne gethan. . . ."

Der Vormund antwortet darauf:

„. . . Wie mir vor eine Ehre achte, die mit Ew. Hochedeln in Halle gemachte Bekanntschaft zu erneuern, so ist meine Zufriedenheit und Freude über dero Zuschrift desto größer, da Sie mir eine längst gewünschte und sehnlichst erwartete Nachricht von dem Befinden und den Umständen meines liebwerthesten Vetters, und ihm dabei ein so vortheilhaftes Zeugniß von seiner Aufführung und erlernten Wissenschaften geben. Je mehreren unangenehmen Vorwurf mir sein bisher auch mir verborgen gewesener Aufenthalt von seinen Anverwandten und Andern verursacht gehabt, . . . je größer würde meine Freude jetzo sein, wenn sowohl Ew. Hochedlen, als mein lieber Vetter selbst, mir mehr Hoffnung von einer baldigen Rückkehr ins Vaterland und gehorsamlichen Gestellung zu seinem gnädigen Papa gegeben hätten. . . ." Ferner erinnert Herr von Schweinitz daran, daß für Carl die Zeit der akademischen Studien herannahe, und daß er nach königlicher Verordnung 2 Jahre auf einer inländischen Universität studieren müsse. Auch gewährt er die gewünschten Geldmittel.

Indessen blieb Carl vorläufig noch in London, hielt sich dann in Cherford in Yorkshire auf, wurde auch in England konfirmiert und in die Brüdergemeinde aufgenommen, und kehrte im Frühjahr 1743 nach Deutschland zurück, und zwar zunächst in die Wetterau. Er trat wieder in das von Nitschmann, Polycarp Müller und Eugen Layritz geleitete Seminar in Marienborn. Nach dem vorhandenen Lektionsplan hatte er Vor-

mittags eine Stunde „zur Explication eines lateinischen Auctoris; die andere Stunde zur Mathesi, teils zur Erlernung der darin vorkommenden Wahrheiten, teils zur Einrichtung der Gedanken und folglich einer beständigen praxis logicae. Die dritte Stunde zum Zeichnen, wozu der junge Herr besonders Lust hat." Nachmittags ist dann „eine Stunde zum exercitio latinis. Eine Stunde zur Historie und Geographie, worinnen auch Historia literaria mit genommen." „... Außerdem soll noch täglich eine Stunde zur Rekreation in der Musik verwendet werden, und noch eine Stunde, teils die französische, teils die englische Sprache practice mit ihm continuiret werden. Zwei Stunden die Woche wird er im stilo, als Briefschreiben und dergl., besonders informiret."

Hier fühlte sich Carl sehr wohl und benutzte eifrig die Gelegenheit zu seiner Ausbildung.

Der Vormund beschloß nun, seinen Mündel zunächst einmal in Marienborn aufzusuchen und schlug dem Vater vor ihn zu begleiten, vermittelte ihm auch eine förmliche Einladung des Grafen Zinzendorf. Er wünscht Charles „weder durch eine Hereinreise in seinen studiis zu interrompieren, noch durch insistierendes Beharren auf seine Nachhausekunft wieder mißtrauisch zu machen." Er verspricht sich von dieser Reise des Vaters, daß „dieselben ganz satisfait und beruhigt zurückkommen würden."

Der Major weicht aus, glaubt, daß ihm seine Gesundheit die Reise nicht erlaubt, und obwohl er Orte in der Nachbarschaft erwähnt, die er besucht hat, so geht er auf keinen Vorschlag wegen einer persönlichen Unterredung ein, während die beiderseitigen Wohnorte dies sehr leicht möglich gemacht hätten.

Herr von Schweinitz schreibt nochmals, beklagt „die Maladie um so viel mehr, als solche dieselben verhindert, dem liebwerthesten Sohn diese Marque deren väterlichen Huld und Gnade zu geben." Hofft auch, „wenn bei jetziger angenehmer Frühjahrssaison sich noch resolvierten, nach Marienborn zu gehen, so würde diese Motion zu dero völligem rétablissement vieles beitragen."

Es wurden noch einige Briefe gewechselt; der Major blieb bei seiner Weigerung, zu reisen, er schickte Herrn von Schweinitz einen Brief an Carl, in welchem er dessen Kommen verlangt und ihm die Reisekosten verspricht.

Dem Vormund scheint Carl einen sehr guten Eindruck gemacht zu haben, ebenso das Seminar und die Leiter desselben. Er schreibt nach der Rückkehr an den Vater:

„Ew. Hochwohlgeboren habe die Ehre, inliegendes kindlich gehorsamstes Schreiben des Herrn Sohnes zu präsentieren, mit innigstem Wunsch, daß solches Selbige bei vollkommen erwünschtem Wohlsein antreffe und auch dero Approbation erhalten und sein Versprechen, demselben noch diesen Sommer mit kindlichem Respekt die Hände zu küssen, Sie darüber, daß er nicht gleich mit mir gekommen, gütig zufriedenstellen möge. Ich trug um so viel weniger Bedenken, ihn die Nachschickung seiner Sachen aus England abwarten zu lassen, als er unterdeß seine Zeit in Marienborn, nach der beiliegenden Eintheilung seiner Stunden, nützlich anzuwenden Gelegenheit hat, ich auch nicht direkt von dort nach hier ging, und vor mich eine détour machte, er sich inzwischen zu seiner Hereinreise besser equipieren kann, und ich zu seiner desto mehreren Befriedigung und Befestigung der kindlichen Zuversicht zu Ew. Hochwohlgeboren ihm Hoffnung gemacht, dero väterlichen Consenses ihn vorher vergewissern zu können: nach bedingter persönlicher Aufwartung, ohngefähr noch ein Jahr in den jetzigen Anstalten zu Marienborn, unter Direktion des ehemaligen Zittauischen Direktors Müller und des aus Neustadt a. d. Aysch dahin gezogenen Rektors Layritz, seine Schulstudien kontinuiren zu dürfen. Es ist solches das einzige, darum Ew. Hochwohlgeboren als um eine Marque, daß Sie meine aufrichtige Intention und Bemühung gütigst agréiren, inständigst zu bitten mich unterstehe. Im völligen Vertrauen, keine Fehlbitte zu thun, habe ich weiter nicht, als eine unterthänige Empfehlung von dem Fräulein Tochter und ganz ergebenstes Compliment von meiner Frau hinzuzufügen......"

Es ging nun hin und her mit Briefen. Layritz schreibt an den Vormund, wie sehr er selbst sowohl, als Nitschmann Schaden für Carls Studien von der Reise befürchteten. „Er ist dermalen in einer solchen Einrichtung seiner Studien, daß man fürchten muß, durch eine neue Reise werden solche gänzlich umgestürzt und fruchtlos gemacht werden.... Sein Gemüth ist auch in einer solchen Arbeit der Gnade, die erst muß ab- und ausgewartet werden, da hingegen durch die Dissipation auf der Reise nichts anderes zu vermuthen, als daß er unersetzlichen Schaden daran leiden werde...." In einem besonderen Zettel meldet er seinem liebsten Herrn von Schweinitz, „daß die Aufschiebung der Reise auf genaue Prüfung des Heilands Willens geschehe, daß dem Vater in seinen guten Worten nichts zu trauen, und daß es wohl werde noch große Schwierigkeiten geben."

Endlich im Oktober reiste Carl in die Lausitz ab, begleitet von seinem Hofmeister Scholler und dem zur Brüdergemeinde getretene Herr von Peistel. Dörbaum war inzwischen Lehrer am Seminar geworden, aber wie er an seinem Zögling hing, spricht ein kurzer Brief an den Vormund aus. Er schreibt den 15. Oktober: „... Hier kommt mein lieber alter, und gewiß zärtlich geliebter Charles. Mit was für einem Herzen ich ihn reisen sehe, können Sie leicht erachten. Sollte er Schaden nehmen, was meinen Sie, wird mein Herz dazu sagen. Ich habe großen Antheil an seinem Übel- und Wohlsein. Deswegen kann ich nicht leugnen, daß Sie, mein werthester Bruder, eine große Verantwortung sich zuziehen, wenn es sollte übel mit dem Besuch ablaufen. Meine Seufzer werden ihn gewiß begleiten. Ich hätte gedacht, Sie würden Ihre Person für diese Seele so dahin geben und zusetzen, wie ich es auch ehemals gethan und lieber bei seinem Vater in Mißkredit, als diese Seele in Gefahr kommen lassen. Doch das gute Lamm Gottes begleite ihn mit Seinen Engeln und lasse ihn zugesiegelt werden der Sünde und aller Noth.... Halten Sie diese Ausschüttung meines Herzens mir zu gute!" —

Die kleine Reisegesellschaft begab sich nach Buran, einer Besitzung des mit der Brüdergemeinde eng verbundenen Grafen Balthasar Friedrich von Promnitz. Dort hielt sich damals auch der Graf Zinzendorf auf, dem Carl und seine Angelegenheit sehr am Herzen lag. In Buran sammelten sich viele Mitglieder und Arbeiter der Brüdergemeinde um ihn, auch seine Gemahlin und sein Sohn Christian Renatus trafen dort ein und begleiteten ihn sodann auf einer Reise zu den neu angelegten Gemeindeorten in Schlesien. Hier war Carl in der ihm zusagendsten Umgebung. In dem nah gelegenen, ebenfalls dem Grafen Promnitz gehörenden Halbau sollte die Zusammenkunft mit dem Vater stattfinden. Der Vormund schreibt diesem den 28. Oktober: „Wie Ew. Hochwohlgeboren hiermit die vergangenen Freitag zu Buran bei Halbau erfolgte glückliche Ankunft des liebwerthesten Herrn Sohnes zu vermelden die Ehre habe, so kann ich um so viel weniger umhin, dieselben in diesen Zeilen ergebenst zu ersuchen, sich, wofern nur einige Möglichkeit, übermorgen bis dahin zu bemühen, als erstens, solcher Ort kaum 4 Meilen von Königshayn entfernt, und zweitens, diese der Entgegenkunft dem Herrn Sohn seine Besorgniß benehmen wird, so durch eine abermalige, vor wenigen Monaten in Holland von unserem Königl. Polnischen Minister seinetwegen gehaltenen Nachfrage wird verursacht worden sein; ich auch drittens, außerdem mir es nicht zu imputieren bitte, wenn bei dem dadurch gleichsam bestätigten Argwohn des Herrn Sohnes, daß Ew. Hochwohlgeboren von der ehemals, seiner Erziehung halber angestellten Klage noch nicht désistiert, ich Ew. Hochwohlgeboren selbigen nicht persönlich präsentieren, noch näher zu kommen oder lange sich an der Gränze zu verweilen, persuadieren kann. Ich bin versichert, daß sich der Herr Graf von Promnitz eine Ehre daraus machen wird, Ew. Hochwohlgeboren als einen alten Bekannten und Kameraden bei sich zu bedienen. Ew. Hochwohlgeboren haben nur diesen einzigen pas zu thun und durch dero persönliche Herkunft und mündliche gnädige Deklaration, daß Sie auf keine Art einige wegen des Herrn Sohnes Education ausgewirkte Befehle zu seinem Nachteil gebrauchen wollten, den Herrn Sohn zu erfreuen, so wird solcher alsdann es nie am Beweis alles wahren kindlichen Respekts mangeln lassen. Ich bin überdem versichert, daß diese Entrevue Ew. Hochwohlgeboren vor allem, was Sie etwa nachtheiliges und widriges von der Erziehungsart des Herrn Sohnes und

der redlichen Freunde, unter denen er lebt, mögen gehöret haben, das Gegentheil werde zeigen und dieselben vollkommen désabusieren können. Ich gehe bereits morgen früh dahin ab, und versehe mich zuverlässig dero Hinkunft, oder wenigstens einiger Antwort, mit einer zulänglichen Renunciation auf alles das, was wegen des Herrn Sohnes zeitheriger Abwesenheit, sowohl bei Hofe, als bei den königlichen Aemtern angebracht und ausgewirkt werde. Bei meiner Ueberzeugung von dem wahren Nutzen, so aus geruhiger und ungestörter Fortsetzung der bisherigen Edukation des werthesten Herrn Vetters zu erwarten, kann ich gegenwärtig ein mehreres nicht thun . . ."

Darauf antwortet der Major vom selben Tag:

„Ew. Hochwohlgeboren haben mich vollkommen durch die Nachricht erfreut, daß mein Sohn in Halbau sich befindet. Es erfordert allerdings meine Schuldigkeit, dem Herrn Grafen, als meinen ehemaligen Vorgesetzten, meine Reverenz zu machen, allein ein Malheur an meinem Schenkel, da ich lahm gehen muß, erlaubt es nicht. Und demnach würde mir eine große Gnade widerfahren, wenn der Herr Graf meinen Sohn bis zu mir begleiten wollte und ich die Ehre hätte, ihn in meinem eigenen Hause zu bedienen. Indessen freue ich mich, meinen lieben einzigen Sohn bald zu küssen, ich liebe selbigen als meine Seele, und woher sollte die Furcht kommen, die mein Sohn, der mich niemals beleidigt, vor mir hegen sollte, au contraire, alle Versicherungen eines herzlich wohlmeinenden Vaters hat er sich bei mir zu versprechen . . ."

Noch einmal macht der Vormund einen Versuch und schreibt an den Vater den 2. November:

„Da Ew. Hochwohlgeboren durch einen Zufall am Schenkel von der vorgeschlagenen Reise nach Halbau sich abhalten lassen, ohngeachtet dieselben es sich doch in allen Stücken so kommode als zu Hause hätten machen und mit vielem Gehen verschonen können, so würde fast bei mir anstehen, neue Vorschläge zu einer entrevue außer dero Hause mit dem Herrn Sohn zu thun, wenn ich mir nicht noch einige Hoffnung machte, daß die Größe der Vaterliebe dieselben endlich dazu veranlassen werden, der Besorgniß des liebwerthesten Charles gütigst nachzugeben, mit dero väterlichen, ihm mündlich deklarierten Einwilligung zu seiner baldigen Rückkehr nach Marienborn ihm Muth und Zutrauen zu machen und dadurch zu verhindern, daß er sich durch die festgesetzte Einbildnng von dero Vorhaben, ihn entweder lange bei sich zu behalten, oder ihn unter Inspektion oder Direktion solcher Leute zu geben, bei denen er leichtlich Verführungen exponiert sein könnte — sich zu einer abermaligen heimlichen Entfernung und anderen unliebsamen Suiten verleiten lassen möchte. Aus diesen Ursachen habe ich mein möglichstes gethan und den lieben Herrn Sohn dahin gebracht, daß er heute Abend von Halbau nur bis Hermsdorf kommen will, in Gesellschaft des Herrn von Peistel, der ihn aus Liebe von Marienborn her begleitet und seines Hofmeisters Scholler, und morgen dableiben, um die Probe des zum Schulmeister dort in Vorschlag gebrachten Holzkircher Schulmeisters anzuhören. Er wünscht alldort Ew. Hochwohlgeboren mit demüthigem Handkuß seinen kindlichen Respekt zu bezeugen, dero hohe väterliche Beistimmung zu seinen, allein auf die Ehre Gottes und Habilitierung zum Nutzen des Nächsten abzielende Studiis zu erhalten, und dieselben von dero vorgefaßten nachtheiligen Meinung abzubringen. Wie ich nun meines Ortes, es für das angenehmste bei meiner Vormundschaft halten werde, wenn ich so glücklich sein könnte, zu völliger Harmonie zwischen Vater und Sohn etwas zu cooperiren und meinen hochgeehrtesten Herrn Vetter endlich einmal von der allzeit redlichen und desinteressierten Intention bei allem, was bisher mit dem lieben Charles vorgefallen, zu überzeugen, so habe ich demselben abermal die allerinständigste Bitte vorlegen wollen, doch dieses Mal mit Agréirung des Vorschlags sich morgen Vormittag vor der Kirche bis Hermsdorf zu bemühen, den werthesten Vetter Charles und uns Alle zu erfreuen. Ich getröste mich gnädiger Deferirung, oder, wo es ja mit dem Schenkel sich verschlimmert, in einer Antwort nähere Auslassung wegen der auf keine Art zu interompierenden Fortsetzung der bisherigen profitablen Edukation des lieben Charles. Mein Gewissen nöthigt mich, alle Vorsicht zu gebrauchen und des lieben Vetters Charles Endzweck auf alle mögliche Art zu unterstützen, daher dieselben diese Zeilen nicht ungnädig zu deuten geruhen werden..."

Darauf antwortet der Major denselben Tag:

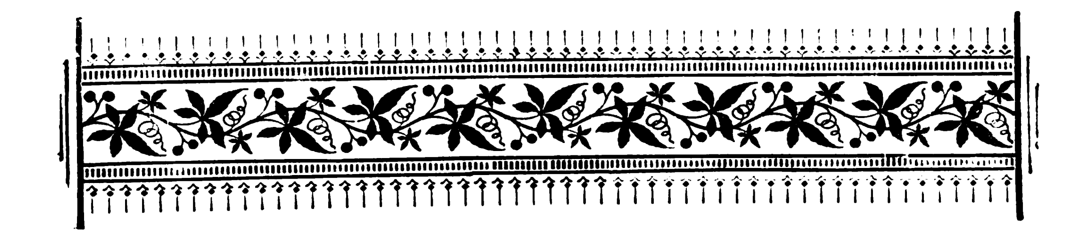
„Ew. Hochwohlgeboren haben mir wiederum die Ehre gethan und meines Sohnes Ankunft in Hermsdorf gemeldet, dahin gerne kommen will, nur bitte nicht übel zu nehmen, wenn wegen meiner Maladie nicht zu gesetzter Zeit eintreffen sollte . . .“

Der Vater kam wieder nicht, sondern schickte seinen Geschäftsmann, den Advokaten Kretschmar, dessen Erscheinen den armen Carl mit neuer Sorge erfüllte, der Vater wollte sich seiner mit Gewalt bemächtigen „und ihn wenigstens in eine pur eitle und weltförmige Edukation zu bringen suchen.“ Er weigerte sich entschieden, nach Königshayn zu gehen, und sagte: „Da seine Führung von Jugend auf bewiese, daß ihn der Herr, der ihn mit Blut erkauft, mit sonderbarer Vorsorge aller Verführung entrissen und in eine Anstalt gebracht, darinnen des Unum necessarium auch als die Hauptsache getrieben wird, so würde er verwegen und unverantwortlich handeln, wenn er nicht alle ersinnliche precaution gebrauchte und ohne Ueberzeugung seines Herzens, daß es der vollkommene Wille Gottes sei, dem Versprechen seines bis dato noch e diametro entgegenstehenden Vaters sich anvertraute. Zumal da er durch seine Herein-Reise so viel gethan, daß in einer solchen Sache das vierte Gebot gegen ihn nicht mehr allegiert, sondern vielmehr dagegen ausexplicirt werden könne, was 5. B. Mos. 33 V. 9 steht.“

Carls entschiedene Weigerung, sich nach Königshayn in das Haus seines Vaters zu begeben, hat ja etwas Befremdendes, aber auch „neutrale und fremde Personen“ fanden es unmöglich, den jungen Menschen dorthin zu bringen, was darauf hinweist, daß die Verhältnisse, in denen der Major lebte, recht unfreundliche und wahrscheinlich für ein junges Gemüt gefährliche waren. Daß verschiedene Einflüsse auf den Vater sich geltend machten, geht aus seinen Briefen, dem Schwanken und Zögern hervor. Irgend jemand scheint ihn beherrscht zu haben, auch die Briefe sind sicher zum Teil nicht von ihm verfaßt Carl indessen geht seinen für recht erkannten Weg, er „expliziert mit so viel fermeté seines Gemüts seine Meinung und seinen Grund,“ daß der Vormund die Hand auf den Mund legen muß. Es ist auffallend, wie seit der persönlichen Bekanntschaft desselben mit seinem Mündel in Marienborn er in einem ganz anderen Ton von Carl spricht. Dieselbe Liebe und Achtung scheinen alle, die mit ihm in Verkehr treten, für ihn gewonnen zu haben. Von dem guten Hofmeister Dörbaum zu schweigen, wie spricht der edle und viel erfahrene Spangenberg über den damals 16jährigen. Herr von Peistel begleitet ihn „aus Liebe“ von Marienborn bis in die Lausitz, ja Graf Zinzendorf ist voller liebenden Sorge für ihn. Als dieser mit seiner Gemahlin und seinem Sohn die schlesischen Gemeinden besuchte, schloß sich Carl von Schachmann dem Freunde an. Der Vormund war einverstanden und hoffte indessen, irgend einen Ausweg zu finden.

(Fortsetzung folgt.)





Der soziale Darwinismus.

Von

Dr. E. Dennert.

In der Neuzeit ist die Anwendung des Darwinismus auf die sozialen Verhältnisse in ein neues Stadium eingetreten. Bisher hat man sich darauf beschränkt, diese Anwendbarkeit im allgemeinen für und wider zu erörtern und die Prinzipien des Darwinismus in den Gesetzen der sozialen Entwicklung wiederzufinden.*)

Bisher haben einmal die sozialdemokratischen Schriftsteller den Darwinismus im Kampf gegen den christlichen Glauben ausgebeutet und dann auch versucht, ihn für sich auf wirtschaftlichem Gebiet nutzbar zu machen, freilich mit größtem Mißgeschick, denn das „Hauptprinzip“ des Darwinismus, den Kampf ums Dasein, kann der Sozialismus kaum benutzen. Auf der anderen Seite haben dann die Darwinianer sich diese Anwendung höflichst verbeten und den Darwinismus vor der plebejischen Berührung mit dem Sozialismus in Schutz genommen, durch den nicht schwer fallenden Nachweis, daß seine Prinzipien durchaus aristokratischer Natur sind und daß die Wirtschaftsordnung der Gegenwart die berechtigte Umsetzung des Darwinismus in das sozial-praktische Leben ist.

In neuerer Zeit ist nun zu diesen Bestrebungen etwas anderes hinzugetreten. Man versucht nunmehr die Lehre Darwins direkt auf die sozialen Verhältnisse anzuwenden und, da man jene für absolut richtig annimmt, eine wie man vermeint unbedingt richtige Lösung der sozialen Frage zu erreichen. Es sind besonders 3 neuere Werke, welche derartige Zwecke befolgen:

1. O. Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Jena, G. Fischer.
2. B. Kidds, Soziale Evolution, ebenda.
3. A. Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Sozialismus. Berlin 1895, S. Fischer.

Ammon erklärt die Gesellschaftswissenschaft als „Sozial-Anthropologie“ und versucht die Bildung und Zusammensetzung der Gesellschaft durch die bekannten darwinschen Prinzipien: Vererbung, Kampf ums Dasein und Selektion zu erklären. Er hält die Gesellschaftsordnung für eine Schutz- und Wohlfahrtseinrichtung, nicht für Selbstzweck. Die Selektion scheidet die Begabteren von den Unbegabteren.

Die ersteren bilden die höheren Gesellschaftsschichten, in denen die größere Begabung (!) durch Vererbung und weitere Selektion immer höher getrieben wird (eine sehr anfechtbare

---

*) Vergleiche auch meine Schrift: „Der Darwinismus und sein Einfluß auf die moderne Volksbewegung.“ Berlin, Fr. Zillessen. 1894. 64 S. 0,50 Mk.

Ansicht!). Dazu ist aber von Zeit zu Zeit eine Auffrischung durch die Landbevölkerung nötig. Die Sprößlinge der letzteren erheben sich dadurch in die höheren Schichten, und die entarteten Glieder der letzteren werden im Kampf ums Dasein ausgejätet.

Wenn soziale Verbesserungen vorgenommen werden, so fordert Ammon gleichzeitig gesteigerte Anforderungen an die Leistungsfähigkeit, womit wieder mehr Individuen ausgeschieden werden, das Proletariat im engeren Sinn, deren schlechteste Glieder von der Fortpflanzung auszuschließen sind. — Da Ammon von dem Bauernstand die stete Verjüngung der gebildeteren Schichten erwartet, so muß er auch eine besondere Fürsorge desselben fordern, sowie eine soziale Verbindung desselben mit den höheren Ständen, die er allein als Träger einer gesunden Politik ansieht.

Ammons Gesellschaftsordnung ist also, wie mir scheint nach darwinistischen Prinzipien ganz folgerichtig, durchaus aristokratisch. Ammons Fehler ist derselbe, in den Ploetz, wie weiter unten zu zeigen ist, verfällt: Er sieht im Menschen nur das Naturwesen und kein ethisches Individuum. Seine Idee von der Entartung der oberen Stände durch ein Übermaß geistiger Anstrengung ist nur sehr beschränkt richtig und kann sich nur auf physische Verhältnisse beziehen. Die sittliche Verderbnis ist viel wichtiger und die findet sich heute oben und unten, wenn sie auch in den oberen Schichten durch üppiges und ungesunderes Leben noch unterstützt wird.

Kidd geht von dem Weismannschen Darwinismus aus. Derselbe hält durchaus an der Selektion als treibendem (regulierendem) Prinzip der Entwicklung fest, muß daher auch eine Ausjätung der Schwächeren fordern und als naturgemäß anerkennen. Der Mensch als soziales Wesen, als Glied der Gesellschaft muß dies besonders empfinden. „Seine individuellen Interessen sind . . . . . denen des sozialen Organismus untergeordnet, der unendlich größere Interessen und ein unbegrenzt längeres Leben hat als das Individuum. Wie läßt sich nun aber der Besitz der Vernunft vereinen mit der Entschließung, sich in so drückende Existenzbedingungen zu fügen, die eine völlige und stetige Unterordnung der individuellen Wohlfahrt unter eine fortschreitende Entwicklung verlangen, an der der Einzelne lediglich keinen persönlichen Vorteil haben kann . . . . . Für das Gros der Menschheit . . . . entbehren die Lebens- und Arbeitsverhältnisse einer vernünftigen Begründung und einer Sanktion durch die Vernunft.“

Wie kommt es bei dieser Sachlage, daß die Gesellschaft trotzdem nicht aus den Fugen geht? Kidd antwortet überraschender Weise: durch die Religion! Sie allein ist der mächtigste Hebel der sozialen Entwicklung und hat stets dem Egoismus entgegengearbeitet. Sie mit ihrer Bruderliebe, Ehrfurcht, Milde und Selbstzucht hält auch heute noch die Gesellschaft zusammen und bewahrt die Unterdrückten vor Verzweiflung. Der Zerfall der Völker ist stets die Folge des Schwindens der Religion (das alte Rom, das heutige Frankreich). Dies sucht Kidd mit Begeisterung zu beweisen. Bei einem derartigen Standpunkt ist es nicht zu verwundern, daß der Verfasser das Ziel der sozialen Entwicklung auch ganz anders faßt als die meisten seiner descendenztheoretischen Gesinnungsgenossen, nämlich in der immer umfangreicheren Loslösung des Menschen vom Egoismus, in dem „Altruismus“, wie der gelehrte Ausdruck der Gegenwart lautet. Und dies soll dann die herrschenden Klassen zur Nachgiebigkeit gegen die unteren bewegen.

Kidd steht mit solchen Ansichten denen sehr nahe, welche einer idealen Entwicklungslehre huldigen, und es ist wenig begreiflich, daß er nicht völlig mit dem bei Weismann allerdings immerhin idealisierten Darwinismus gebrochen hat, denn dieser kann nur durch eine Inkonsequenz zu derartigen Ansichten gelangen. So sehr man also auch das Resultat des Kidd'schen Buches anerkennen und begrüßen kann — und man muß wohl sagen, daß es einzigartig ist — so sehr muß man doch betonen, daß es inkonsequent ist.

Die unerbittlichsten Konsequenzen zieht dagegen das dritte Buch, das ich oben genannt habe, und es hat daher auch, um den echten sozialen Darwinismus zu kennzeichnen, von den dreien die größte Bedeutung. Wir wollen daher unsere weiteren Erörterungen an eine etwas eingehendere Besprechung dieses Buches anknüpfen.

In der Einleitung stellt der Verfasser den Begriff der „Rassenhygiene“ auf als „das Bestreben, die Gattung gesund zu erhalten und ihre Anlagen zu vervollkommnen“. Dieses muß das herrschende Prinzip bleiben und „die „Individual-Hygiene“ samt ihren sozialen und politischen Ausläufern muß sich unterordnen, sobald sie dieses Prinzip ernstlich gefährdet.“ — Im ersten Kapitel setzt er sich mit der Entwicklungslehre auseinander, zwar ist er Darwinianer, aber er verkennt nicht, daß Darwin und seine Nachfolger „für die Aufdeckung der eigentlichen mechanischen Vorgänge dabei wenig geleistet“ haben. Leider berücksichtigt er nur die Selektionslehre und erklärt alle anderen Theorien für nebelhafte Hypothesen; schade, daß er dem sog. „inneren Entwicklungsgesetz“ und den „inneren Ursachen“ nicht von vornherein mehr Recht einräumt, es hätte ihn vor Irrtümern bewahrt. — Bei Besprechung der „Vererbung“ kommt er natürlich eingehend auf Weismanns Ansichten zu sprechen, bei Erörterung des „Kampfes ums Dasein“ stellt er eine ganze Reihe neuer Kunstausdrücke auf. Im ganzen muß man anerkennen, wie unbefangen der Verfasser in diesen Dingen urteilt, z. B. wenn er dem Kampf ums Dasein in erster Linie ein negatives Prinzip nennt; mit Recht sagt er, daß eigentlich alles auf die Erklärung der uns noch so geheimnisvollen „Variation“ ankommt.

In dem 2. Kapitel wird Erhaltung und Vermehrung der Zahl besprochen: Es ist für eine Rasse hochbedeutend, daß sie ihre Zahl möglichst vermehrt, was am besten durch eine möglichst hohe Geburten- und eine möglichst niedrige Sterberate erreicht wird. Der höchstmögliche Geburtenüberschuß ist an den ökonomischen Fortschritt des Volkes gebunden, die Vermehrung der Zahl ist daher vor allem eine wirtschaftliche Frage. Weiter wird festgestellt, daß „das Zustandekommen des gleichen Geburtsüberschusses durch allzu große absolute Beiträge der Geburten- und Sterbeziffer Nachteile gegenüber der Entstehung durch kleinere Beträge hat“ (45 ‰ Geburtenrate und 35 ‰ Sterberate ist ungünstiger als 30 ‰ bezw. 20 ‰). — Um einen Geburtsüberschuß zu bewirken, ist Erweiterung der Herrschaft der Rasse über die umgebenden Bedingungen nötig, entweder durch Verminderung von Schädlichkeiten oder durch Vermehrung der Konstitutionskraft. Von Umgebungseinflüssen werden zunächst nur zwei erörtert: der Krieg, welcher die Zahl der Rasse stark vermindert und seine Konstitutionskraft schwächt und die Geburtenprävention (künstliche Unfruchtbarkeit und Fehlgeburt).

Als Beispiel einer niedergehenden Rasse führt nun der Verfasser die Franzosen an, bei denen es jetzt so weit gekommen ist, daß die Sterberate die Geburtsrate übersteigt. Die Hauptursache liegt hier in der Geburtenprävention, vielleicht ist auch eine Abnahme der natürlichen Fortpflanzungskraft vorhanden. Auch die Yankees sind eine sinkende Kulturrasse. — Der Fall Frankreichs steht übrigens unter den arischen Völkern Europas einzig da, alle anderen sind in rascherem oder langsameren Anwachsen begriffen. Hierauf, besonders auf das Beispiel der Germanen geht der Verfasser in den nächsten Zeilen ein.

Das 3. Kapitel behandelt die Vervollkommnung des Typus.

Wenn der Verfasser zunächst erörtert, was Vollkommenheit ist, so tritt der prinzipielle Unterschied zwischen ihm und uns scharf hervor. Er segelt ganz in dem darwinistisch-materialistischen Fahrwasser, gewiß nicht zum Wohl seines Themas. Schon die Stufenordnung: Gorilla, Neger, Weißer zeigt das. Zu dem Begriff der Vervollkommnung gehören aber auch sicherlich ethisch-religiöse Momente und die suchen wir bei ihm vergebens. Im Grunde läuft nach dem Verfasser die Vervollkommnung auf Verbesserung des Gehirns hinaus. Wenn er dann weiterhin Vervollkommnung identifiziert mit Stärke, so ist auch dagegen sehr viel mehr einzuwenden, als er selbst versucht. Schönheit sucht er auf sexuelle Zuchtwahl zurückzuführen, sie soll ebenso wie „Altruismus“ (Güte) eine Waffe im Sozialkampf sein. Der Prozeß der Vervollkommnung soll beim Menschen also kurz gesagt ganz derselbe sein wie beim Tier. Diese seichte und einseitige Auffassung muß natürlich dem ganzen Buch zum Schaden gereichen. — Für die Vervollkommnung werden nun folgende rassenhygienischen Forderungen aufgestellt: 1. „Möglichst zahlreiches und intensives Auftreten besserer Devarianten (Abkömmlinge).“ 2. Solche Einwirkungen, „daß frühe und vollständige Ausjätung desjenigen schlechteren Teils der Konvarianten (Mitabkömmlinge) stattfindet, der gemäß der erreichbaren Summe der Lebensbedingungen

für die gesamte Rasse doch nicht aufkommen würde." 3. „Keine Kontraselektion, d. h. keine besondere Schädigung gerade der besseren und kein besonderer Schutz gerade der schlechteren Konvarianten."

Die letzte Forderung schließt zwar ein: „keine Kriege, keine blutigen Revolutionen," aber auch „kein besonderer Schutz der Kranken und Schwachen." Dieses Resultat des Verfassers muß erschrecken, allein es ist allerdings die notwendige Konsequenz des darwinistischen Standpunkts.

Ehe er genauer auf diese Forderungen eingeht, fragt der Verfasser: „Schreiten wir noch fort? Wie stehen heute die Kulturvölker hinsichtlich der Vervollkommnung?" Die Frage, ob dieses Geschlecht sich seit dem Altertum vervollkommnet hat, muß bei der Schwierigkeit der Beurteilung früherer Verhältnisse unentschieden bleiben; auch die andere Frage, ob wir denn in der Gegenwart fortschreiten, läßt sich schwer entscheiden, der Verfasser neigt zur Annahme einer leichten Entartung.

Zuletzt bespricht er „die besten Rassen". Daß die Westarier die höchste Kulturrasse bilden, ist zweifellos; ebenso scheint nach allgemeiner Ansicht innerhalb der Westarier der germanische Zweig die höchste Stufe einzunehmen, ob die Anlage derselben auch höher ist als die der anderen, bleibt eine offene Frage. Innerhalb des germanischen Zweiges der Westarier halten Lombroso und Darwin die Angelsachsen für die tüchtigste Abzweigung, auch Ploetz neigt dieser Ansicht zu. Angesichts des heutigen Antisemitismus stellt der Verfasser dann noch fest, daß die Juden neben den Westariern die höchstentwickelte Kulturrasse darstellen. Mit Lombroso ist er der Ansicht, daß in den Juden zufolge der Rassenkreuzung mehr arisches als semitisches Blut steckt, ein Rassengegensatz sei nicht vorhanden, und die völlige Aufsaugung der Juden durch ihre Mitbewohner sei nicht nur im bürgerlichen Interesse, sondern auch für Vererbung beider Teile, der Juden und Nichtjuden, wünschenswert und sehr vorteilhaft. — Wenn in den Juden nach Lombroso wirklich nur 5 % semitisches Blut steckte, dann wäre doch sicherlich die unzweifelhaft erhaltene Rasseneigentümlichkeit ein außerordentliches Rätsel. Mit der bisherigen Aufsaugung der Juden ist es gewiß nicht weit her, sie saugen vielmehr in anderer Beziehung ihre Mitbewohner auf. — Die antisemitische Frage ist doch wirklich, das sollte Ploetz wissen, eine viel zu tiefgehende, als daß sie sich mit ein paar statistischen Bemerkungen abmachen ließe.

Im 4. Kapitel wird der heutige Rassenprozeß d. h. „die Gesamtheit der Vorgänge im Lebensprozeß einer Rasse in Bezug auf Variation, Kampf ums Dasein und Vererbung" mit dem im Vorhergehenden aufgestellten „idealen Rassenprozeß" verglichen. Zunächst wird ein amüsantes Bild dieses letzteren geliefert. Der Verfasser bezeichnet es übrigens als utopisch, aber auch als „Konsequenz gewisser darwinistischer Kreise." Die Lebensführung eines jungen Ehepaars, dem die Fortpflanzung staatlich erlaubt wurde, ist beherrscht von der Rücksicht gute Kinder zu bekommen. Ist das neugeborene Kind trotz aller wissenschaftlich geregelten Vorbildung schwach oder mißgestaltet, so wird ihm von dem „Ärzte-Kollegium" „ein sanfter Tod bereitet, sagen wir durch eine kleine Dosis Morphium." Dieses Ausmerzen der Neugeborenen würde bei Zwillingen so gut wie immer und prinzipiell bei allen Kindern vollzogen werden, die nach der sechsten Geburt oder nach dem 45. Jahr der Mutter, bezw. dem 50. Jahr des Vaters überhaupt noch — entgegen einem gesetzlichen Verbot — geboren werden. Die streng rassen-hygienisch erzogenen Eltern fügen sich natürlich ohne alle unnötigen sentimentalen Gefühle. Die Kinder, welche dieses erste Examen bestanden haben, werden sorgsam groß gezogen (künstliche Kindernährmittel sind natürlich verboten). Bei der späteren Erziehung wird besonders neben allen Körperfunktionen die des Gehirns geübt. Danach wird eine Prüfung der Jünglinge und Mädchen, auch in intelektueller und moralischer Beziehung vorgenommen, bei den erteilten Censuren wird besonders bemerkt, ob die betreffende Person heiraten und wie viel Kinder sie bekommen darf. Während der Ehe richtet sich die Zahl der erlaubten Kinder dann nach dem Durchschnitt der auf den Zeugnissen der Eltern stehenden Zahlen. Die Enthaltsamkeit bis zum 26. bezw. 24. Lebensjahr ist gesetzmäßig. Erbrecht existiert nicht, jeder betritt den Kampfplatz nur mit seinen Fähig-

keiten, hat aber gleichen Anteil an den gesellschaftlichen Produktionsmitteln. — Dies ist übrigens gar nicht darwinistisch; denn es ist nicht einzusehen, weshalb jemand nach darwinistischen Prinzipien nicht auch die durch Erbschaft erworbenen Vorteile im Kampf ums Dasein benutzen soll. — Wer sich im ökonomischen Kampf als schwach erweist, verfällt der Armut mit ihren ausjätenden Schrecken. Unterstützung (minimale) darf nur der erhalten, der keinen Einfluß mehr auf „die Brutpflege" hat; Pflege der Kranken, Blinden und Taubstummen ist Unsinn. Krankheits- und Arbeitslosenversicherung giebt es nicht. Blutige Revolutionen werden heftig bekämpft, Kriege als Mittel im Kampf ums Dasein der Völker sind schon eher gestattet, dabei müssen aber möglichst die schlechten Individuen ins Heer kommen und beim Feldzug als Kanonenfutter benutzt werden.

Diesem gut durchgeführten, für sich selbst sprechenden darwinistisch-sozialistischen Zukunftsbild gegenüber entrollt Ploetz nun ein Bild der heutigen Gesellschaft. Dabei bespricht er vor allem eingehend die Wirkungen der Armut; ein Teil derselben ist ökonomische Auslese, ein sehr beträchtlicher ist aber auch Folge von nicht selektorischen Einwirkungen, besonders Erscheinungen des kapitalistischen Systems, das letztere bewirkt in der Armut die Erzeugung vieler schlechten Abkömmlinge, und ist daher nach Ploetz Ansicht, die mir nicht genügend begründet zu sein scheint, durchaus nicht mit den rassenhygienischen Forderungen in Übereinstimmung, wie manche Darwinianer glauben machen wollen. — Sodann ist vom Einfluß der großen Städte die Rede, dieselben ziehen viele gute Elemente vom Lande an und vernichten sie dann. Ähnlich wirken heutzutage Kriege und Revolutionen. Ebenso wird der Kampf ums Dasein durch Pflege von allerhand unheilbar Kranken, durch Kranken-, Alters-, Unfall-Versicherung, kurz durch den Schutz der Schwachen eingeschränkt. Im nächsten Abschnitt wird der verderbliche Einfluß des Alkoholismus bewiesen. Aus alledem geht hervor, daß die heutige Gesellschaft den utopischen rassen-hygienischen Forderungen schroff gegenübersteht.

Diesen Konflikt erörtert nun das 5. Kapitel genauer. Die humanitäre Kulturbewegung soll ja nach Ploetz Jammer und Unterdrückung und Elend bewirken, also das Gegenteil von dem, was sie bezweckt, daher mußte sie eine Gefahr für die Tüchtigkeit unserer Rasse sein (das Manchestertum hält der Verfasser für abgethan). Die sozialistischen Systeme aller Art stellen vor allem drei Forderungen auf: die „Forderung der angepaßten Summen, welche verlangt, daß die Zahl der Menschen und die Größe der zugänglichen Natur einschließlich aller Produktionsmittel in richtigem Verhältnis zu einander stehen und stehen bleiben," — sodann die Forderung des gleichen Nutzrechtes aller an allen Produktionsmitteln und endlich die „Versicherungs-Forderung", worunter Ploetz versteht, daß auch alten und kranken Leuten, sowie Kindern die volle Befriedigung der notwendigen Bedürfnisse garantiert wird. —

Was die erste Forderung anbelangt, so glauben die Sozialdemokraten, daß ihr System die Übervölkerung nicht zu fürchten hätte, weil sich die Nährstellen mit einem Schlage bedeutend erhöhen würden, die Malthusianer hingegen meinen, weil sich die Nährstellen nicht so rasch vermehren lassen, wie die Übervölkerung zunimmt, so muß das Zweikindersystem eingeführt werden. Beide sind im Irrtum.

In Bezug auf die zweite Forderung wird heute von sozialistischer Seite vorgeschlagen, die Produktionsmittel von gesellschaftswegen zu bewirtschaften und jedem das gleiche Recht auf Arbeit und ihren Ertrag zu gewähren. Da nun aber Kranke und Schwache nicht so arbeiten können wie Gesunde, so muß hier die dritte Forderung aufgestellt werden. — Alle drei Forderungen sind Zweige der Individualhygiene, und als solche stehen sie, wie gesagt, der Rassenhygiene schroff gegenüber. Die letztere ist aus dem Darwinismus gefolgert und daher sehen wir, daß sich die Darwinianer zum großen Teil schroff gegen den Sozialismus und seine Forderungen wenden; so Darwin selbst, Haeckel, O. Schmidt, Ziegler, Ammon, v. Hellwald, Spencer u. a.

Allein, es giebt auch Männer, welche den bestehenden Konflikt zwischen Individual- und Rassenhygiene zu lösen versuchen und zwar auf darwinistischer Grundlage. Die, welche dies konsequenter Weise dadurch zu erreichen suchen, daß sie vorschlagen alle Individuen sorgfältig zu erziehen, die guten Anlagen durch Übung auszubilden und da-

durch den menschlichen Typus zu vervollkommnen (Broca und viele Sozialisten) haben gegen sich, daß die Frage nach der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften eine durchaus offene ist. Ein Antidarwinianer muß hinzufügen: die hierdurch angestrebte Ausgleichung der Unterschiede ist völlig unmöglich, und zwar, weil die Anlage verschieden ist. Es würde übrigens ja auch gar nicht den Kampf ums Dasein ausmerzen. Mit ihm aber bleibt Elend u. s. w. bestehen.

Francis Galton fordert eine künstliche Zuchtwahl zur Lösung der Frage, ein staatliches Censurensystem für Familientauglichkeit, von dem es abhängen soll, ob einem Individuum durch Staatsunterstützung die Gründung einer Familie ermöglicht werden soll (also ähnlich dem von Ploetz aufgestellten idealen Rassenprozeß). Dies würde aber nur wenige, nicht die Masse vervollkommnen. Auch Hiram Stanley und Hegar fordern eine kaum durchführbare künstliche Zuchtwahl, Grant Allan eine auf freie Liebe hinauslaufende geschlechtliche Zuchtwahl. Darnach bleibt nur noch die Ansicht von A. R. Wallace übrig, desselben, der zugleich mit Darwin die Selektionslehre aufstellte. Dieselbe will auch die geschlechtliche Zuchtwahl zur Verbesserung der Rasse benutzen und zwar dadurch, daß die Frau Wahlfreiheit haben soll, indem sie höhere Ansprüche an den Mann stellt, den sie heiraten will. Mit Recht bemerkt Ploetz, daß Wallace die menschliche Natur zu optimistisch betrachtet (wie übrigens unten zu zeigen ist, thut Ploetz dies auch). Und in der That, was soll dies helfen? es bleiben niedrigere Frauen und Männer übrig, die sich gerade so wie jetzt verbinden würden. In der That potenziert Wallace durch diese Idee seine an sich schon utopisch genug aussehenden sozialistischen Ansichten.

Ploetz kommt endlich auf seine eigene Ansicht in dieser allerdings sehr schwierigen Frage. Sie beruht auf „Beherrschung der Variabilität": Die Gesetze der letzteren sollen besser erforscht und dann auf die Verbesserung des Nachwuchses angewandt werden. Eine Durchschnittsverbesserung der Nachkömmlinge genügt nun aber nicht; denn dann würde doch der Kampf ums Dasein unter ihnen ebenso toben wie vorher (Ploetz hebt das nicht klar genug hervor), weil es nach wie vor niedere und höhere Individuen giebt. Es müssen vielmehr die Abkömmlinge „in ihrer Gesamtheit höhere Werte repräsentieren als die Eltern sie hatten, die ihnen das Leben gaben." Ich glaube, daß auch dies noch nicht genügt: wenn der Kampf ums Dasein aufhören soll, muß eine Gleichmachung der Menschen angestrebt werden, es darf absolut kein Gegensatz bestehen bleiben. Das kann dann aber doch nur geschehen entweder dadurch, daß die niederen Abkömmlinge sich andauernd verbessern, während die höheren auf ihrer Stufe stehen bleiben, oder aber dadurch, daß bei allgemeiner Vervollkommnung die niederen Individuen sich relativ bedeutend mehr vervollkommnen als die höheren. Beides ist jedoch sehr unwahrscheinlich, und dann hängt doch diese Ansicht ganz gewiß sehr eng mit der noch völlig offenen Frage nach der Vererbbarkeit erworbener Merkmale zusammen, ein Umstand, den die Darwinianer nur gar zu gern vergessen.

Einem weiteren schwerwiegenden Einwurf sucht Ploetz selbst von vornherein die Spitze abzubrechen. Mit der Aufhebung des Kampfes ums Dasein verläßt er offenbar den Darwinismus und sein Selektionsprinzip. Da meint er nun, daß er „die Auslese aus dem Kampf der Zellenstaaten in den Kampf der Staaten zusammensetzenden nächst niedrigen Organisationen, nämlich der einzelnen Zellen" legt. Die Menschen sind Zellenstaaten, sie entstehen aus einzelnen Zellen, aus Ei- und Samenzelle, in sie soll durch eine „Fortpflanzungshygiene" der Kampf gelegt werden. Die letztere ist die Lehre von der Beeinflussung der Variation der Keimzellen und ihrer künstlichen Auslese. Diese Lösung jenes Konflikts besteht also in der Verschiebung der Auslese von den Menschen auf die Zellen, aus denen sie entstehen.

Dies ist nun aber ein ganz gewaltiger Irrtum; denn das liegt doch auf der Hand: de facto sind es immer die Zellenstaaten d. h. die Menschenindividuen, welche den Kampf führen, nicht aber die Zellen. Wie können die letzteren miteinander kämpfen, wenn es nicht ihre Träger sind, diese Träger aber sind Menschen mit menschlichen Eigenschaften, und diese letzteren werden stets in dem Kampf hervorstechen und maßgebend sein, niemals

aber die Keimzellen jener Menschen, von deren innerlichster Beschaffenheit obendrein niemand etwas weiß; denn sie offenbart sich ja erst viel später, nämlich in den Nachkommen.

Im Grunde genommen sucht also Ploetz die sozialistische Utopie durch eine noch viel gewagtere, durch die Utopie der künstlichen Auslese der Keimzellen, zu lösen. Obendrein verläßt er aber auch dabei völlig den Boden des Darwinismus.

Auch andere Einwände sucht Ploetz selbst zu entkräften, so den, daß die Variabilität eine fortschreitende sein muß, d. h. mit anderen Worten eine zielstrebige. Auch der Darwinismus kann dies nicht ganz leugnen, allein hier scheiden sich bekanntlich die Wege: der eigentliche Darwinismus hat mit der „Zielstrebigkeit" K. E. von Baers nichts zu thun, und Ploetz ist hier wiederum inkonsequent und geht sogar in das von ihm verächtlich behandelte Lager der Nicht-Darwinianer über. — Auch den selbstgemachten Einwurf, daß beim Wegfall des Kampfes ums Dasein der Maßstab für die Vervollkommnung verloren geht, kann Ploetz nicht zurückweisen.

Zum Schluß bemerkt der Verfasser noch, daß das A und O seiner Fortpflanzungs-Hygiene die Prävention ist, also ein vielen Menschen verwerflich erscheinendes Mittel.

Die rassen-hygienischen Forderungen, die Ploetz früher aufgestellt hat, modifiziert er nunmehr am Schluß des Buches folgendermaßen:

„1. Die Gesamtheit der erzeugten Nachkommen muß durchschnittlich einen höheren — und zwar möglichst viel höheren — Grad der Vollkommenheit repräsentieren als die Gesamtheit ihrer Eltern. Hierzu ist insbesondere die Aufhebung aller solchen nonselektorischen Schädlichkeiten nötig, die auch die Keimzellen verschlechtern.

2. Keine Kontraselektion außer Krankenpflege.

3. Die Zahl der erzeugten Nachkommen darf nicht unter die Zahl der erreichbaren auskömmlichen Nährstellen sinken."

In einem zweiten noch zu erwartenden Band will Ploetz diese drei Forderungen näher betrachten.

* * *

Soweit dieses Buch selbst, das in seinen klar durchgeführten Erörterungen die Aufmerksamkeit aller derer verdient, welche sich für die hier angeregten hochwichtigen Fragen interessieren.

Nun aber unsere Stellung diesem Buch gegenüber! Einzelne kritische Bemerkungen habe ich ja schon eingeflochten.

Unserer Ansicht nach geht Ploetz überhaupt von einer verkehrten Grundlage aus, denn als solche betrachten wir die Selektionslehre, obwohl er uns dann als „unzeitgemäß" bezeichnen wird. Wir können uns aber darüber trösten; denn bekanntermaßen ist das Zeitgemäße durchaus nicht immer identisch mit der Wahrheit. — Ploetz erkennt, wie schon eben erwähnt, an, daß der Kampf ums Dasein ein negatives Prinzip ist; weiter geht er aber nicht.

Weder Kampf ums Dasein noch Auslese ist an sich zu leugnen, aber sie spielen eine untergeordnete Rolle, indem sie nichts anderes thun als das Schwache ausjäten. Dadurch entsteht aber durchaus noch nicht das Vollkommnere oder auch nur das Stärkere, dasselbe wird vielmehr durch Auslese nur isoliert, es muß vielmehr unabhängig von diesem Vorgang entstehen durch die Variation. Die letztere kann nun eine zufällige oder gesetzmäßige sein. Wir sehen, daß sie in der Natur eine gesetzmäßige ist, d. h. daß sie auf ein ganz bestimmtes Ziel hinstrebt und daß sie in bestimmten Grenzen eingeengt ist. Wir lassen hier ganz außer acht, inwiefern wir überhaupt berechtigt sind, diese drei Faktoren: Kampf ums Dasein, Auslese und Variabilität als maßgebend für die Entwicklungslehre und vor allem für die heutigen sozialen Fragen anzusehen, wir wollen eben nur, — ihre Anwendbarkeit vorausgesetzt — untersuchen, in welcher Weise sie dann wirken: die Variabilität ist ein schaffendes Prinzip und der Kampf ums Dasein nur ein auslesendes, ausjätendes, ein regulierendes. So faßt es offenbar auch Ploetz auf und mit ihm viele moderne Naturforscher. Damit ist uns aber

ein sehr wertvolles Zugeständnis gemacht; denn zunächst ist es wohl klar, daß man die Variabilität eigentlich gar nicht als ein „Prinzip" d. h. als einen Beweggrund, eine Grundursache, einen Urgrund betrachten kann, sie ist doch thatsächlich nur eine Eigenschaft eines Lebewesens. Wir müssen also, um auf ein Prinzip zu kommen, den Ursachen dieser Eigenschaft, der Veränderlichkeit, nachspüren. Die Ursachen können nun entweder in der Umgebung oder in den variierenden Wesen selbst liegen.

Daß die Umgebung abändernd wirken kann, läßt sich nicht leugnen: eine sogenannte amphibische Pflanze, wie z. B. Polygonum amphibium, eine Knöterichart, ist anders geartet, wenn sie im Wasser lebt, als wenn sie auf dem Land wächst, aber ebenso unzweifelhaft ist, daß die tieferen Ursachen der Abänderung in den Lebewesen selbst liegen, auch jener Knöterich zeigt nur immer eine ihm eigene Variabilität, andere Arten besitzen sie nicht, und auch der die Abänderungsfähigkeit benutzende Tier- und Pflanzenzüchter kann nicht ins Blaue hinein oder nach seinem speziellen Wunsch die Zucht treiben, sondern findet die Wege, die er dabei gehen kann, schon in dem Tier und in der Pflanze vorgeschrieben. Das sind Thatsachen, welche unleugbar sind, welche aber meistens ignoriert werden: viele glauben geradezu an eine planlose Variabilität und räumen damit dem Zufall eine außerordentliche Rolle in der Entwicklungslehre wie auch in der Anwendung derselben auf die sozialen Verhältnisse ein.

Jene in den Lebewesen liegende Zielstrebigkeit, die sich am verblüffendsten in der Thatsache ausspricht, daß jedes tierische oder pflanzliche Ei in sich seine zukünftige Entwicklung schon vorgeschrieben hat, ohne daß man ihm etwas davon ansehen könnte, führt zu einem in den Lebewesen wirkenden „inneren Entwicklungsgesetz", welches in einer bestimmten Richtung vorwärts drängt und treibt. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich dieses innere Entwicklungsgesetz nicht genauer formulieren kann, allein damit sage ich eben auch offen und ehrlich, wie weit wir heute in dieser Hinsicht sind, d. h. daß wir thatsächlich noch sehr weit zurück sind. Wem ist es bisher gelungen, für die Entwicklung eines Wesens, und sei es das einfachste, eine physiologische Formel aufzustellen, klar und durchsichtig wie die Formel eines mathematisch-physikalischen Gesetzes? Der Grund liegt freilich darin, daß diese Forderung unmöglich zu erfüllen sein möchte, allein dann ist es auch unehrlich den Schein zu erwecken, als sei eine klare Lösung durch die darwinistischen „Prinzipien" erreicht, ehrlich aber ist es unsere Unfähigkeit anzuerkennen, und das liegt in dem Wort: inneres Entwicklungsgesetz, das übrigens auch besser als alles andere den bekannten Thatsachen entspricht.

Nach diesen, meinen Standpunkt dem Darwinismus gegenüber kennzeichnenden Bemerkungen gehe ich auf das Verhältnis zwischen Darwinismus und Sozialismus ein. Ich habe in einer früheren oben angeführten Schrift nachgewiesen, wie wenig Grund die Sozialdemokratie hat, sich auf den Darwinismus als eine für sie grundlegende Lehre zu berufen, daß sie vielmehr dabei in eine verhängnisvolle Zwickmühle gerät. Und das haben ja auch schon viele Darwinianer bewiesen, Ploetz weist in dieser Hinsicht, wie oben gesagt, auf Darwin selbst, Haeckel, O. Schmidt, Ammon und Ziegler hin: es ist wirklich nach der vorliegenden Litteratur nicht recht ersichtlich, wie man nun noch als Darwinianer an sozialistischen Ideen festhalten kann, mögen sie staatssozialistisch, christlich-sozial oder sozialdemokratisch sein. Thut man es, so kommt man unbedingt zu Inkonsequenzen, und Ploetz geht es dabei gerade so wie Bebel: beide wollen den bestehenden Konflikt zwischen Kampf ums Dasein und sozialistisch-humanitären Bestrebungen lösen und können es nur, indem sie den Kampf ums Dasein aufheben, womit sie aber unbedingt die Hauptseite des Darwinismus und damit ihn selbst verneinen. Der Versuch von Ploetz den Darwinismus im Menschengeschlecht trotzdem zu retten, muß aber auch sonst nach unsern obigen Auseinandersetzungen als verfehlt betrachtet werden.

* * *

Wir legen uns jetzt zur Klarstellung des sozialen Darwinismus noch zwei Fragen vor:
1. Welche sozialen Verhältnisse fordert der Darwinismus?

2. Worin liegt der Hauptgrund dafür, daß alle bisherigen Versuche, den Sozialismus naturwissenschaftlich zu begründen und zu kräftigen, vergeblich waren?

Die erste Frage hat Ploetz in seinem Buch beantwortet. Klarer und aufrichtiger, unerbittlicher und folgerichtiger als bisher irgend jemand hat Ploetz die Anwendung der darwinistischen „Prinzipien" auf den Menschen und seine sozialen Verhältnisse durchgeführt. Dafür muß man ihm dankbar sein. Allerdings spricht er sich nicht klar über seine eigene Stellung dazu aus; er nennt das, was er skizziert, „eine Utopie von einem einseitigen, durchaus nicht allein berechtigten Standpunkt aus, welcher nur den Konflikt der bis in ihre Konsequenzen verfolgten Anschauungen gewisser darwinistischer Kreise mit unseren Kulturidealen deutlich hervortreten lassen soll." Allein Ploetz spricht nachher immer von dem von ihm entrollten Bild als vom „idealen Rassenprozeß" und stellt ihn dem heutigen Rassenprozeß gegenüber; er erläutert auch gar nicht, weshalb jener Standpunkt, der den Ausgang seiner Utopie bildet, einseitig ist und setzt nichts anderes an die Stelle — kurz, es macht durchaus den Eindruck, als ob er sich jene Utopie stillschweigend als sein eigenes Ideal aneignet.

Dieser „ideale Rassenprozeß" ist aber in seiner Folgerichtigkeit für die Beurteilung des Darwinismus zu interessant und zu wichtig, als daß wir ihn nicht noch einmal hier genauer erörtern sollten. Der Darwinianer sucht die Entwicklung zu einer höheren Stufe dadurch zu erklären, daß im Kampf ums Dasein nur die stärkeren (wie er meint die „vollkommneren") Wesen erhalten bleiben, während die schwächeren ausgemerzt, vernichtet werden. Indem sich dann immer nur die stärkeren (bezw. „vollkommneren") Individuen fortpflanzen, wird die Art immer mehr verbessert (der Darwinismus meint irrtümlicher Weise: in eine andere verwandelt). Der, welcher an die Wirksamkeit dieser angeblichen „Prinzipien" in der Natur glaubt, muß sie auch folgerichtig auf das Menschengeschlecht anwenden und sich sagen: was dort so Großartiges, nämlich diese bewundernswerte Mannigfaltigkeit von Gestalten schuf, muß auch in der menschlichen Gesellschaft Herrliches leisten, also müssen jene Prinzipien auf die sozialen Verhältnisse des Menschen angewendet werden, wenn anders man nicht seine eigene Weltansicht und ihre Wunderkraft Lügen strafen will.

Bei dieser Anwendung ist nun aber der darwinistische Sozialpolitiker in einer sehr günstigen Lage: er braucht ja gar nicht den sozial-darwinistischen Entwicklungsprozeß der großen Allmutter Natur zu überlassen, die ja bekanntlich etwas langweilig nach Jahrmillionen arbeiten und rechnen soll, und das würde doch den Leuten der Gegenwart ein wenig zu lang und Geduld erschöpfend werden — nein, hier hat er es ja mit vernünftigen Wesen zu thun, die obendrein durch populäre Schriften in darwinistisch-sozialistischem Sinne — wissenschaftlich natürlich — vorbereitet sind und die daher auch der Allmutter Natur gern bei ihrer Züchtung unter die Arme greifen werden. Darauf hofft auch Bebel in seiner „Frau". Was wird nun die Folge sein? Nur die stärksten und wohlbeschaffensten männlichen und weiblichen Wesen verheiraten sich und werden nach darwinistischen Prinzipien nur wohlbeschaffene Kinder erhalten; alle anderen schwächlicheren Individuen bleiben in stillergebener Resignation unverheiratet, ja, das wird auch schließlich bei der etwaigen menschlichen Widerspenstigkeit durch Gesetze geregelt. Sollten trotzdem schwächliche Kinder geboren werden, welche den Stempel der Verschlechterung der Rasse an sich tragen, so zögern die spartanisch geschulten Eltern keinen Augenblick sie dem Tode zu überliefern und so mit wissenschaftlicher Exaktheit der natürlichen Zuchtwahl vorzuarbeiten.

In dem Kampf des Lebens herrscht ein freies Spiel der Kräfte. Jeder sucht in der ersten Linie zu stehen und seine hervorragenden Eigenschaften zu benutzen, um sie durch Übung und Gebrauch zu verstärken. Lug und Trug sind außerordentlich einflußreiche Hilfsmittel zum Sieg in diesem Kampf, gerade so wie recht viel Geld. Die besten Mittel sind aber im Kampf vor allem auszubilden und es ist daher nicht einzusehen, weshalb der Mensch nicht auch die seiner doch im Grunde tierischen Natur nicht widersprechenden Mittel, Lug und Trug, nach besten Kräften benutzen sollte. — Sehe jeder, wie er's treibe, — sehe jeder, wo er bleibe! —

Da mag manche Existenz vernichtet und zermalmt werden: sie hat es nicht besser verdient. Die Natur sichert das Überleben des Passendsten und das ist ein hohes Ziel, des Strebens wert. — In dem sich hierbei entspinnenden wirtschaftlichen Kampf, der das beste Mittel des Vorwärtsringens der Menschheit ist, bildet sich allmählich eine Klasse der wirtschaftlich Schwachen, der Elenden und Hungernden aus. Das sind die, welche im Kampf bewiesen haben, daß sie untauglich sind. Gut, dann müssen sie dem Untergang geweiht sein. Es wäre eine Thorheit sie zu erhalten. Das einfachste Mittel wäre, sie schnell aus dem Leben zu befördern, ehe sie am Ende Gelegenheit hatten, die Rasse zu verschlechtern. Kann sich aber die Regierung (die „Gesellschaft") etwa nicht dazu entschließen dieses wissenschaftlich so tief begründete Radikalmittel anzuwenden, so muß sie jene doch wenigstens sich selbst überlassen und alles vermeiden, was sie erhalten könnte.

Es wäre gegen jede Vernunft und darwinistische Logik, wollte man die Kranken, die offenbar doch dem Tode geweiht sind, noch lange pflegen: je eher sie untergehen, desto früher wird Platz für neue kräftigere Glieder der Gesellschaft. Die Alten versorgen und unterhalten — Narrenpossen! da gilt nach dem Selektionsprinzip der Satz: „der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!" Die Arbeiter vor Unfall versichern — Unsinn! Weshalb waren sie nicht so organisiert, daß sie dem Unfall widerstanden, es geht doch klar daraus hervor, daß sie unvorteilhaft gebaut u. s. w. waren, also weg mit ihnen, sonst vererben sie ihre ungeeignete Beschaffenheit noch auf andere und verderben so die Rasse, oder aber sie nehmen kostbare Nährstellen fort.

Dies ist zwar ein erschreckendes, aber, jeder muß zugeben, folgerichtig und unerbittlich durchgeführtes Bild des sozialen Darwinismus. Die Darwinianer, welche ihre Lehre auf die menschliche Gesellschaft übertragen wollen, suchen zwar hier und da zu mildern, allein dabei fallen sie ganz aus der Rolle und verlieren ihre eigenen Hauptprinzipien. Übrigens sehen wir in der Gegenwart den sozialen Kampf ums Dasein ja deutlich genug, es ist geradezu, als ob der Darwinismus ihm seine Prinzipien abgelauscht hätte, allein der gesunde Sinn der Menschheit empört sich dagegen und fordert Heilung der Wunden, welche dieser Kampf geschlagen hat und daher das Streben der letzten Jahrzehnte nach Schutz der Schwachen, Kranken und Alten. Die ganze soziale Frage der Gegenwart dreht sich darum diesen wirtschaftlichen Darwinismus zu überwinden. Die Menschheit als solche ist also vernünftig genug, die Auslese, jenen Stolz des Darwinianers, nicht nur nicht für ihre sozialen Verhältnisse zu unterstützen und ihre schwachen und unbrauchbaren Glieder auszurotten, sondern im Gegenteil, sie sucht ihr entgegen zu wirken und diese Glieder zu erhalten und zu stärken.

* * *

Dieser unleugbare und je länger desto schärfer hervortretende Gegensatz zwischen Theorie und Praxis muß doch wohl dem Theoretiker Gedanken machen und ihm die zweite von unseren beiden obigen Fragen auf die Lippen legen:

„Worin liegt der Hauptgrund dafür, daß alle bisherigen Versuche den Sozialismus naturwissenschaftlich zu begründen und zu kräftigen vergeblich waren?"

Es ließe sich zunächst noch angesichts der bisher in dieser Richtung gemachten Erfahrungen fragen: darf man denn die Naturwissenschaft bezw. die Entwicklungslehre überhaupt auf die soziale Praxis anwenden?

Bekanntermaßen wird heute vielfach der Versuch gemacht, das Naturgesetz in der Geisteswelt wiederzufinden, meiner Ansicht nach mit Recht, wenn es sich auch oft nur um Analogien handelt. — Eines erscheint aber in dieser Hinsicht von hervorragender Bedeutung: alles in der Natur ist individuasiert, ist ein Individuum, d. h. ein aus verschiedenen Teilen bestehendes Ganzes, das selbst wieder Teil eines höheren Ganzen ist; so finden wir es vom physikalischen Molekül und Krystall aus bis zur Menschengestalt, so auch in den Individuationsgemeinschaften, den mannigfachen Beispielen tierischer und pflanzlicher Symbiose (z. B. Flechten und Einsiedlerkrebs), so auch in den großen Lebensgemeinschaften der Natur: Wald und Wiese, See und Teich.

Der Individualismus ist — obwohl bisher fast ganz vernachlässigt — eine Seite der Natur, so allgemein verbreitet wie nichts anderes, weil eben jeder Naturkörper ein Glied in diesem wunderbaren Individuationsgewebe ist. Es ist daher durchaus anzunehmen, daß auch der Mensch und seine Lebens- und Gesellschaftsgemeinschaften denselben Individuationscharakter besitzen müssen, wenn anders sie naturgemäß und gesund sein sollen. Das führt uns auf richtige soziale Anschauungen. Doch ist hier nicht der Platz sie zu erörtern.

Allein, ein Punkt ist eben für uns von besonderer Wichtigkeit, das ist folgender: Der eigentümliche Charakter der lebenden Individuen ist das Resultat eines eigenartigen Bildungsprozesses, der Entwicklung, und genau betrachtet findet sich derselbe auch sonst überall in der Natur wieder, er wird sich also auch wohl in den großen Gesellschaftsindividuen der Menschheit erkennen lassen. Wer nicht ganz blind ist, sieht das allenthalben. Und wenn wir nun überhaupt eine Einheit der Welt und einen Zusammenhang der Gesetze ihrer Erscheinungen anerkennen, dann dürfen wir auch wohl die Entwicklungsgesetze der Natur in denen der Menschheit wieder suchen.

Nach dem Gesagten möchte es doch nun wohl wenigstens nicht widersinnig sein, die Prinzipien der Entwicklung auf die sozialen Verhältnisse anzuwenden, und das ist es, dessen Anerkennung ich zunächst nur wünsche. — Nun liegt aber in dieser Anwendung eine große Gefahr, und an derselben sind alle bisherigen Versuche (mit Ausnahme von Kidd) meines Erachtens gescheitert: Wer die Gesetze des natürlichen Geschehens auf den Menschen anwendet, der kommt gar zu leicht dazu, den Menschen selbst lediglich als ein Produkt dieses Naturgeschehens anzusehen und in ihm ein dem Tier und der Pflanze völlig analoges Naturwesen zu erblicken. Diesen Fehler finden wir in allen darwinistischen Systemen wieder, und er trug und trägt dazu bei, die Eigenart des Menschen zu verwischen und der materialistischen Lebensauffassung die Wege zu bahnen. Besonders in Volksschriften, in denen der Natur der Sache nach das Nachbeten der Autorität an der Tagesordnung ist, greift dann dieser Grundirrtum mehr und mehr um sich und erstickt endlich alle Religion und Moral. Darin liegt die außerordentliche Gefahr des sozialistischen Darwinismns.

Der Grund dieses Fehlers aber beruht auf der falschen Auffassuug von der Individualnatur des Menschen und des Ziels seiner Entwicklung und dann natürlich auch der Entwicklung seiner Gesellschaftsindividuen.

Was ist denn das Ziel aller Entwicklung? — Vervollkommnung! darin sind sich gewiß alle Descendenztheoretiker einig. Übrigens kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mit der Anerkennung eines Ziels und vor allem das der Vervollkommnung über alle mechanistischen Entwicklungslehren — und eine solche soll doch der Darwinismus sein, dessen rühmt er sich ja offen — das Todesurteil gesprochen ist: wer ein Ziel der Entwicklung zugesteht — und das muß jeder, der die Natur kennt —, der kommt bei folgerichtigem Denken zu der Gewißheit eines die gesamte Natur, sonderlich aber die belebte, durchdringenden inneren Entwicklungsgesetzes, von dem wir schon oben gesprochen haben.

Ist es so, dann ist aber der Begriff der Vervollkommnung für die Anwendung des Entwicklungsgesetzes auf soziale Verhältnisse hochwichtig, und in der That, auch für den Menschen, im einzelnen wie in seinen sozialen Gemeinschaften, ist Vervollkommnung das Ziel allen Strebens, das wir zusammenfassen als „Glück“!

Was ist denn nun die „Glück“ verheißende Vervollkommnung?

Ploetz widmet in seinem Buch diesem Begriff in richtiger Wertschätzung ein ganzes Kapitel; aber wir haben schon oben angedeutet, daß er (und Ammon geht es nicht anders) an ihm überhaupt scheitert. Es ist schon bezeichnend, daß er dem Kapitel die Überschrift giebt: „Die Vervollkommnung des Typus“: der Mensch ist ihm wie allen darwinistischen Descendenztheoretikern lediglich ein Tiertypus. Vollkommenheit ist ihm bei Tier und Mensch gleichbedeutend.

Inwiefern kann man beim Tier von Vervollkommnung sprechen? Das Tier hat seinem Wesen nach zwei Seiten: Körper und Seele, der Körper ist das hier völlig Vor-

herrschende, die Seele steht bei ihm auf der ganz niedrigen Stufe des Instinkts. Diese Instinkt-Seele, wie ich mich einmal ausdrücken möchte, ist bei fast allen Tieren etwas mit der Geburt fertig Gegebenes, sie ist in ganz engen Grenzen starr und unbildsam und kann daher auch fast niemals auf eine höhere Stufe geführt werden. Nur wenige Tiere zeigen, wenigstens scheinbar eine Ausnahme. Der Körper des Tieres ist schon eher veränderlich, aber wenn man von einer Vervollkommnung des Körpers beim einzelnen Tier spricht, so kann es sich ganz natürlicher Weise dabei nur um eine kräftigere Ausbildung der Organe handeln, die schon vorhanden sind. Ein Körper ist um so vollkommener, je besser er den Lebensfunktionen dient und den Gefahren der Umgebung trotzt. Diese Vervollkommnung des Körpers kann offenbar lediglich nur durch kräftige Ernährung, gesunde Lebensweise und gewohnheitsmäßige Übung der Triebe erreicht werden, das sind lauter Bedingungen, welche das Tier ganz instinktiv von selbst erfüllt. Es ist daher auch gar nicht einzusehen, wie man beim freilebenden Tier von vollkommneren und unvollkommneren Individuen sprechen sollte, der Unterschied bezieht sich höchstens auf geringe Abweichungen im Grade der Stärke.

Etwas anders ist es, wenn man von der Vervollkommnung der Organisation angesichts der großen Stufenleiter der tierischen Wesen spricht. Allein hierbei ist folgendes streng zu beachten: jeder Organismus ist an sich durchaus vollkommen, d. h. seine Organe sind seinen Lebensbedingungen durchaus angepaßt. Die Lebensbedingungen und Lebensansprüche sind aber bei den verschiedenen Tieren sehr verschieden, daher auch der Grad der Organisation. Ich glaube, es würde schwer halten, in der Natur eine wirkliche Unvollkommenheit zu finden. Diese tritt erst hervor, wenn man die verschiedenen Lebewesen in Bezug auf Gestalt und Leben miteinander vergleicht. Der Spatz ist seinen ganzen Lebensbedingungen ebenso vollkommen angepaßt wie die Katze, die ihn aber unter Umständen frißt, und der Regenwurm ist an sich in seiner Umgebung ebenso wohl ein vollkommenes Naturgebilde wie der Hund, — allein wenn die Katze in das Leben des Spatzen eingreift, kann sie, wie gesagt, unter Umständen dem letzteren seine Unvollkommenheit bis zur Vernichtung klar machen, und wenn wir die Organisation des Regenwurms mit der des Hundes vergleichen, so sind wir keinen Augenblick zweifelhaft, daß der Hund bei weitem vollkommener ist, als der Regenwurm.

Die Vollkommenheit der Organisation fällt hier offenbar zusammen mit der Vollkommenheit der Individuation, und diese läßt sich kurz so fassen: Die Individuation ist um so vollkommener, eine je größere Mannigfaltigkeit der Teile das betreffende Wesen trotz aller zusammenfassenden Einheit zeigt und je größer die Arbeitsteilung ist, wobei aber doch alle Arbeitsleistungen ein gemeinsames Ziel haben.

Beim Menschen beobachten wir nun eine Dreiteilung, nämlich in Körper, Seele und Geist. In Bezug auf den Körper ist der Mensch denselben Gesetzen unterworfen wie das Tier, und was wir oben von Vervollkommnung des Tieres gesagt haben, gilt auch vom Menschen, allein in Bezug auf die Seele tritt nunmehr der wichtige Unterschied auf, daß sie nicht wie der Instinkt eng begrenzt und gebunden, sondern in ganz bedeutend weiteren Grenzen bildungsfähig ist. In Bezug auf die menschliche Seele kann man daher sehr wohl von einer Vervollkommnung reden, und das in einem viel höheren Sinne als beim Tierkörper und beim Körper überhaupt.

Während wir als Seele alles das zusammenfassen, was zum Welt- und niederen Selbstbewußtsein gehört, also vor allem den Charakter, die Affekte und die seelischen Erregungen sowie den Willen, äußert sich der menschliche Geist besonders im Selbstbewußtsein, im Gottesbewußtsein und im ethischen Bewußtsein, er umfaßt also ein Gebiet, das dem Tier völlig fremd ist.

Hieraus geht nun aber schon zur Genüge hervor, daß die Vervollkommnung des Menschen sich durchaus nicht mit der des Tieres decken kann. Wer nicht zu der Erkenntnis gelangt ist, daß der menschliche Geist etwas prinzipiell Neues ist, ein Hauch göttlichen Odems, der wird freilich, da er die Anfänge des Geistes im Tier wahrzunehmen glaubt, also den Menschen für ein vollkommeneres Tier hält, auch an eine Vervollkommnung des Menschen im gleichen Sinne wie beim Tier glauben. Hier liegt

also ein prinzipieller Gegensatz vor, der sich nie verwischen lassen wird, und hier vor allem trennen sich die Geister.

Damit hängt aber noch ein anderer Punkt eng zusammen. Wer da glaubt, daß sich der Mensch mit allen seinen Anlagen und Fähigkeiten aus dem Protoplasmaklümpchen einer Monere entwickelt habe, ganz mechanisch, ohne Dazwischenkunft des göttlichen Willens, der muß auch an die Weiterentwicklung des Menschen auf Erden zu einem immer vollkommneren Wesen glauben; denn es ist ja dann gar nicht einzusehen, weshalb mit dem Menschen die Entwicklung aufhören sollte. Der Mensch ist nach dieser Anschauung nicht das Ziel der Schöpfung, sondern eines ihrer tausend und abertausend Durchgangsstadien, in demselben Sinn wie Seestern, Regenwurm, Kröte und Affe. Dies aber bedeutet einen zweiten prinzipiellen Gegensatz zur christlichen Weltanschauung, denn diese muß, wenn sie sich nicht selbst den sie tragenden Ast absägen will, an zweierlei festhalten. Das erste ist die Schöpfung des Menschengeistes aus Gott als göttliche That, wenn auch der Leib tierischer Abkunft ist; dann ist der Mensch aber im Anfang reiner und vollkommener gewesen als heute. Das zweite ist der Rückfall des Menschen durch die Sünde und die Fesselung aller Menschen durch dieselbe; dann ist der Mensch aber nicht unbegrenzt vervollkommbar, sondern die Vervollkommnung kann sich auf dieser Erde nur in ganz bescheidenen Grenzen halten, ähnlich wie sich die Variabilität der Tier- und Pflanzenkörper in engen Grenzen bewegt.

Worin besteht denn nun nach dem Gesagten die Vervollkommnung des Menschen? Was giebt dem Menschen den größeren Wert? Körper, Seele oder Geist? — Ich meine nun doch, auch ein Ultra-Darwinianer wird, wenn anderes er sich nicht mit Behagen in dem tiefsten Schmutz des Materialismus wälzt, zugeben, daß es nicht der Körper, sondern Seele und Geist ist. Tausend Erfahrungen des täglichen Lebens zeigen uns, daß in einem schönen, kraftvollen — sagen wir einmal — Musterkörper eine schmutzige gemeine Seele, ein niedriger Geist stecken kann, und daß umgekehrt eine schöne reine Seele und ein hoher Geist in einem unschönen, schwachen und gebrechlichen Körper wohnen können. — Welche niedrige Gesinnung würde der bekunden, welcher den kräftigen gemeinen Menschen dem schwächlichen aber edlen vorzöge! Nein, nichts ist für einen denkenden und fühlenden Menschen klarer, als daß sein wahrer Wert nicht in seinem Körper steckt, sondern in Seele und Geist.

Und noch eins! Wer den Geist im Menschen als etwas prinzipiell Neues ansieht, der muß auch folgerichtig an eine Fortdauer nach dem Tode glauben, weiß dann aber auch, daß der Schwerpunkt des Menschenwertes nicht in diesem von der Materie und dem Körper beengten Leben, sondern in jenem zukünftigen Leben der Freiheit zu suchen ist. Die Vervollkommnung des Menschen zielt also nicht so sehr auf eine schöne und vollendete Körperform hin, sondern auf die Ausbildung einer schönen Seele und eines hohen Geistes.

Man verstehe mich aber recht. Ich bin selbstverständlich weit davon entfernt die Ausbildung des Körpers gering zu achten. Das Wort: mens sana in corpore sano! ist zwar in vieler Beziehung richtig, aber ich bin nicht im stande ihm allgemein Gültigkeit zuzuschreiben; denn es ist durchaus kein allgemeiner Erfahrungssatz. Als wünschenswert muß ich es gewiß erachten, daß das Menschengeschlecht sich stärke und kräftige, und gerade die anzuwendenden Stärkungsmittel werden vielfach auch indirekt sittlich kräftigend wirken, weil sie vom Unsittlichen und Entnervenden abhalten. — Das Buch von Ploetz enthält vieles Gute und Beachtenswerte, allein es trifft absolut nicht den Nagel auf den Kopf, eben weil es die seelische und geistige Seite des Menschen so vollständig vernachlässigt, nur nebenbei spricht Ploetz von Intelligenz und sozialen Instinkten und führt dann die Verbesserung derselben auf Zunahme des Gehirns zurück. Leider zeigen die Gehirnmessungen, die bisher bekannt wurden, nun aber durchaus nicht so allgemein, daß die höhere geistige Kraft an ein größeres Gehirn gebunden ist, es sei nur daran erinnert, daß J. von Liebig ein Gehirn von 1352 gr, der große Mathematiker Gauß ein solches von 1492 gr, mancher arme Tagelöhner ein Gehirn von 1900 gr und mehr hat, das Gewicht des Negerhirns ist im Mittel 1244 gr, das eines Europäers 1490 gr (das

des Gorilla, wie nebenbei bemerkt, im Maximum 570 gr).*) Das sind Zahlen, die genugsam zeigen, daß die Masse allein es nicht macht; denn Liebigs Gehirn stand der Masse nach dem Negerhirn näher als dem von Gauß. Wie nun obendrein auf die Ausbildung des Gehirns hingearbeitet werden soll, ist auch sehr fraglich.

Der Mensch hat aber nicht nur Bedeutung für sich als Einzelwesen, sondern auch als Glied der menschlichen Gemeinschaft und hat als solches Pflichten, und die gipfeln darin, daß er zur Vervollkommnung dieser Gemeinschaften beitragen soll. Ein hohes Ziel, des Schweißes der Edlen wert! Und dieses Ziel beachtet auch Ploetz; denn alle seine Vorschläge gehen ja davon aus, daß er der gegenwärtigen Generation die Pflicht auferlegt, dafür zu sorgen, daß die folgende möglichst lebensfähig sei („Rassenhygiene"). Und das bringt ihn ja eben zu dem Vorschlag, der einem konsequenten Darwinismus entspringt, daß die schwächlichen Individuen vernachlässigt, und vor allem die schwächlichen, keine Lebensfähigkeit garantierenden neugeborenen Kinder beiseite geschafft werden („durch eine kleine Dosis Morphium"). Auch hier geht Ploetz wieder von der Annahme aus, daß die Vervollkommnung des Menschengeschlechts lediglich nach der körperlichen Seite hin erfolgen müsse, also eine Sache der Physiologie sei. Welch ein gewaltiger Irrtum! Der Fortschritt des Menschengeschlechts besteht nicht in einer möglichst vollkommenen Ausbildung des Körpers, obwohl dieselbe höchst wünschenswert ist. Schönheit und Ebenmaß und Kraft des Körpers haben wohl schon vielfach eine Rolle bei der Entwicklung der Menschheit gespielt. Aber die großen Thatsachen der Menschheitsgeschichte, welche uns mit einem Ruck vorwärts gebracht haben, so daß wir heute noch die Folgen spüren, die sind nicht von körperlicher Schönheit und Kraft ausgegangen, sondern sie waren Geistesthaten.

Wie völlig unabhängig aber diese Geistesthaten von körperlicher Vollkommenheit sind, das mag folgendes beweisen: James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, war ein äußerst schwaches Kind und stets kränklich, Newton und Kepler waren Frühgeburten und gaben kaum Hoffnung, daß sie am Leben bleiben würden, Kant war ein schwächliches Kind, desgleichen Nelson und unser alter großer Kaiser Wilhelm war in seiner zarten Jugend stets die Sorge seiner Mutter. Das sind einige von vielen Beispielen. Wo wären wir heute in unserer Kulturentwickelung, wenn wir nicht auf den Schultern eines Watt, Newton und Kepler stünden, wie hat ein Geist wie der Kants die gesamte Menschheit in ihrer Erkenntnis gefördert, was wäre Deutschland ohne Kaiser Wilhelm I.? — Und siehe da, alle diese Männer und tausende von anderen, denen wir unsere jetzige Geistes- und Lebensstellung verdanken und die unendlich viel für die Vervollkommnung der Menschheit gethan haben, sie wären nach dem Rezept von Ploetz mit einer kleinen Dosis Morphium bald nach ihrer Geburt aus dem Leben befördert worden.

Hieraus sieht man doch zur Genüge, auf welche Irrwege dieser „ideale Rassenprozeß" führen würde.

Und nun noch eins, was von höchster Wichtigkeit für die Frage nach der Ursache der bisherigen Mißerfolge der sozial-descendenztheoretischen Versuche ist.

Ist denn der Mensch überhaupt so vervollkommenbar, wie diese Sozial-Darwinianer uns glauben machen wollen? Ist er es nach seiner körperlichen, materiellen Seite hin? In mancher Beziehung sicher. Aber die thatsächliche Entwickelung ist eine retrograde gewesen: Die Menschheit war früher ganz gewiß gesünder und kräftiger, die Menschen Homers muten uns an wie Riesen von Kraft, und wie jammervoll würden wir uns wohl neben unseren urgermanischen Vorfahren und neben den Rittern des Mittelalters ausmachen! Ja, es unterliegt keinem Zweifel, die Menschheit degeneriert, was den Körper anbetrifft, mehr und mehr. War denn nun die Menschheit des Mittelalters oder des Altertums vollkommener oder glücklicher als die der Gegenwart? Wer wollte das sagen, wer wollte die Phrase von der „guten alten Zeit" in Wahrheit ernst nehmen! Das ist übrigens schon Beweis genug gegen das Rezept von Ploetz zur Lösung der

*) Nach Huxley, s. Ploetz p. 95.

sozialen Frage: Rückkehr zur früheren Kraftentfaltung der Menschen des Altertums und des Mittelalters macht es nicht.

Weshalb? — Eben, weil der Mensch seiner Eigenart nach vor allem aus Seele und Geist besteht. Wie ist es denn mit der seelischen und geistigen Vervollkommnung des Menschengeschlechts vom Altertum bis zur Jetztzeit? Sind die Menschen im Lauf der Jahrtausende und Jahrhunderte geistig bedeutender geworden? Wohl ist die Summe unsers Wissens ungeheuer vergrößert, wohl würde ein Mann der klassischen Zeit des Altertums staunend vor all den Errungenschaften des menschlichen Geistes in der Neuzeit stehen. Allein, was so ungemein vervollkommnet ist, das ist vor allem die Technik. Aber ist die geistige Fähigkeit des Menschen dabei auch gestiegen? — das bezweifle ich auf das allerentschiedendste.

Wer wagt es von uns sich einem Plato und Aristoteles, einem Euklid und Pythagoras an die Seite zu stellen! Wie ist uns doch in so vielen Fällen das Altertum ein unübertroffener Lehrmeister und wird es bleiben! Welcher heutige Bildhauer reicht einem Phidias oder Praxiteles das Wasser, und wer wagt es unsere neuzeitlichen Bauten den in ihren Trümmern noch so herrlichen Bauwerken der klassischen Zeit zu vergleichen!

Aber ich gehe noch weiter! Als die ersten Denkmäler menschlicher Kunst sieht man jene Zeichnungen (Renntierstudien) an, welche die uralten vorgeschichtlichen Bewohner der Pfahlbauten mit Feuersteinmessern auf Knochen einritzten. Mich erfüllen diese primitiven, aber mit wenig Strichen doch das Charakteristische des Renntiers so trefflich wiedergebenden Studien mit der allerhöchsten Bewunderung: Ein Mensch, welcher Derartiges leisten konnte, stand in Bezug auf geistige Fähigkeit ebenso hoch wie wir. Man vergißt bei der Beurteilung nur zu leicht die Hilfsmittel zu vergleichen, die jenem uralten Menschen und die uns zu Gebote stehen. Es mögen sich doch einmal die modernen Menschen daran geben mit Feuerstein auf einen Knochen zu zeichnen. Wie viele würden jenen Künstler aus den Pfahlbauten wohl besiegen!! —

Sind die Menschen denn aber vielleicht seit den Zeiten des Altertums besser geworden? — In Bezug auf „Gut und Böse" zeigt die Entwicklung der Menschheit ein eigenartiges Aufsteigen und Niedersinken. Es hat in allen Epochen der Menschengeschichte gute und böse Zeiten gegeben, Zeiten, die sich durch Sittenreinheit auszeichneten, und Zeiten, in denen Sittenlosigkeit zum Himmel schrie. Es hat stets lautere und reine Charaktere gegeben und neben ihnen gemeine Naturen, die im Schmutz niederer Leidenschaften lebten. Und zu allen Zeiten ist durch die Menschheit ein Sehnen nach Besserem gegangen, als die Gegenwart bot, ein Schreien nach Ruhe und Frieden, den die Welt nun einmal nicht bieten kann. Zu allen Zeiten hat es Millionen von Menschen gegeben, welche nach Besserung strebten und doch immer wieder zurückfielen, wenn sie sich lediglich auf eigene Kraft stellten.

Siehe da! Das Bild von der Entwicklung und Vervollkommnung der Menschheit: der Mensch ist seinem Körper nach entartet, wohl ist er in der Technik ganz enorm und in vielen Wissenszweigen außerordentlich gestiegen, wohl sind sein Gottesbewußtsein und auch sein moralisches Bewußtsein im allgemeinen geläutert, — aber die Stärke seines Geistes blieb unverändert, und seine Seele kämpft heute noch ebenso wie vor 2000 Jahren den Kampf zwischen Gut und Böse und — wird meistens besiegt. Alles in allem zeigt der Mensch in der Variabilität seiner Eigenart innerhalb der langen Jahrtausende, während welcher die Urkunden von ihm berichten, ganz dieselbe Eigentümlichkeit, wie sie heute noch die Variabilität eines Tieres oder einer Pflanze deutlich bietet: Es ist nicht ein Hinauslaufen in weite unbegrenzte Ferne, sondern ein Hin- und Herpendeln zwischen bestimmten von der Natur festgesetzten Grenzen.

Hieran werden alle Bemühungen von Ploetz scheitern durch „Beherrschung der Variabilität" die Menschheit zu bessern. Dies macht auch Bebels Ideen in seiner „Frau" zu Utopien, die ins Blaue hinein gebaut sind.

Der soziale Kampf ums Dasein, der all die Nöte der Gegenwart erzeugte, soll aus der Welt geschafft werden. Das kann nicht geschehen durch Stärkung der Körper und Gehirne oder durch Erweiterung des Wissens. Denn eines bleibt bei alledem be-

stehen, und das ist der tiefste Grund alles Übels in der Menschheit, das ist Haß und Neid und Zank und Bosheit und alle Ausflüsse der Leidenschaften mit einem Wort, die Sünde, wie es die christliche Ethik kurz und gut bezeichnet.

Die Sünde aber ist tief eingewurzelt im Wesen des Menschen, und da mögen sich alle darwinistischen Sozialpolitiker drehen und winden und mögen noch so ideale Gesichtspunkte über die Besserung der Menschen aufstellen, über diesem von ihnen so völlig mißkannten Erbübel unseres Geschlechts werden sie alle stolpern, und der das goldene Zeitalter verheißende Zukunftsstaat wird vom ersten Tage seines Bestehens an zerfallen; denn er fordert Engel statt Menschen zu Bürgern. Es ist bisher noch keinem Tierzüchter gelungen eine neue Tierart zu züchten, wie sollte es denn jenen sozialistischen Menschenzüchtern so im Handumdrehen gelingen aus Menschen Engel zu züchten und jenes Grundübel aus den Menschenherzen zu reißen, das in uns allen und in unsern Voreltern seit Jahrtausenden unzerstörbar lebt!

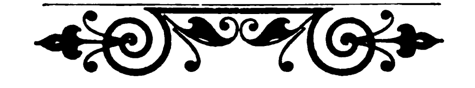
So sehen wir, wie sich im sozialen Darwinismus Irrtum auf Irrtum auferbaut. Wollten die Stimmführer doch vor allem Psychologie treiben und die Tiefen der menschlichen Natur zu ergründen suchen, sie würden gewiß bald hinter den Grundirrtum kommen, der in der Verkennung der menschlichen Natur liegt.

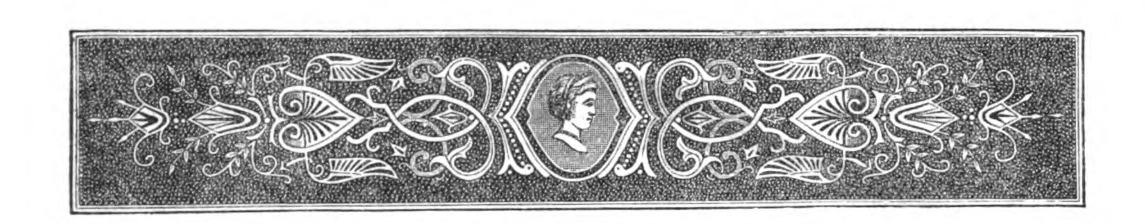
Aber wohin segeln wir denn nun eigentlich? Daß wir auf eine Katastrophe lossteuern, muß dem aufmerksamen Beobachter unzweifelhaft sein; wenn er nun alle die menschlichen Veranstaltungen betrachtet, die da zur Hilfe versucht werden und wie sie so gar nicht geeignet zu sein scheinen das zu leisten, was sie versprechen, dann kommt ihm wohl der Stoßseufzer auf die Lippen: nirgends Rettung, nirgends Land!

Da wir die Hauptursache des sozialen Elends nicht in körperlichen Fehlern allein zu suchen vermögen, sondern vor allem in dem, was die christliche Weltanschauung kurz mit dem Ausdruck Sünde bezeichnet, so können wir als Hauptmittel zur Hebung jenes Elends auch nur die Beherrschung der Sünde anerkennen. Es kommt dabei also auf zweierlei an: erstens darauf, daß unser Volk wieder die alte Wahrheit einsehen lerne, daß die Sünde der Leute Verderben ist, und zweitens darauf, daß es wieder versuche dieses Verderben durch die Kräfte, die ihm das Christentum darbietet, zu überwinden.

Nun weiß ich sehr wohl, das klingt vielen ganz unwissenschaftlich und deshalb wollen sie davon nichts wissen. Ja, das ist eben das Schlimme, daß die Wissenschaft heute alles machen soll. Alle Achtung vor der Wissenschaft, sie zählt auch für mich zu den höchsten Gütern der Erde, aber es giebt ein Gebiet, in dem sie schweigen muß, weil sie von ihm nichts versteht, und wird sie doch in dasselbe hineingezwängt, dann richtet sie Unheil und Verderben an.

Wollte es doch noch bei Zeiten gelingen, den sozialen Darwinismus, der auf ganz falschen Voraussetzungen beruht, in die ihm gebührenden Schranken zu weisen!





Aus dem Berliner Musikleben.

Von

Dr. Herrmann Gehrmann.

Die Menge der musikalischen Darbietungen in den ersten Monaten dieser Saison ist bereits so angewachsen, daß es nicht möglich ist, auf jedes Einzelne derselben näher einzugehen. Nur die wirklich künstlerischen Leistungen berücksichtigen wir an dieser Stelle, die große Masse mittelmäßiger oder ganz unzulänglicher Musikproduktionen wird von vorn herein hier ausgeschieden. Es ist dies um so mehr nötig, als die Leistungen Unberufener sich fast täglich breiter machen im öffentlichen Musikleben und das Interesse des Publikums von den rein künstlerischen Unternehmungen mehr und mehr abzulenken drohen.

Unser vornehmstes Musikinstitut freilich, die Königliche Oper steht ganz ohne jede Konkurrenz da. Ist sie doch das überhaupt einzige Opernunternehmen Berlins. Auch in Zukunft wird sie dieses sicher bleiben, da das Kroll'sche Etablissement, das Lokal der Berliner Sommeroper in den Besitz der Königlichen Verwaltung dauernd übergegangen ist. Bereits im letzten Sommer fanden dort die Vorstellungen unter dem neuen Regime und zum Teil mit den Opernhauskräften statt. Der Gedanke an ein privates, zweites Opernunternehmen, von dem vor einigen Jahren öfter die Rede war, ist dadurch wieder in weite Ferne gerückt, wenn überhaupt nicht ganz illusorisch geworden. Denn wer möchte mit der Königl. Oper in Wettbewerb treten, die eventuell in zwei Häusern spielen kann, ganz abgesehen davon, daß sie allein das Berliner Aufführungsrecht der Meyerbeerschen, Wagnerschen, Verdischen und der übrigen anderen zugkräftigen Opern besitzt.?

Die Königl. Oper steht hinsichtlich der Konkurrenz günstiger da, als das Königl. Schauspiel, dem in den vornehmeren Privattheatern gefährliche Nebenbuhler erwachsen sind, und das deshalb auch eine größere Rührigkeit in Bezug auf Neuaufführungen an den Tag legt, als die Oper. Denn leider muß berichtet werden, daß die Königl. Oper in Bezug auf ihre Thätigkeit eine zum otium cum dignitate neigende Physiognomie angenommen hat. Neuaufführungen gehören leider zu den Seltenheiten. — In der ganzen ersten Hälfte dieses Winters sind nur zwei Ereignisse von größerem Interesse im Opernhause zu verzeichnen: die Neueinstudierung von Mozarts „Figaro" und die erste Aufführung von „Benvenuto Cellini", Oper in drei Akten von H. Berlioz.

Zunächst „Figaro". Mozarts unsterbliches Werk in einer neuen, möglichst glänzenden und künstlerisch vollendeten Inscenierung zu bieten, dazu ist man wohl durch jene wundervolle Rokokoausstattung des Werks angeregt worden, die vor zwei Jahren in München unternommen wurde und bedeutendes Aufsehen machte. Auch in Berlin gab man der bisher üblichen und aus dem Inhalt des Stückes heraus berechtigten spanischen Inscenierung den Laufpaß und wählte jene Rokokoausstattung. An neuen glänzenden Dekorationen

und Kostümen ist nichts gespart worden, um einen würdigen Rahmen für die Aufführung des Werkes zu schaffen. Viel Mühe ist sicherlich auch auf die Aufführung selbst gewendet worden; daß diese aber den gehegten Erwartungen nicht ganz entsprach, liegt im allgemeinen an unseren Sängern und im besonderen an einer nicht günstigen Besetzung einiger Rollen. Daß unsere Opersänger zum größten Teil nicht Mozart singen können, ist eine allbekannte und allgemein beklagte Thatsache. Bei dem heutzutage herrschenden Mangel an gründlicher, künstlerischer Ausbildung einer schönen Stimme geht der Sinn für die auch in Mozarts Opern geltende Kunst des italienischen bel canto immer mehr und mehr verloren.

Ja viele Gesanglehrer selbst haben von diesem Stil keine Ahnung. Von den Sängern des Opernhauses waren Frau Herzog (Susanne) und Herr Krolop (Figaro) die einzigen, welche für die Wiedergabe ihrer Rollen den richtigen Stil fanden. Besser wie auf der Bühne sah es im Orchester aus, das in angemessener Weise für die denkbar einfachste Besetzung eingerichtet war. Unter Herrn Weingartners feinsinniger Leitung zeichnete sich dieser kleine Tonkörper durch höchste Klangschönheit und Grazie aus. Sehr schade war es, daß die von Mozart komponierten und von seinen Sängern gesungenen Seccorezitationen nicht an Stelle des gesprochenen Dialogs traten, wodurch eine größere Stilreinheit des Ganzen erzeugt worden wäre. —

Entsprach die künstlerische Wirkung der Figaroaufführung somit nur zum Teil dem Aufwande an Fleiß und Geld, so kann man der ersten Aufführung des „Benvenuto Cellini" von Berlioz nur höchstes Lob spenden. Das Werk selbst verdankt seinen Erfolg bei weitem mehr der genialen Musik als der unsinnigen Handlung.

Das von de Wailly und Barbier gelieferte Libretto ist mit beispiellosem dramatischem Ungeschick verfertigt, so daß ein eigentliches Interesse am Inhalt erst kurz vor dem Schluß bei der Katastrophe der Handlung erweckt wird. Schält man den Kern der Handlung aus dem Gewirr der Scenen heraus, so ist der Inhalt kurz folgender: Cellini, der berühmte Bildhauer, entführt Teresa, die Tochter des päpstlichen Schatzmeisters Balducci; dieser und Cellinis Nebenbuhler, Fieramoska, klagen ihn des Mädchenraubes und eines im Karnevalgetümmel begangenen Mordes an beim Kardinal Silviati. Der Kardinal aber verspricht dem Künstler Verzeihung seiner Schuld und die Hand der Teresa, falls er die längst versprochene Perseusstatue baldigst vollendet. Unter aufregenden Umständen wird der Guß der Statue sofort ausgeführt, er gelingt natürlich glücklich und die Handlung nimmt dementsprechend den erhofften glücklichen Ausgang. Viel unnötige Scenen, die allerdings zur Entfaltung von Pracht und mit Rücksicht auf große musikalische Ensemblesätze geschrieben sind, wie die Trinkchöre, das Carnevalfest und die Komödie auf der Bühne, ziehen den Gang der Handlung sehr in die Länge; keine einzige Person hat Fleisch uud Blut, es sind hier schon die stereotypen Vertreter der großen fränzösischen Oper zu erkennen, deren konventionelle Form durch Meyerbeer und Scribe ihren eigentlichen Gipfel erreichen sollte. So sehen wir in Cellini den verliebten Tenor, in Teresa die noch verliebtere Primadonna, in Fieramoska den intriganten Baryton; der gefoppte Buffobaß ist hier Teresas Vater, während der Kardinal natürlich eine würdige Rolle dem seriösen Baß bietet. Trotz der veralteten und langweiligen Handlung behält aber diese Oper einen bleibenden höchsten Kunstwert und zwar einzig und allein wegen der wunderbaren Musik, die vor nun bald 60 Jahren (1838) in Paris ihre erste Aufführung erlebte und mehr wie der Text der Oper scharf abgelehnt wurde.

Heute würdigt man diese Musik besser. Diese geistsprühende Konzeption, die eigenartige und doch so ausdrucksvolle Melodik des Komponisten, die unvergleichliche, selbst von Wagner nicht erreichte Meisterschaft in der Instrumentation und das glänzende Kolorit, mit dem die einzelnen Situationen und Vorgänge musikalisch illustriert sind, muß um so mehr Bewunderung erregen, wenn man bedenkt, daß die Oper zu einer Zeit entstand, in welcher die italienische Oper alle Opernbühnen beherrschte. Daß die so verspätete erste Berliner Aufführung unter Weingartners Leitung, der mit der genialen Ausführung der Ouvertüre und dem berühmten Orchesterzwischenspiel „Carnaval Romain„ einen besonderen persönlichen Erfolg errang, eine in allen Teilen mustergiltige genannt

werden darf, liegt noch daran, daß sämtliche Rollen, wie kaum hier in einer zweiten Oper sich in den richtigen Händen befanden und daß auf die Inscenierung die liebevollste Sorgfalt verwendet worden ist. Die Oper errang einen glänzenden Erfolg, hoffentlich auch einen dauernden.

Wir wenden uns jetzt zu den Konzerten. Hier herrscht im Gegensatz zur Oper jene schon angedeutete Massenproduktion, die mit jeder neuen Saison eher noch anwächst als abnimmt und bereits einen Umfang angenommen hat, der beispiellos genannt werden muß und nur in Berlin möglich werden konnte. Denn in keiner anderen Stadt der Welt können auch nur annähernd so viele Konzerte gegeben werden wie hier, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Publikum anderswo gegenüber solchem Unwesen einfach streikt und fortbleibt aus den Sälen.

In Berlin dagegen sind die besseren Konzerte verhältnismäßig noch recht gut besucht und von einer Übersättigung des Publikums ist da nichts zu merken. Diese merkwürdige Erscheinung erklärt sich zum Teil daraus, daß ein wesentliches Kontingent des Publikums von den Ausländern gestellt wird, welche alljährlich in großen Scharen nach Berlin eilen, um dort musikalische Studien zu treiben, und ganz in dem Interesse für ihre Kunst aufgehen. Oft kommen sogar Familien aus England oder Amerika herüber, deren Mitglieder, Vater, Mutter und Kinder sämtlich hier Musik studieren und außerdem den Vorzug genießen wollen, in der billigsten Weltstadt zu leben. Aber auch aus Deutschland eilt die Jugend, welche sich dem Musikerberuf widmen will, jetzt lieber zu den großen Berliner Meistern als nach Leipzig, Wien oder München, deren Mauern nicht annähernd eine so große Anzahl berühmter Virtuosen und Künstler bergen, wie Berlin.

Schließlich ergiebt sich die größere Besucherzahl der Konzerte aus dem Zuwachs der Berliner Bevölkerung selbst, die sich seit dem letzten Kriege fast um das Dreifache vermehrt hat.

Daß bei dem großen Angebot von Konzerten sehr viel Minderwertiges mit unterläuft, ist selbstverständlich. Namentlich kommt dies bei den Solistenkonzerten vor. Eine unendlich große Menge von Solisten tritt in Berlin vor die Öffentlichkeit, nicht aus künstlerischen Gründen, sondern einfach der Reklame wegen, um Berliner Kritiken zu erhalten. Diese Schar Unberufener den Konzertsälen fern zu halten, ist nur möglich, wenn die Kritik sich über ihre Leistungen ganz ausschweigt. Sehen sie dann, daß sie ihren Zweck nicht erreichen, so wird ihnen bald die Lust vergehen, sich hier weiter zu produzieren. Eine derartige Säuberung der Konzertsäle kann natürlich nur dann erfolgreich durchgeführt werden, wenn alle Kritiker einmütig in der angegebenen Weise verfahren würden; doch ist dies noch ein frommer Wunsch. Unseren Standpunkt in dieser Angelegenheit haben wir wegen der prinzipiellen Bedeutung für die Art unserer Berichterstattung bereits zu Anfang dieser Zeilen klargelegt und demnach wird in diesen Blättern nur das künstlerisch Wertvolle berücksichtigt werden. —

Den ersten Platz im öffentlichen Berliner Konzertleben nehmen die Orchesterkonzerte der Königlichen und der Philharmonischen Kapelle ein.

Beide Institute stehen seit Jahren in einem gewissen Konkurrenzkampf; so lange Hans von Bülow die großen Philharmonischen Konzerte leitete, waren diese am meisten von der Gunst des Publikums getragen, seit dem Heimgange des großen Orchestervirtuosen und dem fast gleichzeitigen ersten Auftreten Weingartners am Dirigentenpult des Königl. Opernhauses weisen die Konzerte der Königl. Kapelle die höchste Besuchsfrequenz auf. Die ursprüngliche Zahl von 9 Konzerten in einer Saison wurde um eins vermehrt, die Aufführungen selbst mußten, um dem Andrang des Publikums zu genügen aus dem Konzertsaal des Königl. Opernhauses in den größeren Theaterraum verlegt werden, dessen Plätze für sämtliche Konzerte bereits vor Beginn derselben alljährlich abonniert sind.

Auch die öffentlichen Hauptproben, eine vom Leipziger Gewandhaus herüber genommene und zuerst bei den großen Philharmonischen Konzerten in Berlin eingeführte Einrichtung, sind ebenfalls stets ausverkauft.

Der segensreichste Erfolg ist aber der, daß infolge der ungewöhnlich glänzenden Einnahmen, welche die Königl. Kapelle unter ihrem neuen Leiter erzielte, die Pensionsgehälter der Witwen und Waisen von früheren Kapellmitgliedern — zu deren Besten der Ertrag dieser Konzerte bestimmt ist — wesentlich erhöht werden konnten.

All diese neu errungenen Vorteile verdankt die Königliche Kapelle Felix Weingartner.

Doch nicht allein die fascinierende Art des Dirigenten ist der Grund für den großen Besuch dieser Konzerte, sondern auch die veränderte Richtung des Programms. Wurden früher fast ausschließlich Klassiker und Romantiker aufgeführt, so ist jetzt mit diesem Prinzip gebrochen, und auch moderne Musik findet eine größere Berücksichtigung. So sind neben Werken von Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Mendelssohn und Weber und deren Nachahmern auch Sinfonien von Berlioz, Brahms und Liszt in diesen Konzerten vertreten.

Fast jeder Sinfonieabend bringt aber auch eine Neuheit. So kam in den ersten von den 3 bisher gegebenen Konzerten eine sinfonische Suite „Scheherazade“ von Rimsky-Korsakoff neu zur Aufführung. Dieses glänzend instrumentierte Werk ist mit Ausnahme des dritten Satzes, der in der Form am besten gelungen ist, mehr eine in freien Formen sich bewegende Rhapsodie. Die geschickte Verarbeitung einer Reihe kleiner Motive, die im großen und ganzen einen besonderen Anspruch auf ursprüngliche Gestaltungskraft nicht erheben können, bildet den Inhalt der übrigen Sätze.

Auch die Neuheit des zweiten Abends bewies die Thatsache, daß unsere zeitgenössischen Komponisten die Instrumentationskunst mit höchster Vollendung handhaben, aber in Bezug auf ursprüngliche, musikalische Erfindungskraft nicht im gleichen Maße sich auszeichnen. Am zweiten Abend kam eine „Orchesterfantasie, „Sennmorgen“ des durch seine Oper „Ingwelle“ bekannt gewordenen jungen Komponisten Max Schilling zur ersten Aufführung. Ein chaotisches Durcheinander von Motiven, die nicht im künstlerischen Gegensatze stehen, sich beständig gegenseitig stoßen und verdrängen, der völlige Mangel einer organischen Entwicklung des Ganzen und einer formalen, Licht und Schatten mit künstlerischem Ebenmaße verteilenden plastischen Gestaltung konnte trotz der ganz raffinierten Instrumentation das Stück nicht retten. Wie wundervoll wirkte nach diesem Getose Bizet's reizend graziöse, hier zum erstenmale gespielte Suite „l'Arlésienne“, deren zweiter Satz wiederholt werden mußte. Eine bessere Aufnahme als Schillings „Sennmorgen“ fand am dritten Abend die Lustspiel-Ouverture von E. N. von Reznicek. Ihre Faktur erinnert an desselben Komponisten Ouverture zur Oper „Donna Diana“. Hier deckt sich Reichtum der Ideen mit technischer Beherrschung der Form und meisterhafter Instrumentationskunst. Die Eigenart der Reznicekschen Musik hat viel mit jener Smetanas gemein, doch sind auch die modernen Erungenschaften der Wagner-Lisztschen Schule in ihr ebenfalls unverkennbar. Somit dürfte Reznicek, da auch seine Themen sich durch eine ungesuchte Natürlichkeit und individuelle ursprüngliche Erfindungskraft auszeichnen, unter den jüngsten Komponisten einen hervorragenden Platz beanspruchen. —

Die großen Konzerte der Philharmonischen Kapelle haben seit vorigen Winter wieder einen ständigen Dirigenten erhalten, mit welchem das mehrjährige Interregnum in der Leitung dieser Konzerte ein Ende gefunden hat.

Nach Bülow's Tode vermochten die berühmtesten lebenden Dirigenten nicht, die Konzerte auf ihrer Höhe zu erhalten. Denn Weingartner gegenüber konnten weder Hans Richter, F. Mottl, Levy, noch Schuch oder R. Strauß eine besondere Anziehungskraft auf das Publikum ausüben. Erst als Arthur Nickisch, der neue Leipziger Gewandhaus-Kapellmeister, in der vorigen Saison die Leitung dieser Konzerte dauernd übernahm, hoben sich die Leistungen der Kapelle wieder zu hervorragend künstlerischer Bedeutung. Nickisch brachte es auch fertig, das Interesse des Publikums diesen Konzerten wieder zurückzugewinnen.

Wenn nun auch die Teilnahme für die Nickisch-Konzerte noch nicht so groß ist wie bei den Weingartner-Konzerten, so zweifeln wir nicht, daß die ersteren bei der bisherigen künstlerischen Führung ein immer größeres Stammpublikum wieder heranziehen werden,

und jene für das Philharmonische Orchester auch so gewinnbringende Zeit der Bülow-Konzerte wiederkehren wird.

Es ist dies um so mehr zu wünschen, als die Philharmonische Kapelle ein ohne jede Subvention dastehendes Privatinstitut ist, das von den Erträgnissen seiner Konzerte allein existieren muß.

Auch in der Philharmonie sind es 10 Abonnementsabende mit öffentlichen Hauptproben. Während aber bei der Königlichen Kapelle das Programm gewöhnlich ganz allein von dieser bestritten wird, treten in den Philharmonischen Konzerten auch regelmäßig Solisten auf, welche ein Instrumentalkonzert oder mehrere Gesangsnummern mit Orchesterbegleitung vortragen und damit in das sonst nur aus großen Orchesterwerken bestehende Programm eine erwünschte Abwechslung bringen.

Auch hier kommen Sinfonien, Ouverturen ꝛc. von Komponisten aller Richtungen zur mustergültigen Aufführung. Bisher fanden 4 Konzerte statt. Als Neuheit brachte der erste Abend zwei Instrumentalstücke aus der Musik zu dem dramatischen Märchen „die Königskinder" von Humperdinck, dem berühmten Komponisten von „Hänsel und Gretel." Das erste dieser Stücke ist ein etwas langer, melancholischer Gesang für Orchester in Wagners Tristanstil, das zweite Stück dagegen ist heiterer, lustiger Art und erinnert an die fröhlichen Weisen in „Hänsel und Gretel", es steht auch hinsichtlich der thematischen Erfindung höher als das erstere, mit dem es die musterhafte kontrapunktische Arbeit und prächtige Instrumention gemein hat. Der zweite Abend bot zum Gedächtnis des Wiener Komponisten Anton Bruckner (geboren 1824, gestorben 11. Oktober 1896) ein Adagio aus der E-dur-Sinfonie dieses Meisters. Bruckners künstlerisches Schaffen leidet vor allem an Formlosigkeit und Länge, er hat stets interessante, oft sogar geniale Einfälle, aber ein einheitliches Verarbeiten, ein organisches Entwickeln des Ganzen bleibt ihm fremd und neben wundervollen Einzelheiten erscheinen oft schroff auftretende, geschmacklose Wendungen, die den guten Eindruck jener wertvollen Stellen wesentlich beeinträchtigen.

Wir haben es in Bruckner mit einem originellen, erfindungsreichen Künstler zu thun, der aber nicht zu jener Klarheit und plastischen Gestaltungskraft der größten Meister sich durchzuringen vermochte, wie etwa Brahms. Auch das aufgeführte „Adagio", das überhaupt beste Stück aus der reichen Kompositionsthätigkeit Bruckners, trägt neben den geschilderten Vorzügen auch die Mängel seiner Schreibweise an sich und wirkt außerdem durch die große Länge ermüdend auf den Hörer.

Die zweite Neuheit des Abends, ein Klavierkonzert von O. Novaceck, von Busoni glänzend gespielt, muß wegen Mangel an jedem künstlerischen Schaffen und wegen völliger Unreife des Komponisten entschieden zurückgewiesen werden.

Viel erfreulicher waren die Novitäten des dritten Abends.

Die erste, ein Satz „Was mir die Blumen auf der Wiese erzählen", stammt aus der dritten Sinfonie von dem Hamburger Kapellmeister Gustav Mahler. Die Sinfonie selbst führt den Gesamttitel: „Ein Sommernachtstraum" und besteht aus einer Einleitung und sechs Sätzen, sie weicht also wesentlich von der bisher üblichen Form von 4 Sätzen ab und ist durch Überschriften, die jedem Satze beigegeben sind, zu einer Art Programmmusik geworden. Der im Konzerte aufgeführte Satz entspricht dem, was in der Überschrift gesagt ist, vollkommen, es ist ein freundliches Menuett, das sich durch Gedankenreichtum zwar auszeichnet, aber nicht gerade originell in seinen Themen erfunden ist und auch hinsichtlich der polyphonen Arbeit und Instrumentation mehr interessant, als schön zu nennen ist.

Sehr beifällig aufgenommen wurde ein Scherzo capricioso für Orchester von Dvorák, das an diesem Abend zum erstenmale gespielt wurde und ein nach Inhalt und Form gleich prächtiges Werk ist. Mit großer Spannung jedoch wurde die sinfonische Dichtung „Also sprach Zarathustra" von Richard Strauß erwartet, die im vierten Philharmonischen Konzert zur ersten Aufführung in Berlin kam. Diese Arbeit von Strauß ist durch das gleichnamige Werk von Fr. Nietzsche angeregt worden, welches mehr

dichterischer, als philosophischer Natur ist. In diesem Werk stellt Nietzsche sein Ideal von menschlicher Geistesgröße dar, den „Übermenschen jenseits von Gut und Böse", also außerhalb der bisher geltenden moralischen Gebote, wo der eigene Wille als höchstes Gesetz gilt. Diese jenseitige Welt ist in Zarathustra selbst personificiert; gleichsam von Bergeshöhen sieht er auf die Sklaven der konventionellen Herkömmlichkeit, die Menschen herab, nur von den Freuden des irdischen Lebens und der Wissenschaft erwartet er alles Heil und dieses Heil, „Lebensfülle", soll den im Althergebrachten schmachtenden Menschen zu teil werden.

Strauß hat nun seine Tondichtung frei nach Nietzsche entworfen, und nur die für eine musikalische Gestaltung geeigneten Momente aus Nietzsches Dichtung herausgegriffen. Seine Musik schildert im Grunde genommen nur starke seelische Eindrücke, die Strauß bei der Lektüre von Nietzsches Werk empfangen hat. Die Sehnsucht und das Ringen nach einem höchsten Ideale ist der Grundzug dieser Musik, die dadurch einen faustischen Charakter erhält. Den einzelnen Abschnitten und Motiven seines Werks hat Strauß Überschriften, die aus Nietzsches Werk entlehnt sind, zur näheren Orientierung beigegeben.

Sie schildern demnach erstens die „Hinterweltler", die Menschen, deren Schein auf eine transzendentale Welt gerichtet ist, zweitens „die große Sehnsucht", der Mensch sucht eine Erkenntnis der Dinge durch die Religion, Magnificat und Credomotiv klingen in diesen Abschnitt hinein.

Da der Mensch auch in der Religion die Erkenntnis nicht findet, wendet er sich zu den „Freuden und Leiden" (3. Abschnitt). Aber auch hier findet er keinen Frieden; es folgt das „Grablied", womit er all sein bisheriges Dichten und Trachten zur Ruhe singt. Die weiteren Abschnitte handeln von der „Wissenschaft" und von der „Genesung", die den Geist der Schwere durch das „Lachen" tötet und im Tanze, „Tanzlied" dem Genesenden höchste Lustempfindung gewährt.

Mit dem „Nachtwandlerlied", dem letzten Abschnitt, schließt das Ganze."

Es ist Programmmusik im höchsten Sinne des Wortes. Soweit es möglich ist, die angedeuteten Situationen allein musikalisch, ohne weitere Hülfsmittel auszudrücken, wollen wir der Straußschen Musik zugeben, daß es ihr zum Teil gelungen ist. Reichtum der Fantasie und ein gewaltiges technisches Vermögen tritt uns hier entgegen. Der Farbenreichtum des Orchesters ist von wahrhaft blendender Fülle.

Trotzdem glauben wir, daß eine derartige Aufgabe wie die oben kurz angedeutete Gedankenfolge darstellt, aus dem Rahmen des Rein-Musikalischen allzusehr herausfällt und immer einen problematischen Charakter behalten wird. Ohne Programmbuch, welches den Gedankengang des Werks und die Motive genau angiebt, würde der Hörer nur ein wirres Gemisch von Motiven, deren innerer Zusammenhang für das Ohr allein nicht erkenntlich wäre, vernommen haben, er würde nicht auf den Gedanken gekommen sein, daß er hier ein tiefernstes, gedankenschweres Werk vor sich hat. Die Zukunft wird lehren, ob die von Strauß bis zur äußersten Konsequenz weiter entwickelte Lisztsche „sinfonische Dichtung" oder die von Brahms fortgeführte Beethovensche „Sinfonie" das Bleibende und Wahre sein wird für die absolute Instrumentalmusik.

Die schwierige Ausführung, zu der das Philharmonische Orchester wesentlich verstärkt und auch die Orgel hinzugezogen werden mußte, war des höchsten Lobes würdig und fand auch warmen Beifall. —

Als Solisten wirkten in diesen Konzerten bisher Alex. Petschnikoff, der im vorigen Jahre so rasch berühmt gewordene Violinist, der Pianist Busoni, Frau Marcella Sembrich und Frau Sophie Menter, die in den letzten Jahren hier nicht aufgetretene vorzügliche Pianistin, mit. Im Anschluß an diese Orchesterkonzerte sei auch gleich das erste der vereinigten Wagner-Vereine von Berlin und Berlin-Potsdam erwähnt, welches unter der Leitung von Richard Strauß Anfang November in der Philharmonie stattfand.

Auch hier erschienen Kompositionen von R. Strauß: zwei Gesänge für Sopran und Orchester, die „Apollopriesterinnen" Gedicht von E. von Bodmann und „Verführung",

Gedicht von Mackay. Wiederum zeigt sich hier der Komponist als ausgezeichneter Instrumentator, der die Orchesterklänge musterhaft zu mischen versteht, die Gesangsstimme ist aber spröde behandelt, und ohne die ausgezeichnete Ausführung durch Frau Rosa Sucher wären diese Kompositionen wirkungslos vorübergegangen. Dagegen errang Strauß mit der Wiedergabe seines Orchesterfantasiestücks „Till Eulenspiegels lustige Streiche" einen durchschlagenden Erfolg als Komponist und Dirigent. Liszts „Mazeppa", Wagners „Faustouverture" und Tristanfragmente (Liebestod von Frau Sucher einzig schön gesungen) waren die übrigen Hauptnummern des interessanten Abends.

Von den großen Chorvereinen nimmt das ehrwürdige Institut der „Singakademie" noch immer den ersten Platz ein. Hier werden unter Leitung von Prof. Blumner die Meisterwerke älterer und neuerer geistlicher Musik im reinen Stil aufgeführt. Der Schwerpunkt ihrer Leistungen liegt jedoch in der mustergültigen Wiedergabe von Bachschen und Händelschen Werken und infolgedessen wird nur selten einmal ein romantisches oder gar ein neues Oratorium aufgeführt. Das soll aber durchaus kein Vorwurf sein, im Gegenteil es ist anzuerkennen, daß die Singakademie ihre hohe Mission darin sieht, die Meisterwerke kirchlicher Tonkunst in unverfälschter Stilreinheit unserer Zeit lebendig zu erhalten.

Die beiden vorzüglichen Aufführungen im Oktober und November boten H-moll-Messe und Cantaten von J. S. Bach, sowie das deutsche Requiem von Joh. Brahms. Wie sehr die Wiedergabe in streng kirchlichem Stil für diese Werke nötig ist, war durch den Vergleich der Aufführung des deutschen Requiem in der Singakademie mit jener im Opernhause deutlich zu erkennen.

Der Königliche Opernchor, der zu seinen Gunsten dieses Werk unter Weingartners Leitung wenige Tage früher als die Singakademie brachte, erwies sich ungeübt und numerisch zu schwach für solche Aufgaben. Theaterwirkungen kann diese abgeklärte, zur religiösen Betrachtung komponierte Musik nicht vertragen.

Ein anderer Hort für die Wiedergabe streng kirchlicher Musik ist der Königl. Domchor, der in der Marienkirche unter Leitung von Prof. Alb. Becker ein Konzert gab. Das Programm bestand aus kleineren kirchlichen Werken alter und neuer Zeit und fand wie dies ja bei dem berühmten Institut selbstverständlich ist, eine vollendete Aufführung. Von sonstigen großen Choraufführungen ist, abgesehen von der des „Elias" durch den Sternschen Gesangverein, namentlich noch das Konzert des Philharmonischen Chors von Siegfried Ochs zu erwähnen.

Dieser rührige Dirigent hat es verstanden, seinen jungen Chor in wenigen Jahren zu einer den höchsten Ansprüchen genügenden Leistungsfähigkeit heranzubilden. Besonders verdient seine Rücksichtnahme auf die neuere Litteratur in kirchlicher Tonkunst uneingeschränkte Anerkennung. Die Programme enthalten neben bewährten alten Meistern auch die Namen moderner, oft noch unbekannter Kirchenkomponisten. So bleibt es ein unvergessenes Verdienst von S. Ochs, das Oratorium „Franciskus" von Edgar Tinel, ein Meisterwerk ersten Ranges, in die Öffentlichkeit eingeführt zu haben, ferner erinnere ich mich vom vorigen Jahre einer ausgezeichneten Aufführung der H-moll-Messe von J. S. Bach und des „Requiem" von Berlioz.

In dem ersten diesjährigen Konzerte wurde zum ersten Male in Berlin „Jephta", Oratorium von Giacomo Carissimi, eingeführt. Carissimi, Kapellmeister an der Apollinariskirche in Rom, lebte von 1603—1674; als Komponist muß er den bedeutendsten Meistern des 17. Jahrhunderts zugezählt werden. Nicht nur stellte er die Formen der Arie und der Cantate fest, sondern er ist in erster Linie der Schöpfer des Oratoriums geworden, das im Laufe der Zeiten eine der wichtigsten Kunstgattungen werden sollte. „Jephta" ist für drei Soli, Chor und Orgelbegleitung, also ohne Orchester geschrieben. Trotz aller Einfachheit macht diese alte Musik auch auf das heutige Publikum durch die lebendige, oft dramatische Kraft einen tiefen Eindruck, die Solosätze ergreifen durch die Reinheit der Empfindung, namentlich die Recitative und Chöre weisen schon auf Händel hin, als dessen Vorläufer Carissimi bezeichnet werden muß. Daß auch viel Veraltetes vorkommt, das nur ein historisches Interesse beanspruchen kann, ist bei einem so früh entstandenen

Werk selbstverständlich, doch überwiegen die Schönheiten und der musikalische Gedankenreichtum bei weitem. Der sehr guten Aufführung lag eine von Chrysander und Faißt besorgte Bearbeitung zu Grunde. In demselben Konzerte sang Herr Sistermans vier ganz neue Lieder von Brahms, von denen die drei ersten zu biblischen Worten komponiert sind und von Tod und Trauer handeln.

Sie sind von höchster Meisterschaft und Kunstwert, besonders das da capo gesungene dritte Lied, dessen Text aus Jesus Sirach Kap. 41 stammt „O Tod, wie bitter bist du.“ Außer diesen Neuheiten bot das Konzert noch die „Flucht nach Ägypten“ von Berlioz, die durch ihre, dem eigentlichen Berlioz sonst fremde, schlichte Einfachheit und Lieblichkeit so sympathische Legende für Tenorsolo, Chor und kleines Orchester und ferner das monumental angelegte „Tedeum“ für Solo-Quartett, Chor, Orchester und Orgel von A. Bruckner.

Von kleineren Chorvereinigungen, die vom ernstesten künstlerischen Streben beseelt sind und folglich stets schöne Erfolge in der Öffentlichkeit erzielen, müssen der a capella Chor des Königl. Musikdirektors Putsch und der Kotzolt'sche Gesangverein unter Leitung von Leo Zellner genannt werden.

Beide gemischte Chöre nehmen sich nicht nur der neueren, sondern auch der älteren, absoluten Vokalmusik mit liebevollster Sorgfalt an, und zwar berücksichtigen sie die Liederschätze, sowohl als auch die kleineren geistlichen Gesänge, Motetten und Cantaten der hervorragendsten Meister vom 16. bis 19. Jahrhundert. Bei der heute herrschenden Dürftigkeit der musikalischen schöpferischen Produktion ist es freudig zu begrüßen, wenn einsichtsvolle Chordirigenten mehr und mehr uns den ungeahnten Reichtum in den Werken älterer Meister erschließen. So wurde zum überhaupt erstenmale von dem Putschschen Chore in seinem geistlichen Konzert eine wundervolle Motette von Hans Leo Haßler aufgeführt, dem größten deutschen Komponisten um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, dem Vorläufer von Heinrich Schütz und J. S. Bach.

Im Konzert des Kotzoltschen Vereins fand ein prächtiges neues Chorlied „An den Frühling“ von Martin Grabert große Anerkennung. Von den Männerchören boten die Berliner Liedertafel und der Erksche Männergesangverein je ein gut verlaufenes Konzert.

Unter den von Solisten veranstalteten Konzerten nehmen die Kammermusiksoiréen erfreulicherweise einen noch größeren Raum ein, als es vor einigen Jahren der Fall war. In bekannter höchster Vollendung bot das Joachimquartett seiner großen andächtig lauschenden Gemeinde an 3 Abenden klassische und romantische Werke.

Weiter ist das Quartett der Herren Halir, Markees, Müller und Dechert zu nennen, das in der Regel auch Werke von modernen Meistern berücksichtigt. Die Führung dieses Quartetts liegt aber in diesem Winter in den Händen des Professors Kruse, da Herr Prof. Halir zur Zeit in Amerika konzertiert. In dem ersten der bisher stattgehabten Konzerte führte dieses Quartett nur Werke von Beethoven auf unter Mitwirkung Felix Weingartner's (Klavier) und anderer Kräfte. Ein drittes Streichquartett hat erst im vorigen Jahre Prof. Gustav Hollaender gegründet, das zwar im Zusammenspiel mit der Zeit noch einheitlicher werden wird, aber immerhin schon künstlerisch hervorragende Leistungen bietet.

In dem ersten Konzert dieses Winters erschien als Neuheit und unter Mitwirkung des Komponisten ein Klavierquartett op. 37 von Xaver Scharwenka, ein inhaltlich und formell wohlgelungenes frisches und prächtig klingendes Werk, das auch vorzüglich wiedergegeben wurde.

Erfreuliche Vorträge bot auch das Quartett der Herren Moser, Schäffer, Wiggers und Treichler, ferner das Abonnementskonzert der Herren Zajic (Violine) und Grünfeld (Cello), die neben ernster Musik auch dem Unterhaltungsbedürfnis des eleganten Tiergartenpublikums Rechnung tragen, sowie die Triovereinigung der Frau Exner und der Herren Exner und Espenhahn.

Einen ganz besonderen Platz nehmen die in der Philharmonie stattfindenden Konzertabende der Herren Prof. Barth, Prof. Wirth und Prof. Hausmann ein. Diese zeichnen sich dadurch aus, daß hier für billiges Geld weiten Kreisen Gelegen-

heit geboten wird, Werke der Klassiker und Romantiker in vollendeter Ausführung zu hören. In der Regel bieten sie Kammermusikwerke, Trios, Sonaten und dergleichen; in ihrem letzten Konzert aber, dem 3. in dieser Saison, bot jeder der Herren ein Konzert mit Orchesterbegleitung (Philharmonische Kapelle), und für diese Neuerung ernteten die Künstler den begeisterten Beifall ihrer zahlreichen Verehrer.

Neben dieser Fülle guter einheimischer Kammermusikveranstaltungen haben die gleichen Unternehmungen fremder gastierender Künstler einen schweren Stand. Trotzdem errangen sowohl eine böhmische, wie eine italienische Künstlergenossenschaft hier einen durchschlagenden Erfolg. Das schon im vorigen Jahr hier aufgetretene Böhmische Streichquartett der Herren Hoffmann, Suck, Nebdal und Wihan wurde von neuem enthusiastisch empfangen. In Bezug auf absolute Reinheit, Feuer im Vortrag und Schärfe des Rhythmus leisten diese Herren das denkbar vollendetste. In den 2 Soiréen brachten sie außer Quartetten von Haydn, Beethoven, Mozart und Schumann auch je ein neues Werk zur Aufführung. Das erste, ein Quartett in G-dur op. 95 von Dvořák, darf mit zu dem Besten gerechnet werden, was die moderne Litteratur auf diesem Gebiete aufzuweisen hat. Die vier Sätze, unter denen das „Adagio" von unbeschreiblicher Schönheit und einer an Schubert gemahnenden Melodik erfüllt ist, zeichnen sich durch Bedeutsamkeit der Themen, meisterhafte Verarbeitung derselben und hohen Klangreiz aus. Das zweite neue Quartett rührt von dem mitwirkenden Herrn Suck her. Nimmt es auch noch nicht einen so hohen Rang wie die Dvořáksche Arbeit ein, so muß es doch immerhin als ein wirkungsvolles Werk von großer Ursprünglichkeit und Frische bezeichnet werden, dessen Vorzüge durch die unübertreffliche Wiedergabe in das glänzendste Licht gesetzt wurden.

Nicht so Hervorragendes, aber doch immerhin noch genug des Guten bot das italienische Quartett der Herren Gulli (Klavier), Fattorini (1. Violine), Zampetti (2. Violine), Marengo (Bratsche) und Bedetti (Cello), welche einmal in der Königlichen Hochschule konzertierten, ein Quartett von Mozart und je ein Quintett von Brahms und Sinding vorführten. Den Herren ist ein technisch sauberes, wenn auch etwas leidenschafts- und farbloses Zusammenspiel nachzurühmen; besonders ihr ernstes, auf ein rein künstlerisches Ziel gerichtetes Streben, das der sonst so leichtblütigen italienischen Auffassung fremd ist, berührte uns sympathisch. —

In Betreff der Solistenkonzerte können wir uns ganz kurz fassen. Trotz der fabelhaften Massenproduktion auf diesem Gebiet ist die Ausbeute von Leistungen wirklich künstlerischer Reife äußerst gering. Namentlich bei den Sängern sieht es trostlos aus. Das bedeutsamste Ereignis war der Loewe-Abend von Eugen Gura, dem Berufensten unter den Berufenen. Dreizehn Balladen, zum Teil ganz unbekannte, wie die unter dem Titel „Karl V." zusammengefaßten 5 Stücke, wie ferner „Die Dorfkirche", „Die nächtliche Heerschau" und „Der späte Gast" trug dieser größte lebende Vortragsmeister mit ausdauernder frischer Stimme vor. Auch die 3 populären Liederabende von Frau Lilli Lehmann boten höchste Genüsse in Bezug auf die Wiedergabe Beethovenscher, Franzscher und Schubertscher Lieder. Nicht zu billigen ist es aber, wenn eine solche Meisterin sich der ganz unbedeutenden Sächelchen junger Komponisten, wie Lechner und Hans Hermann annimmt, denen dadurch eine ganz unverdiente Ehre zu teil wird. Sollen neuere Komponisten zur Sprache kommen, so dürfte doch bei der Menge derselben leicht eine künstlerisch bessere Auswahl getroffen werden können.

Von jüngeren Sängern ist der Sohn Eugen Guras, Hermann zu erwähnen, der mit prächtigem, namentlich in der Höhe ausgiebigen, in der Schule des väterlichen Meisters gebildeten Baryton die berühmtesten Vortragsnummern seines Vaters sang und sich als ein so intelligenter Künstler erwies, daß man auf seine Zukunft die größten Hoffnungen setzen darf.

Ebenfalls große Intelligenz, aber Mangel an stimmlicher Kraft und Glanz besitzt der Tenorist Dr. Ludwig Wüllner. Nach der Seite des rein musikalischen, geistvollen, warm empfundenen Vortrags hin bietet dieser Künstler Genüsse höchster Art; seinem Naturell gelingen namentlich Gesänge, die im großen Stil vorgetragen werden müssen, besser als kleinere Sachen. So erinnere ich mich einer wundervollen Wiedergabe

von Schuberts „Prometheus“, von „Schöne Wiege meiner Leiden“ und „Was machte dich so krank“ von Schumann, deren tiefer Wirkung sich niemand entziehen konnte. Noch ein Tenorist mit einer zarten Stimme stellte sich in der Person des Herrn v. Dulong vor, seine technisch vollendeten und von großer Intelligenz zeugenden Vorträge verdienen allgemeine Beachtung. Von jüngeren singenden Damen sind die Mezzosopranistin Frl. Clara von Senfft und die norwegische Sopranistin Frl. Lalla Wiborg zu erwähnen, die beide durch vorzügliche Schule und tief empfundenen zu Herzen sprechenden Vortrag vollendete Leistungen boten.

Unter den Geigern sind neben den beiden Größen Burmester und Petschniekoff, deren unvergleichliche Kunst schon im vorigen Jahre erprobt ist, zwei junge Künstlerinnen ersten Ranges erschienen, Frl. Leon Jackson und Frl. Sophie Jaffé.

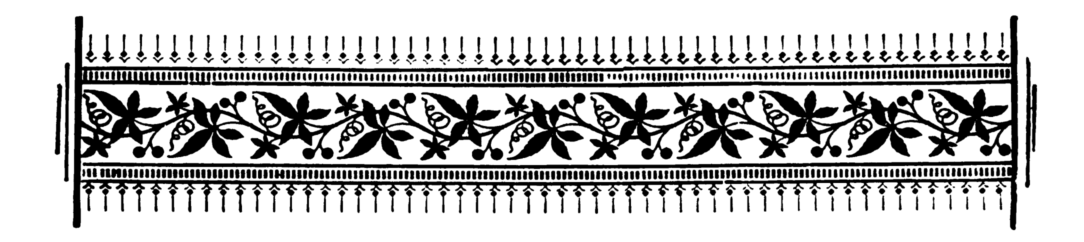
Die erstere zeigt in ihren Vorträgen neben großer Technik und tiefem seelischen Ausdrucksvermögen eine Schärfe des Geistes und der Auffassung, wie sie bei einem jungen Mädchen zu den allergrößten Seltenheiten gehört. Frl. Jaffé verfügt vielleicht über eine noch glänzendere Technik wie ihre Collegin und imponiert durch musikalisch-gewissenhaften, dabei aber zugleich temperamentvollen, von höchster Beseelung getragenen, hinreißenden Vortrag.

Weit über das Mittelmaß hinaus erheben sich auch die Leistungen der Violinvirtuosen Felix Berber und Karl Flesch, der bedeutender als Berber ist. Neben den bekannten Meistern des Klavierspiels Prof. H. Barth, Arthur Friedheim und Sliwinski — sind diesen Winter zum erstenmale auf dem Berliner Konzertpodium zwei neue Koryphäen erschienen. Die erste Frl. Ella Pancera besitzt eine virtuose perlende Technik, die sie jedoch nur als Mittel zum Zweck gebraucht, jeder Stilart wird diese Künstlerin gerecht und trotz der oft kraftvollen Energie des Anschlags behält dieser stets seine wohlklingende gesättigte Fülle. Speziell die Wiedergabe von drei Klavierkonzerten von Grieg, Chopin und Liszt war in jeder Hinsicht meisterhaft. Die bisher größte Erscheinung unter den neuen Virtuosen habe ich mir bis zuletzt aufgespart. Es ist dies der junge russische Pianist Ossip Gabrilowitsch.

An vier Abenden vermochte er die musikalischen Gemüter in athemloser Spannung zu erhalten. Eine ganz fabelhafte Technik, ein Anschlag, der jeder beabsichtigten Klangfarbe gerecht wird, ohne bei Kraftentfaltung je in Härte zu verfallen, und ein Vortrag, der den jeweiligen Stimmungsgehalt der Kompositionen zum treffendsten Ausdruck bringt, das sind die hervorragendsten Eigenschaften seines Spiels. Die ganze Art desselben gemahnt hinsichtlich des Temperaments und der urwüchsigen Kraft der Charakteristik an Rubinstein. Gelänge es ihm noch etwas seelenvoller seine Vorträge zu gestalten, so würde er selbst die höchsten Ansprüche befriedigen. Doch darf man bei der Jugend des Künstlers auf eine weitere Entwicklung seines Gemütslebens und damit auf ein stärkeres Hervorkehren der zum Herzen sprechenden Seiten in seinem Spiel hoffen.

Berlin, 9. Dezember 1896.





Von Galvani bis Röntgen.

Ein physikalisches Repetitorium.

Von

G. Schröder, Generalmajor z. D.

(Schluß.)

38.

Es muß nun abgewartet werden, ob und wie viel das Auftreten des Düsseldorfer Magnetopathen zu einer Wiederaufnahme des Verfahrens, also zu einer Auferweckung der Odlehre beiträgt, deren „letzte Tage" zugleich mit denen „ihres Urhebers" für im Jahre 1869 gekommen zuerst von Professor Fechner erklärt worden sind, welchem Urteil bis jetzt die „exakte" Wissenschaft zugestimmt hat.

Professor Slaby wird es zunächst zu vertreten haben, daß er besondere Handstrahlen als Bilderzeuger, also als Konkurrenten, oder doch als Parallele zu den Röntgen-Strahlen anerkannt hat. Letztere passieren bei Gelehrten und Laien unbeanstandet als Bethätigung oder Arbeitsleistung der elektrischen Energie — sind jene dasselbe? Oder giebt es eine „odische Energie?" Hat man schon den Versuch gemacht, den Reichenbach zu hunderten von Malen mit Erfolg gemacht haben will, einen Sensitiven ausfindig zu machen, und ihn so lange im Dunkel-Arrest zu halten, bis er die Fingerspitzen seiner rechten Hand eine „zarte Lohe", einen „duftigen Hauch" von blauem Scheine ausströmen sieht? Hätte man erst ein solches Versuchs-Subjekt, dann würde man eine Crookes'sche Röhre mit ihm einsperren. Der Ruhmkorff müßte draußen bleiben, denn der „Unterbrecher" sprüht Funken! Die zu den Elektroden führenden Drähte müßten vollkommen lichtdicht gelidert eingeführt und die Röhre selbst müßte sorgfältig eingekapselt sein, denn das Kathodenlicht, das jeder gemeine Sterbliche sieht, würde den Versuchs-Sensitiven wahrscheinlich odblind machen. Selbst der Ruhmkorff und die den primären Strom liefernde Batterie müßten nicht nur draußen bleiben, sondern auch in möglichst wenig hellem Tageslichte, denn würden die Leitungsdrähte von starkem Sonnenlichte getroffen, so würden sie im Dunkelzimmer odisch leuchten und den Sensitiven wahrscheinlich alterieren (aus Reichenbachs Erfahrungen zu schließen); kurz — nichts dürfte für das sensitive Versuchs-Subjekt zugänglich sein als die Röntgen-Strahlen. Würde er nun etwa diese sehen? Das dünkt mich doch eine interessante Frage; wert eines Versuches, der sie beantworten müßte, und den anzustellen nicht schwierig sein könnte — vorausgesetzt, daß nicht etwa die Sensitiven mit Reichenbach zugleich das Zeitliche gesegnet haben. Aber Ludwig Tormin in Düsseldorf hat ja bewiesen, daß es deren noch giebt. Und was Galilei gesagt haben soll, als er aus Furcht vor der Folter seine Überzeugung abgeschworen hatte, daß die Erde um die Sonne sich bewege, das sagt Ludwig Tormin von der Od-Lehre: E pur si muove!

Ludwig Tormin sagt das nicht allein; er ist nicht der Erste und bei Weitem nicht der Einzige, in dem Röntgen's Entdeckung die Erinnerung an Reichenbach ge-

weckt hat. Am prägnantesten hat Dr. Heinrich Kraft in Straßburg dem vermuteten Zusammenhange Ausdruck gegeben, indem er vorgeschlagen hat, die von Röntgen bescheidentlich mit X bezeichnete neuentdeckte Energie „Reichenbach's Odstrahlen“ zu taufen! Recht wirksam kontrastiert mit diesem Huldigungsakte das Urteil von Dubois-Reymond, der die Odlehre eine der traurigsten Verirrungen nennt, der seit lange ein menschliches Gehirn anheimgefallen sei — „Fabeln, die verdienen ins Feuer geworfen zu werden.“ Ja wohl — sagt Tormin — ganz wie Anno 1600 dem Giordano Bruno geschehen!

Ich habe oben (S. 49) gelegentlich der Erwähnung desjenigen odographischen Experimentes Reichenbachs, bei dem er eine gewöhnliche Sammellinse (Brennglas) angewendet hatte, bemerkt, die Sammelbarkeit, also die Strahlenbrechung, auf der das Sammeln beruht, widerspräche der Identität des Reichenbachschen Odlichtes mit den Röntgen-Strahlen. Aus dieser Nichtidentät brauchte jedoch nicht notwendig zu folgen — einmal nicht, daß das Odlicht also nicht auf elektrischer Energie beruhen könne; andererseits aber auch nicht, daß das Durchdringungsvermögen der Röntgen-Strahlen nur auf deren elektrischer Herkunft beruhe. Es sind ja auch in der That Versuche gemacht worden und gelungen, dies Röntgensche Photographieren durch lichtundurchläſsige Stoffe hindurch mit Licht anderer Abstammung, als der von der galvanischen Batterie und dem Funken-Induktor zu erzielen: Le Bon in Paris hat eine lichtempfindliche Platte zwischen ein Eisenblech vorn und eine Bleiplatte hinten gelegt und die letztere, entsprechend größere, so um die Glasfläche herumgebogen, daß das Blei das Eisen deckte. Nach dreistündiger Belichtung mit Sonnen- oder Lampenlicht hat der Experimentator Bilder erhalten! Seiner Meinung nach haben Blei und Eisen einen galvanischen, speciell thermo-elektrischen Strom erzeugt, der die chemische Lichtwirkung bis zur Sichtbarkeit gesteigert hat.

H. Schmidt hat eine Bogenlampe angewendet; 30 cm davor eine Sammellinse und 8 cm von dieser ein für gewöhnlich undurchsichtiger Stoff; unmittelbar hinter diesem die übliche Trockenplatte und zwischen Stoff und Platte ein aus schwarzem Papier ausgeschnittenes Kreuz. War der „Stoff“ Hartgummi, nicht ganz einen halben Millimeter dick, so genügten 5 Minuten Belichtung, um auf der entwickelten Platte das Kreuz hell auf dunklem Grunde erscheinen zn lassen. War die Hartgummiplatte 1,3 mm stark, so mußte 20 Minuten belichtet werden, um sichtbaren Erfolg zu erzielen. In der Bogenlampe war es nun freilich auch wieder Elektricität, die dem Agens zu Grunde lag. Le Bon's Versuch ist daher interessanter. Eines Falles, von dem Reichenbach berichtet, sei noch gedacht; er grenzt merkwürdig nahe an die Gegenwart. Dem Inhalte nach; während er zeitlich weit zurück liegt:

Eine Sensitive sah in der Dunkelkammer in der Nähe elektrischer Ausströmung ihre Hände durchscheinend. Nun, in gewissem Grade sind ja alle Hände für alle Augen im Sonnenlichte durchscheinend, aber nur ganz allgemein rosig gefärbt. Jene Sensitive aber hat Adern, Nerven, Sehnen, Bänder unterschieden. Reichenbach knüpft daran die prophetisch klingenden Worte: „Dies kann von unberechenbarer Wichtigkeit für die Heilkunde, insbesondere für die Diagnose werden. Es wird gelingen, jeden kranken Leib für Hoch-Sensitive vollkommen durchscheinend zu machen.“

Vielleicht werden künftig die Studenten der Medizin noch ein paar Semester mehr daran wenden, um Hoch-Sensivität zu lernen, denn was nützt Anatomie, wenn man nicht hoch-sensitiv und Hoch-Sensivität, wenn man nicht Anatom ist!

Ich will hier noch den Schluß eines „Essays“ hersetzen (dieses Fremdwort ist beliebt am angeführten Orte, oder richtiger an dem sogleich anzuführenden Orte), der eine gute Vorstellung von der heutigen Stellungnahme der „exakten“ Wissenschaft giebt. Der „Essay“ bildet den Anfang des Juni-Heftes der illustrierten naturwissenschaftlichen Monatsschrift „Himmel und Erde“ (Organ der Berliner Urania; redigiert von Dr. M. Wilh. Meyer; Verlag von H. Paetel). Der Titel lautet: „Reichenbachs ‚Od‘ und die Röntgen-Strahlen. Von Dr. Edgar Odernheimer in Stuttgart.“

Und der Schluß: „Das Od ist ein Kollektivbegriff für eine Summe unaufgeklärter Erscheinungen, deren Zusammengehörigkeit dadurch nicht bewiesen wird, daß man sie mit einem gemeinsamen Namen belegt. Die Bemühungen, der Odlehre durch die Röntgensche Entdeckung wieder zu neuem Leben zu verhelfen, müssen als ein ganz verfehltes Streben angesehen werden."

„Aber was kümmern Spiritisten, Seelenriecher, Occultisten und andere, welche die Röntgen'sche Entdeckung für ihre Lehren auszubeuten suchen, wissenschaftliche Thatsachen, wenn sich nur die Gelegenheit bietet, ihre absonderlichen Ansichten in möglichst auffallender Form auf den Markt zu bringen."

Ich weiß nicht, ob einer der modernen Hexen von Endor schon eingefallen ist, mit Reichenbach einen „Materialisierungs-Versuch" zu machen, ihn zu „citieren"; aber das glaube ich behaupten zu können, daß, wenn er der Citation hätte Folge leisten können, er sich unwillig darüber geäußert haben würde, daß die modernen Aufwärmer urältesten, erbärmlichen Aberglaubens sich an seine Rockschöße hängen wollen.

Der Essayist in „Himmel und Erde" giebt zu, daß in manchen Punkten eine auffallende Übereinstimmung zwischen den Reichenbach'schen Versuchen und den Entdeckungen Röntgen's bezw. den Arbeiten seiner Vorgänger bestünde; nun — sie haben besonders das miteinander gemein, daß sie nach Licht in der Dunkelkammer geforscht haben; aber Dunkelmänner sind beide nicht. Wiederholt an Punkten, wo gegenüber einer rätselhaften Erscheinung der gemeine Menschenverstand oder Unverstand mit wollüstigem Gruseln ins Gespenstische überschnappt, giebt Reichenbach nach bestem Wissen die wissenschaftliche Aufklärung, d. h. die Aufklärung, die er für wissenschaftlich hält, wenn sie es auch in den Augen der exakten Wissenschaft nicht ist. Z. B. bei der Besprechung der Od-Quellen kommt er auf die natürlichen Zersetzung-Prozesse, die Verwesung zu sprechen. Da „scheinen die alten Weiden so grau" (Phosphorescenz); da huschen Irrlichter über den Sumpf; da laufen „die fürig Ma," die feurigen Männer über das Feld, die in Hebels Alemannischen Gedichten eine bedenkliche Rolle spielen (bedenklich, weil Viele den Humor nicht verstanden, aber an die Gespenster geglaubt haben); da wanken und schwanken zuletzt in der Nacht die weißen Gestalten der Verstorbenen über den Gräbern umher. Nichts von Gespenstern — sagt Reichenbach ausdrücklich — Od-Ausstrahlungen sind es! ganz natürlich geht es zu! und natürlich ist es auch, daß jener die Gespenster sieht und dieser sie nicht sieht, denn jener ist sensitiv und dieser nicht. — Einen anderen Beleg liefert das Kapitel vom Tischrücken. Die Thatsache des tollsten Drehens und Schiebens von Tischen giebt Reichenbach zu, denn er hat es gesehen; aber es bleibt bei dem rein mechanischen Vorgange. Nicht mit einem Worte gedenkt er der unsinnigen Konsequenz des Tischklopfens, der Annahme, daß irgend ein Geist in den Tisch gefahren sei, mit dem so zu sagen eine akustische Telegraphie vereinbart wurde, mittelst deren auf Fragen Antworten geklopft wurden. — Sehr ausführlich behandelt Reichenbach Drehbewegungen, die z. B. eine Scheibe Kartenpapier oder Pappe, horizontal auf die zusammengelegten Fingerspitzen einer sensitiven Hand gelegt, vollzieht. Da war er doch unmittelbar bei jenem Ableger des Tischrückens angekommen, der darin bestand, daß eine Art Storchschnabel oder Pantograph oder Nürnberger Schere, kurz ein beweglicher Arm über einem Alphabet angebracht war, der — natürlich unter den Händen von „Medien" (Reichenbach gebraucht diese Bezeichnung nicht; also von „Sensitiven") in Bewegung kam, und, über dem Alphabet hin und her fahrend, orakelhafte Antworten auf kluge und dumme Fragen erteilte. Es war dies eine sehr interessante Nuance, besonders für den Ungläubigen, der an Medien und Zuschauer-Korona allerlei psychologische Bemerkungen machen konnte. . . Reichenbach, wie gesagt, gedenkt dieser Nuance gar nicht.

Der Essayist in „Himmel und Erde" hat ersichtlich den redlichen Willen, Reichenbach gerecht zu werden. Er sagt z. B.: „Es war unrecht, die Resultate seiner Versuche als Phantasieen krankhaft beanlagter Menschen einfach von der Hand zu weisen." Er führt Büchner's Erklärung (ohne zu widersprechen) an, dahin lautend, daß unter seinen Augen odische Gefühls- und Licherscheinungen von vielen Menschen beobachtet worden seien — und mehr dergleichen. Dem gegenüber überrascht einigermaßen der oben wört-

lich mitgeteilte vorletzte Satz des in Rede stehenden Essay's und dessen ironischer Ton. Die unaufgeklärten Erscheinungen werden zugegeben — warum soll Reichenbachs Versuch, sie zu summieren, sie in einen Kollektivbegriff zu sammeln, unwissenschaftlich sein? Am gefährlichsten (für Reichenbachs Renommee!) ist aber das Anfügen des letzten Satzes an den vorletzten. Gewiß hat der Essayist nicht im Sinne gehabt, Reichenbach selbst des Occultismus zu beschuldigen, aber ein nicht sehr vorsichtiger, vollends ein mit den Reichenbachschen Schriften nicht vertrauter Leser wird leicht in den Irrtum verfallen, Reichenbach solle mit Spiritisten und Konsorten in einen Topf geworfen werden.

In ähnlichem Sinne erscheint mir auch des Herrn Tormin Auftreten für Reichenbachs Renommee eher gefährlich als förderlich. Tormin's Schrift giebt durchaus nicht die Berechtigung, ihn des Spiritismus zu verdächtigen. Er vertritt ja ausdrücklich nur den Animal-Magnetismus, für den er sich ja auf Autoritäten wie Nußbaum berufen kann; aber der Geist, der schon in der Wahl des Titels „Magische Strahlen" weht, wird ihm, und zugleich seinem Meister und Schützling Reichenbach bei den heutigen Leuchten der exakten Wissenschaft ungefähr ebenso dienen wie das „Od" dem lebenden Reichenbach bei dessen zeitgenössischen Physikern gedient hat. Hörte ich doch z. B. (aus dem Munde eines Mannes des exakten Wissens) die recht nachdenklich machende Bemerkung: „Was Herr Tormin zu stande gebracht hat, hätte der in die Nachbarschaft seiner Installation gebrachte Ruhmkorff (selbstverständlich bei aktiviertem Strome) gleichfalls geleistet." Ich stelle dem Leser anheim, darüber weiter nachzudenken, oder besser, es zu probieren, und eventuell die etwa gelungene Probe einer physikalisch-photographischen Autorität zu übersenden.

Seit dem letzten Federstriche an vorliegender Abhandlung bis zu dem Momente, wo dieselbe gedruckt vorliegt, sind Sommer und Herbst des letzten Jahres vergangen. Das Manuskript war abgeschlossen und auf den Weg zur Veröffentlichung gebracht, als Dr. phil. Max Levy, Ingenieur der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft Berlin, am 12. Juni in der Sitzung der Berliner Physiologischen Gesellschaft einen Vortrag hielt, betreffend „Die Durchleuchtung des menschlichen Körpers mittelst Röntgen-Strahlen zu medizinisch-diagnostischen Zwecken". Der Vortrag ist im Druck erschienen (bei Hirschwald in Berlin).

„Ich hoffe", sagte der Vortragende, „in der Lage zu sein, Ihnen eine Vervollkommnung vorzuführen. Ich denke, daß es mittelst der von der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft (A. E. G.) hergestellten sehr wirksamen Röhren mir gelingen wird, Ihnen Details des Körperinnern vor Augen zu führen, deren Sichtbarmachung durch X-Strahlen man bisher wohl kaum erhofft hat."

Nach Bekanntwerden des Levyschen Vortrages haben kleine wie große Organe der periodischen Presse mehr oder weniger ausführlich „die von der A. E. G. verbesserten Röntgen-Röhren" ihren Lesern geschildert; aber selbst die Originalquelle, der Abdruck jenes Vortrages, dürfte bei vielen Lesern eine genügend deutliche Vorstellung nicht erzeugt haben. Heißt es doch in dem Vortrage: „die Form der Röhre werden die Herren aus den Exemplaren, die ich herumgehen lasse, deutlich erkennen." Dieses „Herumgehenlassen" fehlt ja natürlich den Lesern des gedruckten Vortrages und der Ersatz, der durch einen einfachen Vertikaldurchschnitt zu leisten gewesen wäre, ist leider unterblieben. Auch an dieser Stelle muß auf Einschaltung einer Zeichnung verzichtet werden; aber hoffentlich wird mit wörtlicher Schilderung auszukommen sein. Eine der besten unter den Reporter-Notizen brachten die Berliner Neuesten Nachrichten in ihrer Morgen-Nummer 375 vom 12. August: „Die verbesserte Röhre besitzt statt der bisherigen zwei Elektroden drei, von denen diejenige, welche als Ausgangspunkt der X-Strahlen dient, in der Mitte zwischen den beiden andern und in einer Geraden mit ihnen angeordnet ist." Allerdings gebraucht Dr. Levy selbst den Ausdruck „drei Elektroden"; aber der Ausdruck ist ungenau und leicht irreführend. Es giebt nur zweierlei Elektroden, die

positive (Anode) und die negative (Kathode); in die A. E. G. (oder Levy-)Röhre reichen allerdings drei Drahtenden (des vom Ruhmkorff-Induktor herkommenden Leitungsdrahtes); aber zwei dieser Enden sind nur zwei Zweige des positiven Endes und vereinigen sich innerhalb des Behälters zur Anode, während das dritte Drahtende die Kathode trägt.

Die „Röhre" (wir behalten den Ausdruck bei, obgleich er ungenau ist, und der bei der alten Luftpumpe übliche „Recipient" besser wäre) ist eine Glaskugel, aus der eine vom tiefsten Punkte ausgehende Vertikalröhre entspringt, gleich dem Stengel eines Kelchglases. Dieser Stengel sitzt in einem hölzernen Fuße, so daß das Gefäß, gleich einem Kelchglase, auf einen beliebigen Tisch, oder auch auf den Fußboden des Arbeitsraumes gestellt und beliebig verschoben werden kann. In einem zur Stengelachse rechtwinkligen, also nach erfolgter Aufstellung horizontalen Durchmesser der Kugel sind noch zwei cylindrische Röhren an- und an den Enden halbkugelig zugeblasen. Durch alle drei Ansätze — den vertikalen Stengel und die horizontalen Arme — gehen Drähte (selbstredend luftdicht eingeschmolzen). Der Draht des einen Horizontalarmes und der des Stengels sind außerhalb zusammengeführt und mit dem Positiv-Draht, der zum Ruhmkorff führt, verbunden. Der Draht im Horizontalarm endet mit dem von Hittorff eingeführten Plättchen (am besten aus Aluminium), oder genauer einer schwach konkaven Kugelkalotte innerhalb der Röhre. Der durch den Stengel geführte Draht trägt genau im Centrum der Kugel eine unter 45 Grad gegen die Achse der Horizontalarme (den horizontalen Kugel-Durchmesser) gestellte ebene Metallplatte (am besten Platina). Der zweite Horizontalarm trägt die gleiche flachschüsselförmige Platte wie der erste. Ist dieser zweite Arm die Kathode (mit dem negativen Leitungsdraht verbunden), so ist der erste Horizontalarm in Gemeinschaft mit dem Stengeldraht die Anode, und sein Plättchen hat keine Bedeutung; der Draht könnte auch ohne dasselbe bis zu der Centralplatte geführt werden; das Plättchen ist nur angeordnet, damit man die Verwertung der Drahtenden der Horizontalarme als Kathode und Anode unter Umständen vertauschen kann.

Denken wir uns denjenigen Horizontalarm, der die Anode bilden hilft, fortgenommen, so haben wir genau das Prinzip, das der oben S. 1180*) geschilderten Anordnung des Apparates zu Grunde liegt: Die Kathodenstrahlen werden zufolge der konkaven Form des Plättchens, das demnach einen Hohlspiegel darstellt, auf die Centralplatte konzentriert, hier — genau so wie es mit gewöhnlichem Lichte geschähe — unter rechtem Winkel zur Horizontalachse reflektiert und auf die obere Wölbung der Kugel geworfen, aus der sie als X-Strahlen austreten. Bei der S. 1180*) geschilderten Anordnung geschah diese Reflexion in einer Horizontalebene; hier, d. h. bei der Röhre der A. E. G., geschieht es in einer Vertikalebene. Dort stand der auffangende Fluorescenzschirm vertikal seitwärts von der Röhre; hier muß er horizontal darüber angebracht werden.

Die an sich ganz unwesentliche Richtungsveränderung ist gewählt, weil man sich im Laboratorium der A. E. G. die Aufgabe gestellt hatte, den menschlichen Körper in allen seinen Teilen successive zu durchleuchten. Die zu untersuchende Person liegt auf einem mit Segeltuch überspannten tischartigen Gestell. Unterhalb desselben befindet sich die Röhre, die, wie wir gesehen haben, vertikal nach oben ausstrahlt, also durch den liegenden Körper hindurch. Letzterer liegt fest; dagegen wird die Röhre nach Länge, Breite und Höhenabstand so verschoben, wie die anzustellende Untersuchung es bedingt.

Der eben geschilderte „Durchleuchtungstisch" ist ein sehr praktischer Einfall; es wird ja zu medizinisch-chirurgischen Zwecken sich meistens um Zustände handeln, die das Liegen des Patienten erfordern; was jedenfalls für denselben die bequemste, wenigst ermüdende Situation bildet.

Bei den ersten Röhren war der erste von den Kathodenstrahlen getroffene feste Körper die gegenüberliegende Stelle der Glaswand; hier wurde ein grünlicher Fluorescenzfleck erzeugt, der den Ausgangspunkt der X-Strahlen bildete. „Diese Röhren", so heißt

*) Jahrgang 1896.

es wörtlich im Levyschen Vortrage, „hatten zwei wesentliche Nachteile; sie waren weder wirksam noch scharf genug. Die Erfüllung dieser beiden Anforderungen setzt voraus, daß es zulässig ist, die Kathodenstrahlen in großer Menge auf eine möglichst kleine Fläche zu konzentrieren. Dies ist jedoch, so lange Glas den Ausgangspunkt der X-Strahlen bildet, ausgeschlossen, da infolge der starken Wärmewirkung der Kathodenstrahlen ein Schmelzen oder Springen an der getroffeneu Stelle zu befürchten ist. Es war daher ein wesentlicher Fortschritt, als man — wahrscheinlich in Erinnerung an die Röhre, welche bereits Crookes zur Demonstration der Wärmewirkung der Kathodenstrahlen verwandte, zu einer Form überging, bei welcher die Kathodenstrahlen auf einem Platinblech sich konzentrieren und hier die X-Strahlen erzeugen." Dr. L. gebraucht das unbestimmte „man"; er nennt weder Zeit noch Urheben des Fortschrittes, der mit der Anwendung des reflektierenden Platinbleches vollzogen war. Den auf S. 1180 beschriebenen Apparat hat Professor Neesen bereits im Februar 1896 in der Berliner Physikalischen Gesellschaft besprochen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der fruchtbare Gedanke in mehr als einem sachverständigen Kopfe aufgetaucht, und Dr. Levy hat gut daran gethan, das allgemeine „man" zu gebrauchen; die A. E. G. nimmt jedenfalls den in Rede stehenden Auffänger und Reflektor für sich nicht in Anspruch.

In dem Levy'schen Vortrage findet sich der Satz: „Die Röhren werden in ihrem Vakuum den Induktorien (Ruhmkorff's Funken-Induktor) der verschiedensten Funkenlängen angepaßt." Dieser Satz ist vielleicht nicht allen sogleich deutlich. „Vakuum" — wörtlich Luftleere — steht hier — eigentlich nicht ganz korrekt, aber herkömmlich — für „Maß der Luftverdünnung innerhalb der Röhre", und der angeführte Satz besagt, daß bei gegebenem Induktor, also einer bestimmten Stromstärke, es ein Maß der Luftverdünnung giebt, bei dem die elektrischen Lichterscheinungen und schließlich die X-Strahlen, auf deren Wirksamkeit ja alles ankommt, ihr Maximum erreichen. Daß zu geringe Luftverdünnung schwächere Wirkung ausübt, leuchtet ohne weiteres ein; überraschend ist dagegen die Thatsache, daß man bei gegebener Stromstärke die Luftverdünnung auch zu weit treiben kann, daß die Lichterscheinungen dann wieder schwächer werden, ja schließlich ganz verschwinden.

Den Verlauf der Lichterscheinung vom ersten Auftreten bis zum Wiederverschwinden kann man verfolgen, wenn die Röhre mit der Quecksilberpumpe in abstellbarer Verbindung steht, so daß der Experimentierende das Maß der Luftverdünnung in der Hand hat und allmählich steigern bezw. verringern kann. Zunächst wird bei diesem Experiment nur der Rand des Kathodenplättchens in bläulich-violettem Lichte erkennbar. Nur langsam verbreitert sich dieser Rand nach innen zu, und der dunkle Fleck um den Mittelpunkt des Plättchens wird kleiner und kleiner, bis er verschwindet. Von der Anode geht rötlich gelbes Licht aus. Man kann dessen Form mit einer Rakete oder einem Kometen vergleichen: ein heller leuchtender Kern oder Kopf und ein mehr nebelhafter Schweif. Die Lichterscheinungen der beiden Elektroden streben gegeneinander. Es giebt einen Moment (ein Maß der Luftverdünnung), wo der violette Nebel der Kathode sich fast schon bis zur Anode erstreckt und innerhalb desselben die gelbrothen Anoden-Funken aufzucken. Allmählich gewinnt das Kathodenlicht die Herrschaft und erfüllt nahezu die ganze Röhre. Dann verwandelt sich langsam das Violett in Mattgrün. Dieser grünleuchtende Nebel dringt sogar noch eine Strecke in die (gläserne) Verbindungsröhre, die von der Hauptröhre zur Quecksilberpumpe führt. Der geschilderten Ausbildung der Lichterscheinung entspricht die Rückbildung, wenn die Luftverdünnung zu weit getrieben wird. Wenn die Lichterscheinung ihre höchste Vollkommenheit erreicht hat, treten die X-Strahlen außerhalb der Röhre in Wirksamkeit. Sie müssen das Glas der Röhre passieren; Glas verschluckt und absorbiert etwas davon; um so mehr, je dicker es ist. Ich kann nicht sagen, ob bei den A. E. G.-Röhren Bedacht darauf genommen und der obere Pol der Kugel dünner ausgeblasen ist. Bei Professor Neesen sah ich eine Röhre, die wirklich eine Röhre d. h. von cylindrischer Gestalt war und gegenüber dem Reflektor-Plättchen halbkugelig aufgeblasen und dadurch hier besonders dünn war, um die X-Strahlen möglichst ungeschwächt passieren zu lassen. Der genannte Physiker hat

sogar bei einem Versuchsexemplare an der Austrittsstelle das Glas durch Schweinsblase ersetzt, die, frisch verwendet, sich vorzüglich X=Strahlen=durchlässig erwiesen hat; leider aber nicht dauerhaft, da sie beim Trockenwerden die Durchlässigkeit verlor; R. ist daher zum Glase zurückgekehrt.

Es war bis jetzt in diesem Nachtrage gar nicht vom Photographieren mittelst Röntgen=Strahlen die Rede, und doch war beim ersten Bekanntwerden der Entdeckung gerade diese chemische Wirkung als das Erstaunlichste und Verheißungsvollste aufgefaßt worden. Bei dem auf S. 1180*) geschilderten Reesenschen Experimente und ebenso jetzt bei der Besprechung des Levyschen Vortrages wurde nicht von einer lichtempfindlichen photographischen Platte, sondern nur von einem Fluorescenzschirme das Bild des durchleuchteten Objektes aufgefangen! Nun, die Photographie mittelst Röntgen=Strahlen ist durchaus nicht außer Dienst gestellt; sie gewährt nach wie vor den großen Vorteil, daß sie die Durchleuchtung fixiert, daß sie ein beliebig vervielfältigungsfähiges Negativ liefert, daß also die gewonnenen Bilder auch Denen zugänglich sind, die dem Experimente nicht beigewohnt haben, während das Bild auf dem Fluorescenzschirme nur ein flüchtiges, nur den Anwesenden sichtbares ist.

Die Photographie hat aber den großen Nachteil, daß sie eine längere Expositionsdauer in Anspruch nimmt, also nur tote, unbewegliche Objekte abzubilden vermag; die Leuchtkraft der X=Strahlen ist — bis jetzt jedenfalls — viel zu gering, als daß von Moment=Aufnahmen die Rede sein könnte. Der Wunsch liegt nahe, die Durchleuchtung lebender Körper dahin zu verwerten, daß man auch Bewegungen (Atmung, Pulsschlag) der Beobachtung unterzieht; da versagt selbstredend die Photographie.

Die aus den Studien der Allgemeinen Elektricitäts=Gesellschaft hervorgegangenen Röntgen=Röhren sind ohne Zweifel geschickt und wirksam angeordnet, obwohl im Prinzip nicht neu. Die Röhre allein thut es aber nicht; es gehört auch ein kräftiger Induktor dazu, denn je größer das Quantum Elektricität ist, das zur Entladung kommt, desto kräftiger sind die Lichterscheinungen. Nach Angabe des Dr. Levy ist ein Ruhmkorff von 15 bis 20 cm Funkenlänge ausreichend gewesen, alle Teile des menschlichen Körpers, selbst bei Erwachsenen beliebiger Statur, sofern sie nicht zu fettleibig waren, zugänglich zu machen.

Die Berliner sind in der Lage gewesen, die Körperdurchleuchtung lebender Menschen ausgeführt zu sehen, auch wenn sie nicht dem Levy'schen Vortrage in der Physiologischen Gesellschaft haben beiwohnen können, denn der Haupt=Physiker der „Urania" Herr Dr. Spies hat (im alten Lokale in der Invalidenstraße) an mehreren Abenden die Demonstration wiederholt; ihm steht ein Ruhmkorff'scher Induktor von 40 Centimeter Funkenlänge zur Verfügung. Desgleichen auch die Quecksilberpumpe neuester Konstruktion; so daß er auch in der Lage ist, das sehr instruktive und geradezu anmutige Spiel des Kathodenlichtes in seinem durch das Maß der Luftverdünnung bedingten crescendo und decrescendo vorzuführen. Allerdings ist dieses Farbenspiel so zart, daß es sich mehr für ein Privatissimum im engen Zuschauerkreise als für ein großes volles Publikum eignet.

---

*) Jahrgang 1896.





Monatsschau.

Politik.

Es war wieder einmal ein recht unerfreuliches Ereignis, das der inneren Politik Deutschlands im letzten Monate sein Gepräge lieh; es war ein trübes Bild, in dem sich unser innerpolitisches Leben widerspiegelte, der Prozeß Leckert-von Lützow. Der Anlaß: die Fälschung des Zarentoastes in Breslau, ist ja ebenso bekannt, wie das Ergebnis der Nachforschungen nach den Verleumdern, die den Oberhofmarschall Grafen Eulenburg für den Preßbetrug verantwortlich machen wollten: ein in seiner Laufbahn verunglückter und dann allmählich innerlich haltlos gewordener Offizier, der erst während der Gerichtsverhandlungen angesichts der unwahren Ausflüchte seines Inspirators sich auf sich selbst besinnt, der Eine; — ein bartloses Bürschchen, das von seinen vermeintlichen politischen Beziehungen, Kundschaftungen und Leistungen ganz sinnesverwirrt geworden ist, der Andere. Plötzlich wandelt sich das Bild: der als Belastungszeuge geladene Kriminalkommissar, der seit einer längeren Reihe von Jahren, mit dem Vertrauen seiner Vorgesetzten beehrt, seines Amtes waltet, wird wegen dringenden Verdachtes des Meineides von der Zeugenbank fort in die Untersuchungshaft abgeführt unter feierlichsten Beteuerungen, daß er die Wahrheit gesprochen, die volle Wahrheit, und unter der gleichzeitigen Drohung, bei solcher Behandlung nun alles sagen zu wollen, was er wisse — unleugbar ein ergreifendes, erschütterndes, aber auch ein tief beschämendes Bild! Das wäre ja verfrüht, an dieser Stelle oder, wie leider vielfach geschieht, in der Tagespresse mit Kombinationen dem Ergebnis der Untersuchung gegen den Angeschuldigten vorzugreifen; wir können getrost abwarten, was Herr von Tausch weiß, und ob er überhaupt etwas weiß. Die verlogene, sensationssüchtige Tagespresse unter jüdischer und nichtjüdischer Leitung variierte freilich mit Behagen wochenlang die Frage: Hat der Angeschuldigte noch Hintermänner gehabt? und wenn nicht, warum ist ihm dann von vorgesetzter Stelle nicht die Erlaubnis gegeben, seine angeblichen Hintermänner zu nennen? Ihr und ihren Lesern ist es nicht „interessant" genug, daß ein Beamter, von Natur zur Eitelkeit veranlagt, aus seiner langjährigen steten Berührung mit unsauberen Dingen die Lust und den Drang in sich verspürt hat, durch Intrigue, wenn auch nicht offenkundig, eine politische Machtstellung sich zu erringen. Die Geschichte ist nicht arm an derartigen Beispielen. Auch Bismarck hat sich 1855 in ähnlicher Weise über die Sucht der politischen Polizei zu übertreiben geäußert und auf ihren bemerkenswerten Mangel an Rücksicht auf den Glauben an die Sicherheit unserer Zustände hingewiesen, dessen wir zur Erhaltung unseres Kredits in der auswärtigen Politik bedürfen. Dieser „bemerkenswerte Mangel" u. s. w. trifft wunderbar zu auf einen großen Teil unserer Tagespresse in großem und kleinem Format. Nicht zufrieden damit, daß die Beamten unseres Auswärtigen Amtes durch das geschickte und energische Eingreifen Herrn von Marschalls vollständig gerechtfertigt gegen die wider sie erhobenen Verleumdungen und Anschuldigungen aus den Verhandlungen hervorgegangen

sind, setzt sie, unbekümmert um unser Ansehen im Auslande, ihre Verdächtigungen und Anspielungen, ihr Säen von Mißtrauen in den breiteren Massen des Volkes fort und giebt sich dabei den Anschein, als thäte ihr im Grunde ihres Herzens die Rechtfertigung des Auswärtigen Amtes eigentlich doch leid. Diese vaterlandslose Gesinnung ist ein deutliches Kennzeichen, wie tief unsere Presse von jüdischem Geist durchdrungen ist.

Wird der Prozeß diese Zustände bessern? Werden Blätter vom Schlage des Berliner Tageblatts auch ferner ihre Informationen von der politischen Polizei u. s. w. erhalten? Werden die Leckert und Lützow, die es zu Dutzenden in den großen Städten giebt, aus den Reihen der Journalisten verschwinden? Wird das Publikum die Sensations-Presse weiter unterstützen, oder wird es diese, in „aktuellen" Nachrichten „machenden" Zeitungen von sich abschütteln? Wir fürchten, es wird alles beim alten bleiben. Möge wenigstens die konservative Presse sich rein von Mitarbeitern von dem Schlage jener Leute halten und sich ernst bestreben, nur das zu schreiben und zu vertreten, was sie für wahr und recht hält.

Durch das Interesse an der Verhandlung dieses Prozesses war die Aufmerksamkeit unserer Reichstagsboten tagelang so in Anspruch genommen, daß der Lauf der Verhandlungen sich noch matter hinschleppte als es sonst schon der Fall zu sein pflegt. Es bereitete wirklich fast Herzbeklemmungen, wie die Justiznovelle wochenlang vor 50—60 Abgeordneten matt und müde behandelt wurde, bis man ihr dann endlich wenigstens noch ein leidlich anständiges Begräbnis bereitete, als die Regierung sich hartnäckig weigerte, die Berufungskammern für Strafsachen mit fünf statt mit drei Richtern zu besetzen. Schade um die schöne Zeit, die auf die Verhandlungen verwandt worden ist. Auch die erste Lesung des Reichshaushaltsplanes vermochte kaum etwas mehr Leben in den Reichstag zu bringen. Die alten Gegner sangen nur alte Lieder und machten den Regierungsvertretern ihre Sache diesmal ziemlich leicht. Etwas mehr Zug kam eigentlich nur hinein bei den Reden der Konservativen. Es schien fast, als hätte diesen daran gelegen, ihren auf dem Delegiertentage vom 19. und 20. November von neuem präzisierten Standpunkt coram publico zur Geltung zu bringen. Notwendig war ja das freilich. Denn da die Sitzungen nicht öffentlich gewesen waren, bot sich für die Gegner willkommene Gelegenheit, auf Grund einzelner durchgesickerter Nachrichten nach Herzenslust zu kombinieren; daß aber das nicht in schmeichelhafter Weise geschieht, sind wir ja längst gewohnt. Da wußten denn die einen zu berichten, daß die bösen Konservativen beschlossen hätten, von einer Weiterführung der Sozialreform abzusehen — sie übersahen aber ganz, daß zur Sozialreform auch die Stärkung des Mittelstandes in Landwirtschaft und Handwerk gehört, und gerade dafür will die konservative Partei nun endlich vor allem andern etwas Ordentliches geschehen wissen. Andere wollten wieder erfahren haben, auf höhere Anregung hin sei die Partei dem Kartellgedanken näher getreten, damit ein Gegengewicht gegen das Centrum geschaffen würde. In Wahrheit steht unsere Partei aber — und das kam auch auf dem Delegiertentage klar zum Ausdruck — dem zwangsweisen prinzipiellen Kartell heute ebensowenig ablehnend gegenüber wie je; es giebt aber viele Fragen besonders des wirtschaftlichen Lebens, in denen sie gern bereit ist, mit dem rechten Flügel der Nationalliberalen zusammenzugehen; daß sie dabei in Gegensatz zu dem im ganzen immer noch manchesterlichen Centrum gerät, ist natürliche Folge, aber nicht Gegenstand eines besonderen Beschlusses. Jedenfalls hat unsere Partei alle Veranlassung, mit den Ergebnissen des Delegiertentages zufrieden zu sein und sich durch das Gerede der Gegner die Laune nicht verderben zu lassen.

Einen ungleich erfrischenderen Eindruck als die Verhandlungen des Reichstages machen die des preußischen Landtages. Das Herrenhaus wählte an Stelle des heimgegangenen Fürsten zu Stolberg-Wernigerode zu seinem Präsidenten den Fürsten Hermann zu Solms-Hohensolms-Lich; leider glaubte dieser wegen Kränklichkeit das hohe Ehrenamt ablehnen zu müssen. Die weitere Wahl steht noch aus. Beide Häuser haben bisher tüchtig an den ihnen zugegangenen Vorlagen gearbeitet, im Plenum und in den Kommissionen. In der Kommission des Abgeordnetenhauses für Vorberatung der Vorlage über den Ausgleichsfonds zur geregelten Staatsschuldentilgung macht das tendenziöse

Oppositionsgebaren der Liberalen gegen den früher gerade von dieser Partei so hoch gefeierten Minister Dr. Miquel den ungünstigsten, ja einen fast lächerlichen Eindruck. Weil diese weitsichtigen Finanzpläne bedeutend über den engen Rahmen des Parteiprogramms hinausragen, scheint auch der Horizont der liberalen Herren sie nicht mehr zu fassen. Wir halten trotzdem an der zuversichtlichen Hoffnung fest, daß dem Finanzminister die Durchführung auch dieser, im Interesse einer geregelten Wirtschaft von uns schon im Prinzip mit Freuden begrüßter Vorlagen gelingen möge. Trotz dem bald heimlichen, bald unheimlichen Gezeter seiner verflossenen Freunde wird Dr. Miquels Namen neben dem des Herrn von Motz in der preußischen Finanzgeschichte des 19. Jahrhunderts für alle Zeiten leuchten.

Außer dem preußischen Landtage hat noch einer der kleinsten im deutschen Vaterlande, der aus 15 Mitgliedern bestehende von Schwarzburg-Rudolstadt im Berichtsmonat eine besonders eifrige Thätigkeit entfaltet. Aus demselben Ländchen ist als freudiges Ereignis noch zu melden die Verlobung des präsumptiven Thronfolgers Prinzen Sizzo von Schwarzburg und der Prinzessin Alexandra von Anhalt, der jüngsten Tochter des regierenden Herzogs. Die Vermählung soll im Frühjahr stattfinden; das junge Paar wird dann in Rudolstadt, wo der Prinz sich einer Beliebtheit erfreut wie der verstorbene Fürst Georg, residieren.

In weit höherem Maße als dies schöne thüringer Ländchen lenkt aber die Freie Stadt Hamburg die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich, und zwar nicht sowohl wegen der vor einigen Tagen vollzogenen Bürgermeisterwahl, die auf Dr. Versmann als Ersten und Dr. Leßmann als Zweiten Bürgermeister gefallen ist, als vielmehr wegen des seit den letzten Tagen des Novembers dort bestehenden Streiks aller Arten von Hafenarbeitern. Eine Lahmlegung des Hamburger Ausfuhr- und Einfuhrhandels ist ja freilich nicht zu befürchten, denn es ist in großem Umfange für Ersatzkräfte Sorge getragen. Eine besondere Beachtung verdient der Streik aus anderen Gründen. Erstens ist diese ganze Bewegung wieder ein Kuckucksei, das uns England gelegt hat; englische Agitatoren sind es gewesen, die die Bewegung unter den Hafenarbeitern angezettelt haben, natürlich nur, um das Hamburger Geschäft zu Gunsten englischer Häfen zu schädigen. Zweitens handelt es sich bei dieser Arbeitseinstellung keineswegs um irgendwelche Notlage der Arbeiter, wie 1889 bei den Bergleuten und im vorigen Jahre bei den Mantelnäherinnen in Berlin. Dem Schreiber dieser Zeilen wurde kürzlich in Hamburg von einem Rheder berichtet, daß Leute, die über 20 Jahre bei ihm im Dienst stehen und wöchentlich bis zu 75 Mark verdienen, in den Streik mit eingetreten sind, weil sie nicht „zurückbleiben“ dürfen! Nachdem nun sozialdemokratische Mitglieder des Deutschen Reichstages sich der englischen Agitation angeschlossen und direkt die Führung der Verführten übernommen haben, handelt es sich in dem weiteren Verlaufe des Ausstandes nur noch um die Entscheidung der Machtfrage: werden die Arbeitgeber, oder wird die sozialdemokratische Partei siegen. Deren Führern ist ja das massenhafte Elend, das nun mit der Zeit in den Familien der Streikenden Platz greift, ganz gleichgültig. Sie streichen ihre Agitationsgelder ein und suchen dann den Kopf zum geeigneten Augenblick aus der Schlinge zu ziehen. Bei den Arbeitgebern, um die es sich in Hamburg handelt, ist unter den obwaltenden Umständen an ein Nachgeben nicht zu denken; da darf man denn also mit einiger Spannung abwarten, ob die Partei der Sozialdemokraten endlich einmal einen empfindlichen Schlag erhalten wird, oder ob die Arbeitermassen schon so mit Blindheit geschlagen und so willenlos sind, daß sie auch diese vernichtende Niederlage stillschweigend ertragen.

Für Deutschland möchten wir aus der Hamburger Bewegung ganz besonders den einen Vorteil wünschen: es möge die Lehre daraus ziehen, soweit möglich jede Berührung mit England zu vermeiden; wir sind jedesmal die Benachteiligten. Das sehen wir z. B. wieder in der ägyptischen Frage. Deutschland, Österreich und Italien kamen England zu Hilfe, als es sich darum handelte, für die letzte Sudanexpedition 500000 Pfund aus den Beständen der ägyptischen öffentlichen Schuld zu entnehmen. Jetzt ist

formell Ägypten zur Rückerstattung verurteilt, und nach demselben Urteil hat Deutschland wegen seiner Zustimmung ein Viertel der Kosten des Prozesses zu bezahlen! Und nun vollends in Witu! Welche Verluste haben deutsche Ansiedler dort zu beklagen, welcher schrankenlosen Willkür Englands sind Angestellte deutscher Reichsangehörigen dort mit Freiheit und Leben bloßgestellt, und wie lange hat es gedauert, bis die deutsche Reichsregierung nun endlich die ersten Schritte zum Versuch einer Abhilfe gethan hat. Das Deutsche Reich ist doch wahrlich mächtig genug, um die Rechte seiner Angehörigen gegen Großbritannien zu schützen. Geschähe das erst einmal mit allem Nachdruck, so würde bald Wandel geschaffen werden. Man darf jedoch niemals übersehen, daß es sich bei diesen Dingen nicht nur um die materiellen Rechte einzelner handelt, wie z. B. der Brüder Denhardt, sondern in weit höherem Maße um das Ansehen unseres Vaterlandes bei den Arabern und den eingeborenen Stämmen. Daß dieses Ansehen gerade im Suaheli-Sultanat (Witu) unendlichen Schaden gelitten hat, verdanken wir in erster Linie unseren englischen „Freunden“!

Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle noch weiter auf die englische Politik in Afrika eingehen, wie z. B. Jameson wegen eines Schnupfens als todkrank auf freien Fuß gesetzt wird, wie Transvaals Entschädigungsansprüche mit Hohn abgewiesen werden, u. s. w. — es genügt uns darauf hinzuweisen, daß Großbritannien jetzt gerade wieder in Europa schwere Sorgen hat, da Irland eine Zurückerstattung von 100 Millionen Pfund wegen jahrelang zu viel bezahlter Steuern (z. B. im Jahre 1895 $^1/_{11}$ statt $^1/_{20}$) verlangt. Das gute Recht liegt dabei so offenkundig auf Seiten der grünen Insel, daß man gespannt sein darf, wie sich Lord Salesbury aus der Schlinge ziehen wird.

Im europäischen Konzert wird natürlich Englands Stellung immer isolierter. Rußland macht aus seiner antibritischen Politik gar kein Hehl, Frankreich ebensowenig. Aber auch in Italien bereiten sich Dinge vor, die eine Lockerung der leidlichen Beziehungen zu England schon jetzt bedeuten und zu ihrer völligen Lösung sicherlich führen werden. Trotz allen offiziellen Dementis wird man die Existenz eines italienisch-russischen Einvernehmens nicht aus der Welt schaffen. Rußland versteht eben meisterhaft alle nationalen Empfindlichkeiten für sich zu benutzen; so auch hier. In Italien hat man es den Engländern keineswegs vergessen, daß sie den Durchzug italienischer Truppen durch Zeila verboten. Nachdem nun der Frieden mit Abessinien abgeschlossen, der Handelsvertrag mit Tunis zustande gekommen ist und die italienischen Entschädigungsansprüche an Brasilien von diesem erfüllt worden sind, wird das Kabinett Rudini mit seiner russenfreundlichen Politik in der Kammer ebenso Anklang finden, wie es mit der Vorlage über die Apanage des Prinzen von Neapel in ihr einen erhebenden Widerhall fand, der ebenso ehrend für das Haus Savoyen wie für die Kammer war. Uns aber kann es nur willkommen sein, wenn eine der uns verbündeten Mächte sich mehr an Rußland als an England anlehnt.

Rußland hat ja im Innern unleugbar mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als man im Auslande ahnt. Die Studentenunruhen in Moskau, die 1144 Verhaftungen zur Folge hatten, sind unzweifelhaft eine neue Kundgebung des im geheimen weiter wühlenden Nihilismus gewesen. Deshalb thäte die italienische Regierung vielleicht besser, die unverständigen Sympathiebezeugungen der italienischen Studenten für ihre russischen Kommilitonen zu verbieten. Aber solche Störung im Innern hält die russische Politik nicht ab, mit weitem und scharfem Blick die Einflußsphäre und Machterweiterung des gewaltigen Reiches immer weiter auszudehnen. Am 1. Januar tritt die provisorische Handelskonvention mit Abessinien in Kraft; ob nicht schon ein förmliches Bündnis mit diesem Lande abgeschlossen ist, weiß man noch nicht. Fest steht aber die russisch-chinesische Konvention, durch die für Rußland die Tracierung der sibirischen Eisenbahn durch die Mandschurei und die Sicherung eisfreier Häfen am Stillen Ozean ermöglicht ist. Und ob Rußland nicht auch auf Nord-Korea die Hand legen wird, dürfte nur eine Frage kurzer Zeit sein. Bei allen diesen politischen Maßnahmen tritt das Einvernehmen mit Frankreich deutlich zu Tage; welchen neuen Jubelrausch wird man aber dort wieder erleben,

wenn Präsident Faure wirklich im nächsten Frühjahr als Gast des Zaren nach St. Petersburg kommen und dort der Vertreter der bürgerlichen Republik mit monarchischen Ehren gefeiert werden wird! Es ist immer wieder ein eigentümliches Bild: der selbstherrliche Herrscher Arm in Arm mit dem republikanischen Präsidenten und die Republik ersterbend in Devotion vor dem absoluten Monarchen!

Frankreichs Nachbarland Spanien hat ein sehr fröhliches Weihnachtsfest zu feiern keine Veranlassung gehabt. Wenn es sich auch diesmal zu bestätigen scheint, daß der Insurgentenführer Maceo auf Kuba gefallen ist, so zaubert gerade diese Nachricht immer neue Hunderte von Aufständischen aus dem Boden hervor; der General Weyler aber macht häufig den Eindruck, als sei sein Vorgehen planlos und wisse er oft gar nicht, wo sich eigentlich der Feind befinde. Auf den Philippinen aber greift die aufständische Bewegung sichtbar immer weiter um sich. So scheint ein Bild, das wir unlängst sahen, das Richtige zu treffen: König Alfons XIII. sitzt in schwankendem Ruderboot; ein Ruder (Kuba) ist ins Wasser gefallen, und während er sich nach links über den Rand des Bootes neigt, um das verlorene wieder zu erhaschen, entgleitet auch das andere Ruder (Philippinen) den schwachen Händen. Warum Spanien den guten Rat der Vereinigten Staaten nicht befolgt und Kuba eine autonomistische Verwaltung giebt, bei der es sich den reichen Besitz sehr wohl erhalten kann, ist unverständlich. Ohne diesen Kolonialbesitz kann das Mutterland die vielen Millionen, die der Krieg schon gekostet hat, unmöglich aufbringen trotz der letzten inneren Anleihe, die doch schließlich auch wieder bezahlt werden muß. Bleibt Spanien eigensinnig, so werden die Vereinigten Staaten sicherlich in kurzer Zeit die Aufständischen Kubas als kriegführende Macht anerkennen — und dann verliert Spanien unausbleiblich beide große Kolonialgebiete. Die Folgen davon im Innern sind nicht abzusehen.

In der Türkei ist es für den Augenblick etwas stiller geworden. Der russische Botschafter Nelidow ist in diesen Tagen nach mehrtägigem Aufenthalte in Wien auf seinen Posten in Konstantinopel zurückgekehrt, der Sultan hat eine Amnestie erlassen für alle Armenier, die zum Tode Verurteilten erhalten Freiheitsstrafen (und die Tausende Niedergemetzelter?) — aber die Ausführung der Amnestie wird hinterdrein wieder von so viel Bedingungen abhängig gemacht, daß ihr Wert fragwürdig erscheint, geradeso wie der aller türkischen Reformen. Die Türkei vegetiert eben als Schandfleck Europas weiter dank der Eifersucht der Mächte. Und inmitten dieses Wirrwarrs auf der Balkanhalbinsel erhebt das bis über die Ohren verschuldete und seine Gläubiger mit unnachahmlicher Gerissenheit prellende Griechenland kühn sein Häuptchen und klirrt mit den Waffen — ob ihm wohl das stolze und doch an allen politischen Intriguen beteiligte Albion gefährliche Spielzeug zu Weihnachten geschenkt hat?

Kurz vor den Festtagen kam die traurige Nachricht, daß in Marokko abermals ein Deutscher, der Bankier Häßner, das Opfer von Mörderhänden geworden ist. Der neue deutsche Gesandte in Tanger, Freiherr Schenck zu Schweinsburg bekommt gleich ordentlich zu thun — möchte die Züchtigung des dortigen Raubgesindels doch endlich einmal recht nachdrücklich ausfallen!

26. Dezember 1896.

Sozialpolitik.

Auf sozialem Gebiet hat uns das Jahr 1896 nicht weiter gebracht. Bald stehen wir an der Schwelle des neuen Jahrhunderts und die Befürchtung erscheint begründet, daß wir die soziale Frage ungelöst aus dem alten mit hinüber nehmen. Man bewundert so oft den menschlichen Geist, aber es ist wirklich nicht so viel Rühmens daran, denn jedesmal, wenn, wie das ja natürlich, im Laufe der Zeiten neue Fragen auftauchen,

herrscht zunächst eine großartige Unklarheit und Verwirrung. Wie konfus waren die politischen Ideen in unserem Jahrhundert bis weit über seine Mitte hinaus, und wie lange hat es gedauert, bis sie sich abgeklärt haben. Und wenn Vieles, was man vor 100, ja noch vor 50 Jahren erstrebte, erreicht worden ist, weit über das Maß dessen hinaus, was man erhoffte, so ist doch das Glück, was man erträumte, nicht gekommen. Immer und immer wieder will man ein goldenes Zeitalter erstreben, und doch wird ein solches, so lange die Erde steht, niemals kommen. Ebenso wie es niemals eine physisch ganz gesunde Generation geben wird, trotz aller medizinischen Forschungen und hygienischen Maßnahmen, ebenso wenig werden wir auf politischem Gebiet jemals zu Zuständen gelangen, die uns voll und ganz befriedigen. Die Institutionen machen es nicht allein, sondern die Hauptfaktoren sind die Menschen, auf welche die Institutionen Anwendung finden, und diese Menschen sind eben unvollkommen, weil sie sündhaft sind; und sündhaft wird das Menschengeschlecht bleiben bis an das Ende der Tage, bis der Herr kommt zum letzten Gericht und Sünde und Tod aufhebt.

Bei uns in Deutschland sind die politischen Fragen von den wirtschaftlichen abgelöst seitdem unsere staatlichen Verhältnisse durch die Begründung des neuen deutschen Reiches eine dauernde Gestalt angenommen haben. Aber leider ist das Facit, das wir auf nationalökonomischem Gebiet am Ende des Jahrhunderts ziehen, die allgemeine Unzufriedenheit. Der Arbeiter, der Bauer, der Handwerker, der Beamte, der kleine Gewerbetreibende, alle haben sie zu klagen und meist mit Recht. Auch der Rentier ist unzufrieden, denn durch die ständige Herabsetzung des Zinsfußes mindern sich seine Einnahmen, während die Ausgaben dieselben bleiben oder sich gar steigern. Handel und Industrie sind ja noch am meisten begünstigt, und dasselbe gilt von dem eigentlichen Geldgeschäft; aber sie stehen auf schwankender Grundlage. Überall im Auslande steigt die Kultur, wächst die Konkurrenz, und im Verhältnis dazu vermindert sich der Absatz deutscher Waaren, müssen die größten Anstrengungen gemacht werden, um die Exportfähigkeit Deutschlands auf der bisherigen Höhe zu erhalten. Dabei nimmt mit der durch die steigende Verarmung der anderen, namentlich der von der Landwirtschaft abhängigen Stände sich vermindernden Kaufkraft auch der Absatz auf dem inländischen Markte ab.

Noch ist die wirtschaftliche Frage ungelöst und schon wird sie abgelöst von der sozialen, die jede andere zurückdrängt, unter deren Bann unsere Zeit steht. In der Presse nimmt sie den breitesten Raum ein, die Litteratur über sie schwillt zu Bergen an, und doch sind die wenigsten Menschen klar darüber, welche Bedeutung sie eigentlich hat. Gewiß, der Arbeiterstand ist einer der wichtigsten Faktoren unseres modernen Lebens, und der Umstand, daß sich die Mehrzahl seiner Glieder und zwar in großen Massen der Umsturzpartei zugewandt hat, bedroht unsere Zukunft mit großen Gefahren. Aber der Arbeiterstand ist und bleibt doch nur ein Stand unter vielen anderen. Wird ihm geholfen, so ist die Hilfe für die übrigen noch nicht da und wird ihm, wie manche wollen, nur auf Kosten der anderen geholfen, so leiden diese wiederum Not. Wenn ich ein Loch in der einen Seite meines Rockes habe und um es zu flicken aus der andern einen Lappen herausschneide, so habe ich wieder ein Loch und der Rock sieht ebenso schlecht aus wie vorher. „Sozial“ ist richtig verstanden der Gegensatz gegen Manchestertum, gegen die schrankenlose individuelle Konkurrenzfreiheit. Das Manchestertum sagt: „Suche dein Glück mit allen Mitteln und Kräften, die dir zu Gebote stehen und bekümmere dich nicht um deinen Nächsten; thut jeder das, so werden alle glücklich sein.“ Das ist ebenso irrtümlich, wie der Satz von der allgemeinen Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit. Nicht einmal ein Ei ist, wenn man genau hinsieht, dem andern gleich, jedes Blatt unterscheidet sich vom andern, und am allerverschiedensten sind die Menschen. Gleichheit läßt sich nicht erzwingeu und am allerwenigsten, wenn man neben ihr die Freiheit zum Prinzip erklärt. Läßt man freien Lauf, so tritt gerade dadurch die Ungleichheit am allerschroffsten hervor, wie in unserem wirtschaftlichen Leben durch die allgemeine freie Konkurrenz die krassesten Gegensätze zwischen Reich und Arm geschaffen sind. Und was endlich die Brüderlichkeit betrifft, so weiß der natürliche Mensch nichts von ihr. Nur Erziehung

und Religion erwecken Nächstenliebe. Erst Christus hat sie als Prinzip in die Welt gebracht. Sich selbst überlassen wird der Mensch zum grausamen Raubtier. Zwischen dem Tiger und den Kannibalen ist der Unterschied nicht groß, höchstens ist der letztere noch grausamer; und ebenso fällt der Vergleich zwischen dem heidnischen Kannibalen und dem modernen Kulturmenschen kaum zu Gunsten des letzteren aus. Der Kannibale verzehrt seinen Gefangenen oder Sklaven, aber damit er das kann, muß er ihn töten, und damit er ihm gut schmeckt, mästet er ihn bisweilen vorher. Der moderne Kulturmensch saugt seinen Nächsten aus, sei es indem er ihm durch Betrug im Handel und Wandel seine letzte Habe nimmt, sei es dadurch, daß er ihm die letzte Arbeitskraft auspreßt, und dann überläßt er ihn erbarmungslos der Not und dem Elend, ihn und die Seinigen. „Sozial" ist Reaktion gegen das Manchestertum, das laissez faire und laissez aller, die Erkenntnis, daß die Menschheit, um rechte Wege zu wallen, des geordneten Zwanges, der Schranken bedarf. Diese Schranken, die Ordnung, die Gliederung wie sie unsere Väter besaßen, haben wir nicht mehr, und es verlangt uns, sie wieder zu haben. Aber ihr Inhalt war nicht nur wirtschaftlich, sondern, das ist der Hauptunterschied, den wir ganz vergessen haben, in erster Linie ethischer Natur. Treue und Ehrbarkeit waren ihre Voraussetzungen und ihre Grundlagen. In Hamburg spricht man noch heute von „Einem ehrbaren Kaufmann", in unseren alten Zünften, Innungen und Gilden fand niemand Aufnahme, der gerichtlich bestraft war, oder sich eine Unlauterkeit hatte zu schulden kommen lassen, und wer nachweisbar in irgend welcher Weise betrügerisch verfuhr, wurde einfach ausgestoßen. War er das aber, so konnte er seine frühere Berufsarbeit nicht weiter treiben. Die Regierung hat das Margarinegesetz, wie es beim Reichstag beschlossen war, für nicht annehmbar erklärt, und nicht ausgeführt, weil es zum Schutz gegen betrügerische Manipulationen der Verkäufer die Vorschriften enthielt, daß die Margarine eine bestimmte Farbe haben und in anderen Räumen wie die Butter verkauft werden sollte. Damit wird von vornherein anerkannt, daß viele Händler betrügerischer Weise Margarine für Butter ausgeben. Der Gesetzentwurf setzte auf die Zuwiderhandlung gegen seine Vorschriften Strafen, aber wenn der Händler die Strafe bezahlt hatte, durfte er sein Gewerbe ruhig weiter treiben. Er war gewissermaßen durch Zahlung der Strafe rehabilitiert. In früheren Zeiten genügte die einfache Thatsache, daß er mit falscher Ware handelte, um ihm die Fortsetzung seines Gewerbebetriebes unmöglich zu machen. Warum? Weil er einer Korporation achtbarer Leute angehörte, und wenn er sein Gewerbe betreiben wollte, angehören mußte, und weil diese Korporation achtbarer Leute einen unehrlichen Mann nicht in ihrer Mitte duldete. Wir haben dies noch heute im Offizier-, im Beamtenstande. Ein Offizier, ein Beamter kann auf seinem Posten nicht bleiben, wenn er eine unehrenhafte Handlung begangen hat, auch dann nicht, wenn diese unehrenhafte Handlung gegen die Strafgesetze nicht verstößt. So ist es unvereinbar mit der Existenz unseres Offiziercorps, daß ein Mann in seiner Mitte verbleibt, von dem es bekannt ist, daß er sein Ehrenwort gebrochen hat. Sonderbar ist es, daß man immer von den Vorrechten des Offizierstandes spricht und dieses Ehrenvorrecht nicht auch angreift d. h. daß man dasselbe nicht auch für die anderen Stände verlangt. Warum sollen diese nicht auch ein Recht darauf haben, daß das Ehrenschild derjenigen, die zu ihnen zählen, ein makelloses ist? Und doch, welches Geschrei würde man erheben, wenn dem Händler, der nachweislich wissentlich Magarine statt Butter verkauft hat, das Geschäft für immer geschlossen werden sollte?

Ein Volk soll keine bunte, wirr durcheinanderwogende Masse, sondern ein einheitlicher, in sich abgegliederter Organismus sein, in welchem jeder einzelne Teil wiederum in sich gegliedert ist, die einzelnen Glieder untereinander im Zusammenhang und im geordneten Verhältnis zum Ganzen stehen, das ist der richtige und wahre soziale Gedanke, denn societas bedeutet Gesellschaft, Gemeinschaft. Ganz werden wir dieses Ziel, wie alle Ideale, nie erreichen, denn einen Idealstaat giebt es nicht, aber den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erstreben, ist auf allen Gebieten unsere Aufgabe, somit auch auf diesem. Die preußische Devise suum cuique drückt den sozialen Gedanken in zwei Worten aus, Jedem soll nur das Seine und somit nicht das des Andern, somit diesem

auch nicht das des ersteren, sondern allen nach Maß und Gerechtigkeit gegeben werden. Und gegeben soll es ihm werden, er soll es sich nicht nehmen dürfen nach Belieben, Hierfür Maß und Ziel zu finden, das ist eben die Aufgabe, und wie letztere zu lösen ist, das ist richtig verstanden, die soziale Frage. Sie ist keine neue, sie hat stets bestanden und wird immer bestehen, nur tritt sie in unserer Zeit durch die Wirkungen der liberalen Manchester-Gesetzgebung greller und krasser hervor. Ebensowenig aber wie früher durch die hohle Phrase der französischen Revolution und der auf ihr weiter fortbauenden bürgerlichen Demokratie wird heute ihre Lösung durch die gottesleugnerische Sozialdemokratie gefunden werden. Nur Liebe kann die Wunden heilen, welche sündhafte Selbstsucht der Menschheit immer wieder schlägt und Liebe wurzelt allein in Gott, der die Liebe ist. Der Weg zur Liebe und in der Liebe aber ist die Nachfolge Christi.

Würden die Lehren unseres Herrn und Heilandes überall auf Erden in die That umgesetzt, so gäbe es keine soziale Frage, wie die erste Christengemeinde eine solche nicht kannte. Dies in die That Umsetzen nicht nur für uns allein, sondern auch für andere, ist aber Christenaufgabe, darin besteht die Nachfolge Christi, und darum müssen wir sozial arbeiten, wenn wir Christen nicht nur heißen, sondern auch sein wollen.

Nun wissen wir, daß nur ein kleiner Teil des Samens auf gutes Land fällt, der größere auf den Felsen, in die Dornen und auf den Weg, und deshalb werden wir, ebensowenig wie es uns gelingt, die große Mehrzahl des Volkes zu gläubigen Christen zu machen, auch nicht erreichen, daß die Massen Anhänger des richtigen sozialen Gedankens sind. Aber wie wir Mission treiben nach außen und nach innen, ohne uns um die Erfolge zu kümmern, weil es eben das Gebot des Herrn ist, welches sie uns anbefiehlt, so dürfen wir nicht rasten und ruhen, wenn es gilt, die soziale Arbeit zu verrichten. Diese besteht also nicht darin, einen Idealstaat schaffen zu wollen, sondern ihre Aufgabe ist, die Schäden, welche an unserem Volksleben fressen, zu bekämpfen, die materiellen sowohl wie die ethischen. Die innere Mission soll in erster Linie dahin arbeiten, die, inmitten der Christenheit Christo verloren Gegangenen wieder zu ihm zurückzuführen. Alles was sie sonst thut, alles Werk der Barmherzigkeit ist dieser Aufgabe gegenüber nur Beiwerk. Auch dieses Beiwerk ist wichtige Arbeit und folgt dem Vorbild des Herrn. Sein Hauptwerk war die Predigt des Evangeliums, aber als Johannes ihn fragte, ob Er es wäre, der da kommen sollte, wies er auf seine Werke der Barmherzigkeit hin. Wenn er nicht predigte und lehrte, so heilte er die Kranken und Elenden, speiste die Hungrigen, tröstete die Traurigen. Die Innere Mission ist ein Teil der sozialen Arbeit, sie hängt eng mit ihr zusammen, aber sie ist dennoch nicht identisch mit ihr. Soziale Arbeit geht darauf aus, die Einrichtungen im öffentlichen Leben so zu gestalten, daß sie dem Menschen an Leib und Seele zum Wohle werden. Nun wissen wir Christen wohl, daß öffentliche Einrichtungen den Menschen nicht selig machen können, aber ebenso sollten wir auch wissen, daß sie ihn hindern können, die Arbeit an seiner Seele zu thun, die notwendig ist, um diese aus den Mühsalen und Gefahren des irdischen Lebens hinüber zu retten zu Gott in die Ewigkeit. Ist die soziale Arbeit nicht vorausgegangen, so kann zu allermeist die Innere Mission nichts ausrichten, denn an Menschen, die in überfüllten Wohnungen und Schlafstellen hausen, oder Tag und Nacht an die Erwerbsarbeit angespannt sind, um den nötigsten Unterhalt zu fristen, ebenso an diejenigen, welche dem Trunk, der Unsittlichkeit verfallen sind, an die Jugend, welche ohne Zucht und Ordnung aufwächst, und an viele andere gleicher Art, kann das Reich Gottes nicht herankommen. Not lehrt vielfach beten, oft aber auch fluchen und hassen. Erst wenn die äußeren Verhältnisse normal sind, kann die innere Arbeit anfangen.

An der sozialen Arbeit können auch Nichtchristen mithelfen und schaffen. Sie geht, wie wir eben sagten, der christlichen voraus, und deshalb ist sie selbst zunächst noch keine christliche, aber weil sie ihr vorausgehen muß, weil das vielfach unbedingt notwendig ist, um die christliche Arbeit erst zu ermöglichen, darum ist es Christenpflicht, sociale Arbeit mitzuthun, darum dürfen wir Christen ihr nicht lässig und teilnahmlos gegenüberstehen. Ich möchte einen Vergleich ziehen. Eine Kirche an sich hat keine Bedeutung, wenn kein

Gottesdienst darin gehalten, und wenn das Wort Gottes nicht lauter und rein in diesem Gottesdienst verkündet wird. Die äußeren Mauern und die innere Ausstattung erfüllen an sich den Zweck nicht, es muß erst die Predigt hinzukommen, welche die Herzen erweckt und zu Gott bekehrt. Aber um die Predigt recht halten zu können, müssen wir Gotteshäuser haben, einmal um der Ordnung willen und sodann, um gegen Wind, Wetter, Störung u. s. w. geschützt zu sein. So müssen auch die äußeren Voraussetzungen vorhanden sein, damit unsere christliche Arbeit beginnen und mit Erfolg wirken kann.

Darum ist die soziale Arbeit für uns Christen nicht nur keine gleichgültige, sondern richtig verstanden ist sie für uns vielmehr Gottes Gebot. Und wenn sie jetzt Herz und Gedanken von Tausenden erfüllt, die ihr früher gleichgültig gegenüberstanden, so sollen wir uns dessen freuen und darin ein Zeichen unseres Gottes, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche, zu erkennen und zu verstehen suchen. Auf den Gleichgültigen, Stumpfen, Trägen zu wirken, ist schwer, meist unmöglich. Derjenige, der aber denkt und fühlt, kann auch für das Gute und Wahre gewonnen werden, wenn man es ihm bringt Darum sollen wir Christen den sozialen Gedanken und der sozialen Arbeit nicht fremd, kalt oder feindlich 'gegenüberstehen, sondern wir sollen uns ihrer bemächtigen und sie durch die Macht des Geistes zwingen, dem Reiche Gottes zu dienen. Wie dies zu geschehen hat, davon sei es mir gestattet, das nächste Mal zu reden.

C. von Massow.

Kolonialpolitik.

Der wichtige Posten des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika ist durch Oberst Liebert wieder besetzt, aber es hat sehr lange gedauert, bis diese Entscheidung getroffen und bekannt gegeben wurde. Schon im Sommer, während der Kolonial-Ausstellung, war in kolonialen Kreisen vielfach die Meinung verbreitet, Major von Wißmann würde nicht wieder nach Dar-es-Salam zurückkehren, seine dem Tropenklima nicht mehr gewachsene Gesundheit und andere persönliche Verhältnisse stellten sich der Wiederaufnahme der Stellung des Gouverneurs entgegen. Und in der That, mancher wird es Wißmann nicht verdenken, daß er nach der langjährigen Arbeit auf afrikanischem Boden, gewohnt an schnelle und großartige Erfolge nicht mehr Lust fühlt, dort mühsam die Entwickelung der Kolonie zu fördern, sich im täglichen Bureaudienste abzuärgern, Baustein an Baustein zu setzen. Vielleicht kann er hier in Berlin, als Adlatus des Leiters der Kolonial-Abteilung, als spiritus rector mancher kolonialen Unternehmungen und als Vorstandsmitglied der Kolonial-Gesellschaft mehr nutzen, wie dort unter der tropischen Sonne, der er lange genug mutig stand gehalten hat. Hoffentlich findet er Gelegenheit, im Reichstage oder in der Kommission die koloniale Sache vertreten zu können.

Der Nachfolger Wißmanns ist unter den „Afrikanern“ Berlins eine sehr bekannte und beliebte Persönlichkeit, auf den die größten Hoffnungen gesetzt werden. Oberst Liebert, der die Ausreise nach Ostafrika schon angetreten hat, galt bis vor kurzem noch als der künftige Reorganisator der chinesischen Armee, nachdem er Li-Hung-Schang im Sommer beigegeben war, als dieser Deutschland mit seinem Besuch „beehrte“. Statt dessen ist er nun bestimmt, eine weniger militärische Mission zu erfüllen. Im Jahre 1866 Offizier geworden, kam er in der Mitte der 80er Jahre in den Generalstab, nachdem er durch seine Thätigkeit als Taktik-Lehrer an der Kriegsschule Hannover die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gezogen hatte. Die koloniale Begeisterung der folgenden Zeit ergriff ihn mit besonderer Gewalt; er interessierte sich lebhaft für die Fortführung der Bewegung, hielt schon 1888 in der Dt. Kolonialgesellschaft eine Rede, in der er sich als gut unterrichtet und voll der größten Hoffnungen zeigte. Wohl infolge dieses Auftretens wurde er noch unter dem Regime Bismarck Stellvertreter des Reichs-Kommissars v. Wißmann

in Berlin, als letzterer die Niederwerfung des Araberaufstandes in Dt. Ostafrika leitete und wurde auch auf einige Wochen im Frühjahr 1890 nach dieser Kolonie geschickt, um sich über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten. Die Frucht der Reise war eine Rede, die er als Bundesrats-Kommissar im Reichstage im Mai 1890 hielt und in der er sich begeistert für das von ihm besuchte Gebiet aussprach, aber wohl etwas zu überschwängliche Hoffnungen für seine Entwickelung äußerte. Unter der „Aera Caprivi" war natürlich die Kolonialfreundlichkeit Lieberts nicht mehr so beliebt wie vorher, und er wurde von Berlin nach Hannover „transferiert", wo er als Generalstabsoffizier, zum Teil auch als Chef des Generalstabes des X. Armee-Korps geblieben ist, bis er 1894 zum Kommandeur des 12. Regiments ernannt wurde. Aus dieser Stellung heraus übernimmt er als fast 50jähriger die Geschäfte des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika. Eine eigentliche Vorbildung für die neue Thätigkeit, deren Bedeutung in erster Reihe auf wirtschaftlichem Gebiet liegt, bringt er nicht mit, denn jene kurze Reise im Jahre 1890 kann ihn nur in oberflächlichster Weise mit Land und Leuten bekannt gemacht haben. Aber vielleicht ersetzt er diesen Mangel durch seine warme Begeisterung für die Sache, der er dienen will, durch seinen scharfen Verstand, durch die ihm innewohnende Thatkraft und Frische. Am 5. Dezember 1896, bei einem „gemütlichen Abend" im Kolonialheim hat Oberst Liebert von sich selbst gesagt: er sei im Gegensatz zu Wißmann noch „ein unbeschriebenes Blatt", aber er wolle versuchen, im Sinne seines Vorgängers weiterzuarbeiten. Damit können alle Kolonialfreunde einverstanden sein. Wir als Christen hoffen besonders, daß er auch die Interessen der Mission wahren und nicht, wie die Deutsche Kolonialzeitung in ihrer Nr. 50 vom 12. Dezember 1896 meint, die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie als Leitstern ansehen wird, dem er folgen will, als Zweck, dem sich alles unterzuordnen hat. Wir denken von der idealen Auffassung Lieberts zu hoch, als daß wir ihm eine solche lediglich auf den Geldsack der Plantagenbesitzer, Kaufleute und Rheder gerichtete Politik zutrauen könnten. In diesem Sinne wünschen wir dem tüchtigen und verdienten Manne Gesundheit, guten Erfolg und den Segen Gottes im neuen Beruf!

Von der ersten Lesung des Kolonial-Etats im Reichstage ist dieses Mal besonders wenig zu berichten. Eugen Richter ließ eine seiner bekannten Reden vom Stapel, in der es weder an Verunglimpfung der Kolonialpolitik im allgemeinen, wie an Ausfällen gegen den früheren Leiter des Kolonialrats, Dr. Kayser und an kleinen „scherzhaften" Verdächtigungen Wißmanns fehlte. Irgend welche ernsthaft zu nehmenden Ausstellungen gegen den Etat brachte er nicht vor, der Refrain seiner Rede war wie immer: die ganzen Kolonien taugen nichts, am besten wäre es, Deutschland wäre sie los! Zum erstenmale sprach auch der neu ernannte Kolonialdirektor Hr. v. Richthofen bei dieser Lesung des Etats. Wir entnehmen seinen Ausführungen nur die zum Schluß geäußerte Absicht, die Kolonien bald zu einer finanziellen Selbständigkeit gelangen zu lassen, welche sie befähigt, „nicht nur ihre eigenen wirtschaftlichen Ausgaben zu tragen, sondern auch die Ausgaben, welche zur Zeit die Notwendigkeit des Schutzes und der Verwaltung dem Mutterlande auferlegt". Wir würden uns sehr freuen, wenn Hr. v. Richthofen dies Ziel erreichen könnte. An weitem Blick, an Erfahrungen auf finanziellem Gebiete fehlt es ihm nicht, er bringt viel mit, was ihn zur glücklichen Durchführung jenes Planes befähigt. Aber täuschen wir uns nicht! Es werden noch Jahre, vielleicht viele Jahre vergehen, ehe die finanzielle Unabhängigkeit unserer Kolonien erreicht sein kann, wenn nicht besondere Umstände, Entdeckung von Goldfeldern u. s. w. die Entwickelung in schnelleren Gang zu bringen. Der gesamte Kolonial-Etat, dessen Einzelheiten wir im Dezemberheft 1896 gegeben haben, wurde übrigens wie stets der Budget-Kommission überwiesen; die zweite Lesung ist frühestens im Februar zu erwarten.

Fast gleichzeitig mit der ersten Beratung des Etats im Reichstage fand am 5. Dezember eine Sitzung des Vorstandes der deutschen Kolonialgesellschaft unter dem Vorsitz des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg im großen Saale des Kaiserhofs in Berlin statt, in der manche der zur Zeit im Vordergrunde stehenden Fragen besprochen wurden. Von allgemeinem Interesse dürfte die Mitteilung sein, daß

die Mitgliederzahl der über ganz Deutschland verbreiteten und seit einem Jahr sehr rührigen Agitations-Gesellschaft auf etwa 17000 mit einem Jahresbeitrage von 102000 Mark veranschlagt wird. Aus dieser Summe, die sich durch Zinsen und andere kleine Einnahmen auf 106000 Mark erhöht, sollen 1897 für Agitation und Auskunftserteilung 18000 Mark und für sonstige koloniale Zwecke 17650 Mark verwendet werden; der Rest des Geldes geht in Besoldungen von Beamten, Bureaumieten pp. sowie in der Subvention der Kolonialzeitung drauf. Mit der Form und dem Inhalt der letzteren ist man nicht recht zufrieden, und es ist deshalb beschlossen, sie zu einem „volkstümlichen, lebhafter gehaltenen Blatte mit umfangreicherem Texte umzugestalten und durch etwa 2000 Freiexemplare der Öffentlichkeit zugänglich zu machen". Zu diesem Zwecke sollen 10000 Mark bereit gestellt werden. Lebhaft und volkstümlich war die Kolonialzeitung allerdings bisher nicht; neben Zuverlässigkeit zeichnete sie eine gewisse klassische Ruhe aus. Hoffentlich geht die erstere nicht verloren, wenn die Zeitung „volkstümlicher" wird. Gegen die in Berlin gebräuchliche „Volkstümlichkeit" ist das bessere Lesepublikum in und außer der Reichshauptstadt mit Recht eingenommen, weil jeder weiß, daß die in Berlin verbreiteten „volkstümlichen" Zeitungen zum nicht geringen Teil sensationslüsterne, mit der Wahrheit auf sehr gespanntem Fuß stehende Schandschriften sind, voll des ekelhaftesten Klatsches und jüdischen Witzes.

Von den anderen in dieser Sitzung zur Annahme gelangten Anträgen ist der eine, sich auf die Schulen beziehende von prinzipieller Bedeutung. Man einigte sich dahin, den Reichskanzler zu ersuchen, sich die Förderung der Schulen in unseren Kolonien sonderlich angelegen sein zu lassen, „in der Weise, daß allen in den Kolonien bereits bestehenden oder noch zu errichtenden Schulen unbeschadet ihrer besonderen Eigenart und Selbständigkeit, auf Grund eines im Einvernehmen mit den Missionen aufzustellenden Lehrplans, auf ihren Antrag ein Regierungszuschuß gegeben werde, unter der Bedingung der Erfüllung gewisser Mindestleistungen im Lesen, Schreiben, Rechnen und deutscher Sprache". Abgesehen von den „konfessionslosen" Regierungsschulen in Deutsch-Ostafrika, sowie den ebenfalls von der Regierung unterhaltenen Schulen in Kamerun und Togo zahlt das Reich zur Zeit Zuschüsse zum Schulwesen der Bremer Missionsgesellschaft in Togo und zu den Schulen in Südwestafrika und zwar sind diese Zuschüsse im Etat für 1897/98 auf 3000 bezw. 3600 Mark angesetzt. Der Antrag des Vorstandes der deutschen Kolonialgesellschaft will augenscheinlich den Anlaß zur Erhöhung dieser Unterstützungen, zu ihrer Ausdehnung auf alle Schutzgebiete geben und die Bewilligung davon abhängig machen, daß in den unterstützten Schulen die deutsche Sprache gelehrt wird. In den höheren Klassen der Schulen der Bremer Mission in Togo wurde, wenigstens bis vor kurzem, die englische Sprache gelehrt, und man wird zugeben, daß, wenn einmal eine den Eingeborenen fremde Sprache in den Unterrichtsplan aufgenommen werden soll, dies die deutsche sein muß. Erfreulich ist, daß der Vorstand der deutschen Kolonialgesellschaft durch diesen Antrag ausdrücklich die Zweckmäßigkeit der Heranziehung der Missionen bei Festsetzung des Lehrplans der Schulen in den Kolonien anerkannt hat.

Auch mit den in dem Zeitungen jetzt viel genannten Tanganyika-Dampferunternehmen hat sich die Versammlung beschäftigt und seine Förderung in jeder Hinsicht befürwortet. Bekanntlich ist seit einiger Zeit in Udschidschi am Ostufer dieses Binnenmeeres eine deutsche Militärstation eingerichtet, aber dieser eine Posten kann doch auf dem 650 Kilometer langen See, der zugleich die Grenze gegen den Kongostaat bildet, nur eine äußerst beschränkte Wirksamkeit ausüben, wenn nicht mindestens ein Dampfer zur Verfügung des Stationsleiters steht. Der legitime Handel wird durch ein solches Schiff, wie das Beispiel des Dampfers „Hermann von Wißmann" auf dem Nyassa-See lehrt, ebenso sehr gefördert, wie der Sklavenhandel gestört und gehindert wird. Man beabsichtigt den Dampfer auf dem Schire und über den Nyassa-See, schließlich von hier auf dem Landwege nach dem Tanganyika zu bringen; der Weg steht ziemlich fest, auch der Führer der Expedition, Lieutenant Schloifer ist bestimmt. Es fehlt nur noch — wie bei so vielen afrikanischen Plänen — eine Kleinigkeit: das Geld, um den Dampfer

zu beschaffen u. s. w. Die Regierung hat erklärt, den Bau auf Reichskosten nicht übernehmen zu können und das Komitee, welches sich für die Ausführung des Unternehmens gebildet hat, wendet sich deshalb an die Öffentlichkeit, um auf diesem Wege die erforderlichen Mittel zu erhalten. Der Unternehmungsgeist, der in England sehr oft Kapitalisten antreibt, auf eigene Kosten und Gefahr derartige Unternehmungen ins Leben zu rufen, fehlt bei uns noch so gut wie ganz; auch die großartige Freigebigkeit, durch die die englischen Missionsgesellschaften mit allem Erforderlichen, mit Dampfschiffen für die Binnenseen u. s. w. ausgestattet werden, ist nur sehr vereinzelt anzutreffen. Daß die private Hülfe geleistet werden muß, fühlt man bei uns sehr wohl, an Versuchen, sie anzuregen, fehlt es nicht, aber oft machen diese Versuche den Eindruck des Krampfhaften, weil der Widerhall im Volke fehlt. Hier findet die Deutsche Kolonialgesellschaft ein reiches Feld der Thätigkeit: sie muß agitatorisch auftreten, nicht nur in den Kreisen der Gesellschaft selbst, sondern wo und wie sich die Gelegenheit bietet, in der Presse, durch Vorträge in Vereinen u. s. w. Allerdings wird hier nicht immer nur von der wirtschaftlichen Bedeutung der Kolonien, sondern auch von unserer Pflicht den Einwohnern gegenüber, von den sittlichen und religiösen Zielen unserer Kolonialpolitik die Rede sein müssen, wenn man weite Kreise des Volkes begeistern, die Kolonialpolitik, wie die Deutsche Kolonialzeitung das ganz gut ausdrückt, populär machen will.

An Fragen, die der Lösung harren, über die im Volke eine bessere Orientierung von nöten ist, fehlt es wahrlich nicht. Auf wirtschaftlichem Gebiet muß dem großen Publikum nach Möglichkeit Kenntnis gegeben werden von den Erzeugnissen, die unsere Kolonien schon jetzt in vortrefflicher Güte hervorbringen; je schneller sie Absatz finden, desto mehr wird sich das deutsche Kapital für Unternehmungen solcher Art interessieren und der Anlage von Pflanzungen u. s. w. zuwenden. Die Bildung des „Komitees zur Einführung von Erzeugnissen aus deutschen Kolonien“ und die von ihm ins Leben gerufene Auskunftei und Ausstellung von Fabrikaten (Berlin, Unter den Linden 47) ist ein verheißungsvoller Schritt in dieser Richtung. Auf verkehrspolitischem Gebiet bedürfen die Verbesserungen der Landungsverhältnisse in Togo und Südwestafrika, wo ein neuer Hafenplatz im Norden, südlich des Kuneneflusses, gefunden zu sein scheint, fortwährender Besprechung und Klarlegung, damit endlich für sie etwas gethan wird. Auch die Erbauung von Eisenbahnen in Ostafrika und Südwestafrika ist von Wichtigkeit, wenn wir auch glauben, daß der Zeitpunkt, die von verschiedenen Seiten befürworteten großen Eisenbahnlinien in Angriff zu nehmen, noch nicht gekommen ist; in Ostafrika dürfte dagegen die Weiterführung der Usambarabahn bis Korogwe möglichst bald ins Werk zu setzen sein. In politischer Beziehung harren noch immer die sich mehr und mehr verwickelnden Zustände im Bogen des Niger, also im Hinterlande von Togo einer Änderung; aber der Alexander, der diesen Knoten mit fester Hand durchhaut, scheint augenblicklich in Europa vergeblich gesucht zu werden. Unterdes geht die Royal-Niger-Kompagnie unter Leitung ihres Chefs, Sir Taubman Goldie, munter gegen widerspänstige Häuptlinge im Süden des Stromes vor, und wir lassen its little war, wie die englischen Zeitungen den Krieg nennen, ruhig vorwärts gehen, ohne zu wissen, was er bezweckt und wohin er zielt. Sicher ist, daß die Royal-Niger-Kompagnie nicht nur den Sklavenhandel unterdrücken will; Humanität ist in England selten der alleinige Beweggrund derartiger Unternehmungen. Jedenfalls wird es gut sein, wenn man bei uns zu Lande die ländergierigen Söhne Albions nicht aus den Augen läßt und in Deutschland Aufklärung darüber verbreitet, was wir von ihnen zu erwarten haben.

Noch höheres Interesse wie diese wirtschaftlichen und politischen Fragen beansprucht die Entwickelung der Missionen und der mit ihrer Thätigkeit in Verbindung stehenden Bestrebungen. Nie darf der Ruf aufhören, daß endlich der Einfuhr von Branntwein in unsere westafrikanischen Kolonien ein Ende gemacht werden muß. Immer wieder soll darauf hingewiesen werden, daß das oft lasterhafte und jeder guten Sitte Hohn sprechende Leben der Deutschen in den Kolonien, ihre Ausschweifungen, Trunksucht und schändliche Behandlung der Eingeborenen manches verdirbt, was die Missionen gut gemacht haben.

Die Aufgaben, die im kommenden Jahre auf kolonialem Gebiet zu lösen sind oder deren Lösung doch anzubahnen ist, sind zahlreich und groß. Aber der Aufschwung, den die kolonialen Bestrebungen grade im letzten Jahre genommen haben, läßt uns auf guten Fortgang hoffen, wenn nur ihre Triebfedern nicht ausschließlich eigennütziger, gewinnsüchtiger Natur sind, sondern auch den Pflichten Rechnung getragen wird, die das deutsche Volk den Farbigen gegenüber übernommen hat. An Gottes Segen ist alles gelegen! An schlimmen Erfahrungen, wohin die Vernachlässigung jedes höheren Gedankens, der christlichen Moral führt, hat es uns im letzten Jahre nicht gefehlt — möchten sie uns im kommenden erspart bleiben! Das walte Gott!

Ende Dezember 1896. Ulrich von Hassell.

Kirche.

Was ist es, das wir zu Weihnachten wieder mit der ganzen Christenheit auf Erden feiern? Was ist es für ein Licht, das wir vom 25. Dezember zum 1. Januar mit hinübernehmen, daß es uns hineinleuchte in das Dunkel des kommenden Jahres? —

Das ew'ge Licht geht da herein,
Giebt der Welt ein' neuen Schein,
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieeleis.

Soll es dabei bleiben? — Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit: soll das die Predigt der Kirche auch für die kommenden Geschlechter sein? — Der moderne Rationalismus belehrt uns, daß die Logoslehre (das „Wort") ein ungeeigneter Ausdruck sei für die christliche Idee der Gottesgemeinschaft durch Jesum, ein Ausdruck, der auf der falschen dem Heidentum entlehnten Darstellung beruhe, daß der Weg zu Gott durch das Denken ginge.

An der Person Christi scheiden sich die Wege. Und es wird die kirchliche Aufgabe auch des kommenden Jahres sein, zu immer deutlicherer Scheidung der Gegensätze zu verhelfen. Es kann uns nur willkommen sein, daß von der anderen Seite die Angriffe gegen die Lehren der Kirche immer deutlicher werden. Bezeichnend dafür war der Tag der Ritschlianer in Eisenach, bezeichnend so manche Äußerung in ihrer Presse, sehr bezeichnend waren auch die Verhandlungen des Delegiertentages der neuen politischen Partei der Nationalsozialen in Erfurt.

Als im Laufe des vergangenen Jahres die Abweisung eines Protestes gegen einen liberalen Diakonus in Weimar berichtet wurde, bemerkte die „Chronik der christlichen Welt" dazu: Damit sei von seiten des Kirchenregiments die Unabhängigkeit des religiösen Glaubens von Welterklärungstheorien alter und neuer Zeit und jeglicher Art geschützt worden. Hier haben wir einen höchst charakteristischen Ausdruck. Der Glaube an die Wahrheit der göttlichen Offenbarung ist eine „Welterklärungstheorie", — derartige Theorien sind Produkte des menschlichen Denkens, auf dem Wege des Denkens aber kommt man Gott nicht nahe, sondern nur in Willensbethätigungen, die mit religiösen „Stimmungen" verbunden sind. Denn der christliche Glaube ist die Stimmung des Vertrauens zu der göttlichen Führung, zum göttlichen Wohlmeinen, und diese Stimmung bethätigt man in freudiger Berufserfüllung, in dienender Nächstenliebe. Was für Ansichten dabei gehegt werden über das Verhältnis Gottes zur Welt, über die Person Jesu und die Art seiner Beziehung zu Gott, seinen überweltlichen Charakter, die Art seiner Lebensschicksale, Geburt und Auferstehung — das ist gleichgültig. Dahin ist eine Theologie geraten, die pomphaft verkündigte, sie bringe die endliche Gewähr einer definitiven Verselbständigung der Religion gegenüber der Philosophie. Und nun beschneidet sie überall

die christliche Religionslehre nach einer allein seligmachenden philosophischen „Erkenntnistheorie", über welche eine objektive, sachliche Verständigung gar nicht möglich ist.

Es war ziemlich gewagt, wenn Harnack in Eisenach zu einer neuen Bekenntnisbildung aufforderte. Wir könnten uns dieses Vorgehens freilich nur freuen, denn es würde die Scheidelinie dadurch deutlicher werden. Und zu einer förderlichen Weiterentwicklung des religiösen Lebens in unserem Volke ist doch eine deutliche Abgrenzung der Gegensätze unerläßlich. Denn nur dann kann man sehen, ob überhaupt noch etwas Gemeinsames vorhanden ist.

Daß die neue Partei der Nationalsozialen sich nicht mehr christlich-sozial nennt, ist ganz begreiflich. Das was sie zusammenhält, ist in der That nicht eine bestimmte Vorstellung vom Christentum und seinem Einfluß auf politische Forderungen, sondern es sind rein politische Prinzipien, nämlich einige demokratische Phantastereien, welche ihre politische Sonderstellung motivieren. Aber höchst merkwürdig waren ihre Beratungen über die Stellung des Programms zum Christentum und darum von Bedeutung für einen kirchlichen Bericht. Die Aussprache darüber war nötig, weil einigen die Grenze gegen die Sozialdemokratie ohnedem nicht befestigt genug erschien. Die Erfurter sind die nationalen und monarchischen Sozialdemokraten — dies ist ja schon eine erfreuliche Scheidelinie gegen die internationalen Revolutionäre. Aber besonders die Vertreter der evangelischen Arbeitervereine fanden es geboten, auch das trennende Prinzip gegeu die Sozialdemokratie zu betonen, das in der Stellung zum Christentum liegt. Insofern war es eine politische Notwendigkeit, einen Satz im Programm zu lassen, der dies aussprach. In welchem Sinne dies aber zu geschehen habe, darüber gingen die Meinungen weit auseinander. Professor Sohm, der ausdrücklich erklärte, daß für ihn die Stellung zum christlichen Glauben auch im Programm conditio sine qua non sei, hatte vorher in begeisterter Rede nachgewiesen, daß das Christentum mit der Politik gar nichts zu thun habe. Wenn das aber wirklich der Fall ist, warum dann jene strenge Forderung? Will er nicht dadurch Unchristen von der Beteiligung an diesem politischen Unternehmen ausschließen? Wenn aber doch dieser unchristliche Charakter keinen Einfluß auf das politische Handeln hat, welchen Sinn kann dann Sohms Forderung haben, den christlichen Glauben in das Programm zu nehmen und damit diejenigen, welche sich auf seinen Boden nicht stellen, auszuschließen? Dieselbe kann doch nicht etwa damit begründet sein, daß es ungemütlich für gläubige Christen sein würde, bei den mit Parteiversammlungen verbundenen Mahlzeiten u. dgl. auch mit Ungläubigen zusammenzutreffen. Soll aber mehr damit ausgesagt sein, so ist Professor Sohm noch eine Aufklärung darüber schuldig, was es heißt, daß das Christentum mit der Politik nichts zu thun habe. Auch jenes persönliche Zusammentreffen kann schon deshalb nicht gemeint sein, weil Professor Sohm ausdrücklich erklärte, daß ihm auch Juden für die Mitarbeit willkommen sein würden. Aber im Programm darf trotzdem nach ihm der christliche Glaube nicht fehlen. Das Programm erscheint danach völlig isoliert von der praktischen Bethätigung der Partei.

Doch es ist die Erwähnung des Christentums schließlich wirklich hineingekommen, und für uns bildet die Art wie das geschehen, das Hauptinteresse. In dem ursprünglichen Entwurf hieß § 6: „Im Mittelpunkt des geistigen und sittlichen Lebens unseres Volkes steht nach unserer Überzeugung der Glaube an Jesus Christus, der nicht zur Parteisache gemacht werden darf, sich aber auch im öffentlichen Leben als Macht des Friedens und der Gemeinschaftlichkeit bewähren soll." — Den Rheinländern und Württembergern besagten diese Worte zu wenig; sie wollten um der Grenzlinie gegen Rom willen eine evangelisch bestimmtere Fassung. Anderen aber sagte es zu viel; sie wollten überhaupt keine Erwähnung der Religion in einem politischen Programm. Dies war an sich eine ganz verständliche Forderung. Aber sie ging nicht durch. Vielmehr wurde der § in folgender Fassung angenommen: „Im Mittelpunkt des geistigen und sittlichen Lebens unseres Volkes steht uns das Christentum, das nicht zur Parteisache gemacht werden darf u. s. w." wie oben. Die ganze Änderung besteht also darin, daß an Stelle des Glaubens an Jesus Christus das Christentum gesetzt worden ist. Man sollte meinen, das sei doch ganz dasselbe. Weit gefehlt! Einer der Wortführer, Dr. von Scheven aus

Eisenach faßte den Standpunkt kurz zusammen: Christus ist mein Bruder, aber nicht mein Gott.

So hat also die Versammlung der 120 Delegierten der nationalsozialen Partei in Erfurt festgestellt, daß es ein Christentum giebt, das nicht der Glaube an Jesum ist. Und die Württemberger und Rheinischen Christen, welche den Kampf gegen Rom für noch wichtiger erklärten als den gegen die Sozialdemokratie, haben dem zugestimmt. Wir legen dies hiermit fest als das bedeutungsvollste Ereignis des vergangenen Jahres. Es ist nicht die Meinung, als ob nicht der genannte rechte Flügel der Erfurter an dem „Glauben an Jesus Christus" für sich selbst festhielte. Auch Naumann selbst hatte ja dieses Wort als den Ausdruck seiner Überzeugung in das Programm gestellt. Aber es ist ihnen bedeutungslos. Der Bericht in der Chronik der christl. Welt hebt ausdrücklich hervor, „daß in der ganzen Debatte der Unterschied zwischen liberaler und orthodoxer Theologie niemals hervorgetreten sei". Nach der übereinstimmenden Ansicht aller Teilnehmer ist das Wesentliche am Christentum eine gewisse sittlich-ideale Gesinnung, die man aber schließlich auch außerhalb des Christentums haben kann, denn es wurde noch in einer vorsichtigen Resolution „ausdrücklich" hinzugefügt, daß der § nicht ein Gewissenszwang für die einzelnen Mitglieder sein soll. „Jeder, der ehrlich an der Erreichung unserer nationalen und sozialen Ziele mitarbeiten will, ist uns willkommen." — Ich finde diese Äußerung wunderschön. Auch der sel. Büchsel erklärte einst auf einer Augustkonferenz, welche über die Sammlung der Gläubigen verhandelt hatte, daß die Arbeit der rechte Sammelpunkt sei: wer mit mir arbeiten will, der ist mir willkommen. Aber in welchem Lichte erscheint dieser Grundsatz im Erfurter Programm, nachdem man die Person Jesu Christi als Gegenstand unseres Glaubens soeben eliminiert hatte!

„Wir leben von dem Dufte eines leer gewordenen Gefäßes. Unsere Nachkommen werden von dem Dufte dieses Duftes leben." So sagte einst Renan in Bezug auf die Sittlichkeit und Kultur der Gegenwart, die aus dem Christentum erwachsen sei, das bei den Gebildeten in Abnahme gekommen sei. Wenn der frivole Franzose auch seine Witze daran anschloß, so hat er doch als ein weissagender Kaiphas treffend die Situation beschrieben. In Erfurt ist noch viel christlicher Duft aufgestiegen, aber die Gefäße sind zum Teil schon leer geworden, zum Teil ist man noch an der Arbeit, sie ihres letzten Inhalts zu berauben. Vom Glauben an Christus geht's herab zum „Christentum" und von da zum „Idealismus"; wer aber möchte dann die Sozialdemokraten bestreiten? — denn auch sie leben noch „von dem Dufte dieses Duftes".

Die Erfurter Verhandlungen im Verein mit anderen Zeichen der Zeit weisen uns auf die Notwendigkeit einer festen Stellung hin, die zur Scheidung von allen trübenden rationalistischen Elementen führt. Aber daraus ergeben sich noch zwei weitere Aufgaben, welche leider unter unseren Gesinnungsgenossen weitaus nicht genügend in ihrer Wichtigkeit erkannt sind. Erstlich die Scheidung nach der einen Seite muß zum Zusammenschluß nach der anderen führen. Noch immer haben wir keinen Punkt in Deutschland, wo sich alle diejenigen, denen das Christentum wirklich und buchstäblich Glaube an Jesum Christum ist, zusammenfinden. Wir haben nur die Vereinigungen zu bestimmten praktischen Zwecken — und wir wollen den Segen derselben nicht unterschätzen. Aber sollten nicht die landeskirchlichen und die Parteigrenzen überbrückt werden können, so daß sich die vielen Konferenzen pastoraler und allgemein kirchlicher Art, die wir wie Sand am Meere haben, einmal vereinigen? Das Haupthindernis ist die unglückselige Union mit ihren längst vergangenen politischen Fehlern, die noch immer in die Gegenwart hineinspielen. Aber hat diese Frage wirklich jetzt noch die Bedeutung, die sie vor 70 Jahren hatte? Ist sie, wie die thatsächlichen Verhältnisse sich in Preußen und außerhalb entwickelt haben, mehr als die Frage: ob die landeskirchlichen Bureauarbeiten in zwei Stuben oder in einer abgemacht werden sollen? — Die „Neue lutherische Kirchen-Zeitung", das Organ der Lutheraner, die in der Allgemeinen (Luthardtschen) luth. Kirchenzeitung ihre Vertretung nicht mehr finden können, hat als Mitarbeiter für spezifisch wissenschaftliche Fragen den calvinistisch gesinnten D. Adolph Zahn. Ist das nicht auch eine Art Union? Und weist nicht diese merkwürdige Kooperation darauf hin, daß es jetzt Feinde zu bekämpfen

giebt, die nicht etwa diese und jene Wirksamkeit der Bekenntnisse, sondern die Bekenntnisse selbst bestreiten? — Möchte uns das Jahr 1897 einen Mittelpunkt bringen für unsere Bestrebungen und Verständigungen, wie er uns bis jetzt fehlt.

Die andere Aufgabe bezieht sich auf die Vertretung des Glaubens an Jesum Christum vor der gebildeten, aber vom Christentum abgefallenen Welt. Grade gegenüber den Bestrebungen der Modernen, den Geist der Zeit mit einem christlichen Idealismus oder einem zurecht gestutzten „Christentum" zu erfüllen, kommt es leicht, daß unsere Freunde und Gesinnungsgenossen sich zu sehr auf ihre eigenen Kreise beschränken und die alte Wahrheit in einer Weise verkündigen, welche auf ein Verständnis außerhalb derjenigen Kreise nicht rechnet, die noch nicht mit christlicher Denkweise durchtränkt sind. Wir positiven Theologen und positiven Christen müssen aggressiver werden. Möchte auch dazu der HErr im neuen Jahre seine Gnade und seinen Geist geben.

Greifswald, 24. Dezember 1896.

D. M. v. Nathusius.





Zuschriften an die Schriftleitung.

Zürich, den 7. Dezember 1896.

Hochgeehrter Herr!

Sie bringen in ihrer Novembernummer die Besprechung und Inhaltsangabe eines vor kurzem von mir veröffentlichen Vortrags „die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung", welche den Inhalt desselben nicht ganz richtig wiedergiebt. Sie werden mir darnach und bei dem großen Gewichte, welches ich auf die Beurteilung meiner Anschauungen in Ihrem Leserkreise lege, eine Korrektur gestatten. Ihr Herr Berichterstatter spricht aus: „Der Hauptgrund der Arbeitslosigkeit ist dem Verfasser die wachsende Bevölkerungsvermehrung." Ich habe in dem Vortrage wörtlich gesagt (S. 9 u. 10): „Was also sind die Ursachen der Arbeitslosigkeit? Sie sind, wie wohl vorauszusehen ist, verschieden. Im ganzen und großen aber giebt es ihrer drei. Zunächst spielt ein Moment mit, das, möchte ich sagen, mißliebig geworden ist in der Nationalökonomie seit einiger Zeit, die Bevölkerungsvermehrung. Die Bevölkerungsvermehrung spielt unter den Ursachen der Arbeitslosigkeit die erste Rolle. An zweiter Stelle sind es Naturumstände anderer Art, Naturumstände, welche wir wirtschaftlich noch nicht beherrschen gelernt haben, obschon sie eine Beherrschung doch wohl zulassen, welche Arbeitslosigkeit in großem Umfang erzeugen. Hauptsächlich kommt hier der Winter in Betracht. Es ist eine zum Teil andere Verteilung der Arbeiten auf Sommer und Winter als die heutige vonnöten. Endlich kommen an dritter Stelle die sogenannten Krisen." — Nach dem vorangeführten ist allerdings die Bevölkerungsvermehrung in die erste Linie der Ursachen der Arbeitslosigkeit gestellt. Aber ich führe neben ihr noch andere Ursachen an. Die Besprechung Ihres Herrn Referenten erweckt dagegen den Eindruck, daß von solchen anderen Ursachen neben der Bevölkerungsvermehrung bei mir nicht die Rede ist. Er notiert jene anderen von mir erwähnten Umstände mit keinem Wort, läßt die Bevölkerungsvermehrung allein auftreten, und macht mir weiterhin sogar den Vorwurf, daß ich die Krisen übersehe. In Wahrheit sind (vgl. oben) die Krisen von mir ausdrücklich und in gesperrter Schrift hervorgehoben, und nicht genug daran, verbreite ich mich auch über die Frage einer Krisenpolitik, so daß sich Ihr Herr Berichterstatter mit seinem Vorwurf jedenfalls im Irrtum befindet.

Ihr Herr Berichterstatter geht aber des ferneren in eine Polemik gegen die Auffassung, die ich der Bevölkerungsfrage entgegenbringe, ein. Seine Polemik ist mir leider wieder unverständlich. Herr B. führt gegen mich, nachdem er ausgeführt hat, Wolf ist im Unrecht, ins Treffen: „Als ob von den 360 Millionen heutiger Europäer jeder auch nur für einen Mund weniger zu sorgen hätte, als wie früher jeder der 180 Millionen." „Für einen Mund weniger"! Ja, wenn jeder für einen Mund weniger zu sorgen hätte, so wären wir in zweifellos sehr glücklichen Verhältnissen und hätten nicht die Bevölkerungsfrage. Ihr Herr Berichterstatter scheint der entgegengesetzten Ansicht zu sein: „Wenn jeder für einen Mund weniger zu sorgen hätte, dann erst hätten wir die Bevölkerungsfrage", denn er läßt durchblicken, dann hätte Wolf Recht. Jetzt aber hat er Unrecht. Nein, gerade in jenem Falle hätte er Unrecht!!

Ich bitte Sie, diese Zeilen, deren durchaus objektiven Charakter Sie nicht verkennen werden, freundlichst in die nächste Nummer Ihrer Zeitschrift aufnehmen zu wollen, und zeichne

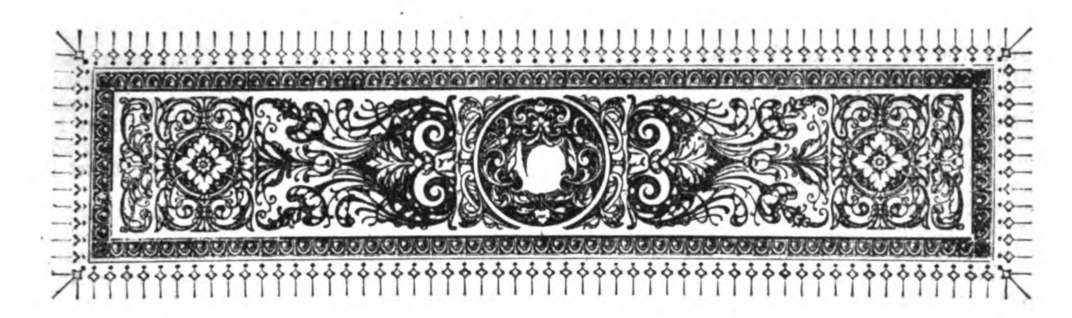
Hochachtungsvoll
Dr. Julius Wolf,
ord. Professor der Staatswissenschaften
a. d. Universität Zürich.

Zu dem vorstehenden Briefe möchte ich, der freundlichen Aufforderung der Redaktion folgend, einige Worte erwidern. Schon aus äußeren Gründen verbietet es sich, daß eine Bücherbesprechung jedesmal eine lückenlose Inhaltsangabe ihres Gegenstandes enthalte: auch in diesem Falle ist eine solche weder gegeben noch beabsichtigt. Aber das rechtfertigt doch bei weitem nicht den Vorwurf eines unrichtigen Referates! Nur dann würde der Herr Einsender im Rechte sein, wenn meine Darstellung aus sich heraus den Anschein erweckte, der Verfasser hätte in seinem Vortrage von der Bevölkerungsvermehrung als dem einzigen Grunde der Arbeitslosigkeit gesprochen. Ich glaube nicht, daß dem so ist. In meinem Referat heißt es: „Der Hauptgrund der Arbeitslosigkeit ist dem Verfasser nicht die Maschine, nicht die rasche Folge der Krisen, nicht die mangelnde Kaufkraft der Landbevölkerung und des vierten Standes, nicht der längst zum Übermaß gesteigerte Welthandel, sondern die wachsende Bevölkerungs-

vermehrung." Erweckt dieser Satz, wie Prof. Wolf schreibt, „den Eindruck, daß von anderen Ursachen neben der Bevölkerungsvermehrung bei ihm nicht die Rede ist?" — Aber ich meine, daß uns bei Besprechungen, zumal bei Besprechungen anerkannter Autoritäten, die Pflicht obliegt, nicht diejenigen Punkte hervorzuheben, in welchen sie und wir und ziemlich alle Parteien ungefähr übereinstimmen, sondern jene, die dem Autor selbst augenscheinlich die wichtigsten waren, und dann jene, in denen er — unserer unmaßgeblichen Ansicht nach — fehlte. Beides ist hier der Fall. Ich habe von der Bevölkerungsvermehrung als dem Hauptgrunde (für Wolf) der Arbeitslosigkeit gesprochen. Wolfs Selbstanführungen im vorstehenden Briefe beweisen in der That, daß sie für ihn der Hauptgrund ist, aber ich kann aus seinem Vortrage noch weitere Stellen desselben Inhaltes hinzufügen. Bei der Besprechung der Vorbeugungsmittel im großen Stil, die sich gegen die Arbeitslosigkeit etwa in Anwendung bringen ließen, heißt es S. 14: „Außerordentlich weit größeres Gewicht hätte eine Bevölkerungspolitik," und weiterhin: „Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich ausspreche, bei geringerer Bevölkerungsvermehrung würden wir das Phänomen der Arbeitslosigkeit überhaupt kaum kennen. Im Wege der Bevölkerungspolitik wäre also wirksam der Arbeitslosigkeit zu steuern." Der letzte Satz ist wichtig zur Beurteilung der Thatsache, ob ich Wolf falsch oder richtig aufgefaßt und interpretiert habe, denn den anderen Vorbeugungsmitteln, auch der von ihm erwähnten Krisenpolitik, mißt er wenig Bedeutung bei. S. 16: „So zeigt sich denn, daß von den Mitteln der Prävention für den Zweck der Arbeitslosenpolitik sich kaum eins gebrauchen läßt. Leider auch nicht die Bevölkerungspolitik. Praktisch gesprochen ist sie für jetzt noch ein Noli me tangere." — Wenn Prof. Wolf glaubt, ich machte ihm den Vorwurf, daß er die Krisen übersehe, so findet seine Ansicht in meinem Referat gewiß keine Bestätigung, auch in jenem oben angeführten Satze nicht, wo die Krisen nur als eine unter vielen trüben Begleiterscheinungen der gegenwärtigen Wirtschaftsweise genannt sind.

Hier wäre ich zu Ende, wenn der Herr Einsender nicht noch Aufklärung erwartete über einen ihm unverständlichen Satz meines Referates: „Als ob von den 36 ' Millionen u. s. w." Hier waltet m. E. nur ein Mißverständnis ob. Wolf sieht, wie die ganze Frage der Arbeitslosigkeit, so auch meinen Satz nur im Zusammenhang mit der Bevölkerungsfrage und faßt ihn auf, als hätte ich gesagt: „Als ob jeder heute für eine kleinere Familie zu sorgen hätte." Aber nicht davon ist die Rede; ich habe geschrieben; „Als ob von den 360 Millionen jeder für einen Mund weniger zu sorgen hätte, als früher jeder der 180 Millionen." D. h. als ob nicht heute noch, wie vor 100 Jahren, auf je zwei Hände, die arbeiten wollen, ein Mund käme, der essen will. Oder noch deutlicher: das Bedürfnis und die Arbeit wächst jederzeit ebenso rasch wie die Bevölkerung. Gegen diesen Schluß ließe sich wohl nur noch die Einwendung machen, daß die Maschine die Zahl der benötigten Hände andauernd vermindere, was dann schließlich zu der bedenklichen Folgerung führen würde, daß wir die Kindererzeugung hintanhalten müssen, damit — unsere Maschinen Arbeit haben. Aber ich glaube, daß selbst der Einfluß der Maschinen durch die gesteigerten Lebensforderungen mehr als kompensiert werden würde, wenn nur die höhere Lebenshaltung breiteren Volksklassen zugänglich gemacht werden könnte. B.





Neue Schriften.

1. Politik.

— **Über die Wirren im Orient.** Von Jakob Ernst. (Heft 8 des XXI. Bandes der Zeitfragen des christl. Volkslebens. Chr. Belser, Stuttgart, 1896.) Pr. Mk. 0,80.

Eine klare, übersichtliche und vorurteilsfreie Beleuchtung der orientalischen Frage und der Wirren in der Türkei, zugleich ein warmer Appell an die europäischen Christen, den von der türkischen Mißwirtschaft zur Zeit am meisten betroffenen Armeniern nach Kräften zu helfen. Die Broschüre gewinnt dadurch besonderes Interesse, daß in ihr die verderbliche Einwirkung der Juden auf die türkischen Zustände in helles Licht gestellt wird; ihnen fällt zweifellos ein wesentlicher Teil der Schuld an den Metzeleien in Konstantinopel u. s. w. zu, weil sie in den handelsgewandten Armeniern ihre gefährlichsten Nebenbuhler in der Aussaugung der Bewohner Halbasiens sehen. In den europäischen Zeitungen ist hiervon aus nur zu bekannten Gründen wenig die Rede; unsere Broschüre hilft diesem Mangel ab. Wir empfehlen die sehr zeitgemäße Schrift angelegentlich. v. H.

— **Das Getreide-Monopol als soziale Maßregel.** Von Emil Kühn. (Leipzig, Fr. W. Grunow, 1896.)

Die Erfahrung, welche auf verschiedenen wirtschaftlichen Gebieten mit deren Behandlung als Monopol in sehr günstiger Art, auch schon annähernd im Getreidehandel unter der Regierung Friedrichs des Großen, gemacht sind, hat wohl den Verfasser dazu geführt, darzulegen, wie der mit dem Kanitz'schen Antrage beabsichtigte Zweck einer dauernd so erfolgenden Gestaltung der Getreidepreise, daß der Getreidebau dem Landwirte einen seine Arbeit lohnenden Verdienst gewährt, sicher mit einem Reichsmonopol zu erreichen sei.

Der Verfasser erweist sich in der vorliegenden Schrift als ein gründlicher Kenner des landwirtschaftlichen Betriebes, und hebt auch in richtiger Art wenigstens einigermaßen die Bedeutung des Standes der Landwirte für die Gesamtlage des Vaterlandes hervor. Wenn er trotzdem ein Zurückdrängen der deutschen Bevölkerung mit slavischen Eindringlingen durch den sehr gestiegenen Anbau von Kartoffeln und Zuckerrüben für die Erzeugung von Spiritus bez. Zucker erklärt, die Schuld an dieser ungünstigen Entwickelung wesentlich dem Großgrundbesitze zur Last legt, so kann das doch nicht als ganz richtig anerkannt werden. Der ausgedehnte Kartoffelbau findet vielfach auf solchen Böden statt, auf welchen der Körnerbau bei ihrer geringen Ertragsfähigkeit nicht zu lohnen vermag; und der seit einigen Jahrzehnten sehr vermehrte Anbau der Zuckerrüben verschuldet viel weniger direkt ein zahlreiches Heranziehen der slavischen Eindringlinge, als diese in mehrfacher Hinsicht sehr bedauerliche Thatsache viel mehr als eine mittelbare Folge der leidigen unbedingten Freizügigkeit erachtet werden muß. Das ergiebt schon die statistisch längst festgestellte Thatsache der Abnahme unserer deutschen landwirtschaftlichen Arbeiter mit deren Zuströmen in die großen Städte und Industriebezirke. Dann scheint der Verfasser zu übersehen, daß die für einen günstigen Ertrag des Zuckerrübenbaues sehr notwendige sorgfältigere Bearbeitung des Ackers auch bessere Erträge des Getreidebaues zur Folge hat, wenn diese auch nicht genügenden Ersatz für den durch vermehrten Rübenbau jenem erwachsenden Ausfall ausgleichen können.

Wenn der Verfasser aber aus sozialen Gründen „ein Aufsaugen der Herrengüter durch das bewegliche Kapital" dem Staate als eine Pflicht auferlegen möchte, so scheint uns das für den sorgfältigeren und damit ertragreicheren Getreidebau nicht zweckmäßig. Andere Gründe, welche ein solches Aufsaugen der Herrengüter nur als Schaden für den Staat erkennen lassen, hier noch darzulegen, ist der Raum zu beschränkt. Und daß das Getreidemonopol ein „Geschenk für die Großgrundbesitzer" sei, können wir auch nicht zugeben; denn der durch ein Monopol erreichte lohnende

Preis für die auf den Getreidebau verwendete Arbeit, erwächst ebenso auch dem Bauern, wie häufig den herrschaftlichen Tagelöhnern, indem letztere einen Teil ihres Lohnes aus dem ihnen zur Benutzung überwiesenen Lande, wie aus dem ihnen für das Dreschen des Getreides von diesem zugewiesenen Naturallohn empfangen, von welch letzterem sie nicht selten, besonders bei günstigen Ernten, so viel erhalten, daß sie das über den Bedarf ihres Haushalts Empfangene verkaufen.

Das von dem Verfasser vorgeschlagene Verfahren für die Einführung des Getreidemonopols dürfte im wesentlichen unbeschadet einzelner durch die Praxis gebotener Abänderungen annehmbar sein. Sehr anzuerkennen ist es, daß auch die Notwendigkeit besserer Arbeiter-Wohnungen hervorgehoben wird. Nur erscheint der Bau je eines Hauses für jede Familie wohl in den meisten Fällen zu kostspielig, und hat auch die Herstellung eines Hauses für je zwei Familien, wenn jede Wohnung besondere Eingänge erhält, besonders dann den Beifall der Arbeiter gefunden, wenn die Häuser in größter Nähe der den Leuten zur Benutzung als Teil ihres Lohnes überwiesenen Feldstücke erbaut wurden.

Wird diese Einrichtung in einer auch für die Gesundheit zweckmäßigen Form getroffen, dann kann sie nur fördernd für die soziale Lage der Arbeiter sein.

So darf die kleine Schrift des Herrn Emil Kühn durchaus empfohlen und erwartet werden, daß die meisten der von ihm gemachten Vorschläge für das Getreidemonopol auch auf eine Besserung der sozialen Lage der ländlichen Arbeiter hinzielen und damit zugleich den Nutzen des gewerblichen städtischen Mittelstandes im Auge haben. v. W.

— Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik LXVI u. LXVIII.) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1896. Fünfter Band: Königreich Sachsen: Arbeiten aus dem Volkswirtschaftlich-statistischen Seminar der Universität Leipzig. 2. Teil. XIII u. 624 S. 13 Mk. Siebenter Band: Königreich Preußen. Dritter Teil. XII u. 603 S. Pr. Mk. 12,60.

Der Herausgeber der Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland, Professor K. Bücher zu Leipzig, macht in dem Vorworte zum 5. Bande ausführliche Mitteilungen über die Entstehungsgeschichte der in seinem Seminar entstandenen Arbeiten. Ursprünglich Übungsaufgaben zu unterrichtlichen Zwecken, sind sie teilweise zur Veröffentlichung geeignet befunden worden; „sind sie geeignet, Bausteine für das Gebäude unserer volkswirtschaftlichen Erkenntnis abzugeben, so sehe ich nicht ein, daß sie deshalb verschmäht werden sollten, weil sie von Lehrlingen behauen sind." Die betr. Arbeiten beziehen sich mit einer Ausnahme (die Handwerksbetriebe des Dorfes Gablenz) auf Leipzig und behandeln Uhrmacherhandwerk und Uhrenfabrikation (in Leipzig und Glashütte), Korbmacherei, Glaserei, Färberei, Buchbinderei, Tapeziergewerbe, Gerberei (in Leipzig, Grimma, Oschatz und Rossen) und Sattlerei. Jedes Gewerbe ist von einem Berichterstatter bearbeitet, nur die Buchbinderei von vieren: der Herausgeber giebt einen Überblick über die Geschichte der deutschen Buchbinderei, F. Gosch berichtet über die Buchbinderei im alten Leipzig, Dr. M. Hecht über die heutige Lage der Buchbinderei in Leipzig, Buchbindermeister E. Wede über das Kleinhandwerk in der Buchbinderei.

Von den 14 Arbeiten des 7. Bandes sind 3 unter dem Einfluß von Professor Sombart-Breslau entstanden, 5 unter dem von Professor Schmoller-Berlin, je einer unter dem von Professor Sering-Berlin und G. Cohn in Göttingen; 6 beziehen sich auf Berliner Gewerbe (Bäcker, Maler, Klempner, Steinsetzer, Buchbinder, Barbiere, Friseure und Perückenmacher), 3 auf Breslau (Schneider, Kürschner, Bäcker), 2 auf Posen (Buchdrucker, Barbiere), 2 auf Teile des Regierungsbezirks Potsdam (Tischlerei und Drechslerei in einigen Orten bei Berlin und im Spreewald; die Schwarz- und Schönfärber der Prignitz) und eine behandelt die Handwerksbetriebe des ostfriesischen Marschdorfes Loquard.

Als Ergebnis ist ein stetes, aber mannigfach abgestuftes Zurückweichen des Klein-Handwerks vor dem Großkapital zu beobachten. Dem gegenüber ist der genossenschaftliche Weg der Selbsthilfe nur selten und meist mit völlig ungenügendem Erfolge betreten worden. Die freiwilligen Innungen sind so gut wie nirgends die Träger des Genossenschaftsgedankens geworden. Und doch ist genossenschaftlicher Zusammenschluß nur auf Grund der Freiwilligkeit, des Gemeingeistes und des gegenseitigen Vertrauens denkbar. Es gehört ein großer Optimismus dazu, zu glauben*), daß die Zwangsinnung vermögen werde, was die freiwillige Innung nicht vermocht hat. Je eingehender man sich mit diesen „Untersuchungen" beschäftigt, denen selbst die „Deutsche Handwerkerzeitung" unfreiwillig das Zeugnis wahrheitsgetreuer Darstellung hat geben müssen, — um so bedenklicher wird man gegenüber den Mitteln, von welchen die derzeitige Handwerkerbewegung das Heil erwartet. Wi.

— Brennende Tagesfragen. II. Christlich-sozial als Zeitproblem, von Arnold Fischer. Rostock, Volkmann, 1897. 23 S. Pr. Mk. 0,60.

Unter „christlich-sozial" faßt der Verfasser alle ethisch-sozialen Richtungen unseres Jahrhunderts, die französischen und englischen, katholischen und evangelischen, humanitären und christlichen sozialen Reformen und Reformbewegungen zusammen unter Ausschluß des sozial-politischen Elements. So fällt ihm selbst die „fabische Gesellschaft" unter „christlichen" Sozialismus. Er sieht darin einmal den Selbsterhaltungskampf der Kirche und weiter das Gewissen der besitzenden Klassen. Für einen christlichen „Sozialismus" dieser Art tritt der Verfasser mit Wärme ein. Nur mit seiner Unterstützung kann nach ihm „das Bürgertum jene große Mission erfüllen, die ihm nach Lösung des freiheitlichen und nationalen Problems zufiel", nämlich „der Arbeiterklasse zu beweisen, daß es imstande ist, ihr auch in der gegenwärtigen Ordnung eine befriedigende Existenz zu bieten." Möge seine Stimme nicht ungehört

*) Diesen Ausführungen des Herrn Rezensenten können wir uns nicht anschließen. Die Schriftleitung.

verhallen. Denn der radikale politische Sozialismus ist eben die Quittung für die Ablehnung der ethisch-sozialen Forderungen, die man lange genug verspottet, verachtet, verdächtigt hat. Wi.

— Der evangelisch-soziale Kongreß in Erfurt, von Lic. Dr. Aug. Dieckmann. (Zeitfragen des christl. Volkslebens, Heft 154. Band XXI, Heft 2.) (Stuttgart, Belser.) 1896. 64 S. Pr. Mk. 1,20.

Der Verfasser giebt eine ausführliche Kritik der von Frau Gnauck und Professor Furrer gehaltenen Vorträge und entwickelt, wie er die betreffenden Themata behandelt haben würde. Furrer gegenüber wiederholt er den schon auf dem Kongreß selbst laut gewordenen Widerspruch. In der Frauenfrage will er den spezifisch religiösen Gesichtspunkt mehr hervorgehoben wissen und neigt offenbar zu jenem „von innen heraus“, was mehr ein Zurückstellen als eine Lösung der Probleme bedeutet. Die ganze Beschäftigung mit der sozialen Frage ist ja zwecklos, wenn alles gethan ist mit der Pflege religiösen Sinnes und mit der Predigt des Evangeliums. Die Erfahrung hat aber doch allmählich gezeigt, daß, wenn auch nicht zur „Seligkeit“, so doch zu einem gedeihlichen religiös-sittlichen Leben noch einiges Andere erforderlich ist. Das leugnet der Verfasser auch keineswegs, aber seine Schrift hat die Tendenz, es abzuschwächen. Es ist eine Frage der Zweckmäßigkeit, ob in einem gegebenen Augenblick diese oder jene Seite der Sache betont werden muß. Uns scheint in christlichen Kreisen die Beruhigung durch das „von innen heraus“ einstweilen noch allzu sehr zu überwiegen. Wi.

2. Kirche.

— Das Leben Jesu. 52 Lektionen zur Vorbereitung für Lehrer an Schulen und Sonntagsschulen. I. Von Eugen Stock. Aus dem Englischen übersetzte autorisierte, deutsche Ausgabe. Mit Vorwort von Pastor S. Keller. Heft 1 0,40 Mk. (Erscheint in ca. 10 Heften.) (Düsseldorf, C. Schaffnit.)

Dieses Werk behandelt die neutestamentlichen Geschichten für den Unterricht in Schulen, Kindergottesdiensten, Sonntagsschulen in so meisterhafter Weise, daß schwerlich ein derartiges Werk in deutscher Sprache ihm zur Seite zu stellen sein wird. Nach einer orientierenden Einleitung „für den Lehrer“ wird der betreffende Stoff in der Skizze der Lektion klar und knapp und meist doch so erschöpfend behandelt, daß die Textgedanken voll zu ihrem Rechte kommen. Ein beherrschender Gesichtspunkt faßt alles zusammen und springt bei der Behandlung leichtfaßlich ins Auge. In den Schlußbemerkungen liegt wertvolles Material für Auslegung des Textes, aus dem man auf gründliche theologische Studien des auf gläubigem Boden stehenden Verfassers schließen kann. Die Übertragung dieses trefflichen Buches ins Deutsche — es ist in englischer Sprache in über 100 000 Exemplaren verbreitet — ist um so mehr zu begrüßen, als demselben kein englischer Mißton anhaftet, und ein wertvolles Mittel sein und bleiben wird für jeden Lehrenden und für jeden, der in der praktischen Reichsgottesarbeit thätig zu sein, berufen ist. Es wird nicht nur Pädagogen, sondern auch Lehrern und Lehrerinnen, die in Kindergottesdiensten und Sonntagsschulen mitarbeiten, treffliche Dienste leisten, und bald ein unentbehrliches Hilfsmittel bilden. S. K.

— Hesse, Die Mission auf der Kanzel. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Calwer Verlagsverein. Pr. Mk. 3,—.

Freuen wir uns in der Welt der Enttäuschungen und bei den schlechten Zeiten über jede Besserung, die uns an Mensch oder Ding entgegentritt, dann gehört dazu auch die Genugthuung über die Besserung eines Buches! So etwas von vorteilhafter Veränderung zwischen dem ersten und zweiten Erscheinen, ist mir noch bei keinem Buche vorgekommen, wie hier bei Hesse's Mission auf der Kanzel. Ich habe damals (1889) die erste Auflage schon empfehlen können, denn dem Pastor war dazumal noch wenig Handwerksgerät für Missionsstunden und Ansprachen bereitgelegt, so muß ich jetzt das um acht Bogen stärker gewordene und zugleich umgearbeitete Buch noch viel, viel höher schätzen! Daß der Datum-Kalender gegen die erste Auflage zusammengeschrumpft ist, das ist nur Gewinn. Dafür begrüße ich die 200 Textdispositionen für Missionsansprachen mit großer Freude. Zum Nachschlagen und schnellen Orientieren ist jetzt alles planmäßig geordnet und die Register am Schluß funktionieren wie der trefflichste Kontrollapparat. Auch daß die Nummern der Dispositionen sich im Datumkalender finden, erspart dem Leser, der eben schnell sich für eine Missionsstunde rüsten will, Zeit und Mühe. Wenn man es dem Pfarrer so leicht macht, wie es hier geschehen ist, den missionshomiletischen Teil seiner Arbeit flink beisammen zu haben, wird es hoffentlich mehr und mehr dahin kommen, daß die Mission auf der Kanzel, und nicht nur in Missionsstunden, die ihr gebührende Behandlung erfahren wird. Manche Sonntagspredigt würde an Leben und Licht, an Wärme und Wirkung nur gewinnen, wenn man nach Anleitung des Hesse'schen Buches, statt wie früher an den Missionsgedanken des Textes vorüberzuhuschen, dieselben ganz und voll zu ihrem Rechte kommen ließe. Darum sei dieses praktische und homiletisch tiefe Hilfsmittel allen Geistlichen im Amt bestens empfohlen. S. K.

— Die Gleichnisse Jesu im Evangelium des Matthäus. Ein Sonntagsbuch über den Ernst des Christentums. Von Hermann Friedrich Schmidt, Pastor der deutsch-evang. Kirche in Cannes. Basel, 1896. R. Reich (vorm. C. Detloff). Pr. Mk. 1,60.

„Rückkehr zur Natur! lautet die Losung für die leibliche Heilkunde. Indem wir zu den Gleichnissen zurückkehren, kehren wir zur natürlichen Heilkunde für die Seele zurück.“ An diesem Satze aus dem Vorwort ist Schmidts Tendenz kenntlich. Doch wird wohl kaum unter unseren Lesern jemand sein, der erst noch eine Orientierung über den Verfasser bedürfte. Seine Predigtsammlungen (u. a. über das Vaterunser) haben ihm schon einen alten und festen Freundeskreis gewonnen. Seine Behandlung der Gleichnisse geht von gesunden Grundsätzen der Auslegung aus, die nicht alle einzelnen Züge kleinlich verwertet, sondern den Grund-

gedanken des Herrn richtig heraushebt und in der Predigt von dem übrigen Inhalt des Gleichnisses nur dasjenige aufnimmt, was zur Ausführung jenes Grundgedankens dient. So besonders bei dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Aber neben dieser theologischen gesunden Stellung zum Text zieht uns bei Schmidt seine praktisch erbauliche Art an; man merkt, daß seine Predigtthätigkeit sich auf dem Grunde einer fleißigen und weisen Seelsorge erbaut, und Besseres kann ja von Predigten nicht gesagt werden. Daß dies Lob nicht ausschließt, daß in Bezug auf Auslegung im einzelnen oder Formulierung der Gedanken der homiletische Theoretiker noch manche Wünsche hätte, bedarf kaum der Erwähnung.

— Entwürfe und Dispositionen zu Evangelien-Predigten von J. Remmers, Sup. zu Willershausen. Norden, 1896. Diedr. Soltau. 350 S. 2. Auflage.

Es ist mir aufgefallen, daß unter den von den Herren Verlegern abgedruckten Rezensionen aus den Zeitschriften, soweit es Predigten betrifft, selten oder nie eine aus der „Allg. kons. Monatsschrift“ prangt. Es liegt vielleicht daran, daß ich selten oder nie ohne mannigfachen Vorbehalt lobe. Auch bei dem vorliegenden Buche, das sich ja schon durch seine Notiz „2. Auflage“ als bewährt und begehrt einführt, fühle ich mich in erster Linie zur Kritik angeregt. Und ich will dieselbe auch nicht zurückhalten. Merkwürdig, wie sich in neuerer Zeit die Litteratur mehrt, welche Hilfsmittel für die Predigt anbietet. Es erscheinen allein vier mir bekannte Zeitschriften, deren Hauptinhalt im Stoff für Predigten (Meditationen und Dispositionen) besteht. Ich bestreite nicht, daß diese Hilfsmittel nützlich oder auch segensreich sein können, aber ich fürchte doch, daß sie mehr schaden als nützen. Claus Harms sagt: besser das schlechte Eigne als das beste Fremde! Dies ist richtig, denn das Eigne ist nie schlecht, wenn es wirklich etwas Eignes ist, d. h. wenn es nicht blos in dürftigen Phrasen über Gottes Wort besteht, sondern in irgend etwas Erlebtem und Erkanntem aus dem Worte Gottes. In diesem Sinne kann ja nun auch Fremdes angeeignet werden und darum verwerfe ich nicht das Lesen fremder Predigten und deshalb auch nicht das von Meditationen. Aber wenn nun auch Dispositionen hinzugefügt werden? — ob da nicht die eigne Anstrengung verhindert wird, durch welche wir das bekannte „Thürlein in den Text“ finden? — Viele der in allen diesen Hilfsmitteln, und so auch in dem vorliegenden, gegebenen Dispositionen sind freilich so nichtssagend, daß sie nicht schaden können. Ich führe einige an: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? 1. ein Wort zu tieferer Beschämung. 2. ein Wort zu freundlicher Tröstung (S. 73). — Das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg 1. verkündet uns das allerherrlichste Reich, 2. mahnt uns zu der allerköstlichsten Arbeit, 3. verheißt uns den allerseligsten Lohn (S. 91) u. s. w. u. s. w. Was ist mit dieser Einführung in den Text wohl gewonnen? — Dabei soll nun aber nicht geleugnet werden, daß auch in dem vorliegenden Buche viel trefflicher Inhalt ist, feine und erbauliche Gedanken, die wohl zur Vertiefung in den Text und zur Anregung der Meditation dienen können. Wenn man es dazu gebraucht und wenn die Dispositionen nicht einfach übernommen werden, sondern wie eine Art Topik benutzt werden zur Erwägung der Möglichkeiten, nach denen man die Hauptgedanken ausführen kann, so mögen auch diese Entwürfe wohl mit arbeiten an einer gesegneten Verkündigung des Wortes Gottes in unseren Gemeinden.

— Wünschet Jerusalem Glück. Ps. 112, 6. Reden aus der Judenmission von Immanuel Erhard Völter. Ludwigsburg, 1896. 7. Auflage. 102 S.

Nicht Reden an Juden, sondern Ansprachen an Christen über Bibeltexte, welche auf die Notwendigkeit und den Segen der Judenmission hinweisen. Die Lebendigkeit und Wärme der Reden, die Fülle der konkreten Züge aus der Erfahrung machen das Buch zu einer fesselnden und erbaulichen Lektüre.
M. v. N.

— Missionsfeste und Missionspredigtreisen. Erfahrungen auf dem Gebiete des pommerisch-märkischen Missionslebens in Novellenform. Von D. Grundemann, Pastor in Mörz bei Belzig. Leipzig 1896. Druck und Verlag von Fr. Richter. 72 S. Pr. Mk. 0,50.

Das Büchlein schildert in ansprechender Weise ein Missionsfest in Pommern, auf dem ein Kandidat aus der bisherigen Gleichgiltigkeit zum Eifer für die Arbeit der Heidenbekehrung erweckt wird, sodann zwei verunglückte Missionsfeste in einem brandenburgischen Dorfe und in vier weiteren Kapiteln die geduldige stille Reichgotteswirksamkeit in einer bisher kirchlich toten Gemeinde, in der das Interesse für die Mission geweckt und gestärkt wird. Die novellistische Erzählung Grundemanns, des berühmten Missionkenners, schildert die Verhältnisse in unseren Gemeinden so sachgemäß und enthält so viele treffliche Winke für die Seelsorge und Missionspraxis, daß die Freunde der Mission dem Verfasser für seine treffliche Gabe von Herzen dankbar sein werden.
Dr. R.

— Der Stundismus in Rußland. Studie und Erinnerungen von Hermann Dalton. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1896. 60 S. Preis?

Konsistorialrat a. D. D. Dalton, jetzt in Berlin, früher in Petersburg, hat für die in Rußland verfolgten evangelischen Christen schon oft zur Feder gegriffen. Bekannt ist sein 1889 in acht Auflagen erschienenes „Offene Sendschreiben an den Oberprokureur des russischen Synods, Herrn wirklichen Geheimrat Konstantin Pobedonoszeff“, der leider, wie es scheint, noch heute mit ungeschwächter Kraft an der Unterwerfung der evangelisch Gesinnten unter die orthodoxe Kirche des russischen Kaisers arbeitet. In obiger Schrift mahnt Dalton zum Verzicht auf die Verfolgung der Stundisten.

Pfälzer und Schwaben wanderten 1809 und später auf Einladung des russischen Kaisers in die öde aber ungemein fruchtbare Steppe des Gouvernements Cherson und vererbten dort ihre an Joh. Albrecht Bengel, Francke und andere deutsche Theologen erinnernde Bibelstunde von Geschlecht zu Geschlecht. Russische Tagelöhner, Oristshenko und Rostushnij, welche bei deutschen Kolonisten arbeiten, verbreiten die Bibelstunde im Kijew'schen Gouver-

nement. Es konnte das um so leichter geschehen, als die griechisch-katholische Kirche, zu der die orthodoxe Rußlands gehört, kein Bibelverbot ähnlich der römisch-katholischen Kirche kennt. Ein Jahrzehnt hindurch (1816—1826) bestand sogar eine Bibelgesellschaft, welche Kaiser Nikolaus aber auflöste. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft 1861 schien eine neue Zeit anzubrechen. Der Verbreitung der Bibel wurde kaum ein Hindernis in den Weg gelegt. Je unwissender der größte Teil der russischen Geistlichkeit ist, je größer die Veräußerlichung der orthodoxen Kirche ist, die insbesondere im Heiligen- und Bilderdienste ihren Ausdruck findet, und je kälter der russische Gottesdienst mit seiner toten Sprache und Liturgie ohne irgendwelche nennenswerte Verkündigung des Evangeliums das Gemüt läßt, um so begeisterter wurden die Stundisten-Kreise, in denen einfache aber vom Worte Gottes ergriffene Leute unter Gebet und Gesang das Verständnis der heiligen Schrift verbreiteten. Von Odessa aus waren bis zum Jahre 1872 in Südrußland 69346 Bibeln verbreitet. Das weite Gebiet Rußlands südlich von Warschau und Orel bis Transkaukasien ist von größeren oder kleineren Stundistengemeinden durchsetzt. Man zählt die Freunde des Stundismus nach Millionen. Der zehnte Teil der Bevölkerung suchte seine Erbauung in Konventikeln. Anfänglich stand der größte Teil in keinem Gegensatze zur orthodoxen Kirche und bezweckte auch keine Trennung von ihr. Aber ohne rechte Leitung, deren die orthodoxe Kirche in den meisten ihrer Organe unfähig ist, gerieten viele der Stundisten auf Abwege. Von England und Schweden her kamen Baptisten und andere Sektierer, welche, wie überall, so auch in Rußland, die religiös angeregten Kreise für ihre Sonderbestrebungen zu fangen suchten. Eine starke Beeinflussung erfuhren die Stundisten auch seitens der Schriften des Grafen Tolstoi. Auswüchse des Sektenwesens wurden der ganzen Bewegung des Stundismus zur Last gelegt. Eine Jahrzehnte lange Verfolgung hatten die Stundisten zu erdulden. Nicht ohne Rührung liest man in unserem Schriftchen die einzelnen Phasen dieser Verfolgung, in welcher Kirche und Staat die Henkersknechte bibelgläubiger Christen bilden. Der Verfasser ist zwar der Hoffnung, daß der jetzige Kaiser Religionsfreiheit walten lassen werde. Aber wir werden vielleicht noch lange warten müssen, ehe die Verfolgung evangelischer Christen in Rußland von der Tagesordnung verschwindet. Dr. R.

— Du und deine Seele. Nebst Anhang: Norwegische Skizzen von Otto Funcke. Bremen, 1895. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung.

Unter den religiösen Schriftstellern unserer Zeit wird wohl keiner in so weiten Kreisen gelesen und geliebt wie Funcke. Es ist auch kaum nötig, beim Erscheinen eines neuen Buches dieses Verfassers ausführlich darüber zu berichten, denn er bleibt seiner Art getreu. Seine Bücher haben immer dieselben Vorzüge, tragen dasselbe Gepräge, ohne doch zu ermüden. „Du und deine Seele" enthält eine Sammlung von Ausschnitten aus Predigten und Ansprachen, und Eindrücke und Erlebnisse auf Reisen, auch während eines kurzen Aufenthalts in Berlin. Den Grundgedanken des Buches giebt der Verfasser an, wenn er in der Vorrede sagt: „Platz für Jesum, möchte ich mit diesem Büchlein rufen, den Alle loben und für den doch, ach, so Wenige Platz haben, ich meine den einzigen Platz, mit dem Er zufrieden ist, den Platz im Mittelpunkt deines Herzens, im Mittelpunkt deines Willens." Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, das weiß Otto Funcke, und er scheut sich nicht, seinen Lesern ihre Sünden und Fehler aufzudecken und ernst die Wahrheit zu sagen; so in den vortrefflichen Abschnitten: „Formalität und Religion", und: „Du hast einen Zuschauer." Es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um ihn zu verstehen, er bringt die Wahrheit in leichter Form und weiß durch eingestreute treffende Erzählungen und Beispiele den Leser zugleich zu fesseln und zu unterhalten. Darin liegt wohl der besondere Reiz der Funckeschen Bücher für viele.

Enthält der erste Teil des Buches mehr Erbauliches und weniger Erzählendes als manche andere Bücher von Funcke, so läßt er uns in dem Anhang teil nehmen an seiner letzten Sommerreise nach Norwegen. Mit fröhlichem Humor und warmer Begeisterung für die schöne Gotteswelt erzählt er uns gerade nur das, „was Bädeker nicht berichtet." M. S.

— Allerlei Wahrheit für offene Ohren. Von Carl Stuckert. Verlag von Jaeger und Kober. Basel, 1896.

„Ein wenig Religion muß der Mensch haben, es kann für alle Fälle nichts schaden," ähnliche Worte hört man oft und an Leute, die so reden, wendet sich das kleine Buch. In einfachen, klaren und doch liebevollen Worten beweist es, daß wir uns täuschen, wenn wir von Gott für das Diesseits und Jenseits alles Mögliche erwarten, ohne irgend etwas dazu zu thun. Es geht im Reich Gottes sehr natürlich zu. „Ohne zu säen giebt es keine Frucht." Ebenso überzeugend zeigt uns der Verfasser aber den Herrn, der alles für uns gethan hat und uns mit der Fülle seiner Gaben beschenkt, wenn wir an ihn glauben und ihm vertrauen. Die frische, volkstümliche Sprache und die zahlreichen treffenden Gleichnisse erinnern an Spurgeon; wir wünschen dem Buch eine weite Verbreitung und glauben gewiß, daß es Segen bringen wird. M. S.

— In Geist und Wahrheit. Gedanken über innerliches Christentum von E. Dr. Gütersloh, Bertelsmann. Preis geb. Mk. 1,80.

Unter neun Ueberschriften: Religion, Christus, Glauben, Bekehrung, Himmelreich, Liebe, Geduld, Demut, Wahrheit wird uns hier eine Reihe von in kurzen Absätzen zusammengeordneten Sätzen aus dem Schatz christlicher Erkenntnis und Erfahrung dargeboten. Man kann diese Form der Darbietung nicht gerade als eine glückliche bezeichnen. Die Alten verwiesen die Christen auf die Stücke: Lektion, Gebet, Meditation und Tentation, d. i. Anfechtung, Prüfung. Zur Lesung wird man ja am besten Gottes Wort nehmen. Doch können dazu auch die Schriften bewährter frommer Christen gewählt werden. Dahinein mögen denn auch diese Gedanken gezählt werden. Und sie können wohl zur Meditation dienen. Die Meditation ist eine Uebung, welche dem Christentum von heute meist abgeht und sehr zum Schaden abgeht. Die Alten

verstanden darunter die stille, ernste Versenkung von Geist und Gemüt in ein Stück der seligmachenden Wahrheit, wozu wir leider die Sammlung und das aus der Sammlung entstehende Vermögen der Konzentration nicht mehr besitzen. Aus diesen Gedanken über innerliches Christentum kann man nun eigenes Nachdenken schöpfen, zu einem Teil sich bereichern, zu einem andern freilich wird man auch aufgefordert, dieselben auf ihre Richtigkeit und Gesundheit hin zu prüfen; denn durchweg möchte ich ihnen doch nicht zustimmen. Aber wie schon gesagt: die Form der Darbietung ist eine unglückliche. Wie dachte man sich die Benutzung des Büchleins? Wer wird sich vor dasselbe hinsetzen und zuerst über Religion, dann über Christus und so weiter lesen? Das kann einem um den tiefen, sinnigen Inhalt leid thun. D.

— **A. Rodemeyer, Beispiele und Aphorismen zu den Psalmen.** Ein Handbuch für Geistliche, Religionslehrer und Helfer im Kindergottesdienst, sowie für die Familie zur Erbauung im Hause. Leipzig, F. Riehm, 1896. 1. Lieferung. 64 S. Pr. Mk. —,50. (Vollständig in ca. 7 Lief.)

Der Schweizer Pfarrer (in Thalweil, Zürich) Rodemeyer hat vielen Predigern und Lehrern vortreffliche Dienste geleistet durch seine Sammlungen von Beispielen über biblische Hauptbegriffe. Es ist aber nicht jedermanns Ding, mit einem nach Begriffen geordneten Hilfsmittel zu arbeiten. Für den Referenten wenigstens sind Sammlungen zu bestimmten Bibeltexten, wie er sie sich zu eignem Gebrauch angelegt hat, anregender und handlicher. Mit seinem Psalmenwerk, dessen 1. Lieferung vorliegt, hat Rodemeyer diesen Weg eingeschlagen und giebt zu jedem Verse zunächst „Aphorismen“, dann Beispiele aus dem Leben. Nach dem Anfang zu schließen, wird uns hier eine Fundgrube von Illustrationen geboten, die besonders für Bibelstunden und populäre Ansprachen Verwendung finden können. Wi.

— **Evangelisch-lutherisch in der Landeskirche oder Altlutherisch in der Separation.** Offene Antwort auf den offenen Brief des Herrn Pastor Sommerfeld von Ed. Gronemeyer, evang.-luther. Pastor in Rödinghausen. (Gütersloh, Bertelsmann.) Pr. Mk. —,50.

Die Veranlassung zu dieser Broschüre liegt in einem Einzelvorgange in der Gemeinde Rödinghausen. Eine Frau dort, die mit ihren Eltern als Kind zur Separation übergetreten war, hatte ihren Rücktritt in die Gemeine vollzogen. Aus diesem Grunde hatte der altlutherische Pastor Sommerfeld in Schwenningdorf einen Warnbrief an sie geschrieben; derselbe ist sehr ernst gehalten, überschreitet aber doch wohl in manchen Wendungen das Maß dessen, was in einem solchen Fall zuläßig sein dürfte. Darüber entspann sich zuerst ein privater Briefwechsel, der zur Herausgabe dieser Schrift führte. Es handelt sich darin um die alte Streitfrage, ob es in der preußischen Landeskirche trotz der Union noch eine lutherische Kirche giebt, oder ob es eine lutherische Kirche in Preußen nur noch in der Separation giebt. Pastor Gronemeyer beantwortet den ersten Teil dieser Frage mit Ja, und er sucht den Beweis dafür zu führen aus der Geschichte der Union und der Separation und aus dem Rechtsbestande der lutherischen Kirche in Minden-Ravensberg und speziell in Rödinghausen. Die Schlußfrage: Austreten oder bleiben? entscheidet er natürlich in letzterem Sinne. Eine kurze Besprechung dieser Schrift kann auf den Streit zwischen landeskirchlich oder separiert nicht eingehen, die weitere kirchengeschichtliche Entwickelung wird das Schlußurteil fällen, die persönliche Entscheidung aber wird immer eine Gewissensentscheidung sein müssen, die sich nicht von geschichtlichen und rechtlichen Erwägungen abhängig macht, sondern einzig von der Frage, ob die lutherische Landeskirche oder die Separation mir die heilsgewisseste Antwort auf die Frage giebt, wie ich selig werden kann? D.

— **Christentum und Naturwissenschaft.** Ein Beitrag zur Apologetik von Lic. E. G. Steude, Seminaroberlehrer in Dresden. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1895. 191 S. Pr. Mk. 2,40.

Der Verfasser will durch diese apologetischen Studien dazu beitragen, daß ein Ausgleich und Friedensschluß zwischen Christentum und Naturwissenschaft stattfindet. Er bespricht zuerst den viel umstrittenen „biblischen Schöpfungsbericht“, und zwar nach seiner Bedeutung für das Christentum, und prüft ihn an der Auffassung, die Christus von ihm hatte. Das Ergebnis ist hochwichtig, es stellt nämlich fest, daß wir uns ebenso wenig wie unser Herr „an den Buchstaben, sondern an den Geist dieses Berichts, an seine Grundgedanken, zu halten“ haben. Nur, wenn man dies festhält, wird man als Apologet die richtige Mitte einhalten. Im folgenden setzt sich der Verfasser in Gegensatz zu fast allen bisherigen Apologeten, denn dieselben haben stets versucht, Genesis und Naturforschung in Einklang zu bringen. Steude erklärt dies für unmöglich, ja, er hält sogar an der wörtlichen Auffassung der „Tage“ fest. Er legt den Hauptnachdruck darauf, daß der Bericht keine geschichtliche, sondern eine religiöse Urkunde ist und vertritt die Hypothese, „daß der Schöpfungsbericht in erster Linie den Zweck verfolgt, die göttliche Schöpfungswoche zum göttlichen Urbild und Vorbild für die menschliche Arbeitswoche mit ihrem Ruhetage zu machen“. — Ich halte eine derartige Preisgebung des Genesisberichtes doch für bedenklich und glaube nicht, daß des Verfassers Ansicht für den Friedensschluß zwischen Christentum und Naturwissenschaft sehr vorteilhaft sein wird, vielmehr wird sie zu neuen Wirren führen. Auch verstehe ich nicht recht, wie Steude den Bericht für naturwissenschaftlich total irrtümlich und falsch erklären und doch an seinem Offenbarungscharakter festhalten kann. Es ist sicher, daß die materialistische Weltanschauung dieses Resultat mit Behagen auffassen und breittreten wird.

Der zweite Abschnitt des Buches lautet: „Der christliche Schöpfungs- und Erhaltungsbegriff“. Er erörtert zunächst die Auffassung Christi über das Verhältnis Gottes zur Welt und zu den Menschen und bespricht die Wertschätzung und Verwertung derselben von 9 Schriften, die in neuerer Zeit einen Ausgleich zwischen Naturwissenschaft und Christentum versuchten. Er kommt dabei, auch hinsichtlich der bekannten Schrift von H. Drummond zu dem Schluß, daß alle diese

Arbeiten den eigentlichen Zweck der Apologetik nicht erreichten, dazu sei vor allem die Untersuchung nötig, ob der Monismus zu Recht besteht. Hinsichtlich dieses Ergebnisses kann man Steude nicht Unrecht geben.

Um dies nun seinerseits selbst zu thun, erörtert der Verfasser zunächst im 3. Kapitel „das Wesen der Naturwissenschaft", und kommt hierbei wieder dazu, viele Apologeten zu kritisieren. Man muß ihm das Zeugnis geben, daß er es versteht, die springenden Punkte klar und scharf aufzufassen.

Der Schwerpunkt des Buches muß nach dem Gesagten in dem 4. Kapitel liegen, das die Überschrift hat: „Die Grenzen des Naturerkennens". Thatsächlich ist es ja für apologetische Zwecke vor allem notwendig, diese Grenzen festzustellen, um dabei dem Naturforscher zu beweisen, daß sein vermeintliches Wissen durchaus nicht ausreicht, eine lückenlose, Gott entbehrende Weltanschauung zu begründen. — Steude weist dabei treffend auf die Unzulänglichkeit der Atomenhypothese, sodann der Nebularhypothese von Laplace hin, ferner geht er auf das Rätsel von der Entstehung des organischen Lebens und der Entstehung der Empfindung und endlich auf die Selektionslehre ein. — Auf den Schlußseiten erörtert er endlich das Ergebnis seiner Untersuchung.

Das Buch ist in erster Linie kritischer Natur, da es die bisherigen apologetischen Versuche kritisiert, wie mir scheinen will, oft, aber nicht immer mit vollem Recht. Als positives Ergebnis stellt Steude, wie gesagt, die Forderung auf, daß sich die Apologeten vor allem an eine Kritik des Monismus und seiner Grundlagen machen sollen, eine Forderung, die auch wir kräftig unterstützen wollen, ohne aber dabei andere Gesichtspunkte hintanzusetzen. Alles in allem ist auch dieses Buch des als Apologet so rührigen Verfassers mit Freuden zu begrüßen. Dt.

— Die innere Mission und die Geisteskranken. Zwei Vorträge, gehalten von Pastor Hafner (Elberfeld) und Pastor Steil (Tannenhof bei Lüttringhausen). Herausg. vom Rhein. Prov.-Ausschuß für innere Mission. Langenberg 1896. 28 S.

Diese beiden Vorträge sind am 23. Juli 1896 bei Gelegenheit der Jahres-Versammlung des rheinischen Provinzial-Ausschusses für innere Mission zu Bonn gehalten worden.

Der zweite Vortrag, den wir vorweg nehmen wollen, beschreibt eingehend die neue Irrenanstalt Tannenhof bei Lüttringhausen und ihr Leben. Mit Genugthuung ersieht man daraus, daß diese Anstalt christlicher Liebesthätigkeit unter Berücksichtigung aller moderner Errungenschaften eingerichtet worden ist.

Der erste Vortrag sucht an diese Neugründung anknüpfend den Männern der inneren Mission die Sorge für die Irrenpflege ans Herz zu legen. Der Vortragende erörtert dabei

1. die innere Mission darf etwas thun,
2. die innere Mission muß etwas thun,
3. die innere Mission kann etwas thun

für die Geisteskranken. — Wie sich denken läßt, richten sich die Worte des Vortrages vor allem gegen jene bekannten Frankfurter Thesen deutscher Irrenärzte, welche sich, von allerhand Irrtümern ausgehend, gegen die Einmischung der inneren Mission in die Irrenpflege aussprachen.

Ruhig und sachlich weist Hafner nach, daß die Kirche nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht hat, sich an der Irrenpflege zu beteiligen. — Möchte es den christlichen Irrenanstalten gelingen, dies praktisch zu beweisen. Dt.

3. Schule.

— Grundzüge der evangelischen Volksschulerziehung. Für Seminaristen und Lehrer, wie auch zum Gebrauch in Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Von F. Herm. Kahle, † Regierungs- und Schulrat. Neunte vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von E. Sperber, Regierungs- und Schulrat. Zwei Abteilungen. (Breslau, Carl Dülfer.) 362 und 258 S. Pr. geb. Mk. 7,80.

Jeder, der seiner Zeit mit Leitfäden, Grundrissen, Abrissen u. dgl. geplagt ist, wird den Unterrichtsmitteln solchen Namens wenig Vertrauen entgegenbringen, vielmehr sie gern als Inbegriff aller Langweiligkeit sofort beiseite legen. Auch auf dem Gebiete der Pädagogik, wiewohl es mit ihr selbst in Widerspruch steht, giebt es derartige Bücher genug. Bei dem vorliegenden Werk macht nun schon der Name des Verfassers Hoffnung, daß hinter diesen Grundzügen etwas anderes steckt, als ein dürres Gerippe von Lehrsätzen, Namen und Daten. In solcher Erwartung werden wir auch nicht betrogen. Es ist ein von Anfang bis zu Ende lebensvolles, praktisch-brauchbares Buch. Von der Anschauung ausgehen! Diesem Grundsatz der Pädagogik ist hier beim Unterricht der künftigen Lehrer Rechnung getragen. Zuerst in der Geschichte der Pädagogik. Musterstücke der wichtigsten Pädagogen leiten jedesmal die Darstellung ihrer Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze ein, und man erhält auf diese Weise niemals trockene Inhaltsangaben der großen Werke, sondern wird in die Quellen eingeführt und zu weiterem Studium angeleitet. Auf den geschichtlichen Teil folgen: die allgemeine Erziehungslehre, Mittel und Wege der Volksschulerziehung, der Volksschullehrer und im zweiten Hauptteil die Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer. Wie in der Psychologie von Beispielen ausgegangen wird, so ist auch der letzte Teil wieder höchst praktisch gestaltet. Es ist in den meisten Disziplinen die Geschichte der Methodik berücksichtigt und aus pädagogischen Schriften, welche die Hauptstadien jener bezeichnen, sind Auszüge nebst Lehrproben gegeben, z. B. für die biblische Geschichte aus Hübner, Rauschenbusch, Zahn, Wiedemann, so daß dem Leser selbst ein Urteil über die verschiedenen Methoden ermöglicht wird, ja zuweilen wird das Urteil ihm ganz überlassen. Durchaus richtig, denn wer ein Lehrer werden will, muß zu selbständigem Urteil erzogen werden. Den Schluß bilden noch ausführliche Lehrproben. In der neuen, nach dem Tode des Verfassers erschienenen Auflage hat der Herausgeber Abschnitte über Herbart und den Handfertigkeitsunterricht der Knaben neu hinzugefügt. Im ganzen ein Buch, dem wir nur wünschen können, daß es in recht vielen Seminaren recht gebraucht werde, recht von den Zöglingen, recht von den Lehrern, welche das leider noch nicht überall verschwundene Diktieren auf-

geben und diese Grundzüge im Sinne ihres Verfassers dem Unterricht zu Grunde legen mögen. Wt.

4. Naturwissenschaft.

— Die Religion der Naturforscher. Wider eine Lüge des materialistischen Sozialismus von Dr. E. Dennert. 2. Auflage. (Breslau, P. Patzschke, Rosenthalerstr. 3b.) 1896. Preis Mk. 0,20, 10 Exemplare Mk. 1,60, 25 Exemplare Mk. 3,—, 50 Exempl. Mk. 5,—, 100 Exempl. Mk. 8,50.

Auf nur 48 Seiten bietet der in weiten Kreisen bekannte und hochgeschätzte Verfasser einen sehr wertvollen Beitrag zur Lösung der Frage: „Stehen Glaube und Wissen im Widerspruch zu einander?" Er stellt fest, was eigentlich die größten Naturforscher aller Zeiten über Religion und Glauben gedacht und gesagt haben und kommt zu dem überraschenden Ergebnis, daß von einer Zahl von 268 „nur 3 einen völligen Gegensatz zwischen Glauben und Wissen zu finden glaubten, daß aber die erdrückende Mehrheit, nämlich 227, bei reichem Wissen sich ihren Gottesglauben erhalten hätten, endlich, daß fast die Hälfte von diesen, nämlich 90, einem konfessionellen, streng kirchlichem Glauben anhingen." Wir wünschen, daß das Büchlein im ganzen deutschen Volke, von Hoch und Niedrig, Arm und Reich gelesen wird und daß sich recht viele finden, die es in Masse kaufen und verteilen — sie verdienen sich damit einen Gotteslohn. v. H.

— F. Bettex, Naturstudium und Christentum. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1896. 323 S.

Daß dies kein gewöhnliches Buch ist, geht aus dem Umstand hervor, daß es mittlerweile, ehe wir es besprechen konnten, eine zweite Auflage erlebt hat. In der That gehört dieses Buch zu den leider nicht häufigen Erscheinungen des Büchermarktes, die man mit heller Freude begrüßt. Man wird immer wieder zu ihm greifen und es nie ohne Befriedigung aus der Hand legen, weil es immer wieder zum Nachdenken anregt. Das ist mit das höchste Lob, das man einem Buch zu teil werden lassen kann. — Im einzelnen hätten wir ja vielleicht dieses und jenes gern etwas anders gehabt, die einzelnen Abschnitte passen eigentlich nicht immer so ganz zu dem Titel, der besser hätte gewählt werden können. Es wird in den einzelnen Kapiteln erörtert: I. Fortschritt? II. Evolution und moderne Weltanschauung. III. Christliche Naturforschung. IV. Wissenschaft. V. Materialismus.

Liebevoll und eingehend hat der Verfasser die Natur und die Bibel gleichermaßen studiert, und die Ergebnisse dieses Studiums trägt er uns vor. Die Sprache ist klar und edel und stellenweise humoristisch, das Ganze ist von ernst-christlichem Geist getragen.

Die Verlagsbuchhandlung hat sich, wie früher durch die Übersetzung des diesem Buch geistesverwandten Drummond'schen Werkes, so auch durch die Veröffentlichung dieses Werkes von Bettex ein Verdienst erworben. Möge das Buch auf recht vielen Weihnachtstischen liegen. Dt.

---

5. Geschichte.

— Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. Skizzen und Studien von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem. Berlin. Verein der Bücherfreunde. (Schall u. Grund.) Preis geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Ein amüsantes Buch, das dem Kenner der Geschichte wie dem Laien Interessantes genug bietet. Die Verfasserin geht den Spuren der Geschichte nach und sammelt auf diesem Wege allerlei Intima, die der Historiker als außerhalb seines Zweckes liegend, beiseite schiebt oder nur gelegentlich streift. Es ist ein Stückchen Kulturgeschichte im kleinen, wir sehen die Großen der Erde im Lichte des Alltagslebens, das sie naturgemäß oft anders erscheinen läßt, als auf den Höhen der Menschheit. Ein gründliches Quellenstudium steht der Verfasserin zu Gebote, ihr Stil ist knapp und anschaulich, dabei weiß sie das Wesentliche herauszufinden. In 12 Kapiteln wird über folgendes gehandelt: „Eine Brautfahrt durch Prokuration", „Die zehn Töchter des Fürsten von Mailand", „Kuriositäten", „Die Tragödie von Cilly", „Halbblut-Königinnen", — ein ungemein interessanter und geistreich behandelter Stoff — „Eine gekrönte Hexe", „Ein namenloses Kapitel", „Virago", „Eine romantische Brautfahrt", „Eine Krone aus elf Köpfe", „Die Frauen der Tuilerien", „Zwischen zwei Heiligen". —r.

6. Litteraturgeschichte.

— Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst. In zwei Bänden. Erster Band: Litteratur. Hamburg, 1896. Verlag von Conrad Kloß. Pr. Mk. 3,—.

Buch der Hoffnung: als ich den Titel las, erwartete ich ein ganz anderes Buch. Freilich, der angefügte Satz korrigierte gleich meinen Irrtum. Dies Buch will die Zuversicht ausdrücken, welche der Verfasser in die Zukunft der deutschen Litteratur hegt, im Unterschied und im Gegensatz zu all den mut- und hoffnungslosen „Decadents", zu all den „müden Seelen", welche einen Zusammenbruch unserer Kultur prophezeien. Es ist natürlich, daß er mit dieser Weltanschauung für die „Modernen" eintritt. Er will uns in dem ersten Aufsatz sagen, was sie wollen, was sie bezüglich der Form und des Inhalts anstreben. Leider ist mein Exemplar verbunden und mit einigen Blättern auffällig, so daß ich ihm, was auch ohnedem schwierig ist, nicht ganz habe folgen können. Der Schluß lautet: Die klaren und zielbewußten Köpfe unter ihnen wollen Wahrheit und überzeugende Anschaulichkeit in allen künstlerischen Mitteln, also keine Prüderie, keine feige, unkünstlerische Unterwerfung unter den banalen Modegeschmack, keine abstrakte Rhetorik. Ob damit ein klares Ziel gesteckt ist? Ein zweiter Essay tritt für die Tendenzdichtung ein, der Kampf der Meinungen soll auch in der Kunst toben, wenn nur die Wahrheit mit ihrem Segen darüber waltet. Gegen das Banausentum in der Litteratur wendet sich der dritte. Am besten haben mir die Essays über Hebbel, Anzengruber und Keller gefallen. Die Wahrheit in Ehren! Hätte uns der Verfasser nur gesagt, was Wahrheit ist. Ich fürchte, daß

sein Verstand von Wahrheit und der meinige doch ziemlich weit auseinander liegen. Und dann: Etwas mehr Klarheit! Es ist wirklich nicht leicht, den Verfasser überall zu verstehen. Und nicht so viele Fremdwörter. Man kann mit wenigeren auskommen. Ich glaube nicht, daß dies Buch für die Leser der Monatsschrift besonderen Wert hat, wer sich aber mit den Strömungen der neuen Litteratur beschäftigen will, der mag es ja studieren, aber studiert muß es sein. D.

— Shakespeare's zweiter mittelalterlicher Dramen-Cyklus von Dr. E. W. Sievers. Mit einer Einleitung von Dr. W. Wetz, Privatdozent an der Universität Gießen. (Berlin, Reuther und Reichard.)

Der verstorbene Verfasser, der Gymnasiallehrer in Hamburg und Gotha war, ist einer der bedeutendsten Interpreten des großen englischen Dichters, dessen Studium fast sein ganzes Leben ausfüllte. Von der gelehrt-philologischen ist er später zur philosophischen Betrachtungsweise übergegangen und hat in seinen zahlreichen Schriften die großen Unterschiede der Zeitalter und der Völker und die verschiedene Art, wie sie in Dichtung, Kunst und Religion sich widerspiegeln, sowie den inneren Zusammenhang der jedesmal herrschenden Ideen, die unter sich ein System bilden, fesselnd geschildert. In der vorliegenden Analyse des zweiten mittelalterlichen Cyklus hat Sievers seine spezielle Auffassung vom Wesen des historischen Dramas niedergelegt. Er unterscheidet scharf zwischen historischen Dramen und „subjektiven" Tragödien. Nach ihm ist es die Aufgabe des historischen Dramas, nicht blos geschichtlichen Stoff uns vorzuführen, sondern an ihm uns die Entwickelung der Menschheit zu vergegenwärtigen. Die Idee eines historischen Dramas ist nichts anderes, als der Fortschritt des Menschengeistes selbst zu einer neuen Stufe des Bewußtseins, ein Fortschritt, der, da er die Umwandlung der inneren Lebensmacht zur Voraussetzung hat, nur allmählich sich vollzieht und erst am Schlusse eines Zeitraumes als die eigentliche Seele, als das gestaltende Prinzip der ganzen vorausgegangenen Entwicklung zur Erscheinung kommen kann. Es ist somit erforderlich, damit ein einzelnes Drama eine historische Idee vor die Anschauung zu stellen vermöge, daß dasselbe, wie etwa Julius Cäsar, an einem großen Wendepunkte der Geschichte steht, wo der neue Geist, der lange schon in den Gemütern wehte, plötzlich zum Durchbruch kommt und auch die Lebensformen nach sich gestaltet. Diejenigen Werke und historischen Stoffe, in denen von jener Fortentwickelung des menschlichen Bewußtseins, die die Grundmacht der Geschichte selber bildet, abgesehen wird, will Sievers nur den subjektiven Tragödien zurechnen. Diese erhöhte Ansicht der Geschichte, dies Resultat der neueren Wissenschaft, ist für das historische Drama, und speziell für Shakespeare, noch fast gar nicht nutzbar gemacht worden. Gestützt auf diese Ansicht will Sievers nicht einmal den „Coriolan" als vollwertige historische Tragödie ansehen, weil in ihm der Kampf der beiden feindlichen Prinzipien nicht recht zum Durchbruch kommt, da der Dichter, im Widerspruche zur Geschichte, nur den Hauptthelden als bewußten Träger seiner Sache hingestellt, das Volk aber als schwach und haltlos in den Hintergrund gedrängt habe. In dem vorliegenden Buch hat der Verfasser diese Auffassung vom Wesen des historischen Dramas am konsequentesten und, wie Dr. Wetz in der Vorrede hervorhebt, mit einem erstaunlichen Aufwand von Geist und Scharfsinn durchgeführt. Daß er dabei öfter vielleicht mehr sieht, als der Dichter gethan hat, und an vielen Stellen eine Neigung zu allegorisierender Deutung verrät, wird den Genuß an der Lektüre, die allerdings von anderer Art ist, als die Litteraturgeschichten, welche das Bildungsbedürfnis der höheren Töchter alljährlich auf den Markt wirft, kaum schmälern. Dem Urteil Wetz's, daß die Analyse Richard II. und namentlich die Charakteristik des Königs eine der glänzendsten Leistungen der deutschen Shakespeareforschung ist, wird man rückhaltlos zustimmen. —r.

7. Biographie.

— Philipp Melanchthon. Deutschlands Lehrer. Zur Jubelfeier seines vierhundertjährigen Geburtstages. Dem deutschen evangelischen Volke dargeboten von D. Paul Kaiser, Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing. Pr. Mk. 0,50.

Die evangelische Christenheit rüstet sich, am 16. Februar des kommenden Jahres den vierhundertjährigen Geburtstag Philipp Melanchthons zu begehen. Es ist nur natürlich, daß man darauf Bedacht nimmt, die Gestalt des Reformators dem Volke näher zu rücken, zumal Melanchthon von vornherein nicht die Volkstümlichkeit besaß, die Luther hatte. In obiger Schrift wird uns ein Abriß seines Lebens gegeben. Die Darstellung ist einfach, der Text mit bezüglichen Bildern geschmückt. Und die Schwierigkeiten, welche aus der Lehrhaltung des späteren Melanchthons für die Würdigung desselben entstehen, sind mit linder Hand hinweggethan, in eine volkstümliche Darstellung gehören sie ja auch nicht hinein. Ein Lutherjahr wird das Melanchthonjahr nicht werden, man sollte sich darum hüten, die bevorstehende Feier über das Maß hinauszuschrauben, welches ihr gebührt, es bleibt auch so, namentlich für Universitäten und Schulen, ein reicher Inhalt übrig. D.

— Feldmarschall Derfflinger, von W. v. Unger. (Beiheft Nr. 7 und 8 zum Militärwochenblatt 1896, mit 17 Skizzen im Text.)

Die vorliegende kleine Schrift ist mit hervorragendem geschichtlichen Verständnis, feinem Takt und einem großen Sammelfleiß verfaßt. — Ungeachtet der mehrfach vorhandenen Lebensschilderungen des Feldmarschalls, welcher sich in so hervorragender Weise um die Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Heerwesens und die Geschicke der Mark Brandenburg verdient gemacht hat, mangelte es doch an einer nur einigermaßen genügenden Derfflinger-Biographie. — Der 1891 leider zu früh verstorbene Professor E. Fischer hatte bereits reiches Quellen-Material gesammelt und die beiden ersten Kapitel einer umfassenden Biographie Derfflingers zusammengestellt, als ihn der Tod mitten in seiner Arbeit abrief. Verfasser hat auf dies Material gestützt, rastlos weiter geforscht. Sein Werk hat sich zu einer Schilderung erweitert, welche uns nicht allein nach allen Richtungen mit ihrem Helden vertraut

macht, sondern ein lebensvolles Bild des Heeres und des Staatslebens zur Zeit des Großen Kurfürsten giebt und daher allen Freunden vaterländischer Geschichte warm empfohlen werden kann.

v. Z.

— Deutsch-Evangelische Charakterbilder. Neue Folge, gezeichnet von Hofprediger D. Bernhard Rogge. Leipzig, Verlag von H. Ebbecke. (26 Bogen 8⁰ Mk. 2,80, Leinenb. Mk. 3,60, Leinenb. m. Goldschn. Mk. 4,—.) Inhalt: Christian Fürchtegott Gellert. — Friedrich Gottlieb Klopstock. — Johann Gottfried Herder. — Johann Georg Hamann. — Jung-Stilling. — Matthias Claudius. — Johann Peter Hebel. — Johann Gottlieb Fichte. — Friedrich Schleiermacher. — Claus Harms. — Carl Freiherr vom und zum Stein. — Ernst Moritz Arndt. — Max von Schenkendorff. — Philipp Spitta. — Johann Friedrich Oberlin. — Johannes Falk. — Johann Heinrich Wichern. — Theodor Fliedner.

Die 18 Charakterbilder sind frisch und gewandt geschrieben, bringen das für das große Lesepublikum Wissenswerte in populärer Darstellung und sind in Bezug auf Daten u. s. w. zuverlässig. Der Verfasser versteht, gute Quellen zu benutzen und den von anderen oft mühsam gewonnen Stoff für seinen Zweck geschickt zu verarbeiten. Damit kommt er gewiß auch den Wünschen mancher entgegen, denen dickleibige Bücher ein Greuel sind und die doch gern „ein bißchen Geschichte" lesen wollen. Mit der Auswahl der in den Charakterbildern geschilderten Persönlichkeiten sind wir einverstanden; daß die Dichter Hebel und Spitta Platz gefunden haben, scheint uns zweckentsprechend zu sein. Die Länge der Lebensbilder schwankt zwischen 11 und 49 Seiten, die Behandlung der einzelnen Persönlichkeiten ist also keine ganz gleichmäßige. Das Buch kann für die reifere Jugend, für Schul- und Volksbibliotheken empfohlen werden.

v. H.

8. Poesie.

— Die siebente Großmacht oder der Schatten. Lustspiel in fünf Akten von Friedrich Dukmeyer. (Leipzig, Wiest.) 136 S. Pr. Mk. 1,50.

Dies nach dem Vorworte zu Taschkent in Turkestan geschriebene Lustspiel will das Treiben der modernen Litteraten geißeln, als deren Prototyp Sudermann genannt wird. Von dem „langjährigen Leiter des Theaters in Wiesbaden" Karl Schulters wird ein Brief mitgeteilt, in welchem dieser den Verf. auffordert „Johannes Gutenberg mit seiner weltumwälzenden Erfindung" zum Gegenstand eines Dramas zu wählen. Von diesem Stoffe ausgehend kam denn aber der Verf. schier gegen seinen Willen dazu, in einem Lustspiele wider „die verwahrlosten Jünger" Gutenbergs, wider „die neue Pfafferei der neuen Schwärze" ins Feld zu ziehen. „Aus einer und derselben bösartigen Familie sind die modernen Berühmtheiten: Ibsen, Tolstoi, Zola und der neueste Held jüdischer Reklame Sudermann" und „unter dem Gewürm der Eintagsberühmtheiten habe ich besonders Herrn Sudermann aufs Korn genommen". Das wäre an sich ja ganz löblich, und wenn ein neuer Aristophanes über unsere modernsten Naturalisten kommen wollte, sollte er uns willkommen sein. Aber wir fürchten, Herr Dukmeyer ist kein Aristophanes. Zunächst wird niemand in seinem Paul Ommersdorf, Erich Rumpel u. s. w. die Ibsen, Zola und Sudermann wiederfinden, denn da ist nichts von jenem hypergenialischen Fleischeskult zu finden Was er schildert, ist eine erbärmliche hohlköpfige Litteratenkoterie, jammervolle Lohnschreiber, die im Dienste einer exotischen Republik in ihrer Zeitung dem deutschen Publikum zweifelhafte Werte aufhalsen wollen, und sich dann um den in Aussicht gestellten Lohn weidlich balgen. Das kann man ja auch schildern und geißeln, aber bloß mit dummen Litteraten und ebenso dummen Diplomaten kann man doch kein Lustspiel ausstatten, und wenn man's thut, läuft man Gefahr — langweilig zu werden. Hätte der Verf nur ein einziges Paar gehaltvoller Menschen dazwischen gestellt, auf denen das Auge mit Freude weilen kann, so hätte man doch etwas Licht bei all diesem Schatten gehabt. Konrad Ferge und Lilli von Süders sollen vielleicht ein solches Paar sein, aber zuerst sind sie ebenso albern wie die übrigen und zuletzt werden sie mit ihren nicht endenwollenden Zwiegesprächen herzlich langweilig. Das Urteil über das Stück wird lauten müssen: die getroffen werden sollten, sind nicht getroffen, dagegen ist zwar eine jämmerliche Sorte von Litteraten, ein rechtes Krebsgeschwür unserer Zeit ins Auge gefaßt, aber die dagegen geführten Streiche werden schwerlich treffen, weil die ganze Geschichte zu langweilig und oberflächlich verläuft.

J. P.

— „Unter Palmen und Maien". Gedichte von Bernhard Kühn. (Dresden, Verlag von Franz Sturm u. Co.)

Der Leser dieser, ohne ersichtlichen Grund „Unter Palmen und Maien" betitelten Gedichte wird sich geneigt fühlen, ihren Ursprung in einem Frauenkopfe zu suchen; möglich, daß sich ein solcher unter dem Pseudonym birgt. Vergebens durchforscht man das Bändchen nach einem originellen Gedanken, vergebens nach einem zwingenden dichterischen Motiv. Häufung der Bilder und der Adjektive, sowie selbst eine, an sich gewiß nicht zu unterschätzende Religiosität können den Mangel an poetischem Gehalt nicht ersetzen. Die üblichen Reime werden mit Leichtigkeit gehandhabt, jedoch gestattet sich der Dichter oder die Dichterin auch mehr als bedenkliche Freiheiten. Reime wie: finden—hinten, Seiten—Freuden, Pfaden—Thaten, geworden—Orten, Bauche—Auge', Vater—Hader, Zeiten—Leiden, müde—glühte, Zweige—Reiche, Stande—bannte, Toten—Boden, Brüder—Güter u. s. w. sind einfach unerträglich und wirken auf den Leser notwendig verstimmend. Mit besonderer Vorliebe und nicht immer mit Glück wird auch der Refrain angewendet. Weshalb diese Gedichte gedruckt wurden, sieht man nicht recht ein. Sie gehören zu der Art, wie sie so mancher in seinen Werdejahren produziert, vielleicht auch niederschreibt und aufbewahrt, wie sie aber weitere Kreise kaum interessieren können. Fern davon, aus der geheimnisvollen Tiefe dichterischer Konzeption unaufhaltsam emporgequollen zu sein, geben sie sich vielmehr, wie so viele heutige Machwerke, als Kinder der Reflexion und sind deshalb außer stande, den Leser zu entzünden. Der Verfasser teilt sie in vier Rubriken: 1. Festglocken, 2. Vom Lebensbrot,

3. Pilgergrüße, 4. Naturbilder. Aus den Festglocken wäre vielleicht „Epiphanias“ hervorzuheben, und aus den Naturbildern seien genannt: „Osterabend, Wünsche, Sommer im Thal, In der Nacht, Auf der Höhe, Verschlossen.“ — Den Schluß des Bändchens bildet ein langer, formloser, das Versmaß unablässig wechselnder, ziemlich verworrener Hymnus auf das Vaterunser. v. L.

— Junge Liebe. Rückschau einer glücklichen Braut, getreu in Versen nacherzählt von Heinrich Dieter. Dritte Auflage. Salzburg. H. Dieter. Preis Mk. 0,80.

Eine junge Braut schreibt einem älteren Freunde die Geschichte ihrer Liebe. Der Bräutigam ist Mediziner, er macht den Doktor, dann soll die Verlobung öffentlich werden. Sie möchte ihm zu dem Tage ein Buch überreichen, in welches er hernach die glücklichen Tage seines Lebens eintragen kann. Das Titelblatt, von ihr gemalt, ist fertig, auch das erste Blatt, auf dem zierliche Putten eine Feder reichen, nun möchte sie gern ein paar Zeilen auf die erste Seite geschrieben haben, eine Erinnerung an ihre glückliche Brautzeit. Diese soll der ältere Freund ihr geben. So ist diese herzige Geschichte vom Lieben zweier Seelen zum Gedicht geworden, und das Gedicht liest sich ganz anmutig und freundlich, es stammt aus dem vollen Menschenleben, ist durch und durch wahr und spricht durch seine Einfachheit und Wärme wohlthuend an. Der Verleger, welcher mit dem Dichter eins ist, hat dem Rezensionsexemplar zwei Blätter mit Urteilen verschiedener litterarischer Berühmtheiten beigegeben, das Lob, welches darin ausgesprochen ist, scheint mir freilich über das richtige Maß hinwegzugehen, aber immerhin, es ist eine dichterische Gabe, an der man sich erquicken kann, und daß die Dichtung schon in dritter Auflage vorliegt, beweist, daß Viele Wohlgefallen an ihr gefunden haben. Mag's auch weiter so sein. D.

— Peter Melander von Holzappel. Eine Geschichte aus dem Lahnthal. Von Paul Warncke. Verlag von Fritz Pfenningstorff, Berlin.

Die Lorbeeren des Dichters des Trompeters von Säkkingen haben offenbar den Verfasser nicht schlafen lassen. In demselben Versmaß, aber auf einer bedeutend größeren Seitenzahl als sein Vorbild erzählt er die Geschichte des Generals Melander, der sich in den Wirren des dreißigjährigen Krieges vom Schneidersohn zum großen Kriegshelden heraufarbeitet. Es will mir scheinen, daß der Leser, der sich durch diese 290 Seiten Verse, von denen auf jede Seite durchschnittlich 25 kommen, durcharbeitet, auch ein Held ist. Die Muse der Dichtkunst ist dem Verfasser nicht immer hold gewesen, öfter giebt er in Verse gebrachte Prosa für Poesie, und die Stellen, an denen wirklich ein starkes poetisches Empfinden, wie in des „Mönches Anton Trostbüchlein“ zum Ausdruck kommt, werden durch den Umfang des weniger wertvollen zu sehr überwuchert. Statt vielem hier eine Probe:

„Anfangs baute man darauf, daß
Ja das Reichsgesetz, wonach man
Truppen deutscher Fürsten nicht den
Durchzug weigern durfte, auch dem
Kriegsmann feste Schranken zuwies,
Die ihn hinderten, dem Bauern
Oder Bürgersmann zu schaden.
Aber seit vor wenig Jahren,
Anno sechzehnhundertneunzehn,
Söldner, die in Köln'schen Landen
Kurfürst Maximilian von
Bayern hatte werben lassen,
Plündernd, sengend, brennend durch die
Grafschaft Hadamar gezogen,
Lag es wie Gewitterschwüle
Ueber allem Land umher.“

Das könnte man poetischer in Prosa schildern. Der Bruder des Schneiders Eppelmann hat Wilhelm von Oranien als Schreiber gedient, er ist ein Gelehrter und nennt sich darum Melander. Von ihm erfahren wir, daß er, obwohl er der Lehre Luthers anhing, sich eine Katholikin zum Weibe genommen. „Ja, die Liebe“, belehrt uns Herr Warncke.

„Fragt, obwohl sie mit dem Glauben
Eng verschwistert, dennoch nimmer
Viel nach ihm — sie ist die Herrin,
Und sie zwingt im edlen Herzen,
Was so oft sich göttlich nennt
Und so oft nichts weiter ist, als
Unvollkommne Menschensatzung!“

Hervorgehoben zu werden verdient der ungemein geschmackvolle und dabei sehr solide Einband, sowie das gute Papier und der gute Druck, mit dem die Verlagshandlung das Werk ausgestattet hat. —r.

9. Unterhaltungslitteratur.

— Seine Schuld. Roman von P. Stursberg. (Hermann Costenoble, Jena.) Pr. Mk. 5,—.

Der Bankier Montfort kommt nach langer Abwesenheit auf sein am Strande des Meeres gelegenes Schloß in der Bretagne, um dort die Leiche seiner Frau beizusetzen, die er vor zwanzig Jahren zu seiner Gattin gemacht. Mit ihm kommt seine jugendliche Tochter Claire und deren Gesellschafterin. Der Aufenthalt soll nur kurze Zeit dauern, da der Witwer, der die Mittagshöhe des Lebens längst überschritten hat, nicht gern auf jenem Besitztum weilt. Er fürchtet sich vor alten Erinnerungen. In stürmischen Jugendtagen hat er hier ein durch Geist und Schönheit ausgezeichnetes Mädchen an sich gefesselt, dann ist er auf Reisen gegangen, hat in einer sonnigen Küstenstadt eine andere kennen gelernt und sie geheiratet. Die betrogene Braut hat Jahr für Jahr auf des Geliebten Heimkehr gewartet und darüber den Verstand verloren. Tag für Tag geht sie im weißen Hochzeitsgewande am Meeresstrand spazieren, nach fernen Schiffen spähend, die ihr den Heimkehrenden bringen sollen. Sie singt dabei die alten schwermütigen Lieder der Bretagne und wirft Blumen in die rauschenden Wellen. Vor der Begegnung mit ihr fürchtet sich Montfort, und diese Furcht läßt ihn nicht lange auf dem väterlichen Schlosse weilen. Aber sein einziges Kind ist leidend, der Tod der geliebten Mutter hat ihre Nerven angegriffen und der Arzt dringt energisch auf längeren Aufenthalt in der erfrischenden Seeluft, die dem jungen Mädchen, das im lauten Treiben von Paris groß geworden ist, in Verbindung mit der rauhen Schönheit dieser Natur, frische Kräfte zuführt. Die gefürchtete Begegnung mit der einst Geliebten ver-

läuft ruhiger, als er erwartet. Sie erkennt ihn nicht, sondern hält ihn für seinen Vater, dem er ähnlich sieht. Aber das Gewissen schlägt ihm doch beim Anblick dieses gestörten Lebensglückes, und diese Empfindung steigert sich zur unerträglichen Pein, als seine Tochter die Bekanntschaft der Unglücklichen macht und ihre Leidensgeschichte, freilich ohne den Namen des ungetreuen Bräutigams erfährt. Die jugendlich reine Seele des Kindes ist empört über das an der Armen begangene Verbrechen und gesteht ihrem Vater in auflodernden Zorn, daß sie den Mann haßt, der solcher That fähig war.

Die Gesellschafterin Claires, Fée genannt, ist eine lebenslustige, kokette, pikante Schönheit, die in den düstern Ton des Hauses ihre Stimmung siegesbewußt hereinträgt. Sie spinnt mit ihren Künsten den Hausherrn in den Bannkreis ihres bezaubernden Wesens, und der Alternde erwärmt sich an dem Gedanken, diese strahlende Jugend auf immer an sich zu fesseln, Claire eine zweite Mutter zu geben und in einem neuen Leben die Gespenster vergangener Tage zu vergessen. Fée weidet sich an ihrem Triumph, hält den stürmisch Werbenden nach Kokettenart hin, verlobt sich aber dann mit einem russischen Prinzen, den der Verfasser eigens zu diesem Zwecke wie einen deus ex machina in dem kleinen Badeorte erscheinen läßt. In diesen Tagen ist es die Tochter, die mit erwachendem Verständnis dem Einsamen tragen hilft. An einem stürmischen Tage sehen die beiden, am Strande wandelnd, bei steigender Flut die Wahnsinnige auf einem Felsen stehen, von dem ihr der Rückweg bereits durch die Wellen abgeschnitten ist. Im Augenblick höchster Gefahr dringt Montfort durch Sturm und Wogenbraus zu ihr und fängt sie, ihren Namen rufend, in seinen Armen auf. An diesem Rufe erkennt sie ihn, aber die Freude bringt ihr den Tod. Wenige Tage später steht ihr Sarg an derselben Stelle des Schlosses, wo vor Monaten der der Gattin des Schloßherrn gestanden. In stiller Nachtstunde gesteht er seiner Tochter, daß er der Mann ist, der die bleiche Blume gebrochen hat: mit diesem Geständnis büßt er seine Schuld.

Einzelne Figuren des Romans sind gut gezeichnet; so vor allem Claire und die kokette Fée. Bei der Charakteristik der Hauptperson hätte der Verfasser mehr in die Tiefe gehen und den Schleier vom Seelenleben dieses Mannes etwas mehr lüften können. Die Naturschilderungen sind sehr stimmungsvoll. Weniger gelangen dem Verfasser die Volkstypen. Die Fischer der Küstendörfer sprechen nicht viel anders als ihre Badegäste, die im Sommer ihre kleinen Hütten bevölkern.

Hier und da stört im Styl ein „dieselbe“ und „derselbe“, wo ganz gut ein „sie“ und „er“ stehen könnte. Ist Wustmann spurlos an dem Verfasser vorübergegangen? —r.

— Ehre ist Zwang genug. Roman aus der Neuzeit von Karl von Weber. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) 1894. Pr. Mk. 5,—.

Der Verfasser behandelt in diesem Roman ein ethisches Problem: Die Ehre. Ein junger Husarenoffizier aus altem Geschlecht ist der Träger der Handlung. Leichtlebig verbringt er das väterliche Erbe; er thut eigentlich nichts Böses, er hat nicht einmal Passionen, und doch zerrinnt es um nichts und wieder nichts, er läuft in die Hände der Wucherer, und plötzlich steht er am Abgrunde. Die Gutsage einer Schwester, welche das Vermögen ihrer Kinder daran wagt, rettet ihn, und ein alter Onkel, der Fideikommißherr, eine Personifikation der Familienehre, deckt den Schaden, aber allerdings, er verlangt, daß Leo von Hassenstein den Beruf eines Offiziers aufgiebt und Landmann wird. Dieser geht darauf ein, da ihn inzwischen auch die Liebe nach Hassenstein lockt. Der alte Baron Hasso stirbt. Leo kehrt in dem Anlaß der Testamentseröffnung einmal wieder in den Kreis der alten Kameraden zurück. Da kommt es zu einem Gespräch über die Ehre. Das Unzulängliche der jetzt geltenden Anschauungen und Formen wird aufgewiesen. Der Zweikampf ist nur eine vergängliche Form, in der die Ehre jetzt in Bethätigung tritt, geblieben ist ihm die hingebungsvolle Bereitwilligkeit des Menschen, sein Leben für ein noch höheres Gut einsetzen zu wollen, für die Ehre. Aber was ist nun die Ehre selbst? „Ich halte die Ehre für die dem Bewußtsein unserer Würde entstammende, von Urteil und Gefühl zu gleichen Anteilen in uns bewirkte freie Anerkennung derjenigen Verpflichtungen, welche diese Würde unserer Gesinnung und unserm Handeln auferlegt.“ Und diese Verpflichtungen? Sie heißen: „Unerschütterlicher Mut der Wahrheit, höchste Treue gegen sich und andere, Entschlossenheit zum Besten, Selbstverleugnung und Aufopferung, mit einem Worte: volle Hingabe seiner selbst.“ So giebt es eine Ehre des Einzelnen, aber auch eine Ehre der Allgemeinheit, eine stillschweigende Verabredung betreffend einen öffentlichen Ehrbegriff. Der weitere Verlauf der Geschichte soll diesen idealen Standpunkt des Helden bewähren. Er gerät damit in schwere Konflikte, teils mit seiner Liebe, teils mit den Forderungen der gesellschaftlichen Ehre, er weigert ein Duell und wird ehrlos, bis er zuletzt im Kriege seine Ehre wiedergewinnt. So kommt alles zum guten Ende. Die Geschichte bewegt sich durchaus im Geleise der Anständigkeit, nur die Scene, wo die Braut dem Bräutigam ins Soldatenquartier folgt, streift an Bedenklichkeit. Die Sprachform trägt ein eigenartiges charakteristisches Gepräge. Aber die Hauptfrage ist doch, ob der vom Verfasser vertretene Ehrbegriff nun auch wirklich der richtige ist, ob er genügt. Er baut denselben ganz von unten herauf, er setzt ihn wesentlich aus subjektiven Momenten zusammen, das ergiebt wohl ein Ehrgefühl, aber nicht einen Ehrbegriff. Ohnehin beschreibt er dies Ehrgefühl reichlich schwer, unverständlich, wie ja auch bei jenem Gespräch unter den Kameraden manche von den jüngeren nicht recht mitkommen können in der Erfassung dessen was er meint. Aber ist es nicht so? Der rechte Ehrbegriff baut sich nur von oben, von Gott in die Welt der Menschen herein, die wahre Ehre ist die, welche von Gott kommt und vor Gott gilt; sie bindet dann den Menschen in Gottes Willen und an Gottes Wort, sie hindert ihn da Ehre zu suchen, wo Schande ist, und sich aus solchem, was an sich schändlich ist, eine Ehre zu machen. Vor solchem Ehrbegriff und Ehrgefühl besteht allerdings auch das Duell nicht. Aber es hält gewiß sehr schwer, sich damit in der heutigen Welt und Gesellschaft zu behaupten. Der Verfasser kennt das Christentum in diesem Roman nur in der kari-

kierten Gestalt heuchlerischer abstoßender amerikanischer Frömmigkeit, es wäre schön, wenn er seine Gabe durch das echte Christentum heiligte, sie würde dadurch entschieden gewinnen. Und das Wort aus dem Bremer Rathause, welches seinem Roman die Überschrift gegeben hat: Ehre ist Zwang genug! würde eine vollere und tiefere Lebenswahrheit gewinnen. D.

— **Was mir mein Flachstüchlein erzählt hat.** Aus den Erinnerungen eines Invaliden von F. Gerber. Siebente Auflage. (Basel, Jäger und Kober.)

Ein von schwerer Krankheit genesener Pfarrer sitzt an einem Sonntagnachmittag auf dem Gipfel eines Berges und schaut von da, müde von der Woche und ihrer Last, hinaus ins weite Land. Indem er an die Folgen seiner Krankheit denkt, wird ihm das Herz sorgenvoll und dunkel bei dem Ausblick in die Zukunft. Da fängt sein Flachstüchlein, mit dem er sich den Schweiß abtrocknet, ein Andenken an eine Konfirmandin, die er zum Abendmahl vorbereitet hatte, an ihm zu erzählen, was es erlebte von dem an, wo es zuerst sein grünes Herzblättlein dem warmen Sonnenschein und dem fruchtbaren Sommerregen erschloß, bis zu dem hin, wo es dies Flachstüchlein geworden war, und es thut das so innig und sinnig seine Natur- und Lebensgeschichte zu einem Gleichnis des Menschenlebens gestaltend, daß man eine rechte Herzerquickung davon haben kann. Solche müssen wohl schon viele zuvor daran gefunden haben, denn das Büchlein führt sich in der siebenten Auflage ein. Da hat's kaum noch einen Empfehlbrief nötig. Möge es seinen Lesern auch fernerweit das geben, was es damals dem Hörer gegeben, daß ihnen die heiligen Gottesgedanken in menschlichen Führungen im Bilde des Naturlebens ganz vor die Seele treten, eine erziehende Liebe mit klarem herrlichem Ziel, treu bis zum Tod, heilig auch im Ernst, eine Liebe, die nicht nach Menschengedanken geht, sondern in Wegen und mit Gedanken, die unendlich höher sind als die unsrigen, daß ihr Herr, ihr Seligmacher, ihr Heiland vor ihnen steht und Frieden und das Gefühl kindlicher Sicherheit über sie ausgießt. Herr, dein Wille geschehe! Nur selig, wenn auch wunderlich. D.

— **Die Krone.** Romantische Erzählung von A. Freiherr von Perfall. (Berlin, Verein der Bücherfreunde. Schall und Grund.) 1896. Pr. Mk. geh. 4,—, geb. 5,—.

Augenblicklich giebt es auf den Berliner Theatern hauptsächlich Stücke aus der Zeit der Renaissance; die Zuschauer waren der „Arme-Leut Komödie“ müde geworden und die „Dichter“ folgen gehorsam diesem Zuge der Zeit. Ganz ähnlich ist der Eindruck, den wir von dieser „romantischen Erzählung“ des Herrn von Perfall haben: Die Geschichten vom Kommerzienrat im Vorderhause und der armen Schneiderin im Hinterhause ziehen nicht mehr, mag es also einmal mit dem Ritt ins romantische Land versucht werden. Und romantisch ist die Geschichte, das muß man zugeben. Ein Land irgendwo im Orient — die Verlagsbuchhandlung behauptet, Persien sei gemeint — bildet den Ort der Handlung, Leute ohne irgend eine Religion bevölkern es, nach ihren Gewohnheiten, Waffen und Sitten scheint das Mittelalter die Zeit zu sein, in der die Geschichte spielt, aber politische Ideen werden aufgetischt, die auch für unsere Tage passen. Also ein rechtes Wolkenkuckucksheim! Der Gedanke, der die Erzählung durchzieht, ist der, daß die erbliche Monarchie die beste und richtigste Form der Regierung ist. Der Held, Prinz Asr, Sohn des erschlagenen Königs von Rum, ist vor dem Mörder seines Vaters gerettet, gelangt später als Mann nach der Hauptstadt, ohne das Geheimnis seiner Abstammung zu kennen und erlangt durch seine Tüchtigkeit den Thron des Vaters. Diese Verteidigung des monarchischen Gedankens ist gut gemeint, aber sie ist doch fadenscheinig, weil ihr das „von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin“ fehlt. Und von Gott ist im Buche fast gar nicht die Rede. Das ist sein innerer Fehler. Die Darstellung geht knapp und frisch vorwärts; fast zu viel Handlung ist in dem Buche, an Kampf- und Prügelscenen fehlt es nicht, ebenso wenig an Liebeslust und Leid. Aber trotzdem merkt man, daß dem Verfasser das romantische Gewand nicht recht paßt, der Stil ist oft unnatürlich und gezwungen; neben geschraubten Wendungen finden sich moderne Stilunarten. Einmal heißt es: der Umzug begann, soll heißen man wechselte die Kleider! Auf S. 235 stülpt ein Mann einen Jungen den Hut „vom Kopfe“ und dgl. Unsinn mehr. An Phantasie fehlt es dem Verf. nicht, aber es gehört noch mehr dazu, um eine in sich abgerundete romantische Erzählung schreiben zu können. v. H.

— **Der Zeitgeist.** Von L. Dougall. Autorisierte Uebersetzung nach der 2. Auflage des englischen Originals von Marla Baumann. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.) Preis Mk. 2,—, geb. Mk. 2,60.

Das 106 Seiten enthaltende Buch giebt das Lebensbild eines Mannes, der in einem Städtchen Kanadas gelebt, gelitten und gewirkt hat. Bartholomäus Toyner ist ein Säufer und das Mädchen, das er liebt, ist die Tochter eines Totschlägers. Durch einen Prediger wird er zum Glauben an die Wahrheit des göttlichen Wortes bekehrt und empfängt die Kraft, gegen sein Laster erfolgreich anzukämpfen, so daß er zum Constabler der Stadt ernannt werden kann. Als solcher gerät er in Konflikt mit seiner Pflicht, da er dem Vater des von ihm geliebten Mädchens nachstellen muß, während dieses sich bemüht, ihm dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Trotzdem wird ihm Gegenliebe zu teil und er zieht allmählich durch den Ernst seiner Anschauung und seine sittliche Lebensführung auch das Mädchen zu seinen Ansichten herüber. Aber es kommen Rückfälle, das Laster läßt sein Opfer nicht so ohne weiteres los und in den einsamen Stunden der inneren Kämpfe schafft er sich ein Bild von Gott, das zu ändern dem Prediger, von dem er die erste religiöse Anregung erhalten, nicht mehr gelingt. Die Charakterisierung dieser religiösen Sonderstellung bildet den eigentlichen Inhalt des Buches, und der Verfasser, der mit seinem Helden identisch erscheint, giebt sich alle Mühe, den Leser auf seine Seite zu ziehen. Der Gott, den Toyner gefunden zu haben glaubt und zu dem er auch seine Freunde weist, ist ein Gebilde seiner Phantasie, dessen bemerkenswerteste

Eigenschaft darin besteht, daß er schließlich alle Menschen erlöst, ganz gleich, wie sie auch handeln mögen. Ihm sind das Bekenntnis und der Glaube zu Gott dem Wandel unterworfen. Da „jedes Wort und jedes Bekenntnis dem Menschengeiste in anderem Lichte erscheint, je nachdem die Zeit, die große Weltuhr, fortschreitet“, so bestreitet er, daß man heute noch Christus in dem Sinne predigen könne, wie Paulus ihn gepredigt hat. Der englische Schriftsteller berührt sich hier mit einem kürzlich in Deutschland bekannt gewordenen Worte, wonach sich jedes Jahrhundert seinen Gott erst wieder neu suchen müsse. Daß die Kirche für einen solchen Subjektivismus keinen Raum haben kann und darf, wenn sie anders die Trägerin der göttlichen Wahrheit bleiben will, vermag er natürlich nicht einzusehen. Der Held seiner Geschichte will Gott die Verantwortung für jede menschliche That zuschreiben; er macht Gott verantwortlich nicht allein für die Freiheit, mit der er uns ausrüstete, sondern auch für den Gebrauch, den wir Menschen davon machen und für alle seine Folgen. Damit wird die menschliche Verantwortlichkeit aufgehoben, zugleich aber auch die göttliche Vergeltung geleugnet, da Gott ja alle von ihm geschaffenen Wesen selig macht, gleichviel, ob sie ihm nachstreben oder sündigen. Denn „die Liebe kann niemals unterliegen und die Dinge von sich werfen, die sie liebt“. Der Begriff der Sünde besteht für ihn nur darin, daß es den Menschen nicht glückt, in Gottes Fußtapfen zu treten, „soweit es jedem Menschen gegeben ist, Gottes Weg zu erkennen“. Unseren Lesern brauchen wir nicht zu sagen, wie weit diese Anschauungen vom positiven Christentume entfernt sind. Daß das Buch anziehend geschrieben ist, muß zugegeben werden. —r.

— Lebensführungen in Gericht und Gnade. Den Baseler Sammlungen entnommen. Zweite Auflage. Basel. Verlag von Jaeger und Kober. Pr. Mk. 1,40.

— Allerlei Gewebe. Erzählung von A. Schaller. Basel. Verlag von Jaeger u. Kober. Pr. Mk. 1,—.

— Geigerjakoble. Erzählung von U. Zörcher. Basel. Verlag von Jaeger u. Kober. Pr. 0,20 Mk.

— Anna die Blutegelhändlerin. Von D. Glaubrecht. Stuttgart. Verlag von D. Gundert. Pr. Mk. 0,50.

Das erste der vorstehenden Bücher, Lebensführungen, ist ein altes, ein recht altes Buch. Von 1783 an erschienen in Basel Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Diese Zeitschrift erscheint noch weiter. Sie war das Organ der deutschen Christentumsgesellschaft. In ihr legten die Stillen im Lande, die Gläubigen ihre innern und äußern Lebenserfahrungen nieder und erbauten und stärkten sich dadurch untereinander. Es war ein großer Geheimbund, zu dem sich die Überreste des Pietismus, Glieder der Brüdergemeine, fromme Katholiken aus allerlei Volk und Stand zusammengefunden hatten, einmütig in Christo Jesu und im Glauben an ihn, im Seligkeitsinteresse, zugleich aber ein Samenkorn auf Hoffnung, ein Anzeichen neuerwachenden Glaubenslebens in der Christenheit. Manches darin erscheint uns heute fremd, einiges auch ungesund, aber die Herausgeber haben recht: Jesus Christus ist heute derselbe wie gestern, und er wirkt immerdar und seine Wirkungen zum Heil gehen bei uns ebenso wie bei den Menschen vom Ende des vorigen Jahrhunderts auf Buße und Glauben und Bekehrung. Die hier vorliegende Auswahl ordnet sich in vier Abteilungen: Göttliche Winke und Schickungen, Rettung und Hilfe in Not, Göttliche Justiz und Sterbebetten. Jeder Erzählung ist ein Spruch vorangestellt. Die Herausgeber versichern, nur solche Nachrichten gegeben zu haben, deren Gewißheit erweislich ist. Da schon die zweite Auflage vorliegt, darf man wohl annehmen, daß diese Mitteilungen auch bei Christen dieser Zeit ihre Liebhaber und Leser gefunden haben.

Allerlei Gewebe ist eine Geschichte fürs Volk. Der Grundgedanke darin ist, daß das Menschenleben einem Gewebe gleicht, wir sehen davon die umgekehrte Seite, da sind viel Knoten, Wirrnis und Farbenstreite, wenn wir einst dahin kommen, daß wir das Gewebe von oben ansehen, werden wir die Meisterhand Gottes darin erkennen, die Farben werden in schönster Harmonie prangen und wir werden bekennen müssen, daß Er alles wohlgemacht hat. Der Gedanke ist ja gewiß richtig, er bewahrheitet sich von den Tagen Josephs her immer von neuem. Die Menschengeschichte, die ihm hier zum Belag dienen soll, ist aber zu weit ausgedehnt, sie geht bis ins dritte Geschlecht. Dadurch gewinnt sie etwas Skizzenhaftes, es wäre mehr zu ihrem Vorteil gewesen, wenn sie sich auf ein Menschenleben beschränkt hätte, nun ermüdet das Interesse. Einzelne Fremdworte durften auch fehlen. Warum muß der Garten als Elysium des Lehrers bezeichnet werden? Das versteht unser Volk nicht. Sonst ist ja der Wille lobenswert und die Meinung gut.

Geigerjakoble ist eine Traktatgeschichte, die im Schwarzwald anfängt und dann nach Amsterdam hinüberspielt. Fortgang und Ende fesseln nicht so wie der Anfang. Aber man kann sie Kindern gern in die Hand geben.

Anna die Blutegelhändlerin hat schon ihren Ruf, und der Ruf ist ein so guter, daß man sie gern wieder in neuer Auflage ausgehen sieht, dessen gewiß, daß sie ihrem Ruf auch in dieser Gestalt Ehre machen wird. D.

— Leofwine, der Angelsachse. Frei nach dem Englischen. Von A. Steen. (12. Band der Christlichen Erzählungen des In- und Auslandes.) Bevorwortet von Sup. E. Quandt. Mit 16 Illustrationen. (Bremen, M. Heinsius Nachfl.) 1896. Pr. Mk. 3,—, geb. Mk. 3,75.

Die reformatorischen Bewegungen des 11. und 12. Jahrhunderts in England geben den geschichtlichen Hintergrund des in zwei Teile zerfallenden Buches. Der Held des ersten Abschnitts, dessen Denken und Wirken über das Grab hinaus sich auch noch im zweiten geltend macht, ist der junge angelsächsische Mönch Leofwine, der durch das Studium der heiligen Schrift und den Verkehr mit Waldensern sich zum echten, wahren Christenglauben durchringt und die Bibel übersetzt, im zweiten Teile sind es Angehörige derselben sächsischen Familie, der Leofwine angehörte, insbesondere eine junge Waise, Elfreda, die im lauteren Evangelium Glück und Frieden finden. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob thatsächlich in England im 11. und 12. Jahrhundert die Gegensätze zwischen

römisch-katholischen Heidentum und wahren, echten Christentum sich so zugespitzt hatten, wie das Buch schildert. Mag sich da in die Darstellung auch etwas zu viel der heutigen Denkweise mischen, gewiß ist, daß das Buch viele echt christliche, schöne Gedanken enthält und zugleich angenehm unterhält. Einheitlicher, in sich abgerundeter ist der erste Teil geschrieben; im zweiten macht sich infolge des häufigen Wechsels der Örtlichkeiten, in denen die Ereignisse vor sich gehen, eine gewisse Unruhe bemerkbar. Wir können das Buch als gesunde Kost empfehlen, besonders auch als geeignet für die Jugend und zum Vorlesen im häuslichen Kreise. v. H.

— **Monats-Rosen.** Erzählungen von Dr. Joh. Rudolph. 4. Sammlung. (Newark N. J. Gebr. Geiger.) 1896.

Die 12 kleinen, einfachen und doch recht inhaltreichen Geschichten des auch den Lesern der Monatsschrift wohlbekannten Verfassers berichten zum großen Teil von Erlebnissen aus der Kinderzeit, aus Schreiberhau u. s. w. Außerordentlich volkstümlich und anfassend geschrieben, voll von Humor und Poesie sind sie es wert, in christlichen Kreisen gelesen und durch Aufnahme in Volkskalender u. s. w. verbreitet zu werden. Außer Funcke haben wir heutzutage nicht viele christlich gerichtete Schriftsteller, die in gleicher Weise wie Rudolph das Herz des Lesers zu packen wissen. v. H.

— **Die Blinde. Maler Ulrich.** Novellen von Max Kretzer. 2. Auflage. (Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson. 1897.)

Beide Geschichten spielen in Berlin. In der ersten erlangt ein junges Mädchen das Augenlicht durch die geschickte Hand eines Arztes wieder, der ihr Jugendfreund, zugleich aber auch der Sohn eines Mannes ist, dem eine schwere Sünde gegen das sechste Gebot im Verein mit der Mutter der Blinden zur Last gelegt wird. Der junge Arzt bringt da nicht nur der Blinden Licht, sondern er klärt auch die gegen seinen Vater erhobene Anschuldigung als grundlos auf — alles endet in Wohlgefallen und mit einer Verlobung. Ob solch wunderbares Sichfinden oft im Leben vorkommt? Wohl kaum — aber die Novelle ist hübsch und angenehm geschrieben. Weniger sympathisch sind die Figuren der zweiten Erzählung. Der verbummelte aber edelherzige Künstler und das vornehme Fräulein, die in Tingeltangeln der gewöhnlichsten Sorte Lieder singt, um ihr Kind ernähren zu können, sind zu abgebrauchte Figuren, um wirkliche Teilnahme wecken zu können. Auch in diese Geschichte wirft der Ehebruch dunkle Schatten, aber was in der ersten als leicht sich verflüchtender Nebel erscheint, ist hier die dunkle Wolke, die schwer das Leben unschuldiger Nachkommen belastet. Die Tingeltangel-Sängerin und den Maler zeichnet der Verfasser als im Grunde gute und edeldenkende Menschen — aber sie finden den Weg aus der sie bedrängenden Not nicht, weil sie, wie wir annehmen, sich nicht vor Gott demütigen wollen. Die Durchführung der Charaktere und der Geschichte wirkt deshalb unbefriedigend, wenn man nicht annehmen will, daß der Verfasser im Gegensatz zu der ersten Novelle gerade die Unfruchtbarkeit und Trostlosigkeit des Pessimismus und des Lebens ohne Glauben an Gott und den Heiland zu zeigen beabsichtigt. Das hätte dann aber schärfer zum Ausdruck gebracht werden müssen. v. H.

— **Die neue Herrin.** Roman von K. E. Edler. Pr. Mk. 5,—.

— **Tante Cordulas Nichten.** Eine harmlose Nationalitäten-Geschichte von J. von Binzer. Pr. Mk. 4,—.

Der Jankesche Verlag in Berlin bringt jährlich eine Reihe von Romanen an die Öffentlichkeit. Gewöhnlich haben dieselben zuvor in der Romanzeitung gestanden. Die meisten sind nur mittleren Wertes, aber sie müssen doch immer ihren Leserkreis finden und den Verlag entschädigen. Die neue Herrin ist eine ganz fein angelegte Erzählung. Ein Graf hat seine junge Gemahlin verloren, er lebt nun ganz in der Erinnerung an dieselbe, und da er eine Nachfolgerin findet, verlangt er, daß sie nur die Mutter seines Kindes sei, daß sie die Tote durch eine Art von Seelenwanderung in sich weiter leben lasse, denn sein Herz ist tot. Nun wird geschildert, wie die neue Herrin allgemach Stellung gewinnt, wie sie die Schwierigkeiten der Menschen und der Verhältnisse überwindet, und wie sie zuletzt auch den Gemahl aus seinem Todesleben herausreißt. Das alles ist ganz ansprechend geschrieben. Die letzte Wendung wird etwas gewaltsam herbeigeführt, etwas äußerlich, aber man kann sie annehmen. Unsauberes ist nicht in dem Buche, aber vom Evangelium ist nichts darin zu spüren. Dasselbe gilt auch von Tante Cordulas Nichten, obwohl der männliche Held darin ein Pastor ist. Zwei Mädchen sind die eigentlichen Heldinnen. Die eine eine deutsche Kleinstädterin, die aber in der Großstadt rasch frei wird von der ihr anhaftenden Enge und Unbeholfenheit, die andere eine Amerikanerin, die fertig ins deutsche Leben hineintritt und dort zunächst allerlei Wirrwarr anrichtet, zuletzt aber doch einen Amerikaner heiratet, während die Deutsche eine Frau Pastorin wird. Arges ist auch in dieser Nationalitäten-Geschichte nicht. Aber vielleicht sind die eingeflochtenen amerikanischen Brocken für den Leserinnenkreis, der sich des Buches voran bemächtigen wird, unverständlich, die Verfasserin hätte in Anmerkungen eine Übersetzung hinzufügen sollen. D.

— **Julius Weil. Die goldene Villa.** Roman. E. Piersons Verlag Dresden, Leipzig und Wien. Pr. Mk. 3,—.

Ein Roman aus dem modernen Leben. Er beginnt vor der Börse, und die Börse spielt ihre Rolle in ihm, sie sendet einen ihrer Leute, einen Geldmenschen, einen Wucherer, einen Schwindler in die Geschichte hinein. Der Börse steht ein stilles Gartenhaus, welches weltverloren im Getümmel der Großstadt erhalten geblieben, gegenüber, in diesem Hause wohnt ein Dichter. Die goldene Villa wird das Haus des Geldmenschen. In dessen schöne Frau verliebt sich der Dichter in rasender Leidenschaft. Der Wucherer wird entlarvt und kehrt nach Amerika zurück. Seine Frau nimmt der Dichter unter seinen Schutz. Aber sie endet ihr Leben durch Selbstmord. Ein anderes Paar gelangt zur Hochzeit. Der Roman ist spannend geschrieben, in manchen Partien sogar

aufregend, aber was der Verfasser eigentlich damit wollte, ist schwer zu sagen. Vielleicht wollte er ein Stück modernen Lebens schildern. Und das ist ja die Losung für die neuere Poesie: Dichten ist Sehen, Erleben, geistig Durchleben, die Seele des Menschen ist die Seele der Poesie. D.

10. Verschiedenes.

— M. Hesdörffer, Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei. Mit 16 Tafeln und 328 Originalabbildungen im Text. Berlin 1896. Rob. Oppenheim (Gustav Schmidt). 506 S.

Ein prächtiges Buch, das wir allen Blumenfreunden unter unsern Lesern warm empfehlen. Es giebt für alle bei der Blumenpflege im Zimmer eintretenden Arbeiten gute Anleitung und Ratschläge. Dabei ist es populär geschrieben und zahlreiche gute Abbildungen sowie größere Tafeln dienen ihm zur Zierde und erleichtern, wo es nötig ist, das Verständnis. Der reiche Inhalt des Buches ergiebt sich aus folgendem: Der erste Abschnitt, „Allgemeines“, umfaßt 113 Seiten und behandelt z. B. Gerätschaften, Erde, Saat und Pflanzung, Gießen, Düngen, Schneiden, Feinde der Zimmerpflanzen u. s. w. In dem zweiten Abschnitt, der 300 Seiten einnimmt, werden „die besten Zimmerpflanzen“ besprochen und zwar nicht nach botanischer, sondern gärtnerisch-praktischer Einteilung, was dem Zweck des Buches auch entschieden besser entspricht, nur einzelne, besonders interessante Pflanzen werden familienweise vorgenommen, wie vor allem die Katteen. Auch dem Aquarium und seiner Bepflanzung ist ein Abschnitt gewidmet. — Auf 62 Seiten wird dann Anleitung zur Blumentreiberei gegeben. Am Schluß besitzt das Buch einen Monatskalender und ein dankenswertes Register.

Nicht gefallen will uns der Einband, derselbe hätte geschmackvoller sein können, doch ist das ja nur die Schale, der Kern ist gut. Dt.

— Aus meinem Zettelkasten. Sprüche aus dem Leben für das Leben von Otto von Leixner. Verein der Bücherfreunde (Schall und Grund). Pr. geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Otto von Leixner ist ein geistvoller Kopf, der mit offenem Auge in die Welt sieht und den Dingen auf den Grund geht. Da er zugleich das, was er zu sagen hat, in anheimelnder Form zu sagen weiß, hört man ihm gerne zu. Das vorliegende Buch enthält kurze Aussprüche über Litteratur und Kunst, über Leben, Gott, Religion, Vaterland, Ehe, Erziehung u. s. w. Man wird vielleicht nicht allem zustimmen, aber man wird sich trotzdem gefesselt fühlen. Einige Ausführungen über unsere modernen litterarischen Himmelstürmer, über die moderne Frauenbewegung u. s. w. sind vortrefflich und treffen den Nagel auf den Kopf. An den meisten Aphorismen, die auch des sittlichen Ernstes nicht entbehren, wird man seine helle Freude haben. —r.

— Amt und Pflichten des Waisenrats nach den gesetzlichen Bestimmungen unter Berücksichtigung des Gesetzes vom 13. März 1878, betreffend die Unterbringung verwahrloster Kinder und der hierzu ergangenen Ministerialerlasse, ausführlich dargestellt von Kotterba, Pastor in Prittisch, Waisenrat und Synodalvertreter für Innere Mission. Leipzig. Fr. Richter. 1896. 56 S. Pr. Mk. 0,75.

Eine übersichtliche Darstellung der Pflichten eines Waisenrates, wie sie hier geboten wird, wird den Mitarbeitern auf diesem schwierigen Gebiet willkommen sein. Nach den gesetzlichen Bestimmungen über Amt und Pflichten des Waisenrats bespricht der Verfasser die letzteren im einzelnen, ferner die Anlage der Waisenlisten und die Waisenratssitzungen. Es genügt an dieser Stelle, die Interessenten unter unseren Lesern auf das, soweit wir sehen, praktische und zuverlässige Hilfsmittel aufmerksam zu machen. Wi.

— Freiheit des Rückens. Allgemeine Wehrpflicht. Öffentlichkeit des Strafgerichts. Drei Etappen auf dem Wege militärischer Entwickelung. Von Dr. A. Pfister, Generalmajor z. D. (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1896.) Pr. Mk. 0,50.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Reichstag sich bald mit dem Entwurfe einer Militär-Strafprozeßordnung zu beschäftigen haben, und es läßt sich annehmen, daß gerade die Frage der Öffentlichkeit des Verfahrens heftige Kämpfe hervorrufen wird. Liberale und demokratische Blätter haben die Forderung unbeschränkter Öffentlichkeit zum Schlagworte gemacht und suchen die öffentliche Meinung in dieser Richtung mit allen Mitteln zu beeinflussen. Ihnen gesellt sich in der vorliegenden Broschüre ein Kämpe aus dem Offizierstande zu, der zwar die Öffentlichkeit unter Umständen eingeschränkt wissen will, aber doch mit solchem Feuereifer für das Prinzip der Öffentlichkeit eintritt, daß ihm liberale Zeitungen zugejubelt haben. Man muß dem Verfasser lassen, daß er warmherzig und idealgesinnt für das eine Lanze einlegt, was er für eine Förderung des Heerwesens ansieht, aber er vergißt, daß namentlich im sozialdemokratischen Lager der Ruf nach Öffentlichkeit aus ganz anderen Beweggründen erhoben wird, nämlich um Stoff zur Agitation, zur Erregung der Unzufriedenheit im Heere selbst zu erlangen. Diese Bundesgenossenschaft müßte dem alten Offizier doch bedenklich sein! Wird, woran nicht zu zweifeln, die Öffentlichkeit des Verfahrens im Militärgerichtsverfahren zugelassen, so darf sie nur eine sehr beschränkte sein, wenn nicht die Disziplin erheblich geschädigt werden soll. v. H.

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale)

Kirchenheizungen.

(400 Anlagen ausgeführt.)
Bestbewährtes und billigstes irisches System;



Gothischer Kirchenofen; Heizkraft 3000 cbm.

Schul-, Lazareth-, Saal- u. Zimmer-Oefen

in jeder Grösse.

Crucifixe u. Christuskörper

zu **Geschenken** u. zur **Ausschmückung** von **Krankenzimmern, Kirchen, Sakristeien, Sälen etc.** sehr geeignet, von **Mk 4.—** an **silberbronziert;**



des ferneren: **Grabkreuze, Grabeinfassungen, Altar-Geländer u. Säulen, Kunst-Guss** aller Art liefert ohne Zwischenhandel: das

Königl. Württ. Hüttenamt

Wasseralfingen.

Näheres gratis durch den General-Vertreter:

H. von Bötticher, Hamburg I.

Kirchen- Paramente u. Ornamente, Prediger-Ornate,

von **F. W. Jul. Aßmann**

in **Lüdenscheid** und **Berlin** SW., Schützenstr. 46.

Von hohen Kirchenbehörden empfohlen.

Kataloge, Gutachten, Kostenanschläge gratis und franko. Übernahme ganzer Kirchenausstattungen.

Familienpensionat Reichenberg

bei Reichelsheim im Odenwald Hessen. Vorbereitung bis Sekunda des Gymnas. und des Realgymnas. Sorgfältige christl. Erziehung. Sehr schöne und gesunde Lage. Günstige Gelegenheit zur Erlernung moderner Sprachen. Gute Empfehlungen. Näheres durch Prospekte.

Pfarrer **Anthes.**



Wir senden 8 Tage zur Probe:

Rasirmesser, feinste Schneidefähigkeit	per	Stück	Mk.	1,75
Streichriemen zum Schärfen .	"	"	"	1,—
Schärfpasta zum Auftragen . .	"	"	"	0,50
Rasirpinsel zum Einseifen . .	"	"	"	0,50
Etuis, für 1 Rasirmesser, hochf.	"	"	"	0,15
Scheeren, bester Stahl, 18 cm lang, feinste Schneidefähigkeit .	"	"	"	0,90
Brodmesser, Schneide 15 cm lang, bester Stahl und Schneidefähigkeit	"	"	"	0,90
Tafelmesser und Gabeln, feine Waare aus nur gutem Stahl, passend für jeden Haushalt, Preis 1/2 Dtz. Messer und Gabeln	"	"	"	3,75

gegen Nachnahme, und verpflichten uns, nicht gefallendes innerhalb 8 Tagen nach Empfang per Nachnahme des sämmtlich ausgelegten Geldes retour zu nehmen, sodass dem Besteller kein Pfg. Kosten entstehen.

KIRBERG & COMP. in GRÄFRATH
bei Solingen.
Eigene Fabrikation feiner Messerwaaren.

Umsonst verlange Jedermann unseren reichhaltigen Preis-Katalog über Messerwaaren, Scheeren, Schuss-, Hieb- und Stichwaffen.

Dornröschen.

Roman von A. von Blomberg. (Verfasserin von „Waldstille und Weltleid“.)
Brosch. 3,— Mk., eleg. geb. 4,— Mk.

Von Hüben und Drüben.

Erzählungen von C. Schrill, (Pastor S. Keller.)
Brosch. 3,— Mk., eleg. geb. 4,— Mk.

Wahrer Adel.

Original-Roman von Gg. Oertel.
Brosch. 3,— Mk., eleg. geb. 4,— Mk.

Mein Sonnenstrahl.

Erzählung von G. Aagaard. Autor. dtsch. Ausg. von Pastor Hanßen.
Brosch 2,25 Mk., eleg. geb. 3,25 Mk.

Ein Lebensbild.

Erinnerungen aus dem Leben einer Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt. Von Heinr. von Strube.
2. (um 11. Bg.) verm. Aufl.
Brosch. 3,50 Mk., eleg. geb. 4,50 Mk.

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale).



Aus Kriegszeiten.

Von

Rose Berger.

Ich hatte zum erstenmal in meinem Heimatsdorfe gepredigt. Es war ein doppelter Festtag für mich, denn ich führte gleichzeitig meine junge Frau in das Elternhaus ein, und obgleich sie ein feines Mädchen war, hatte sie sich doch sehr gut in meine Angehörigen, einfache Bauersleute, zu finden gewußt und sie lieb gewonnen. Die Mutter freilich hatte es nicht mehr erlebt; sie war vor kurzem auf dem Kirchhof mit den altertümlichen Monumenten und eingesunkenen Gräbern, die von vergangenen Zeiten manches erzählen konnten, zur Ruhe bestattet. Der Vater war seitdem ein gutes Teil stiller und in sich zusammengesunkener. Meine verwitwete Schwester, die schon früher bei uns das Hauswesen führte, lebte bei ihm. — Es war im November, als wir beide, meine Luise und ich, den ersten Besuch auf dem Dorfe machten; es ging gegen Abend, der Schein des flackernden Feuers warf rote Lichter durch die Stube; der Vater — ich sehe ihn noch, ein schöner, stattlicher Mann mit aufrechter Haltung und weißem Haar, — wir Söhne sind alle nicht so geworden, — stand am Fenster und sah auf die Dorfstraße hinaus: über die sich grau jetzt die Dämmerung legte. Daß es ein schönes Dorf war, unser altes X., konnte man ihm kaum nachsagen, dennoch wird es mir jedesmal warm um das Herz, wenn ich an die Felder und bekannten Wege da oben denke. Luise und ich sprachen ab und zu ein Wörtchen, um es nicht gar zu bedrückend still werden zu lassen, denn wir sahen, daß dem Vater wieder traurig zu Sinn war. Die Schwester schälte Kartoffeln zur Abendsuppe, aber obgleich Luise eine Schürze über ihr schwarzes Kleid gebunden hatte, wollte sie nicht leiden, daß sie ihr half. Sie war nun so wunderlich und daneben ein wenig stolz auf die vornehme Schwägerin. — Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß mich Luise dies und jenes nach den alten Zeiten fragte. Ich antwortete und auch der Vater mischte sich ein paarmal in das Gespräch, als sei es ihm eine Erleichterung, mitzureden. Da fiel es mir so ein, daß ich sagte: „Vater, erzähle doch einmal Luisen dein Erlebnis aus der Franzosenzeit. Sie hat mich so oft danach gefragt, aber so kann ich es gar nicht wiedergeben, wie du selber; es interessiert sie ja alles, was uns angeht." „Ei ja," sagte mein Vater, „es ist aber an sich auch schon interessant genug, sollte ich meinen. Das war Anno 13", fügte er, an Luise gewandt, hinzu. Einen Moment schwieg mein alter Vater und ich dachte, es sei doch wohl ein zu großes Verlangen, ihm eine ausführliche Rede zuzumuten; auch meine Frau wollte nicht in ihn dringen und schaute nur freundlich zu ihm hinüber. Es schien aber, als hätte ich das Rechte getroffen; wenn er dies erzählte, konnte er ja auch von der Mutter sprechen, an die er doch immer dachte; er seufzte freilich schwer, rückte ihren Stuhl, sich darauf zu setzen, vom Fenster, und hub an, von unseren Fragen und Bemerkungen zuweilen unterbrochen, zu berichten, was ich zur Erinnerung für uns und zur Belehrung unserer Kinder in meiner Art hier niederschreiben will.

„Die nun unter dem Boden liegt, hätte es besser erzählen können, als ich, liebe Kinder. Lebhaft, wie wir sie noch im Alter gekannt, könnt ihr euch denken, was sie in der Jugend gewesen ist. Es gab eben weit und breit um X herum kein Mädchen, wie meine Marie, das sagten sie alle, und dabei war sie nicht laut und mutwillig, sondern immer gelassen und bescheiden, und die alten Leute verkehrten mit ihr so gern wie die jungen. Aber ich rede zu lange.“ —

„Nein, rede nur immer, Vater,“ rief Luise, „es handelt sich ja um dich und die Mutter;“ und ich stimmte bei: „Da kannst du uns gar nicht weitläufig genug werden, Vater.“ —

„Ja, das habe ich schon vielemale gehört,“ sagte meine Schwester, wischte sich die Augen, und fuhr seufzend fort, ihre Kartoffeln zu schälen. —

„Wir kannten uns schon von der Schule her,“ fuhr mein Vater fort, „Marie und ich. Ich habe sie manchmal auf dem Schlitten gefahren, und wir haben uns auf der Gasse geschneeballt; wir sind auch zusammen in den Unterricht gegangen (denn ich war nicht viel älter als sie), und haben in einer Stunde vor dem Altar gekniet, — wie später noch einmal bei unserer Trauung. — Es war noch Einer, mit dem sie gut Freund war, Hyronimus, ein schwächlicher Knabe, den Marie und ich manchmal in Schutz nahmen, wenn die andern ihn neckten, und er sich nicht wehren konnte. Er war nicht ganz wohlgewachsen, wenn man ihn auch nicht eben einen Krüppel nennen konnte, und sich sein schiefes Aussehen mit den Jahren auch ein wenig verlor. Man sah ihn etwas mitleidig über die Achsel an; in der Schule aber konnte es ihm keiner zuvorthun. Er hat sein Lebtag viel studiert, und sich auf Bücher und Landkarten verstanden, wie ein halber Gelehrter. Als Marie größer geworden ist, hat sie immer noch viel auf ihn gehalten, aber in ganz anderer Weise, als auf mich. Eifersüchtig brauchte ich nicht zu werden. In der letzten Zeit hatte er sich herausgemacht, er war kräftiger geworden, und half mit auf dem Acker und wo es zu thun gab in seines Vaters Hause, aber lange konnte er dergleichen nicht aushalten, und am liebsten saß er wieder über seinen Büchern. Es kamen auch alle zu ihm, wenn sie über irgend ein Ding Bescheid wissen wollten. Auch Marie hatte gewaltigen Respekt vor ihm, und sie war gut und freundlich und mitleidig, aber gegen mich doch noch ganz anders, und das war mir eben recht; denn wie wir älter wurden, war es wie eine Scheu über sie gekommen, und sie gab mir die Hand nicht mit der gleichen offenen Herzlichkeit wie Hyronimus, wenn sie ihm begegnete. Aber ich verstand es nicht falsch, und so wurden wir auch bald einig. In der Familie hatte keiner etwas dawider, daß wir miteinander gingen, wie man so sagt. Denn wir waren gut befreundet, und auch die Äcker stießen zusammen, was auf dem Dorfe ins Gewicht fällt, Schwiegertochter. — Ich vergesse es nie, wie wir zum erstenmal am Sonntag zusammen ausgingen. Ich dachte, wir wären allein im Feld, und hatte den Arm um Marie gelegt, als uns ganz unerwartet Hyronimus begegnete. Ich zog den Arm nicht zurück, und er wurde totenbleich, während es Marie wie Feuer in das Gesicht schoß, denn sie mochte doch wohl ahnen, wie es um ihn stand. Er faßte sich aber schnell und sagte: „So darf man wohl gratulieren?“ und wir sprachen einige Worte miteinander. Er that mir leid, denn obgleich er sich darin schickte, und uns nie Feindseligkeit gezeigt hat, war er seit dem Tage doch wie verwandelt. Vielleicht hatte er doch noch gehofft, mir den Rang abzulaufen, oder hatte aus Mariens stetiger, unbefangener Freundlichkeit das Gegenteil von dem herausgelesen, was es bedeuten sollte; nun war es gerade als fehlte ihm der Trieb zu allem, was er bisher mit Freudigkeit gethan. Sogar sein Gang hatte etwas Schlaffes, Kraftloses bekommen, und man konnte ihn mitten in der Arbeit unthätig ins Weite starren sehen. Es that uns leid, Marie und mir, doch hofften wir, daß er sich daran gewöhnen und dann selbst eins der Mädchen im Dorf wählen würde, denn wenn auch sein Wesen nicht war, wie die Frauen es gern haben, war er doch sonst nicht unrecht, und eines reichen Bauern Sohn, der dereinst sein schönes Gütchen erben würde, und es hätten ihn gewiß die wenigsten ausgeschlagen. Lange Zeit blieb er gleichsam still und verstört; aber als der Krieg wieder anfing, daß heißt die große Erhebung, da Deutschland, wie von einem Herzschlag beseelt, aufstand, um dem Feinde aus Westen die Stirn zu bieten, — wurde es mit Hyronimus anders. Das machte ihn gesund. Er hatte die

Begebenheiten eifrig in den Zeitungen verfolgt, nun las er mit doppeltem Eifer. Er stellte sich, und er hat auch einen Versuch gemacht, mit zu Felde zu ziehen. Sie haben ja dazumal manchen genommen, der jetzt zurückgestellt werden würde, aber er konnte das Marschieren und die mancherlei Strapazen nicht aushalten; und freiwillige Krankenpfleger oder Überbringer von Liebesgaben gab es damals noch nicht. — Es war übrigens nicht Liebeskummer oder Lebensüberdruß, die ihn in den Krieg trieben; seine erste Liebe hieß wohl Marie, die zweite, fast noch heißere Liebe, war aber das Vaterland, sie war bei ihm förmlich zur Leidenschaft geworden. — Aber wie gesagt, er hielt es nicht aus; ein Herzleiden, das er von klein auf hatte, verschlimmerte sich zusehends. Er bekam Ohnmachtsanfälle und mußte seinen Mut im Lazareth büßen. Danach schickten sie ihn wieder nach Hause. Er erholte sich langsam, und war wie geknickt, daß er es nicht hatte durchführen können. Aber er that dann eben weiter, was er konnte. Er saß in den Wirtshäusern und las den Bauern die neusten Kriegsnachrichten vor, die er sich aus der nächsten Stadt geholt hatte. Er schlug Landkarten an die Wand und erläuterte und erklärte, was er gelesen. Manchen Artikel soll er auch selbst verfaßt haben. Und er las die Lieder vor die hernach in der Welt bekannt wurden, von Arndt, Körner und wie die Vaterlandsdichter alle heißen. Er opferte große Summen, um Freiwillige auszurüsten, und er gehörte zu denen, welche mit Mut und Ausdauer eine Landwehr zu bilden suchten, denn soviel hatte er in seinem vorübergehenden Soldatenleben doch profitiert, um andere einlernen zu können. In dieser Zeit lag etwas in seinem Gesichtsausdruck, was Respekt einflößen konnte; und es war auch eine Art Heiterkeit und Gleichmut über ihn gekommen, die ihn umgänglicher und gefälliger machten, ich glaube, es wäre noch alles gut geworden, wenn nicht sein Schicksal eine plötzliche Wendung genommen, die auch uns nah genug angehen sollte. Denn es war seit einiger Zeit ein Mädchen im Dorfe, Tosca mit Namen, eine Fremde; die Eltern hatten sich erst vor kurzem da angesiedelt. Der Vater war Hufschmidt, sie die einzige Tochter, ein braunes, dunkeläugiges, wildes Ding; die mochte von Anfang an den Hyronimus gut leiden, nicht um des Geldes, sondern um seiner selbst willen. Er hatte es ihr förmlich angethan, als er kaum ein paar Worte mit ihr geredet hatte. Zuerst hatte er sich mit ihr amüsiert, bei Kirmessen oder wenn es sonst eine Gelegenheit gab, und sich weiter nichts dabei gedacht. Als er aber sah, wo es hinaus wollte, zog er sich auch nicht zurück; es schmeichelte ihm doch, daß das frische, lebensfrohe Mädchen ihn, den sonst Verschmähten (wo es nur seine Person galt) vorzog, denn sie war gern gesehen, und hätte auch andere haben können, — und obgleich sie als eines armen Mannes Kind in die Familie eines so reichen Bauern nicht paßte, hatte Hyronimus keinen danach zu fragen; sein alter Vater war schwach und vergeßlich geworden, sonst hatte er niemand, als eine alte Muhme, die nicht einreden durfte. Und Tosca, wenn sie auch manchmal ein wenig kopflos und kindisch war, hatte im Grunde ein weiches Gemüt, war auch rührig und anstellig in der Wirtschaft. Es steckte viel Gutes in ihr, und ihre flackernden, unruhigen Augen wurden ganz sanft und still, wenn er mit ihr sprach oder ihr etwas erklärte. Meine Marie mochte sie gern, und es war auch gerade als ob Tosca ihr etwas zu danken hätte, weil sie den Hyronimus für sich nicht gewollt und er nun frei war eine andere zu lieben. So ging alles gut, bis der Tag kam, der wieder zerstören sollte. —

Marie war seit acht Tagen bei einer Freundin in H., der sie die Aussteuer nähen half, denn sie war sehr geschickt mit der Nadel und hatte sich auch in unserem Dorf schon so manchen Groschen verdient. Es ging am Sonnabend gegen Abend. Ich hatte Marien besucht, in der Hoffnung sie gleich mit mir zu nehmen, aber die Mädchen waren noch nicht ganz fertig, und sie versprach, am andern Morgen, womöglich noch vor der Kirche, herüberzukommen. Es war Erntedankfest, und da durfte sie doch nicht fehlen. Der Oheim der Braut, bei der sie nähte, ging zu Verwandten herüber und wollte sie mitbringen. Wie ich nun über das Feld her dem Dorfe nahe komme, in dem es nach frischgebackenem Erntekuchen gar appetitlich und lockend duftete, — wo die Leute ihre Thüren rein fegten und die letzte Hand anlegten, um es festlich zu machen, — sah ich

vom Buchholz daher einen Trupp Reiter kommen. Sie winkten mir zu, und als ich beklommen still stand, und sie im Trab dicht herangekommen waren, riefen und schrieen sie dringlich durcheinander, aber ich konnte, des Französischen nicht mächtig, kein einziges Wort verstehen. Die Leute fuhren mit den Köpfen an die Fenster, und ebenso eilig wieder zurück, denn sie mochten mit dem Feinde nichts zu thun haben. Ich stand in Verlegenheit, wie der Kommandeur auf mich einredete, dessen deutsche Brocken mir ebenso unverständlich blieben wie sein Französisch. —

Im ganzen war es nichts Seltenes, daß solche Streifzüge durch die Dörfer kamen, und wir selbst hatten zum öfteren französische Einquartierung gehabt, mit der wir immer ganz leidlich durchgekommen waren. Aber recht geheuer war es Einem doch nie, denn man wußte, wie anders der Feind sich gebärden konnte, sobald ihm etwas verweigert, oder er sonst gereizt wurde. — Wie ich mich nun hilfesuchend umsah, kam die Straße herab Hyronimus, wie gewöhnlich ein Packet Zeitungen in der Hand, die er im Gehen gelesen haben mochte. Gutmütig war er und trat auf meinen leisen Wink gleich herzu, mir aus der Verlegenheit zu helfen. Nebenbei mochte er auch ein wenig neugierig sein, was der Lärm bedeute, und Furcht kannte er nicht. Er hatte für sich Französisch getrieben, konnte es lesen und verstehen, allenfalls auch ein wenig radebrechen, — denn die Aussprache hatte er auch nur aus seinen Büchern. Aber schließlich brachte er offenbar heraus, was sie wollten. Er sann einen Augenblick nach, wurde bleich und stand unschlüssig; dann nahmen seine Züge einen entschlossenen Ausdruck an, und er sagte etwas auf das sie lebhaft zustimmend antworteten. Darauf wandte er sich zu mir und sagte: „Es steht eine Escadron Preußen an der Waldecke bei N., welche diese Herren überraschen möchten. Sie haben mich daher gebeten, ihnen einen Weg über die Berg zu eigen, um dem Feind in den Rücken zu fallen, und ich habe mich erboten, sie zu führen. Grüße zu Haus, falls ich nicht — gleich wiederkommen sollte. Einen Augenblick Messieurs, ich will nur eine wärmere Jacke anziehen, — meine Börse holen und dem Alten noch einmal die Hand geben," fügte er leise, an mich gewandt, hinzu. Ich starrte ihn an, als hätte ich unrecht gehört, oder als hätte er den Verstand verloren. „Bist du von Sinnen?" frug ich. „Der Feind, — das sind denn doch wir!" — „Ganz recht," erwiderte er, und sein Gesicht zeigte einen ganz eigentümlichen Ausdruck, ein Gemisch von Erregung, Triumph und doch auch Furcht, — „der Feind, das sind wir, Bernhard. Ich gehe." — Der Franzose hob seine Börse hoch in die Luft: „Eine große Belohnung," rief er, „für der uns ßeigt die richtige Weg. Gold kann man gut brauchen in diese Kriegsßeiten." — War Hyronimus käuflich? er machte eine Bewegung, ob sie verächtlich war oder ablehnend oder was sonst, kannte jeder deuten, wie er wollte. Er steckte seine Zeitungen in die Tasche und ging in sein gegenüberliegendes Haus; ich sann eben nach, ob ich nicht nachgehen und ihn aus seiner Verblendung zur Vernunft bringen. sollte, — während die feurigen Tiere der Franzosen unruhig hin und her traten, und die Dorfkinder aus gesicherter Entfernung dem Schauspiel zusahen, — da kam er schon wieder heraus, — „ich bin fertig, Messieurs," und ging, dem Felde zu, voran, die Franzosen einen Querweg durch die Felder, ihm nach. — Daß man doch niemand auskennt! Was war mit Hyronimus vorgangen. Wollte er sich nur wichtig machen? — Das Gold konnte ihn doch nicht locken, er brauchte es nicht, noch weniger die zweifelhafte Ehre, den Feinden gefällig zu sein. Und doch ging er. Heute noch aber nimmt mich wunder, daß ich nicht gleich der Sache auf den Grund kam und merkte, worauf es hinauslief. — Mittlerweile kamen die verängstigten Dorfbewohner wieder heran und wollten wissen, was Hyronimus vorhabe und weshalb er, doch anscheinend gutwillig, mit den Franzosen gegangen sei. Ich wollte nicht mit der Sprache heraus, aber ein paar Buben, die zugehört und die Sache begriffen hatten, klärten gleich alles auf. Es gab ein großes Hin- und Herreden und endlich eine starke Empörung. Es war eigentlich keiner, der ihm übel wollte, aber auch keiner, der ihm zugethan war, weil er eben immer etwas zu Besonderes gehabt, um sich bei vielen beliebt zu machen. Von den Seinen besaß er, wie gesagt, niemand mehr als den altersschwachen Vater, der gar nicht mehr begriff, um was es sich handelte, und nur immer wiederholte: „Er wird

sie führen, wenn er es versprochen hat; er kennt Weg und Steg, mein Hyronimus, und kann schön führen, wartet nur, das kann er.“ — Der arme Alte dauerte uns, man überredete ihn, in sein Haus zu gehen, wo die alte Muhme, die ihm seit dem Tode der Frau das Hauswesen führte, schon besorgt nach ihm aussah. Ich hätte Hyronimus gern in Schutz genommen, aber wußte selbst nicht, was ich sagen sollte. — Als ich langsam nach Haus ging, sah ich abseits Tosca auf einem Stein sitzen und weinen. Sie stand auf, als sie meiner ansichtig wurde.

„Sagt mir nur um des Himmels willen, Bernhard, was er vor hat,“ schluchzte sie. Ich wiederholte, was er zu mir gesprochen. „Das kann nicht sein,“ rief sie, „das kann gar nicht sein. Ist Marie noch nicht da? ach, wann kommt endlich Marie?“ —

Ich vermißte sie auch, denn sie war klug und gerecht und konnte sich vielleicht eher einen Vers auf das alles machen und auch Tosca trösten, die allein zu ihr Zutrauen hatte. —

Am folgenden Tage, — es war der 16. Oktober, — wir haben ihn unser Lebtag nicht vergessen, — herrschte im Dorfe von früh an reges Leben. Es war, wie gesagt, Erntedankfest und die Vorbereitungen dazu schon ein paar Tage in vollem Gange gewesen. Es mag wohl befremdlich scheinen, daß man so mitten in den Kriegszeiten Feste feiern wollte, man muß aber bedenken, wie lange die Kriege damals währten, daß sich das Gefühl bei so andauernden Unruhen abstumpfte und die Leute das Bedürfnis empfanden, endlich im gewohnten Gleise weiter zu leben. Eigentlichster Krieg war es ja auch nicht, nur Kriegszeiten, in denen eben kleine Überfälle und Scharmützel, sehr unbequeme Zugaben, an der Tagesordnung waren, aber doch keine wirkliche Schlacht stattfand. — Es muß auch schon schlimm werden, ehe der Thüringer seinen Kuchen nicht bäckt und von alten Herkommen einen Finger breit abweicht. — Die Erntekränze hingen, wie üblich, — mit breiten Bändern verziert, — auf dem Hausflur, die Kirche war bekränzt, und in feierlichen Scharen zogen die Kirchgänger zum Gottesdienst, die Frauen in ihrer schönen alten Tracht, der breiten, seidenen Schürze, und den goldgestickten Mützen mit der Schleife über der Stirn, und breiten hängenden Bändern, — wie man sie hier und da noch in den Dörfern zu sehen bekommt, die aber leider schon sehr den neuen Kapuzen und dem modischen Strohhut gewichen sind. Es fehlte natürlich auch nicht das Reseda- oder Goldlack-Sträußchen in der Hand. — Es war einer der schönsten Herbsttage, die man sich denken kann; der Himmel so tiefblau, die Sommerfäden (was wir „alten Weibersommer“, nennen) schwebten feierlich über die Felder und hatten auch den Erdboden in dichten Fäden wie mit schimmerndem Silber übersponnen, wie man es nur selten zu sehen bekommt. Tau und Sonne glitzerten darauf. Ich bemerkte das alles, weil ich vor der Kirche noch vor das Dorf hinaus ging, nach Marien zu sehen, die aber nicht gekommen war. — Durch die offenen Fenster der Kirche hörte man während der Predigt die Stare in langgezogenen Tönen ihre Abschiedslieder singen, und die Sonnenlichter spielten hell über Bänke und Mauer und warfen durch die Glasfenster bunte Lichter auf die Steinfließen. Man hatte eben mit Inbrunst sein „Nun danket alle Gott“ gesungen, und der Herr Pastor die Kanzel bestiegen, — er war ein tüchtiger Mann, den wir alle gern hörten, — als sehr unkirchliche Klänge sich vernehmen ließen: Waffengetöse, stampfende Schritte, Flüche, Geschrei; solche Unterbrechungen waren in damaliger Zeit nichts Seltenes, aber in unserem Dorfe blieben wir im ganzen von so unliebsamen Dingen noch verschont. Wir horchten auf, die Gesichter wurden bleich und angstvoll gespannt, der Pastor, der erst weiter zu sprechen versuchte, — es war über das Gleichnis vom Säemann, — schwieg. Man saß wie gelähmt, atemlos. Dann erhoben sich doch einige, ihrer Kinder oder Eltern zu Hause gedenkend, und strebten dem Ausgange zu. Im selben Augenblick wurde aber auch schon die Kirchenthür aufgerissen und ein Knecht, der einen der Höfe hütete, stürzte herein, und konnte vor Beben kaum die Schreckenskunde herausbringen, daß ein Trupp Franzosen im Dorfe sei und die Auslieferung des Hyronimus verlange, der ihnen gestern den Weg zeigen sollen, — denn er habe sie geflissentlich in die Irre geführt. Anstatt, wie sie gewollt, den Preußen in den Rücken zu fallen, waren sie selbst in ein blutiges Handgemenge verwickelt worden, bei dem mehrere der Ihren um das Leben gekommen waren. Es mußte nur wunder nehmen, daß Hyronimus bei seinem

sonstigen Scharfsinn nicht lieber in die Weite, sondern hierher zurück geflüchtet war, wo man ihn doch am sichersten suchen würde. — Der Tumult war furchtbar. Die Meisten drängten in wilder Hast aus der Thür, als fürchteten sie, hier eingeschlossen und niedergemacht zu werden. Andere krochen in Todesangst unter die Bänke, hinter den Altar, dort Zuflucht und Rettung zu suchen, als hätte der Feind, wenn er wollte, sie nicht auch da zu finden gewußt. Man ahnte wie schonungslos die Franzosen vorgehen konnten, sobald man ihnen feindlich entgegentrat, und daß dann nicht nur einzelne, sondern ganze Ortschaften dafür büßen mußten. — Draußen bot sich unsern Augen ein verworrenes Bild: die aufgeregten Soldaten, die jammernden Dorfbewohner, — alles schrie durcheinander, und die Waffen, mit denen erstere uns bedrohten, trugen nicht dazu bei, die Gemüter zu beruhigen. Der Pastor, noch im Ornat, den er gleich noch zu ernsterer Gelegenheit brauchen sollte, stand dazwischen und suchte, so gut er konnte, zu antworten und zu beschwichtigen; sein Sohn, der Kandidat, der sich hier zum Examen vorbereitete und heute die Liturgie gelesen hatte, that das Seine. Aber er war ein schwächliches Männchen mit einer dünnen Stimme, auf die niemand recht hörte.

Etwas legte sich der Lärm, als gewissermaßen alles, Freund und Feind, sich in höchster Spannung auf einen Punkt konzentrierte: — einige Soldaten hatten nämlich Hyronimus in seinem Versteck, dem Heuboden in seines Vaters Hause, entdeckt und schleppten ihn durch die Menge, die halb teilnehmend, halb von Entsetzen gelähmt, auf ihn blickte. Er sah totenbleich aus und zitterte heftig, — er war ja körperlich nur ein armes schwaches Geschöpf, den der helle Geist allein nicht immer aufrecht erhalten konnte, und schon die ungewohnten Strapazen, der lange Marsch wären an sich ihm zu viel geworden, — aber in seinen Augen war, wie er da stand, etwas wie ein Leuchten; und er ließ die Blicke frei über uns schweifen, als wollte er sagen: „Ich brauche die Augen nicht vor euch niederzuschlagen.“ — Während zwei Soldaten ihn streng bewachten, traten die Offiziere beiseite und berieten augenscheinlich über sein Schicksal. Es war uns allen klar, daß er keinen Pardon bekommen würde; ob zur Zeit auch allen klar geworden, was er eigentlich gethan, und daß er seinen Patriotismus besser als irgend einer bekundet, weiß ich nicht. In lautloser Spannung hatte sich Alles zusammengerottet und harrte der schrecklichen Dinge, die da kommen mußten. Es war ein Glück, daß Hyronimus' alter Vater heute im Bett lag, wie er in seiner Schwäche oft zu thun pflegte, und von den Vorgängen um ihn her wenig merkte. In meinem Mitleiden und der Bewunderung, die ich Hyronimus aufrichtig zollte, hätte ich ihm gerne ein paar herzliche, tröstende Worte gesagt. Es gelang mir auch, mich zu ihm durchzuarbeiten. Als ich in seiner Nähe war, begegneten sich unsere Blicke, und er winkte mir, zu ihm zu kommen. Die Soldaten, welche wußten, daß er nicht mehr entkommen würde, ließen mich durch. Er zeigte nach seinem Hause, wo Tosca neben der Muhme im Zaun stand und bitterlich weinte. „Es ist hart für sie,“ sagte er; „mit dem Hochzeitmachen wird es nun nichts mehr. Mein Vaterland ist meine Braut! Das ist nun alles weit hinter mir. Aber ich bin doch froh, daß es so gekommen ist. Dies ist ja fast wie ein Tod auf dem Schlachtfeld.“ „Ja,“ sagte ich, „Hyronimus, du hast einen starken Mut bewiesen. Das hätten nicht viele dir nachgethan.“ — „Und doch warst auch du zuerst irre an mir;“ versetzte er mit trübem Lächeln. „Bernhard, wenn deine Marie heimkommt, — wir drei haben ja doch immer zusammen gespielt,“ — setzte er wie entschuldigend hinzu, — „dann sage ihr, daß ich kein Verräter geworden bin. — Wenn es nur erst vorbei wär! man bleibt eben doch ein armer Tropf;“ — und es schüttelte ihn wie im Fieber. Ich wollte antworten, als ein Trommelwirbel ertönte, und der Haufen der Dorfbewohner, der auf der Gasse stand, eng zusammengedrängt und von den Franzosen umzingelt wurde.

Der Kandidat, den ich schon erwähnte, und der ein gelehrtes Haus war, wurde gezwungen, eine französische Proklamation zu verlesen, die er zugleich übersetzen mußte. Ich war von Hyronimus nach der Mitte zu abgedrängt worden und stand zu entfernt, um den Wortlaut zu verstehen. Er las auch so unsicher, stockend und in so sichtbarer Aufregung, daß man sein dünnes Stimmchen noch weniger als sonst vernehmen konnte; die Zähne schlugen ihm zusammen wie im Frost. Aber die Nächststehenden

mußten ihn doch wohl verstanden haben, denn ich hörte einen Schreckensruf, der sich durch die Menge fortsetzte, und sah den Ausdruck tiefsten Entsetzens über die blassen Gesichter ziehen. Im selben Augenblick aber, ehe ich mich noch um Auskunft an meine Nachbarn wenden konnte, wurde ich von den Soldaten ergriffen, außer mir noch fünf andere junge Burschen aus unserem Dorfe. Ehe wir wußten, was geschah oder geschehen sollte, wurden wir mit Flüchen und Kolbenstößen auf den freien Platz vor dem Dorfe geführt, demselben, wo jetzt das Denkmal steht; die nachdrängende, jammernde Menge, meine Eltern und Geschwister darunter, zurückgetrieben, das Dorf durch Vorposten abgeschlossen. Wir waren so verwirrt und überrascht durch diese plötzliche Wendung der Dinge, daß wir noch gar nicht fassen konnten, was geschehen sollte, aber aus den Reden um mich her und aus der Verzweiflung meiner Kameraden wurde mir erst klar, daß wir junge Burschen alle aus dem Dorf, deren der Feind habhaft werden konnte (es waren derer sieben), zur Strafe für den Betrug des Hyronimus jetzt zur Stelle füsiliert werden sollten. Denn dies Verbrechen wurde offenbar der Gesinnung des ganzen Orts zu Grunde gelegt. Der Pastor G., der einzige, welcher uns zu dem letzten Gange begleiten durfte, stand bei den Offizieren und schien mit guten, überzeugenden Worten unsere Sache zu führen und vorzustellen. Wir wußten, wie gut er zu sprechen verstand, und so lange er dort blieb und jene zu schwanken und einzulenken schienen, hofften wir noch ein wenig; als sie aber mit heftigen Bewegungen und Kopfschütteln von ihm zurücktraten, gaben wir uns verloren und sahen wohl, daß er nichts erreicht hatte. Er durfte ja auch nur für uns, die Unschuldigen, um Gnade bitten, weil er die That des Hyronimus gar nicht als ein Unrecht hinstellen, sondern nur bewundern konnte. Nun stand er in finsterem Schweigen dort und richtete nur ab und zu ein Trostwort an uns, die wir, einige ganz versteinert, andere bewußtlos jammernd, uns um ihn scharten. Was in jenem schrecklichen Momenten durch unsere Seelen gezogen, ist schwer zu sagen. Ich kann auch nur von mir reden. Zuerst war es die blasse Todesangst, die mich alles andere vergessen ließ. Der Eltern verstörte Gesichter, die ich von weitem gesehen, Mariens Verzweiflung, wenn sie kommen und mich nicht mehr finden würde, alles, was mir lieb war und auf das engste mit meinem bisherigen Leben zusammenhing, lag mir plötzlich weit ab wie etwas Fremdes, Gleichgültiges, obgleich es, wie abschiednehmend, klar an mir vorüberzog. Nur leben wollte ich, leben um jeden Preis. Der Angstschweiß stand mir auf der Stirn, ich sah mich um, ob nicht ein Ausweg sich mir aufthäte zur Flucht, meine Knien zitterten, die Hände waren feucht. Ich sah, wie die Soldaten ihre Gewehre luden und Stellung nahmen. Die Heldenthat des Hyronimus hatte ich ganz und gar vergessen. Auch jetzt, wo ich ihn, wie in halber Ohnmacht, an einem Baumstamm lehnen sah, konnte ich keine Klarheit mehr gewinnen über das, was er eigentlich gewollt. Es erfaßte mich sogar eine Art Ingrimm gegen ihn, weil ich dumpf fühlte, daß er alles verschuldet. Aber es kam mir auch nur vor wie ein wüster Traum. Was dann wurde, weiß ich nicht mehr. Die Soldaten wurden auf erneute Kommandos zurückgerufen, schienen noch Instruktionen zu bekommen und stellten sich dann in eine Reihe uns gegenüber, die wir ebenfalls ordnungsmäßig aufgestellt wurden. Während sie immer noch an ihren Gewehren herumhantierten und auf irgend einen Befehl zu warten schienen, schritt Pastor G. unsere Reihe auf und ab, hier und da ein tröstendes oder auch mahnendes Wort zu sagen, oder auch durch eine Zeile aus einem Liedervers unser Herz aufrichtend. Er sprach uns zu, uns im Gedenken an Gottes Gnade zu fassen und wie Männer zu sterben. Viel zu predigen hätte er weder Zeit noch Verständnis bei den so eilig vom Tode Überraschten gefunden. — Aber mit einem Mal, ob der Pastor es ausgesprochen, oder auch nur ein Wort aus demselben Liede gesagt, kamen mir die Worte in den Sinn:

„In wie viel Not
Hat nicht der gnädige Gott
Über dir Flügel gebreitet!“ —

— Ich saß wieder in der Kirche neben Marie, als wir das letzte Mal aus demselben Gesangbuch eben dieses Lied miteinander gesungen, ohne zu ahnen, daß es mir in

solcher Stunde zuerst wieder in das Gedächtnis kommen würde. Und plötzlich kam es wie eine Klarheit über mich. Die Nebel zerrissen, ich vergegenwärtigte mir Mariens Schreck, ich sah die Trauer der Eltern, der Schwiegereltern, ich fühlte, was ich verließ; aber über das alles hinaus hob mich wie ein sicher zu fassender Rettungsanker doch das Wort von dem gnädigen Gott, der über uns Flügel gebreitet. Rettung gab es, menschlich geredet, wohl keine mehr; aber über den Feinden und Freunden war denn doch noch der alte Gott, der noch lebte. Ich wurde hinausgestoßen aus dem Dasein, ja, aber nicht in die unabsehbare Finsternis — wie ein helles Licht leuchtete es fernhin, — und mit stürzenden Thränen, die mich aus der schrecklichen Erstarrung befreiten, sprach ich zu dem guten Pastor, der mich getauft und konfirmiert, der uns auch hatte trauen sollen, und der eben wieder neben mir stand: „Grüßen Sie Marie, geben Sie ihr mein Gesangbuch zum Andenken, aus dem wir zusammen gesungen. Grüßen Sie die Eltern und alle Freunde. Es ist ja im Augenblick überstanden, und dort erwarte ich sie.“ — Ich preßte seine Hand und sah, daß er weinte. Dann wurden uns die Augen verbunden, wir hörten das Kommando, — eins — zwei — drei, — eine knatternde Gewehrsalve, und alles war still. — Nach einem Augenblick tiefer Regungslosigkeit, — ich war in die Kniee gesunken, — hörte ich sprechen, — Stimmengewirr. War ich nicht getroffen? mußte ich alles noch einmal durchmachen? Oder war ich getroffen und nur noch nicht tot? — Vor meinen Ohren brauste es, ich hörte nichts deutlich. Wie der Apostel Paulus wußte ich nicht, war ich in dem Leibe oder außer dem Leibe. Aber ich vernahm wieder und wieder dieselben Stimmen; ich lebte, ich riß die Binde von den Augen und versuchte zitternd mich aufzurichten, immer in Erwartung, ich müsse, tödlich getroffen, doch noch zusammenstürzen. Ich konnte stehen, konnte frei meine Glieder bewegen. Ich blickte um mich. Die Soldaten stellten unter rohem Lachen ihre Gewehre zusammen, der Pastor unterhandelte mit dem Kommandeur, dessen Menschlichkeit, noch im letzten Augenblick überwiegend, diesen Ausweg gefunden, uns die Todesangst, wenn auch ohne tödlichen Ausgang, voll durchkosten zu lassen. Es soll ihn keine kleine Mühe gekostet haben, die anderen Offiziere zu dieser Lösung zu überreden. Meine Genossen standen und saßen, alle lebendig und ihr wiedergeschenktes Leben noch kaum begreifend, neben mir. Nur Einer, Hyronimus, lag mit dem Gesicht auf dem Rasen und rührte sich auch nicht, als die Soldaten ihn mit rauher Hand umwandten. Er war tot und der menschlichen Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit entrückt. Auch wäre er nicht, wie wir, davon gekommen, sondern doppelte Strafe hätte ihn bedroht. Man hatte die Absicht, ihn gefangen fortzuführen, bis sein Schicksal endgültig entschieden würde. Wie sie überhaupt seinen Betrug unterwegs ausfindig gemacht, ob er seine Freude über das mißglückte Unternehmen nicht unterdrücken können oder ihren Verdacht nur nicht widerlegt hatte, — habe ich nie in Erfahrung gebracht. Während die Franzosen unter erneuten Kommandos und Trommelwirbel sich zum Abmarsch aufstellten, trat der Pastor zu uns: „Kinder,“ sagte er feierlich, und die Thränen standen ihm in den Augen, „dankt Gott, der dem Feinde noch in letzter Stunde das Herz gewendet. Sie haben uns eine scharfe Lektion gegeben und euch durch die Angst vor dem Tode, den sie euch erst in Wirklichkeit zugedacht, bestrafen wollen. Ihr lebt und seid frei.“ — Wir werden nicht viel geantwortet haben, und er verlangte es auch nicht. Wir konnten unsere Rettung noch nicht fassen, und die furchtbare Erregung der vergangenen Stunden zitterte in uns nach. Jedes Kommando, jeder Trommelwirbel jagte uns einen erneuten Schrecken in die Glieder. Ich trat zu Hyronimus, beugte mich über ihn und sagte: „Den haben sie aber doch erschossen, Herr Pastor, weil er der Schuldige war und nur uns die Strafe erlassen.“ — Dem war aber nicht so. Keine Kugel hatte ihn getroffen, er war an der Aufregung und am Herzschlag gestorben, und da er sein lebelang herzkrank gewesen, ging das auch ganz natürlich zu und konnte keinen verwundern. Und es war nur merkwürdig, daß gerade ihn, der, sozusagen, das Verbrechen begangen, die Strafe getroffen, die die Feinde ihm zugedacht hatten. — Allmählich kam wieder Leben und Bewegung in uns, und der Wunsch sich den Angehörigen zu zeigen und sie zu beruhigen. Wir legten den Hyronimus ein wenig beiseite und deckten ihn zu, bis wir zurückkommen und ihn auf einer Trag-

bahre holen könnten. Die Franzosen hörten wir, schon in der Ferne, mit Trommeln und Pfeifen davon ziehen. — Im Dorfe war niemand mehr auf der Straße, alles wie ausgestorben. Man hatte sie gezwungen, sich in ihre Häuser zurückzuziehen, und da sie nicht retten konnten, war ihnen vielleicht alles lieber, als in nächster Nähe die Gewehrsalven zu hören, die das blühende Leben ihrer Söhne und Brüder vernichten sollten. Ich kam zuerst an das Haus meiner Eltern, aber es war fest verschlossen, und ich dachte mir wohl, daß sie bei Mariens Eltern sein würden. Als ich am offenen Fenster vorbei kam, hörte ich schon lautes Jammern und Weinen. Die Stube war voll guter Freunde und getreuer Nachbarn, die in gemeinschaftlichen Klagen Trost suchten. Aber ich sah nur Eine: Marie, die, mit dem Gesicht auf den Armen, unbeweglich am Fenster saß. Sie war, wie verabredet, frühzeitig mit ihrem Begleiter von L. aufgebrochen, aber der Unsicherheit der Gegend halber, — überall sahen sie kleine Trupps von Franzosen umherstreifen, — hatten sie viel Verzögerung gehabt. Als sie endlich am Dorfe anlangten, konnten sie nicht hinein, weil sie sahen, daß es rings von Feinden umstellt war. In ihrer Angst versteckten sie sich in einer benachbarten Scheune und hörten von da mit Besorgnis den Lärm und das Geschrei vom Dorf her. Marie litt es nicht länger, und sie bewog ihren Begleiter, das Versteck zu verlassen und auf einem verborgnen Seitenweg unbemerkt in das Dorf zu kommen, wo ihrer Eltern Haus gleich das nächstliegendste war. Es gelang ihnen desto eher, weil die Posten ihren Platz verließen, nachdem wir abgeführt waren, und unbemerkt wieder zu den Ihrigen stießen. — Marie trat kaum in das Haus, so wurde sie mit der entsetzlichen Nachricht empfangen. Von Vorbereiten oder Schonen war nicht die Rede, auf dem Dorfe fühlt man nicht so zart, und außerdem waren die Meisten selbst in ähnlicher Lage und viel zu aufgeregt und verstört, um Rücksicht zu nehmen. Das Unglück war eben über das ganze Dorf hereingebrochen. Was man verschwieg, hätte sie aber auch deutlich in den Gesichtern gelesen. — Sie wollte mir nachstürzen, wollte bei dem Kommandeur um Gnade bitten, sie ließ sich nicht halten, obgleich man ihr vorstellte, daß niemand durchdringen könne, — da hörte man schon die Gewehrsalve, — es war alles vorbei. Die Kräfte verließen sie! Sie brach zusammen und lag so, wie ich sie fand, das Gesicht auf den Armen, die sie auf das Tischchen vor sich gelegt hatte, regungslos. — Als ich vorüber kam, sahen mich einige und schrieen laut auf, vielleicht hielten sie mich schon für meinen Geist, andere behielten so weit die Besinnung, sich zu überzeugen, daß ich lebendig geblieben, und als die andern Totgeglaubten auch herannahten, alle noch kreideweiß von dem ausgestandenen Schrecken, mit wankenden Schritten, einige die Fäuste ballend über die Bosheit und grausame Herzlosigkeit der Franzosen, andere in der Bewegung ihres Herzens laut weinend, dazwischen der gute Pastor, mahnend, ohne Groll, nur mit Dank an die fabelhafte Rettung zu denken, — da wurde es ihnen klar, daß das Furchtbare eine besondere Wendung genommen haben mußte. Sie stürzten hinaus, der seinem Sohn, der andere seinem Bruder entgegen, es gab ein großes Schluchzen und Freuen und Erzählen auf der Straße, das zum offenen Fenster hereinschallte und dann langsam verklang. Ich war schon längst bei Marie niedergekniet, hob ihren Kopf in die Höhe und redete zu ihr — sie sah mich auch an, aber ohne Verständnis. Erst nach und nach kam ihr die Farbe wieder und dann die Erinnerung, und sie klammerte sich an mich, und glaubte, es sei noch nicht vorüber, und ich wolle nur Abschied nehmen.

Sonst solche starke Natur, war sie wie gebrochen. Ich konnte noch kaum sprechen, ohne daß mir wie im Fieber die Zähne zusammenschlugen, bis sie mir einen Schluck Branntwein gaben, und ich besser wurde. Und die Eltern und Schwiegereltern standen bei ihr und erklärten, während sie meine Hand festhielt und nicht loslassen wollte. —

Noch in derselben Stunde riefen die Glocken zu einem feierlichen Dankgottesdienst. Der Pastor sprach über den Text: „Ich hätte euch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen.“ Er wies auf den hin, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Wir sangen auch: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende,“ denn er gab uns die Mahnung mit auf den wieder neu begonnenen Lebensweg, uns mit allem Fleiß zu bereiten auf das Stündlein, das, wie wir gesehen, so unvermutet über uns hereinbrechen

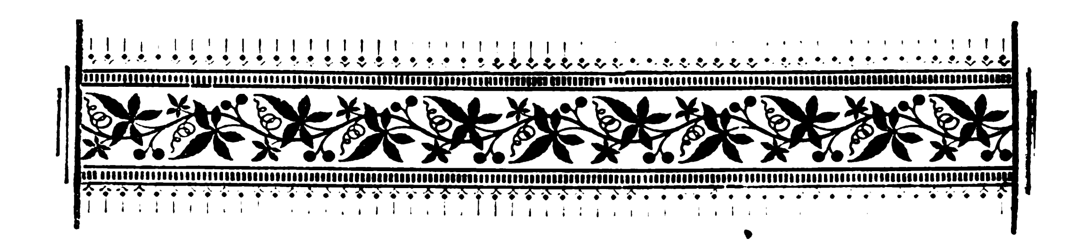
konnte. Auch über den so früh heimgegangenen Hyronimus sagte er schöne, anerkennende Worte. Aber er machte es kurz, weil die Gemüter noch zu stark erregt waren, um ihm folgen zu können. — Marie und ich, und so manche im Dorf, waren glücklich, so weit man es sein kann, wenn man einmal hart am Abgrund gestanden und in seine unergründliche Tiefe geblickt hat.

So etwas vergißt sich nicht wieder. Tosca kam abends, in ein schwarzes Tuch gehüllt, und ließ sich erzählen, was ich von dem Toten wußte, der nun still gebettet, unter zahllosen Blumen und Kränzen, in seines Vaters Hause lag. — Marie und ich wurden am nächsten Sonntag getraut; und der Pastor hat mir den Vers, der mir damals das Herz so aufrichtete und der auch bei unserer Trauung gesungen wurde, in die Hausbibel geschrieben." —

Der alte Mann stand auf und legte die Bibel auf den Tisch, während seine Tochter die bereitstehende Lampe anzündete. Mit zitternder Hand schlug er sie auf und deutete auf die Schriftzüge auf der ersten Seite.

„Der Tod hat uns doch nun getrennt," sagte er langsam, mit Thränen in der Stimme. „Aber nicht auf lange. Wenn sie das Fest wieder feiern, das jährlich zur Erinnerung an diese Geschichte auf dem Platz draußen gehalten wird, werde ich nicht mehr dabei sein. Ich bin dann bei dir, Marie!" —





Melanchthons Persönlichkeit und häusliches Leben.

Von

Superintendent **Sitzlaff.**

Am 16. Februar 1897 werden es 400 Jahre, daß Melanchthon geboren ward. Es ist gewiß, daß, wenn nicht in demselben Maße, wie die 400. Wiederkehr des Geburtstages Dr. Martin Luthers, so doch auch mit der lebhaftesten Teilnahme und herzlichsten Dankbarkeit diese Gedächtnisfeier der 400jährigen Wiederkehr des Geburtstages Magister Philipp Melanchthons, des „Lehrers Deutschlands," dieses großen Gehülfen und Freundes des großen Reformators, in Deutschland und überall, wo evangelische Christen wohnen, wird begangen werden. Es ist auch zweifellos, daß viele berufene Männer schon in der Arbeit stehen, um zu diesem Tage der evangelischen Christenheit das Bild Melanchthons, von dem auch gilt „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte," lebensvoll und lebenswahr vor Augen zu halten, und wir können nur wünschen, daß ihnen ihr Werk ebenso gelingen möge, wie den Lutherbiographen seiner Zeit das ihre gelungen ist.

Aus der überreichen Fülle des Stoffs, den eine einigermaßen erschöpfende Biographie Melanchthons darbieten muß, wollen wir nur einen kleinen Ausschnitt herausnehmen — Melanchthons Persönlichkeit und häusliches Leben, der uns aber sein wahres Bild, wenn auch nur en miniature zeigen wird.

Die Maler, deren Zeichnungen ich besonders folge, sind die zuverlässigsten, die es geben kann, nämlich Melanchthon selbst, der in seinen Briefen sich auf das unmittelbarste giebt, wie er ist, und sein vertrautester Freund, Joachim Camerarius, der einige Jahre nach dem Tode Melanchthons seine Biographie geschrieben hat und der, wenn auch sein Freundesauge den Freund in verklärter Gestalt sah, doch das innerste Wesen des Freundes am tiefsten erfaßte und am treusten darstellte.

Dieser beschreibt die persönliche Erscheinung Melanchthons also: Er war etwas, aber nur wenig unter Mittelgröße. Der Aufbau seiner Glieder war höchst gefällig (elegans), die Stirne frei und erhaben und dadurch auffallend, daß eine Ader an ihr besonders hervortrat. Er hatte wenig Haupthaare, einen langen Hals, eine sonderlich (insigniter) gewölbte Kehle, schöne Augen von wunderbar scharfer Sehkraft, eine angemessen weite Brust und einen mehr eingezogenen Bauch und Unterleib. Alle seine Körperteile waren fehlerlos und harmonisch verbunden. Seine Sinne waren alle scharf in einem durch keine unnütze Fleischesfülle beschwerten Leibe, der zwar um seines feinen Baues willen leicht angegriffen wurde, aber doch so gezogen war, daß er die größten Anstrengungen ertragen konnte und nicht leicht ermattete. Denn durch seine Energie und Selbstbeachtung erreichte Melanchthon, daß sein von Natur zarter Leib für die unausgesetzten Mühen und Arbeiten zureichte und unter ihrer Last nicht erlag. Als Kind stammelte er, aber das klang nicht häßlich und unangenehm, sondern schien vielmehr die kindliche Geschwätzigkeit zu zieren. Übrigens überwand er dieses Gebrechen im Laufe der Jahre vollständig. Als Jüngling pflegte er beim Gehen die eine Schulter niedriger zu halten und, so fügt sein Biograph hinzu, es gab solche, die ihm darin

nachahmten, wie auch in anderen Äußerlichkeitrn z. B. in der Haltung der Hände, die er beim Gehen bewegte und in der Art, wie er die Augenbrauen emporzog.

In Wittenberg, das er nach seiner Übersiedelung von Tübingen am 25. Aug. 1518 betrat, war seine Gesundheit zuerst weniger gut. Das ungewohnte Klima und die neue Lebensweise in Speise und Trank bekam ihm so schlecht, daß sein Leib bedenklich abmagerte. Durch seine Mäßigkeit aber und die seiner leiblichen Beschaffenheit angepaßte Lebensweise stärkte er ihn so, daß er auch die heftigsten und schmerzlichsten Krankheiten überstand und während er selbst oft dem Tode nahe zu sein wähnte, doch immer wieder dem Leben zurückgegeben wurde. Oft wurde er von der Steinkrankheit bitter gepeinigt. Nicht viele Jahre vor seinem Tode litt er auch an Thränenfisteln und Augenfluß, und, obwohl die Atmungswege immer offen standen, war seine Nase zuletzt doch verstopft, und er litt unter dieser Belästigung auf das schwerste. Auch über Ischias klagt er und quälenden Husten. Vor allem aber hatte er sein ganzes Leben hindurch viel an Schlaflosigkeit zu leiden. Es geschah manchmal, daß er die ganze Nacht kein Auge zuthat und die Folge war einerseits große Leibesschwäche, andererseits trübe, schwermütige Gedanken.

Im Jahre 1524 reiste Melanchthon mit Camerarius und drei anderen Freunden in seine Heimat, um seine Mutter und Verwandten zu besuchen. Heimkehrend unweit des Städtchens Traisa in Hessen, wo sie übernachtet hatten, blieben Melanchthon und Camerarius etwas hinter den anderen zurück, um ihre Pferde aus dem Bache zu tränken, und sahen vor sich auf einem Felsgipfel drei Raben. Auf die Frage des Camerarius, was dieses Zeichen bedeute, antwortete Melanchthon: „Einer von uns wird bald sterben.“ In der That ging diese Vorhersagung an einem der Fünf noch im Laufe des Sommers in Erfüllung. Dieser, dem Melanchthon besonders befreundet, Namens Wilhelm Nesenus aus Frankfurt a. M. pflegte alle Nachmittage auf der Elbe zu kahnen. Einst als Melanchthon in den ersten Nachmittagsstunden ihn besuchte, erzählte er ihm, daß ihm soeben bei dem Nachmittagsschläfchen geträumt habe, er sei auf der Elbe nach seiner Gewohnheit in einem kleinen Kahn gefahren; unvermutet sei der Kahn an einen großen im Fluß befindlichen Eichenstamm gestoßen und umgestürzt und er selbst ertrunken. Melanchthon bat den Freund mit beweglichen Worten, den Traum nicht zu verachten und für diesen Nachmittag seine Wasserfahrt aufzugeben; aber vergeblich. Nesenus lachte des Traumes und mit den schon damals üblichen Worten: „Träume sind Schäume“ ging er hinaus. Doch sein Traum ging wörtlich in Erfüllung. Der Kahn stieß an einen im Wasser liegenden Eichenstamm, schlug um, und Nesenus ertrank. Als nun Camerarius wieder mit Melanchthon zusammenkam, erinnerte er ihn an jenen Morgen auf der Heimreise bei Traisa und daß seine Worte: „Einer von uns wird bald sterben“ in Erfüllung gegangen seien. Damals, so erzählt Camerarius, fürchtete ich mich, ihn um weitere Ausdeutung zu fragen, weil ich annahm, daß er seinen eigenen Tod nahe wähnte, und so fügt er hinzu, war es auch in der That der Fall. Melanchthon hätte gedacht, er selbst werde es sein, da er zu jenen Zeiten besonders von Schlaflosigkeit heimgesucht wurde. Gegen dieses Leiden war ihm ein guter Trunk Arzenei. In den Jünglingsjahren war ihm solcher durchaus nicht gut bekommen. Ich pflegte — so erzählt er selbst aus der Zeit seines Aufenthalts in Tübingen — öfter nach Stuttgart zum Besuche Reuchlins zu gehen und durfte auch mir befreundete Studenten ihm zuführen, weil ihm der Umgang mit Jünglingen eine Erquickung war. Die Geförderten unter ihnen begleiteten mich um seiner Bibliothek willen, weil dort sehr alte und wertvolle Bücher zu sehen waren. Wenn wir nach Belieben sie angesehen, traten wir in den Garten und erfrischten uns durch Spiele. Danach ging es zum Mahle. Reuchlin selbst war sehr mäßig und begnügte sich beim Mittagstisch mit 2 Schüsseln (höchstens gab es 3) und beim Abendessen mit einer. Sein Getränk war Leure (lora=Tresterwein), uns aber gab er kräftigen Wein, der mir aber jedesmal Gliederreißen verursachte, so daß ich mich beeilte, möglichst schnell nach Tübingen zurückzukehren. Im Verlauf der Jahre aber wurde ihm ein guter Trunk notwendig, angenehm und heilsam, und insonderheit überwand er die Schlaflosigkeit dadurch, daß er volleren Wein und andere schlaf-

bringende Getränke zu sich nahm. Als solches bekannt geworden war, wurden überallher von Fürsten, Behörden und Freunden solche ihm gesandt. Gleich in den ersten Jahren nach seiner Ankunft in Wittenberg wurde er von dem Kurfürsten Friedrich, dem solches wahrscheinlich Spalatin nahegelegt hatte, ermahnt, daß er auf seine Gesundheit Rücksicht nehme und regelmäßig Wein zur Stärkung trinke. Veit Winsheim erzählt in seiner Gedächtnisrede auf Melanchthon, daß er den Brief des Kurfürsten gesehen und gelesen habe, in dem dieser den Melanchthon ermahnt, daß er auf seine Gesundheit denken und sich nicht über Maßen anstrengen solle, und ihm aus seinem Keller zur Stärkung Wein darbietet unter Anführung der Worte des Apostels Paulus: „Man muß dem Leibe seine Ehre anthun zu seiner Notdurft" Col. 2 V. 23 mit der Begründung: „Und wenn du glaubst, daß die anderen Worte des Paulus wahr sind, so glaube, daß auch dieses wahr ist und du ihm gehorchen mußt." Übrigens war es ihm eine Freude, im Besitz eines vorzüglichen Trunks zu sein, auch um seiner Gäste willen, die er auf das liebenswürdigste einlud und auf das freundlichste empfing, und auch um anderer willen, denen er gerne davon mitteilte. Denn sein Keller stand allen aus der ganzen Stadt offen, und was in demselben vorhanden war, das wurde jedem Bittenden nach der Sitte dieses Hauses daraus hervorgeholt.

In wie hohem Maße der Genuß alten kräftigen Weins dem Melanchthon zur Erhaltung seiner Gesundheit und insbesondere als Schlafmittel notwendig war oder doch notwendig schien, und daß er von dem Genuß kleiner Weine allerlei leibliche Beschwerden und insbesondere Schlaflosigkeit herleitete, davon zeugen viele seiner Briefe. Das eine Mal klagt er: „Ich werde von Arbeiten, Trauer, Magenbeschwerden, Schlaflosigkeit aufgerieben, denn mir fehlt guter Wein." Das andere Mal schreibt er seine Leibschmerzen den „dünnen und aufregenden Weinen zu, die wir hier (zu Wittenberg) haben. Daher kommen Magenbeschwerden, und diese verursachen mir Schlaflosigkeit." Aus Schmalkalden berichtet er (1537), „daß es dort nur geschwefelten Frankenwein gäbe" und aus Jena (1527): „Ich werde augenblicklich von Kolik gepeinigt, woran ich seit 5 Tagen leide. Ich glaube, der thüringsche Wein ist daran schuld." Im Namen des Rektors und Senats beruhigt er die Studenten in Jena, wohin der Pest wegen die Universität verlegt war, über den Mangel an Wohnungen und die hohen Preise für Kost und fügt hinzu, daß der Magistrat dafür gesorgt habe, daß Bier genug vorhanden und für geringeren Preis, als an anderen Orten, verkäuflich sei.

Damit nun der in der ersten Wittenberger Zeit schwächliche Gelehrte eine bessere Pflege habe, wurde seine Verheiratung von seinen um sein Leben besorgten Freunden, besonders von Luther betrieben, (Luther an Spalatin 8. September 1520: „Daß Melanchthon sich verheirate, um länger zu leben, habe ich um des Wachstums des Evangeliums willen betrieben; ich fürchte, daß er bei seinem bisherigen Junggesellenleben nicht lange mehr am Leben bleiben wird") und die zukünftige Ehegattin auch von anderen ihm auserwählt. Doch hatte Luther hiermit nichts zu thun und wollte seine Hand auch nicht hineinmengen, wenn man auch solches von ihm sagte; vielmehr scheint Spalatin solche Wahl für ihn getroffen zu haben, (s. Luthers Briefe an Spalatin vom 25. Juni und 15. August 1520), auch wurde die Hochzeit gegen Melanchthons Wunsch beschleunigt. Die Erwählte war Katharina Krapp, Tochter des Bürgermeisters Hieronymus Krapp, gleich Melanchthon im Jahre 1497 geboren. — Am 1. August 1520 schreibt Melanchthon an Johann. Hesse die Nachricht von der Verheiratung Agrikolas mit Else, deren Schwester der Wittenberger Stadtschreiber Bartholomäus Dragstädt zur Frau hatte, und fährt dann fort: „Auch ich soll nach dem Gerede der Leute mich verehelichen wollen, obwohl ich zu keiner Zeit weniger Neigung dazu gehabt habe." Am 18. August etwa fand die Verlobung statt, worüber Melanchthon an D. Lange in Erfurt um dieselbe Zeit schreibt und zwar also, daß daraus hervorgeht, daß keine heiße schwärmerische Liebe, wohl aber große Hochachtung gegen dieselbe ihn erfüllte. Im September schreibt er an Spalatin, daß er eine Gehaltserhöhung nicht begehre, — Luther hatte wiederholt den Spalatin ersucht, beim Kurfürsten eine solche für Melanchthon zu erwirken, auch mit aus dem Grunde, um ihn in Wittenberg festzuhalten, weil damals Verhandlungen im Wege

waren, um ihn nach Ingolstadt zu ziehen — wenn nicht etwas anderes, nämlich seine Verheiratung einträte. Zu derselben Zeit etwa schrieb er an Günther von Bünau: „Ich habe mich mit einem Mädchen verlobt, das du gesehen hast, und die sicher einen besseren Mann verdient. Aber Gott hat es so gewollt. Ich bringe mich um meine Studien, um mein Glück (voluptas), während ich dem Rate der Freunde gehorche." Die Verwandten wollten, wie Melanchthon an Spalatin schreibt, die Hochzeitsfeier bis zur Rückkehr des Kurfürsten von Köln verschieben, aber sie fand schon früher statt. Der Kurfürst kam am 29. November auf Schloß Lochau an, die Hochzeit aber ward schon am 26. November gefeiert. „Ich wollte", schreibt Melanchthon wieder an Spalatin, „meine Hochzeit möglichst weit aufgeschoben wissen, aber der Rat der Freunde war ein anderer, und ihnen gehorsam habe ich zugelassen, daß die Angelegenheit beschleunigt wurde." Vor allen hatte Luther solches betrieben, um dem Geklatsch ein schnelles Ende zu bereiten, ganz, wie er bei seiner eigenen späteren Verheiratung handelte, indem er, nachdem dieselbe von ihm beschlossen, sofort an die Ausführung ging, um alle Störungen und Hindernisse, die durch böswillige Nachreden der Klatschmäuler leicht eintreten, im Keime zu ersticken. Er schreibt, etwa Mitte November, an einen Freund: „Die Hochzeitsfeier Philipps wird am 26. November begangen werden; sie so zu beschleunigen, zwingt die Gefahr seitens der bösen Zungen." Übrigens war Luther selbst mit seinen Eltern und Schwestern bei der Hochzeit anwesend, und mit ihnen ehrten den Melanchthon viele andere befreundete, gelehrte und hochstehende Männer durch ihre Gegenwart an seinem Vermählungstage. Seinen Schülern zeigte dieser seine Hochzeit in einem lateinischen Distichon folgenden Inhalts an:

Freudige Muße von Studien heute genießet Philippus,
Heilige Lehren der Schrift lieset er heute Euch nicht.

Mit so wenig Begeisterung und Leidenschaft Melanchthon aber auch in die Ehe getreten war, so hat er doch reichen Segen in ihr erfahren und das oft genug dankbar anerkannt. Camerarius giebt von der Gattin seines Freundes folgendes Bild: Aus einer alten und hervorragenden Familie stammend hat sie 37 Jahre lang mit Melanchthon im reinsten Eheglück gelebt und ihm 2 Söhne und 2 Töchter geschenkt. Sie war sehr religiös und liebte ihren Mann auf das herzlichste. Sie lebte ganz ihrem Hause und waltete darin mit unausgesetzter Thätigkeit; sie war freigebig und wohlthätig gegen alle und nahm sich der Armen mit solchem Eifer an, daß sie hier ohne lange Untersuchung gab, dort für andere bat, und wo sie nur konnte, Gutes wirkte so sehr, daß sie nicht nur auf ihre eigenen Mittel zu wenig Rücksicht nahm, sondern auch manchmal durch ihr Eintreten und ihre Fürbitten für die Armen bei anderen Anstoß erregte. Ihr Leben und Wandel war schattenlos rein, und bei ihrer steten Sorge um Frömmigkeit und Ehrbarkeit kümmerte sie sich nicht um feine Lebensweise in Kleidung und Nahrung, und Melanchthon wurde dadurch nicht geärgert oder vernachlässigt, weil ihn die Lockungen der sinnlichen Genüsse nicht reizten. Wohl war ihm, — um seiner Gesundheit willen — wie schon bemerkt, ein guter Trunk notwendig und heilsam; aber im übrigen liebte er die Einfachheit der Lebensweise in Nahrung und Kleidung. Er aß jede Speise ohne Widerwillen. Wertvolle und mit Raffinement zubereitete Gerichte und Delikatessen dagegen waren ihm verhaßt. Gemüse und Mehlspeisen aller Art nahm er gern, Fleisch nicht in demselben Maße. Solange er in Tübingen war, wohnte er, zuerst als Student, dann als magister — diese akademische Würde erlangte er als der erste unter 11 Bewerbern am 25. Jan. 1514, also noch nicht 17 Jahre alt — im contubernium, dem heutigen Stift. Die Magister waren einer Anzahl Studierender vorgesetzt, die ihre domicelli (Stubenleute) hießen, und mit denen sie in und außer dem Hause zu thun hatten, die sie zum Gottesdienst, auf Spaziergängen u. s. w. begleiteten. Natürlich nahmen sie mit ihnen auch die Mahlzeiten ein, und da geschah es oft, daß Melanchthon mit seinem Nachbarn die Speisen tauschte, indem er jenem seine Fleischportion gab, während er dessen Suppe nahm, so daß jener zweimal Fleisch, er aber zweimal Suppe hatte. Übrigens stieg auch Reuchlin, so oft er als Mitglied des Hofgerichts, das seine Sitzungen in Tübingen hielt, dahin kam, bei Melanchthon in der „Burse" ab und teilte Nahrung und Tisch

mit ihm. Melanchthons Lieblingsspeise waren kleine Fische, und alle Fische, wie auch Eier, aß er gern. Doch, sagte er, diese müssen frisch, jene heiß sein und, so pflegte er ferner zu sagen, daher seien beide am Hofe nicht beliebte Speisen, weil die Eier nicht frisch und die Fische beinahe lau aufgetragen würden und diese, wie er scherzte, weder kalt noch warm gegessen werden dürften. Kostbare Zubereitungen zu den Gastmählern waren ihm zuwider, und er trug kein Bedenken, die, welche sie veranstaltet hatten, freimütig zu tadeln und darüber zu strafen. Ich erinnere mich, sagt Camerarius, daß er in meiner Anwesenheit bei einem Mahle, das an allem Zubehör Überfluß hatte, als der Wirt, wie das heutzutage Sitte ist, die Anwesenden und besonders Melanchthon aufforderte, mit dem, was hätte hergerichtet werden können, zufrieden zu sein und fröhlich davon zu genießen, — daß er sich zwar alle Mühe gegeben hätte, sie möglichst gut zu bewirten, aber erkennen und gestehen müsse, zu wenig geleistet zu haben, weil nichts besonders Köstliches aufgetragen sei, und was derart anderes mehr nach der herkömmlichen Heuchelei gesagt zu werden pflegt: ich erinnere mich, daß Melanchthon unwillig solche Rederei unterbrach und ihn auf das ernsteste ermahnte, bei dem offenbaren Gegenteil nicht also zu sprechen, und daß er hinzufügte, es sei zu fürchten, daß man Gott damit erzürne, dem man vielmehr Dank sagen müsse, da er sowohl so viele Gaben reichlich darbiete, als auch auf das gütigste nicht bloß ihren Gebrauch, sondern auch ihren Mißbrauch gestatte. — Ebenso einfach blieb er in seiner Kleidung. Er behielt immer dieselbe Art derselben bei. Er trug allezeit einen weiten Rock (tunica), sowohl im Hause als auch wenn er ausging, damit sein Leib allseitig bedeckt wäre. Unmittelbar auf dem Leibe trug er nach der Sitte der Zeit gewöhnlich zwei leinene Hemden — im Alter drei — und darüber ein wollenes Gewand. Während andere außerhalb ihres Hauses dieses in mancherlei Form trugen, trug er es stets in gleicher Gestalt und zwar so, daß es in höchst geziemender Weise bis auf die Füße reichte und mit Ärmeln versehen war. Niemals ließ er sich überreden, seidene oder ähnlich kostbare Kleider anzuziehen. Aber die aus dem Norden stammenden Pelze wies er nicht zurück, weil sie den Leib warm hielten. Wie er schon in Tübingen mit Freunden gewohnheitsmäßig im Neckar badete, so liebte er Flußbäder bis in sein 45. Lebensjahr; dann aber mied er sie und nahm warme Bäder, zu denen er sich aber oft die Zeit nicht gönnte.

Seiner äußeren Erscheinung entsprach sein inwendiges Leben. Sein ganzes Wesen war im besten Sinne einfältig und wahr, milde und leutselig und sehr angenehm. Er hatte allerdings, was man bei ihm meisthin auch nicht von ferne annimmt, eine starke Neigung zum Jähzorn. Er wurde bisweilen so heftig erregt, daß es schien, als ob er die Selbstbeherrschung verlieren würde, aber solcher Sturm legte sich doch schnell wieder, er wußte sich selbst vollkommen zu beherrschen und seine Leidenschaften zu zügeln, kehrte sofort zu dem schönen Ebenmaß zurück, war auf das leichteste versöhnt und trug nichts nach. Er selbst gestand auch gern ein, daß in ihm Jähzorn oder etwas dem Ähnliches wohne. Wenn seine Erregung sich abgekühlt, trug er über sich selbst scherzend, eine Geschichte und etliche Verse von Camerarius vor, in denen dieser jemanden abbildet, der einen anderen auf das gründlichste zerhauet und dabei sagt, jene Bezeugung der Wildheit sei dennoch mild und sanft.

Er nahm fast nie ein Wort oder eine That jemandes so böse auf, daß er darüber seinen Umgang und seine Freundschaft hinfort mied. Mißwollen und Argwohn fand in ihm keine Stätte, Ehrgeiz kannte er nicht. Hinterlistiges und verstecktes Wesen, Verstellung und Trug waren ihm ganz ferne. Seine Rede war freimütig ohne ängstliche Rücksicht auf die, vor denen er sprach, und daher kam es, daß einzelne seiner Worte aus dem Zusammenhang gerissen und boshaft an andere weiter getragen wurden. Aber trotzdem er dieses sehr wohl wußte, so änderte er sein Verfahren nicht und wog seine Worte nicht ängstlich ab unter Berücksichtigung der möglichen Mißdeutung, obwohl er von seinen Freunden oft darum gebeten wurde. Auch in seinen Schriften verfuhr er ebenso. Seine Arglosigkeit bezeugt sich besonders darin, daß er seine Bücher und alle Briefe, die täglich in großer Anzahl und von Menschen, die in den verschiedensten Lebensstellungen waren, ihm zugingen, offen liegen ließ, so daß man sie lesen und auch weg-

nehmen konnte, — und in der That wurden ihm auch sehr viele gestohlen. Aber obgleich er solches selbst einsah und die Seinen ihn dringend baten, daß er das Seine behüte, zumal da er ja selbst andere lehre, daß sie das Ihre behüten müßten, und obwohl sie oft den Beweis brachten, daß dadurch nicht bloß Gefahren für die Zukunft erwachsen könnten, sondern auch Unheil in der Gegenwart entstanden war, so konnte er dennoch nie dahin gebracht werden, anders werden zu wollen und seine Grundsätze und seine Gewohnheit in diesem Stücke zu ändern.

Beim Docieren verfuhr er so, daß er während des Lehrens den einen oder anderen über den behandelten Gegenstand zu fragen pflegte. Und er that solches immer sehr geschickt und angemessen, weil er alle Regeln in einem vortrefflichen Gedächtnis bei der Hand hatte, das nicht bloß die Thatsachen und Gedanken, sondern auch die Worte umfaßte. Was er einmal aufmerksam gelesen hatte, das blieb in ihm haften. Wenn er etwas nach gründlicher Überlegung niedergeschrieben hatte, so konnte er es mit geringer Mühe fast mit denselben Worten und in derselben Reihenfolge der Worte nachher auswendig vortragen. Daher war er bei den Disputationen ein sehr gefürchteter Gegner. —

Eine andere sehr charakteristische Eigenschaft war die, daß sein Streben immer, besonders aber, wenn es sich um eine ernste Angelegenheit handelte, dahin ging, daß die Rede nicht unbestimmt und der Sinn nicht ungewiß blieb. Nichts war ihm mehr verhaßt als Verschlagenheit und Vieldeutigkeit bei der Argumentation und Trugschlüsse, was man damals als Sophismen bezeichnete. Weil er selbst deutlich, rein und durchsichtig zu reden sich bemühte, so geriet er über die, welche absichtlich mit dunkeln Worten sich ausdrückten, in Zorn und das oft in so hohem Maße, daß er vor Ärger krank wurde und die Verkehrtheit der Arglistigen und Heuchler auf das schärfste verurteilte. Sein Verstand war so scharf, daß er die hinterlistige Absicht schnell durchschaute und ihn kaum jemand täuschen konnte. Und so sehr waren ihm alle unbestimmten und zweideutigen Reden zuwider, daß er sich an den unentschiedenen, wenn auch hergebrachten und allgemein üblichen Ausdrücken geradezu ärgern konnte. So erzählt Camerarius, daß er — in seiner, des Camerarius, Anwesenheit —, als bei einem Gastmahl der vorgesetzte Wein ihm sehr empfohlen wurde, einen von den Tischgenossen aufforderte, ihn zu kosten nnd sein Urteil darüber abzugeben. Als dieser nun mit der herkömmlichen Redensart antwortete, der Wein sei nicht schlecht, habe Melanchthon fast mit Unwillen gesprochen: „Ein guter Wein muß nicht also gelobt werden, sondern verdient seine offene und rückhaltslose Empfehlung.“ Wie sehr ihm alles Unbestimmte mißfiel, geht auch daraus hervor, daß er, so oft Bestimmungen über die Zeit zu treffen waren, immer ganz genau dieselbe angezeigt wissen wollte. Er zürnte daher denen, die etwa sagten, daß man zwischen 1 und 2 Uhr zusammen kommen und über eine Angelegenheit verhandeln wolle. Ebenso sah er bei Erteilung von Befehlen und Aufträgen ganz besonders darauf, daß die Sache, um die es sich handelte, klar und scharf bezeichnet wurde, und er selbst verfuhr stets demgemäß. Aus dieser Charakter-Eigentümlichkeit ist auch zu erklären, daß er den höchsten Wert auf die klare Ausprägung der reinen Lehre legte und so zum Vater der Orthodoxie wurde. Immer wieder beklagt er, daß aus den vergangenen Jahrhunderten der Inhalt des Evangeliums nicht in genau bestimmten Lehrsätzen überkommen sei, und spricht es als das wichtigste Erfordernis aus, diese von den Vätern vernachlässigte Aufgabe zu erfüllen, damit die evangelische Wahrheit in alle Zukunft vor Trübungen und Irrtümern gesichert sei. — Vor allem aber war ihm eigentümlich eine große Herzensgüte, so daß er keinem eine Bitte abschlagen konnte und weit über sein Vermögen wohlthätig war. In diesem Stücke war er ganz mit seiner Lebensgefährtin eins. Beide gaben sich nicht bloß keine Mühe, ihr Vermögen zu mehren, sondern gaben ihren Besitz, der in hinreichender Fülle nicht so sehr erstrebt wurde, als zufloß, mit vollen Händen aus und schonten weder ihr bares Geld noch ihre Vorräte an Lebensmitteln, sondern gaben jedem, der ansprach, ohne Weigerung, was sie in den Händen hatten. Darum war ihr Haus wie ein Taubenhaus; es fand darin ein stetes Kommen und Gehen einzelner statt, und jedes Lebensalter, jedes Geschlecht, jeder Stand, ja jede Nation war in solchem Schwarm vertreten, und herausgetragen wurde dieses oder jenes

nicht bloß an jedem Tage, sondern auch zu jeder Stunde, ja fast in jedem Augenblick. Denn das war die Ordnung in ihrem Hause, daß niemandem etwas abgeschlagen wurde. Er war sehr bescheiden in seinen Ansprüchen. Reich werden zu wollen, war nie sein Trachten, ja er wies einige Male die ihm dargebotenen Gehaltserhöhungen zurück. So schrieb er im Juli 1520 an Spalatin: „Was Du über mich an den Kurfürsten seitens der Universität berichtet wissen willst, ist ein Zeugnis Deiner Freundschaft und Deines Wohlwollens gegen mich und hat insofern meine dankbare Billigung, aber doch kann ich Deine Absicht nicht billigen. Denn ich habe bei mir beschlossen, die Güte des Kurfürsten, die mir schon über Verdienst zu teil geworden ist, nicht zu mißbrauchen. Ich will daher nicht, daß etwas von dem geschrieben wird, was neulich Dr. Martinus und was jetzt Du geschrieben wissen willst. Ich bin von dem erlauchten Fürsten mit einem nach deutschen Verhältnissen zweifellos reichen Gehalt beschenkt. Denn ich weiß wohl, was hier und da anderen Professoren gezahlt wird.“ Nicht als ob er so gar reichlich besoldet gewesen wäre! Sein Anfangsgehalt in Wittenberg betrug 100 Gulden für das Jahr, und vor dem Jahre 1526 betrug es jedenfalls nie 200 Gulden. Daher mußte er alle Mühe anwenden, um Ausgabe und Einnahme im Einklang zu bringen, obwohl er, wie schon bemerkt, mehr Gehalt bezog wie viele andere Professoren und deren Neid besorgte. So schreibt er Ende des Jahres 1524 an Spalatin: „O wir Unglücklichen, die wir den Wissenschaften unsere Gesundheit und auch unser Vermögen opfern müssen! Ich könnte Geld in Fülle haben, wenn ich aus der Theologie ein Gewerbe machte, aber das werde ich nimmermehr thun! Du kannst meine Sparsamkeit im Hauswesen daran ermessen, daß ich meiner Frau noch nicht ein Kleid gekauft habe. Wie viel, meinst Du, ist dagegen an andere verschwendet, die uns täglich plündern! Ich hatte das Begehren, meinen Kindern etwas Vermögen zu hinterlassen, wenn ich es auf ehrenwerte Weise erwerben könnte. Nun aber sehe ich, daß ich bei dieser Ungunst der Zeiten ihnen nichts werde vererben können, als den nichtigen Ruf meines Namens und etwas Erziehung. Aber vergebens beklage ich mich über mein persönliches Los, da die allgemeinen Notstände vielmehr beklagt werden müssen.“ Und doch wollte er die Erhöhung seines Gehalts auf 200 Gulden, die zu Anfang des Jahres 1526 vom Kurfürsten befohlen war unter der Bedingung, daß er auch theologische Vorlesungen halte, nicht annehmen, weil er diese Bedingungen nicht annehmen könne, und et blieb selbst Luthers Zureden darüber unzugänglich, so daß dieser am 9. Februar den Beistand des Kurfürsten anrufen mußte: „Es hat E. K. F. Gn. in der Ordnung der Universität befehlen lassen, Magister Philippsen 200 Gulden jährlich zu geben. Nun beschwert sich der Mensch, solches zu nehmen, aus der Ursache, denn, weil er nicht vermag so steif und täglich in der Schrift zu lesen, möcht' er's nicht mit gutem Gewissen nehmen und meint, E. K. F. Gn. fordern solch gestrenges Lesen von ihm. So hilft mein Sagen und Deuten gar nichts bei ihm; ist derhalb meine Bitte, E. K. F. Gn. wollt ihr Genöte selbst gegen ihn läutern und deuten, als daß sie zufrieden sei, daß er die Theologie helfe handhaben mit der Disputation und Lesen, wie vorhin geschehen, doch so viel er vermag, es sei gleich die Woche nur einmal, oder wie er kann.“ Obwohl Melanchthon also keineswegs Überfluß hatte, so übte er doch seine Freigebigkeit während seiner ganzen Lebenszeit als Junggesell, Ehemann und Witwer in stets gleicher Weise. Dabei ließ er von seinen Wohlthaten nichts verlauten. Oft, wenn seine Geldmittel erschöpft waren, nahm er seine Becher, die ihm als Geschenke verehrt waren, und brachte sie selbst heimlich zu einem Kaufmann und forschte nicht, ob sie nach ihrem Werte oder darunter bezahlt wurden. — Es kann nicht wunder nehmen, daß seine Güte oft schmählich gemißbraucht wurde. Viele forderten kurzer Hand von ihm eine Unterstützung, als ob seine ungemessene Güte diese zu gewähren verpflichtet sei, und sie darauf ein Anrecht hätten. Ein charakteristisches Zeugnis von seiner Maßlosigkeit im Verschenken, wie von der Unverschämtheit Etlicher beim Nehmen berichtet Camerarius in folgendem. Es wurden ihm viele alte goldene und silberne Münzen geschenkt, weil man sein Interesse dafür kannte. Diese nahm in der Regel der Erste weg, der zu ihm kam, nachdem er sie empfangen hatte. Öfter, wenn Camerarius und andere Freunde zugegen waren und Melanchthon ihnen solche, ihm geschenkte Münzen

zeigte, gab er immer jedem von ihnen etliche, und wenn sie sich zuerst weigerten, sie anzunehmen, sagte er: „Nehmet sie nur, denn wenn ihr sie nicht nehmet, werdet ihr sie nur für andere zurücklassen." Einmal hatte er mehrere Denare gesammelt, die durch die vorzügliche Prägung und Schrift, Bild und Wappen sein besonderes Wohlgefallen erregt hatten. Als er diese einem Ausländer zeigte — dessen Name zu nennen Camerarius aus Humanität Bedenken trägt, offenbar weil derselbe bei Herausgabe des Lebens Melanchthons noch lebte — und sah, daß dieser mit großer Freude sie betrachtete, erlaubte er ihm die eine oder andere dieser Münzen, die ihm vor anderen gefielen, sich zu nehmen. Aber jener sprach: „Ich möchte sie alle haben." Melanchthon war zwar von dieser unverschämten Forderung verletzt, aber er kam ihr nach und sättigte die Begehrlichkeit. — Bei dieser maßlosen Freigebigkeit und den vielen Besuchern, die aus aller Herren Ländern bei ihm zu Gaste waren, — am 18. August 1544 schreibt er seinem Freunde J. Menius, daß ihn ein Ungar besucht und viel von der Türkei und Armenien, wo er 12 Jahre gefangen gewesen, erzählt habe, und fährt dann fort: „An diesem Tage waren bei mir zu Tische 11 Sprachen: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Deutsch, Ungarisch, Venetianisch, Türkisch, Arabisch, Neugriechisch. Indisch und Spanisch" — hätte Melanchthon sich und die Seinigen nicht ernähren können und sein Hauswesen hätte völligen Schiffbruch leiden müssen, wenn nicht — wie Camerarius sich ausdrückt, — gleichsam durch eine göttliche Wünschelrute noch mehr, als er ausgab, von allen Seiten ihm zugebracht wäre, und wenn er nicht seinen treuen Diener gehabt hätte; dieser, Namens Johannes, aus Schwaben gebürtig und von dem bekannten Nürnberger Patrizier Hieronymus Baumgärtner, bei dem er zuvor Famulus gewesen, ihm empfohlen, war in seinem Hause, seitdem er in Wittenberg wohnte. Er hielt ihn um seiner Treue, Rechtschaffenheit und staunenswerten Hingebung an ihn überaus wert und teuer. Er verdiente es auch, denn er war das Faktotum. Er besorgte alles im Hause, er kaufte ein, bewahrte auf, schloß weg, gab aus — kurz er verwaltete alles, was zum Haushalte gehörte; seiner Wachsamkeit, Umsicht, Thätigkeit und Klugheit war es zu danken, daß viele Nachteile von Melanchthons Hause abgewendet wurden und, so viel an ihm lag, der Besitzstand in dem Maße erhalten wurde, daß er nicht nur zur Bestreitung der täglichen Ausgaben hinreichte, sondern auch ein kleines Vermögen für die Zukunft der Familie übrig blieb. Dieser treue Diener wurde in Melanchthons Hause alt und grau und starb auch in demselben im Jahre 1553 und hinterließ, wie Camerarius hinzufügt, ein solches Vorbild eines Dieners, daß sein Name mit größerem Lobe genannt wird, ob er doch nur in dienender Stellung gewesen, als die Namen vieler, die durch Macht, Reichtum und Ansehen hervorragen. Als ein Zeugnis dafür, wie Melanchthon mit diesem Diener verkehrte, mag der Brief dienen, den er aus Leipzig am 11. Mai 1536 an ihn schrieb: „..... Dieser Bote des Herzogs von Württemberg hat mir sehr liebenswürdige Briefe von ihm und den dortigen Freunden gebracht. Auf meinen Wunsch geht er nach Wittenberg, weil ich von hier aus die Briefe nicht beantworten kann. Ich empfehle ihn meiner Frau und Dir, daß er in unserem Hause speise. Auch für ein Bett wirst Du Sorge tragen. Crispus wird ihn bei sich zurückhalten wollen. Wir werden, so Gott will, uns morgen auf den Heimweg machen. Den beiliegenden Brief überbringe dem Dr. Jonas. Grüße den Schütten (Alesius) und sage ihm, daß ich mündlich antworten werde. Lebe wohl und gieb mit meinen Worten einen Kuß meinem Töchterlein Magdalena."

Melanchthons Leben war stete und höchst vielseitige Arbeit, aber verfloß doch in großer Regelmäßigkeit. Er begab sich, daß ich mit dem Ende des Tages anfange, unmittelbar nach dem Abendessen zur Ruhe und stand bald nach Mitternacht wieder auf. Alle schriftstellerischen Arbeiten und wichtige Angelegenheiten erledigte er in den ersten Morgenstunden. Dazu bedurfte er aber eines ruhigen Schlafes. Soviel es in seiner Macht stand, vermied er daher, daß sein Gemüt vor dem Schlafengehen beunruhigt wurde. Aus diesem Grunde verschob er die Lektüre der abends eingegangenen Briefe zumeist auf den anderen Tag, vornämlich solcher Briefe, die von Fürsten oder Behörden kamen, wenn er annahm, daß sie eine wichtige Angelegenheit behandelten. Als Greis

sah man ihn bisweilen nach dem Mittagessen, freilich nicht im Bett liegend, sondern irgendwo auf einer Bank zurückgelehnt etwas schlummern. — In früher Morgenstunde hielt er seine Vorlesungen; auch die letzte, die er gehalten, am 11. April 1560, also acht Tage vor seinem Ableben, begann um 6 Uhr. — Dann füllte sich sein Haus mit Besuchern allerlei Art. Hier fragte ihn jemand um Rat in irgend einer persönlichen Sache oder auch in Geschäftsangelegenheiten, dort erzählten ihm andere, was sich auf öffentlichem Gebiete oder im Privatleben einzelner ereignet hatte und begehrten seine Ansicht darüber zu hören. Diese brachten allerhand Klagen vor, jene suchten von ihm Hülfe und Beistand, und besonders oft wurde er um Unterstützung angegangen und das bisweilen, wie schon erwähnt, in der unverschämtesten Weise. — In jener Zeit war, wie Camerarius schreibt, die Sitte aufgekommen, Stammbücher zu führen, die man berühmten Männern vorlegte mit der Bitte, daß sie etwas in dieselben eigenhändig niederschrieben, was den andern gezeigt werden könnte. Natürlich wurde Melanchthon von solchen Bittstellern überlaufen, und ihre Blätter oder Bücher angemessen zu beschreiben, kostete ihn unglaublich viel Zeit und Arbeit, da er, obwohl er die Größe der ihm dadurch entstehenden Arbeitslast erkannte, doch niemanden durch Versagung seines Wunsches verletzen wollte. Dazu kam die Fülle von Arbeiten, zu denen er als Professor in Anspruch genommen wurde. Denn was in den öffentlichen Universitätsversammlungen gesagt wurde, — was bei feierlichen Anlässen zu verkünden, welche Thesen bei den Disputationen in Vorschlag zu bringen, — das alles wurde von ihm allein geschrieben. Und es kam bisweilen vor, daß die letzten Blätter mit noch feuchten Buchstaben denen auf das Katheder gebracht wurden, die die ersten von ihm beschriebenen vorzutragen begonnen hatten. — Und nun gar die Unmasse von Vorworten, die er geschrieben! Sehr viele baten ihn darum, weil sie wußten, daß dadurch ihre Bücher auf das beste allen empfohlen und am ersten verkäuflich seien, und Melanchthon kam solcher Bitte gern nach, weil solche seine Arbeit auch den Auswärtigen zu gute kam, da er nur solches schrieb, was sie auf dem Katheder oder der Kanzel oder bei den Disputationen brauchen sollten. — Aber mehr Zeit als alle diese vielen und großen Arbeiten, und Beschäftigungen beanspruchte das Schreiben von Empfehlungsbriefen und Zeugnissen und doch ließ er sich dazu nicht bloß leicht bewegen, sondern stellte sie vielmehr höchst liebenswürdig und in großer Ausführlichkeit aus. Er dachte eben nie an sich, sondern hatte immer nur die Absicht, die durch die Gewohnheit um so tiefer sich seinem Wesen eingegraben hatte, anderen zu dienen und Wohlthaten zu erweisen. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß er bisweilen denen, die solche Empfehlungen und Zeugnisse von ihm begehrten, auch darum zu willen war, weil er sie, die zum Teil durch ihre Unverschämtheit, zum Teil durch ihre Hartnäckigkeit ihm lästig waren, auf irgend eine Weise los werden wollte. Lag aber ein besonders großer Anlaß vor, daß er solche Empfehlungen nicht schreiben wollte, so gab er den sie Begehrenden, wie Camerarius sagt, Geld, damit sie nur weggehen und aufhören sollten, ihn um seine Handschrift zu bitten, und so sich von ihnen gewissermaßen loskaufte. Camerarius fügt hinzu: „Obgleich solches tadelnswert scheint, wollte ich es doch nicht übergehen. Denn wie an einem schönen Gesicht ein treues Bild auch das vorhandene Mal aufzeigen muß, so muß die Schilderung großer und hervorragender Männer auch ein kleines Gebrechen, wenn ein solches etwa da ist, darstellen." — Aus Melanchthons Briefen geht aber doch hervor, daß er im Unmut über die Unverschämtheit derjenigen, die von ihm Empfehlungsbriefe herauspressen wollten, ihnen solche bisweilen wohl mitgab, aber freilich solche, die den Überbringern durchaus nicht zur Empfehlung dienten. Etliche Beispiele dafür. Am 10. Mai 1522 schreibt er an Spalatin: „Schon einen ganzen Monat plagt mich Creutz, daß ich mich bei Dir für ihn verwende, obwohl er mir niemals den ganzen Sachverhalt klar vorgelegt hat . . . Jetzt endlich hat er mir diesen Brief abgepreßt, aber so sehr gegen meinen Willen, daß ich viel lieber gegraben als geschrieben hätte." Am 31. Januar 1524 schreibt er an Camerarius: „Dieses Brieflein habe ich dem Überbringer gegeben, der von mir eine Empfehlung sich erbat, die ihn bei Dir beglaubigen soll. Vielleicht will er Geld von Dir haben. Du kennst diese Vielfüßler — aber ich habe Dich gewarnt." Wiederholt

beklagt er sich in seinen Briefen über die Unverschämtheit und Verlogenheit der Boten, die einen unverhältnismäßig hohen Botenlohn von ihm herausgepreßt oder ihnen mitgegebenes Geld ihm nicht ausgehändigt hätten.

Im Verkehr, brieflich und persönlich, war Melanchthon heiter und fröhlich und ein Freund der Geselligkeit. Er besuchte nicht bloß fröhliche Gesellschaften, sondern veranstaltete selbst solche und gab sich manchmal der ungebundenen Fröhlichkeit seiner Freunde hin. Dabei wurde aber von ihm selbst nie etwas Verkehrtes und Unpassendes weder geredet noch gethan, im Gegenteil, durch seine Gegenwart und Anordnungen vielmehr dafür Sorge getragen, daß nicht der jugendliche Frohsinn irgendwie in Roheiten ausartete, und zu diesem Zweck mit dem Scherz immer der Ernst verbunden. Das geschah besonders bei den Gastmählern, für die nach deutscher Sitte zuerst ein König der Gesellschaft gewählt wurde. Ferner wurde immer strenge darauf gehalten, daß man sich nicht eher zur Tafel setzte, bis die Arbeiten vorgelesen waren, die die Tischgenossen in Prosa oder in Versen verfaßt hatten. Melanchthon schreibt an Camerarius unter dem 22. Januar 1525 scherzhaft, aber ausführlich von einen solchen convivium, das sie am 6. Januar gehalten hätten. Auch an Scherzen hatte er seine Freude und übte sie selbst, wenn Zeit und Umstände danach waren z. B. bei solchen festlichen Mahlzeiten und bei Spaziergängen. Doch erging er sich nur in solchen, die wohl saßen, aber ohne Schmähung und Beschimpfung waren und mit dem Salz der Bildung versehen niemanden verletzten. Gern pflegte er auch, besonders mit Knaben und Jünglingen, in rätselhaften Worten angenehm zu spielen, indem er dadurch ihren Verstand übte, ernste Ränke zu betrachten und aufzudecken, und indem er durch die Lösung der Rätsel ihren Geist schärfte. Ermatteten sie aber über die Lösung, oder vergriffen sie sich dabei, so war ihm das Ursache zur Heiterkeit. Auch Geschichten und nützliche und bemerkenswerte Erzählungen gab er häufig zum besten. Vor allen andern hatte er aber die kleinen Kinder lieb, und Camerarius bemerkt fast tadelnd, daß Melanchthons Zuneigung zu ihnen fast maßlos war, während er doch in allen anderen Dingen das rechte Maß gehalten hätte. Ja noch mehr, zu Kindern sah Melanchthon fast mit Ehrfurcht auf und hat von ihnen manchmal Trost und Aufrichtung erfahren. Veit Winsheim erzählt von ihm folgende liebliche Geschichte: Die evangelischen Theologen waren von ihren Fürsten nach Torgau berufen, um dort über eine sehr wichtige Angelegenheit in besonders gefahrvoller Zeit zu beraten. Sie hielten ihre Versammlung in der dortigen Pfarre. „Da saß" — so erzählt Veit — „der arme und wenige Mitglieder zählende Senat, von Gott allein Hilfe bittend, hoffend und erwartend. Nach langer Beratung erhebt sich Melanchthon, ermattet und traurig. Er war hinausgerufen, um einen Boten, der zu ihm gesandt war, zu bescheiden. Als er denselben entlassen und zu der Konferenz zurückkehren will, tritt er in ein Zimmer, in dem etliche arme Weiblein waren, die Frauen des Pfarrers und der beiden Diakonen, und kleine Kinder, deren etliche an der Mutterbrust genährt wurden, während andere ihre Gebete den Müttern hersagten. Philippus stand wie gefesselt da und hörte mit freudigem Erstaunen, wie er pflegte, die stammelnden Gebete der Kleinen, eingedenk des Wortes: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet." Am meisten aber bewegte ihn, daß eine der Diakonenfrauen das eine Kind nährte und zugleich Möhren schnitt zum Mittagessen ihres Mannes und dabei zuhörte, wie ihr anderes Kind die gewohnten Gebete aufsagte und Gott anflehte. Da rief er aus: „O du dreifache, heilige und gottgefällige Arbeit!" Durch diesen Anblick wunderbar gestärkt, kehrte er fröhlich und getrost mit heiterem Antlitz in den Senat zurück. Hier empfing ihn Luther mit der Frage: „Philippe, was ist dir begegnet, daß du so heiter zu uns zurückkommst, da du doch nur soeben sehr traurig von uns weggingst?" Da antwortete Melanchthon: „Damit wir nicht kleinmütig seien, ihr Herren! Denn ich habe eben die gesehen, die für uns kämpfen, die uns verteidigen und gegen alle Gewalt unbesiegbar sein und bleiben werden!" Als Luther nun weiter fragte: „Wer sind denn diese tapferen Führer und Streiter?" erwiderte Melanchthon: „Die Frauen unserer Pfarrer und Diakonen und ihre kleinen Kinder, deren Gebete ich eben gehört habe, die Gott gewiß nicht mit tauben Ohren hören wird. Der Vater unsers

Herrn Jesu Christi hat sie bisher nicht vernachlässigt und wird es, wie wir hoffen, auch in Zukunft nicht." Diese Worte — so fügt Veit hinzu — wurden als eine gute Vorbedeutung aufgenommen und schon mehr gekräftigt, beschlossen sie das, was sich für fromme und feste Lehrer des göttlichen Wortes ziemte, und ihr Beschluß wurde durch die Gnade Gottes der Kirche heilsam, und Gott wandte die drohende Gefahr ab.

In allen seinen Arbeiten bewies Melanchthon die peinlichste Sorgsamkeit. Er konnte sich nie genug thun, alles immer von neuem zu bedenken und auf das genaueste abzuwägen. Er war darum leicht bekümmert und voll Unruhe über den Ausgang der Angelegenheiten und Verhandlungen, an denen er teilzunehmen berufen war, und dann vor allem, wenn seine Stimme entscheiden sollte. „Über alles" — sagte er — „müsse ein braver Mann sich davor hüten, daß er irgend eine Verschuldung auf sich ziehe und durch Irrtum oder Unbesonnenheit Böses verursache." Daher sah er alle seine Arbeiten immer von neuem durch und mühte sich, sie immer besser zu gestalten. Dazu fehlte ihm aber, und wir müssen sagen zum Glück, oft die Muße. Denn sonst wären über dem Mühen, seine fertigen Arbeiten immer feiner zu feilen, viele seiner Werke überhaupt nicht ans Licht gekommen. Aber nun blieb ihm durchaus keine freie Zeit, sondern in großer Hast mußte er ununterbrochen fast immer schreiben und mit immer neuen Sachen sich befassen. Wenn es aber galt, ein wichtiges Bedenken zu geben, dann, sagt Camerarius, habe ich ihn oft gesehen, wie er nicht bloß die Gedanken wog, sondern auch die einzelnen Worte gleichsam auf die Goldwage legte. — Solche Sorge und Unruhe erfüllte ihn aber nur, wo es sich um die Angelegenheiten des Gemeinwesens und die seiner Freunde handelte. Diese erweckten aber auch stets seine herzliche und tiefgehende Teilnahme, und die Sorgen dafür zogen ihn bisweilen in solche Mitleidenschaft und erregten in ihm solche Unruhe und Angst, daß er darüber krank wurde und bisweilen darunter zu erliegen drohte. Viele seiner Briefe legen davon Zeugnis ab, und auch jene Krankheit, aus der er durch Luthers Gebet errettet wurde im Jahre 1540, war bekanntlich eine Folge der Gemütsbewegung, die durch des Landgrafen Doppelehe ihn ergriffen hatte.

In seinen eigenen Privat-Angelegenheiten aber bewahrte Melanchthon nicht bloß die Ruhe seiner Seele, sondern bewies einen hohen und hervorragenden Sinn, so daß er Beleidigungen geduldig ertrug und sie gar verachtete und angesichts von Gefahren, die eben nur ihm drohten, keine Furcht kannte. An allerhand thörichten oder auch boshaften Vorwürfen und Angriffen gegen ihn fehlte es nicht, aber dagegen wollte er sich nie verteidigen, weil er seine Zeit besser nützen und der Wahrheit mehr dienen könne, wenn er positiv arbeite und baue. Auch seinen Freunden gegenüber, die ihn zu solcher Verteidigung veranlassen wollten, blieb er bei seinem Grundsatz und sagte, er wolle in diesem Stücke das thun, was sein Töchterlein mal gesagt habe, das sie thun wolle. Als diese einmal zu lange ausgeblieben wäre und er sie gefragt habe, was sie der Mutter antworten wolle, da diese über ihr langes Ausbleiben sehr erzürnt wäre, da habe sie in ihrer kindlichen Weise erwidert, sie wolle nichts sagen. So, sagt Camerarius, habe auch Melanchthon verfahren. Es sei mit ihm ähnlich gewesen wie mit der Nachtigall. Wie diese die Menschen durch ihren köstlichen Gesang erfreue, ohne davon Nutzen zu haben, so hätten alle Arbeiten, Mühen, Nachtwachen Melanchthons nur dem Wohle anderer gedient, ihm selbst aber keinen Vorteil und Genuß gebracht, abgesehen von dem Genuß der unmittelbaren Freude an der Arbeit. Als er mal hörte, daß die Streitsüchtigen sich bisweilen, um ihre Streitlust zu beschönigen, auf einen auch in den Schulen der Juristen benutzten Satz beriefen, daß der grausam sei, der seinen eigenen guten Ruf vernachlässige, sagte er lachend, wofür denn der gehalten werden müsse, der selbst ihn verletze? Denn auf diese Weise — durch Streit- und Verteidigungsschriften werde er gewiß nicht verteidigt, wenigstens nicht vor denen, die wahrheitsliebend, weise und tugendhaft seien. Er meinte auch: „Meine Lehre und meine Schriften sind bekannt; einer anderen Antwort und Widerlegung bedarf es nicht."

Daß aber Melanchthon den Gefahren gegenüber, die nur ihn oder doch zunächst nur ihn bedrohten, einen wahren Heldenmut besessen habe, dafür bringt Veit in seiner Gedächtnisrede folgendes Zeugnis bei. Er erzählt: „Als auf dem Reichstage zu Augs-

burg 1530 unser Bekenntnis von Melanchthon geschrieben war, das, wie es im Rate der Könige und Fürsten unbesiegt blieb, so auch, wenn Gott und unser Herr Jesus Christus Gnade giebt, bleiben wird in Ewigkeit, auch gegen die Pforten der Hölle, wie damals D. Pontanus unerschrocken vor dem Kaiser und den Reichsfürsten sagte, — als dieses Bekenntnis vor Kaiser und Reich vorgelesen war, da murrten die Päpstlichen, unter ihnen besonders Campegius und die Vornehmsten vom Hofe des Kaisers, die sagten, der Kaiser sei bereit, eher so viele Reiche in Zwietracht zu stürzen als solches zu dulden. Als Tags darauf das ganze Synedrium versammelt war, wurde Melanchthon herbeigeholt. Unerschrocken trat er ein und sah sich umringt von den schrecklichen Satanszähnen und gleich dem Propheten Jonas allein geschüttelt von den Rippen des Seeungetüms. Campegius trat drohend näher und schleuderte gegen ihn schreckenerregende Blitze seines auf das höchste erzürnten und wutschnaubenden Jupiter (der Papst) und die Übrigen bedrohten auf das härteste mit ihrer großen weltlichen Macht die elende und kleine Herde der ohnmächtigen Schäflein Christi. Da wäre wohl auch ein tapferer und standhafter Mann schwankend geworden. Philippus aber antwortete auf die Frage, ob er nachgeben wolle: „Wir können nicht nachgeben und die Wahrheit verlassen, wir bitten aber um Gottes und Christi willen, daß die Widersacher uns verzeihen und, wenn sie können, mäßiglich mit uns verfahren d. h. uns das nachgeben, was wir mit gutem Gewissen nicht aufgeben können." Hiergegen schrie Campegius: „Ich kann nicht, ich kann nicht, denn der heilige Stuhl kann nicht irren." Diesem Donner gegenüber spricht Philippus, obwohl er sich gleichsam inmitten von Löwen, Wölfen und Bären befand, die ihn ungestraft hätten in Stücke reißen können, er spricht mit tapferem Mut und hohem Sinn in schwachem Körper: „Gott übergeben wir unsere Sache und uns selbst. Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? Kurz, was auch über uns verhängt werden wird, wir werden es überwinden durch Tragen." Er fügte auch hinzu: „Wir haben in unsern Ländern schon so viele Frauen und Kinder armer Pfarrer und Prediger, wohl mehr als 40000; so viele Seelen können wir nicht verlassen; wir werden darum thun, was wir vermögen; den Sohn Gottes, dessen diese Sache ist, werden wir um Hilfe anflehen; — ein jeder an seinem Platze, werden wir Mühe und Last tragen, dazu auch kämpfen, wenn es not ist, und sterben, wenn es Gottes Wille ist — lieber als daß so viele Seelen von uns verraten werden." Solche Worte, — fügt Veit hinzu — zumal an dieser Stelle gesprochen, scheinen sie einen schwächlichen und matten Mut anzuzeigen, wie Böswillige ihn dem Melanchthon zuschreiben?

Hiermit stimmt auch die Charakteristik vollständig überein, die Luther über Melanchthon in dem Briefe vom 30. Juni 1530 diesem selbst mitteilt: „In eigener Sache bin ich schwächer zum Kampfe, Du aber beherzter; in Sachen des Gemeinwesens bist Du so, wie ich in der eigenen (wenn man meinen Kampf mit dem Satan meine Privatsache nennen darf). Denn Du achtest Dein Leben gering, hast aber Furcht für die gemeine Sache, ich dagegen bin der gemeinen Sache halber guten und ruhigen Mutes, weil ich gewiß bin, daß sie gerecht und wahr, ja Christi und Gottes Sache ist!"

Als ganz besonders hervorragend rühmt Camerarius von Melanchthon die Schamhaftigkeit. „Sie war," sagt er, „bis zu seinem letzten Stündlein so groß, daß wohl niemand zu finden sein dürfte, der sie ähnlich je an einem anderen gesehen." Als er auf dem Sterbelager vom Fieber befallen um der inneren Hitze willen die Decke nicht auf seinen Beinen ertragen konnte, war es ihm so peinlich, entblößt gesehen zu werden, daß er mit Bewegung zu den Umstehenden sprach: „Warum laßt ihr mich nicht allein?" — Aber trotz dieser Zartheit und Feinfühligkeit schämte er sich nicht und war nicht verdrossen, alles, was nicht unehrenhaft und gegen den Anstand war, zu thun, wie geringfügig und kleinlich es auch war. So herzte er nicht bloß seine Kinder, sondern wiegte und versah sie und wurde bisweilen angetroffen, wie er mit der einen Hand die Wiege im Gange erhielt, mit der anderen ein Buch hielt, um darin zu lesen.

Melanchthon war oft und lange Zeit fern vou Wittenberg; die Einrichtung von hohen Schulen z. B. in Nürnberg, Visitationen, Konvente, Religionsgespräche u. a. forderten oft eine monatelange Abwesenheit. Aber am liebsten war er doch in seinem

Heim, in seiner Familie. Er, der die Kinder, wie Camerarius sagt, fast zu sehr liebte, trug natürlich seine Kinder besonders auf dem Herzen und redete und schrieb von ihnen mit der größten Zärtlichkeit. Mit seiner Frau verband ihn die herzlichste Liebe bis an den Tod und darüber hinaus. Sie starb am 11. Oktober 1557. Melanchthon war damals in Worms zu dem Religionsgespräch. Mit bekümmertem Herzen war er am 14. August dahin abgereist, denn er sah die Vergeblichkeit des zu veranstaltenden Gesprächs voraus und mußte seinen todkranken Sohn verlassen. Dieser wurde zwar wieder dem Leben zurückgegeben, und Melanchthon äußert darüber freudigen Dank in den Briefen an seine Freunde, bittet sie um weitere Nachrichten und läßt seinen Diener zugleich ermahnen, für den Rekonvalescenten treulich zu sorgen, aber der Kummer wich nicht von ihm, denn das Religionsgespräch war in der That vergeblich und die Bemühungen Melanchthons, Frieden herzustellen, waren umsonst. Die Papisten erreichten, was sie wollten; die Evangelischen, in der Lehre vom heiligen Abendmahl uneins, trennten sich und die Weimaraner verließen Worms, nicht ohne daß sie auf Melanchthon die Schuld des Zerwürfnisses warfen. Als nun zu dieser Zeit seine Frau nach kurzer, schwerer Krankheit starb, eilte Camerarius zum Freunde, um ihm die Nachricht möglichst schonend zu bringen. Er fand ihn in Heidelberg, wohin er am 22. Oktober zur Ordnung der Universität von Worms gezogen war und bei ihm seinen Bruder Georg und seinen Schwiegersohn Peucer. Am ersten Tage fand er nicht den Mut, ihm die Trauerkunde mitzuteilen. Als sie aber am folgenden Tage im Weinbergshause des Kurfürsten weilten, erzählte er ihm, welcher Verlust ihn getroffen. Äußerlich hielt Melanchthon seinen Schmerz zurück, aber die Briefe aus jener Zeit sind davon voll, wenn er sich auch ergeben in Gottes Hand legte. Auch die Universität Wittenberg schrieb an Melanchthon sofort nach dem Tode seiner Frau, die am 11. Oktober entschlafen und am folgenden Tage beerdigt war, ein Trostschreiben. Hinzugefügt war auch der Erlaß des Rektors an die Studenten, in dem die Wohlthätigkeit, Frömmigkeit und stille Geduld der Entschlafenen gepriesen wird. Der Brief schließt: „Gott stärke Dich und laß uns nicht verwaist sein. Ein Drittel der Studenten ist schon weggezogen. Wir wollen in allem Dir willfährig uud dankbar uns erzeigen."

Noch nach Jahren hat Melanchthon die treue fromme Gattin lebendig vor Augen und empfindet den Schmerz über ihren Heimgang immer von neuem. In einem Trostbrief an Jo. Dolscius, Pfarrer in Reichenbach, welchem nicht die Ehefrau durch den Tod entrissen war, schreibt er: „In Greisen erlischt nicht die Sehnsucht nach der heimgegangenen Ehefrau, wie in Jüngern, die von neuer Liebe erglühen können. Ich gedenke täglich, so oft ich meine Enkel ansehe, mit Seufzen ihrer Großmutter. Meine, meiner Familie und meiner Enkel Verwaistheit läßt den alten Schmerz immer wieder aufbrechen. Denn meine Gattin trug alle Sorge für die ganze Familie, sie nährte die Kleinen, pflegte die Kranken, linderte durch ihren Zuspruch meine Lasten nnd lehrte die Kinder beten. Darum vermisse ich sie jetzt in vielen Stücken." Und zum Schluß sagt er, was er auch in anderen Briefen wiederholt: „Ich gedenke daran, daß meine Frau fast täglich die Worte des Psalms unter vielen Schmerzen betete: Nicht fehle mir im Alter meine Stärke!" Mit zärtlicher Liebe umfaßte Melanchthon auch seine 4 Kinder, Anna, geb. 1522, Philipp, geb. 23. Januar 1525, Georg, geb. 25. August 1527 und Magdalena, geb. 19. Juli 1531. Georg, noch nicht 2 Jahre alt, starb am 15. August 1529 zum großen Schmerze des Vaters; der ältere Sohn Philipp aber erreichte ein hohes Alter, trotzdem er bei der Geburt sehr schwächlich war; er ist in Wittenberg am 3. Oktober 1605 gestorben und auf dem Kirchhofe um die Pfarrkirche beerdigt. Die jüngste Tochter Magdalene wurde vom Arzt Peucer als Ehefrau heimgeführt und die älteste, Anna, vom Professor Georg Sabinus schon im Oktober 1536. Die letzteren Ehe war unglücklich und Melanchthon giebt, oft in ergreifender Weise, seinem Schmerze und Kummer darüber in den Briefen an seinen vertrauten Freund Ausdruck. Sabinus war ein hochbegabter, aber auch ein sehr hochstrebender und ehrgeiziger Mann. Ihm seine Tochter zur Frau gegeben zu haben, beklagt Melanchthon manchmal und macht sich selbst darüber Vorwürfe, wenn er auch hinzufügt: „Ich kannte ihn damals noch

nicht." Wiederholt bricht sein Unmut über diesen Schwiegersohn und seine Liebe zu seiner Tochter hervor. Von jenem sagt er: „Er quält mich", „er sehnt sich danach, am Hofe zu leben," „er ist starrköpfig, habsüchtig und unruhig," ja „er behandelt seine Frau schlecht"; diese nennt er „seine arme Tochter" und klagt: „Ich fürchte des Sabinus gewaltthätigen Sinn, aber nicht die weite Entfernung. Die Tochter habe ich schon lange vorher verloren" und bezeugt: „Sie war mir oft ein Trost, wie sie als Kind mir schon einmal die Thränen abtrocknete" und im Blick auf diese Ehe, „aus welcher seit Jahren mir wenig Freude erwachsen," ruft er dem Camerarius zu: „O, das ist ein großer Schmerz für mich. Wußtest Du nur, wie trefflich meine Tochter ist!" Aber sein Schluß ist immer: „Ich empfehle sie Gott, der sie bisher gnädig regiert hat!" Ein Jahr nach ihrem Tode — sie starb im Sommer 1547 in Königsberg — kam Sabinus mit seinen Kindern nach Wittenberg zu Besuch und ließ sie, 3 Töchter und 1 Sohn, bei seinem Schwiegervater, der sie mit herzlicher Freude aufnahm. In ihrer Gemeinschaft erblühte ihm ein neues reiches Familienleben, in dem er sich am wohlsten fühlte. — „Am liebsten", so schrieb er an Camerarius 19. September 1556, „bin ich bei Dir, wenn ich nicht bei meinen Söhnen und Töchtern sein kann", — aber es entstanden ihm auch neue Pflichten und Mühen, die ihm durch die großen Ansprüche des Sabinus noch vergrößert wurden. Im Jahre 1558 richtete er für 2 Enkelinnen die Hochzeit aus, deren Vorbereitungen ihm große Sorgen machten, weil Sabinus sie möglichst großartig gefeiert wissen wollte, und Melanchthon, wenn auch inwendig widerstrebend, gab ihm nach. So wurden u. a. geladen aus Brandenburg, dem Geburtsort des Sabinus, seine Mutter und Bruder, sowie der Senat der Stadt und aus Frankfurt der Senat der Universität; auch bestellte Melanchthon bei seinen Freunden in Brandenburg Krebse, damit sie der Braut, der Tochter eines brandenburgischen Kindes, zu ihrem Ehrentage nicht fehlten. Die Hochzeit der anderen Tochter verzögerte sich bis in den Herbst, weil die Braut so schwer erkrankte, daß Melanchthon schreibt: „Ich weiß nicht, ob wir ihre Beerdigung oder ihre Hochzeit bereiten sollen" und er nicht wagte, zur Stipendiaten-Inspektion nach Leipzig zu fahren, was er nur ungern unterließ.

Wie Frau, Kinder und Enkel, so liebte er auch die Geschwister auf das innigste und bewahrte seinen Eltern, besonders seinem Vater ein dankbares pietätsvolles Gedächtnis. Seine 3 Schwestern starben vor ihm und die Kunde von ihrem Heimgange bewegte ihn jedesmal so, daß er seinen Schmerz darüber seinen Freunden mitteilen mußte. Sein einziger Bruder Georg lebte als Bürgermeister in Bretten in großen Ehren. Mit ihm zusammen zu sein war oft sein Sehnen, und die Aussicht, ihn in Wittenberg erwarten zu können, erfüllte ihn mit Freude; dessen Sohn Sigismund, welcher 1557 und 1558 in seinem Hause lebte, nannte er „seinen lieben Sohn" und behandelte ihn als solchen. Vor allem aber hatte sich seines Vaters Bild unauslöschlich seinem Herzen eingeprägt. Die Briefe, welche er am 27. Oktober schreibt, datiert er oft: „An dem Tage, an welchem mein Vater vor 36 oder 47 usw. Jahren gestorben ist." Er hatte von demselben einst das Lob der Stadt Amberg gehört und schreibt solches an den Rektor daselbst am 24. Juni 1557, indem er hinzufügt: „Solche Worte bleiben in dem zarten Herzen haften, und es prägt sich als Bild des weisen und umsichtigen Vaters dem Sinne fest ein. Die Stadt, die er gelobt, muß auch ich lieben." Ein anderes Mal, am Geburtstage seines Vaters 1554, schreibt er an den Rektor in Meißen: „Viel muß ich heute denken an sein seliges Ende und an die furchtbaren Erschütterungen, welche darauf gefolgt sind und welche er, wie ich mich erinnere, voraussagte, als er 2 Tage vor seinem Tode zu mir, der ich 10 Jahre alt war, redete und mich Gott befahl und zur Furcht Gottes ermahnte. Ich habe, so sagte er, viele Veränderungen im Staatswesen gesehen, aber es stehen größere bevor und ich flehe zu Gott, daß er Dich in ihnen regiere. Und Dir, mein Sohn, befehle ich, daß Du Gott fürchtest und sittenrein wandelst. Darauf wurde ich sogleich, damit ich nicht seinen Todeskampf sähe, nach Speier gebracht und verließ so, während mein Vater aus dem Leben schied, zum erstenmal weinend meine Vaterstadt." — Wie an der Familie, so hing Melanchthon auch an der Heimat, der engeren, wie der weiteren. Trotz aller lockender Rufe, die aus Ingolstadt, Tübingen, Nürnberg und

Heidelberg an ihn ergingen, blieb er zwar in Wittenberg, aber was ihn hier festhielt, war doch wesentlich die Pflicht der Dankbarkeit gegen den sächsischen Kurfürsten und die Erkenntnis, daß Gott ihn an diese Stelle berufen habe und er hier am segensreichsten für das Evangelium wirken könne. Recht heimisch aber ist er in Wittenberg nie geworden, und sein Herz gehörte immer der schönen Pfalz. Was er am 1. Januar 1560 an einen Juristen in Heidelberg schreibt: „Ich sehne mich nach der Heimat und sehe im Geist oft eure Berge nnd die Burgen am Neckar und sehne mich nach meinem Bruder“ — das klingt aus vielen Briefen. Aber auch die größere Heimat, das deutsche Vaterland, liebte er von ganzem Herzen. Er, der sanftmütige, friedliebende Gelehrte konnte in hellen Zorn geraten, wenn der Türke die deutschen Grenzen bedrohte, und die deutschen Herren und Fürsten sich nicht zu mutigem Kampfe ermannten oder um selbstsüchtiger Interessen willen miteinander haderten. — Deutsch war auch sein offenes Auge für die Natur und die sinnige Betrachtung derselben. Dafür nur ein Zeugnis. Am 23. Juli 1544 schreibt er an Camerarius: „Gestern hatten wir auf unserm Spaziergange durch die Wiesen viele angenehme Gespräche über die Pflanzen. Ich erzählte von einem Bilde in Frankfurt, auf welchem ein einsames Mägdlein sitzet und einen Kranz von den Blumen windet, die wir „Je länger, je lieber“ nennen und das die Unterschrift hat:

„Je länger, je lieber ich bin allein,
Denn Treu und Wahrheit ist worden klein.“

Der hervorragendste Charakterzug Melanchthons war seine große Friedensliebe. Schon als Jüngling hatte er sie in Tübingen geübt. Denn in den Kampf der Realisten und Nominalisten, der, wie auf allen Universitäten, so auch in Tübingen geführt ward, trat er zwar auch ein, aber wußte ihn so zu leiten, daß die sonst damit verbundene Gehässigkeit schwand, und er nur mit geistigen Waffen durchgefochten wurde. Und zu seinen letzten Worten auf seinem Sterbelager, wenn der Nachstellungen seitens der Widersacher gedacht wurde, die ihn auf das bitterste verfolgten, gehörte auch dieses: „Es wird meiner Seele bange zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen. Ich halte Frieden, aber wenn ich rede, so fangen sie Krieg an.“ Seine Friedensliebe stammte auch nicht aus dem selbstsüchtigen Verlangen, in ungestörter Ruhe an geliebten Studien sich ganz hingeben zu können, obwohl solch Leben ihm über alles köstlich dünkte, sondern seine Friedensliebe war die reife Frucht seines religiösen Lebens, seines lebendigen Glaubens an den Friedefürsten Jesus Christus, dessen Bitte im hohepriesterlichen Gebet Joh. 17, 21 er oft nachbetete. Er war eine durchaus religiöse Natur und seine Frömmigkeit erhielt, besonders durch den persönlichen Verkehr mit Luther, der auf ihn einen geradezu überwältigenden Eindruck machte, vom Evangelium Inhalt und Gestalt. Das Wort Gottes vor seine tägliche Speise; um dasselbe sammelte er seine Hausgenossen zur täglichen Andacht und so sehr lebte er in ihm, daß er die Tröstungen, Mahnungen und Verheißungen desselben unmittelbar auf sich und die Gegenwart anwandte und auch in den Worten der Schrift betete. Aber, wie Camerarius sagt, daß „die Schilderung großer und hervorragender Männer auch ihre kleinen Gebrechen darstellen muß,“ so möchte ich nicht verschweigen, daß Melanchthon durch seine Friedensliebe öfter in Gefahr stand, die Sache des reinen von ihm über alles hochgeschätzten Evangeliums durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche der Gegenpartei zu schaden und daß die freilich maßlosen Beschuldigungen und überaus gehässigen Angriffe, welche er darüber von seinen Glaubensgenossen erfuhr, eiue gewisse Berechtigung hatten.

Zum Schluß wenige Worte über Melanchthons Studien. Dieselben erstreckten sich über das große Gebiet der Gesamtwissenschaft — Philologie, Philosophie, Theologie, Geschichte, Mathematik, Astronomie, Jurisprudenz und Medizin — und zwar so, daß er in jeder einzelnen Wissenschaft mit den hervorragendsten Vertretern derselben sich messen konnte. Schon die Gelehrsamkeit des Jünglings wurde neidlos anerkannt und angestaunt. Einer der hervorragendsten Professoren der Tübinger Universität pflegte von ihm zu sagen, der Schüler sei gelehrter, als der Lehrer und sprach offen aus, als Melanchthon der Berufung nach Wittenberg folgte, wie viele Gelehrte auch in Tübingen

seien, sie seien nicht so gelehrt, um zu erkennen, wie groß die Gelehrsamkeit dessen sei, die von ihnen weggerufen würde, und der Fürst der Gelehrten, Erasmus, schrieb schon im Jahre 1515 bewundernd von dem „Jüngling, fast noch Knaben," der durch seine Schriften in lateinischer und griechischer Sprache die größten Hoffnungen erwecke. Heerbrand erwähnt in seiner Gedächtnisrede speziell bei der Medizin, daß Melanchthon die Schriften Galen's so studiert habe, daß er das Meiste davon auswendig wußte, und viele seiner Briefe und Vorworte bezeugen, wie ernstlich er mit dem medizinischen Studium sich beschäftigt hat. Diese seine Studien waren ihm, wie schon bemerkt, über alles lieb und teuer. Er sagt von seinen Büchern, „sie sind mir nicht minder teuer, als meine Kinder" — libelli mei mihi non minus cari sunt quam liberi. Im Jahre 1537 schreibt er an Spalatin: „Ich wähne auf den Inseln der Seligen zu weilen, so oft ich mich mit der Philosophie beschäftigen kann. So sehr schrecke ich zurück von den Streitigkeiten, in welche dies eiserne Zeitalter gewaltsam mich hineinreißt" und seine Briefe an seine Vertrauten sind voll von der Klage, daß er keine Muße habe für die Beschäftigung mit den Wissenschaften, und oft wird die Sehnsucht darin laut, an einem stillen Orte mit Gleichgesinnten den Studien leben zu dürfen. Daher regte sich auch manchmal das Verlangen in ihm, von Wittenberg wegzugehen und nur seine Pflichttreue hielt ihn dort zurück, wo er „mit ehernen Ketten angeschmiedet zu sein" seufzt. Ein Gegenstand seiner Studien ist besonders charakteristisch für ihn, die Astrologie und was damit zusammenhängt, die Traum- und Zeichendeuterei. Unzweifelhaft war er in diesen Stücken ein Kind seiner Zeit, aber er gab darauf mehr, als andere gleichzeitige Gelehrte und besonders auch Theologen, und zumal Luther hat ihn um seiner durch die Zeichen am Himmel und auf der Erde oft sehr heftig erregten Angst und Unruhe willen entweder ernst gestraft oder auch ironisch behandelt, freilich nicht darum, daß er eine größere Erkenntnis, sondern weil er einen stärkeren Glauben hatte. — Hinweisen möchte ich endlich noch auf die Schwierigkeiten, welche der Lehrwirksamkeit Melanchthons in Wittenberg entgegenstanden. Zum Lehrer der griechischen Sprache war er berufen, aber die Studenten hatten keine griechischen Bücher und in Wittenberg war keine Druckerei, welche solche hätte herstellen können. „Ich erinnere mich", sagt Veit Winsheim, „als ich fast 2 Jahre hier war und Melanchthon über des Demosthenes Philippica las, jetzt vor 36 Jahren (also im Jahre 1524), da waren wir nur 4 Hörer aus Mangel an griechischen Exemplaren des Demosthenes, und wir waren genötigt, die Reden selbst abzuschreiben von dem einzigen Exemplar, welches vorhanden war, und das war das Melanchthons." Und noch im Jahre 1537 sagt Melanchthon in dem öffentlichen Anschlage, auf welchem er zu seiner Vorlesung über die Rede des Demosthenes „περὶ στεφάνου" einlud: „Ich werde Vers für Vers interpretieren, damit die, welche keine gedruckten Exemplare haben, die Rede selbst sich abschreiben können." Er fügt übrigens hinzu: „Auch diese Übung ist nützlich. Demosthenes soll achtmal den Thucydides abgeschrieben haben. Ich selbst habe dreimal den Römerbrief griechisch abgeschrieben, und ich erinnere mich von Reuchlin gehört zu haben, daß die Gelehrsamkeit früher gediegener war, weil man einzelne und in ihrer Disziplin ausgezeichnete Autoren, während man sie abschrieb, gründlich lernte, während jetzt die Studien auseinander gingen und man bei den einzelnen Autoren weder durch Schreiben, noch durch Lesen sich lange aufhalte."





Aus der dänischen Litteratur.

Von

Hans Eisenträger.

Man kann nicht gut über die dänische Litteratur sprechen, ohne die norwegische zu berühren. Beide stehen in engster Wechselwirkung miteinander, beide zeigen im wesentlichen dasselbe Gepräge, nur daß Dänemark die führende Stelle einnimmt, was in Norwegen allerdings bestritten wird. Thatsächlich wird der Erfolg eines norwegischen Buches in Dänemark entschieden; selbst Ibsen und Björnson haben in Dänemark ihren Ruf begründet. Ibsen hat offenbar einen großen Einfluß ausgeübt. Seine grüblerische Art, Dinge und Menschen zu betrachten, ist auch den meisten dänischen Novellisten und Romanschriftstellern eigen, nicht minder der stark oppositionelle Zug gegen das Überkommene, Hergebrachte, Traditionelle. Die junge Generation hat den Glauben verloren und noch keinen festen Boden unter den Füßen gefunden. Es ist ein Zustand der Gärung, der Unfertigkeit, aus dem nur einige hervorragen, denen man den Sturm und Drang nicht anmerkt. Die Verhältnisse der Heimat sind den Jüngeren zu eng, zu kleinlich, die Politik erscheint ihnen unerfreulich, die Gesellschaft öde und beengend, weil sie nicht erlaubt, die neuen Ideen, oder das, was man dafür hält, in die That umzusetzen, weil sie dem Individuum nicht gestattet, sich „auszuleben", d. h. zu thun, was ihm beliebt, ein einschränkender Einfluß, den sie übrigens mit der Gesellschaft anderer Länder teilt. Wie diesen Vorzug, so hat sie im wesentlichsten auch die Schattenseiten mit der ausländischen Gesellschaft gemein. Das könnten die Autoren, die alle sehr eifrig die moderne französische Litteratur studieren, wohl wissen und sie wissen es auch. Aber sie nehmen die Miene an, als ob die Gesellschaft ihrer Heimat besonders verrottet wäre. Sie wollen die Heilung übernehmen, die damit zu beginnen hat, die Schäden bloszulegen und die verborgensten Gebrechen an das helle Licht der Öffentlichkeit zu ziehen. Der scharf ausgeprägte Wirklichkeitssinn der jungen dänischen Schule nähert sich bei einigen, so bei Alexander Kielland, den man, obwohl Norweger, doch zu den Dänen rechnen kann, dem Naturalismus Zolas. Nur ist es dem französischen Apostel des Naturalismus in erster Linie darum zu thun, die Dinge zu schildern wie sie sind, oder besser: wie er sie sieht oder zu sehen glaubt, weil ihm das ein rein künstlerischen Empfindungen entsprungenes Vergnügen gewährt, wie denn überhaupt die künstlerische Produktion der Franzosen einen gewissen naiven Zug aufweist. Anders die nordischen Autoren. Sie haben bei ihrem Schaffen eine ganz bestimmte Tendenz im Auge: Sie wollen ändern, bessern, umstürzen, um dann, ein nach ihrer Meinung besseres, aufzubauen. Etwas Empörerisches, Aufreizendes liegt in ihrer Natur, sie sind zum größten Teil Gesellschaftsmoralisten. Der Staat erscheint ihnen an allen Ecken reformbedürftig, die Kirche ist

ihnen nur eine Anstalt für professionelle Heuchelei, die christliche Weltanschauung ein längst durch Naturwissenschaft und Philosophie überwundener Standpunkt. „Los von allen Fesseln des Glaubens und der Sitte!" Das ist die mehr oder minder deutlich ausgesprochene Parole. Das Gepräge der nordischen Poesie des letzten Jahrzehnts ist, wie selbst G. Brandes zugiebt, durchaus negativ. Der Konflikt zwischen Litteratur und Gesellschaft erklärt sich ihm aus dem scharfen Gegensatz zwischen der theologisch-pädagogisch-politischen Grundanschauung, auf der die offizielle Gesellschaft beruht und der Weltbetrachtung, welche „fortgeschrittene" Geister sich angeeignet haben. Dieser Konflikt besteht ja auch bei uns und hat eine Zeit lang in noch ausgeprägterer Schärfe bestanden als augenblicklich, nur mit dem Unterschiede, daß unsere „Jungen" doch nur einen Bruchteil der Litteratur vertreten, während im Norden so ziemlich die große Mehrheit der Litteraten unter der Fahne der Opposition marschiert. Der Kampf, der im wesentlichen bei uns bereits ausgefochten ist, tobt dort noch mit ungeminderter Heftigkeit und drückt fast der gesamten litterarischen Produktion seinen Stempel auf.

Ein Kunstwerk, das nicht nur „ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament" (Muther), sondern auch immer der Ausdruck einer Lebensanschauung ist, wird in dem Maße harmonisch sein, als die Lebensanschauung des Künstlers sich in Übereinstimmung befindet mit derjenigen der ihn umgebenden Gesellschaft. Das ist, wie schon aus dem oben Gesagten hervorgeht, in der nordischen Litteratur nicht der Fall. Ihre Erzeugnisse werden von der Unzufriedenheit mit der herrschenden Gesellschaftsordnung getragen und sie erwecken Unzufriedenheit mit ihr. Der schon erwähnte Alexander Kielland (geb. 1849) ist typisch für diesen Zustand. Man kann ihn bei einer Besprechung der dänischen Litteratur nicht übergehen, weil auch er seine ersten und größten Erfolge in Dänemark errungen und die dänischen Schriftsteller stark beeinflußt hat. Er hat zwar nicht über dänische Verhältnisse geschrieben und durch die Behandlung dänischer Stoffe in Dänemark keinen Anstoß gegeben, aber er hat der feinen Welt in seinen Werken Dinge zu hören gegeben, die früher nicht gesagt waren; da er aber seinen geistigen Radikalismus in eine Sprache zu kleiden wußte, die diejenige der Gesellschaft war, die er angriff, wurde er gehört und die Ausfälle wurden ihm verziehen. Die Lasterhaftigkeit der Armen ist nach ihm lediglich die Frucht der Schuld der Reichen und Glücklichen. Das Kirchentum ist ihm in innigster Seele zuwider, nicht umsonst hat er Heinrich Heine eingehend studiert und seines Geistes Hauch auf sich wirken lassen. In „Gift", wo er den Lebens- und Bildungsgang eines jungen Mannes schildert, empört er sich über den Katechismusunterricht, der „Salz auf jede geistige Selbständigkeit streut und in dem widerstrebend abgegebenen Konfirmationsgelübde gipfelt." In einem seiner Romane, in denen ein Bauer geschildert wird, der sich in der Stadt durch allerlei unlautere Mittel zum reichen Manne emporarbeitet, erklärt er den Zustand, der ihn in die Opposition treibt, folgendermaßen:

„Die Jahre, in denen Törres Wald sich in der Stadt emporarbeitete, waren von der allgemeinen Schlaffheit des Landes gekennzeichnet. Die Massen atmeten noch wie eine schwüle böse Luft die alten Gedanken ein, während die neuen gebunden gehalten oder durch Verschweigen und Heuchelei verketzert wurden. Seit langer Zeit hatte die Priesterherrschaft nicht eine solche Macht gehabt, überall war der Pfarrer da, nicht nur in der Schule und im Haus, sondern überall im öffentlichen Leben. In der Politik hatte jede Partei ihre Pfaffen und die Scheinheiligkeit durchdrang das ganze Dasein. Man hob das Niedrige empor und verkrüppelte das Gesunde. Die Wissenschaft kroch feige mit kleinen reservierten Notizen hervor, alles höhere geistige Leben wurde verdächtigt, die Litteratur und Kunst verhöhnt, weil sie neu waren und alles wurde für den gemeinen Mann zurecht gelegt. Deshalb wurde die Lebenslust grell und ausschweifend, wo sie hervortrat, während das Frische und Volkstümliche im Leben und in der Denkweise schlammig getrübt war. Denn wenn die höchste Arbeit des Gedankens und des Geistes keinen Pfifferling wert sein sollte im Vergleich mit dem flachen Bekenntnis, so gab es keine Ursachen, sich zu genieren und die Niedrigsten und der Kultur am fernsten Stehenden gaben für das ganze Land den Ton an. Es war die alte sogenannte Intelligenz, welche

das herbeigeführt hatte. Durch die Pfaffen und die Presse hatte sie einen solchen Hohn gegen moderne Kultur und modernes geistiges Leben verbreitet, daß sie sich in ihren Anschauungen mit dem ganz plebejischen Knechtssinne von unten begegnete. Und gemeinsam blieb dann nur die offizielle Religiosität, an der alle, wenn sie nicht ausgesondert sein wollten, teilnehmen mußten." Ob Kielland hier zutreffend schildert, entzieht sich meiner Kenntnis, aber man darf wohl, ohne ihm zu nahe zu treten, annehmen, daß er stark übertreibt und daß vor allem die christlich-patriarchalische Gesinnung, die noch in weiten Volkskreisen bei seinem Auftreten verbreitet war, seine Galle erregt. Die „Rechtgläubigkeit, der gegenüber alle anderen Potenzen nichts gelten sollen", ist der Gegner, den er immer wieder bekämpft, und den er so ziemlich für alle Übelstände verantwortlich macht. Der Held seines Romans wird vom Pastor belehrt, daß Bildung und Gelehrsamkeit nichts seien, daß die ewige Wahrheit nur dem Glauben zugänglich sei. Das empört seine bildungsstolze Gesinnung. Er krankt noch an der Überschätzung des Wertes der formalen Bildung, über den Tieferblickende selbst im liberalen Lager schon anfangen, absprechend zu urteilen. Kielland wird auch in Deutschland viel gelesen. Er ist ungemein produktiv; seine polemische Ader entbehrt nicht eines gewissen pikanten Reizes und da er es offenbar ehrlich mit seiner Sache meint und seine Entrüstung nicht nur Pose ist, hat er einen weitgehenden Einfluß ausgeübt.

Geistesverwandt mit Kielland ist Jonas Lie, der mehr noch als jener auf den Pfaden der modernen Franzosen wandelt. Sein „Großvater", ein in Deutschland viel gelesenes Werk, ist offenbar von Flauberts Madame Bovary, der lamentablen Geschichte einer „Unverstandenen" beeinflußt. Der Inhalt ist kurz folgender:

Der Zollinspektor a. D. Grunth war Kapitänlieutenant gewesen und hatte wegen notwendiger Reformen in der Marine Opposition gemacht, eine unerwünschte Opposition, die in der Presse viel Staub aufwirbelte und allerlei Chikanen und Skandale hervorrief. Man brachte den unruhigen Kopf aus der Marine heraus und in das Zollfach hinüber. Und als er da seine Kraft verbraucht hatte, pensionierte man ihn. Nun lebt er bei seinem Sohne, dem Korpsarzt Grunth, dessen schöne, den vierzigern sich nähernde Frau zwar den Alten nicht gern ins Haus, desto lieber aber den größeren Teil seiner Pension als willkommene Zubuße in ihre Haushaltskasse, in der immer Ebbe war, aufnahm. Der alte Grunth mag seine Schwiegertochter nicht, desto lieber seine vierzehnjährige Enkelin Irene, die das Ebenbild seiner verstorbenen Frau ist. Es ist kein behagliches Haus, in das uns der Verfasser führt. Man merkt, daß irgendwo ein dunkler Punkt ist, der sonnige Heiterkeit und wunschlose Zufriedenheit ausschließt. Die Kinder empfinden das dunkel und je mehr sie heranwachsen, desto klarer. Die Mutter ist gefallsüchtig und vergnügungssüchtig, unzufrieden mit ihren beschränkten Verhältnissen, die ihren Wünschen und Neigungen verhaßte Schranken ziehen. Der Korpsarzt ist durch seinen Beruf genötigt, öfter außerhalb des Hauses zu sein, als dem scharf blickenden Großvater lieb ist. Der Geist des Hauses, die Stimmung der Familie, sind meisterhaft gezeichnet und die Wirkung wird mit den knappsten Mitteln erreicht. Der reiche Konsul Wingaard, der passionierte Leiter des Musiklebens der Stadt, der pro forma in die alte Firma des Vaters aufgenommen war, ist täglicher Gast im Hause. Frau Stefanie soll in einem öffentlichen Konzert auftreten. Sie spielt anstandshalber zunächst die Ablehnende, häusliche Verpflichtungen vorschützend, giebt aber dann den Schmeicheleien des Musikenthusiasten nach und sagt zu, nachdem auch der Korpsarzt, wohl wissend, wie schwer ihr die Ablehnung werden würde, ihr zuredet, weil er dem Konsul gegenüber nicht als Haustyrann und „Wauwau" dastehen will. Er redet auch zu, als der Konsul Frau Stefanie auffordert, ihn nach der benachbarten Stadt zu begleiten, wo ein berühmter Virtuose ein Konzert giebt. Er selbst geht nicht mit, denn ihm ist Musik ein unangenehmes Geräusch. Frau Stefanie nimmt vom Konsul Wingaard Geschenke an, Vielliebchen, die er verloren und auf seine Weise einlöst. Der Korpsarzt läßt auch das geschehen. Noch ist das Vertrauen nicht erschüttert, aber das Verhältnis der beiden Gatten steht auf des Messers Schneide. Es ist nur wenig Handlung in dem in der deutschen Übersetzung 232 Seiten umfassenden Buche, aber jede kleine Scene ist

charakteristisch für die Menschen, die der Verfasser schildert. Im Sommer zieht die Familie aufs Land in ihr kleines Besitztum; der Korpsarzt muß eine mehrere Wochen dauernde Übung mitmachen. Der Großvater beobachtet Stefanie auf ihren täglichen Ausgängen durch das Fernrohr und entdeckt eines Tages das Boot des Konsuls dem Lande zusegelnd. Seinem Sohne gegenüber schweigt er, weil er nicht ohne vollgiltige Beweise Lärm schlagen will. Mit Beginn des Herbstes zieht die Familie wieder in die Stadt. Frau Stefanie ist öfter ganze Nachmittage fort, bei einer Freundin, wie sie sagt. Das Vertrauen des Korpsarztes zu seiner Frau ist im Wanken begriffen, er hat einen bestimmten Verdacht. Bei einem gelegentlichen Besuch seines kleinen Landhauses hat er Veränderungen bemerkt. Zunächst glaubt er, daß sein Sohn Ingwald, der im Begriff steht, auf die Hochschule der Hauptstadt zu gehen, da mit seinen Kameraden einen Abschiedskommers gefeiert habe, als dieser aber weg ist, dauern die Anzeichen, daß das Zimmer des Gartenhauses benutzt wird, fort. Nun nimmt er seine Zuflucht zu einem unfehlbaren „Gottesurteil", wie er es nennt. Frau Stefanie hat im Herbst einen Topf Eingemachtes, ihre Lieblingsnäscherei, im Landhaus zurückgelassen. Er wirft Gift hinein. Am Abend des folgenden Tages stürzt der Konsul mit allen Zeichen des Entsetzens zu ihm ins Zimmer. Draußen im Landhaus in dessen Nähe er Stefanie „zufällig" getroffen, liege seine Frau unter fürchterlichen Schmerzen. Der Korpsarzt weiß genug. Mit dem Großvater und dem Konsul fährt er hinaus, Stefanie ist bereits eine Leiche. Er untersuchte kaltblütig Puls und Herzschlag und erhob sich rasch. „Sie ist tot, — vermutlich ein Herzschlag", — sprach er mit eisiger Ruhe. „Einen allerletzten Dienst, Herr Wingaard", sagte er bestimmt und trocken. „Wollen Sie mir so schnell wie möglich ein paar Krankenwärterinnen aus der Stadt senden. Und ich denke, wir sind einig über die kleine Änderung im Bulletin", — fügte er formell hinzu und blickte ihm fest in die Augen, — „wir Anwesenden waren hier draußen und sie wurde plötzlich von einem Herzschlag getroffen und starb." Der Korpsarzt stand starr und unbeweglich bis der letzte Laut des abfahrenden Schlittens erstorben war. „Es ist ein toter Gegenstand, Vater, der da liegt, — ich habe nicht das mindeste verloren", sagte er, als beschwöre er es vor der Leiche. „Ein Vampyr, der durch ein Gottesurteil gefallen ist." — Der Korpsarzt alterte schnell, er schränkte seine Praxis mehr und mehr ein, dann ging er in eine Heilanstalt für Nervenleidende. „Ich bin drunten in den Tiefen gewesen und dabei untergegangen", sagt er zu seinem Vater, „sozusagen unglücklich gewesen auf dieser Welt. Ich kann das Leben nicht noch einmal von neuem beginnen, es ist eine Krankheit, dieses Nichtkönnen." Das Gesicht des Großvaters behielt seinen tröstenden Ausdruck; doch seine Augen überschauten in hellem Schmerz die Lage, — wie er sie in seinem Innern lang geahnt . . . . Eines Kranken Flucht zur Einsamkeit . . . .

Von einer Erkenntnis der Sünde, von Reue und Sühne weiß uns der Erzähler nichts zu sagen.

Eine erfreuliche Erscheinung in der dänischen Litteratur ist Helene Schjörring. Helene Johanne Schjörring ist als Tochter eines Pfarrers in Jütland (1836) geboren. Sie genoß eine vortreffliche Erziehung und hatte von Kindheit auf eine Vorliebe für die Bücher. Nach neun Jahren glücklicher Ehe mit einem Justizbeamten wurde sie Witwe und war damit darauf angewiesen, selbst für ihre und ihrer Kinder Existenz zu sorgen. Ihr erstes Buch erschien 1874, es war „Fortällinger og Skizzer" betitelt und bedeutete einen durchschlagenden Erfolg. Es erschienen nach und nach „Fra Vaar til Höst", „Rige Dage", „Flyvende Sommer", „Den Gamle Herregard", „Stilles og Mödes", „Esthers Historie", „Fra Jyllands Westkyst" und „Havets Datter" („Die Tochter des Meeres"). Der letztgenannte Roman zeigt ihre Eigenart am reinsten, wohl weil sie in ihm vorwiegend Eindrücke, Erfahrungen und Empfindungen ihres eigenen Lebens verarbeitet hat. Die Heldin Maria trägt die Züge der Verfasserin. Sie liebt leidenschaftlich das Meer und die Beschäftigung mit den Büchern, ihre Gedanken- und Empfindungswelt ist eine andere als die der jungen Mädchen und wunderbar, vielleicht ein wenig zu romanhaft, ist ihre Geschichte, in der aber erfreulicherweise der Pessimismus nicht vorherrschend ist. Maria ist in Wirklichkeit ein Kind des Meeres, denn einst in einer wilden Sturmnacht

trugen sie die Schiffer als kleines Kind mitsamt der toten Mutter in das Haus des Pfarrers, der die unbekannte Waise als Tochter aufnahm und erzog. Sein Tod macht sie zum zweitenmale zur Waise. In dem Nachfolger des Verstorbenen findet sie einen väterlichen Freund und Berater, der ihr mehr werden könnte, der aber auch bald abberufen wird. Maria ist in das Haus seiner Verwandten gegangen und dort findet sie nach langen Irrungen und Wirrungen, die die Verfasserin mit feinem Verständnis für die Tiefen der Frauenseele schildert, den Mann ihres Herzens in dem Maler Storm. Im zweiten Abschnitt der Erzählung vermittelt dem Leser das Tagebuch des alten Doktor Berg, eines väterlichen Freundes Storms, die teilweise Kenntnis der Familienverhältnisse Marias, die schließlich Berg, dessen eigene Lebensschicksale mit ihnen verflochten sind, ganz aufhellt. Maria ist, wie sich herausstellt, die Enkelin der Nichte des französischen Malers Horace Vernet, Südfrankreich ist ihre Heimat. Weshalb die Verfasserin gerade an eine solche bestimmte Persönlichkeit anknüpft, ist nicht recht verständlich, für die Illusion ist es schließlich in einem Roman, der ja keine Dokumente überliefern soll, gleichgültig, ob wir die Sicherheit empfangen, daß die Personen auch wirklich gelebt haben. Die Dichtung schließt mit dem Ausblick auf ein neues fröhliches Familienleben zwischen den Menschen, die sich, ohne voneinander zu wissen, so nahe standen. Maria aber bleibt — und damit bringt die Verfasserin ihrer dänischen Heimat eine Huldigung dar — so sehr sie den Ort liebgewinnt, wo ihre Nächsten wohnen, doch die Tochter des Meeres und betrachtet den Strand, an den die stürmende Welle sie einst geworfen, als ihre wahre Heimat. Es steckt viel duftige Poesie in dieser Erzählung, die der Verfasserin sehr schnell die Liebe ihrer Landsleute erworben hat. Es sind fast lauter sympathische Figuren, die sie schildert und darauf mag wohl zum Teil der Erfolg beruhen. Die dänischen Schriftsteller haben so viel Düsteres und Unerfreuliches zu sagen, daß einer, der sein Auge dem Licht der Sonne nicht verschließt, einer, der noch nicht vergessen hat, daß in jedem Frühjahr die Blumen blühen und daß die Erde voll Gottes Güte ist, notwendigerweise eine auffallende Erscheinung bildet, die sicher sein darf, nicht übersehen zu werden.

In neuester Zeit hat eine andere Schriftstellerin die Beachtung ihrer Landsleute gefunden, die aber mit Johanne Schjörring nicht die mindeste Ähnlichkeit hat. Erna Jual Hansen (Kopenhagen) führt eine männliche Feder. Ihre herbe Art, die allen Dingen auf den Grund geht und jede Empfindung wie mit dem Seziermesser zergliedert, erinnert an unsere Sophie Junghans, nur mit dem Unterschiede, daß die Dänin noch etwas offener und rücksichtsloser zu Werke geht. Die Frankfurter Zeitung hat kürzlich von ihr eine längere Arbeit „Therese Kärulf, der Roman eines jungen Mädchens" veröffentlicht, die ein starkes Talent bekundet, aber verletzend wirkt und sich keineswegs zur Lektüre für junge Damen eignet. Therese lebt während ihrer Studienzeit mit einem Studenten der Theologie zusammen, doch ist das Verhältnis, dem Willen beider entsprechend, rein geblieben. Sie wollen sich heiraten, sobald er eine Anstellung hat. Als sie erfährt, daß er der Unsittlichkeit ihren Tribut entrichtet und das als ein selbstverständliches Recht seiner Jünglingsjahre in Anspruch nimmt, führt sie den Bruch herbei. Nach der Aussprache macht sie sich, um ihre Nerven zu beruhigen, eine Tasse starken Kaffee und raucht eine Cigarre. Dann philosophiert sie über die Situation. Und sie kommt zu folgendem Resultat: „Wo lag die Schuld? Bei ihm? Ach nein! Jetzt sah sie es klar. Trotz aller Verirrungen und der groben Sünde gegen das Gebot der Liebe, die er begangen hatte, lag die Schuld keineswegs bei ihm (!), er war ja derjenige von ihnen, dessen Liebe noch unverändert war (!!). Er liebte sie noch immer. Aber es würde nicht lange währen, bis seine Schwäche und der stete Begleiter der Schwäche, der Trotz, bei ihm diese Liebe mit einer andern vertauschte." Und dann kann sie ein fröhliches Lachen bei dem Gedanken nicht unterdrücken, daß er in ein paar Jahren auf einer gemütlichen Pfarre auf dem Lande sitzen wird, wo die Frau Pastor ihm den Kaffee bringt, während er seine Predigt für den kommenden Sonntag schreibt, eine Predigt, die natürlich in streng asketischem Geist gehalten ist. Als die Cigarre fertig geraucht ist, schreibt sie ihm einen Brief, worin sie ihm dankt, für das Glück, das er ihr geschenkt und für die

Liebe. Einige Tage später reist sie ab. Wir wollen hoffen, daß Dänemarks weibliche und männliche Jugend nicht dem von der Verfasserin entworfenen Bilde entspricht und daß sie keinen Typus, sondern nur eine Ausnahme geschildert hat.

Zacharias Nielsen ist einer der gelesensten dänischen Schriftsteller. Sein Buch „Die Möve", eins der besten, die er geschrieben, gewährt einen reinen Genuß.

Nielsen steht — in diesem Roman wenigstens — der christlichen Weltanschauung nicht feindlich gegenüber. Er schildert mit einer gewissen Objektivität, die wohlthuend berührt gegenüber dem kirchenstürmerischen Gebahren seiner Zunftgenossen. Auch die Möve ist ein sehr niederdrückender Roman, doch ist die Heldin, Helene Rabe, sehr sympathisch gezeichnet. Wir sehen sie groß werden, im Hause ihrer Eltern eine einsame trübe Jugend verlebend, dahingehend in den Bahnen der Pflicht, ohne viel Sonnenschein, aber im tiefsten Innern das Sehnen bergend nach Glück. Unbegrenzt ist bei ihr der Respekt vor den Eltern, dem finstern menschenscheuen Vater, der als Redakteur einer konservativen Zeitung die Autorität gegen den Ansturm der Jungen verteidigt, der stillen immer gedrückten Mutter, von der sie niemals eine frohe Miene gesehen. Als ihr Vetter Thomas, der in der Umgegend eine Mühle besitzt, um sie anhält, giebt sie ihr Jawort, weil der Vater ihr zurät und sie es darum für das Rechte hält. Ihr Herz hat noch nicht lebhaft gesprochen, nur eine flüchtige Begegnung mit dem Forstkandidaten Böje ist ihr im Gedächtnis geblieben, wie die Erinnerung an einen schön verlebten Sommertag. Böje ist ein Freund ihres Bräutigams und als er an einem Frühlingstag vor der Mühle anklopft, um dort Sommerfrische zu halten, wird er freundlich aufgenommen. Er leidet am Rückenmark und man hält ihn in der Mühle für einen Sterbenden; er selbst glaubt halb und halb daran. Aber er erholt sich. Die Befangenheit der ersten Begegnung macht bei Helene bald echtem Mitleid Platz, sie wetteifert mit ihrem Bräutigam, dem Leidenden Freundlichkeit zu erweisen. Und dann auf einmal weiß sie, daß sie ihn liebt. Aber sie ist zu sehr gewohnt, ihre Pflicht zu thun, als daß ihr nur einen Augenblick lang der Gedanke käme, die Verbindung mit Thomas abzubrechen. Doch es kommt zur Aussprache zwischen ihr und Böje, der, inzwischen gesundet, auf ihren dringenden Wunsch abreist. Thomas hat längst gemerkt, wie die Dinge stehen und giebt ihr ihr Wort zurück. Der Vater jagt sie aus dem Haus. Sie geht in die Stadt, einen mühseligen Kampf um karge Existenz beginnend. Dort kreuzt Böje ihren Weg und schließlich, wenn auch nach langen inneren Kämpfen bei ihr, heiraten sie. Zuerst geht alles gut, dann aber kommen die Kinder und mit den Kindern die Not. Böje hat sich auf die politische Agitation geworfen, er hält Reden und schreibt für oppositionelle Zeitungen. Schließlich verliert er seine Stellung. In dieser drückenden Lage wächst Helene über sich selbst hinaus. Sie arbeitet für alle, sie kämpft wie ein Held um das tägliche Brot, aber mehr noch um das Seelenheil ihres Mannes, der auch auf religiösem Gebiet eine innere Wandlung durchgemacht hat und zu den Freidenkern hält. Das aufregende Treiben des politischen Agitators hat seine physische Kraft gebrochen, das alte Leiden fällt ihn mit verstärkter Macht an und als der Frühling ins Land zieht, legt er sich zum Sterben nieder, nachdem ihm vorher Thomas noch versöhnend die Hand gereicht. Auf dessen dringenden Wunsch geht Helene mit ihren Kindern in die Mühle, freudig empfangen von seinen Eltern und auch von ihrem Vater, der, alternd und einsam, seine Thätigkeit hat einstellen müssen. Nicht um ihrer und der Kinder Versorgung willen thut sie diesen Schritt, sondern weil sie eine Gewissensschuld abzutragen hat. Nach der Auflösung der Verlobung hatte sich Thomas dem Trunk ergeben, das Besitztum ging mehr und mehr zurück, die Schulden wuchsen an und mehr als einmal drohte der völlige Ruin hereinzubrechen. Helenes Gegenwart und die wieder aufschimmernde Hoffnung, sie dermaleinst doch noch zu besitzen, läßt ihn Herr seines Lasters werden. Mit frischer Kraft geht er an die Arbeit, neue Unternehmungen gelingen und eines Tages darf er wieder frei aufatmen im Bewußtsein gesicherten Besitzes. Um diese Zeit fängt Helene an zu kränkeln. Die harten Entbehrungen und inneren Erschütterungen haben ihre Kraft gebrochen, versöhnt mit Gott geht sie heim, ihrem Manne nach, dem sie über das Grab hinaus die innigste Liebe bewahrt hat. Thomas war bei ihr in ihrer

Sterbestunde. „Er setzte sich auf seinen alten Platz und gab sich wieder dem Anschauen der feinen Züge hin, die, von der Schönheit des Todes geadelt, sich mit ruhigen, breiten Linien im Lampenlicht abhoben. Seine Gedanken glitten über ihr Leben hin, über dies Leben, das sich so wunderbar von seinem eigenen abgezweigt, das aber mit seiner Kraft und seiner großen Liebe ihm zu unaussprechlichem Segen gereicht hatte. Gott weiß — sie hatte mehr gekämpft, als irgend jemand geahnt — aber jetzt war sie ans Ziel gelangt. Er strich sanft mit der Hand über ihre Stirne: „Du reine, stille, starke Möve!"

Wohl den stärksten Einfluß auf die zeitgenössischen Schriftsteller Dänemarks hat, wenigstens was Stil und Technik anbelangt, J. P. Jacobsen ausgeübt. Georg Brandes nennt ihn nicht mit Unrecht den größten Koloristen der dänischen Prosa, den seelenvollsten poetischen Sonderling, und seine Arbeiten den stärksten Stimmungstrank, der je in nordischer Prosa gebraut worden. Jacobsen ist 1847 geboren und hat sich zuerst als lyrischer Dichter versucht, der er auch in seinen kurzen Novellen bleibt. 1876 erschien „Marie Grubbe, Interieurs aus dem 17. Jahrhundert". Jacobsen ist ein mehr oder weniger überzeugter Anhänger Darwins, im Stil und der Darstellung seiner ersten Arbeiten verleugnet sich nicht der Einfluß der modernen Franzosen. Die Heldin Marie Grubbe sinkt so ziemlich durch alle Gesellschaftsschichten, wodurch dem Autor Gelegenheit geboten wurde, alle Stände zu zeichnen. 1880 erschien „Niels Lyhne, die Geschichte einer Jugend". Er selbst sagte davon: „Diese Jugend ist's, die in dem Roman, den ich schreiben will, aufwächst, liebt, irrt, zu Kreuze kriecht, kämpft, endlich enttäuscht und besiegt wird. Durch ihre Tugenden und ihre Laster, ihre Freiheit und ihren Untergang soll sie darthun, wie schwer das fällt, Freidenker zu sein, wie man es hier in Dänemark ist, neben sich auf der einen Seite die Sirenenstimmen der Traditionen und Kindheitserinnerungen, auf der andern das verdammende Donnern der Gesellschaft." Er schildert in dem Roman die Generation vom Anfang der sechziger Jahre. G. Brandes stellt drei leitende Motive in dem Buche fest: „1) Die Einsicht in die harten Bedingungen, die das Leben darbietet, das Fehlschlagen unserer Hoffnungen, das Versagen unserer Waffen, das Schmelzen unseres Mutes, das Zerspringen unseres Willens und unserer Pläne. 2) Alle Gefühle des Helden kehren uns die Seite zu, von der sie Phantastereien sind. 3) Das Verhältnis des Helden und seiner Umgebung zum Religiösen, in der Richtung ihres Gedanken- und Stimmungslebens, teils nach oben auf die religiöse Überlieferung, teils nach außen auf die Wirklichkeit. Es überrascht, zu sehen, wie schwer es in einer durch und durch phantastischen bürgerlichen Gesellschaft dem Einzelnen fällt, das Leben zu ertragen, wie es ist, und es nach des Lebens eigenen Gesetzen sich gestalten zu lassen." Für die Wendung „das Leben wie es ist" könnte allerdings besser stehen „das Leben, wie es Jacobsen sieht", kraft seiner pessimistischen Veranlagung, seiner dem Verneinen zugeneigten Weltanschauung. Der Held ist ein verunglückter Dichter. Seine Domänen sind „die fruchtbaren Stimmungszustände reich entwickelter Menschenseelen, das Gebiet des Unbewußten und Halbbewußten, das des bewußten Lebens Urgrund und Regulator ist."

In Deutschland sind durch die Reclamsche Universal-Bibliothek sechs kleine Novellen von Jacobsen bekannt geworden, die für seine Art hervorragend charakteristisch sind. In „Mogens" schildert er einen Menschen, der, obwohl erwachsen, Märchen liest, nichts thut als im Gras liegen und Boot fahren und dem nichts daran gelegen war zu lernen, „was man in den Schulen lernt". Da es ihn an Mitteln nicht fehlt, so kann er seinen Neigungen und Abneigungen leben, ohne dabei in Schwierigkeiten zu geraten. Schließlich verliebt er sich in die Tochter eines Justizrats, die sich mit ihrem Vater in der Sommerfrische aufhält. Die Annäherung der beiden Liebenden, die Werbung Mogens und die folgende Verlobung sind mit einer frischen Anschaulichkeit und mit einer prägnanten Kürze geschildert, die das Talent des Autors im glänzendsten Lichte zeigt. Diese paar Seiten gewähren einen reinen ungetrübten Genuß und gehören unstreitig zu dem Besten der dänischen Litteratur. Groß ist Jacobsen in der Schilderung der Natur; er sieht sie mit den Augen des Malers und läßt sie auch den Leser so sehen. Hier eine kleine

Probe: „Es war drückend heiß, die Luft flimmerte vor Wärme, und dabei war es so still; die Blätter hingen an den Bäumen und schliefen; nichts rührte sich als die Marienkäfer da drüben auf den Nesseln, und ein wenig welkes Laub, das im Grase lag und sich mit leisen, plötzlichen Bewegungen aufrollte, als ob es sich unter den Strahlen der Sonne krümme.

Und dann der Mensch unter der Eiche; er lag und schnappte nach Luft und blickte wehmütig, hilflos zum Himmel empor. Er trällerte ein wenig und gab es auf; flötete, gab auch das auf, drehte sich um, drehte sich wieder um und ließ die Augen auf einem alten Maulwurfshügel ruhen, der in der Hitze ganz hellgrau geworden war. Plötzlich kam ein kleiner, runder, dunkler Fleck auf die hellgraue Erde, noch einer, drei, vier, viele, noch mehr, der ganze Haufen war vollständig dunkelgrau. Die Luft bestand aus lauter langen, dunklen Strichen, die Blätter nickten und schwankten, es kam ein Sieden, das in Sausen überging: das Wasser strömte herab.

Alles schimmerte, blitzte, sprudelte. Blätter, Zweige, Stämme, alles glänzte von Feuchtigkeit; jeder kleine Tropfen, der auf Erde, Gras, Zauntritt oder irgend etwas fiel, zersplitterte und zerstäubte in tausend kleine Perlen. Kleine Tropfen hingen hier und da und wurden zu großen Tropfen, fielen hier herab, sammelten sich mit anderen Tropfen, wurden zu kleinen Strömen, verschwanden in kleinen Furchen, liefen in große Löcher hinein und aus kleinen heraus, segelten fort mit Staub, mit Spänen und Laubstückchen, setzten diese auf Grund, machten sie wieder flott, schwenkten sie herum und setzten sie wieder auf Grund. Blätter, die nicht mehr zusammen gewesen, seitdem sie in der Knospe gelegen, führte das Wasser zusammen; Moos, das durch die Trockenheit zu nichts geworden, rollte sich auf und wurde weich, kraus, grün und saftig, und graue Flechten, die beinahe Schnupftabak geworden, breiteten sich in zierlichen Zipfeln aus, strotzend wie Brokat und mit einem Glanz wie Seide. Die Weiden ließen sich ihre weißen Kronen bis zum Rande füllen, stießen mitunter an und gossen den Nesseln das Wasser auf die Köpfe. Die dicken, schwarzen Schnecken bequemten sich wohlwollend hervor und sahen anerkennend zum Himmel empor. Und der Mensch? Der Mensch stand mit bloßem Kopf im Regen, und ließ die Tropfen auf Haar, Brauen, Augen, Nase und Mund herabrauschen, knipste mit den Fingern nach dem Regen, hob dann und wann die Beine wie zum Tanze empor, schüttelte zuweilen den Kopf, wenn er zuviel Wasser im Haar hatte und sang aus vollem Halse, ohne zu ahnen, was er sang, so sehr war er mit dem Regen beschäftigt." Anschaulicher kann wohl die Stimmung eines sommerlichen Regentages nicht geschildert werden. Man wird beim Lesen an die Bilder von Jean François Millet erinnert.

Im Hause des Justizrats bricht während seiner Abwesenheit Feuer aus. Mogens stürzt, von einer Ahnung und der Sorge um seine Braut getrieben, auf die Straße und erklimmt das schon brennende Haus. In dem Augenblick, wo er das Zimmer Kamillas betritt und sie auf der Erde liegend, mit dem Rauch kämpfend, bemerkt, fällt ein Balken auf ihn, der sein geplantes Rettungswerk verhindert. Als ihm ein Feuerwehrmann zu Hülfe kommt, stürzt er, vor Schrecken und Schmerz schon fast besinnungslos, aus dem brennenden Hause und streift wie ein Irrsinniger in der Gegend umher. Kamilla ist ein Raub der Flammen geworden. Die Schrecken der Feuersbrunst und der Gemütszustand des Helden sind wieder mit bewundernswerter plastischer Anschaulichkeit geschildert. Nach längerer Zeit sehen wir Mogens in den Strudeln der Sinnlichkeit untergehen, wo er Ruhe vor den Erinnerungen der Vergangenheit zu finden hofft. Aber bald stellt der Ekel sich ein und die Sehnsucht nach einem reineren Leben bricht wieder sieghaft durch. Thora wird ihm Ersatz für Kamilla. „Sie glich Kamilla durchaus nicht, und doch sah und hörte er nur Kamilla." Als sie die Seine geworden, schreckt er vor sich selber und seiner wüsten Vergangenheit zurück, von der er noch nicht weiß, ob es wirklich nur Vergangenheit ist. Der Gedanke an das unschuldige Kind, das er nun zu behüten und zu bewachen hat, foltert ihn und er nimmt sich vor, daß sie ihr frohes reines Mädchenleben weiter leben soll, jede grobe irdische Leidenschaft sollte abgethan sein, eine Liebe, rein und edel sollte Besitz von ihm ergreifen. In seiner glücklichen Ehe, in der er

schließlich die reinste und jede Sehnsucht austilgende Befriedigung findet, schwindet dann der letzte Schatten seiner Vergangenheit. Das alles ist kaum erzählt, es ist gleichsam nur hingehaucht, von feinem Duft umflossen, aus dem sich doch die einzelnen Gestalten kräftig und lebensvoll abheben.

Einen weniger befriedigenden Abschluß hat die zweite der sechs Novellen, „Ein Schuß im Nebel" betitelt. Henning Lind ist Verwalter auf dem Gute seines Onkels, eine Stellung, in der man ihm täglich vorwirft, daß er als Sohn eines Thunichtguts aus Barmherzigkeit aufgenommen und großgezogen ist. Obwohl er viel Lust zu den Büchern hatte, war er doch eines Tages vom Gymnasium genommen worden, um sich der Landwirtschaft zu widmen. Längst wäre Henning zu einem unverheirateten Onkel im Schleswig'schen gegangen, der ihn in seinem Holzgeschäft beschäftigen wollte, aber die Liebe zu seiner schönen Cousine hält ihn zurück. Einmal hat er sich ihr erklärt, ist aber mit Hohn abgewiesen worden. Dann hat sich Agathe mit Niels Bryde verlobt. Ihren Vetter hat sie immer als zur niederen Kaste gehörend betrachtet, weil er sich stets die unwürdige Behandlung im Hause schweigend gefallen ließ. Daß sie die letzte Ursache dieses geduldigen Aushaltens war, ist in ihren Augen keine Entschuldigung. Henning haßt natürlich den Bräutigam seiner Cousine und eines Tages läßt er sich dazu hinreißen, ihn vor Agathe der Beziehungen zu anderen Mädchen zu beschuldigen. Agathe schlägt darauf ihren Cousin verächtlich ins Gesicht. Er brütet Rache. Mit Niels Bryde auf der Seehundsjagd begriffen, schießt er im dichten Nebel nach der Stelle, wo er den glücklichen Nebenbuhler vermutet, der sterbend zusammenbricht. Den Angehörigen erzählt er, daß die Flinte des Toten von selbst losgegangen sei. Nach dem Begräbnis geht Henning zu seinem Onkel, arbeitet sich in dessen Geschäft ein und wird nach einem Jahre Leiter desselben. Nach vier Jahren stirbt der Onkel und Henning wird sein Universalerbe. Auch der Vater Agathes ist inzwischen gestorben und hat das Gut verschuldet zurückgelassen. Nach dem Verkauf ist so gut wie nichts für sie übrig geblieben. Agathe heiratet einen gewissen Klausen. Henning wird vom Gewissen gequält. Aber es ist nicht Reue oder Schmerz, was er empfindet, sondern „lebendige flammende Angst, ein entsetzliches Delirium, wo der Blick sich verwirrt, sodaß alles sich bewegt; strömend, triefend, seltsam rieselnd, und alles hat die Farbe gewechselt, es ist leichenblaß oder dunkel blutigrot. Und in all diesem Strömen ist ein Ziehen, als söge es aus allen Adern, als schöpfe es aus all den feinen Fäden der Nerven, und die Brust keucht in atemloser Angst, aber kein erlösender Schrei, kein erleichternder Seufzer kann sich einen Weg über die bleichen Lippen bahnen." Die Furcht hat Henning entkräftet, aber noch immer spinnt er Rachepläne. Er unterstützt den Mann seiner Cousine, der waghalsige Spekulationen treibt, mit Geld, zieht aber seine Hand zurück, als diese, was vorauszusehen war, fehlschlagen. Schließlich fälscht Klausen Wechsel auf Hennings Namen. Agathe bittet den letzteren kniefällig, diese Wechsel einzulösen und ihren Mann vor dem Zuchthaus zu retten. Aber er bleibt hart und zeigt selber den Fälscher an, der verhaftet wird. Agathe, die eben erst ein Wochenbett überstanden, bricht infolge der starken Gemütsbewegungen zusammen und stirbt. Über den offenen Sarg beugt sich Henning herab und flüstert: „Fahre wohl, Agathe. Ich will dir etwas sagen, bevor wir scheiden; ich bereue doch nicht, was ich gethan habe." Dann ließ er ihre Hand los und ging. Eine ungemein widerliche Scene. Kaum glaublich, daß der Racheburst, den Henning doch reichlich befriedigt hat, auch vor dem Tode nicht Halt macht. Hier zeichnet Jacobsen die Bestie in der Menschennatur. Seltsam, daß trotz der Erkenntnis von dem Vorhandensein derselben immerdar der Ruf ertönt bei den modernen nordischen Schriftstellern: Fort mit der Religion; fort mit jeder Beschränkung, Freiheit im Denken und Handeln! Die letzten Konsequenzen dieser Freiheit scheinen sie nicht ausdenken zu wollen.

„Zwei Welten" ist eine Skizze voll düsterer Tragik. Eine kranke Frau hat auf den Rat eines Wunderdoktors allerlei Zaubermittel zusammengeschnürt und sie einer jungen Dame, die in einem Kahne den Fluß herauffährt, von der Brücke herab nachgeworfen. Das soll die Heilung bringen. Nachdem sie sich der Zauberrute entledigt, bricht sie ohnmächtig zusammen. Die starke Erregung, vielleicht auch ein neuer Armen-

arzt, der in die Gegend gekommen, hatten eine Veränderung in ihrer Krankheit bewirkt. Ein paar Monate später war sie gesundet. Nun aber quält sie der Gedanke, daß die Krankheit auf das junge Mädchen übergegangen ist. Sie stürzt sich an derselben Stelle in den Fluß, von der sie damals den Zauber geworfen. Noch gurgeln die Wasser über dem sinkenden Körper, da fährt ein Boot vorüber. An Bord steht jene junge Dame mit einem Manne. Das Paar ist auf der Hochzeitsreise. . . . .

„Hier sollten Rosen stehen“ ist eine Plauderei, die nur ganz wenig Seiten einnimmt, ein Stückchen Stimmungsmalerei, wie sie Jacobsen liebt. Auch „Die Pest in Bergamo“ ist nur eine Skizze, in der die Wirkungen der furchtbaren Krankheit, die Niedergeschlagenheit der Bewohner und ihre am Rande des Todes hervorbrechende Sinnenlust mit der Glut Makartschen Kolorits geschildert wird. Der düstre Zug der büßenden Brüder, die in die verpestete Stadt einziehen und unter dem Hohngelächter der Menge die Sterbenden an den Ernst des Todes mahnen, ist von ergreifender Wirkung.

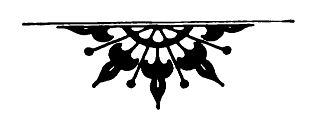
Die letzte der sechs Novellen betitelt sich „Frau Fönß“ und wird zu dem Besten gezählt, was Jacobsen geschrieben hat. Frau Fönß ist Witwe und Mutter zweier erwachsener Kinder, eines Sohnes und einer Tochter. Die letztere hat in ihrer Liebe eine Enttäuschung erfahren und die Mutter geht zu ihrer Zerstreuung mit beiden Kindern auf Reisen. In einem Orte der Provence trifft sie mit dem Geliebten ihrer Jugend zusammen, der aus dem Westen Amerikas nach langer Abwesenheit zurückgekehrt ist. Die alten Empfindungen werden wieder wach. Sie hat seiner Zeit ihn drangegeben auf Drängen der Eltern, sie wurde ein Opfer der Verhältnisse. Jetzt, als er ihr von neuem seine Hand anbietet und kein Hindernis mehr besteht, willigt sie ein. Sie nimmt für sich das Recht in Anspruch, auch einmal ihrem Herzen leben zu dürfen, auch einmal glücklich zu sein. Die Kinder widersetzen sich dem Plane. Sie können es nicht fassen, daß sie ihre Mutter an einen Fremden verlieren sollen. Aber sie bleibt fest und die Trennung erfolgt. Sie folgt dem Geliebten nach Spanien, Sohn und Tochter kehren nach der Heimat zurück. Ein paarmal schrieb sie an ihre Kinder, aber im ersten Zorn schickten diese die Briefe ungelesen zurück. Ein letzter Brief, fünf Jahre nach der Trennung auf dem Totenbette geschrieben, wurde nicht zurückgesandt, in ihm war die Verzeihung der sterbenden Mutter enthalten. „Ich habe nie an eurer Liebe gezweifelt“, schreibt sie, „ich wußte ja, daß es eine große Liebe gewesen, die euren großen Zorn erzeugt; hättet ihr mich weniger geliebt, so hättet ihr mich auch ruhiger ziehen lassen. Und deshalb will ich euch sagen, wenn es eines Tages geschehen sollte, daß ein gramgebeugter Mann an eure Thür kommt, um mit euch von mir zu sprechen, von mir zu sprechen um des Trostes willen, so vergeßt nicht, daß niemand mich geliebt hat wie er, und daß alles Glück, das von einem Menschenherzen ausstrahlen kann, von ihm zu mir gekommen ist. Und bald, in der letzten, großen Stunde wird er meine Hand in der seinen halten wenn das Dunkel kommt, und seine Worte werden die letzten sein, die ich höre . . . lebt wohl, ich sage es euch hier, aber es ist nicht jenes Lebewohl, das das letzte an euch sein soll, das will ich so spät sagen, wie ich kann, und all meine Liebe soll darin liegen, und die Sehnsucht so vieler, vieler Jahre, und die Erinnerung an die Zeit, wo ihr klein wart, und tausend Wünsche und tausend Dank. Leb wohl, Tage, leb wohl, Ellinor, lebt wohl bis zum letzten Lebewohl. Eure Mutter.“ Dieser Brief, von dem ich nur den Schluß mitteile, giebt eine Anschauung, wie Jacobsen es versteht, mit den knappsten Mitteln die stärksten Stimmungen und Empfindungen anzuregen. Man möchte dieses reiche Talent gern im Dienste einer anderen Weltanschauung seine Flügel entfalten sehen.

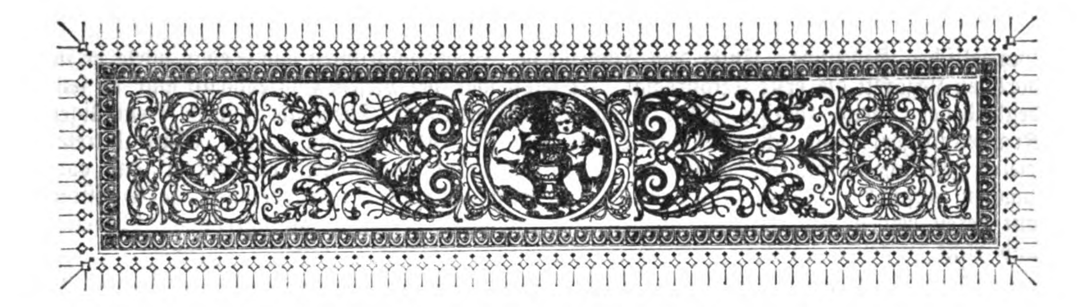
Die Pfarrhäuser scheinen die dänischen Schriftsteller ganz besonders anzuziehen. Den Bannerträgern der freigeistigen Richtung ist selbstverständlich der Pfarrer der Inbegriff alles Finsteren, aller Unnatur, Heuchelei und Schlechtigkeit. Der sympathische Pfarrer, wie ihn Helene Schjörring zeichnet, ist eine Ausnahme in der nordischen Litteratur. Auch H. Pontoppidan schildert in seiner Novelle „Ein Kirchenraub“ ein dänisches Pfarrhaus. Er geht nicht so radikal vor, wie viele seiner Genossen, aber angenehm ist das Milieu dieses Pfarrhauses auch nicht zu nennen. Der Pfarrer ist ein ernster Herr, der nie im Leben gelacht hat und in dessen Hause stets eine gedämpfte Stimmung

herrscht. Die jubelnde Freude seiner Frau hat er bereits kurz nach der Hochzeit übertriebene Lustigkeit genannt, worauf sie still und immer stiller geworden ist. Das Regiment im Hause führt die Schwester des Pfarrers, ein spitziges, scharfes, alterndes Fräulein mit peinlichem Ordnungssinn und stark entwickelter kritischer Anlage. Die Ehe des Pfarrers ist kinderlos geblieben, zum großen Schmerze der Pfarrerin, die ihr einsames unverstandenes Dasein gern durch die Liebe eines Kindes verschönt gesehen hätte. Da wird ihr eines Tages ein Adoptivkind zugeführt. Ein Mädchen des Dorfes hat vor einigen Jahren ihren Verführer getötet. Als ihre Rückkehr aus dem Zuchthause bevorsteht, soll Owe, der neunjährige Sohn, aus dem Armenhause genommen werden, um dem Einfluß der gefallenen Mutter entzogen zu werden. Der Pfarrer erbietet sich, den Knaben in sein Haus zu nehmen. Von diesem Augenblick an ist es mit seiner Freiheit vorbei. Statt am Strande zu liegen und Holzschiffchen schwimmen zu lassen, muß er lateinische Vokabeln lernen, die ihm nur schwer eingehen. an die Stelle des ungebundenen Tummelns mit den Spielgenossen ist der tägliche Spaziergang mit dem Pfarrer getreten, der auch nichts weiter ist als eine Schulstunde im Freien. Owe fühlt sich zum Sterben unglücklich und nur die mütterliche Liebe der Pfarrerin, die in unbewachten Augenblicken sich ihm offenbart, macht ihm sein Dasein erträglich, wie andererseits auch seine Liebe ihr ein süßer niegekannter Trost ist. Eines Sonntags werden seine Blicke während der Predigt in der Kirche des Filialortes durch das von der Decke herabhängende kunstvoll geschnitzte Kirchenschiffchen angezogen. Der Wunsch, dieses Ding sich einmal auf den Wellen schaukeln zu sehen, wird in ihm rege, er verbirgt sich daher unter einen Stuhl und als alle Andächtigen die Kirche verlassen haben, nimmt er das Schiff ab und setzt es aufs Meer. Erst als es sich weiter und weiter entfernt, faßt ihn die Angst vor den Folgen, er nimmt ein Boot und rudert in die offene See hinaus, aber das Schiffchen erreicht er nicht wieder. Todmüde vom Rudern läßt er sich mit den Wellen treiben und schläft schließlich ein. So findet ihn seine Mutter, die in ihrem Boote zollpflichtige Waren auf ein in der Nähe ankerndes Schiff gebracht. Sie deckt den Ermatteten mit ihren Kleidern zu. Im Pfarrhaus sind Angst und Sorge groß; als aber bekannt wird, daß das Kirchenschiffchen und zugleich der Opferstock mit dem Gelde verschwunden sind, packt den Pfarrer das Entsetzen über den ruchlosen Knaben. Den Opferstock hat aber die Mutter gestohlen. Als Owe in den Verdacht gerät, bringt sie ihn samt dem Gelde dem Pfarrer zurück. Statt nun die Geschichte mit dem Schiffchen als einen Dummenjungenstreich zu behandeln, rechnen sie es ihm als ein Verbrechen an und es wird beschlossen, daß Owe als Schiffsjunge untergebracht werden soll. Die Pfarrerin wagt nicht, seine Partei zu nehmen. Die Ereignisse haben den Pfarrer so erschüttert, daß er anfängt zu kränkeln. Während der Krisis bringen die Zeitungen die Nachricht, daß das Schiff, auf dem sich Owe befindet, untergegangen ist. Dem Pfarrer soll die Nachricht verheimlicht werden, um so mehr, als die Möglichkeit vorhanden ist, daß die Mannschaft gerettet ist. Aber das Fräulein bringt mit der Zeitung in der Hand an sein Bett und die Nachricht tötet ihn. Am Tage des Leichenbegängnisses trifft der gerettete Owe ein. Fortan wird er nur noch der Sohn seiner zweiten Mutter und sie nur noch seine Mutter sein. Das ist ganz kurz das Gerippe der Handlung. Bewunderungswürdig ist die Kraft der Charakteristik der einzelnen Figuren. Nur wenige Züge teilt der Erzähler mit, aber diese geben dann immer treffend das Bild des ganzen Menschen. Der auf einem Kindergemüt dumpflastende Druck der Verhältnisse ist mit Dickensscher Wahrheit geschildert, nicht minder die stille Liebe der Pfarrerin zu dem verlassenen Kinde der Zuchthäuslerin. Nicht glaubhaft will es mir scheinen, daß der Pfarrer infolge des Oweschen Streiches an den Rand des Grabes gebracht wird. Hier scheint mir der Dichter auf Kosten der inneren Wahrheit geschwärzt zu haben. Kein vernünftiger Mann, und sei seine Lebensanschauung noch so ernst, wird derartiges tragisch nehmen. Der Stil verrät offenbar den Einfluß Jacobsens, besonders die Naturschilderungen zeigen viel Ähnlichkeit mit ihm. Hier eine Probe: „Der Wald stand noch bedächtig und wußte nicht, ob er durfte; nur einige unbändige junge Bäume am südlichen Abhang hatten den Sprung gewagt und winkten mit ihren zarten Blättchen den anderen. Der Roggen, aus seinem langen Winterschlaf er-

wacht, streckte sich behaglich und sah auf den schwarzen Erdboden herab, der sich soeben mit dem schweren eisernen Frisierkamme geputzt hatte. Das Ackerland zog sich in langen schmalen Streifen von dem unfruchtbaren Sand des Strandes hinauf bis an den breiten Waldgürtel, der es gegen die Nordwinde schützte. Als die Sonne hinter den Hügeln verschwand, ging ein leises Flüstern durch den Wald. Es waren die alten Bäume. Sie verabredeten, morgen ihre Knospen sprengen zu wollen." Und an einer anderen Stelle: „Es waren meist uralte Häuser, die dastanden und aussahen, als warteten sie nur auf näheren Bescheid, nach welcher Seite sie umfallen sollten. Und die elenden Hütten, die zwischen den Höfen dicht zusammen geklemmt lagen, standen offenbar nur noch aus Mitleiden mit den armen Leuten, die darinnen wohnten".

Eine zweite Novelle desselben Verfassers, die zusammen mit dem „Kirchenraub" in einem Band der Engelhornschen Romanbibliothek in guter Übersetzung erschienen und dadurch auch deutschen Lesern zugänglich gemacht ist, betitelt sich „Junge Liebe". Der Verfasser nennt sie „Ein Idyll", aber weder Stoff noch Behandlung entsprechen der Vorstellung, welche wir gemeinhin mit dieser Bezeichnung verbinden. Im Gegenteil, es ist eine düstere Tragödie, die Tragödie eines jungen Menschenlebens, das durch eigene und fremde Schuld zu Grunde geht. Max Halbe hat dasselbe Motiv in seinem bekannten Drama „Jugend" behandelt. Während aber der deutsche Bühnendichter den Tod des Mädchens durch eine Kugel herbeiführt, die sie nur durch einen unglücklichen Zufall trifft, läßt der dänische Romancier die Verzweifelte im Wahnsinn Selbstmord begehen, was konsequenter gedacht ist. Hier wie dort ist der Verführer ein junger Student, leichsinnig, leidenschaftlich und gewissenlos, feige und kleinlich und brutal zugleich. Auch das Milieu — man verzeihe das schreckliche Fremdwort — in das der Däne seine Heldin stellt, läßt ihre Schuld begreiflicher erscheinen als die der Halbe'schen Tragödie. Dort das sittenreine Haus des Priesters, hier eine Waldkneipe, in der sich an jedem Abend ein Klub von verkommenen Gesellen zusammenfindet, die die Lehrmeister des Mädchens abgeben, während die Mutter, infolge des jugendlichen Fehltritts frühzeitig gealtert und dem Trunke ergeben, keinerlei Einfluß auf die Tochter auszuüben vermag, die ihre eigenen Wege geht und nur widerwillig in die Verlobung mit dem braven Holzhauer willigt, der sie selbst nach der Katastrophe noch heimführen will. Aber sie fühlt, daß ihr Leben vernichtet ist, daß sie ihm nicht mehr angehören kann. So geht sie in den Tod. „Dieses Volk, das nie gelernt zu beten, ist jeden Augenblick bereit zu sterben", sagt Alphons Daudet in einem seiner Romane von einer gewissen Kategorie Pariser Mädchen. Das trifft auch auf die Heldin der Pontoppidan'schen Novelle zu. Die düstre Tragik derselben wird nirgends auch nur durch einen Schimmer von Humor erhellt. Unerbittlich geht das Verhängnis seinen Gang und lastet wie ein Alp auf dem Leser. Auch die Ibsensche Vererbungstheorie spielt hinein, denn der Verfasser ist ganz offenbar, wenn auch unausgesprochen, der Ansicht, daß die Tochter handeln muß, wie die Mutter gehandelt. Alles in allem ein talentvolles, aber im tiefsten Grunde unerfreuliches Werk, das typisch ist für die moderne nordische Litteratur, deren Einfluß wir uns in Deutschland — wenigstens soweit die Bühne in Betracht kommt — nur allzu willig hingegeben haben. Auf diesem Wege giebt es keinen Fortschritt mehr. Weiter kann der trostlose Pessimismus nicht getrieben werden, darum muß früher oder später die Reaktion eintreten.





Emil Frommel.

Ein Erinnerungsblatt zum 5. Januar.

Von

Pfarrer **Schöttler.**

(Schluß.)

Am 25. Februar 1870 kam Frommel in Berlin an. Wie es dabei zugegangen, hat er selbst in launiger Weise erzählt: „Meine alte Gemeinde hatte geglaubt, der König würde mich in Empfang nehmen, es war aber nur die Droschke 2894, die sich meiner annahm. Mein lieber damaliger Küster Schließer erwartete mich zu Hause, tröstete mich über das Haus, das wüst aussah und durch das lange Unbewohntsein sehr kalt war; so zog ich einstweilen gegenüber ins Hotel. Zwei Tage darauf, am 27. Februar, sollte ich eingeführt werden. Der Feldpropst sagte mir, der ich gewohnt war, eine volle Stunde zu predigen: „Acht Minuten haben Sie!" Da galt's denn, die Gedanken gehörig „einzukochen," einen Extrakt zu bereiten. Lange predigen ist keine Kunst; aber kurz predigen ist eine. Der König, die Königin, der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin, Prinz Friedrich Karl waren in der Kirche — Sie können wohl denken, daß ich die Hand aufs Herz legen mußte. Aber der Herr half mir über die acht Minuten hinweg. Der Feldpropst nahm zum Gruß das herrliche Wort: „So sind wir nun Botschafter an Christi Statt und bitten: laßt euch versöhnen mit Gott!" Die Bitte unsere stärkste, unsere einzige Waffe! Die Assistenten segneten mich, meine Vorgänger Strauß und Divisionspfarrer Jordan."

So war er in sein Berliner Pfarramt eingeführt. Mit dem Einleben in dieses Amt ging es aber nicht so schnell. Auch er mußte klein anfangen, mit 3 Konfirmanden begann er seinen Unterricht. Doch auch hier fügte es Gottes Hand, daß er schneller mit seiner Gemeinde zusammenwuchs, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Wie ihm vorher die Cholera mit seiner Wupperthaler Gemeinde in die engste Verbindung gebracht, so war es nun der große Krieg von 1870/71, der ihn zum „Soldatenpfarrer" machte und mit seinen „blauen Jungens" zusammenschweißte.

Zuerst hieß es freilich: „Der Garnisonpfarrer ist in der Orgel der basso continuo — die Stimme, die den Grundton angiebt — der muß zu Hause bleiben." Aber sein eigner innerster Wunsch und die Einsicht des Feldpropstes, daß gerade zum „Feldprediger" wenige so prädestiniert waren wie Frommel durch seine große und eigenartige Begabung, überwanden schließlich allen Widerstand. „Ich kam ins Feld; wie mir's da ergangen, könnt Ihr lesen im Büchlein: O Straßburg, du wunderschöne Stadt." —

Mitte August wurde er dem Heere nachgeschickt. In Hagenau, dem Sitz des Gouvernements für Elsaß, bezog er sein erstes Standquartier bei dem dortigen Pfarrer der kleinen

evangelischen Gemeinde. Unter dem Eindruck der Siegesnachrichten von Sedan hörte er im dortigen Lazarett die erste Feldpredigt. Er selbst war bei diesem Gottesdienst nur in sehr bescheidener Weise thätig: „Mit einem Kandidaten der Theologie (einem freiwilligen Krankenpfleger) setzte ich mich zur Orgel und fing als Vorsänger und Blasbalgtreter meine geistliche Feldlaufbahn an, da ich den kommandierten Leuten erst einmal das vormachen mußte.“ Darauf ging's weiter ins Stabsquartier der Gardelandwehr-Division, mit deren beiden Pfarrern, Moshagen und Sadowski der neue „Feldprediger“ Quartier und Amt zu teilen hatte.

So lag denn Frommel vor Straßburg, der Stadt, die ihm „von Jugend auf im Herzen gelegen und um die keiner von all den Kriegsleuten soviel gelitten hat, weil keiner es so geliebt,“ wie er. Er selbst giebt den Grund für diese Liebe an: „Wenn ich die Glocken von Straßburg höre, dann tönt mir ein Klang in tiefster Seele wieder: das ist die Erinnerung ans treueste Mutterherz, das je geschlagen. Das Mutterherz aber war aus Straßburg.“

Welche Erinnerungen mögen überhaupt in jenen Tagen sein Herz bewegt haben! Von seinem Standquartier aus konnte er hineinschauen nach Straßburg, konnte jedes einzelne Haus erkennen, und mit jedem Hause wurde ein Stück seiner Jugendzeit in ihm lebendig! Und wie verwuchsen nun die Erinnerungen der Vergangenheit mit den gewaltigen Ereignissen der Gegenwart! An der Aurelien-Kirche hatte einst sein Großvater gestanden — nun wurde sein Bild, was in der Kirche hing, durch eine Kugel getroffen! In der neuen Kirche waren ihm einst in der Konfirmation segnend die Hände aufs Haupt gelegt — nun wurde sie samt dem hohen Chor, der Straßburgs Bibliothek enthielt, ein Raub der Flammen. Auf dem „Wacken“, einer Insel, hatte er einst mit den Jugendkameraden Krieg gespielt zwischen Franzosen und Deutschen — nun wurde eine Batterie quer über die Insel gelegt und gerade dort tobte der Kampf am heftigsten. So stritten sich Vaterlandsliebe und Familientreue um sein Herz, so wurde sein Gemüt hin und her gezogen zwischen der Freude mit den Belagerern und dem Mitleid für die Belagerten, bis zu dem 27. September, wo die weiße Fahne am Münster flatterte. Es war ein wunderbarer, überwältigender Eindruck, den dies Zeichen der Kapitulation auf alle die Herzen machte, die mit um Straßburg gerungen. Auch Frommel war aufs tiefste bewegt. „Ich schlug mich auf die Seite, allein zu sein, um mich auszuweinen. Es waren Thränen der Freude und des Leids, — für beide Höhepunkte im Herzen haben wir ja diese *eine* Sprache empfangen. Ich sah sie nicht, diese weiße Fahne, vor dem sich verziehenden Pulverdampf und dem aufsteigenden Abendnebel; und doch sah ich sie flattern hoch vom Münster her aus den vier Schnecken. Was lag nicht in dieser weißen Fahne, gesehen mit den Augen der Liebe, der Jugenderinnerung, des Jugendwunsches!“ —

Aber zu langem Sinnen war die Zeit kurz. Zuerst der Auszug der gefangenen Truppen, dann der Einzug der Sieger und der feierliche Dankgottesdienst in der Thomaskirche am 30. September, dem Gedächtnistage des alten Verlustes von Straßburg; das waren Ereignisse, die für den Augenblick alle Gedanken in Anspruch nahmen und insbesondere dem neuen Garnisonpfarrer von Straßburg die Seele füllten. Mit welchen Wünschen Frommel jene Tage durchlebt, zeigt uns am besten das Schlußwort der herrlichen Predigt, die er bei Gelegenheit des Dankgottesdienstes über 1. Sam. 7, 12 gehalten: „Straßburg hat die Thore geöffnet, öffnen wir ihm unser Herz und unsere Hand, damit aus den Ruinen ein Neues entstehe und diese Stadt bald merke, daß Gott nicht Gedanken des Leides, sondern Gedanken des Friedens mit ihr hatte. Möge sich unser Gedenkstein Ebenezer, d. h. bis hierher hat der Herr geholfen, zu einem Steine Pniel für sie wandeln, d. h. „Ich habe des Herrn Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen,“ und ein Geschlecht heraufwachsen, in welchem durch Frömmigkeit und Ehrenhaftigkeit die Vorväter wieder auferstehen.“

Als nach dem Kriege die siegreichen Truppen heimkehrten und ihren Einzug hielten in die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches, fiel Frommel die Aufgabe zu, den Gedanken des ganzen Volkes in jener denkwürdigen Stunde Ausdruck zu geben. Er predigte vor den sämtlichen Fürsten Deutschlands über das Wort: „Der Herr ist meine Macht,

mein Psalm, mein Heil!" sodann bei der großen Totenfeier im Jahre 1871, die er selbst mit den Worten beschreibt: „Welch ein Totenfest! Die Kirche war ganz schwarz ausgeschlagen, die Fahnen umhüllt, die Toten aus dem siebenjährigen Kriege und aus den Freiheitskriegen stiegen gleichsam herauf, um mitzufeiern. In der Loge saß der Kaiser, sich die Augen wischend, während der Predigt im Gedenken an seine gefallenen Helden — das bleibt unvergeßlich!" Zu den Erinnerungstagen jener großen Zeit gehört auch noch jener Pfingsttag, als die Fahnen das eiserne Kreuz bekamen und so die junge Zeit sich anknüpfte an die alten Tage; darnach das Gedächtnis des 150jährigen Bestehens der Garnisonkirche, bei welchem Frommel wider seinen Willen vom Kaiser zum Hofprediger ernannt und von diesem darüber mit dem Scherzworte getröstet wurde: „Ja, sehen Sie; kein Mensch kann seinem Schicksal entgehen — Sie müssen's also doch werden." — Das war der Höhepunkt in Frommels amtlicher Wirksamkeit. Im Wupperthal, wo die Eigenart eines jeden Pfarrers Spielraum genug hat, sich allseitig zu entfalten, war auch seine große Begabung nach jeder Richtung hin voll ausgereift, und nun, nach dem Sturm und Drang jener gewaltigen Tage, unter dem lebendigen Eindruck von Gottes Walten über den Geschicken der Völker, über einer Freude, die in jeder Seele das Jubellied Emanuel Geibels wiederklingen ließ: „Der Herr hat Großes an uns gethan; Ehre sei Gott in der Höhe!" durfte er alles das in Worte fassen, was unausgesprochen und doch aufs tiefste gefühlt, die dankbaren Herzen in ganz Deutschland bewegte. Wie ihm bei solchen Gelegenheiten das rechte Wort zu Gebote stand, wird allen denen unvergeßlich sein, die jene Stunden mit erlebt haben. Die Unmittelbarkeit der Empfindung, mit der er dann alle Saiten eines Menschenherzens zu rühren wußte, gaben seinen Worten eine Unmittelbarkeit der Wirkung, der keiner sich zu entziehen vermochte; solchen, die dem Christentum ferner standen, wie denen, die mitten darin lebten, Gebildeten wie Ungebildeten, Vornehmen wie Geringen, ihnen allen wußte er mit demselben Worte nahe zu kommen und ihnen das zu bieten, was sie in solcher Stunde bedurften und suchten.

Von diesem Höhepunkte seiner amtlichen Wirksamkeit aus muß man das anschauen, was Frommel gewollt und was er geleistet hat, um es ganz zu würdigen und ihm völlig gerecht zu werden. Als das Erste und Letzte, als Kern und Stern seiner gesamten Berufsarbeit galt ihm die Predigt. Für die Predigt war er in ganz besonderer Weise begabt. Eine natürliche Beredsamkeit, wie sie nur sehr wenigen verliehen ist, stand ihm jederzeit zu Gebote, sein dichterisches Gemüt ließ ihn in allem, was er äußerlich oder innerlich erfuhr, was er las oder was er sah, und wenn's auch das Äußerlichste und scheinbar Nebensächlichste war, — ein Abbild finden von dem, was in seiner Seele lebte und was er anderen zu Gemüte führen wollte. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis;" dies Wort war das Geheimnis für die köstliche Art und Weise, mit der er das Unvergängliche dem Verstande klar und dem Herzen wichtig zu machen wußte. Daß er sich dabei trotz der unglaublichen Produktivität, zu der sein Amt ihn zwang, doch nicht ausgab, daß er sich nicht auf der Oberfläche und an der Peripherie verlor, sondern immer wieder aufs Centrum, auf die eine große Hauptsache, das „Unum necessarium" hinstrebte; daß sein Christentum kein ästhetisches Christentum war trotz aller Schönheit in der Form — dies alles hatte seinen Grund in dem Erbe des Wupperthals, das er mit sich nahm in die Hauptstadt: es war die Vertiefung in Gottes Wort, die ihm allewege ein Bedürfnis geblieben ist, nicht nur für seine amtliche Thätigkeit, sondern auch für sein eigenes inneres Leben. Es ist ein köstliches Wort, was er hierüber seinen Söhnen in Haus und Amt als sein geistliches Vermächtnis hinterlassen hat: „Halt an mit Lesen der heiligen Schrift, zunächst ohne Kommentar; das laß deine tägliche Nahrung sein, darin laß dich zu Hause finden. Denke nur daran, wie allein du stehst und wie wenig geistliche Anregung du empfängst, wie du dich wappnen mußt gegen soviele Anfechtungen und blendende Dinge, da gilt es doppelt, die rechte Wage und den Prüfstein zu haben!

„Das Lesen des Wortes ist eine Arche in kümmerlicher Zeit, wo die Seelen noch erhalten werden, denen es sonst an Anregung und Erbauung fehlt.

„Viele Geistliche wissen überall mehr Bescheid als in der Schrift. Gehöre du nicht zu denen. Lies mit dem Stift in der Hand und lerne viel auswendig.“ —

Wenn Begabung Frommels es war, die seine Predigt so schön, und die Vertiefung in die Schrift, die sie so reich machte, so war's die eigne innere Erfahrung, die ihr das Anfassende und Herzandringende gab. Er trat nie auf als ein Referent über Gottes Wahrheit, sondern immer als ein Zeuge. Das fühlte man ihm an, so oft er auf der Kanzel den Mund aufthat. Da war nichts Erlerntes, sondern nur Erfahrenes, nicht Lehre, sondern Leben; nicht von Hörensagen, sondern aus dem eigenen, innersten Herzen heraus kam jedes seiner Worte. Diese reiche innere Erfahrung war die Münze, in der das Gold der h. Schrift sein Gepräge bekam; sie war es, die ihm für jeden Schriftgedanken die Form darbot. Er sprach nicht die „Sprache Kanaans,“ seine Rede bewegte sich nicht ausschließlich in den Begriffen des Alten und Neuen Testaments; er verstand es, auch von diesen Dingen in moderner Sprache zu reden, und er durfte es, denn seine Gedanken waren aus der Schrift geboren, seine Erfahrung schriftgemäß, und darum seine Predigt schriftgetreu auch da, wo sie sich nicht an den Buchstaben schloß.

Freilich, ein solches Umgießen der Schriftgedanken in die Redeform unserer Zeit ist, wenn das Beste nicht dabei verloren gehen soll, ein schweres Stück Arbeit, und die hat Frommel es sich redlich kosten lassen. Höher noch, als die Begabung, die bei ihm aus jedem Satze heraussprach, ist an ihm die Treue zu schätzen, die er an jeden Satz gewendet. Er, dem das Talent der Improvisation in ganz unvergleichlicher Weise gegeben war, hat doch nie improvisiert, wenn ihn nicht die äußerste Not dazu zwang. Er pflegte wohl zu sagen: Die Leute meinen, es verstände sich alles das von selbst — wenn sie wüßten, wie ich mich um den Ausdruck gemüht habe, wieviel ich in jüngeren Jahren schriftlich zu Papiere gebracht, nur um des gesprochenen Wortes desto besser mächtig zu werden! Und weil er so streng gewesen mit sich selbst, darum durfte er wohl streng sein mit anderen; seine alten Hilfsprediger danken's ihm noch übers Grab hinaus, daß er es ihnen immer und immer wieder ins Gewissen geschrieben, was er in seinen „Hirtengedanken“ von der Predigt sagt: „Laß dir in erster Linie die Predigt ans Herz gelegt sein. Sie muß das Centrum deiner Arbeit bleiben. Mag Einer sonst noch so vortrefflich sein, fehlt er in der Predigt, so läuft die Gemeinde auseinander. Darum dorthin deine ganze Kraft. Sprich nie unvorbereitet, und nimm, von der Weihe des Sonntags getragen, den Text des kommenden und „bewege das Wort“ und fange am Montag die Arbeit an und schreibe.

„Ich bitte dich um deiner selbst willen und um deiner Gemeinde willen darum. Wir haben ja sonst nichts in der evangelischen Kirche, worin wir irgendwie einen Vorsprung hätten, als nur die Predigt. Mach's jedesmal so gut als du kannst, dann wird Gott das Weitere thun. Zu einer faulen, oberflächlichen Predigt kann sich der Herr nicht bekennen. Darin sei vor allem treu.

„Die Gemeinde muß durch die Predigt zusammengehalten werden. Das ist der Kronleuchter in der Mitte des Saales, der alles erleuchtet; das andere Wirken sind Lichter in den Ecken.

„Laß bei der Predigt deine Hauptfrage sein: was will ich; zu welchem Entschluß will ich meine Gemeinde bringen?

„So viele Predigten wollen nichts und darum sind sie auch zu nichts als zu einer kurzen Unterhaltung da. Der Pfeil des Wortes muß doch schließlich das Gewissen zum Ziel haben. Laß deine Predigt kein Raketenfeuer sein, das in der Luft verpufft, sondern Kugeln, von denen es gilt: die Rede ging ihnen durchs Herz und nicht über den Kopf!

„Denke an das Wort: „Predige niemand zulieb als deinem Herrn, niemand zuleid als nur dem Teufel.“

Es war ein Lieblingswunsch Frommels für sich wie für andere, was Zinzendorf in seinem herrlichen Ordinationsverse ausspricht: „Gerührte Lippen, recht zu reden.“

Aber es blieb für ihn nicht bei dem Wunsche: er wußte, wo diese Gabe allein zu suchen und zu finden ist: im demütigen, aufrichtigen Gebet. Er sagt darüber aus eigenster, innerster Erfahrung:

„Laß das Beten dir nicht von der Seele kommen und trage alle Dinge betend vor Gott, vor allem deine Predigt. Was in ihr wirksam, wird nur das sein, was aus dem Ringen mit Gott herausgeboren ist.

Das Gebet ist die Weihe, die über deinen Worten liegt. Bringe deine Predigt als ein lebendiges Opfer erst auf den Altar, ehe du sie als Zeugnis von der Kanzel hältst."

Es ist mit Absicht gerade dieser Seite in Frommels Wirksamkeit besonders ausführlich mit seinen eigenen Worten gedacht: sehen wir doch so ihn gleichsam in der Werkstatt an derjenigen Arbeit, der die beste Kraft seines Lebens gehört hat. Aber auch auf die andere Hälfte des Pfarramts, die in die Stille führt und ins Verborgene geht, hatte Gott bei ihm besonderen Segen gelegt: auf seine seelsorgerische Wirksamkeit.

Die Seelsorge in den Militärgemeinden ist ja der Natur der Sache nach mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Das Fluktuieren der Gemeinde, die alle zwei oder drei Jahre ein anderes Gesicht hat, die Gebundenheit des Einzelnen durch dienstliche und andere Verpflichtungen lassen für geordnete und regelmäßige Seelsorge nur an einer Stelle Raum: im Lazarett. —

Diese Arbeit fiel, namentlich in den späteren Jahren von Frommels Berliner Wirksamkeit, in erster Linie den Divisionspfarrern und Garnisonhilfspredigern zu, während der Garnisonpfarrer seiner großen Personalgemeinde seelsorgerlich nachging. Und hier, im Verkehr von Person zu Person, merkte man erst, wie Frommel es verstand in Menschenherzen zu lesen und mit Menschenherzen zu fühlen. Was seine Kasualreden so auszeichnete, die Meisterschaft, „vom Menschlichen aus aufs Göttliche hinzuführen," die Kunst, „zu weinen mit den Weinenden, sich zu freuen mit den Fröhlichen, und doch über ihrem Leid und ihrer Freude zu stehen," das griff in der Seelsorge einen jeden bis ins tiefste Gemüt. Daher der große und bleibende Eindruck, den manches Wort von ihm gemacht hat, was mit den Leuten ging über Jahr und Tag hinaus! Wie beweglich war es, nach seinem Heimgang so manchem in seiner alten Wupperthaler Gemeinde zu begegnen, der solch ein Wort von ihm wie einen Schatz mit sich trug! — „Ich gebe all mein Geld in Scheidemünze aus!" so klagte Frommel einmal über die Zersplitterung seines amtlichen Lebens! aber nach seinem Tode hat sich's gezeigt, daß es kein Kupfer war, was er so mit vollen Händen ausgestreut, sondern edles Metall, das ein jeder als bestes Stück bewahrte.

Von seinem seelsorgerlichen Wirken hat Frommel selbst in „Lenz und Herbst" wie in den „Festflammen" manche köstliche Erfahrung mitgeteilt. Besonders lieb aber ist dem Verfasser ein Erlebnis auf dem Berliner Pflaster geworden, was unter dem unmittelbaren Eindruck von Frommels Heimgang ihm widerfuhr.

Als der Trauerzug vom Garnisonfriedhof in der Linienstraße heimkehrte, suchte jeder der Geistlichen, die im Ornat dem Heimgegangenen die letzte Ehre gaben, nach einem Fuhrwerk, das ihn heimbringen sollte. Nach vieler Mühe gelang's auch dem Verfasser, einer Droschke habhaft zu werden. Am Ziel angelangt und mit Geldwechseln und -Zählen beschäftigt seufzte der alte, weißbärtige Kutscher: „Ach, der alte gute Herr!" — „Wen meinen Sie denn?" fragte ich. „Na," erwiderte er, „wen werd ich meinen? Den Hofprediger Frommel mein' ich! Denken Sie denn, ich hätte ihn nicht gekannt? Ob ich ihn gekannt habe! Er war ja zu mir, wie ein Bruder! Jedesmal, wenn wir unsere Droschkenkutscher-Abende hatten, und er war da, dann hat er auch mit mir geredet und hat mich gefragt, und ich habe ihm Rede und Antwort gestanden! Das war ein Mann, mit dem man reden konnte, auch unsereins, und er hat einen verstanden!" So sagte er und bei diesen Worten traten ihm die Thränen in die Augen und rollten über sein gutes, wetterhartes Gesicht. Er nahm noch die Hand, die ich ihm reichte und

fuhr dann, als ob er sich seiner eigenen inneren Bewegung schämte, rasch davon. Er wußte nicht, wie ihn seine Thränen ehrten und den, dem sie galten!

Am nächsten Morgen — es war noch vor 9 Uhr und die Straßen noch leer — kam ein Herr quer über den Fahrdamm herüber und grüßte. Der Verfasser sah auf und erkannte ihn: es war ein Israelit, den er vor Jahren zu Marienbad als Hausgenossen im Friedrich-Wilhelmsstift kennen gelernt. Auf der Schule in Nakel war Oberhofprediger Kögel einst sein Lehrer gewesen, und die Achtung vor dieser großen Persönlichkeit war ihm geblieben, wenn er sie auch in ihrem tiefsten Grunde nicht verstand. Das alles wachte in der Erinnerung auf, als der Verfasser die Stimme des Mannes hörte und ihm ins Auge sah. „Sind Sie jetzt in Berlin angestellt?“ so fragte er. Auf die Antwort: „Nein, ich bin nur vorübergehend hier aus einer schmerzlichen Veranlassung“, erwiderte er: „Ach ja, Hofprediger Frommel ist auch gestorben! Nahe bei ihm, in der neuen Friedrichstraße, wohnen Verwandte von mir; die haben ihn tagaus tagein gesehen und beobachten können, wie er mit den Leuten so freundlich ist. Sie haben mir oft von ihm erzählt, und jedesmal haben sie es mir gesagt: zu dem muß man Vertrauen haben, auch unsereiner!“ — Und was dieser Eine ausgesprochen, viele von seinem Volk werden's gefühlt und gedacht haben nach dem Worte ihres weisesten Königs: „das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen!“

Wenn so seine ganze Persönlichkeit gerade bei den Geringen, Armen, Verachteten und Gedrückten auch ohne viel Worte das wirkte, was die Seele der Seelsorge ist, das unbedingte Vertrauen; so ist Frommel andererseits gerade in den Kreisen der vornehmen Welt, bis auf ihre höchsten Höhen, durch sein Wort der Mann des Vertrauens gewesen. Das Geheimnis dieser seiner Wirksamkeit war das, was er so gern „die Wünschelrute des Pfarrers“ nannte: die Gabe, bei einem jeden, der ihm entgegentrat, die Goldstufe in seinem Herzen aufzuspüren, d. h. die Stelle zu finden, wo die Wahrheit bei ihm noch Raum hatte. „Jeder Mensch hat solch eine Stelle, auch das verkommenste Herz hat noch eine Saite, die zu klingen anfängt für die Dinge der Ewigkeit!“ Das war sein unerschütterliches Vertrauen — und dies Vertrauen hat ihn selten genug betrogen. Aus diesem Vertrauen heraus redete er zu den Leuten, deshalb konnte er ihnen Dinge sagen, die sie so leicht von keinem anderen hingenommen hätten. „Von ihm ließ man sich gefallen, was ein anderer nicht einmal hätte anrühren dürfen,“ — so äußerte eins seiner alten Gemeindeglieder; aber daß er's durfte, hatte in nichts anderem seinen Grund, als in dem Vertrauen, was er allen entgegenbrachte, in der Liebe, mit der er sie zu verstehen suchte, in der Kunst, „die Schneide der Wahrheit immer in der Scheide der Barmherzigkeit zu tragen.“

Geradezu vorbildlich aber ist die Art geworden, wie er als Hofprediger seines seelsorgerlichen Amtes im königlichen Hause gewaltet hat. Was er in diesem Stück gewesen, das hat die Liebe gezeigt, mit dem die kaiserliche Familie den Heimgegangenen geehrt hat. Wie er selbst sich zu dieser Aufgabe innerlich gestellt hat, soll sein eignes Wort uns sagen: „Was mir in ihm (Kaiser Wilhelm I.) und mit ihm gestorben, das weiß mein Herr und mein Gott. Sechzehnmal habe ich mit ihm nach Gastein gehen und vor ihm dort predigen dürfen, das ergreifende Bild wird mir immer vor Augen stehen, wie er Gottes Wort aufnahm und dann davon mit mir sprach. Was er überhaupt mit mir geredet und wie er mich in die Tiefen seines reichen Herzens hat schauen lassen, alles werde ich still und unausgesprochen in die Ewigkeit mit hinübernehmen. Aber in Gastein habe ich erst gesehen, was das für ein König war! Kaiser Friedrich, der edle Held und Dulder, starb, und ich hielt ihm in der Kirche die Gedächtnisrede, ebenso meiner unvergeßlichen Kaiserin Augusta, die mir nur Liebe erwiesen. So ward ich auf Höhen des Lebens gestellt; sie nicht zu suchen, habe ich von einem Könige gelernt, der gesagt: „Dränge dich nicht in der Könige Häuser“, und der wohl gewußt, warum man sich nicht ohne Beruf hineinwagen soll; wenn man aber hinein muß, dann frisch und fröhlich und getrosten Mutes hinein und wissen: „Dein Herr geht mit dir!“ —

Es giebt nur wenige, die es wagen dürften, über Frommels Thätigkeit als Hofprediger im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Urteil zu fällen. Einer von diesen

wenigen hat es gethan; es ist der Oberhofprediger Kögel. Als Frommel am 5. Januar 1889 seinen Geburtstag feierte, brachte dieser auf das Geburtstagskind einen Toast aus, in dem es hieß:

„Warst dreier Könige treuer Diener:
Ein Royalist, kein Byzantiner!“

Kürzer, besser, ehrender kann man nicht urteilen. —

Die Gemeinde, die sich Sonntags unter Frommels Kanzel sammelte, mochte wohl nach Tausenden zählen. Predigte er in einer anderen Kirche Berlins, so zogen seine treuen Zuhörer in Scharen mit ihm; an der Überzahl der Droschken bei den nächstliegenden Haltestellen merkte man es schon, daß die betreffende Kirche heute für viele ein besonderer Anziehungspunkt geworden war. Und doch bildete seine Kirch- und Predigtgemeinde nur einen geringen Bruchteil seiner Freunde und Verehrer. Die meisten unter ihnen kannten ihn persönlich nicht, konnten auch diese Bekanntschaft gar nicht machen, weil sie nicht in Berlin wohnten — und trotzdem hingen sie an ihm mit Treue und Dankbarkeit. Das waren alle die Herzen, die er sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit gewonnen. Sie fanden sich unter allen Ständen, Geschlechtern und Altersstufen; das Wort: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen,“ war auch hier Wahrheit geworden; jeder, der Frommels Schriften las, fand auch seine Rechnung dabei. Darum griff ein jeder gern nach seinen Büchern. Dafür nur ein charakteristisches Beispiel.

Verfasser hatte als Garnisonhilfsprediger die Seelsorge im Garnisonlazarett I wahrzunehmen. Wenn's da hinausging, pflegte ihm sein Pfarrer dann und wann ein paar seiner Schriften in die Tasche zu stecken, um einem oder einigen Schwerkranken damit eine besondere Freude zu machen. So hatte er denn einen armen Krüppel, dem wenige Tage vorher das Bein abgenommen war, ein solches Büchlein gebracht und den Gruß des Gebers mit dazu bestellt. Der Kranke dankte herzlich und freute sich darauf, es zu lesen. Acht Tage darauf besuchte der Verfasser den Mann wieder und fragte: „Wie hat Ihnen denn das Büchlein gefallen?“ Statt aller Antwort griff er in die Lade seines Tischchens, zog da ein zerlesenes Etwas heraus, das die Spuren von vielerlei Händen, aber auch von mancherlei gelieferten und geschenkten Nahrungs- und Genußmitteln an sich trug, warf es vor sich auf sein Bett und sagte ärgerlich: „Da, sehen Sie, so hat man es zugerichtet; es hat mir so gut gefallen, daß ich es dreimal hintereinader gelesen habe; dann hat mir's einer abgeliehen und dann der andere, schließlich hat man sich ordentlich drum gerissen, denn jeder wollte es haben — und so, wie es hier ist, hat man's mir wiedergebracht. Ich hätte's so gern mit heimgenommen für meine alte Mutter — und nun sieht es so aus.“ Gegen den Kummer des Ärmsten ließ sich glücklicherweise noch Rat schaffen und er hat ein neues, schönes Exemplar mit in die Heimat nehmen dürfen. — Die Freude, die dieser Mann an seinem Büchlein gehabt, ist kennzeichnend für Frommels Schriften. Dem Verfasser ist's späterhin noch öfter passiert, Leute zu treffen, die zu dessen Büchern geradezu ein persönliches Verhältnis gewonnen hatten. Sie konnten sich selbst über den Grund kaum Rechenschaft geben; denn ihre Freude hing in vielen Fällen gar nicht an den Inhalt dessen, was sie gelesen hatten; nicht was da geschrieben stand, sondern wie es gesagt war, hatte ihr Herz so völlig gewonnen. Und das führt uns auf die eigentliche, innerste Ursache von dem wunderbaren Reiz, den diese Schriften an sich tragen: aus allen spricht die Persönlichkeit dessen heraus, der sie geschrieben. Ob es nun Erzählungen sind oder Lebensbeschreibungen oder Vorträge — überall ist es die künstlerische Eigenart Frommels, die sie zu dem macht, was sie sind. Wer da liest, was aus seiner Feder geflossen ist, der merkt es unmittelbar, das alles mit dem Herzen geschrieben ist, der fühlt durch jedes Wort hindurch den geistigen Pulsschlag eines Menschen, der ein Mann und ein Christ war im besten und höchsten Sinne. Was Ludwig Richter, der Maler des deutschen Volksgemütes, als den Wahrspruch seines Lebens erwählt: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten wollen,“ das ist Emil Frommels, des gemütvollen Volksschriftstellers, Devise auch gewesen: „Große Gedanken und ein reines Herz!“ Immer und überall hat das, was er geschrieben, einen Zug aufs Große hin, ja auf das Größte, was es hienieden geben

kann, auf den Kern und Stern des Christentums. Und dabei ein reines Herz, so voll Freude an allen Gaben Gottes, die er der Welt geschenkt, so voll Liebe zu allen Geschöpfen, die aus seiner Hand gekommen, so voll Verständnis für das Höchste und Tiefste, was ein Herz bewegen kann, voll Verständnis auch für das, was dem deutschen Gemüt in besonderer Weise eigen ist: für den Humor. Was ihm einst Gerok geschrieben:

Ein goldnes Herz und ein goldner Humor —
Das Herz in der Brust und der Schalk hinterm Ohr, —
Ob er grüßt zu dem Fest, ob er dankt für den Strauß —
Der goldne Frommel schaut immer heraus!

das ist in Wahrheit sein geistiges Porträt, wie er's uns in seinen Schriften selbst hinterlassen; nicht „grau in grau" gemalt, sondern recht eigentlich „en plein air", in Licht und Luft alles dessen, wovon seine Seele lebte.

Es sind gar mancherlei Erfahrungen und Erlebnisse, die Frommel in seinen Schriften niedergelegt hat; aber das Schönste, Beste und Tiefste hat er überall da geboten, wo es sich handelte um häusliches und Familienleben. Alle diese Bilder sind nicht nur mit Liebe entworfen, sie sind förmlich in Liebe hineingetaucht. Und das hat seinen guten Grund. Aus dem christlichen Hause, aus dem christlichen Familienleben hat er die Kraft immer aufs neue geschöpft, die er nötig hatte für Amt und Beruf. Er hat auch in dieser Hinsicht auf der Sonnenseite des Lebens gestanden: der Segen des Elternhauses ist ihm nachgegangen und hat ihm sein eigen Haus gebaut, so gebaut, daß es für viele eine Stätte reichen Segens geworden. Wie mancher ist doch in den 25 Jahren von Frommels Berliner Amtsleben im Garnisonpfarrhause, Neue Friedrichstraße 46, aus- und eingegangen. Von der Stille, die man dem Pfarrhause so gern gönnt, war freilich an dieser Verkehrsader des geschäftlichen Lebens, welche dicht dabei in das Herz des Berliner Handels, die Börse, mündet, wenig genug zu merken; aber wenn man erst die Thür zu Frommels Wohnung hinter sich hatte, so fühlte man sich geborgen wie in einem Friedenshafen. Besonders anheimelnd war die Studierstube, ein Heiligtum, in das freilich nicht für alle der Weg offen stand. Dort kam man sich vor wie in einer Klause; aber trotz all ihrer künstlerischen Ausstattung, trotz alles dessen, was nicht nur schön, sondern auch wertvoll war durch die mancherlei persönlichen Beziehungen, die sich daran knüpften, behielt sie doch ihren Charakter, hatte sie doch den Zug des Weltfernen. Nur gedämpft klang das Rauschen all des Lebens herauf, das unten auf der Straße vorüberwogte, und unwillkürlich richteten sich die Gedanken auf das, was nicht von der Welt ist und ihr nicht angehört. Ach, wenn sie reden könnte, diese stille, heimliche Klause! Wie manches Leid, das dort gestillt ist, wie manche Not, die dort gelindert wurde, wie manche Thräne, die dort getrocknet! Diese vier Wände, sie bergen doch mit das Beste, was der Heimgegangene gethan, das, was unter die Verheißung des Wortes fällt: „Was ihr gethan habt einem der geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan!" Man konnte Frommel gehört haben in großen geschichtlichen Stunden, wo er dem Gefühl von Tausenden Worte verlieh, man konnte ihn bewundert haben in fröhlichen und ernsten Augenblicken, wo er mit künstlerischer Intuition irgend einen Zug des äußeren Lebens ins Geistliche ausdeutete und dem Naturgesetz nachging mit seinem Widerspiel in der Geisteswelt; aber wer ihn einmal kennen gelernt in diesem stillen Stübchen, dem wog alles andere solche Erfahrung nicht auf, dem war er nicht nur groß und bedeutend und bewundernswert, nein, dem war er *lieb* geworden. Hier erfuhr man's erst, wie ernst dieser Mann sein konnte, dem sonst so viel Freude auf der Stirne lag, wie ernst, und wie milde und wie treu.

Was er aber für sich und für andere hier innerlich durchlebte, das blieb hinter ihm zurück, sowie er aus der Thüre trat. Dann war er ganz der Vater der Seinen, der Wirt seines Hauses, und das Wort kam voll zu seinem Rechte, was der Apostel Petrus in seinem ersten Briefe schreibt: „Seid gastfrei ohne Murmeln." Es war wirklich eine murmellose Gastfreundschaft, die einem dort nicht nur die Thüren, sondern auch die Herzen öffnete. Wie traulich war es dort im kleineren Kreise, wo der Hausvater bei Tische in fröhlichster Unterhaltung aus seinem Schatze Altes und Neues zum besten

gab. Wie fröhlich verliefen die offenen Abende, bei denen Frommel alle seine Gäste so heranzuziehen und sie so glücklich anzuregen verstand, daß ein jeder zur Unterhaltung beitrug, was er hatte, ohne Ziererei vorher und ohne Prätension hinterher. Und bei besonderen Gelegenheiten, welch eine Fülle der Anregung nahm jeder mit nach Haus an alledem, was er dort gesehen und gehört hatte von Leuten, die manchmal wirklich aus aller Herren Ländern sich zusammenfanden. Der Höhepunkt des Familienlebens aber war jedesmal der 5. Januar, der Geburtstag des Hausvaters. Da wurde zu seinen Ehren von dem großen Kreise der Freunde und Freundinnen des Hauses allerlei Kunst geübt; auch dramatische Aufführungen fehlten nicht, die sich entweder an den 6. Januar — den Epiphaniastag, den Frommel so gern zum Geburtstag gehabt hätte — anlehnten, oder aber irgend ein Ereignis aus seinem Leben in harmloser Fröhlichkeit den Gästen vor Augen führten. Den Schluß machte dann der Hausvater selbst, indem er all die verschiedene Töne, die im Verlauf des Abends angeschlagen waren, noch einmal zusammenklingen ließ zu Lob und Dank gegen den Herrn, dem aller Dank gebührt. —

Das ist in kurzen Zügen das Bild des Heimgegangenen, wie es denen gegenwärtig ist, die ihn auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit kennen gelernt haben. Welch eine Arbeit er in dieser Zeit geleistet hat, läßt sich an den Zahlen bemessen, die er selbst darüber zusammengestellt.

„Wenn ich nun dessen gedenke, was ich in diesen Tagen alles unter euch habe arbeiten dürfen, so will ich's sagen zum Ruhm unseres Gottes: Getauft habe ich hier in diesen 25 Jahren 1868 Kinder, getraut 1526 Paare, konfirmiert 1980 Kinder und begraben 1709 Menschenkinder. In allen Kircheu Berlins — mit Ausnahme von vieren — habe ich gepredigt; in 65 Städten Deutschlands während der Berliner Zeit gepredigt und Vorträge gehalten. Ihr seht, ich bin durch unser ganzes liebes Vaterland gewandert und auch sonst noch herumgekommen. Gott hat es mir vergönnt, zu nehmen und zu geben."

Aber die Zahlen allein bieten nicht das rechte Bild von dieser Arbeit; denn sie will nicht gezählt, sondern gewogen sein. An Zahlen kann man wohl sehen, wie mühsam diese Arbeit gewesen, aber nicht wie köstlich sie war, wie sie sein Leben reich gemacht hat auch an Beziehungen zu bedeutenden Männern unserer Zeit. Frommel selbst hat darauf hingewiesen, wenn er sagt:

„Wie viele Freunde und treue Männer der Kirche habe ich scheiden sehen! Wenn ich an den Kirchhof denke, den ich im Herzen trage: an Thielen, Hoffmann, Koellner, Müllensiefen, Arndt, Hengstenberg, Stahn, Orth, Snethlage, Büchsel, Gerok, Rinck, Fries und meinen seligen Bruder Max — wie wird mir das Herz bewegt!" —

Das Jahr 1888 mit seiner schweren Heimsuchung für unser Volk in dem Heimgang zweier Kaiser stellte an Frommel noch einmal besondere Anforderungen. Auf beide Kaiser hat er eine Gedächtnispredigt gehalten; für Kaiser Wilhelm I. am 11. März über Ps. 62, 1—3. 8.: „Meine Seele ist stille zu Gott, bei Gott ist mein Heil." Sein Thema lautete: Die heilige Stille eines Volkes am Sarge seines geliebten Königs. 1. Es ist eine Stille vor dem Herrn in Anbetung und Ergebung. 2. Es ist eine Stille zu dem Herrn in Geduld und seliger Hoffnung. Die Gedächtnispredigt für Kaiser Friedrich am 24. Juni über Jakobus 1, 12: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen" behandelt: Das Bild unseres heimgegangenen Kaisers Friedrich; 1. leuchtend im Sonnenglanz glücklicher Tage, 2. verklärt in der Nacht tiefer Leiden.

Wer damals an jenen Trauergottesdiensten teil genommen hat, mußte unter dem unmittelbaren Eindruck seines Wortes zu dem Glauben kommen: Er ist wohl ein Mann in greisem Haar, aber mit jungem Herzen und voller Kraft. Aber bereits in jener Zeit fingen die Folgen einer jahrelangen Überlast von Arbeit an, sich bemerkbar zu machen und zeigten sich als die ersten Spuren zu dem Leiden, daß schließlich zum Tode führen mußte. Damals freilich verstand er es, sich trotz aller Anfälle, die sich dann und wann wiederholten, eine Frische zu bewahren, die erstaunenswert war! Wie oft, daß er morgens nach einer schlaflosen und schmerzvollen Nacht sich außer stande fühlte, irgend

etwas von Amtsgeschäften zu übernehmen, — und nachmittags ging er seinem Berufe nach, als wenn er überhaupt nicht krank gewesen wäre! Eine Kur in Wildungen und Salzschlirf war von wohlthätigem Erfolg und es konnte so scheinen, als ob sein Leiden — dessen wahre Natur man damals wohl noch nicht kannte — zum Stillstand gekommen wäre. Aber es war nicht so, langsam, aber unaufhaltsam nahm es zu, so daß endlich im Jahre 1895 keine andere Hilfe mehr blieb, als durch einen operativen Eingriff. Die Operation gelang wunderbar; „ich habe nicht einen Augenblick Schmerz gefühlt, nicht eine Nacht Wundfieber gehabt," so erzählte er selbst hinterher dem Verfasser, und im stillen Lazarett zu Potsdam, getragen von der Liebe der Seinen und verpflegt von der Güte seines kaiserlichen Herrn konnte er in Ruhe die Genesung abwarten. Wie mochte er in jenen Tagen zurück denken an eine ähnliche Zeit, da er im Wupperthal an den Pocken erkrankt war, eine Zeit, an die er sich mit besonderer Freude erinnerte, denn er pflegte davon zu sagen:, Es ist keine „angenehme" Krankheit, die Pocken, aber wenn die ersten zehn Tage vorbei sind, und man daliegt wie ein ehrlich verwundeter Soldat, — das war doch mit die schönste Zeit meines Lebens, diese 7 Wochen. Alles war so still, niemand kam zu mir, denn die Leute hatten Respekt vor den Pocken; da war man allein mit seinem Gott, und das war herrlich."

Aber wenn ihm dieselbe Stille auch äußerlich nicht zu teil wurde, innerlich hat ihn Gottes Hand desto mehr in die Stille geführt und seine Gedanken aufwärts gerichtet. In den Tagen seiner Genesung war es dem Verfasser vergönnt, seinen teuren alten Pfarrer auf seinem Krankenlager besuchen zu dürfen. Er fand ihn über dem Neuen Testamente, wo ihn die Stelle Luk. 10, 17—20 beschäftigte: wie die Jünger heimkehren von ihrer ersten Aussendung, voller Freude über ihren ungeahnten Erfolg, und wie der Heiland nun ihre Freude in die rechte Bahn bringt und auf das rechte Ziel lenkt: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind." Von dem geschichtlichen Verständnis des Textes, um das sich in erster Linie die Aussprache drehte, kam Frommel dann auf die praktische Anwendung. Er blieb stehen bei dem Schlußwort: Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind, und sprach von diesem Wort mit einer Gewißheit und Tiefe der Erfahrung, dabei mit einer inneren Ergriffenheit und Bewegung, die dem unvergeßlich bleiben wird, der ihr Zeuge sein durfte. Dies Wort war das letzte, was der Verfasser aus Frommels Munde gehört, es klang wie eine Vorahnung dessen, was kommen sollte, aber in seine Todesgedanken hinein erschien das ewige Licht.

Gott schenkte es ihm, daß es auch hienieden noch einmal „um den Abend licht ward," bei der 25jährigen Jubelfeier seiner Berliner Amtsthätigkeit. Es war der Sonntag Estomihi (25. Februar 1895), an dem diese Feier stattfand. Die Epistel des Sonntags, 1. Cor. 13, das Hohelied des Apostels Paulus von der Liebe, war die Festglocke, die den Tag einläutete, er selbst ließ diesen Ton fortklingen in seiner Festpredigt mit alledem, was die „vox humana" menschlicher Empfindung und „vox coelestis" ewiger Wahrheit seinem Herzen auszusprechen gab; und zu allem Wort der Liebe kam noch die That der Liebe von seiner Gemeinde, die ihm diesen Tag reich geschmückt hatte. Es war der Glanz der Abendsonne, die ihm zum Feierabend schien. Am 27. April 1896, dem Sonntag Jubilate, hielt er seine Abschiedspredigt über Joh. 21, 15—19, und redete über den großen Erzhirten und Bischof unserer Seelen, wie er 1. eine Hirtenbuße fordert, 2. ein Hirtenbekenntnis gestattet, 3. ein Hirtenamt überträgt und 4. einen Hirtengang ordnet. Mit einem herzlichen Gebete, in dem er zum letztenmale seine ganze Gemeinde mit ihrem Hirten und ihren Gliedern fürbittend vor Gott brachte, schied er von der Stätte, an der er so vielen zum Segen geworden.

Für den Feierabend seines Lebens hatte ihm das Vertrauen seines Herrscherhauses eine Aufgabe gestellt, zu der er ganz besonders von Gott ausgerüstet war mit der Weisheit des Alters und mit der Liebe zur Jugend: die Vorbereitung und Konfirmation der beiden ältesten Prinzen. In Plön, wo diese die Kadettenanstalt besuchten, war ihm zu diesem Zwecke ein freundliches Heim bereitet. Freilich, es war leer geworden in seinem Haus, und die Stille nach dem rastlosen Leben der Hauptstadt mochte wohl zuerst sich allzusehr fühlbar machen; jedoch die rasche und bequeme Verbindung nach der

alten Heimat mit all ihren Freunden trug dazu bei, die Trennung zu erleichtern und ihren Schmerz zu lindern. Mit neuem Eifer nahm Frommel seine schriftstellerische Thätigkeit wieder auf, und die Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler lohnte ihm reichlich die Treue, mit der er sich ihrer annahm. Es hatte einen freudigen Widerhall im Herzen des ganzen Volkes gefunden, daß durch königliches Vertrauen gerade er zum ersten Seelsorger der beiden Prinzen bestimmt war, und Gottes Segen für sie und unser Volk war die Hoffnung, mit der alle Herzen sich trugen. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Die alte Krankheit trat von neuem auf und machte eine zweite und darnach eine dritte Operation notwendig, der die Kräfte des fast Siebenzigjährigen nicht mehr gewachsen war. Wie das Leiden im einzelnen verlaufen und durch welche Tiefe Gottes Wille ihn geführt, bis er mit Frieden heimgehen durfte, das alles gehört einstweilen denen allein, die an ihm das Beste verloren, was es für ein Menschenherz auf Erden giebt. Nur auf zweierlei sei noch hingewiesen; auf die letzte Predigt, die er gehalten, und auf das letzte Wort, was er geschrieben hat. Seine letzte Predigt über den Kämmerer aus Mohrenland klingt aus in das Wort: „Er zog seine Straße fröhlich!“ Mit diesem Wort war er ins Leben hineingegangen, als Gottes Gnade ihn hatte durch „seinen Philippus“ die rechte Straße finden lassen, mit diesem Worte ging er hin auf den schweren dunkeln Weg, der vor ihm lag, in der fröhlichen Gewißheit des Glaubens: „Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir!“ — Sein letztes Wort, das er geschrieben, war ein Liebesdienst für einen jungen Freund, der sich wegen litterarischer Hilfsmittel zu einer wissenschaftlichen Arbeit an ihn gewandt. Er hatte noch etwas gefunden, was diesem von Nutzen sein konnte, und das ließ ihm keine Ruhe, noch zwei Stunden vor der Operation hat er's ihm übersandt; so war sein letztes Wort eine That, ein Werk der Liebe, „die nicht das Ihre sucht.“

Die Nachricht von seinem Heimgang am 9. November bewegte die Herzen weit über die Grenzen seiner alten und neuen Heimat hinaus Unter denen, die trauernd an seine Leiche traten, war die erste Deutschlands Kaiserin. Sie hatte dem Leidenden Erquickung bringen wollen, nun, da er ausgelitten, ließ sie sich's nicht nehmen, die Leidtragenden zu trösten. — Da der Heimgegangene nach seinem letzten Willen in Berlin seine Ruhestätte finden sollte, so wurde in Plön nur eine stille, schöne Feier für den engsten Kreis der Leidtragenden gehalten. Dann überführte man die sterbliche Hütte des Heimgegangenen nach Berlin, wo sie in der Garnisonkirche vor dem Altar aufgebahrt wurde. Hier fand am 12. November die eigentliche Trauerfeier statt, von der ein jeder, der ihr beiwohnen durfte, einen unvergeßlichen Eindruck mitnehmen mußte, um so mehr, als sie bis ins einzelnste hinein von dem Heimgegangenen selbst bestimmt und angeordnet war; sie war völlig liturgisch gehalten, kein freies Wort wurde gesprochen außer dem Schlußgebet. So waren's nicht andere, die von ihm redeten, sondern er selbst redete noch einmal aus seinem Sarge heraus zu denen, die ihn so oft und so gern an dieser Stätte gehört haben.

Mit dem Gesange: Freu dich sehr, o meine Seele, begann der Gottesdienst. Nach dem Gemeindegesange trat der Schwiegersohn des Heimgegangenen vor den Altar und hielt die Liturgie, die mit dem „Lobpreis eines reichgesegneten Lebens“ (Ps. 103) anfing, die „Beichte seines demütigen Herzens“ (Matth. 18 bis zum dem Worte: „Und die Schuld erließ er ihm auch“) daranschloß, „das Geheimnis seines fröhlichen Lebens“ (1. Cor. 13) kundgab und mit der Gewißheit eines seligen Sterbens (1. Petri 1) ihren Abschluß fand. In diese Gewißheit stimmte der Chor ein mit der schönen Motette: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Als der Cantus firmus „Christus der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn, dem thu ich mich ergeben, mit Freud fahr ich dahin,“ in die übrigen Stimmen hineinklang, da ging's ein eine tiefe Bewegung durch aller Herzen. Es war auch beweglich genug: eine Gemeinde von Leidtragenden aus allen Ständen und Berufsklassen, aus allen Schichten unsers deutschen evangelischen Volkes, von nah und fern, von dem kaiserlichen Hause an bis zu geringen und kleinen Leuten, alles, was sie noch an Ehre zu erweisen und an Liebe zu bieten hatten, es sollte hier noch einmal zum Ausdruck kommen an diesem Sarge. Doch er, der darin gebettet

war zur letzten Ruhe, er konnte das alles dahinten lassen, er hatte Besseres gefunden; was ihnen Verlust war, das war nun sein Gewinn geworden: „Mit Freud fahr ich dahin!“ — In diesen Ausblick auf die ewige Freude hinein klang noch das Gotteswort (Offenbarung 7, 9—17) von denen, „die da gekommen sind aus großer Trübsal, denen Gott abwischen wird alle Thränen von ihren Augen.“ Darnach folgte das Schlußgebet und die Aussegnung seiner irdischen Hülle. Nun wurde der Sarg hinausgetragen und ein unabsehbarer Zug gab ihm das Geleite. Derselbe Mann, der einst den Lebenden auf seinem ersten Wege durch Berlin geleitet und in sein Haus geführt hatte, der führte nun den Heimgegangenen auf seinem letzten Wege und brachte ihn in seine letzte Wohnung auf Erden: ins Grab hinein. Als der Trauerzug auf dem Friedhof angekommen und die Leiche eingesenkt wurde, schien die Sonne voll und hell über seiner stillen Ruhestätte; und mit den Worten, die der Sohn des Heimgegangenen dem Vater mit auf den Weg in die Ewigkeit gab: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe“ — mit diesen Worten und mit dem Segen des dreieinigen Gottes ging über allem Leide noch eine andere Sonne auf: „Über dem offnen Grab der offne Himmel“, so hatte er es so oft Leidtragenden zum Trost ins Herz geschrieben, nun war's über ihm selber zur Wahrheit geworden.

Auf sein Grab hat er selbst sich als einzige Inschrift bestimmt:

Ob auch die Welt in Trümmer geht,
Das Kreuz doch unerschüttert steht;
Ob auch die Seel' im Kampfe bricht:
O Jesu Christ! Dich laß ich nicht.

Wir alle aber, die nun trauern, blicken ihm nach mit dem Worte, das ihm seine alte Wupperfelder Gemeinde als letzten Gruß gewidmet: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“*)

*) Das kürzlich erschienene Büchlein des heimgegangenen Hofprediger D. Frommel hat den Titel: Letzte Worte, aber nicht letzte Liebe (Verlag von Martin Warneck in Berlin W. Linkstr. 4). Pr. Mk. 0,50. Diese „letzten Worte“ des sel. Verfassers, die im Druck erschienen sind, sind nun wirklich die „letzten Worte“ desselben an seine teure Berliner Gemeinde gewesen. Der Ertrag ist zum Besten der Armen in der Berliner Garnisonsgemeinde bestimmt.





„Der Teufel im XIX. Jahrhundert".

Von

Dr. Riekß.

Unter obigem Titel ist 1892 und 1894 bei Delhomme und Briguet zu Paris und Lyon ein zweibändiges Werk mit Hunderten von Bildern großenteils blödsinnigen Charakters erschienen. Dasselbe hat zu einem heftigen Federkriege im römisch-katholischen Lager Anlaß gegeben. Das lebhafte Interesse, welches diese bereits im Novemberhefte 1896 dieser Zeitschrift berührte Streitfrage gefunden hat, erklärt sich nicht etwa aus weitverbreiteten polemischen Neigungen, sondern zum Teil auch aus antimaterialistischen Bestrebungen und dem allgemein menschlichen Verlangen nach Aufklärung über das dunkle Geisterreich. Das „Magazin für die Litteratur des Auslandes" in Nr. 2 des Jahres 1880 konnte in Deutschland und Österreich 4 und in den übrigen Ländern Europas und Amerikas 29 Zeitschriften des Spiritismus aufzählen und bemerken: „Die Buchlitteratur dieser geistigen Höllenbreughelei ist bekanntermaßen Legion, zumal sich auch deutsche Schriftsteller redlich um die Spiritistenpest bemühen." Von England und Nordamerika aus wird unter Succurs indischer Buddhisten mit dem täuschenden Aushängeschilde „Theosophie" für „Enthüllungen" aus dem Geisterreiche eine rührige Propaganda entfaltet, und Ende August vorigen Jahres ward in Berlin zu gleichem Zwecke ein Centralverein begründet.*)

Auch ohne Zusammenhang mit dieser spiritistischen Strömung ist im katholischen Volke lebhafte Nachfrage nach Botschaften über das Geisterreich und aus demselben vorhanden. Die drastischen Beschreibungen der Hölle und des Fegfeuers in Predigten und Gebet- und Erbauungsbüchern, sowie vor allem die kirchlichen Einrichtungen und Mahnungen zur Erlösung der armen Seelen aus dem Fegefeuer durch Ablässe und bezahlte Messen fördern fast täglich die Sucht des katholischen Volkes zu Grübeleien über das Geisterreich. Unsere modernen Sadducäer mit ihrem religiösen Indifferentismus oder Nihilismus tragen ohne und gegen ihren Willen zur Steigerung genannter Sucht bei. So oft ein Freimaurer begraben wird, raunt in gewissen Gegenden der eine Katholik dem anderen in die Ohren, daß der Teufel unter allerlei Manifestationen den Gestorbenen zu den übrigen Dreipunktebrüdern geholt habe. Obwohl es nirgendwo an solchen Katholiken fehlt, welche die deutschen Freimaurer zum mindesten für harmlose Leute halten, wiederholt sich die Eruption schwärzesten Verdachts bei den mannigfaltigsten Gelegenheiten. In Nordamerika, Frankreich, Italien und anderen Ländern mag das katholische Volk dadurch auch gegen die Geheimbrüder sich aufregen lassen, daß deren Obersten sich allerlei anspruchsvolle Titel wie Hohepriester, Groß-Päpste, Noachitische Patriarchen, Kommandeure der Stiftshütte, Ritter der Sonne, Fürsten des königlichen

---

*) Vergleiche den Artikel Mediumismus und Theosophie seit 20 Jahren von Professor Zöckler. Dezemberheft 1896.

Geheimnisses rc. beilegen. Von dem, was in gebildeten katholischen Kreisen den Freimaurern nachgesagt wird, mag man in Welzer und Welte's Kirchenlexikon IV. p. 1970 ff. Näheres nachlesen. Der gegenwärtige Papst Leo XIII. hat 1884 in der Konstitution „Humanum genus" den Freimaurerorden verdammt und dessen Mitglieder exkommuniziert.

Dieser päpstliche Fluch genügt dem Katholiken, in jedem Freimaurer einen Kandidaten der Hölle und Satelliten des Teufels zu sehen. Die Freunde des Papstes verdoppelten in der ganzen Welt ihren antifreimaurerischen Eifer und begrüßten das anfangs genannte 2000 Seiten große Werk mit Freuden, weil es über die „teuflischen Pläne der Freimaurer" Enthüllungen brachte und die päpstlichen Anschuldigungen zu erhärten schien. Domherr Mustel zu Coutances, welcher am 26. September v. J. an dem Antifreimaurer-Kongresse in Trient teilnahm, schrieb in der Revue catholique de Coutances vom 29. März 1895: „Das Werk ist eine furchtbare, aber wahrhaftige Enthüllung des Kultus und der Werke des Satans in der ganzen Welt unserer Zeit." Ein Dr. Michael Germanus veranstaltete im Verlage der Zeitschrift „Pelikan" zu Feldkirch in Tyrol einen Auszug aus dem Werke: „Der Teufel im XIX. Jahrhunderte." Ein Komitee zu Paris, an dessen Spitze A. de Rive steht, dem eine Reihe Theologen und Juristen zu Diensten sind, betreibt durch zwei besondere Zeitschriften „La franc-maçonnerie démasquée" und „L'Antimaçon" die Entlarvung der Freimaurerei. Insbesondere besorgen dieses die „Mémoires d'une Expalladiste Miss Diana Vaughan", die bei Pierret zu Paris vom Juli 1895 bis 10. Januar 1897 in 16 Heften erschienen sind. Für Österreich und Deutschland hat dieses Geschäft der „Pelikan" übernommen, eine „mit Genehmigung des Bischofs von St. Gallen von Direktor Joh. Künzle zum Preise des allerheiligsten Altarsakraments" herausgegebene Monatsschrift, die in 50000 Exemplaren verbreitet ist. Diese und andere Zeitschriften berichteten über Kultakte der Freimaurer zur Anbetung des Teufels. „Bei der Giordano Bruno-Feier in Rom", so heißt es in einem Flugblatte des Pelikan, „defilierten gegen 100 Teufelsbanner unter Absingung des Teufelshymnus beim Vatikan vorbei; bekanntlich erhob der heilige Vater damals lauten Protest, und wurden allwärts Sühne-Feiern abgehalten. Wenn nun vor aller Welt die Loge ihre Verehrung für den Teufel bekannte, was wird diese Loge erst in ihrem Dunkel treiben, und wie stehen dann katholische Schriftsteller da, welche den Teufelskult der Loge leugnen und ihre Gegner als bewußte Schwindler und geistesgestörte Menschen betiteln?

Seit einigen Jahren bringen sämtliche katholische Zeitungen Italiens, Spaniens und Frankreichs von Zeit zu Zeit Berichte über Erbrechung der Tabernakel, wobei öfters die heiligen Gefäße stehen gelassen und nur die Hostien mitgenommen wurden. Von Kommunionen zum Zwecke, die Hostien den Freimaurern auszuliefern, wissen die Missionare und Seelsorger der meisten Großstädte zu erzählen; es ist dies so notorisch, daß viele französischen und belgischen Bischöfe verordnet haben, daß das Allerheiligste jeden Abend hinüber ins Pfarrhaus getragen werde. Ja, der berühmte Pastor Abel stand nicht an, in Wien auf öffentlicher Kanzel zu erklären, daß ihm Fälle von Hostienraub zu Freimaurerzwecken dort bekannt seien. Wozu aber wollen denn die Freimaurer konsekrierte Hostien? Etwa zur Anbetung? Was thun wohl jene mit den heiligen Hostien, die mit dem Teufelsbanner ausrücken?" Soweit der Pelikan. Seine Behauptungen werden dadurch nicht wahr, daß viele katholische Zeitungen sie nachdrucken.

Für die Richtigkeit ihrer Anschuldigungen beriefen sich die katholischen Blätter Jahre hindurch auf die Enthüllungen des früheren Freimaurers und Pornographen Irgaud Pagès, genannt Leo Taxil. Er ließ bei Letouzey und Ané zu Paris und in der „Buchdruckerei zum heiligen Paulus" zu Freiburg in der Schweiz vier Bände unter dem Titel: „Les frères Trois Points," „Le culte du grand Architecte" und „Les Soeurs Maçonnes" erscheinen, die auch von den deutschen Centrumsorganen zum Beweise der Notwendigkeit der Verdammung des Freimaurersordens durch den Papst fruktifiziert wurden. Nicht minder wurden die Enthüllungen verwertet, welche ein gewisser Margiotta, der früher Freimaurer gewesen und vom Bischofe Fava von Grenoble bekehrt worden war, über den Geheimbund machte. Die größte Freude aber bereitete der

katholischen Welt die Bekehrung der Miß Diana Vaughan. Diese war von ihrem Vater luciferianisch erzogen, in die höheren Grade des Palladismus aufgenommen und zur Maitresse Templière bestimmt. Als sie sich eines Tages weigerte, eine Hostie zu durchstechen und die Keuschheit zu verletzen, wurde sie beim Luciferpapst Albert Pike in Charleston verklagt. Der angerufene Lucifer aber bestimmte ihre weitere Duldung. 1893 entstand unter den Palladisten ein Schisma, da die Ausständigen den zum „Papste" gewählten Adriano Lemmi nicht anerkennen wollten. Miß Vaughan stellte sich an die Spitze der Reform-Palladisten und gab zu dem Zwecke in Paris eine periodische Schrift heraus. Ihre Wohltätigkeit brachte sie in Verbindung mit katholischen Priestern, die ihre Verehrung für Jeanne d'Arc zu ihrer Bekehrung benutzten. Sie versprach öffentlich, auf Maria, die Mutter Gottes, nicht mehr schmähen zu wollen. Eines Tages erschienen ihr Lucifer, ihr Leibteufel Asmodeus und Belial und suchten ihre Bekehrung zu verhindern. Aber sie betete zur Jungfrau von Orleans mit solcher Wirkung, daß sich die Lichtgestalten des Lucifer, Asmodeus und Belial in stinkende Teufel verwandelten. Die Braut des Asmodeus verschwand hierauf hinter Klostermauern und beschuldigte in Memoiren die Freimaurer der teuflischsten Dinge. Dabei hütete sie sich aber, ihren Aufenthaltsort zu verraten, um nicht von den Freimaurern umgebracht zu werden. Ob an dieser Selbstbiographie der Miß Vaughan ein oder kein Körnlein Wahrheit ist, braucht hier nicht untersucht zu werden. Es genügt darauf hinzuweisen, daß ein Versteckenspiel gegenüber den Teufeln und deren Verbündeten zufolge ihrer eigenen Enthüllungen auf die Dauer ein eitles Beginnen ist.

Im Vatikan herrschte anfangs und wohl noch heute über sie großer Jubel. Am 16. Dez. 1895 richtete der päpstliche Kardinalvikar L. M. Parocchi folgendes im Verlage des Pelikan zu Feldkirch jüngst abgedruckte Schreiben an Jungfer Vaughan: „Mit lebhaftem, aber süßem Gefühle habe ich Ihren Brief vom 29. November 1895 erhalten, begleitet von der eucharistischen Novene (Gelöbnis, neun Tage vor dem Altarssakramente gemäß der Intention des heiligen Vaters für den Sieg der Kirche über die Feinde zu beten). Seine Heiligkeit hat mir aufgetragen, Ihnen zu danken und Ihnen seinerseits seinen besonderen Segen zu senden . . . Seit langer Zeit haben Sie meine Sympathien. Ihre Bekehrung ist einer der großartigsten Triumphe der Gnade, die ich kenne. Ich lese soeben Ihre Memoiren, die von einem erregenden Interesse sind. Glauben Sie mir, daß ich Sie nicht vergessen werde in meinen Gebeten, namentlich im heiligen Meßopfer. Ihrerseits lassen Sie nicht ab, unserem Herrn Jesus Christus zu danken für die große Barmherzigkeit, die er Ihnen erwiesen hat, und für die außerordentlichen Beweise seiner Liebe, die er Ihnen gegeben hat." Das Schreiben ist vollständig abgedruckt im 15. Hefte der Memoiren der Miß Vaughan S. 45 ff.

Ob der höchste Beamte des Papstes zu Rom außer den genannten Memoiren der Miß Vaughan auch das Werk: „Le diable an XIX. siècle" gelesen hat, geht aus obigem Schreiben nicht hervor. In diesem Buche wie in der Feldkircher Broschüre: „Geheimnisse der Hölle" ist ganz im Stile der berüchtigten Hexenbulle des Papstes Innocenz VIII. (1482—1492) die Rede von allerlei Teufelsbündnissen und Teufelsbuhlschaften, von Teufelsmessen und blödsinnigen Spukgeschichten. Miß Vaughan versuchte es, durch ihre Enthüllungen über ihren früheren Umgang mit Teufeln ein Seitenstück zu Augustin's oder vielmehr zu Rousseau's Bekenntnissen zu liefern und durch Entlarvung der protestantischen Kirchenfeinde die nationalen Empfindlichkeiten romanischer Völker wachzurufen. In dem Werke: „Le diable an XIX. siècle" heißt es: „Miß Diana Vaughan (ehemals Barbe Bilger) hat vor nicht langer Zeit eine hervorragende Rolle in der Weltmaurerei gespielt, stand beinahe täglich mit Satan in Person in direkten Beziehungen, kennt alle teuflischen Mysterien der Kirchenverfolgungen der letzten Zeit und ist in der Lage, alle höllischen Geheimnisse der Veranstaltung des Kulturkampfes aufzudecken. Nebenbei bemerkt fordere ich Herrn v. Bismarck hiermit heraus, sie zu dementieren; denn v. Bismarck hat die Weisungen Lucifers erhalten, welcher auf sein (des Reichskanzlers) Verlangen von der Schwester Barbe Bilger und anderer Zeugen zitiert wurde. Nun wohl, diese Dame hat es verstanden,

mit der Gnade Gottes die Freiheit ihrer Seele wiederzufinden und sich von der Tyrannei Satans über ihre Person loszumachen. Sie ist am Leben und recht wohl am Leben trotz aller Anstrengungen der wütenden Sektierer, denen sie den Rücken gekehrt hat. Sie verstand es, sich ihren Nachforschungen zu entziehen ... Dank einem providentiellen Zwischenfall, welchen meine Enthüllungen verursachten und dank besonders dem erleuchteten Eifer eines kirchlichen Würdenträgers, der mir die Ehre anthun wollte, seine Bemühungen in dieser Sache mit den meinigen zu verbinden, hat sich heute die Spur Barbe Bilgers wieder gefunden, aber nur für die kirchlichen Behörden. Heute ist die Identität dieser hohen luciferianischen Freimaurerin festgestellt, ihre wirkliche aufrichtige Bekehrung erwiesen, heute ist sie bereits von Jesuitenpatres, Chorherren, also von zuverlässigen und erfahrenen Männern verhört. Dieselben sind für den Fall, daß Lemmi (das Oberhaupt der italienischen Freimaurer) und seine Agenten es wagen sollten abzuleugnen, bereit, die vollkommene Richtigkeit dieses zu bestätigen." Soweit das Buch „Le diable au XIX. siècle."

Aus der angeführten Feldkircher Broschüre über die Hölle erfährt man unter anderen von einer Sitzung der Freimaurer zu Rom am 18. Oktober 1883. Bei dieser Gelegenheit sei der Teufel Bitru erschienen und habe unter Beglaubigung hervorragender Ordensbrüder wie Crispi und Lemmi ein Protokoll unterzeichnet, demzufolge die bei der Sitzung anwesende Sophie Sappho (Walder) am 29. September 1896 die Großmutter des Antichristen zur Welt bringen würde. Unter mehreren auf die Teufelsnatur bezüglichen Symbolen habe sich Bitru als Sanctus Daemon Primarius Praeses unterzeichnet. Direktor Künzle zu Feldkirch verteidigte mit vielen hohen kirchlichen Würdenträgern die Echtheit des Protokolls und insbesondere der Unterschrift des Teufels. Er beruft sich dafür auf eine Entscheidung der Kardinalskongregation der Poenitentiaria zu Rom, welche den Beichtvätern die Vollmacht erteilt hat, von der Sünde der Teufelsanbetung und des Teufelbündnisses loszusprechen, aber nur unter der Bedingung, daß vorher etwaige schriftlich abgefaßte Verträge mit dem Teufel und andere Verkehrsmittel zum Verbrennen abgeliefert werden.

In der Julinummer dieses Jahres teilt Joh. Künzle, Direktor der Priester der Anbetung zu Feldkirch, ein Schreiben des heiligen Vaters vom 20. April, präsentiert am 12. Juni, 1896 an den Redactor des „Pelikan" mit. Leo XIII. erteilt diesem seinen Segen und sagt u. a.: „Was Unsere Freude noch vermehrt, ist der Umstand, daß diese Frömmigkeit der Gläubigen (in Ausbreitung des ewigen Gebetes vor der eine konsekrierte Hostie enthaltenden Monstranz) gerade zu gleicher Zeit mächtig gefördert wird, wo zu Unserem Schmerze die Bestrebungen gottloser Menschen mit immer wachsender Wut dorthin zielen, die dem allerheiligsten Sakramente gebührenden Ehren zu unterdrücken und die Liebe zu Ihm und die Sehnsucht nach Ihm aus den Herzen der Katholiken zu reißen."

In der Augustnummer 1896 S. 113 veröffentlicht der „Pelikan" ein Dankschreiben des römischen Kardinals A. Steinhuber vom 23. Juni d. J. In demselben heißt es: „Ew. Hochwürden danke ich herzlich für die mir freundlich übersandten Jahrgänge der „S. S. Eucharistia" und des „Pelikan." Ich hege die Überzeugung, daß beide Zeitschriften viel Gutes stiften und den überaus segensreichen Verein der Anbetung des allerheiligsten Sakraments unter Geistlichen und Laien mächtig fördern werden." In derselben Nummer S. 124 ist nun auch folgendes über Miß Vaughan zu lesen:

„Über den Satanskult in den Logen, die diabolischen Erscheinungen, die Hostienentweihungen und den bisher unbekannten Ursprung der Freimaurer wird an der Hand der von Diana Vaughan publizierten Akten von berufener Feder in unserem Verlage eine Broschüre erscheinen unter dem Titel: „Die Geheimnisse der Hölle." Preis 60 Centimes, 50 Pfennig, 30 Kreuzer. „Reißt ihr die Maske weg," sprach Papst Leo XIII. in seiner Encyklika über die Freimaurer. Die Broschüre beleuchtet manche geschichtliche Personen sehr grell und erklärt vieles ganz überraschend. Um die Broschüre ganz zu verstehen, ist jedoch etwas mehr als bloße Volksschulbildung erfordert. Die Geheimnisse Satans und der obersten Freimaurer, ihre Vorbereitungen auf den Antichrist, ihre bodenlose Schlechtigkeit sind dort mit unwiderlegbaren Zeugnissen beleuchtet. Selbst die

ganz merkwürdige Unterschrift des Teufels ist photographisch wiedergegeben nebst den photographischen Unterschriften des Teufelspapstes Lemmi und der höchsten Logenhäupter. Die Unterschrift des Teufels besteht aus lauter scharf gezogenen Pfeilen, Schwertern, Wurfgeschossen, Schlangen und Blitzen. Die Echtheit derselben ist durch die Unterschrift der Logenhäupter bestätigt. Diana Vaughan ist es, welche diese Dokumente veröffentlicht hat. In die höchsten und letzten Geheimnisse der Loge eingeweiht, hat sie nach ihrer wunderbaren Bekehrung sich dem Kampfe gegen den Satan gewidmet. Verlag des „Pelikan" und dessen Ablagen" (zu Uznach in der Schweiz).

In der Revue Bénédictine, dem Monatsorgane der Beuronermönche von Maredsous in Belgien, forderte ein Benedictinermönch einen kurzen populären Auszug aus dem Werke „Le diable an XIX. siècle." In welcher Weise im belgischen Mutterhause oder in den Filialklöstern zu Beuron in Württemberg oder Emmaus (Prag) dieser Aufforderung entsprochen wurde, ist mir nicht bekannt geworden. Die katholische Presse aller Länder besorgte übrigens die Verbreitung der Enthüllungen des genannten Buches und ähnlicher mit allem Eifer. Der Pelikan verteidigte im Septemberheft S. 139 von neuem die Echtheit der Unterschrift des Teufels und sagte: „Sie zeigt so recht das grimmige, rasende, mordende Wesens Satans, der nichts Besseres finden kann als Schwert, Pfeile, Blitz, Schlangen, Schlachthorn und Höllengabel." Zugleich erinnert der Pelikan auf derselben Seite an den 19. und 20. September vor 50 Jahren, wo Maria zu Lasalette in Frankreich durch die Hirtenkinder Maximin und Melonia prophezeit habe, daß Lucifer mit einer großen Zahl von Dämonen losgelassen werde. Der Bischof Zola von Lecce und Ugento in Italien hat mit Erlaubnis des Papstes ein Schriftchen veröffentlicht: „Die große Neuigkeit oder das Geheimnis von Lasalette," aus welcher der „Pelikan" und andere Blätter eine Anzahl Auszüge gebracht haben. Die Himmelskönigin mit einer großen Anzahl von heiligen oder seligen Jungfrauen unterstützen demnach durch ihre „Offenbarungen" die zur Bekämpfung der „teuflischen" Freimaurerei kampfbereite römische Streiterschar. Für Pius IX. floß, wie Professor Friedrich in seiner Geschichte des Vatikanischen Konzils S. 467 ff. nachgewiesen hat, in den Prophezeiungen von Lasalette, der Anna Maria Taigi, der Columba Asdente zu Taggia, der Maria Lataste zu Rennes und anderer, eine Quelle seiner theologischen Anschauungen. Die „Offenbarungen" überspannter Personen gaben ihm die Motive zu seinem praktischen Verhalten in vielen wichtigen Angelegenheiten. Leo XIII. hat vor einigen Jahren die vom Medizinalrat Dr. Karsch in einer bei Brunn zu Münster 1878 erschienenen Schrift beschriebene „stigmatisierte Nonne Katharina Emmerich zu Dülmen" selig gesprochen und zur Ausbreitung ihrer „Prophezeiungen" kräftig mitgewirkt. Jede Nummer des „Pelikan" und einer großen Zahl anderer katholischer Blätter führt den Lesern die eine oder andere der modernen „Prophetinnen" mit Enthüllungen vor. Auf einem so zubereiteten Boden mußte die Aussaat der Miß Vaughan üppig aufschießen. „Wir kennen", ruft der „Pelikan" in seinem Oktoberhefte S. 148 aus, „über 40 verschiedene Weissagungen heiliger Personen verschiedener Länder und Zeiten . . Wir haben bis jetzt diese Prophetenstimmen oft angeführt, haben aber dafür mancherseits nur Spott geerntet . . . Wer aber Sühne leistet für die Greuel des Unglaubens und das allerheiligste Sakrament demütig anbetet, der wird Schutz und Gnade finden . . . Die Spötter aber werden untergehen . . Der traurige Sommer, die faulen Kartoffeln, das stehend verfaulte Getreide, die entsetzliche Nässe, die schrecklichen Hagelstürme, die Erdbeben und Sturmfluten, die Greuel in Armenien, bedeuten die denn gar nichts? Es wird eine Zeit kommen, wo auch die Spötter still werden. Viele haben sich abhalten lassen, die Wahrheit zu sagen aus Furcht vor Spott und Verfolgung. Und ob ihrem Schweigen ging das arme Volk zu Grunde. Der „Pelikan" aber wird mit Gottes Hilfe seinen Schnabel offen halten und laut die Wahrheit auskrähen, möge man ihn auch verspotten und verfolgen. Aber du, christliches Volk, halte auch treu zu mir!"

Der „Pelikan" hatte die Freude, am 26. September 1896 zu Trient den Antifreimaurerkongreß tagen zu sehen. Ein Centralkomitee zu Rom, Nationalkomitees in Turin, Paris, Wien, Pesth, Berlin, Lissabon sowie der Dortmunder Katholikentag hatten

für den Besuch desselben warm geworben. 18 Kardinäle, sehr viele Erzbischöfe und Bischöfe aus allen Ländern gaben durch zustimmende und ermunternde Schreiben ihren Beifall dem Kongreß zu erkennen. Leo XIII. spendete demselben in einem besonderen Breve seinen Segen und drückte die Hoffnung aus, daß die Katholiken dem Irrtume (der Freimaurer) keine Schonung angedeihen lassen möchten. Der Generalkommissar der 43. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands Karl Fürst zu Löwenstein in Kleinheubach (Unterfranken) hatte am 18. September v. J. zum Kongresse mit folgenden Worten eingeladen: „Katholiken, welche nicht in der Lage sind, nach Trient zu reisen, können sich dennoch an diesem wichtigen vom heiligen Vater empfohlenen Unternehmen beteiligen, indem sie sich als Mitglieder eintragen lassen. Wer sich mir durch pfarramtliches Zeugnis als aufrichtiger Katholik ausweist und den Beitrag von 8 Mk. einsendet, erhält eine Mitgliedskarte, und wird sein Name in das Mitgliederverzeichnis des Kongresses eingetragen. Es ist dies eine offene mutige Kundgebung der Zustimmung zu den Zwecken des Kongresses, der Licht bringen soll über die Ziele und das Treiben der gefährlichen lichtscheuen Sekte, und ist der Beitrag eine dankenswerte materielle Hilfe. Das Mitglied erhält auch nach Ablauf des Kongresses den Bericht der Verhandlungen gratis zugesandt. Sehr wünschenswert ist es, daß auch katholische Vereine, katholische Preßunternehmungen, geistliche Behörden und andere Korporationen in gleicher Weise sich beteiligen."

Gegen 500 katholische Priester, Mönche und Laien versammelten sich am genannten Tage in Trient nnd blieben eine Reihe von Tagen zusammen. Die erdrückende Mehrheit beteiligte sich an dem Jubel über die Enthüllungen der bekehrten Miß Vaughan. Leo Taxil von Paris, von dessen Enthüllungen über die Freimaurer im Jahre 1886 die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn unter frenetischem Beifall der „Stimmen aus Maria-Laach," der „Kölnischen Volkszeitung," der „Germania" und der übrigen katholischen Blätter eine Übersetzung veröffentlichte, zeigte der Versammlung das Bild der Miß Vaughan und pries deren Memoiren an, von denen bis jetzt 16 Hefte erschienen sind. Nach einem Berichte des Teilnehmers Laurent Bielliet aus Lyon im „Univers" traten fünf Geistliche für die Miß Vaughan energisch ein. 80 % des Kongresses hätten für diese gestimmt. Nach einem Berichte des Paderborner „Westfälischen Volksblattes" haben nur einige Deutsche, mit Monsignore Gratzfeld aus Köln an der Spitze, die Existenz der Vaughan bezweifelt, im übrigen aber 9/10 der Mitteilungen der Feldkircher Broschüre „Geheimnisse der Hölle" für richtig gehalten. Der Kongreß setzte zur Prüfung der Vaughan-Frage eine Kommission nieder, in welcher sich zum Leidwesen des „Westfälischen Volksblatts" keiner der deutschen Opponenten befindet. Diese Kommission hat ihren Sitz in Rom und besteht aus zwei Prälaten des päpstlichen Staatssekretariats Sardi und Radini, dem Bischofe Lazzareschi, dem Jesuitenpater Franco, Professor Longo und dem Präsidenten und Vizepräsidenten des Trienter Antifreimaurerkongresses Alliata und Pacelli.

Bald nach dem Kongresse am 13. Oktober brachte die „Kölnische Volkszeitung" einen sensationellen Enthüllungsartikel. Dieser bezeichnete die Firma Leo Taxil und Miß Vaughan als eine heillose Fälscher-Gesellschaft. Dr. Bataille, welcher sich als Herausgeber des Werkes „Le diable an XIX. siècle" nannte, sei kein anderer als der atheistische Mediciner Dr. Hacks, der sich von Leo Taxil getrennt und kurz vor dem Trienter Kongreß bei einem Aufenthalte in Köln über seinen bisherigen Geschäftscompagnon Taxil allerlei böse Dinge ausgeplaudert habe, wie der Chefredacteur Dr. Cardanus einige Zeit nachher offenbarte. Die „Germania", „Westfälisches Volksblatt" und andere Centrumsorgane erklärten nun die Miß Vaughan-Enthüllungen für puren Schwindel, den Leo Taxil und dessen Frau aus Geschäftsinteressen insceniert hätten. Habe doch Leo Taxil vom Priester Künzle in Feldkirch gelegentlich des Trienter Kongresses eine Entschädigung von 20000 Mark dafür verlangt, daß er durch unerlaubten Druck der „Geheimnisse der Hölle" die Autorrechte der Miß Vaughan, welche nach den Centrumsorganen mit Taxils Frau identisch ist (?!), geschädigt habe. Der frühere Freimaurer Domenico Margiotta, welcher nach einer Mitteilung der „Kölnischen Volkszeitung" für die deutsche

Übersetzung seiner Enthüllungen über den Freimaurerorden seiner Zeit 50000 Mark verlangt habe, hat sich gleichfalls von Leo Taxil getrennt und die Angaben des Kölner Blattes über die Nicht-Existenz der Vaughan bestätigt, was diese aber widerlegt hat.

Der „Pelikan" verteidigt in seinem Oktoberheft S. 146 die Miß Vaughan unter Berufung auf den päpstlichen Segen und das Schreiben des Kardinals Parochi. Er hätte die Broschüre: „Geheimnisse der Hölle" in Verlag nehmen zu dürfen gemeint im Glauben, er brauche nicht vorsichtiger zu sein als der Papst und Kardinal Parochi. „Nun stand auf einmal in der „Germania" und hierauf in vielen Zeitungen eine Warnung gegen diese Broschüre und wurde selbe einfach als Schwindel bezeichnet, indem man vorgab, es gäbe in der Loge keine Teufelsanbetung und keine Hostienentweihung, besonders griff man die Teufelserscheinungen an und stellte selbe als Humbug hin. Da weder der Redactor noch sonst ein Mitarbeiter des „Pelikan" die Broschüre verfaßt hat, können wir nicht für jede Zeile einstehen, die Sache ist ja keine Glaubenswahrheit, dagegen halten wir die Hauptsache davon, die Hostienentweihungen und den Teufelskult der Loge für wahr." Nachdem er nochmals auf den päpstlichen Segen und das Schreiben des Kardinals Parochi, den Präsidenten A. de Rive in Paris, die Bruno-Feier in Rom, die Berichte aus verschiedenen Ländern über Hostienraube hingewiesen hat, sagte er: „Ob nun jede einzelne Erscheinung richtig ist, die in der Broschüre erzählt wird, überlassen wir dem Verfasser, wir wenigstens haben noch keinen gegenteiligen Beweis gefunden. Wenn daher von Schwindel die Rede ist, so ist er bei den Gegnern der Diana Vaughan zu suchen."

Hiermit noch nicht zufrieden, brachte dasselbe Heft S. 147 noch die Nachricht, daß sich der Pelikan an eine der größten Autoritäten im Freimaurerwesen, Bischof Amand Joseph Fava von Grenoble, den der Papst bei Abfassung der Encyklika gegen die Freimaurer zu Rate gezogen habe, gewandt und von ihm aus Evin-Malmaison am 31. August folgendes Schreiben empfangen:

„Herr Generaldirektor! Diana Vaughan, früher Palladistin, hat sich zum Katholicismus bekehrt, sie wurde getauft und hat ihre erste heilige Kommunion gemacht; sie bekämpft die Freimauerei durch Publikation verschiedener Werke wie ihrer „Memoiren", „Crispi" und andere. Man hat versucht ihre Existenz und ihre Akten in Zweifel zu ziehen, aber es ist das nur eine List der Freimaurerei, die immer lügt. Diana Vaughan muß sich verborgen halten, um dem Dolch zu entgehen. Ihr ergebener + Amand Joseph, Bischof von Grenoble."

„Der ganze Sturm gegen die Diana Vaughan und die „Geheimnisse der Hölle" ist also nach den Worten des Bischofs von Grenoble nichts als eine Freimaurerlist, welcher die katholische Presse zum Opfer fiel. Die betreffenden Blätter stehen hoch über dem Verdachte, wissentlich die Freimaurer zu begünstigen, aber reinfallen kann jeder, und reingefallen sind sie diesmal gründlich."

Mit dieser Kanonade will der Pelikan nur seinen Rückzug verdecken und erklärt ganz kleinlaut im Novemberheft S. 171: „Nachdem auch der Antifreimaurer-Kongreß in Trient die Diana Vaughan-Frage nicht entscheiden wollte, wollen wir uns mit dieser Sache nicht mehr beschäftigen und unterwerfen uns zum voraus dem römischen Entscheide, wie immer er lauten möge." In einer Beilage zum Novemberhefte erklärt dieser weiter: „Äußerst tüchtige Fachkundige haben in der „Kölnischen Volkszeitung" die Zweifelhaftigkeit der Diana Vaughan dargethan. Wir bitten daher unsere Leser, die Mitteilungen über die Diana Vaughan solange als zweifelhaft zu betrachten, bis Rom, das gegenwärtig die Sache untersucht, anders entschieden hat. Damit ist nicht gesagt, daß alles zweifelhaft ist, was die betreffende Broschüre enthält. Der Satanskult mancher Logen und die Hostienentweihungen sind z. B. durch viele Thatsachen festgestellt. Einer der tüchtigsten Gegner (der Kölner Weihbischof) erklärte auf dem Tridentiner Kongresse, er halte $^{9}/_{10}$ der Mitteilungen für richtig. Immerhin wollen wir nicht das zweifelhafte Zehntel festhalten und stellen daher den Verkauf der Broschüre „Geheimnisse der Hölle" ein." Im Dezemberhefte berichtet Joh. Künzle S. 178 von vielen Trost- und Beileidsbriefen katholischer Geistlichen, die ihn über „das Wüten des Satans" beruhigen wollen, weil er „in einen entschuldbaren Irrtum in der Diana Vaughan-Frage" geraten

sei. Künzle bemerkt: „Der Sturm gegen den „Pelikan" bläst überall so stark, daß die Abonnentenzahl ganz erheblich zurückgeht." Nicht die Sorge über das große Fiasko päpstlicher Unfehlbarkeit oder den durch dieses unlautere Treiben angerichteten sittlichen Schaden bekümmert den „Direktor der Priester der Anbetung", sondern die Abnahme der Abonnementsgelder.

Indessen hat der Sekretär des Kardinals Parocchi, päpstlicher Hausprälat A. Villard, noch am 19. Oktober v. J. an Jungfer Vaughan eine lange Epistel gerichtet, in welcher alle gegen die Miß erhobenen Bedenken für ein „gemeines Manöver des Vaters der Lüge" erklärt werden. Sein Chef Parochi soll verschiedenen Interviewern bekannt haben, daß er sich getäuscht habe, die Existenz der Miß Vaughan nunmehr bezweifele und dem Leo Taxil Schwindeleien zutraue. Indessen der Priester Tardivel, Teilnehmer des Trienter Kongresses, erklärte in der „Vérité" von Quebeck am 12. Dez. 1896 die Berichte der Interviewer für bestellte Arbeit der Freimaurer und sagte, daß Kardinal Parochi ihm gegenüber sich noch jüngst zum Werke und zur Person der Miß Vaughan bekannt habe. Taxil aber erhofft nach einer Erklärung von der römischen Kommission eine günstige Entscheidung und erwartet geduldiges Zuwarten der interessierten Kreise. Miß Vaughan selbst setzt den Kampf gegen ihre katholischen Bestreiter im Dezember- und Januarheft nicht ohne Geschick fort. Sie bringt Dokumente bei, die erweisen, daß der Pariser Groß-Orient einen Delegierten auf den Trienter Kongreß gesandt hat, um die Katholiken zu spalten. Dr. Bataille sei für 100000 Franks von den Freimaurern, denen auch einige katholische Bischöfe Amerikas angehörten, gekauft, habe im Bunde mit dem bekannten Findel vor dem Kongresse mit Dr. Cardanus, dem Redakteur der „Kölnischen Volkszeitung", verhandelt und vereinbart, daß der Enthüllungsartikel nicht vor, sondern nach dem Kongresse erscheine, da dessen romanische Mehrheit jeden Widerspruch erstickt hätte. Im Hefte vom 10. Januar d. J. erbietet sich die Miß Vaughan, vor dem Papste in Rom zu erscheinen und ihre Sache gegenüber all ihren Feinden siegreich durchzuführen. Der Raum verbietet es, aus ihrer geschickten Verteidigung Näheres mitzuteilen. Es will mir scheinen, daß die „Kölnische Volkszeitung", „Germania" u. a. auf die Dauer nicht umhin können, den gegen sie wie gegen Grotzfeld und Baumgarten, die in Trient gegen sie auftraten, erhobenen Beschuldigungen mit Gegenbeweisen entgegenzutreten. Wie aber auch der päpstliche Stuhlspruch ausfallen möge, die von Dr. Karsch über die jüngst selig gesprochene Katharina von Emmerich veröffentlichten Akten und der Ausgang vieler anderen katholischen „Prophetinnen" zeigen, daß der Vatikan über viele Dinge seine Fittige breitet, von denen wir uns aus religiös-sittlichen wie vaterländischen Gründen mit Abscheu wegwenden. Keine pontifikale Entscheidung kann wieder gutmachen, was die Firma Leo Taxil-Vaughan ꝛc. seit Jahren unter Mitwirkung der katholischen Würdenträger und Zeitungen in Anschwärzung und Verdächtigung einer großen Anzahl von Personen geleistet hat. Auch der durch diese Bücher genährte antideutsche Chauvinismus wird am allerwenigsten von Rom aus nachträglich rückgängig gemacht werden.

Schließlich sei hier noch in Ergänzung des trefflichen Artikels unseres Altmeisters D. Zöckler im Dezemberhefte auf den VII. Band der „Philosophischen Schriften" von Professor Dr. Franz Hoffmann (Erlangen, Andr. Deichert. 6 Mk.) aufmerksam gemacht. Derselbe enthält eine Reihe wertvoller Studien über Lebens-Magnetismus, Somnambulismus, Geisterwelt, zeitliches und ewiges Leben. Da das abergläubische Treiben der Freunde des Trienter Kongresses manchen dazu führen kann, das Kind mit dem Bade auszuschütten und die biblische Lehre über den Teufel zu verwerfen, so dürfte die Lektüre der genannten Schrift des tief christlichen Denkers Hoffmann, der in lichtvollen Artikeln über eine große Reihe der auf die angedeuteten Fragen bezüglichen wissenschaftlichen Werke orientiert, vielen als eine angenehme und segensvolle Pflichterfüllung erscheinen.



Carl von Schachmann.

Ein Bild aus dem geistigen Leben des 18. Jahrhunderts.

Von

Eleonore Fürstin Reuß.

(Schluß.)

Von Schlesien aus begab sich der Graf Zinzendorf mit seinem Sohn nach Livland, von der Gräfin bis Polnisch Lissa begleitet. Carl entschloß sich, in Begleitung seines Hofmeisters Scholler bis Königsberg mitzureisen. Er schrieb an den Vormund einen Brief, der jedenfalls dazu bestimmt war, seinem Vater und vielleicht auch dem Waisenamt vorgelegt zu werden. Es heißt darin:

„Nachdem ich von Ihnen vernommen wie sehr der Papa verlangt, mich einmal zu sehen, so habe ich mich mitten aus meinen Studiis und gesegneten Einrichtung herausgerissen und mitten im Winter aufgemacht, meinem gnädigen Papa dieses Vergnügen und mir diese Ehre zu geben.

Der Herr Vormund hatten mich nach Halbau bestellt, weil man vermutete, daß S. Excellenz der Herr Graf von Promnitz das Vergnügen haben würde, den Papa daselbst zu sehen. Ich erhoffte darnach auf dero fernerweite Versicherung, gnädigen Papa in dero Hause die Hände zu küssen, als woselbst ich es um so viel lieber gethan hätte, weil mich's doch immer ein wenig bedenklich macht, warum der gnädige Papa zuweilen ohne Vorwissen meines Herrn Vormunds auf geheimen Wegen sich meiner Person zu versichern, denken wollen. In diese Skrupel komme ich immer von neuem, und habe diesmal darunter succumbiert, als anstatt des gnädigen Papas, welcher mir dero persönliche Ankunft gnädigst versichern ließen, einen Advokaten kommen sah, da mir freilich die Marienbornische Entführungs-Sache ganz von neuem aufs Herz fiel, und ich den festen Schluß faßte, mich in meinen unmündigen Jahren nicht mehr in eine solche Gefahr zu wagen, davon ich eigentlich zwar keinen Begriff habe, aber überhaupt nicht anders, als ungleich denken kann, weil der gnädige Papa so mysteriös thut.

Dieses Inconveniens ist nun freilich aus dem diesmaligen mésentendu entstanden, daß ich in meine vorigen Anstalten nicht wieder zurückgehe; ich mache mir ein Gewissen daraus, unschuldige Leute in meine Beschwerlichkeiten zu ziehen. Ich will mich daher ganz in die Stille begeben und meine Studia in entfernten Orten fortsetzen, so lange bis ich majorenn sein, und also mit Sicherheit auf dem meinen leben, oder auf den Landes-Universitäten meine glücklich angefangenen Studia zu Ende bringen kann. Nachfragen und Ministres meinetwegen beordern lassen, wird mich wohl beunruhigen, aber nicht aus meinem Plan bringen. Ich merke, daß mein gnädiger Papa meine Principia nicht recht kennen; denn das haben sie in den harten Memorialien nach Hofe deutlich und klar gezeiget, als sie von Ihre Majestät meine Hinwegnehmung aus den Anstalten verlanget, nachdem sie mich selbst vor Jahr und Tag schriftlich darinnen rekommandiert hatten, wie es dem gnädigen Herrn Vetter zur Genüge wird bekannt sein.

Ich traue mir selber nicht, ich werde mir auch nicht trauen, wenn ich erwachsen bin, aber alsdann bin ich doch bei mir selbst entschuldigter, denn so lange man noch

Vormünder braucht, so lange wird man auch von der Welt vor unfähig gehalten, sich selbst zu gouvernieren.

Der Heiland, der mich angenommen, wird mich bewahren, und mir den Gehorsam gegen seines guten Geistes Arbeit in meinem Herzen vor keinen strafbaren Ungehorsam gegen meine Vorgesetzten auslegen, denn Er kennt mein Herz."

Von Königsberg schreibt der junge Schachmann am 7. Februar 1744:

„. . . . Ich habe mir die Zeit meines Hierseins unterschiedene Collegia zu Nutze gemacht. Die eigentliche Ursache, warum ich hierher gekommen, war, daß der Herr Graf selbsten bei seiner Zurückkunft aus Liefland, mit mir zu meinem Papa zu reisen gedachten, welches sich nunmehr so weit geändert, daß sie für besser befunden, die Sache allein mit meinem Papa auszumachen, und mich geradeswegs nach Marienborn reisen zu lassen, wohin ich mich nächster Tage aufmachen werde. Ich kann nicht anders, als mir von dieser Sache einen guten Ausgang versprechen, welcher vielleicht manchen künftigen Beschwerlichkeiten vorbeugen wird. . . . ."

Ob der Graf Zinzendorf den Major von Schachmann gesprochen, scheint ungewiß. Carl ging mit Scholler wieder nach Marienborn und durfte dort unangefochten bleiben, bis es der Vormund an der Zeit fand, ihn auf die Universität Leipzig zu schicken. Carl ging sehr ungern dorthin; Leipzig war ihm als gefährlicher und verführerischer Ort geschildert worden, und er fürchtete sich, dort nicht „nach dem völligen Sinn und Gnade des Heilandes auszukommen", und bittet den Vormund, seine Furcht und Bedenklichkeit nicht übel zu nehmen, „weil ich doch gewiß weiß, daß denenselben meines Herzens Wohlergehen ebenso nah liegt, als das von meinen leiblichen Umständen. Der gnädige Herr Vetter können unterdessen versichert sein, daß ich, wenn nur irgend eine Hoffnung in meinem Herzen finde, ein unverletztes Gewissen auf der vorgeschlagenen Universität zu bewahren, demnach mich auf die Reise zu machen. . . . ."

Der arme Herr von Schweinitz, dem gewiß seines Mündels Seelenheil vor allem am Herzen lag, konnte doch nicht anders, als auf der Übersiedlung nach Leipzig bestehen, gebunden durch eine landesherrliche Verordnung, die allen sächsischen Unterthanen den Besuch einer inländischen Universität vorschrieb. So zog denn Carl am 6. September von Marienborn fort mit einem Kandidaten Hermann „als eines selbigem ordentlich vorgesetzten Hofmeisters", wie der Vormund in der Instruktion desselben schreibt. Der edle Herr von Schweinitz erklärt es darin als seine Willensmeinung: „Meinen lieben und mir auf der Seele liegenden Vetter bei dem durch die erbarmende Gnade unseres Gottes und Heilandes in ihn gepflanzten Sinn: allein dem zu leben, der sich für ihn in den Tod gegeben, denselben als seinen Herrn frei vor der Welt zu bekennen und seinen Diener und Nachfolger ohne Scheu sich überall zu nennen — durch Unterstützung dieser Gnade seliglich zu erhalten."

„Zu dem Ende wird der Herr Hofmeister jederzeit bedacht sein, denselben vor verführerischen und seelengefährlichen Eitelkeiten entfernt zu halten, wozu besonders Gesellschaft und Umgang mit irdisch und fleischlich gesinnten Personen zu rechnen; ihn keine andren, als nötige Visiten (bei welchen er ihn aber allemal zu begleiten hat) thun, ganz und gar aber nicht in Coffé-Häuser, noch Opern und Comödien, oder andere Gelegenheiten, so mehr Zerstreuung als Nutzen schaffen, gehen zu lassen. . . . Überhaupt liegt mir in Einrichtung seiner akademischen Lebensart tief im Sinn der Ausspruch Petri, daß unser Gotteslamm uns mit Seinem Blut auch von dem eiteln Wandel, der nach väterlicher Weise geführt wird, erlöset hat, dergestalt, daß wenn ich es durch Nachsehen geschehen ließe, daß er nach und nach in die zwar durch langes väterliches Herkommen gleichsam recht und notwendig gewordenen, einen Erlösten und Befreiten des Heilands aber gleichwohl unanständigen Eitelkeiten geflochten, und von dem Sinn zum einigen Notwendigen verrückt würde, ich mich nicht anders ansehen könnte, denn als einen, der ihn mutwillig um eine so wichtige Frucht des Verdienstes Jesu brächte. Weil aber nicht möglich, alle hierbei vorkommenden Fälle zu benennen, so überlasse ich es des Herrn Hofmeisters mir hierinnen beifälligem Sinne, überall so zu handeln, wie er erkennt, daß

es meinem lieben Herrn Vetter zur Bewahrung in der Gnade und festerer Gründung in derselben am gesegentsten sein könne."

Was die Studien anbelangt, so weist er den Hofmeister an, „besonders darauf zu sehen, daß es zum Nutzen und Dienst seines Vaterlandes, wie auch zur ersprießlichen Regierung seiner künftigen Unterthanen zubereitet werde; und also des ersteren unseres Markgraftums Ober Lausitz Spezialvorrechte zumal in Feudalibus und Ecclesiasticis, desgl. in Processualibus, gründlich einsehen lerne, und überhaupt auch im Äußeren ein brauchbares Gefäß der Gnade sein möge. Schließlich, nachdem mein wertester Herr Vetter allein von mir, kraft der . . . . . mir zugefertigten Tutorii, ohne jemand anderes erforderlich gewesene Beistimmung, dem Herrn Hofmeister hiermit zu aller treuangelegentlichsten Aufsicht und Vorsorge anvertraut worden, — als wird der Herr Hofm. auch von selbst einsehen, daß solcher von ihm niemand, wo und unter was für einem Vorwand es auch sei, wieder zu überlassen, und er mir seinetwegen so lange alle Verantwortung schuldig sei, bis er mir ihn entweder selbst wieder zugeführtet, oder ich seinetwegen etwas andres verordnet habe."

Nachdem Carl in Leipzig angelangt und immatrikuliert war, fand sich vorläufig gar kein passendes Quartier, um ihre „Ökonomie" einzurichten. Da nun in den ersten Wochen gleich die Eitelkeiten und Gefahren der Pleiße-Stadt dem guten Herrn Hermann so entgegen getreten waren, daß, wie er schreibt, „mir die Haut schaudert, wenn ich an Leipzig gedenke, denn die Tage, die wir da gewesen, haben mich erstaunlich gedrückt und der Ort ist vor Charles höchst gefährlich", so zog er mit seinem Zögling nach Erfurt, richtete sich dort ein, und fing „bei einigen recht geschickten Juristen ein paar Collegia privatissima mit Charl an." Er schlägt noch vor: „Damit aber Sie vor allem künftigen Verdruß gesichert sein, so will auch in Leipzig ein Quartier mieten, und daselbst etwa auch ein Collegium privatissimum nehmen bei Dr. Masion über das jus publ. mit dem Beding, daß er es lieset, wenn wir da sein, und also in Leipzig ab und zu reisen. Am allersichersten und liebsten aber wäre mir, daß Sie es durchsetzten, daß wir gar hier in Erfurt, oder doch wenigstens den Winter über bleiben könnten; es wird ja seinem Papa gleich sein, wo er was lernt und wo er ist, wenn er nur nicht bei der Gemeine ist. Denn in Leipzig sind so viele Sächsische Cavaliers, die Bekanntschaft mit Charl suchen möchten, daraus ihm ein reeller Schade entstehen könnte, und überhaupt ist es ein sehr gefährlicher Ort. . . . ."

Der Vormund schreibt darauf:

„Ob ich zwar keinen Zweifel hege, daß in Erfurt mein lieber Vetter nicht allein mit weniger Kosten, in Studiis daselbst mehr profitiere, sondern auch vor Verführung und Zerstreuung viel sicherer sein würde, so beklage ich doch, daß durch ein Königl. Rescript, nach welchem mein lieber Vetter auf einer inländischen Universität studieren soll, dergestalt gebunden bin, daß ich meinen vormundschaftl. Consens darin nicht geben kann, sondern Ihnen vielmehr aufs Nachdrücklichste andeuten muß, daß, wofern Sie noch miteinander in Erfurt sich befinden, Sie sich ungesäumt wieder zurück nach Leipzig begeben, daselbst ihr Collegia anzufangen, sich ein Quartier zu mieten, gehörig einzurichten, und mir von allem, und zwar binnen 14 Tagen oder 3 Wochen Nachricht zu erteilen haben. Wie es denn ein irriges Praesupposium von dem Herrn Hofmeister ist, als wenn der Herr Major von Schachmann in dieser Sache etwas anderes verhängen könnte, indem dieselbe den Befehl unseres Hofes von anno 1726, in welchem bereits dergl. allen adeligen Vasallen befohlen, zum Grunde hat."

Hierauf schreibt Carl vom 7. November aus Erfurt:

„. . . . Ich kann nicht leugnen, daß es mir von Herzen nahe gegangen, daß der gnädige Herr Vetter meinen séjour in Erfurt nicht approbieren. Es werden Ew. Hochwohlgeboren meinen Sinn sowohl aus meinen Briefen, als auch aus meiner mündlichen Deklaration zur Genüge erkannt haben, und weil, wie ich glaube, mein offenherziges Bekenntnis auch in dieser vorkommenden Sache seinen Einfluß haben kann, so finde ich mich verbunden, Ihnen solches noch einmal vor Augen zu legen. Es besteht kürzlich darin: Ich habe mich einmal dem Heiland und Seiner Gemeine auf ewig und ohne Ausnahme

ergeben, und überlasse mich daher in allen vorkommenden Gelegenheiten bloß Seiner göttlichen Direktion, ohne auf etwas anderes, als Ihn, zu regardiren. Ich war, dem gnädigen Herrn Vormund zu gehorsamen, vor Michaeli nach Leipzig gereist, habe mich auch nach Quartier erkundigt, aber keins gefunden. Die Kräfte aber der Finsternis dieses Ortes habe ich dergestalt fühlen müssen, daß ich mich unmöglich resolvieren kann, wieder dahin zu gehen, es entstehe auch daraus, was da will, und soll mir viel leichter vorkommen, mein ganzes Vermögen nie mit einem Auge mehr zu sehen, als mich in Gefahr zu begeben, Schaden an meiner Seele zu nehmen; zumal da ich völlig überzeugt bin, daß ich nicht allein hier in Studiis mit mehrerer Ménage eben das profitieren kann, was in Leipzig, und den Zweck, warum ich allein in der Welt lebe, hier besser erhalten werden kann. So werden der gnädige Herr Vetter mir zu Gnaden halten, daß ich in diesem Stück meiner Überzeugung und offenbaren geist- und leiblichen Nutzen folgen werde, und ich habe auch gar nicht Ursach, mich im Geringsten vor etwas zu fürchten. Wie ich denn Ew. Hochwohlgeboren von aller jetzigen und künftigen Verantwortung, sowohl wegen der Geld Remisen, als meiner Person quitt und frei spreche, auch überall es zu vertreten und zu verantworten verspreche, der ich im Übrigen verharre. 2c. 2c."

Hermann giebt diesen Brief und einen ziemlich inhaltlosen, wenn auch wohlgemeinten von sich dem durchreisenden Herrn v. Seidlitz auf Peilau in Schlesien mit, und verweist den Vormund auf die mündliche ausführliche Besprechung mit diesem allverehrten Mann. Dem Vormund wird es aus dem allen klar geworden sein, daß mit Carl nichts anzufangen war, wenn er etwas als seine Pflicht und Gottes Willen erkannt hatte, vielleicht auch, daß der Hofmeister zwar ein innig frommer Mann war, aber durchaus nicht die Fähigkeiten besaß, einen Charakter, wie den jungen Schachmann, zu leiten und zu bestimmen, sondern jederzeit von ihm sich bestimmen ließ. Es scheint dabei geblieben zu sein, daß der junge Mann offiziell und zeitweise in Leipzig studierte, meistens aber in Erfurt sich aufhielt. Indessen war eine Art von Verschwörung geschäftig, die Schachmannschen Geschwister dem Einfluß der Brüdergemeine zu entziehen. Der Mittelpunkt dieser verwickelten Intriguen scheint eine Cousine gewesen zu sein, die Schwester jenes Rittmeisters von Schachmann, der den Major nach Marienborn begleitete und von ihm zum Vormund gewünscht wurde, aber schon 1740 starb. Sie war an den Kammerherrn von Gustedt vermählt und hatte von ihrem Bruder das sogenannte Mittelgut von Königshayn geerbt und war daher wohl in Verbindung mit dem Major geblieben.

Carl v. Schachmanns um einige Jahre ältere Schwester Susanne Sofie hatte seit dem Tode der Mutter sich teils in Herrnhut aufgehalten, teils bei ihrem Vormund in Nieder-Leuba, also ganz in der Nähe des Vaters, der auch in seinen Briefen an Herrn v. Schweinitz häufig ein Compliment an sie bestellt, was dann von ihrer Seite erwidert wird. Im Jahre 1744 war sie in die Wetterau gereist, vermutlich in Begleitung der Gräfin v. Zinzendorf, nach deren Rückreise aus Schlesien, und hielt sich im Schwesternhause auf dem Herrenhag auf. Das schreibt im Winter Fr. v. Gustedt an eine in Frankfurt lebende Verwandte. Diese wendet sich an einen in der Nachbarschaft angesessenen Herrn v. Kameytsky, der wiederum einen unzufriedenen Gärtner des Herrn von Schrautenbach in Lindheim als Spion anstellt. Dieser hat einen Groll auf „die Zinzendorfer", und läßt sich für das Geschenk einiger Dukaten und das Versprechen eines guten Dienstes gern dazu gebrauchen, Nachrichten vom Herrenhag zu bringen, und „ein wachsames Auge auf die Fräulein v. Schachmann zu haben." Auch will H. v. Kameytsky sein Möglichstes thun, „das verlorene Fräulein aus den Händen dieser verführerischen Sekte erretten und sie befreien von ein oder dem andern Handwerksmann, der ihr durch das Los zufallen möchte." Bei dieser großen Sorge ist daran zu erinnern, daß Susanne Sofie im Besitz eines ansehnlichen Vermögens und bereits majorenn war. Herr v. K. erfährt durch den Gärtner, „welcher zum Beobachter derer v. Schachmannisch Kinder bestellt ist" . . . „daß innerhalb 14 Tagen 40 Paare aus dem ledigen Brüder- und Schwestern-Haus derer Zinzendorfer durchs Los copuliert, und sogleich danach nach Pennsylvanien transportiert werden sollten, wie denn wirklich ein Schiff in Hamburg angekommen sei, um selbige abzuholen. Ob man nun zwar nicht

für gewiß sagen kann, daß die Fräulein von Schachmann mit darunter begriffen sein, so ist doch nicht ohne Ursach zu befürchten, daß selbige das Schicksal gar leicht ebenfalls treffen möchte.“ Herr v. Kameytsky versichert: „Was ich meines Ortes dabei zu thun capable sein sollte, werde mit Vergnügen thun, nichts sollte mich aber mehr schmerzen, als wenn die gute Fräulein diesem Geschmeiß zu teil werden, folglich alle angewandte Zeit, Mühe und Kosten vergebens sein sollten, welches jedoch nicht hoffe.“

Ein anderes Mal schreibt derselbe eifrige Mann:

„Wenn aber, wie von dem Gärtner verstanden, je eher, je besser gesorgt werden muß, daß die beiden bewußten Personen aus ihrem Elend gerettet und an behörigen Ort gebracht werden, so wäre unmaßgeblich meine Meinung, die Antwort von der Frau Kammerherr v. Gustedt zu beschleunigen, indem in wenig Wochen mehr als 140 in alle 4 Teile der Welt verschickt werden und sich gar leicht der junge v. Schachmann mit unter der Zahl befinden dürfte.“

Wie Carl v. Schachmann über sein „Elend“ unter den Brüdern dachte, ist bekannt und Susanne Sofie war gleichen Sinnes mit ihm, dachte übrigens an keine Heirat und es bestand durchaus nicht die Absicht sie in einen der vier damals bekannten Erdteile zu schicken. Indessen bekam Frau von Gustedt von ihrer wachsamen Verwandten in Frankfurt den Rat: „Wenn Ew. Hochwohlgeboren die Fräulein von Schachmann wollen zurückziehen, so glaube, daß es nötig ist die Veranstaltung dazu ohne Zeitverlust zu machen, und werden Sie sicher müssen in der Güte und ganz in der Stille sie dazu bereden; denn wenn es kundbar wird, so machen die Herrnhuter gleich Anstalt, sie an einen andern Ort zu bringen und dann ist alle Mühe vergeblich.“

Frau von Gustedt antwortet auf dieses Schreiben „Daraus mit größtem Schagrin die gefährlichen Umstände meiner Anverwandten in Herrenhag ersehen. So gern ich nun Ew. Hochwohlgeboren gütigem Rat Folge leiste, und jemand nach Herrenhag schicken wollte, das arme Mädchen der Disposition dieser gefährlichen Sekte durch vernünftige und gütliche persuasions zu entziehen, so unvermögend bin ich, selbiges zu bewerkstelligen, teils aus Mangel eines hierzu geschickten Subjekts, und teils, weil man mir nur allzugewiß versichert, daß bei diesen Leuten mit der Güte nichts auszurichten wäre. Ich habe mich daher genötigt gesehen, diese Umstände an den hiesigen Hof gelangen zu lassen, und auch bereits eine Vorschrift erwirkt, um diese Fräulein in Herrenhag zu arretieren, welches dann mir wenigstens den Trost, daß ich gethan, was ich zu thun schuldig, übrig lassen wird.“

Der sächsische Konferenzminister, Graf von Schönberg wandte sich nun in dieser Angelegenheit an den regierenden Grafen zu Ysenburg-Büdingen, den Landesherrn des Herrenhags. Er schrieb, der Vater habe sie mehrmals zurückverlangt, man habe aber unverantwortlich sie bisher vor ihm zu verbergen gewußt. Dann bringt er die Geschichte von den nach Pennsylvanien bestimmten Paaren vor, und ersucht den Grafen, die Tochter vi juris territorialis aus dem Schwesternhause wegzunehmen und in Sicherheit zu bringen. Nun erging durch einen reitenden Boten der Befehl, „daß die Fräulein sogleich nach Büdingen gebracht werden sollte“ . . . „in das Haus eines der Bedienten“, . . . und daselbst bis zu Austrag der Sache, nach Verhörung beider Teile verwahrt werden sollte. Susanne Sofie, sehr erstaunt, war durchaus nicht geneigt, sich einem Verhör zu unterziehen, oder in Verwahrung genommen zu werden, begab sich über die Grenze der Grafschaft Büdingen, nach Lindheim, dem Gut des Freiherrn von Schrautenbach, um später zu ihrem Vormund nach Nieder-Leuba zurückzukehren. Der Graf berichtet, wie es scheint, etwas kleinlaut, daß ihm der Bote „die unverhoffte Nachricht mitgebracht, daß zwar die Fräulein von Schachmann bisher unterweilen auf den Herrenhag, ihre Bekannten zu besuchen, gereiset sei, sich aber gar nicht für beständig, weniger anjetzo aufhielte, sondern mehrenteils in der Gesellschaft der Frau Gräfin von Zinzendorf bald hier, bald dort sich befinde, hingegen im mindesten noch nicht daran gedacht sei, dieselbe zu verheiraten, am wenigsten einmalen nach Pennsylvanien zu schicken. Bei welcher der Sache Beschaffenheit, und da gedachte Fräulein von Schachmann in meinem Territorio nicht anzutreffen, ich Ew. Excellenz billiges und in denen Rechten selbst gegründetes Ansinnen wirklich zu

erfüllen, mich außer Stande finde. . . ." Schrautenbach in seinem Buch über den Grafen Zinzendorf erwähnt diesen Vorgang als einen von denen, die das gute Einvernehmen der Gemeinde mit ihrem Landesherrn, dem Grafen von Büdingen gestört habe, bis nach und nach das Verhältnis so unhaltbar wurde, daß der Herrenhag verlassen werden mußte.

Ein Brief des Majors v. Schachmann an seine Tochter vom 16. April spricht in vielen Worten seine große Bekümmernis aus, „daß von einer einzigen lieben Tochter in so langer Zeit, ungeachtet aller angewandten Mühe, dennoch nicht das geringste Zuverlässige erfahren können, mithin auf allerhand gegründete Besorgnisse notwendig geraten müssen, welche durch verschiedene zum Vorschein gekommene Urteile der Welt täglich vergrößert werden." Es ist, als wäre sie jahrelang verschollen gewesen, während sie doch noch im November in seiner Nachbarschaft war und er sich nur bei Herrn v. Schweinitz nach ihr zu erkundigen brauchte, der gewiß „die Hiobspost" widerlegen konnte, „daß seine einzige Tochter durchs Los verheiratet und in eine andere Welt überschifft werden sollte", und brauchte sich gar nicht „in das äußerste Schrecken zu stürzen" durch „eine solche Nachricht von einer dergleichen unerhörten Verheiratung und Transport." Das Schreiben war in einen ebenso wortreichen Dankbrief an den Minister v. Schönberg eingelegt. Ganz bestimmt hat der Major weder das eine, noch das andere verfaßt.

Als Carl nach Ostern wieder in Leipzig anlangte, erfuhr er zu seiner Bestürzung, daß der Kammerherr von Gustedt „sich nicht nur neulich daselbst seinethalben auf das genaueste erkundigt, vielen Unwillen über seine zeitherige eingezogene Lebensart überhaupt und besonders gegen seinen Vormund bezeuget, auch wirklich Anstalt getroffen hätte, selbigen von Leipzig anderwärts wohin bringen zu lassen." „Mit noch widrigeren Zusätzen" wurde dies dem jungen Mann hinterbracht, der dadurch auf das äußerste beunruhigt, sich an seinen Vormund wandte. Dieser schrieb sowohl an den Kammerherrn selbst, als auch an den Major, zwar in den höflichsten Ausdrücken, aber doch so, daß man seine Empörung durchmerkt, sowie die Angst, sein Mündel möchte sich wiederum den Intriguen und Nachstellungen durch die Flucht entziehen.

Der Major schreibt am 10. Juni an Herrn v. Gustedt:

„. . . .Ich bin Ew. Hochwohlgeboren obligieret, daß Sie suchen meinen Sohn aus dieses bösen, schwärmerischen Volkes Händen zu erretten und keineswegs dawider, dahero ich dem Herrn v. Schweinitz zur Antwort gegeben, daß mich verwunderte, daß sich der Herr v. Schweinitz darüber beschweren wollte, daß Ew. Hochwohlgeboren sich nach meines Sohnes Beschaffenheit und derer Hofmeister und Leute, so um ihn wären Conduite forschte, da es doch seine Schuldigkeit wäre, meinen Sohn dahin anzuweisen, daß er selbst zu meinen und seinen Freunden komme, und seine Aufwartung machen sollte. Es ist allerdings am besten, Ew. Hochwohlgeboren nehmen meinen Sohn weg aus den Händen dieser Leute, sodann kann meinem Sohn ein anderer Hofmeister gesetzt, und in Leipzig hernach seine Studia fortsetzen. Ew. Hochwohlgeboren werden mich sehr obligieren, die Sache dahin zu dirigiren. Die bisherige Vigilance hat schon sehr viel effektuiert, daß doch meine Tochter wieder in hiesiger Gegend, obgleich noch nicht gänzlich aus derer Schwärmer Hände entrissen, in Herrnhut sich befindet. . . . ."

Es war ja in jenen Jahren ein schwärmerischer Geist in der Brüdergemeinde eingerissen, sie selbst pflegt diesen Zeitpunkt die Sichtungszeit zu nennen. Man erging sich in geistlichen Spielereien, von denen auch des Grafen Zinzendorf Schriften und Lieder durchaus nicht frei sind, und gab damit auch in christlich gesinnten Kreisen Anstoß. Aber hier in der Angelegenheit des jungen Schachmann war es doch wesentlich der Kampf der Welt gegen das lebendige Christentum. Und in diesem Kampf stand Carl mit großer Entschiedenheit; es hieß bei ihm, wie Zinzendorf es in dem schönen Verse ausspricht:

Christen sind nicht auf der Welt,
Daß sie sich mit ihr erfreuen
Und gedeihen;
Ihr Beruf heißt Jesu nach!
Durch die Schmach,
Durchs Gedräng' von auß und innen,
Das Geraume zu gewinnen,
Dessen Pforten Jesus brach.

Er verließ Leipzig und wandte sich zunächst wieder nach Erfurt. Hier hatte er sich, um diesen Aufenthalt vor seinem Vater zu verbergen, nicht unter seinem wahren Namen einschreiben lassen, sondern als Herr v. Hermsdorf. Daß dies nicht sein richtiger Name war, muß irgendwie bekannt geworden sein, und es verbreitete sich das Gerücht, er sei der junge Graf von Zinzendorf. Da er sich nun nicht legitimieren konnte und wollte, so erhielt er das Concilium abeundi und mußte Erfurt verlassen. Er begab sich nun nach Marienborn und von da nach Tübingen. Hier hielt er sich 2 Monate auf und ging dann über Bern nach Montmirail, dem Gut des älteren Herrn v. Watteville im Fürstentum Neufchâtel. Im Frühjahr 1746 ging er nach Genf und von da über Lyon nach Marseille. Nach einem Aufenthalt von einigen Wochen reiste er über Mömpelgard in die Wetterau, und bald darauf weiter über Zeist nach Amsterdam. Leider sind aus diesen Jahren keine Briefe vorhanden. In Carls selbst geschriebenem Lebenslauf heißt es: „Von Amsterdam ging ich zu Schiff nach Schweden und kam in sieben Tagen im Sund an. Von Helsingborg aus ging ich zu Lande nach Stockholm, woselbst ich mich einen Monat aufhielt. Von hier reiste ich über Upsala nach Gothenburg, in der Absicht, nach England überzufahren. In Begleitung meines Hofmeisters und eines Bedienten schiffte ich mich ein. Der Wind blieb die ersten Tage gut; allein fast im Gesicht der englischen Küste ward er contrair und zu einem so heftigen Sturm, der dreimal 24 Stunden anhielt, und unter immerwährender Lebensgefahr, weil das Schiff nur durch beständiges Pumpen über dem Wasser gehalten werden konnte, uns an die norwegische Küste verschlug. . . . . Der nahe Winter nötigte mich, diese Seereise aufzugeben, und so gingen wir zu Land durch Schweden und Dänemark nach der Wetterau, wo wir den Winter zubrachten. . . . ."

Im Jahre 1747 wurde Carl von Schachmann majorenn und übernahm von dem treuen Vormund, Herrn v. Schweinitz seine Güter Hermsdorf und Oberlinda.

Sein Neffe, der ihm besonders nah stand, schreibt über ihn: „So war denn die durch die Umstände so unendlich erschwerte Erziehung des jungen Schachmann glücklich zum Preise dessen vollendet, dem zu Ehren sie auf so schwierige Weise geleitet wurde. Wirft man einen Blick auf diese Erziehung und ihren Erfolg, so wird keiner, der von Vorurteilen frei ist, leugnen können, daß nur der Segen des HErrn, der sie begleitete, sie mit einem solchen Erfolg krönen konnte. Hören wir, daß trotz des kurzen Aufenthaltes, den Herr v. Schachmann in jedem der vielen Länder machte, die er durchflog, er dennoch eines jeden Sprache sich völlig aneignete, daß man ihn für einen Eingeborenen hielt. In der Schweiz traf er einst mit einem Deutschen, einem Engländer und einem Franzosen zusammen, und jeder von ihnen freute sich sehr, einen Landsmann zu treffen. Keine Merkwürdigkeit blieb von Schachmann ungesehen, keine Eigentümlichkeit eines Volkes oder Landes unbemerkt; in jedem Lande studierte er mit Erfolg, wodurch sich dasselbe auszeichnete, wie z. B. in England die Schiffahrt; ja man ist genötigt, die Vielseitigkeit seines Genies und die Beharrlichkeit seines Fleißes zu bewundern. . . . ."

Am 25. Februar 1748 vermählte er sich zu Marienborn mit Fräulein Rosina Salome v. Sassan, aus einer guten württembergischen Familie. Mit ihr begab er sich nach Königshayn zu seinen Vater. Der Neffe berichtet über diese Aussöhnung zwischen Vater und Sohn: „Wenn man das Aussöhnung nennen kann, wo nur Irrungen, nicht Feindschaft stattgefunden hatte. Sein Vater empfing ihn mit der gerührtesten Freude, denn er, der bis jetzt so gut als kinderlos gewesen war, mußte sich nun wohl im Besitz eines kindlich liebenden Sohnes und einer sehr liebenswürdigen Schwiegertochter nicht wenig glücklich fühlen. Der Sohn konnte bis in sein Alter dieser Scene nicht ohne innige Rührung gedenken und sie nicht schön genug schildern."

Im Jahr 1748 begab sich Carl v. Schachmann mit seiner Gemahlin nach Holland und wohnte in Zeist einer Synodal-Konferenz bei über den gegenwärtigen Zustand der Kirche und der Gemeine, die Graf Zinzendorf hielt. Dabei wurden dem Grafen für die bevorstehende Parlamentsverhandlung in England durch eine Synodal-Vollmacht fünf Brüder als Deputierte beigeordnet, nämlich: Abraham v. Gersdorf, Louis v. Schrautenbach, Carl v. Schachmann, David Nitschmann und Cossart. Mit ihnen kam

er am Neujahrstag 1749 in England an, wo zunächst im Januar ein Provinzial-Synodus der englischen Brüdergemeinen gehalten wurde. Dem Grafen erschien eine genaue Untersuchung der Brüdersache im Parlament notwendig, Schmähschriften gegen die Brüdergemeinde hatten ihren Weg nach England gefunden, besonders waren es aber Schwierigkeiten in den nordamerikanischen Kolonien, die zu einer Untersuchung drängten. Eine Petition wurde mit Hülfe der 5 Deputierten aufgesetzt und am 20. Februar durch dieselben dem Parlament vorgelegt. Nach mehrfachen Verhandlungen in beiden Häusern des Parlaments erfolgte im Juni die königliche Bestätigung, durch welche die Brüdergemeine im ganzen britischen Reich anerkannt war. — Daß dem erst 23jährigen Carl v. Schachmann eine so wichtige Sache übertragen wurde, zeigt deutlich, in wie großer Achtung er stand und bestätigt, was Spangenberg 5 Jahre früher von ihm schrieb. Er blieb mit seiner damals schon kränkelnden Gemahlin 7 Monate in England und kehrte dann über Holland nach Herrnhut zurück. Dort starb die junge Frau von Schachmann im Mai 1751, und der tiefbetrübte Witwer, der einer Erholung für Leib und Seele sehr bedürftig war, reiste im Juni ins Württembergische zu ihren Eltern. Von da ging er über Straßburg nach Paris, wo er den Grafen Zinzendorf auf dessen Durchreise nach England zu seiner Freude sah. Erst Anfang des Jahres 1752 erreichte er, über Holland reisend, Herrnhut wieder.

Nach jenem späten Wiedersehen mit dem Vater, dessen rührende Schilderung nach allem, was vorher ging, etwas komisch wirkt, war übrigens Carl v. Schachmann nur sehr wenig mit ihm zusammen; schon im Herbst 1752 starb der Major, und der Sohn kam in den Besitz des Majorats Königshayn. Er lebte nun abwechselnd in Herrnhut und auf seinen Gütern, und die schwere Zeit des siebenjährigen Krieges, der gerade die Oberlausitz sehr hart traf, gab ihm reichlich Gelegenheit, seinen Unterthanen zu helfen und wohlzuthun. Doch sah er sich genötigt, nach dem Friedensschluß das Gut Hermsdorf zu verkaufen. Dagegen kaufte er in späteren Jahren Mittel-Königshayn von den Erben seiner Cousine v. Gustedt, die dadurch freilich dem bestimmten Willen der Erblasserin zuwider handelten. In einem sehr merkwürdigen Testament hatte sie sich dagegen verwahrt, daß dies Gut jemals an ein Mitglied der Brüdergemeinde überlassen werden dürfte und somit ihre Feindschaft auch nach ihrem Tode noch bethätigt.

Im Jahr 1763 vermählte sich Schachmann zum zweitenmal mit Fräulein Antoinette Sophie Emilie von Damnitz — „einer Dame von seltenem Geschmack und unvergleichlichem Herzen“ — wie in einem Nachruf zu lesen ist. Mit ihr lebte er 25 Jahre lang in glücklichster Ehe.

Auf seinen Reisen hatte Schachmann in Frankreich ein kleines Schloß kennen gelernt, was ihm besonders gefiel, und nach diesem Vorbild legte er in Königshayn sich seinen Wohnsitz an. Als während der Belagerung von Paris im letzten deutsch-französischen Kriege ein sächsischer General das Schlößchen Champs bei Neuilly sah, erkannte er darin das Urbild des Herrenhauses von Königshayn, mit dessen damaligem Besitzer er durch Bande der Freundschaft eng verbunden war, und merkwürdig fühlte er sich davon berührt, nun plötzlich in Feindesland das getreue Bild jenes ihm lieben und vertrauten Ortes zu erblicken. Im Geschmack des 18. Jahrhunderts, den man wohl als Kommodenstil bezeichnet, erbaut, zeigt das Schloß zu Königshayn doch nichts von jenen überladenen Verzierungen, die oftmals an den Bauwerken jener Zeit gefunden werden; einfach behaglich, ein Haus zum Bewohnen, zu ländlicher Muße und freundlicher Geselligkeit einladend. Von den Glasthüren des im Halbrund ausgebauten Saals führt eine breite Freitreppe auf den von geschnittenen Alleen eingefaßten Rasenplatz, an dessen Ende ein Wasserbecken, von Buchenhecken umkränzt, die Aussicht abschließt; alles hat einen einheitlichen Charakter, der dem Auge wohlthut.

Hier verlebte der vortreffliche Mann seine Mannesjahre, hier ist er umhergewandelt, ein lebendig gläubiger Christ, ein Vater seiner Unterthanen. Der vielgereiste Mann, der durch seine eigentümliche Lebensführung als Knabe und Jüngling so vielfach in der Welt herum geworfen war, „begnügte sich nun mit dem ruhigen Wirkungskreis eines Gutsbesitzers.“ „Das häusliche Glück und die gelehrte Ruhe galt ihm mehr,

als die Ehrenstellen, wozu ihm öfter die Hand geboten wurde. Vielleicht hätte er auch dieses oder jenes Amt angenommen, um des dabei zu schaffenden Nutzens wegen, hätte er nicht schon den Beruf, als Herrschaft vielen Unterthanen zu leben, für ein besonderes, ihm von Gott übertragenes Amt erkannt, dem er sich nicht entziehen wollte." Nicht nur in den schweren Kriegszeiten half er seinen Guts-Unterthanen mit Rat und That und mit manchem Opfer, auch nachher traf er manche Einrichtungen zu ihrem Besten, mit denen er seinem Zeitalter voraus eilte und sorgte auf das treulichste für Kirche und Schule.

Eine schöne Bibliothek und eine Sammlung von Kupferstichen gewährten ihm und seinen vielen Besuchern reichen Genuß. Er war sehr bewandert in alter und neuer Litteratur, in Physik und Naturgeschichte, auch ein genauer Kenner des Altertums und ein begeisterter Kunstfreund. Er selbst zeichnete und malte mit Talent, betrieb auch das Radieren von Kupferstichen. Eine schöne Münzsammlung hatte er angelegt, die nach seinem Tode von dem Herzog von Gotha angekauft wurde, und dazu einen Catalogue raisonné verfaßt, der Zeugnis giebt von seiner genauen Kenntnis der Numismatik.

Längere Zeit beschäftigte ihn der Plan einer Reise nach Ägypten, zum Zweck einer genauen Untersuchung der Pyramiden, um damit der Altertumskunde zu dienen. Doch kam dies nicht zur Ausführung. Indessen machte er in Begleitung seiner Gemahlin oder des ihm sehr lieben Neffen derselben, Herrn v. Heynitz verschiedene Reisen durch Deutschland und die Schweiz, wobei er Bekanntschaften anknüpfte oder erneuerte, z. B. in Wien mit dem Kaiser Joseph II. den er früher in Herrnhut empfangen und umhergeführt hatte.

Schachmanns Zeitgenossen rühmten an ihm „jene einnehmenden Manieren, die ihn zu einem der angenehmsten Männer seiner Zeit machten."

Ein anderes Urteil sagt von ihm:

„Der persönliche Umgang mit den verdienstvollen Männern in und außerhalb Deutschlands hatte ihn zu dem bescheidensten Mann in Absicht auf sich selbst gemacht. Diese Bescheidenheit bei großen augenscheinlichen Verdiensten und einer Feinheit im Umgang, die nur von der Liebenswürdigkeit seines Herzens übertroffen wurde, machte ihm die Herzen aller eigen, die ihn kannten. Keiner kannte ihn, ohne ihn zu lieben, keiner aber liebte ihn, ohne sich dies zur Ehre zu rechnen." Rat- und Hülfesuchende kamen fleißig zu dem edlen Mann, Freunde und Gesinnungsgenossen weilten in dem schönen Königshayn, wandelten in anregenden Gesprächen durch die schattigen Alleen des Gartens und besuchten die nahen Königshayner Berge, den Hochstein und Totenstein, deren eigentümliche Felsformationen dem vielseitigen Schachmann Stoff gaben zu wissenschaftlichen Forschungen, wie zu Zeichnungen und Radierungen.

Ein reiches, edles Leben herrschte in Königshayn; es war ein gesegnetes Haus, eine Hütte Gottes bei den Menschen. Nur eins fehlte: die glückliche Ehe war kinderlos. Deshalb beschloß das Ehepaar, ein Kind zu adoptieren. Ein Herr v. Salza auf Wingendorf, der unbemittelt war und viele Kinder hatte, ließ Schachmanns durch eine gemeinsame Freundin darauf hinweisen, daß sie hier finden könnten, was sie suchten. Sie fuhren nach Wingendorf und die Sache wurde besprochen. Herr von Schachmann schreibt: „Herr v. Salza fragte, ob wir uns nicht aus seinen Kindern eins wählen wollten. Kaum hatte er dieses ausgesprochen, so lief die damals 4jährige liebe kleine Luise eilends aus der Reihe ihrer 7 Geschwister auf uns zu, stellte sich mit den freundschaftlichsten Liebkosungen zwischen uns und sagte: „O, nehmen Sie mich doch!" ging auch meiner Frau, der das Herz gleich beim ersten Anblick auf sie gedeutet hatte, nicht mehr von der Hand. Wir konnten unserem Herzenstriebe zufolge nicht umhin, dieses freundschaftliche Anerbieten anzunehmen. Es verzog sich aber fast noch ein Jahr, bis sie uns von ihrem Vater im November 1771 nach Königshayn überbracht wurde. Ihr Eintritt in unser Haus war mit der größten Zärtlichkeit und Freude auf beiden Seiten bezeichnet. Sie gewann durch ihre Munterkeit und liebhabendes Betragen je länger, je mehr unsere Zuneigung." Mit großer Liebe nahmen sich die Pflegeeltern des Kindes an. Luise wurde in der Mädchenanstalt in Herrnhut erzogen und entwickelte sich zur Freude aller, die sie kannten. 1785 heiratete sie den geliebten Neffen ihrer Pflegeeltern,

den Amtshauptmann von Heynitz, starb aber nach kurzer glücklicher Ehe schon am 19. Februar 1786 sanft und selig.

Noch im selben Jahre nahmen Herr und Frau v. Schachmann Luisens jüngere Schwester Susette als Pflegekind an. Sie hatte schon früher oft die Schwester besucht, war auch bei deren Sterben in Herrnhut anwesend und den Pflegeeltern sehr lieb geworden. Da sie keinen Herzenszug zur Brüdergemeinde fühlte, so brachte der kluge Pflegevater das 15jährige Mädchen in das Stift nach Altenburg zur Erziehung, von wo sie nach 2 Jahren zu den Pflegeeltern zurückkehrte, denen sie durch ihr sanftes liebenswürdiges Wesen immer lieber wurde. Sie lernte nun auch die Vorzüge der Brüdergemeine schätzen und lieben. In der Folge hat sie der Witwer ihrer Schwester geheiratet.

Das gesegnete Leben Schachmanns neigte sich seinem Ende zu. Von einer schweren Krankheit noch nicht ganz erholt, hatte der Tod der geliebten Luise ihn auch körperlich sehr mitgenommen. Er litt an Beklemmungen und es entwickelte sich die Wassersucht. So lange als möglich suchte er seine Krankheit vor seiner geliebten Gemahlin zu verbergen; er behielt seine gewöhnliche Lebensart bei, stand früh auf und beschäftigte sich wie immer. Im Herbst 1788 stieg die Engbrüstigkeit in kaum erträglicher Weise. Doch wurde es wieder Vermuten noch einmal besser, und er benutzte diese leidlichere Zeit, um von Herrenhut nach Königshayn zu fahren, und bei der Einführung des von ihm berufenen neuen Pastors Schmidt gegenwärtig zu sein. Er hoffte viel von dessen Wirksamkeit, und so war ihm der Tag der Einführung sehr wichtig. Nach manchen Schwankungen in seinem Befinden, konnte er im November den 25jährigen Gedächtnistag seiner glücklichen Ehe feiern, umgeben von Freunden und Verwandten. „Alle hofften auf völlige Genesung für ihn, nur er blieb bei dem einmal gefaßten Verlangen, vollendet zu sein. Er verbarg dieses seiner Gemahlin auch nicht, sondern redete mit ihr über alle Umstände und manche nützliche Einrichtung bis zur geringsten Kleinigkeit herab, noch ausführlich." Indessen ging es ihm so gut, daß er Mitte Dezember bei kaltem, hellem Wetter nach Herrenhut reisen konnte. Hier kamen wieder heftige Fieberanfälle, zu denen sich andere Leiden gesellten. „Mit Freuden wollte ich noch zehnmal mehr leiden, wenn es mich nur dem Ziel meiner Vollendung näher brächte", äußerte er damals.

Noch einmal hatte er einen leidlichen Nachmittag. Der Königshayner Pastor war auf seinen Wunsch gekommen und er besprach manches mit ihm, was ihm am Herzen lag, ließ sich aus der Gemeinde berichten und hörte alles mit der lebhaftesten Teilnahme und Liebe für alle ihm Anvertrauten. Er sprach noch freundliche Worte mit seinen Leuten, und trug an seine Unterthanen die Versicherung seiner herzlichen Liebe auf und die Bitte um Verzeihung, wenn er einen sollte beleidigt haben. Den folgenden Tag, 27. Januar, ging es sichtlich zu Ende, er freute sich seiner baldigen Erlösung voll Lob und Dank. „Es ist eine große, herzrührende Erwartung", sagte er, „nun bald vor Jesu Christo zu erscheinen, vor Ihm, der alles durchschaut; ach, wie dürfte ich meine Augen vor Ihm aufheben, käme mir Sein Verdienst und Tod nicht zu gute!" Sein Gesicht war voll Heiterkeit; für alle hatte er Worte der Liebe, nahm den zärtlichsten Abschied von seiner Gemahlin, segnete Susette v. Salza. Dann empfing er mit Dank und Anbetung den Segen des HErrn und ruhte schmerzensfrei, bis der immer leiser werdende Atem stillstand, eine Viertelstunde nach Mitternacht, am 28. Januar 1789, und die erlöste Seele heimging zu dem, den er geliebt und bekannt, dem er gedient hatte von ganzem Herzen.

Am 4. Februar wurde Carl von Schachmann auf dem Gottesacker von Herrnhut zur Ruhe bestattet.

Das „Lausitzische Magazin" widmete dem verdienten Manne einen Nachruf, in dem es heißt: „Wir beschließen diese Beschreibung mit einigen Worten von seinem Herzen, einem Herzen, das von der Liebe Gottes und der Liebe und Dankbarkeit gegen Jesum Christum wahrhaftig durchdrungen war. Sein Glaube war rein und echter Art, ein Glaube, der ihm und o wie vielen Anderen durch ihn! wohlthätig war. Wie mancher sich groß und weise Dünkende kam an der Seite dieses weisen Mannes zu ernsterem Nachdenken und trug Bedenken, einem Glauben alle Vernunftmäßigkeit abzusprechen, dem ein

so vernünftiger Mann so herzlich ergeben war, und dessen Kraft sich an ihm so mächtig zu Tage legte. Dafür genoß er auch das Glück im Leben und Sterben, den Frieden Gottes zu erfahren, ihn, der den Menschen erst das sein und werden läßt, was er sein und werden soll: ein Geschöpf nach Gottes Ebenbilde." — Gewiß ein merkwürdiges Zeugnis für jene Zeit, die Zeit der Aufklärung und des Rationalismus.

Es ist ein ungewöhnlicher Lebenslauf, der hier vor uns liegt, eine Wanderschaft auf vielfach verworrenen Wegen. Aber der gute Hirte hat das Kind und den Jüngling geleitet, durch alle Irrungen der Menschen, alle Anfeindungen und Versuchungen hindurch, und der heilige Geist hat seine Augen erleuchtet, unverrückt nach dem einen Ziel zu sehen, nach dem Einen, was not thut. So ist er ein gesegneter Mann geworden, mit dem Gott auch seine Feinde zufrieden machte, ja einer, von denen Jesu Wort gilt: Wer an Mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.





Allerheiligen und Allerseelen in Paris.

Von

Elisabeth Ney.

Der erste November war ein trüber Nebeltag; grau und bleischwer hingen die Wolken über der Erde, jeden Augenblick bereit, einen Regenschauer hinabzusenden auf die treibende hastende Menge der Großstadt — über die, welche eilten, ihren Sonntag dem Genuß rauschender Vergnügungen zu opfern, wie auch über die Tausende, die, beladen mit Kränzen und Blumen, zu den Friedhöfen strömten, ihren Toten eine Erinnerungsgabe zu bringen. Da sah man das Weib des Volks in armselige Lumpen gehüllt, in der Hand einen dürftigen Strauß Chrysanthemen, gefolgt von drei jämmerlichen Kindergestalten, neben der eleganten Dame im seidenrauschenden Kleide der Halbtrauer — hinter ihr der Diener mit prächtigem Kranze, dessen Wert hingereicht hätte, die armen Würmer mit ihrer Mutter auf Wochen reich und glücklich zu machen. —

Wir waren sofort nach dem Déjeuner aufgebrochen zum deutschen Gottesdienst weit draußen in der Hügelkirche, die sich nahe bei den Buttes Chaumont erhebt und allsonntäglich unsere deutschen Landsleute mit ihrem dünnen und doch so trauten Geläute herbeiruft, auf eine kurze Stunde sich zurückzuträumen in die ferne Heimat. Sie wird fast ausschließlich von Arbeitern, Schulkindern und Dienstmädchen besucht. Es verirrt sich selten ein Wohlhabender in dieses schlichte Gotteshaus. Für die oberen Zehntausend der deutschen Kolonie ist die neuerbaute Kirche in der rue Blanche vormittags 10 Uhr der Sammelplatz. Und doch — mir ist der Hügel da draußen der liebste Ort im ganzen weiten Paris. Kein Laut der Weltstadt tönt hinauf in die Abgeschiedenheit der Kirche, die sich — umgeben von Lehrerwohnung und Pfarrhaus — auf grünem Rasen erhebt und wohl jeden, der sie einmal betreten hat, an eine echte deutsche Dorfkirche mahnt. Wir hörten eine mächtige Predigt und sangen Luthers Siegeslied der Reformation. Ob auch die Stimmen der Sänger rauh und ungeschult, ob auch die begleitende Orgel schon längst sehnsüchtig einer geschickten Hand harrt, die ihre schauerlich quietschenden Töne in Harmonien verwandelt, so war doch unsere Andacht größer, als manches Mal zu Hause, wo die Gedanken leicht sich zerstreuen und oft nicht im Einklang mit dem heiligen Orte stehen.

Nach Schluß des Gottesdienstes führte uns der Pastor einige Leute aus unsrer Provinz zu, die eine rührende Freude und Liebe zur alten Heimat bezeigten. Man sagt oft, wir Deutschen verleugneten leicht unsere Nationalität — hier war nur Anhänglichkeit und ungestillte Sehnsucht nach Hause zu sehen. Ein Greis, der aus unserer Stadt stammt und seit nahezu 50 Jahren in Paris wohnt, konnte nicht genug hören von den wenigen Freunden, die noch am Leben sind. Immer wieder drückte er mir die Hand und sagte mit vor Thränen erstickter Stimme: „Könnte ich doch mit Ihnen heimkehren, aber im Spital will ich nicht sterben, und hier verdiene ich, was ich zum Leben brauche.“

Unterdessen hatte man ein Kind gebracht, das die Taufe empfangen sollte. Ohne Namen geboren, ist es eins jener Großstadtgeschöpfe, die von frühster Jugend an nur Jammer, Elend und Sünde sehen. Es war eine traurige Gesellschaft, die Mutter fehlte. Zwei Frauenzimmer in armseligem, flitterhaftem Staat, mit falschen Steinen behängt, und frechem Ausdruck bildeten die trostlose Begleitung, außer der 15jährigen jungen Tante, deren ernste altkluge Züge zwar nichts von unschuldigem Kinderglück erzählten, jedoch ahnen ließen, daß in ihr ein guter Funke lebe. Die Feier war kurz und einfach, sie wurde teils in deutscher, teils in französischer Sprache abgehalten.

Beim Ausgang erwartete ein verkanntes Genie aus Deutschland — eine jener unzähligen zerbrochenen Existenzen unseres Vaterlandes, die hierher kommen, Reichtum und Ehre zu suchen, und von all dem geträumten Glück nichts finden — den Pastor und ließ ihn erst los, als die frühe Dämmerung des Novembertages sich auf Paris herabsenkte.

Endlich konnten wir der Verabredung gemäß gemeinschaftlich den Weg nach dem Père Lachaise antreten. Der längst drohende Regen hatte sachte angefangen herniederzurieseln, und etwas von dem trüben Grau des Wetters stahl sich auch in die Herzen beim Anblick der dunkelnden spärlich beleuchteten Straßen hier im Viertel der Armut. Wir fuhren nach dem hinteren Eingang des Friedhofs bei der Place Gambetta, aber die Thüre war geschlossen, dicht umdrängt von einer harrenden Volksmenge, die Einlaß begehrte, um verspätet den Toten ihren Zoll der Liebe zu bringen. Auch wir gesellten uns zu ihnen. Nach einigem Harren öffnete sich langsam das Thor, aber nur um die wenigen, die nicht rechtzeitig den Hauptausgang erreicht hatten, hinauszulassen. „Ceux qui entrent ne pourront plus sortir" tönte uns entgegen. Ein kurzer Disput und der kühnere Teil der Wartenden drängte sich — des Warnungsrufes spottend — lärmend hinein. Die übrigen zerstreuten sich enttäuscht und murrend nach verschiedenen Richtungen. Sonntagsheiligung kennt man hier nicht, vielleicht waren sie nach Erfüllung harter Tagesarbeit hierher geeilt, ihre Gräber zu schmücken.

Auch wir begaben uns auf den Heimweg, konnten aber erst nach einstündigem Harren Raum in einem Tramway finden. Die Beförderungsmittel entsprechen nicht annähernd den herrschenden Bedürfnissen und sind einer Stadt wie Paris unwürdig. —

Tags darauf kehrten wir, gewitzigt durch unsere Erfahrungen, zu früher Stunde in der Begleitung mehrerer Hausgenossen nach dem Père Lachaise zurück. Wir waren eine internationale Gesellschaft, bestehend aus einer Norwegerin, zwei jungen Französinnen, einem Amerikaner, einem Engländer und uns beiden Deutschen. Madame H., die Skandinavierin, mit dem scharfen Verstand und dem tiefen Gemüt, schleicht sich langsam aber sicher in die Herzen. Man ahnt erst, was sie in sich birgt, wenn sie ihre unergründlichen Augen erhebt und durch ein kurzes Wort auf einen Moment einen Blick thun läßt in den Schatz ihres Inneren. Sie ist in ihrer Heimat eine bekannte Schriftstellerin, versteckt dies aber ängstlich vor jedermann. Ein Zufall hat mir ihr Geheimnis enthüllt. Kleine laute Schreie der Verwunderung, welche die in der Einsamkeit des Nordens Aufgewachsene bei jeder Gelegenheit ausstößt, sowie die Sucht in eigentümlich gebrochenem Französisch ihren Bädeker allen ihren Weg kreuzenden Personen, sei es nun ein sergent de ville oder der gardien eines Museums oder sonst jemand vorzulesen, nimmt man gerne mit in den Kauf.

Wir fuhren über die großen Boulevards an der Place de la République vorüber bis zur rue de la Roquette, bemerkenswert durch Lager von Grabsteinen und Läden mit den hier so beliebten Perlenkränzen, die kalt und steif neben der einfachsten lebenden Blume wirkungslos verblassen. Wenige Schritte vor dem Eingang zum Friedhof erhebt sich zur Rechten das berühmte Gefängnis La Roquette, unter anderem auch dazu bestimmt, die schweren Verbrecher bis zum Augenblick ihrer Hinrichtung aufzunehmen. Der Bau wirkt durch die Nähe des Friedhofs doppelt düster. Vor dem Gefängnis auf offener Straße befindet sich der Platz, auf dem die Guillotine aufgestellt wird, durch fünf ins Pflaster eingegrabene Platten angedeutet. Der letzte Blick der Unglücklichen,

die dem Tode entgegen gehen, fällt hinüber auf die Anhöhen des Père Lachaise, der in seiner kalten Pracht das mächtigste Denkmal irdischer Vergänglichkeit bildet.

Wir treten hinein durch das große Eingangsthor in die Avenue principale, in der heute eine unzählbare Menschenmenge auf und nieder wogt. Kaum sind wir wenige Minuten gegangen, so ertönt vom Eingang her das Zeichen, daß ein Leichenzug naht. Rasch hat sich die Masse in geordnete Reihen auf beiden Seiten des Weges aufgestellt und läßt schweigend, die Männer entblößten Hauptes, den Toten und die wenigen Leidtragenden, die mit stumpfen Gesichtern folgen, vorüberziehen. Der Tod ist vielleicht das einzige, was dem leichtlebigen frivolen Volk der Pariser Achtung einflößt. Selbst der Gedankenloseste unter ihnen hat kurze Augenblicke, wo er sich beugt vor seiner düsteren Majestät, wo eine leise Ahnung ihn beschleicht, daß es über dieser Welt eine andere höhere giebt, nach der zu fragen er im Lärme der Weltstadt nicht Zeit findet. Noch einen Moment herrscht tiefe Stille, dann erhebt sich wieder das Stimmengemurmel — vergessen ist der trübe Eindruck; die Schar strömt mit neugierigen Blicken auf und ab wie vorher.

Doch nur auf kurze Zeit; schon wieder wird ein Leichenzug gemeldet. Jetzt ist es ein sozialistischer Abgeordneter der Kammer, welcher in die Erde gebettet werden soll. Ohne geistliche Begleitung folgt die Witwe schmerzgebeugt dem Wagen, ihr zur Seite der Sohn — ein junger Soldat, der sich vergebens bemüht, männliche Fassung zu bewahren. Mancher Ausruf des Mitgefühls tönt zu mir herüber. Hinter den Trauernden schließen sich die Genossen an; alle, der gutgekleidete Parteiführer im Cylinder, der unzufriedene Student, der Arbeiter in der Blouse und der zerlumpte Bettler, tragen das Wahrzeichen ihrer Partei, eine brennend rote Immortelle, im Knopfloch. Für den Menschenkenner wäre es eine interessante physiognomische Studie, den Ausdruck in all den Gesichtern zu prüfen. Neben leichtsinnigen, vom Laster gestempelten jugendlichen Gestalten müde, abgearbeitete Männer, die mit finsterer Drohung um sich blicken, jeden Augenblick bereit, den Unterschied zwischen reich und arm heute noch mit Gewalt auszutilgen von dieser Erde. Dann wieder andere, deren anständiges wohlgenährtes Äußere beweist, daß sie die Entbehrung, von welcher sie deklamieren, niemals an sich selbst erfahren haben. Eins ist aber in jedem Antlitz zu sehen: der Entschluß, fest und unwandelbar auf ihrer Überzeugung zu beharren, und das stolze Bewußtsein stetig wachsender Macht. In musterhafter Ordnung schreiten sie dahin; die vielen zur Überwachung aufgebotenen sergents de ville scheinen überflüssig.

Der endlos lange Zug ist vorüber. Unsere Gesellschaft trennt sich. Die Neugier unserer Begleiter ist gestillt; nach den düsteren Eindrücken sehnen sie sich zurück in das heitere Treiben der Boulevards.

Madame H. schloß sich uns Deutschen an, den Friedhof nach allen Richtungen zu durchstreifen. Es war uns dabei mehr um das Gesamtbild, als um Einzelheiten zu thun. Arme Madame H. — sie hat wohl ihre Bereitwilligkeit bitter bereut! Kaum schickte sie sich an, ein Grabmal mit beschaulicher Ruhe in echt nordischer Gründlichkeit zu prüfen, — so trieb ich sie unerbittlich weiter, was ihr den Seufzer entlockte: „Vous êtes un très bon guide, seulement trop sévère.“ —

Wer zum erstenmal einen großen Pariser Friedhof betritt, ist erschüttert von dem Bild großartiger starrer Pracht, das sich hier entrollt. Wohin das Auge schaut, ein Meer von kalten Steinen, nichts freundlich Anheimelndes — alles düster und ernst — eine gewaltige Totenstadt. Doch lernt man mit der Zeit auch diese Stätte lieben. Ich fand manch still verborgenen Platz voll trauter Poesie, wirkungsvoller noch an diesem Ort. Vor allem, wenn ich das Denkmal von Abélard und Héloise, das mit seinem hohen Baldachin schon von ferne sichtbar einen Sarkophag mit den liegenden Statuen des Paares enthält. Früher war dieses Grab als ein Sammelplatz für unglücklich Liebende bekannt, die in der Erinnerung an das tragische Schicksal von Abélard und Héloise Trost für sich suchten. Die Welt hat sich in den letzten Jahren in jeder Beziehung geändert; in dem Zeitalter der Vernunft träumen nur noch wenige einer hoffnungslosen

Liebe nach. Ich stand da in Betrachtung versunken; plötzlich schlugen deutsche Laute mir ans Ohr. Mein Blick fällt auf zwei Hochzeitsreisende, die glückstrahlend und weltvergessen das Zeitalter der Vernunft Lügen strafen. —

Wir wandelten weiter nach dem israelitischen Friedhof, der auch heute, verachtet und menschenleer, einsam dalag. Das Denkmal der Tragödin Rachel lenkte zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auch die Familie Rothschild besitzt hier eine Kapelle.

Dann ging's hinauf zum grand Rond, auf das fünf, heute von Menschen wimmelnde bedeutende Alleen münden, zu dem wunderbaren Monument von Casimir Périer, dem Großvater des letzten Präsidenten der Republik.

Es ist unmöglich, auch nur einen Teil all der berühmten Namen Frankreichs, die hier zu lesen sind, aufzuzählen. Viele von ihnen haben einen vortrefflichen Klang, weit über die Grenzen dieses Landes hinaus — auch drüben bei uns. Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Künstler, kühne Heerführer, sie alle haben hier ihr Denkmal und ruhen in der Erde in buntem Gemisch. So manche, deren Ansichten und Beruf himmelweit auseinander gingen, die sich vielleicht im Leben bitter bekämpften, sie schlummern friedlich nebeneinander. — Ihr Körper zerfällt in Staub und Asche einer wie der andere.

Wir durchstreiften manch stillen Seitenweg mit unbekannten Gräbern, wohin weder Hinterbliebene noch Neugierige sich verirren; keine Blume der Liebe schmückt die verwahrlosten verlassenen Hügel. Und doch haben die Herzen mancher darunter Ruhenden einst warm geschlagen und heiß geliebt. Vergessen zu werden ist Menschengeschick — manche, deren Ruhm sich zu Lebzeiten über die Erde erstreckte, teilen das gleiche Schicksal. Eins der bescheidensten Gräber ist das des Marschalls Ney. Es liegt versteckt und unbekannt; kein Stein erhebt sich, zu verkünden, daß hier der Tapferste der Tapferen schläft. Auf der Stufe zum Eingang ist kunstlos von ungeschickter Hand — verwittert und fast unleserlich — sein Name eingegraben.

Ein Zufall führte uns zu der Grabstätte der Familie Monod. Obenan findet sich der Name von Adolphe Monod, dem berühmten Seelsorger und Redner der französischen evangelischen Kirche. Als letzter steht auf dem Stein zu lesen sein vor wenigen Monaten im Alter von nahezu hundert Jahren verstorbener unglücklicher Bruder William Monod, der sich für einen zweiten Messias hielt und eine kleine Gemeinde von Anhängern um sich gesammelt hatte. Es lag etwas Bestrickendes in seiner Persönlichkeit; wer das geistreiche ehrwürdige Haupt dieses Mannes einmal gesehen hat, dem bleibt es unvergeßlich. Seinem Namen ist ein versöhnender Bibelspruch beigefügt.

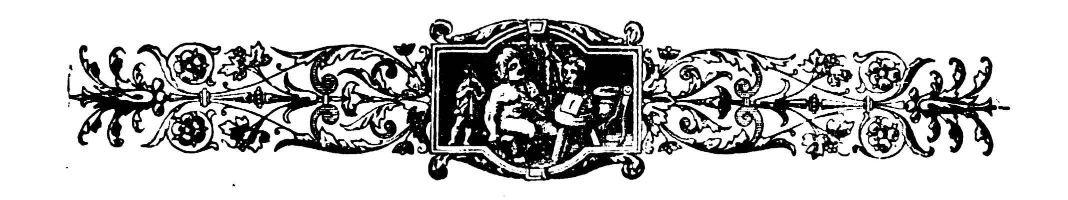
Endlich wurde auch Madame H.s sehnlicher Wunsch erfüllt, das sogenannte pain de sucre — Zuckerhut —, um das sie manchen Vorübergehenden vergebens gefragt hatte, zu schauen. Es ist ein weit über die Grenzen des Père Lachaise sichtbares 32 Meter hohes, geschmackloses Mausoleum, von Felix de Beaujour mit großem Kostenaufwand noch zu Lebzeiten als sein Grabmal errichtet.

Zum Schluß betraten wir die Friedhofskapelle, welche, an sich unbedeutend, jetzt aber im Schmuck von unzähligen Lichtern erglänzend und gefüllt mit knieenden Andächtigen, selbst den unbeteiligten Zuschauer in weihevolle an Weihnachten mahnende Stimmung versetzte.

Und nun schlug die Scheidestunde. Wir drängten uns mit vielen Hunderten dem Ausgange zu. Vor dem Thore wurden wir von halbwüchsigen Burschen umdrängt, die uns aufdringlich ihre Dienste anboten. Ich wies sie alle ab; trotzdem folgten uns zwei oder drei dieser gamins de Paris, wahre Ströme von Beredsamkeit über uns ergießend. Um Ruhe zu bekommen, schickte ich einen weg, um einen Wagen herbeizuholen. Er verschwand; wir warteten vergebens etwa zehn Minuten. Wahrscheinlich hatte er unterwegs lohnendere Beute entdeckt. Die Kutscher, die wir hierauf um Wagen anriefen, wiesen uns spöttisch lachend zurück. An einem so vielbeschäftigten Tage nehmen sie nur Aufträge für die nächste Nähe an. Nicht einmal die Aussicht auf ein reiches Trinkgeld hätte sie veranlaßt, uns zur Porte Maillot zu fahren. So blieb kein anderer Ausweg, als der, unsere müde Madame H. unter fortwährendem, tröstlichem Zuspruch, — da sie selbst

keinen Ortssinn besitzt, mißtraut sie auch anderen — durch winklige, unheimliche Straßen zu der Station Ménilmontant der Gürtelbahn zu schleifen, wo schon eine große Menge Friedhofsbesucher des Zuges harrte, der sie in die Nähe ihrer Wohnungen bringen sollte. Trotz des Gedränges waren wir so glücklich dicht aneinander gepreßt drei Plätze zu erhalten. Während wir geborgen in Sichheit saßen, stürzten drei bedauernswerte Männer, die, keinen Raum in den Coupés findend, sich auf dem Trittbrett gehalten hatten, auf der unterirdischen Fahrt duich die Buttes Chaumout hinab und wurden zermalmt. Niemand von uns ahnte, daß, während wir scherzten und lachten, in unserer nächsten Nähe die Großstadt wieder Opfer forderte. Ob den Unglücklichen bei ihrem letzten Besuche der Gedanke an die Möglichkeit kam, daß nach wenigen Tagen auch sie hinausgetragen würden, um stille Bewohner des Père Lachaise zu werden? Niemand vermag es zu sagen.





Zur Alkoholfrage

liegen mehrere beachtenswerte Veröffentlichungen vor, in denen die bewährten unermüdlichen Vorkämpfer der verschiedenen Reformbestrebungen aufs neue den Schlachtruf erheben. Zunächst die

Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland, von Dr. Wilhelm Bode. (München, Lehmann.) 1896. 227 S. Pr. Mk. 2,40.

Bode thut in Bezug auf die Völlerei dieselbe Arbeit, die Herr von Below gegenüber dem Duellunfug gethan hat: er reißt ihr das romantische Mäntelchen herunter und zeigt, daß die „Sauftraditionen" des deutschen Volkes nicht über das 16. Jahrhundert zurückreichen. Zu der Bierlitteratur S. 207 wäre noch nachzutragen: (G. Detharding), „Encomium des Knisenack," — eines spezifisch Güstrowischen porterähnlichen Gebräus, welches als Kuriosität noch heute nach einem alten Rezept gebraut wird (2. Auflage. Güstrow 1706). Bode giebt sodann eine anschauliche Darstellung der heute fast ganz vergessenen großen deutschen Mäßigkeitsbewegung in den 30er und 40er Jahren unseres Jahrhunderts und erörtert in lehrreicher und überzeugender Weise die Gründe ihres Niedergangs, weist aber auch ihre meist überschätzten, bis heute reichenden segensreichen Nachwirkungen auf. Mit besonderer Liebe verweilt er bei dem heroischen Kampfe einzelner Volksfreunde, die jene Volkserhebung mit den gleichartigen Bestrebungen unserer Zeit verbinden. Unter diesen „Einzelnen" nimmt Dr. Stüve, Bürgermeister von Osnabrück, den ersten Platz ein. Die Mitteilungen aus den kernigen Schriften dieses deutschen Mannes von echtem Schrot und Korn sind eine Zierde des Buches. Stüve hat auch zuerst die Gefahr des starken (bayerischen) Biers erkannt und den Kampf nicht mehr ausschließlich gegen die Branntweinpest gerichtet. Von ihm sind Miquel und Struckmann für die Mäßigkeitssache gewonnen. Es folgt der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke (1883), entstanden durch das Zusammenwirken der positiven Pastoren Engelbert und Hirsch mit dem liberalen Schriftsteller Lammers. Seine Bestrebungen faßt Bode in die drei Ideale zusammen: „bessere Anschauungen, bessere Einrichtungen, bessere Gesetze". Die Geschichte der Gesetzgebung gegen die Trunksucht, auf welche dieser Verein hinarbeitet, ist eine „Leidensgeschichte". Im übrigen ist aber von vielen schönen und verheißungsvollen Erfolgen zu berichten. Die Arbeit an einzelnen Trinkern übernehmen in den gleichen Jahren die neuen Enthaltsamkeitsvereine verschiedener Observanz (Guttempler, Alkoholgegnerbund, das „Blaue Kreuz"), die nach ihrer Besonderheit kurz charakterisiert werden. Besonders aber möchten wir auf die beiden Schlußkapitel hinweisen „die Verwirklichung im Leben" und „die Mitarbeit im Berufe". Sie geben ausgesuchtes Material zur Agitation und Mitarbeit an der großen Sache der Befreiung des christlichen deutschen Volkes von der Knechtschaft des übermäßigen und des Gewohnheitstrunkes.

Einen Ausschnitt aus dem von Bode behandelten Gegenstande, die Geschichte der Bewegung in einem begrenzten Gebiete, bietet die Schrift

Wider den Erbfeind! von H. Josephson, Pastor an der Pauluskirche in Bielefeld. Mit einem Vorwort von Superintendent Schmalenbach. (Bielefeld-Bethel.) 1896. 68 S. Pr. Mk. 0,15. (bei 50 Expl. 10 Pfg.)

Josephsons Mitteilungen betreffen besonders Westfalen und hier Minden-Ravensberg, wo die Thätigkeit Huchzermeiers und anderer in den 40er Jahren große Erfolge erzielt hat. Interessante persönliche Züge und Erinnerungen, Mitteilungen aus vergessenen älteren Schriften zur Sache, Lieder, die in der früheren Mäßigkeitsbewegung große werbende Kraft bewiesen haben, ein kräftiger Appell an das Geschlecht unserer Tage machen diese Schrift zur Massenverbreitung besonders geeignet.

Die Bekämpfung des Alkoholgenusses hat nicht nur moralische und ökonomische Gründe, sie geht zurück auf ein Urteil über die physiologische Wirkung des Alkohols auf den menschlichen Organismus. Es ist darum von der größten Bedeutung, eine begründete wissenschaftliche Erkenntnis dieser Wirkungen zu verbreiten. Unkenntnis derselben verursacht einerseits die betrübende Gleichgültigkeit weiter Volkskreise in dieser Angelegenheit, hat aber auch nicht selten Mißgriffe der Alkohol-Gegner verursacht. Schon 1845 hat der Kreischirurgus La Roche in Bnin (Posen) 125 Gutachten deutscher Ärzte und ein sogenanntes „National-Gutachten deutscher Ärzte" veröffentlicht, welches von 1055 Ärzten unterzeichnet war (bei Josephson S. 17 f.). Die moderne Physiologie ist inzwischen zu weit bestimmteren und überzeugenderen Urteilen fähig geworden. Professoren der Physiologie stehen daher mehrfach in den ersten Reihen der Bekämpfer des Alkohols. Das Votum eines solchen liegt uns vor in der Schrift

Die Alkoholfrage. Vortrag gehalten zu Würzburg am 16. März 1892 von Adolf Fick, Professor der Physiologie. 2. Auflage. (Dresden, G. Hertz.) 1895. 29 S. Pr. Mk. 0,20.

Professor Fick fragt: Ist der Alkohol ein Gift oder nicht? — vielmehr vielleicht ein wertvoller Nahrungsstoff? Der Alkohol ist zweifellos ein Gift d. h. ein Stoff, der in verhältnismäßig kleiner Menge dem Blute beigemischt Störungen in der Verrichtung irgend welches Organs (hier zunächst des Hirns) verursacht. Wenn man den Alkohol dennoch irrtümlicher Weise als Nahrungsstoff aufgefaßt hat, so liegt das an einer ihn von den meisten anderen Giften unterscheidenden Eigenschaft, daß er nämlich im lebendigen Organismus Wärme erzeugt und in dieser Beziehung allerdings Nahrungsstoffe vertreten kann. Dagegen kann er die wichtigsten Zwecke der Nahrungsstoffe nicht erfüllen: Erhaltung der Leistungen der Muskelfasern, der Nerven und Drüsenzellen, kurz der thätigen Gewebselemente des Körpers. Die subjektiven Gefühle erhöhter geistiger und physischer Kraft nach dem Alkoholgenuß sind trügerisch. Planmäßige Versuche an Soldaten (Nordamerika) haben ergeben, daß geistige Getränke den Menschen für große Strapatzen nicht geeigneter machen. Dieselbe Erfahrung hat man bei Polarfahrten gemacht. Nansen schreibt das Gelingen seiner Schneeschuhreise durch Grönland wesentlich dem Umstand zu, daß er und seine Begleiter keinen Tropfen Alkohol zu sich genommen haben. Dasselbe gilt fast in demselben Maße für das tropische Klima, nach dem Zeugnis z. B. von Emin Pascha und K. Peters. In Bezug auf die höchsten geistigen Leistungen bemerkt Helmholtz in seiner Rede am 70. Geburtstag über die aller schöpferischen geistigen Produktion zu Grunde liegenden, aus der Tiefe des unbewußten Geisteslebens aufblitzenden Einfälle: „Die kleinsten Mengen alkoholischer Getränke aber schienen sie zu verscheuchen".

Fick behauptet nun nicht, daß Alkohol, in kleinen Mengen genossen, jedem Menschen schädlich sei. Aber im Durchschnitt ist dies in so hohem Maße der Fall, daß einige englische Versicherungsanstalten den Mitgliedern der Enthaltsamkeitsvereine bedeutende Vorteile gewähren.

Unmäßiger Genuß dieses Stoffes offenbart noch in ganz anderem Maße seine Giftigkeit. Nahezu die Hälfte aller Geisteskranken sind Säufer oder Kinder von trunksüchtigen Vorfahren. Billroth hat die Vermutung ausgesprochen, daß die allgemeine Zunahme der Geistesstörungen in unserer Zeit von der zunehmenden allgemeinen Durchseuchung der Völker mit Alkohol herrühre. Wichtig ist auch ein Urteil Darwin's, das Fick mitteilt: „Durch meine, meines Vaters und meines Großvaters lange Erfahrungen, die sich über mehr als ein Jahrhundert erstrecken, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß keine

andere Ursache soviel Leiden, Krankheit und Elend erzeugt, als der Genuß der alkoholischen Getränke." —

Professor Fick ist Vertreter der Totalenthaltsamkeit im Kampf gegen den Alkohol und zwar aus praktischen, taktischen Gründen; den Alkoholmißbrauch könne man nicht abschaffen, ohne den Alkoholgebrauch überhaupt zu bekämpfen. Die landläufigen, großenteils albernen Einwendungen gegen den Tetotalismus und die Temperenzhotels widerlegt er schlagend. Als Ziel des Kampfes gegen den Alkohol bezeichnet er die Herbeiführung eines Zustandes der Menschheit, in welchem sie mit einem natürlichen, unüberwindlichen Widerwillen gegen den Alkohol ausgerüstet ist. Dieser Zustand müsse zwar durch Zuchtwahl (Untergang der alkoholischen Individuen, Familien, Völker) in einem langen Zeitraum von selbst eintreten, aber um den Preis unendlicher Leiden und Qualen zahlloser Einzelner. Es gelte daher ihn durch freie vernünftige Entschließung herbeizuführen.

Eine andere einzelne Seite des Alkoholismus behandelt ein Heft der „Zeitfragen des christl. Volkslebens" (Heft 156. Band XXI Heft 4):

Trunksucht und Unzucht. Ein offenes Wort für die gebildete Männerwelt von Dr. Wilhelm Martius. (Stuttgart. Belser. 1896.) 48 S. Preis Mk. 0,80.

Von dem Zusammenhang zwischen Trunksucht und Unzucht zeugen in erschütternder Weise die heilige Schrift, die Geschichte, die moderne Wissenschaft der Statistik. Der Verfasser bespricht die ländlichen Verhältnisse, die der Seeleute, die Wirtschaften mit weiblicher Bedienung (in Berlin 924!), die Vermittlung der Unzucht durch die „Wiener Cafés" und andere Nachtlokale, die Unsittlichkeit in der Studentenschaft und in der Armee, die gewerbsmäßige Prostitution unter dem angegebenen Gesichtspunkt, um zunächst das Thatsächliche festzustellen. Dann erörtert er die Notwendigkeit einer Gesamtanstrengung des Volkes zur Befreiung von diesem Doppelübel, die bez. Pflichten des Staats (in Verwaltung und Gesetzgebung) und der evangelischen Kirche, die mehrerwähnten Vereine, die Pflichten der Gebildeten, der Presse und der gläubigen Christen in seiner lichtvollen und durchdachten Weise.

Nahe verwandt mit dieser Schrift des bekannten Fachmanns in der Trunksuchtfrage ist die folgende Veröffentlichung:

Der Fluch der Unzucht für unser Volksleben. Vortrag gehalten am 17. Sept. 1895 in Essen a. R. Herausgegeben auf Veranlassung der Allg. Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine. (Leipzig. H. G. Wallmann.) 1896 (?). 32 S. Preis Mk. 0,40.

Wir enthalten uns der Mitteilungen aus den grauenhaften Thatsachen, die hier berichtet sind, und wünschen dem tiefernsten Vortrage nachdenkliche Leser. Endlich

Giftquellen für die ländliche Jugend. Vortrag gehalten im Greifswalder Lehrerverein von Albert Schultz. (Leipzig. R. Werther. 1896.) 42 S. Pr. Mk. ? —

Der Verfasser der bekannten Schrift „Wie hilft der Sozialdemokrat, wie der Landwirt dem ländlichen Tagelöhner?" beschäftigt sich mit den Ursachen der Verwahrlosung und Verrohung der ländlichen Jugend. Mit Unrecht schiebt man die Schuld der Schule und den Lehrern zu, da sie mit überaus starken demoralisierenden Wirkungen außerhalb der Schule zu kämpfen haben, die sie nur teilweise unwirksam machen können, vor allem dem Beispiel der Erwachsenen. Dazu kommt das Hofgängerwesen, die landwirtschaftliche Kinderarbeit, die langen Schulwege, die geringe Seßhaftigkeit der Tagelöhner und Dienstboten, der Mangel an Fortbildungsschulen, manche ländliche Feste; ferner die Schundlitteratur. Der Verfasser belegt seine Urteile mit treffenden Beispielen aus seiner reichen eigenen Erfahrung. Von den vorgeschlagenen Mitteln zur Abhülfe sei hervorgehoben, daß er aus genauer Kenntnis heraus die Punkte bezeichnet, welche die Landbevölkerung von der Kirche entfremden, und den Geistlichen beachtenswerte Ratschläge giebt. In sozialer Beziehung empfiehlt er besonders Fürsorge für bessere Volksbildung. Einen besonderen Beruf haben dabei die Lehrer, — und hier läuft die Betrachtung, in Forderungen

für die Lehrer aus. „Wenn uns selber in sozialer Hinsicht nicht Gerechtigkeit widerfährt, so sind uns auch die Hände der sozialen Wirksamkeit im engsten Kreise gebunden.“ Man kann mit den Forderungen des Verfassers an sich durchaus übereinstimmen und es doch geschmacklos finden, daß er die üble Methode mancher Lehrervereine mitmacht, alle und jede Gegenstände der Verhandlung auf Standesklagen und Standesforderungen hinauszuführen. Aber dies Verfahren ist nicht nur geschmacklos. Man denke sich, daß auch die Pfarrer, die Handwerksmeister, die Postbeamten, die Eisenbahnarbeiter, — kurz jede Klasse, die berechtigte Klagen über ihre soziale Lage vorzubringen haben mag, solche Reden führen und ihren Reden Thaten folgen lassen wollten, was dann? Wenn nur die Satten und Befriedigten an dem Werke der sozialen Reform und Versöhnung mitarbeiten wollen, dann mögen wir diese Arbeit nur gleich ganz aufgeben. Die „Bundesgenossenschaft“ der Lehrer im Kampfe gegen die Sozialdemokratie verliert an innerem Wert, wenn sie unter Bedingungen angeboten wird, die einem Handel nicht unähnlich sehen. Deshalb bleibt es freilich dennoch wahr, daß es eine große Kurzsichtigkeit derer, die es angeht, bedeutet, wenn sie die maßvollen und sachlich berechtigten Wünsche einer zweifellos einflußreichen Klasse unbefriedigt lassen auf die Gefahr hin, daß aus Freunden Feinde werden.

In all diesen Veröffentlichungen aber und überhaupt in den deutschen Mäßigkeitsbestrebungen scheint uns ein Punkt nicht genügend betont zu werden: der Zusammenhang des Alkoholismus mit der ganzen sozialen Frage, insonderheit mit der Wohnungsfrage. Der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke ist zwar ein wesentlicher Fortschritt über den rein negativen, polizeilichen und tetotalistischen Standpunkt hinaus, indem er dem mißleiteten Geselligkeitstriebe durch Volkskaffeehäuser und Volksheime bessere Befriedigung zu bieten sucht. Allein auch das heißt schließlich nur Folgeerscheinungen bekämpfen statt das Übel an der Wurzel fassen. Die Wurzel des Übels liegt offenbar darin, daß der Arbeiter seinen Geselligkeitstrieb nicht in der eigenen Häuslichkeit zu befriedigen vermag. Denn, wie sich hierüber ein Londoner Arbeiter äußert (nach dem „Gemeinwohl“), „diese Häuslichkeit ist nur zu oft ein einziges kleines Zimmer in einem mit üblen Gerüchen erfüllten Hause, kärglich möbliert, minus Behaglichkeit, plus Kindergeschrei. Und das einzige Wesen, welches sogar eine so dürftige Heimstätte hell und wohnlich machen könnte, ist vielleicht aus Mangel an geeigneter Vorbildung und sittlicher Erziehung für das Amt der Hausfrau und Mutter gänzlich ungeeignet. So lange die Vorkämpfer der Enthaltsamkeitsbewegung von der vorgefaßten Meinung ausgehen, daß nur und in erster Linie das Verlangen nach Alkohol den Arbeiter in die Schenke treibt, werden sie nicht viel dauernd Gutes wirken.“ Wer mit dem Volke umgeht und eine größere Anzahl von speziellen Fällen genau verfolgt hat, wird dem Londoner Arbeiter recht geben müssen. In der Wohnungsfrage und der Erziehung der Hausfrauen des Arbeiterstandes liegt der Angelpunkt der Frage.

In den Niederlanden hat der „Volksbund“, welcher dort in der Mäßigkeitsbewegung eine ähnliche Stellung einnimmt wie bei uns der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, sehr früh diese Zusammenhänge erkannt. Er hat daher in Amsterdam und anderen Städten des Königreichs private Wohnungsenquêten veranstaltet, deren Ergebnisse zur Schließung einer größeren Anzahl von Wohnungen Anlaß gegeben haben.

Es ist eben bei den Mäßigkeitsbestrebungen nicht anders als bei allen übrigen Unternehmungen der Inneren Mission, der Humanität, der Volkswohlfahrt: sobald man der Sache auf den Grund geht, stößt man auf die soziale Frage. Man erkennt, daß die aufopferndste Arbeit am Einzelnen haften bleibt, und die ehrlichste Begeisterung sich erschöpfen muß, wenn man nicht die Ziele weiter und höher steckt. So wiederholt sich für jeden Zweig der Liebesthätigkeit und jeden einzelnen hingebenden Mitarbeiter die Entwicklung, welche die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts charakterisiert: der Fortschritt von der Liebesthätigkeit zur Sozialpolitik.

H. Wilhelmi.



Monatsschau.

Politik.

Der Übergang aus dem alten Jahre in das neue ist in aller Stille vor sich gegangen. Das ist natürlich: die Parlamente sind in den Weihnachtsferien, und die Diplomaten hegen auch das berechtigte Bedürfnis, sich die Ruhe und den Frieden der Festtage nicht unnützerweise stören zu lassen. Um das zu ändern, muß schon solcher Jamesonsche Piratenzug die Augen aller Welt auf sich lenken wie vor Jahresfrist. Im deutschen Reichstage hat die gewohnte Stille aber auch nach Wiederaufnahme der Sitzungen in so hohem Maße angehalten, daß dadurch eine ganz wunderbare Erscheinung zu tage getreten ist: der Ökonom des im Reichstage vorhandenen Restaurants, dessen Stellung in früheren Jahren viel begehrt war, erklärt, am 1. April seinen Posten verlassen zu müssen, weil er bei dem andauernd schwachen Besuch des Reichstages noch lange nicht seine Kosten decken, geschweige denn auch nur auf den kleinsten Lohn für seine Mühewaltungen rechnen könne. Er verlangt deshalb einen jährlichen Zuschuß von 4000 Mark. Wahrlich — es kann keine bitterere Satyre, keinen größeren Hohn auf die im Reichstage herrschenden Zustände geben, als diese Thatsache.

Woher kommt es denn wohl, daß so wenig Interesse im und infolgedessen auch am Reichstage vorhanden ist, während in den Einzellandtagen, den großen wie den kleinen, in der Regel ein reges Leben herrscht? Man könnte sagen: in den Einzellandtagen sind die Mitglieder mit allen Dingen und Fragen, die zur Beratung kommen, viel genauer vertraut, als im Reichstage. Das hat gewiß etwas für sich, erklärt aber lange noch nicht alles; denn die Reichsgesetzgebung durchdringt von Jahr zu Jahr weiter alle Gebiete auch des einzelstaatlichen Lebens und zwingt so jeden, sich mehr und mehr mit ihr vertraut zu machen. Uns scheint der Grund in zwei anderen Umständen zu liegen: einmal wird bei den Wahlen zum Reichstage und daher auch nachher im Reichstage selbst viel zu sehr Parteipolitik getrieben statt nationaler oder vaterländischer; der Parteipolitik wird man aber während der Wahlagitation schon so reichlich satt, daß einem der Appetit darauf vergeht, sie während ganzer fünf Jahre bis zu den Neuwahlen weiter zu genießen. Obgleich nun im Reichstage — so sollte man meinen — die Quintessenz deutscher parlamentarischer Intelligenz vertreten ist, machen sich dort die Parteien, die in den Einzellandtagen im ganzen nicht viel mehr als einen Sturm im Glase Wasser erregen können, wie der Freisinn, das Centrum und die Sozialdemokraten, infolge ihrer numerischen Summierung unverhältnismäßig breit und absorbieren die beste Kraft und Zeit der reichstreuen Parteien, der Regierung und des Ganzen. Daraus ergiebt sich, zum Teil wenigstens, auch schon der andere Umstand: das Interesse und die Freude am engeren Vaterlande ist größer als am weiteren; hierzu mögen ja noch andere Gründe beitragen, so z. B. der, daß wir seit einer Reihe von Jahren kaum noch etwas gewahren von einer Vergrößerung deutscher Macht und deutschen Ansehens im Auslande. In Wirklichkeit hat

denn auch der Reichstag erst in einer der allerletzten Sitzungen vor unserer Berichterstattung ein allgemeineres Interesse wachgerufen. Es war am 21. d. Mts., als der Reichsschatzsekretär auf die Zukunft unserer im Jahre 1902, bezw. 1904 ablaufenden Handelsverträge zu sprechen kam und offen erklärte, daß von einer Verlängerung der Verträge keine Rede sein könnte, sondern daß neue Verträge auf dem ganz anderen Grunde autonomer Tarife abgeschlossen werden müßten, und daß bei der Feststellung dieser Tarife alle Interessentenkreise gehört werden sollten. Das war sehr schmerzlich für die armen Manchesterleute, und doch so ganz selbstverständlich! Denn die mit uns 1892 paktierenden Mächte haben mit uns nur auf Grund ihrer autonomen Tarife verhandelt, von deren Vortrefflichkeit sich dann die Caprivistische Politik in Sturmeseile überzeugte.

Von den Einzellandtagen hat in den letzten beiden Wochen allgemeine Aufmerksamkeit nur der preußische auf sich gelenkt. Das Herrenhaus wählte am 21. Januar mit 118 Stimmen den Fürsten zu Wied zum Präsidenten, 94 Stimmen fielen, früheren Verabredungen zufolge, auf den Herzog von Ratibor. Fürst zu Wied hat die Wahl angenommen; wir begrüßen sie mit Freuden. Im Abgeordnetenhause konzentrierte sich fast das ganze Interesse auf den Etat und die damit zusammenhängenden Fragen. Am 8. Januar brachte Dr. Miquel den Etat bei dem Hause ein und erläuterte ihn in zweistündiger Rede, die reich war an hochinteressanten Momenten und von den Tagesblättern je nach deren politischem Standpunkte eingehend behandelt worden ist. Wir möchten hier nur einen Punkt hervorheben, der für die Finanzpolitik des Dr. Miquel besonders bezeichnend ist: die Art und Weise, wie er für die Zukunft des Staates sorgt. Ist es doch im allgemeinen so, daß ein Finanzminister zufrieden ist, wenn er den Etat in Ausgabe und Einnahme im Gleichgewicht halten kann; welche Verwendung dann die einzelnen Gelder finden, ist eine Frage, die erst in zweiter Linie steht. Nicht so Dr. Miquel. Er betont vor allen Dingen: die Überschüsse, die der Etat diesmal aufzuweisen hat, sind noch nicht so hoch wie die Defizits der letzten Jahre, sie bedeuten also nur einen relativen Gewinn. Ferner darf auf Grund einmaliger Überschüsse die Höhe der ordentlichen Ausgaben nur in vorsichtigster Weise vermehrt werden; denn es können auch wieder schlechtere Jahre kommen, in denen die Staatseinnahmen den jetzt etwa erhöhten ordentlichen Ausgaben nicht gewachsen sind. Mehraufwendungen müssen deshalb vorwiegend in außerordentlichen Ausgaben bestehen, die als eine Art von Kapitalsanlagen betrachtet werden können. Das ist nicht nach der meisten Leute Sinn; aber solches Wirtschaften ist eine echt „staatsmännische“ That und von viel höherem Werte, als noch so viel pathetische und angeblich „staatsmännische“ Reden.

Vom 18. bis 21. Januar dauerte dann die erste Beratung des Etats. Sie bot ein recht bewegtes Bild; namentlich die konservative Partei kann mit hoher Befriedigung auf die hervorragenden Leistungen ihrer Redner zurückblicken, die zum Teil in dem wirtschaftspolitischen Bericht werden gewürdigt werden. Fast jeder Tag der ersten Etatsberatung brachte die Debatte auf den Prozeß Leckert-Lützow. Graf von Limburg-Stirum beklagte am 18. im Anschluß daran, daß es in unserer Staatsregierung an der erforderlichen Einmütigkeit mangle; denn wenn die vorhanden wäre, dann könnten unmöglich Beamte eines Ressorts von Beamten eines andern verdächtigt und vor den Gerichten herumgezerrt werden. Zwar gab tags darauf der Ministerpräsident die Erklärung ab, daß die vermißte Einmütigkeit im Staatsministerium bei allen wichtigen Fragen vollauf vorhanden wäre; aber das Ganze geschah in einer solchen Weise, daß diese Erklärung fast nur auf der linken Seite des Hauses mit Beifall begrüßt wurde. Der 20. Januar brachte eine zwar nur gelegentliche, aber ganz besonders scharfe Abfertigung der Polen seitens des Kultusministers. Sie hat mit Recht allgemeines Aufsehen erregt und den dringenden Wunsch wachgerufen, daß diesen bündigen Erklärungen von seiten der Regierung ebenso bündige Thaten folgen mögen. Die Polen aber scheinen vorläufig in den Worten des Ministers nur einen Anlaß zu trotziger Herausforderung zu finden, das beweist die Interpellation Czarlinsky über angebliche Schließung polnischer Versammlungen wegen Gebrauchs der polnischen Sprache. Der ganze Etat ist schließlich an die Finanzkommission verwiesen, die wegen der Frage der Vermehrung der Beamtengehälter noch um 7 Mit-

glieder verstärkt werden soll. Wir glauben an dieser Stelle von einem näheren Eingehen auf die Frage der Gehaltserhöhungen absehen zu dürfen. Die Vorlage hat auf der einen Seite viel Freude, auf der anderen ebensoviel Enttäuschung und Unzufriedenheit geweckt. Sie trägt die Art ihres Zustandekommens deutlich an der Stirn: durch Kompromisse mit den einzelnen Ressorts. Trotzdem möchten wir auch darin dem Finanzminister beistimmen: nur nicht organische Änderungen an der Vorlage vornehmen, damit nicht das Zustandekommen des ganzen Gesetzes gefährdet werde.

Der Kaiser hat zu Beginn des neuen Jahres Bestimmungen getroffen, durch die die Befugnisse der militärischen Ehrengerichte ergänzt werden bezüglich des Duellwesens. Es ist ergötzlich, wie sich die gesamte freisinnige Presse gegenüber dieser Allerhöchsten Kundgebung verhalten hat. Das Berliner Tageblatt voran, das kreischende Gefolge hinterdrein war vollen Jubels: das sei die Folge des Falles Brüsewitz, das sei der Erfolg der freimütig und „unentwegt" gegen das Unwesen des Duells ankämpfenden Presse! Der Katzenjammer ist diesem Freudenrausche bald gefolgt. Denn man konnte sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Verordnung des Kaisers nicht durch den Fall Brüsewitz hervorgerufen, sondern ihren Ursprung nur in der Unvereinbarkeit der bisherigen ehrengerichtlichen Bestimmungen mit den jetzt allgemein herrschenden Anschauungen genommen hat. Die neuen Bestimmungen machen den Duellen innerhalb des deutschen Offizierkorps (Bayern, Württemberg und Sachsen haben sich angeschlossen) kein Ende, aber sie sind geeignet, ihre Zahl zu vermindern und bekunden den Willen des Kaisers, gegen rauflustige Elemente mit Strenge vorzugehen. Derartige Willensmeinungen des Kriegsherrn thun aber gerade in unserem Offizierkorps ihre Wirkung. Im übrigen vertreten wir mit Nachdruck den Standpunkt, daß jedes Duell eine Unsitte, christlich angesehen eine Sünde und ein Verstoß gegen die Gesetze ist. Die gänzliche Beseitigung des Zweikampfes muß deshalb mit allen Mitteln angestrebt werden. —

Große Aufregung verursachte für einige Tage bei ängstlichen Gemütern die Ernennung des Grafen Murawjew zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands. Seine Berufung wird auf den Einfluß der Mutter des Zaren zurückgeführt — ob mit Recht, lassen wir dahingestellt. Der Graf war als erster Sekretär der russischen Botschaft in Berlin sehr beliebt in der dortigen Hofgesellschaft. Er gilt für einen besonnenen, gerechten Mann — was sollte also Deutschland von ihm zu fürchten haben, zumal gar nicht einzusehen ist, wo deutsche mit russischen Interessen kollidieren könnten? Weit eher könnte England besorgt sein. Denn der russisch-chinesische Geheimvertrag, dessen angeblicher Wortlaut die North China Daily News sogar schon veröffentlichten, dürfte trotz aller offiziösen Dementis nicht hinwegzuleugnen sein. Nicht minder unbequem ist für England der Umschwung, der in Rußland bezüglich der armenischen Greul und der völligen Unzulänglichkeit der sogenannten türkischen Reformen stattgefunden hat. Werden doch in Rußland gegenwärtig unter Appell an den rechtgläubigen Zaren nicht nur für die „auch" christlichen Armenier, sondern zum noch größeren Kummer Englands auf direkte Veranlassung des Zaren auch für die hungernden Inder in Britisch Ostindien große Summen aufgebracht! Es ist klar, daß diese opferfreudige Teilnahme weder bei den Armeniern noch bei den Indern ihren Zweck Sympathie für Rußland zu wecken verfehlen wird. Aber sowohl in Großbritannien wie in der Türkei macht es böses Blut; ja die russisch-türkischen Beziehungen nehmen allmählich eine Gestalt an, daß die Abberufung des russischen Botschafters Nelidow nur noch eine Frage kurzer Zeit zu sein scheint.

Was England selbst zur Bekämpfung der furchtbaren Hungersnot in Indien thut, das ist bis jetzt eigentlich herzlich wenig. Dazu kommt in Bombay noch die Panik unter der wohlhabenden Bevölkerung wegen der Pest. Es ist nicht abzusehen, was für Unheil durch deren weitere Verbreitung noch entstehen kann; denn die britische Regierung trifft nicht eine Spur von Absperrungsmaßregeln. Da sie auch in Europa keinen Quarantaineverträgen beigetreten ist, so können wir leicht erleben, daß die europäischen Häfen allen englischen Schiffen versperrt werden. Frankreich hat ja den Vorschlag schon alles Ernstes gemacht. Auch sonst wird England in seinen Kolonien von mancherlei Sorgen gequält.

Bedauerlich ist ja die Niedermetzelung der unbewaffneten Handelsexpedition in Benin (nördlich vom rechten Nigerdelta). Und die Folgen des prahlerischen Gebarens des Herrn Cecil Rhodes in der Kapkolonie sind keinesfalls gleichgültig. Dem 1896er Februarheft des in London erscheinenden African Review lag eine Karte von Afrika bei, auf der nur die alten anderen Nationen gehörenden Länderstrecken durch Farben markiert waren; Transvaal und der Oranjefreistaat unterschieden sich nur durch eine schwache Nuance von der Farbe, mit der das ganze übrige Afrika als englischer Besitz oder englische Einflußsphäre bezeichnet war. Sollte dieser geniale Entwurf nicht von Mr. Cecil Rhodes stammen aus den ganzen sechs Tagen, die er gerade im Februar v. Js. zwischen seiner Ankunft von und seiner Rückkehr nach Afrika in London weilte? In Transvaal ist die Erbitterung über Rhode's Auftreten in Kapstadt groß und hat in den zwischen dem Präsidenten Krüger und dem Richter Jorris gewechselten Worten beredten und bezeichnenden Ausdruck gefunden. Nun kommt auch jetzt noch die Nachricht von der schweren Erkrankung des Sultan Hamud bin Muhammed von Sansibar; man könnte sehr wohl annehmen, daß der Mann schon tot ist — dann stehen unzweifelhaft wieder arge Eigenmächtigkeiten der britischen Verwaltung bevor, wie wir sie mit Sansibar und Witu schon wiederholt erlebten. Wir kommen in unserem nächsten Bericht darauf näher zurück.

Spanien schien kurze Zeit mit Kuba einzulenken; näheres muß man abwarten. Ebenso bezüglich Marokkos, wo sich infolge der Mißwirtschaft des Sultans eine Krise vorbereitet.

Den 23. Januar 1897.

Noch immer sind zwei Ereignisse des wirtschaftlichen Lebens nicht zum Abschluß gelangt: der Hamburger Strike und das Verhalten der Getreidehändler, welche in Berlin und in anderen Städten die offizielle Börse verlassen und „Freie Vereinigungen" gebildet haben. In Hamburg war leider bis zum 28. Januar trotz mehrfacher Versuche eine Einigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern noch nicht erfolgt. Wir bedauern das lebhaft im Interesse beider, glauben aber, daß der Streit, der sich thatsächlich mehr und mehr zu einer Machtfrage zuspitzt — hie Rheder, hie Sozialdemokrat — zu Ungunsten der Arbeiter enden wird. Niemand wird so naiv sein zu glauben, daß erstere uneigennützig oder christlich handeln; nirgends ist die Macht des Kapitals in härteren Händen wie in Hamburg, und die Regierung der freien Hansastadt ist, wie bekannt, nicht frei von kapitalistischer Beeinflussung — aber die Arbeiter haben sich vollständig ins Schlepptau der sozialdemokratischen Führer begeben und dadurch ihre Sache nicht verbessert. So wie die Dinge jetzt liegen, schleppt sich der für ganz Deutschland nachteilige Zustand weiter und verschlimmert sich von Tag zu Tag für die alten Arbeiter, weil die neu angeworbenen sich mehr und mehr einarbeiten und nicht ohne weiteres entlassen werden können, wenn erstere die Arbeit wieder aufnehmen wollen. Das Ganze ist trostlos: Kapitalismus, Stellenvermittlung und Sozialdemokratie vereinigen sich zu einem traurigen und widerwärtigen Bilde.

Anders liegt die Sachlage bei dem Strike der Getreidehändler. Selbst liberalen Blättern kommt die Einsicht, daß die Getreidespekulanten, Berlin voran, sich in unerhörter Weise ins Unrecht gesetzt haben, als sie die offiziellen Börsen verließen und Winkelbörsen gründeten. Der Grund des Verhaltens ist sonnenklar: die Jobber wollen ihre Geschäfte, die eine Beaufsichtigung durch Beamte und den Einblick anderer Leute nicht vertragen, ungehindert weiter treiben — daher ihre secessio in den Feenpalast u. s. w. Das Mitleid, das man notgedrungen mit den Hamburger Hafenarbeitern haben muß, ist hier durchaus nicht am Platze. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 21. Januar hat Herr von Puttkamer das frevelntliche Spiel der Jobber mit dem notwendigen Volksnahrungsmittel klar gekennzeichnet, und der Handelsminister Herr Brefeld hat erklärt, daß er nur noch Gutachten der Handelsorgane abwarte, ob die freien Ver-

einigungen als „Börsen“ anzusehen seien, um dann gegen sie mit Zwangsmaßregeln vorzugehen d. h. sie unmöglich zu machen. Ob die Spekulanten derartige Maßnahmen abwarten oder schon vorher die Flinte ins Korn werfen, lassen wir dahin gestellt. Gewiß ist aber, daß nicht nur die Landwirtschaft — wenn auch diese in erster Reihe —, sondern auch die Konsumenten, also das ganze deutsche Volk eine zutreffende und ehrliche Bildung der Preisnotierung des Getreides, an der es bisher oft gemangelt hat, verlangen muß. Derartige sichere Preisnotierungen können, wie die Erfahrung lehrt, jedenfalls nicht an Winkelbörsen, sondern nur an staatlich beaufsichtigten Börsen erfolgen und zwar an solchen, in deren Vorstand nicht allein Vertreter der Kaufmannschaft, sondern auch der Landwirtschaft sitzen. Daß eine solche Börse möglich ist, zeigt das Bestehen der staatlich beaufsichtigten Getreide-Börse in Breslau, und wir erwarten deshalb bestimmt, daß die Regierung bald zu Thaten übergehen und mit Ernst gegen die Winkelbörsen einschreiten wird. Verkrümelt sich bei der Gelegenheit ein Teil der meist jüdischen Getreidejobber — was sollte das wohl schaden? — Der ehrliche und ehrbare Kaufmannstand und der legitime Börsenhandel werden dadurch sicherlich keinen fühlbaren Verlust erleiden!

28. Januar 1897.

Sozialpolitik.

Ein Hauptirrtum unserer Zeit ist der, daß so viele die Lösung der sozialen Frage in der politischen Parteibildung erblicken. Die Christlich-Sozialen haben sich von der konservativen Partei losgelöst, und die National-Sozialen einen Verein gebildet, der ganz Deutschland umfassen und sich zu einer großen Partei ausgestalten soll. Beide führen das Wort „Sozial“ in ihrem Schilde; die einen verbinden es mit dem christlichen, die andern mit dem nationalen Gedanken. Wir haben im Januarheft (S. 80 letzter Absatz) ausgeführt, daß soziale Arbeit an und für sich noch keine christliche ist und zu sein braucht, sondern daß sie für uns Christen die Vorläuferin unseres eigentlichen Thuns ist. Der Christ tritt mit christlichen Gedanken an sie heran und sucht sie im christlichen Sinne auszugestalten. Ebenso ist sie an und für sich keine nationale, sie umfaßt die ganze Menschheit; aber natürlich hat jedes Volk zunächst für sich zu sorgen im Rahmen seiner eigenen staatlichen Gemeinschaft. Wir haben noch lange mit dem Herausreißen des Balkens aus dem eigenen Auge zu thun, bevor wir uns um die Splitter in den Augen der andern Nationen kümmern dürfen. Aber in dem Sinne, wie man „Politik“ gewöhnlich aufzufassen pflegt, besteht zwischen „politisch“ und „sozial“ ein großer Unterschied. Allerdings handelt es sich auch auf sozialem Gebiet vielfach um öffentliche Einrichtungen, um die Mithilfe und Mitwirkung der Gesetzgebung und Verwaltung. Aber was eigentlich Politik bedeutet, die Staatsform, die Machtbefugnisse der einzelnen Faktoren der öffentlichen Gewalten, das Parteileben und was damit zusammenhängt, Presse, Vereins- und Versammlungsrecht u. s. w., u. s. w., alles das hat mit der sozialen Frage an und für sich nichts zu thun. Sie hat für den absolut- autokratischen, den monarchisch- konstitutionellen, den parlamentarischen, den republikanischen Staat ganz gleiche Bedeutung. Jede dieser Staatsformen kann ihr gerecht werden und sie vernachlässigen. Ebenso braucht an und für sich die Stellung einer politischen Partei zur sozialen Frage durch ihren politischen Charakter nicht bedingt zu sein. In der Natur der Sache liegt es z. B. nicht, daß die nationalliberale Partei antisozial ist, das ist sie durch die Verhältnisse geworden, d. h. dadurch, daß die ihr Zugehörigen im wesentlichen aus kapitalistisch manchesterlichen Kreisen hervorgehen. Und diejenige Partei, die das allerwenigste Recht hat, das Wort „Sozial“ in ihrem Schilde zu führen, ist die sozialdemokratische, denn sie vertritt einzig und allein die Interessen des Arbeiterstandes und verneint, daß es außer diesem noch andere Stände giebt, die ebenfalls Interessen haben. Einseitig die Interessen eines einzelnen Standes zu Ungunsten der andern vertreten, ist der schroffste Gegensatz gegen das, was richtig verstanden „Sozial“ heißt.

Weit enger ist die Verbindung zwischen den sozialen und den wirtschaftlichen Fragen. Sie sind aber dennoch nicht miteinander identisch. Man kann den Unterschied vielleicht mit kurzen Worten klar stellen, wenn man sagt, die wirtschaftlichen Bestrebungen sorgen für den Leib und die sozialen für Leib und Seele. Im richtigen Sinne darf das wirtschaftliche Leben kein Kampf widerstreitender Interessen sein. Das zu große Übergewicht eines Erwerbsstandes schädigt die übrigen, und von diesem Schaden der letzteren wird zurückprallend stets der erstere mit betroffen. Herrscht in der Industrie Flauheit, kann sie ihre Arbeiter nicht ausreichend bezahlen, oder werden viele derselben brotlos, so verringert und verschlechtert sich ihre Lebenshaltung, und dadurch wird der Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse vermindert. Werden, wie gegenwärtig geschieht, zur Förderung des Exports die industriellen Interessen über die Gebühr bevorzugt, diejenigen der Landwirtschaft zurückgesetzt und geschädigt, so nimmt die Kaufkraft der ländlichen Bevölkerung und derjenigen der kleinen Städte, die von dieser leben, ab, und dadurch verliert die Industrie einen großen und ihren sichersten Absatzmarkt. Mens sana in corpore sano sagt ein altes Sprüchwort; auf deutsch: „die Gesundheit des Körpers ist durch diejenige des Lebens bedingt", oder mit andern Worten: die Fürsorge für die geistigen Interessen muß mit derjenigen für die materiellen Hand in Hand gehen. Aber mit der materiellen Fürsorge allein ist es ganz gewiß nicht gethan, auch wenn man von dem christlichen Standpunkt gänzlich absieht. Es ist einer der vielen Irrtümer der Sozialdemokratie, wenn sie annimmt, daß die materielle Not die Quelle allen Übels sei, wenn sie behauptet, in ihrem geträumten Zukunftsstaat, wo es kein Geld und ebensowenig Hunger und Elend geben soll, würden die Verbrechen aufhören. Gewiß, bei vielen Verbrechen ist die Not eines der Motive, welche zu ihnen treiben, aber durchaus nicht bei allen. Neid, Haß, Leidenschaft, Mißgunst werden nicht einzig und allein dadurch hervorgerufen, daß der eine reich, der andere arm ist, sonst würde es ja unter den reichen Leuten keine Verbrecher geben, und was vor allem die Sünden gegen das 6. Gebot betrifft, die zu so vielen Verbrechen führen, so werden sie eher durch Wohlleben, wie durch das Gegenteil gezeitigt. Woran sind gerade diejenigen Staaten, die sich in der Fülle der Macht befanden, gescheitert? Warum sind große Weltreiche in Trümmer verfallen? Weil sie durch zu großes Wohlleben in sittlichen Verfall gerieten und mit der moralischen auch der physischen Kraft verlustig gingen. Soziale Arbeit will deshalb nicht nur für den Leib, sondern auch für die Seele sorgen, den Bedürfnissen des Gemüts und geistigen Lebens ebenso Rechnung tragen wie den materiellen. Sie bekämpft die Schäden, welche an der Volksseele nagen, nicht minder, wie die äußeren Notstände; sie geht, weil sie auch die Bekämpfung der letzteren sich zu ihrer Aufgabe macht, vielfach mit den wirtschaftlichen Bestrebungen Hand in Hand, aber sie geht über dieselben hinaus, ihr Ziel ist ein weiteres und höheres.

Die Sozialdemokraten, die Christlich-Sozialen und die National-Sozialen haben das Eine miteinander gemein, daß sie die Lösung der sozialen Frage in der äußeren Reform des politischen Staatslebens suchen. Die beiden letzteren Parteien werden diese Gemeinschaft mit der ersteren nicht leugnen können, denn sie suchen ja gerade auf diesem Wege den Sozialdemokraten Abbruch zu thun, sie wollen sich im eingeschränkten Sinne gewissermaßen derselben Mittel bedienen, wie die Sozialdemokratie, um dadurch die Arbeitermassen zu bewegen, sich von jener ab und ihnen zuzuwenden. Ihr eigentliches und alleiniges Motto ist „Sozial", nur fügen sie, diesem Begriff die einen mit dem Worte „Christlich", die andern mit dem Worte „National" noch einen Beisatz hinzu, um ihm die nach ihrer Meinung richtige Färbung zu geben. Beide legen den alleinigen Schwerpunkt in die Politik und hoffen dadurch die soziale Frage zu lösen.

Darin liegt ihr gemeinsamer und Hauptirrtum und dasjenige, was uns von ihnen trennt. Wir haben schon hervorgehoben, daß „politisch" und „sozial" nicht miteinander identisch sind, daß das soziale Moment von der politischen Staatsform u. s. w. ganz unabhängig ist. Wir fügen hinzu, daß mit der politischen Arbeit die soziale absolut nicht gethan ist. Wenn wir durch ein Wunder aus unserer Parteizersplitterung und Zerklüftung herausgelangten und einheitlichen Sinnes würden, wenn wir statt der vielen

nur noch eine Fraktion sowohl im Reichstag wie im Landtag oder wenigstens eine so große und so starke hätten, daß sie unbedingt über die Majorität verfügte, wenn unsere Regierung mit solcher Majorität Hand in Hand ginge, so wäre damit die soziale Frage noch lange nicht gelöst, selbst dann nicht, wenn Regierungs- und Parlamentsmajoritäten genau und deutlich wüßten, welche Wege sie auf sozialem Gebiet gehen sollten. Da müßten doch erst die gesetzgeberischen Maßnahmen entworfen, beraten, beschlossen, ausgeführt werden und mittelst der Ausführung zur Wirkung kommen, worauf, da alles Menschliche unvollkommen ist, an das, was gethan wäre, wiederum und gewiß in sehr vielfacher Weise die bessernde Hand zu legen wäre. Darüber würden, wenn auch durchweg Einigkeit und Übereinstimmung herrschten, Jahrzehnte vergehen. Und doch ist der Gedanke an eine solche Einigkeit und Übereinstimmung, wie unsere Verhältnisse liegen, das wird wohl jeder, der vernünftig denkt, zugeben, nichts anders als ein schöner Traum. Auch die begeistertsten Anhänger der beiden neuen Parteien werden nicht glauben und hoffen, daß es ihnen in absehbarer Zeit gelingen dürfte, die erforderliche Zahl von Anhängern zu sammeln, um das entscheidende Wort in unserem politischen Leben zu sprechen. Aber, wie gesagt, gelänge ihnen das wirklich, so würden sie damit noch gerade ebenso weit sein, wie sie heute sind. Die eigentliche Reformarbeit müßte erst gethan werden.

Auf diese Arbeit kommt es an, auf die Bekämpfung der Schäden, unter denen wir zu leiden haben, überall da, wo sie herantreten, und vor allem auch darauf, über der Bekämpfung des einzelnen Schadens ihren inneren Zusammenhang, den gemeinsamen Kampf gegen alle nicht zu vergessen, sondern gerade ihn richtig zu organisieren.

Wir sind in Deutschland gewohnt und insbesondere gilt das von den konservativen Kreisen, alles und jedes von der Regierung bezw. von den gesetzgeberischen Faktoren d. h. wenn nicht von der Regierung, so doch von der Initiative der Parlamente zu erwarten. Wir glauben unsere Pflicht gethan zu haben, wenn wir richtig gewählt haben oder wenn wir gar bei den Wahlen thätig gewesen sind, damit sie gut ausfallen. Dann legen wir die Hände in den Schoß und überlassen der Regierung bezw. unseren Abgeordneten das Weitere. Oder aber, wir sind vielleicht, so weit uns Schäden im öffentlichen, im Erwerbs-, im religiösen und sittlichen Leben unseres Volkes entgegentreten, bei ihrer Bekämpfung mit thätig, wir gehören einem Vereine an, vielleicht sogar dem Vorstand desselben und arbeiten fleißig, wir suchen uns auch sonst wohlthätig und hilfreich zu beweisen, wo uns materielles und geistiges Elend entgegentritt; aber wenn das auch wirklich geschieht, — denn die allermeisten thun weniger wie gar nichts, — so reicht es doch nicht aus!

Wir sollen ganz sicherlich solche Einzelarbeit fleißig treiben, aber wir müssen den Blick über dieselbe hinaus auf das Ganze richten und auch für letzteres unsere Kraft einsetzen. Regierung und Parlamente gleichen in unseren Tagen einem Mann, der an jedem Tag so viel Geschäfte hat, daß er sie nicht rechtzeitig und nicht ordentlich zu bewältigen vermag. Jeder Tag läßt etwas übrig, was eigentlich hätte geschafft werden müssen, und diese Einzelreste wachsen allmählich zu großen Massenresten an, bezüglich deren man schlechterdings nicht absehen kann, wie sie erledigt und bewältigt werden sollen. Selbst die allerdringendsten Arbeiten kommen nicht rechtzeitig zu stande. So trat z. B. das neue Börsengesetz mit dem 1. Januar in Kraft, und der Regierung lag es ob, die Ausführungsverordnungen zu erlassen; mit denselben ist sie gerade noch so fertig geworden, daß sie sie einige Tage vor dem Inkrafttreten des Gesetzes veröffentlichen konnte, d. h. so spät, daß es den beteiligten Kreisen unmöglich wurde, gründlich Kenntnis von ihnen zu nehmen und eventuell gegen einzelne Bestimmungen vorstellig zu werden. Daß, wenn der Reichstag oder der Landtag geschlossen wird, alle Regierungsvorlagen, Petitionen, Anträge u. s. w. erledigt sind, kommt überhaupt nicht vor; es geht immer ein Rest von einer Session auf die andere über und dazu, daß wenigstens der dringendste Teil des Arbeitspensums zum Abschluß gebracht wird, gehört alle mögliche Kunst, oft große Kräfteanspannung u. s. w. Unsere Beamten an den Centralstellen sind meist überlastet und diejenigen Parlamentarier, die sich den Aufgaben ihres Mandats mit vollem Ernste widmen, nicht minder. Sie haben die gesamten Drucksachen zu studieren, den Fraktions-,

Kommissions-, Plenarverhandlungen u. s. w. beizuwohnen, sie müssen doch auch von dem, was die öffentliche Meinung, insonderheit die Presse sagt und will, Kenntnis nehmen. Wenn sie das mit ganzem Eifer thun, so wird ihre Arbeitskraft völlig erschöpft. Wo bleibt da die Zeit übrig, welche für Arbeiten auf reformatorischem Gebiet notwendig ist? So kommt es, daß wir von einem Jahr zum andern auf die Reformen, deren wir bedürfen, vergeblich warten, und daß aus den Jahren Jahrzehnte werden, ohne daß etwas geschieht. Während solchen Stillstandes frißt aber das Übel immer weiter. Als ich Landrat war, suchte ich den Gemeindevorstehern klar zu machen, daß wenn ein zu schwerer Wagen über eine Brücke gefahren und ein Brett durchgebrochen war, ein einziger Arbeiter, der an die Stelle des alten Brettes ein neues aufnagelte, den Schaden leicht und mit verschwindend geringen Kosten auszubessern vermochte, daß aber, wenn das nicht geschah und ein 2. und 3. Wagen über die beschädigte Stelle fuhr, ein großes Loch gerissen und mitunter die Brücke schließlich so beschädigt wurde, daß eine kostspielige Reparatur, zu der ein Kostenanschlag ausgearbeitet und während deren Ausführung der betreffende Weg gesperrt werden mußte, die notwendige Folge war. Das gleiche Beispiel bietet eine unbedeutende Krankheit, die vernachlässigt wird, ein Husten, der sich zum Lungenkatarrh ausgestaltet, eine kleine Wunde, welche eitrig und brandig wird. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Der Stillstand auf dem Reformgebiet, in dem wir uns augenblicklich befinden, ist ein außerordentlich gefährlicher, und die Gefahr wächst mit jedem Jahr.

Nun giebt es in unseren Tagen eine ganze Reihe von Leuten, welche jedwede soziale Reform perhorreszieren, indem sie sagen: „Alles, was auf diesem Gebiet geschieht, kommt nur der Sozialdemokratie zu gute. Solange die Arbeiter sich nicht von den Umsturzparteien abwenden, darf nichts geschehen. Im Jahre 1895 sind 50 Millionen an Unfallentschädigung ausgegeben, 12800 Menschen haben davon profitiert, darunter 4185 Witwen, 8366 Kinder und 249 Väter und Mütter. Ebenso hat man in diesem Jahre 15½ Millionen an invalide und über 26½ Millionen an altersversicherte Arbeiter gezahlt. Ist das nicht genug, soll man noch mehr thun für Leute, welche alle diese Wohlthaten mit Undank lohnen und den Staat umstürzen wollen, der sie ihnen zu teil werden läßt?"

Das ist richtig, aber es trifft den Kern der Sache nicht, es liegt hier eine Begriffsverwechselung vor. Man wirft soziale Frage und Arbeiterfrage in einen Topf. Was hat es denn mit der Arbeiterfrage zu thun, wenn die Lex Heinze wieder vorgelegt wird, um unseren schreckhaft furchtbaren sittlichen Notständen abzuhelfen? Oder bekommen unsere Arbeiter vielleicht politische Rechte, wenn man den schauderhaften Wohnungsverhältnissen in unseren Großstädten abhilft? Hat die Sozialdemokratie irgend welche Vorteile davon, wenn der Trunksucht gesteuert wird, oder wenn man dafür Sorge trägt, daß die erwerbsarbeitende Jugend in unseren Großstädten nicht verwahrlost und verwildert? Ich möchte wissen, ob es irgend jemand giebt, der auf diese Frage mit einem Ja antworten oder bestreiten kann, daß alle diese ungesunden Verhältnisse gerade der echte und rechte Nährboden für die Sozialdemokratie sind; daß aus den tausenden und abertausenden von jungen Burschen, welche kaum konfirmiert vom Lande in die großen Städte hineinströmen und dort fern von ihren Eltern ohne jede Aufsicht und Erziehung, aber jeder Verführung und Versuchung ausgesetzt, groß wachsen, die Sozialdemokratie ihr Hauptrekrutenkontingent bezieht, nicht minder aus den 100000 Menschen, die nach statistischen Erhebungen einzig und allein in Berlin in Schlafstellen hausen.

Die Abhilfe dieser Schäden ist soziale Arbeit; aber wenn man heutzutage das Wort sozial in den Mund nimmt, so wird man gleich selbst für einen halben Sozialdemokraten gehalten. Der Weg, den die Christlich-Sozialen und National-Sozialen einschlagen, ist von unserem konservativen Standpunkt aus ein irriger; aber daß von seiten der alten Parteien, die konservative mit eingeschlossen, wenn diese auch nach wie vor theoretisch auf dem Boden der richtigen sozialen Reform steht, thatsächlich nichts geschieht, um letztere zu fördern, hat viele Kräfte, die wir gut brauchen könnten, in das Lager dieser neuen Parteien getrieben. Das dürfen wir uns nicht verhehlen, und deshalb müssen wir die Hände rühren, wir die Konservativen im Lande. Wir dürfen aus dem

oben entwickelten Gründen nicht alles von der Regierung und den Parlamenten erwarten, sondern wir selbst müssen in die soziale Arbeit mit eintreten, die Schäden bekämpfen und darüber schlüssig werden, wie wir das am besten und erfolgreichsten thun. Dazu sind wir, die wir den Verhältnissen am nächsten stehen, weit eher geeignet, als diejenigen, die am grünen Tisch arbeiten, mag dieser nun in den Ministerialbureaus seinen Platz haben oder als „der Tisch des Hauses" in den Parlamenten.

Für uns Christen kommt aber dabei in Betracht, daß, wenn wir uns alle miteinander an der sozialen Arbeit beteiligen, wir auch dahin wirken können, daß sie richtig geschieht, daß sie zur Vorarbeit für die Innere Mission wird, die unser Hauptwerk bleibt. Wir brauchen nicht immer die Majorität zu haben! Ich habe in manchen Vereinen mitgearbeitet und thue es noch heute, die durchaus nicht auf positiv christlicher Grundlage stehen, sondern mehr humanitäre Zwecke verfolgen. Es ist mir dabei oft gelungen, die Augen meiner Mitarbeiter auf Schäden zu lenken, die sie bisher nicht beachtet hatten, und sie so von der Notwendigkeit zur Abhülfe zu überzeugen. Dadurch wird auch in weiteren Kreisen das Interesse für solche Abhülfe geweckt und den christlichen Bestrebungen der Weg geebnet. Nach dem Wort des Herrn sollen wir das Salz sein; man braucht nur wenig, um die Speise zu salzen, aber dieses wenige darf eben nicht fehlen, darum dürfen wir Christen uns nicht von der sozialen Arbeit zurückziehen, wenn anders wir nach dem Gebot unseres Herrn und Heilandes handeln wollen. Denn er fragt uns: „Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen?"

Potsdam, Januar 1897. C. von Massow.

Kolonialpolitik.

In der am 9. Januar ausgegebenen Beilage Nr. 1 der „Deutschen Kolonialzeitung" verdient ein Artikel des früheren Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika von Wißmann, besondere Beachtung, in dem er sich über ein neues Kultursystem für diese Kolonie äußert. Geradezu neu sind die in ihm entwickelten Gedanken freilich nicht, Wißmann selbst hat sich im Laufe dieses Winters über denselben Gegenstand schon ausgesprochen (vgl. Novemberheft 1896), auch andere Nationen haben in gleicher Richtung Erfahrungen gesammelt — aber in unseren Kolonien ist von den von Wißmann befürworteten Maßnahmen bisher noch keine Anwendung gemacht. Er will durch sein System die Eingeborenen auf eine höhere Kulturstufe stellen, die ihrer ethischen Eigenart entspricht, und zugleich will er Einnahmen erzielen, die mit der Zeit die Kolonie finanziell selbständig, die Unterstützung durch das Reich entbehrlich machen sollen.

Um beide Ziele zu erreichen, giebt es nach Wißmann nur einen Weg: der Neger muß auf indirektem, die Menschenwürde nicht verletzenden Wege zur Arbeit gezwungen werden. Das Gouvernement wird, wenn es diese Aufgabe in die Hand nimmt, auch mehr Fühlung wie bisher mit der farbigen Bevölkerung erlangen, es wird dadurch zu einer Behörde, die nicht nur, wie bisher, „den wirtschaftlichen Unternehmungen von Europäern die Wege ebnet und sie sichert, sondern auch einen kulturellen Fortschritt der Eingeborenen einleitet und ihnen allmählich bessere Lebensverhältnisse schafft". Auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen ist Wißmann der Ansicht, daß man eine direkte Steuer erheben muß, welche den vermögenslosen Neger — und arm ist die Mehrzahl — zwingt, Arbeit zu suchen, um mit dem für sie erlangten Lohn die Steuer entrichten zu können. Er glaubt, daß die Neger im ganzen und großen — abgesehen von einzelnen wilden Stämmen im Inneren — geneigt sein werden, eine solche Steuer zu entrichten. Sie erkennen schon jetzt die Wohlthat der deutschen Herrschaft an, sind für den Schutz gegen Einfälle räuberischer Stämme, gegen Erpressungen seitens der Inder, gegen den Sklavenraub der Araber u. s. w. dankbar und haben ein Gefühl dafür, daß der Schutz eine Gegenleistung ihrerseits beanspruchen

kann. Auch nicht ganz ungewohnt ist dem Neger der Gedanke der direkten Steuer, weil er schon in früherer Zeit den herrschenden Arabern gegenüber zu ähnlichen Abgaben verpflichtet war.

Direkte Steuern können als Haus- oder Feuerstellensteuer, Kopf- oder Familiensteuer erhoben werden. Wißmann zieht die Kopfsteuer vor, weil sie am leichtesten festgesetzt werden kann und auch, wenn sie vom 12. Lebensjahr ab erhoben wird, am ergiebigsten sein wird. Die Haussteuer ist scheinbar leichter zu bestimmen, aber nur scheinbar, weil das Haus — oft nur ein elendes, wertloses Gebäude — gar keinen Maßstab für die Wohlhabenheit abgiebt, und deshalb leicht Ungerechtigkeit vorkommen wird, wenn die Wohnstätte besteuert wird; ein ganz armer Mann besitzt deren oft mehrere. Selbstverständlich will Wißmann nicht die Neger allein, sondern auch die Araber, Inder und Europäer besteuert sehen und schlägt als Steuersatz für den Neger halbjährlich 2 Rupies (2,26 Mark) vor, während der Araber, Beludsche u. s. w. in doppelter, der Inder in dreifacher, der Europäer in vierfacher Höhe herangezogen werden soll, falls die Besteuerung der letzteren in dieser Art überhaupt zweckmäßig sein wird.

Uns scheint es über jeden Zweifel erhaben zu sein, daß Inder und Araber die Steuer mit Leichtigkeit tragen können; den ersteren, welche zumeist in den Hafenstädten als wohlhabende Kaufleute wohnen und ihre Ersparnisse nach Indien schicken, kann sogar unbedenklich noch eine zweite Steuer, eine Gewerbesteuer, neben der Kopfsteuer aufgelegt werden. Anders liegen die Verhältnisse bei den Negern. Sie sind durchweg in hohem Maße anspruchslos, Kleidung, Wohnung, Nahrung bedürfen sie nur in sehr geringer Güte und Menge. Das ist auch der Hauptgrund, warum der Bantuneger jetzt so wenig arbeitet. Wird er gezwungen die Kopfsteuer zu zahlen, so muß er Arbeit suchen, um sie entrichten zu können, sei es mit dem verdienten Gelde, sei es durch Ableistung irgend welcher Arbeit im Dienst des Gouvernements, der Station u. s. w., eventl. auch durch Eintritt in die irreguläre Truppe der Kolonie. Durch die Arbeit lernt er aber ihren Wert kennen, erlangt höhere Lebensbedürfnisse und wird nach und nach auf eine bessere Kulturstufe gehoben.

Das alles ist klar wie das Sonnenlicht, es fragt sich nur: ist die Sache durchführbar? Die Antwort wird sein: ja — aber nur ganz allmählich. Zuerst nur an der Küste und in der Nähe der Stationen im Inneren, um die sich, wie Wißmann mit Recht wünscht, mit der Zeit größere Mengen von Negern ansiedeln müssen, um den Schutz der Regierung zu genießen, neue Arten der Arbeit, neue Werkzeuge u. s. w. kennen zu lernen; erst nach und nach wird man die Steuer auf die Stämme im Inneren ausdehnen können. Hierin liegt ja eine gewisse Ungerechtigkeit: ein Teil soll zahlen, der andere nicht. Aber zahlen sollen eben diejenigen, die die Wohlthaten des deutschen Regiments genießen, und das gleicht die Verschiedenheit aus. Wißmann betont, man solle sehr schonend, sehr vorsichtig den Bantunegern gegenüber vorgehen, zunächst weniger an günstige finanzielle Ergebnisse, wie an die Förderung der Kultur denken. Uns scheint, daß in dem Zwang zur Arbeit eine Gefahr liegt, die Eingeborenen zu vergewaltigen, die Erfahrungen der letzten Jahre, die sich an die Namen Leist, Wehlan und Schröder knüpfen, sind nicht gerade ermutigend; es würden also Vorkehrungen getroffen werden müssen, um Gewaltmaßregeln einzelner Beamter u. s. w. unmöglich zu machen.

An diesen, auf der Praxis beruhenden Vorschlägen Wißmanns werden Regierung und Reichstag nicht ohne ernste Prüfung vorübergehen können. Eine Andeutung in der weiter unten erwähnten „Denkschrift über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1895/96" läßt uns hoffen, daß dem Reichstage für Ostafrika schon in dieser Tagung eine hierauf zielende Vorlage zugehen wird. Allerdings würden wir die Einführung einer solchen Steuer in ähnlicher Weise mit den durch die besonderen Verhältnisse gebotenen Abweichungen auch in Deutsch-Südwestafrika für wünschenswert erachten, event. auch in Togo; in Kamerun sind die Zustände vielleicht noch nicht genügend geklärt, um schon jetzt in gleicher Weise vorgehen zu können. Wird die direkte Steuer in den Kolonien eingeführt, so hoffen wir von ihr nicht allein eine, wenn auch nur allmähliche Steigerung der Einnahmen wie eine Hebung der Eingeborenen auf eine höhere Stufe der Gesittung,

sondern auch eine Besserung der Arbeiterverhältnisse, die jetzt noch sehr zu wünschen übrig lassen.

Gerade der Mangel an eingeborenen, dem Klima gewachsenen Arbeitern hat sich bisher auf den Pflanzungen in Deutsch-Ostafrika und Kamerun sehr unangenehm fühlbar gemacht. Glücklicherweise scheint sich eine Wendung zum Besseren anzubahnen. In ersterem Gebiet hatte man besonders über die Unzuverlässigkeit der Leute zu klagen, die sich an keinen Vertrag hielten und wegliefen, sobald es ihnen paßte; man hatte deshalb, um einen festen, sicheren Stamm von Arbeitern zu haben, zu dem kostspieligen Auskunftmittel gegriffen, Kulis aus Java und Singapore — nicht wie die Engländer behaupten aus Britisch-Indien — einzuführen. Neuerdings nun scheinen sich die im Inneren in der Gegend des vielgenannten Ortes Tabora wohnenden Wanyamwesi geneigt zu zeigen, als Arbeiter regelmäßig auf den Pflanzungen Usambaras zu arbeiten, im letzten Jahre sollen schon 1000 Mann dorthin gebracht sein. Die Wanyamwesi kamen seit langem mit den großen Elfenbeinkarawanen an die Küste, außerdem aber galten sie als gelehrige Schüler der Araber von Tabora bei den Sklavenjagden. Beide Gewerbe — das des erbarmungslosen Menschenräubers und das des friedlichen Arbeiters — stehen sich schroff gegenüber, und man wird abwarten müssen, ob der Versuch auf die Dauer gelingt. Ganz ähnlich gestalten sich die Verhältnisse in Kamerun. Hier hat der bekannte Reisende Dr. Zintgraff mit Dr. Esser eine „Arbeiterwerbeexpedition“ in das Innere, nach dem Lande der Bali (400 Kilometer von der Küste) unternommen und der „König“ des Landes, Garega, hat die Anwerbung seiner Unterthanen erlaubt. Die Leute müssen ihm eine Kopfsteuer zahlen und erhalten dafür die Berechtigung an die Küste zu ziehen. Auch hier wird es darauf ankommen, die Arbeiter gerecht und gut zu behandeln, um ihnen den Aufenthalt an der Küste begehrenswert erscheinen zu lassen. Gelingt der Versuch, so wird er von wichtigen Folgen begleitet sein, denn es kann nicht ausbleiben, daß zwischen der Heimat der Bali und den an der Küste sich aufhaltenden Arbeitern dieses Stammes ein Verkehr entsteht, der zum Anknüpfen von Handelsbeziehungen, Gründung von Missionsstationen führen muß. Es wäre trostlos, wenn sich das Gouvernement nicht energisch genug zeigte, den Verkauf von Branntwein an diese Plantagenarbeiter zu untersagen — hier ist einmal wieder eine Gelegenheit, bei der die Regierung ad oculos demonstrieren kann, ob es ihr mit der Unterdrückung der Schnapspest Ernst ist oder nicht. Erwähnen wollen wir, daß das Plantagenunternehmen, für welches die Herren Zintgraff und Esser Arbeiter im Balilande angeworben haben, die bedeutendste aller derartiger deutscher Unternehmungen ist. Die „Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft Victoria“ hat sich am 21. Januar d. J. in Berlin gebildet; ihr sofort überzeichnetes Kapital beziffert sich auf 2 1/2 Millionen Mark, der Präsident ist Prinz Alfred zu Löwenstein, sein Stellvertreter der Bergwerksbesitzer Sholto Douglas. Als Leiter der Pflanzungen sind der Konsul Spengler und Dr. Zintgraff in Aussicht genommen; die Besitzungen der Gesellschaft befinden sich in günstigster Lage an den Abhängen des Kamerungebirges bei Victoria. Die ohne jede Schwierigkeit erfolgte Zeichnung des Gesellschaftskapitals ist ein Beweis, daß das Geld in Deutschland den Kolonial-Unternehmungen neuerdings mehr sich zuwendet, wie bisher.

In Südwest-Afrika ist in dieser Beziehung, soweit die großen konzessionierten Gesellschaften in Betracht kommen, noch keine Besserung zu spüren. Dem Reichstage ist als Folge der von ihm am 17. Juni 1896 gefaßten Resolution eine Denkschrift vom Reichskanzler zugegangen, welche über die in diesem Schutzgebiet thätigen Gesellschaften Licht verbreitet oder doch verbreiten will, denn sehr viel Neues enthält sie gerade nicht. Von den sechs großen Gesellschaften ist die älteste die „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“, welche im Jahre 1885 die von dem Bremer Kaufmann Lüderitz erworbenen Küstenstriche, Gebiete und Gerechtsame übernahm, nichts Ordentliches für ihre Ausnutzung that und sich schließlich damit beschäftigt hat, so gut es ging, Teile ihrer Besitzungen an den Meistbietenden zu verkaufen. Dieser Handel mißlang oft und die Gesellschaft war froh, wenn sie Reugelder einkassieren konnte, wie im Jahre 1892 von einem deutsch-englischen Syndikate 200000 Mark. Neuerdings hat

diese Gesellschaft wieder mehr von sich hören lassen, mehrere Beamte nach Südwestafrika entsendet, Grundstücke verkauft, Wasserbohrungen vorgenommen u. s. w. Etwas mehr wie diese ist die zum größten Teil mit englischem Gelde arbeitende South West Africa Co. bemüht gewesen, die ihr von der deutschen Regierung in geradezu verschwenderischer Güte durch eine Konzession vom 12. September erteilten Gerechtsame nutzbar zu machen. Diese Damaraland-Konzession ist eins der schlimmsten Überbleibsel der Aera Caprivi; durch sie sind der Gesellschaft 13000 qkm Grund und Boden im Damaralande, das Recht eine Eisenbahn von der Küste nördlich der Walfischbai ins Innere zu bauen, unter kostenfreier Überlassung des Bodens, und große Bergwerksgerechtigkeiten verliehen — ohne irgend welche Gegenleistung! Die dritte Gesellschaft ist die durch mehr oder weniger begründete Angriffe in der Presse unliebsam bekannt gewordene „Siedelungsgesellschaft", welche ebenfalls im Jahre 1892 um eine Konzession bat, aber nach allerlei verunglückten Versuchen sich im vorigen Jahre neu konstituiert und dann eine endgültige Konzession am 2. März 1895 erlangt hat. Bis jetzt hat diese Gesellschaft, der zunächst 20000 qkm zur Verfügung gestellt sind, wenig geleistet, scheint aber nun, nachdem der Friede gesichert ist, energischer ihr Ziel, das verliehene Land mit deutschen Ansiedlern zu besetzen, erreichen zu wollen; sie soll aus ihrem Geschäftsgewinn der Regierung 10 Prozent als Abgabe entrichten. Als vierter im Bunde folgt das geheimnisvolle Kharaskomasyndikat, dem in der südlichen Hälfte des Schutzgebiets sehr große Rechte, u. a. auch das, eine Eisenbahn von der Lüderitzbucht nach dem Inneren zu bauen, verliehen sind; diese Eisenbahnkonzession verfällt am 1. Januar 1898, wenn das Syndikat nicht spätestens bis zu diesem Zeitpunkte erklärt, die Bahn bauen lassen zu wollen, bezw. 1901 mit dem Bau beginnt. Das Syndikat hat übrigens dieses Recht an eine andere Gesellschaft, die South African Territories L. übertragen, deren Anerkennung als Kolonialgesellschaft durch die Reichsregierung bisher noch nicht erfolgt war. Schließlich sind noch die Hanseatische Land-, Minen- und Handelsgesellschaft mit einer Konzession im Lande der Khauas-Hottentotten und der Bastards von Rehoboth und die ganz englische Kaoko Land- und Minengesellschaft zu nennen, die im nördlichen Teil des Schutzgebietes Grund und Boden von der „Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika" erworben hat. Alle diese Gesellschaften, mit Ausnahme der „Siedelungsgesellschaft" und der „Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika", sind in der Hauptsache englische Gesellschaften, die, auf ihren leicht erworbenen Konzessionen fußend, die Besiedelung und Erschließung des Landes erschweren und, abgesehen von der South West Africa Co., nichts für die Entwickelung gethan haben. Hoffentlich werden die Verfechter einer deutschen Politik im Reichstage, Graf Arnim u. a., auch dieses Mal thatkräftig auf Einschränkung der Rechte dieser englischen Syndikate drängen. —

Außer der eben erwähnten Denkschrift des Reichskanzlers liegt nun auch die soeben herausgekommene „Denkschrift über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete 1895/96" vor. Wie schon die Jahreszahlen andeuten, will dieses Dokument nichts Neues, sondern lediglich eine auf sicheren amtlichen Grundlagen beruhende Übersicht über das Etatsjahr 1895/96 geben, wenn auch hier und da über den 1. April 1896 hinausgegangen ist. Beispielsweise wird aus Togo zur Orientierung über die Bremer Missionsgesellschaft der Stand der Gemeinden am 31. Dezember 1895 mitgeteilt, obwohl die Denkschrift Mitte Januar 1897 ausgegeben ist — selbstverständlich liegen heute die Verhältnisse dort schon ganz anders. Über diese Kolonie äußert sich die Denkschrift sehr zufrieden; nicht nur an der Küste, in den Hauptplätzen Klein Popo und Lome, sondern auch im Inneren sind Handel und Wandel im Aufschwung. Der neu angelegten Station Sansanne Mangu wird ein günstiger Einfluß auf die Erleichterung des Verkehrs zugeschrieben. Merkwürdigerweise ist in der Denkschrift mit keinem Worte die Rede von der Möglichkeit, die Landungsverhältnisse zu bessern und eine Eisenbahn von Lome nach dem Inneren zu bauen, obwohl schon seit 1895 durch die Firma Vering & Wächter an Ort und Stelle Studien für solche gemacht und die Pläne, Kostenanschläge aufgestellt sein sollen. Auch die für die Entwickelung des Gebiets hochwichtige Frage der Abschließung des Hinterlandes wird nicht berührt. Enthüllungen über das, was die

Regierung zur Lösung der schwebenden Fragen zu thun gedenkt, darf man also in der Denkschrift nicht suchen.

Wir fassen uns deshalb heute über den Inhalt mit Bezug auf die anderen Schutzgebiete kurz. Daß in Kamerun der Plantagenbau die glänzendste Zukunft hat, der Handel dagegen weniger Fortschritte macht, ist unseren Lesern nichts Neues. Mit berechtigtem Stolz verweilt die Denkschrift bei der Entwickelung des dortigen botanischen Gartens, der in der That ausgezeichnet geleitet wird und segensreich wirkt. Mehr des Interessanten bietet der sich auf Ostafrika beziehende Abschnitt. Ein außerordentlich rasches Anwachsen der von Europäern geleiteten Pflanzungen ist hier bemerkbar; allein im Bezirk Tanga einschl. der Landschaft Usambara sind 20 dortige Unternehmungen im Gange, die sich in erster Reihe mit dem Anbau von Kaffee beschäftigen. „Von allen Seiten kommen Anfragen wegen für Plantagenbau geeigneten Landes an das Gouvernement." Usambara ist aber beinahe vergeben, und die Fragesteller werden deshalb auf die Uluguru-Berge und das Rufidschi- bezw. Mohorro-Delta hingewiesen. In diesem Teil der Denkschrift sind die Mitteilungen über die „Landfrage" und die „Bekämpfung des Sklavenhandels" von hervorragendem Interesse. Hier mag nur erwähnt werden, daß die Denkschrift das Fortbestehen der Sklavenausfuhr nach Sansibar — wenn auch in geringem Umfange — zugiebt. Wir glauben auch, daß das deutsche Gouvernement die Ausfuhr des „Menschenfleisches" erst dann gänzlich beseitigen kann, wenn in Sansibar die Sklaverei aufgehoben wird. Vor kurzem sagte Mr. Curzon im Unterhause, der englische General-Konsul Hardinge fände bei seiner Ankunft in Sansibar Instruktionen, in Übereinstimmung (!) mit dem Sultan die Freilassung der Sklaven dort und auf Pemba in die Hand zu nehmen. „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!" Bestätigt sich aber diese Nachricht, so ist dadurch der Ausfuhr von Sklaven aus Deutsch-Ostafrika der Markt genommen, und unsere Behörden werden leichtes Spiel haben, sie ganz zu unterdrücken.

Für Deutsch-Südwestafrika stellt die Denkschrift fest, daß die schnelle Niederwerfung des Aufstandes der Khauas und Ovambandjerus das Vertrauen der Bevölkerung auf den Schutz der Regierung gestärkt hat. Innerhalb des Schutzgebiets hat der Handel einen großen Aufschwung genommen. Der Außenhandel vollzieht sich jetzt ziemlich bequem über Swakopmund, dessen Verkehr den des im englischen Besitz befindlichen Hafens an der Walfischbai völlig in den Schatten stellt. Die Guanolager bei Cap Croß werden in geregelter Weise abgebaut; bis zum 1. Juli 1896 waren 5700000 kg ausgeführt, die eine Zolleinnahme von 134000 Mk. brachten. Uber etwaige Eisenbahnbauten, die Möglichkeit die Zahl der Einwanderer zu mehren, schweigt sich die Denkschrift aus. Von dem kleinen Schutzgebiet der Marschall-Inseln ist wenig Neues zu berichten, die Kopraerzeugung war im Jahre 1895/96 eine sehr reiche.

Auf die zahlreichen interessanten Einzelheiten der Denkschrift, der auch ein Bericht über die Verwendung des Afrikafonds angeschlossen ist, werden wir später noch eingehen.

Äußerlich scheint in den Schutzgebieten, mit Ausnahme von Togo, überall Ruhe zu herrschen. In Ostafrika ist es den geschickten Maßnahmen des Kompagnieführers Prince gelungen, den Oberhäuptling Quava der Wahehe, des oft genannten kriegerischen Sulustammes, zur Unterwerfung zu zwingen; eine Station Iringa ist in der Nähe von Kuirenga angelegt. Hoffentlich erweist sich die Niederwerfung der Wahehe dieses Mal endlich als eine dauernde. Aus Togo sind Nachrichten gekommen, daß eine deutsche, jedenfalls von der Station Kete-Kratschi ausgesendete Expedition den innerhalb der neutralen Zone liegenden Ort Yendi gestört habe — möglicherweise als Strafe dafür, daß der „König" von Yendi vor einiger Zeit dem bekannten Dr. Gruner den Durchmarsch nach Sansanne Mangu verwehrt hat. Falls diese Nachricht sich bewahrheitet, würde sie ein neuer Anlaß sein, endlich die Togo-Hinterland-Frage und die Verhältnisse der sog. neutralen Zone einer internationalen Regelung zu unterwerfen.

Auch noch andere Umstände fordern zu einer solchen Regelung dringend auf. Wie schon früher erwähnt, führt die englische Royal-Niger-Gesellschaft zur Zeit einen Feldzug, dessen Ziel mit großer Geschicklichkeit verschleiert ist, der aber jedenfalls eine Stärkung und

Vergrößerung der englischen Macht am Niger und Benue bezweckt. Es erscheint uns durchaus nicht unwahrscheinlich zu sein, daß die deutschen Ansprüche auf die Uferlandschaften des Niger, welche Dr. Gruner durch Vertrag mit dem Sultan von Gandu erworben hat, durch das Vorgehen der Royal-Niger-Gesellschaft geschädigt werden können. England sammelt infolge dieses Krieges und eines Überfalles, den sich der Herrscher von Alt-Bennin einer englischen Gesandtschaft gegenüber schuldig gemacht hat, eine sehr bedeutende Kriegsmacht an der Goldküste, und es gewinnt den Anschein, als ob der Ring, den England von Osten und Westen, von der Goldküsten-Kolonie und Ashanti aus um unser Togogebiet zu legen wünscht, jetzt geschlossen werden soll.

Der Verlust an Ansehen und Besitz, den wir s. Zt. durch Überlassung von Sansibar an England erlitten haben, ist noch nicht verschmerzt. Es wäre ein Jammer, wenn hier im Hinterlande von Togo die englische Rücksichtslosigkeit von neuem triumphieren sollte.

Berlin, 28. Januar 1897.

Ulrich von Hassell.

Kirche.

Mit dem Jahre 1897 hat die Protestantische Kirchenzeitung aufgehört zu erscheinen. So wenig dieses Ereignis in dem gegenwärtigen Zeitpunkt zu bedeuten hat, da es ziemlich gleich wichtig war, ob sie erschien oder nicht, ein so bedeutsames Schlaglicht wirft es auf die Entwickelung der Parteien. Die Partei des Protestantenvereins ist in der Auflösung begriffen. Es sind zwar an Stelle jener Kirchenzeitung „Protestantische Monatsblätter“ getreten; aber die öffentliche Meinung scheint kein großes Zutrauen dazu zu haben, daß dieses hauptsächlich „für die Männer des Amtes und der Wissenschaft“ berechnete Organ einen genügenden Leserkreis finden wird. — Gleichzeitig hat auch der „Neue evangelische Gemeindebote“ sein Erscheinen eingestellt. Er vertrat dieselbe Richtung in populärer Weise. An seiner Stelle erscheint „der Protestant“. Nach der ersten Nummer hat man sich auf viel Freisinn in diesem Blatte gefaßt zu machen: Frei muß alles sein, alles müssen wir der Gemeinde sagen dürfen; die falschen Einkleidungen müssen fallen; es muß gesondert und klargestellt werden, was ewig und unvergänglich ist; die Hauptsache ist der Glaube an die Liebe Gottes und das Betrachten des Lebens Jesu, der durch seine Lehre, Leben und Sterben diese Liebe offenbart und bezeugt; dies ist eine bleibende Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, daß wir das Leben Jesu durch ernst wissenschaftliche Forschung wieder so haben sehen gelernt, wie es gewesen ist, in aller Einfachheit und Herrlichkeit.

So ungefähr lauten die Aussichten und Ansichten, die im „Protestanten“ geboten werden. Daß sich das nun seinem Abschluß entgegengehende Jahrhundert viel mit dem Leben Jesu beschäftigt hat, ist richtig. Und ferner hat man auch dabei allgemeine Fehler früherer Zeiten vermieden, wo man mit dem Gedanken der Menschheit Jesu, also mit seiner gottmenschlichen Person oft keinen vollen Ernst zu machen wußte. Wir haben vortreffliche Darstellungen der Person und des Lebens Jesu, die diesem Bedürfnis genügen und die doch durchaus den Gottessohn festhalten, den, der da war, ehe er Mensch ward. Aber jene „Protestanten“ sehen den Fortschritt darin, daß Jesus nur als Mensch erfaßt worden sei. Jedoch es ist ein Irrtum, daß dies erst in unserem Jahrhundert erfunden sei. Der lange Kampf gegen den Arianismus in der alten Kirche sollte von jenen Herren nicht vergessen werden. Es ist weder modern noch wissenschaftlich, weiter nichts als den Menschen Jesus in seinem Bilde übrig zu lassen, — sondern es ist nur die Folge eines schon sehr alten Unglaubens, und daß der auch mit wissenschaftlichem Handwerkzeug umzugehen weiß, soll ihm nicht bestritten werden. Aber ebensowenig darf geleugnet werden, daß auch auf dem Standpunkte des Glaubens wissenschaftliche Arbeit an dem Bilde Jesu und den darüber vorhandenen Urkunden geleistet wird. Daß die Stellung zu Jesus Christus als dem wahrhaftigen Gott von Ewigkeit geboren, von

der ernsteren oder geringeren wissenschaftlichen Forschung abhängig sei, ist der Grundirrtum der Modernen, und wer ihn ausspricht, beweist nur, daß er weder weiß, was christlicher Glaube noch was Wissenschaft ist.

Eigentümlich sind nun die Ergebnisse, wenn wir uns nach dem Bilde Jesu umsehen, das die wissenschaftliche Forschung herausgefunden haben will. Bei jedem Punkte muß man erstaunt fragen: woher weiß denn der Forscher dies? Mit Hilfe einiger nach Wissenschaft aussehenden Hypothesen über die Quellen schneidet man sich diese zurecht, so wie man sie haben will und danach erzählt man dann. Aber auch das genügt noch nicht. Wenn irgend etwas in dem Evangelium sicher bezeugt ist, so ist es dies, daß Jesus innerhalb seiner öffentlichen Wirksamkeit eine Entwickelung nicht durchgemacht hat, sondern von vornherein auftritt mit dem vollen Bewußtsein seiner Messianität, seines unlösbaren Widerspruchs mit den herrschenden Parteien und der Notwendigkeit seines Leidens und der Verfolgung seiner Jünger. Die „wissenschaftliche Forschung" aber fabelt von optimistischen Hoffnungen Jesu, von allmählichen Enttäuschungen, Änderungen seines Planes u. s. w. Wem mit solchen Romanen gedient ist, der wird danach natürlich lieber greifen als nach den einfachen Zeugnissen von der Herrlichkeit des Herrn. Aber daß er damit wissenschaftlicher wäre, als der einfach gläubige Christ, ist eine bedauerliche Selbsttäuschung.

Was nun die Partei des Protestantvereins betrifft, so ist ihr darum kein günstiges Horoskop zu stellen, weil die Entwickelung der Richtung der Ritschlschen Theologie jener keinen Raum mehr lassen wird. Wer noch eine Religion unter christlichen Formen festhalten will, ohne daß er sich in seinem naturalistischen Denken stören zu lassen braucht — der findet das in der „Christlichen Welt" doch in einer bedeutend geistvolleren Weise als in den Organen des Protestantenvereins. Wer aber noch weniger vom alten Christentum will als die Organe der Ritschlschen Richtung bieten — was für eine Veranlassung hätte der wohl, nicht einfach zur Ethischen Gesellschaft oder der Egidyschen Bewegung oder etwas dem Ähnlichen überzugehen? Wir müssen dies immer wieder als ein Verdienst der Ritschlschen Richtung ansehen, daß sie dem alten Tübinger Protestantismus (der Hegelschen Form des Christentums) so erheblichen Abbruch gethan hat. Von einem weiteren geschichtlichen Standpunkt aus gesehen, heißt dies freilich nur so viel als: die Macht des alten geschichtlichen Christentums ist in unserem Jahrhundert so gewachsen, daß sich der Rationalismus ihm gegenüber nur noch in einer Form halten kann, die ein mit christlichen Gedanken und Ausdrücken viel mehr durchsetztes Gepräge an sich hat, als jener philosophische Rationalismus. Hoffen wir, daß auch die in der Gegenwart gewählte strategische Stellung des Rationalismus in ihrer Unhaltbarkeit immer deutlicher auch den eigenen Anhängern zum Bewußtsein kommt. Das ehrliche Ringen, das wir bei denselben beobachten können, kann uns in dieser Hoffnung nur bestärken.

Im Großherzogtum Baden dürfte der alte protestantenvereinliche Rationalismus noch am meisten in der Herrschaft sein. Dort hat sich im vorigen Jahre eine „Landeskirchliche Vereinigung" gebildet, welche sich die Förderung des Friedens unter den Parteien zur Aufgabe gemacht hat. Allein es giebt keinen unglücklicheren Versuch zum Friedenstiften als die Gründung einer neuen Partei. Auch die neue badische Mittelpartei — wie man sie wohl nennen darf — theilt das Schicksal ihrer Vorgängerinnen in gleicher Lage, sie kommt zuerst mit der Rechten in Konflikte. Gegen das Zeugnis eines Laien auf der letzten Evangelischen Konferenz in Freiburg i. B. (November) hat sich ein Glied der Landeskirchlichen Vereinigung in scharfer Weise gerichtet. Jener hatte allerdings die heilige Wissenschaft angegriffen und gegen die Halbheit und den Unglauben der modernen Theologie geredet, und das können Leute, die ihrer Gesinnung nach in „Mittelparteien" gehören, selten gut vertragen. —

Eine kirchlich wichtige Beobachtung geht jetzt vielfach durch die Presse, das ist die Abnahme der Theologiestudierenden an den deutschen theologischen Fakultäten, besonders an den preußischen. Zunächst kann das nur als eine Befreiung erscheinen, denn in den letzten Jahren war der Ueberschuß an Kandidaten des geistlichen Amtes ein so großer, daß manche derselben fünf Jahre und darüber zu warten hatten, ehe sie nur da-

rauf rechnen konnten, durch ihre vorgesetzten Konsistorien in ein bescheidenes Vikariat berufen zu werden. Daß diese Zustände sich bessern, kann doch nur erwünscht sein. Allein es scheint, daß wir in manchen Provinzen bereits nach zwei Jahren einem Mangel an Kandidaten begegnen werden. Jedoch hoffen wir, daß die bisher immer beobachteten Schwankungen in der Theologenzahl bald dahin führen, daß wir uns wieder in aufsteigender Linie befinden.

Das Verdienst, diese Angelegenheit in die Öffentlichkeit gebracht zu haben, hat sich die „Chronik der christlichen Welt" erworben. Dabei ist denn auch eine genaue Statistik des Besuches der einzelnen theolologischen Fakultäten aus den letzten sechs Jahren veröffentlicht, und es haben sich mannigfache Betrachtungen in der Presse daran geknüpft, auf die einzugehen in einem kirchlichen Bericht unumgänglich ist. Es ist hier besonders ein Artikel zu nennen, den Erich Förster in Nr. 2 der Christlichen Welt veröffentlicht hat unter dem Titel: Gefahr und Unrecht der landeskirchlichen Agitation gegen die altpreußischen theologischen Fakultäten. Zu unterscheiden sind darin drei Punkte: die Berufungen der Dozenten, die allgemeine Abnahme der Theologiestudierenden und der Anteil der einzelnen Fakultäten an diesem Rückgang. Die „Chronik" hatte, was den ersten Punkt betrifft, auch über die Richtung aller ordentlichen und außerordentlichen Professoren eine genaue Statistik gebracht. Ein äußerst gewagtes Geschäft! Hätte dasselbe irgend eine Bedeutung, so würde wohl von mancher Seite ernster Protest erfolgen. Wir übergehen die Sache hier mit der Versicherung, daß wir in einer Reihe bestimmter Fälle ganz anders zählen müssen als jene statistische Tabelle der Chronik, auf der Herr Erich Förster fußt. Eine Bemerkung des letzteren aber können wir nicht ungerügt lassen. Indem von den neu berufenen „positiven" Professoren die Rede ist, heißt es: „Einer derselben ist in seiner kirchlichen Richtung so traditionalistisch, daß er am Abendmahl in der unierten Landeskirche nicht teilnimmt." Erstlich sei dem Verfasser entgegengehalten, daß er die preußischen Verhältnisse doch besser kennen sollte. Wir haben keine unierte Landeskirche, — ein Ausdruck, den niemals eine kirchliche Behörde gebraucht hat und auch nicht gebrauchen kann, weil er den Rechtsverhältnissen nicht entspricht. Zweitens ist es wohl nur aus einer großen Gereiztheit zu erklären, daß sich der Verfasser entschlossen hat, die akademischen Dozenten auf ihre Abendmahlsfeier hin zu kontrollieren. Wir wünschen ihm Glück zu diesem Geschäft und sagen nur: de gustibus non est disputandum. Endlich drittens kann sich der Satz doch wohl nur auf Greifswald beziehen sollen, wo m. W. die einzige Berufung aus einer lutherischen Landeskirche heraus in dem besprochenen Zeitraum stattgefunden hat. Und da mag sich denn Herr Förster mit der Erklärung beruhigen, daß alle Mitglieder der theologischen Fakultät ohne Ausnahme in der St. Marienkirche zum heiligen Abendmahl gehen. Vielleicht haben wir nun weitere Enthüllungen aus dem religiösen Leben der Dozenten anderer Fakultäten durch die Christliche Welt zu erwarten.

Nun aber zur Abnahme der Theologiestudierenden, wozu wir gleich die andere Thatsache hinzunehmen, daß während fast alle Fakultäten zurückgegangen sind (Berlin um 46, Halle um 41 Prozent u. s. w.) nur Erlangen und Greifswald, das eine um 7, das andere um 16 Prozent, gestiegen sind. So sagt wenigstens die Chronik der Christlichen Welt, und sie unterläßt nicht hinzuzufügen: „die beiden orthodoxesten Fakultäten Deutschlands." — Zur Erklärung des allgemeinen Rückganges der Zahl der Theologen führt jener Artikel ganz richtig die vorhergehende Ueberfüllung an. Aber dieser Grund genügt ihm nicht. Als Haupterklärungsgrund bezeichnet er vielmehr die fortgesetzte Agitation gegen die Fakultäten in den kirchlichen Blättern und Blättchen und die Sorge schlichtgläubiger Eltern, daß ihre Söhne „in einen Konflikt zwischen kirchlicher Ordnung und gewissensmäßiger theologischer Überzeugung" geraten könnten, weshalb sie sie einem anderen Berufe zuzuführen sich bemühen. So entstehe die Gefahr eines Notstandes in den Gemeinden der preußischen Landeskirche. Er fährt dann fort: „Einigen ganz und gar in Parteigeist Befangenen mag ja der durch beispiellose Reklame mächtig geförderte Aufschwung der Fakultät Greifswald ein großer Erfolg dünken. Aber wer das Wohl der Kirche über einzelne Sonderwünsche stellt, der wird doch in dem Gedanken er=

schrecken, daß um den Preis der Züchtung einiger traditionalistischer Theologen mehr die Gemeinden der Landeskirchen verwaisen sollten."

Unsere Leser werden sich von selbst ganz andere Erklärungen der mitgeteilten Umstände geben, ohne daß wir nachzuhelfen brauchten. Der Verfasser tröstet sich übrigens damit, daß dem „ziffermäßigen Übergewicht die positiven Leistungen auf jener (der positiven) Seite nicht entsprechen. Es ist wahr, wollte man feststellen, welche Dozenten den stärkeren Einfluß auf die Studierenden ausüben, so würde die Wagschale wohl sehr nach der Seite der kritisch gerichteten Dozenten sich neigen. Aber kann das auf andere Weise verhindert werden, als daß ernste Arbeit Früchte zeitige, die die Jugend ebenso anziehen, wie das, was ihnen an wissenschaftlichen und religiösen (!) Positivitäten eben doch die verfemten kritischen Professoren zu bieten haben?" — Es wäre doch schade, wenn diese Äußerungen nicht aufbewahrt würden und ich hoffe durch ihre Mitteilung mir den Dank der Leser zu erwerben, welche Greifswalder Studienverhältnisse kennen oder selbst einst zu Cremers Füßen gesessen haben.

Doch es sei mir gestattet, noch eine weitere Bemerkung „in eigener Sache" an die „beispiellose Reklame" zu knüpfen, mit der Greifswald gehoben sein soll. Vor einiger Zeit hatte die Christliche Welt, wie auch die Beyschlagschen Deutsch-evangelischen Blätter die falsche Behauptung kolportiert, daß der Minister durch reichliche Stipendien die theologische Fakultät in Greifswald zu heben bestrebt sei. Die Blätter wurden teils öffentlich, teils privatim auf ihren Irrtum aufmerksam gemacht, aber sie waren zu „vornehm", um darauf zu reagieren. Immerhin ist es schon anerkennenswert, daß jener Mythus von den Greifswalder Stipendien (die früher als noch 16 Theologen hier studierten natürlich reichlicher ausfallen konnten als bei 320) — jetzt nicht wiederholt wird. Dagegen greift die Christliche Welt nun zu dem nicht schöneren Mittel des Vorwurfes der „beispiellosen Reklame." Am 9. Mai 1895 wurde auf der Landeskirchlichen Versammlung in Berlin Greifswald gerühmt. Ob Herr Erich Förster dies eine „beispiellose Reklame" nennt? Im übrigen würden wir hier in Greifswald ihm sehr dankbar sein, wenn er uns die litterarischen Zeugnisse für die beispiellose Reclame übersenden würde. Um nicht in sehr eigentümlichem Lichte dazustehen, wird er sich wohl zu diesem Nachweis entschließen müssen.

Im großen und ganzen sind wir mit der Christlichen Welt darin ganz einverstanden, daß es sich zwischen den theologischen Richtungen um den Beweis des Geistes und der Kraft handelt. Darum aber gerade können wir in Artikeln, wie dem erwähnten, keine Förderung weder der Theologie, noch der Kirche, noch des Reiches Gottes sehen.

Zum Schluß seien unsere Leser noch auf ein neues litterarisches Unternehmen hingewiesen, das mit dem Beginn des Jahres in das Leben getreten ist. Es ist nicht eine Zeitschrift, deren Einrichtung für die Lektüre zusammenhängender Artikel oft sehr störend ist. Es ist eine zusammenhängende Reihe theologisch-wissenschaftlicher Arbeiten, auf welche in Form eines Jahrgangs abonniert werden kann: Arbeiten zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von D. Schlatter (Berlin) und D. Cremer (Greifswald). Das 1. Heft ist vor wenigen Tagen ausgegeben unter dem Titel: Der Dienst des Christen in der älteren Dogmatik von D. Schlatter. (C. Bertelsmann, Gütersloh, 1,20 M.) Dasselbe wird auch in der Konservativen Monatsschrift noch besprochen werden; deshalb sei zur Erklärung des Titels vorläufig nur gesagt, daß es sich um die Darstellung der Bethätigung des Christen handelt, wie sich dieselbe nach der (lutherischen und reformierten) Theologie des 17. Jahrhunderts aus dem Glauben heraus erbaut. Höchst interessante Fragen, wie die nach dem Begriff der Bekehrung, des Gemeindeideals u. s. w. kommen darin zur Sprache. Möchten diese Arbeiten, wie sie sich vorgesetzt, zur Förderung christlicher Theologie das Ihrige beitragen.

Greifswald, 24. Januar 1897.

D. M. v. Nathusius.



Zuschriften an die Schriftleitung.

1.

In der letzten Zeit haben sich immer mehr einzeln stehende Damen, welche keine Familien-Verpflichtungen haben, bereit finden lassen, ihre ganze Kraft in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen. So sehr unsere Diakonissenhäuser auch noch Schwestern brauchen, und so sehr wir es wünschen, daß dazu geeignete Jungfrauen und Witwen sich immer mehr diesem Beruf widmen, so ist dies doch nicht allen möglich, deren Kraft dagegen anderweitig in den verschiedenen Arbeiten der Inneren Mission gut verwendet werden kann. Wir denken dabei besonders auch an ältere Damen. Andererseits ist das Alleinwohnen, namentlich in der großen Stadt, für viele Damen schwer und das Führen der eigenen Wirtschaft mit unnötigem Aufwand an Zeit und Geld verbunden.

Es ist nun in dem Hospiz im Centrum, Holzgartenstraße 10, zunächst eine Etage abgetrennt worden, um solchen Damen ein Heim zu bieten, wo sie gegen mäßiges Entgelt Wohnung und Kost erhalten, und dabei christliche Gemeinschaft finden. Es ist zunächst für solche Damen bestimmt, die ihre eigene Arbeit im Reiche Gottes bereits haben. Sie sollen in voller Freiheit dieser weiter dienen. Die Leiterin des Heims wird aber gern auch solchen Gelegenheit und Anleitung zur Arbeit geben, die eine solche noch nicht haben, aber von dem Wunsch beseelt sind, dem HErrn zu dienen.

Die Leiterin bildet außerdem den gemeinsamen Mittelpunkt des Hauses. Ferner wird ein Geistlicher durch einen Bibel-Kursus denjenigen Damen, welche es wünschen, Gelegenheit bieten, sich im Worte Gottes zu vertiefen.

Das neue Heim wird hoffentlich manche bisher unbeschäftigte Damen, die nur vergeblich einen Anschluß suchten, oder denen es an der nötigen Anleitung fehlte, veranlassen, in unserer ernsten Zeit das Beste zu suchen und dem HErrn praktisch zu dienen.

Anmeldungen werden von der Leiterin Fräulein von Müller, Holzgartenstraße 10 entgegen genommen.

Der Preis beträgt je nach der Größe der Zimmer für volle Pension (excl. Leibwäsche) 1200 Mk., 900 Mk. und 750 Mk. jährlich.

Auskunft erteilen: Frau von Oertzen geb. von Blücher, Berlin W., Lützow-Ufer 23. Freiin Adelaide von Gablenz, Weimar. Graf A. von Bernstorff, W., Rauchstraße 5. Pastor Diestelkamp, N., Nazarethkirchstraße 50. Pfarrer Jacobi, N., Griebenowstraße 15. Pastor Platz N. W, Rathenowerstraße 1.

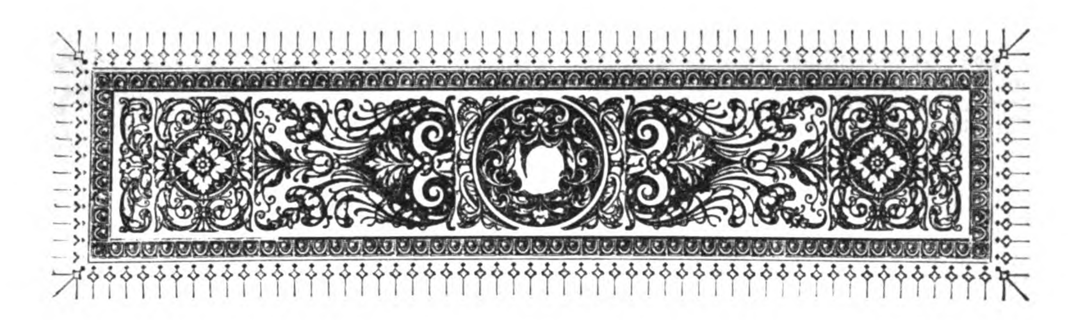
2.

In Bezug auf das in der September-Nummer 1896 über den Titel der Trench'schen Reden Gesagte sei folgendes bemerkt:

„Der englisch-evangelische Erzbischof Dr. R. Ch. Trench veröffentlichte von seinen „sermons“ die drei über Bileam, Saul und Judas Ischariot in einem besonderen Büchlein, das er „shipwrecks of faith“ („Schiffbrüche am Glauben“) betitelte. Als ich diese Reden ins Deutsche übertrug, gestattete der Verleger in dankenswerter Weise, noch etliche andere Reden und Betrachtungen Trench's jenen drei beizugeben. Infolgedessen mußte man von dem Titel: „Schiffbrüche am Glauben“ absehen und einen anderen wählen, unter welchem der ganze Inhalt des Büchleins begriffen werden konnte. So kam es, daß man sich für die Bezeichnung: „Erkoren dennoch verloren“ entschied, indem der Inhalt einerseits darauf hinweist, wie es dazu kommt, daß Erkorene dennoch verloren gehen können, und andererseits Anregungen und Winke bietet, die uns zeigen, wie wir unsere Erwählung festzumachen imstande sind.“

Hering (in Hessen), im Dezember 1896.

Joh. Biegler, Pfarrer.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Schleswig, nicht „Süd-Jütland". Ein neuer Beitrag zur Klarstellung des nationalpolitischen Streites an der Königsau v. Karl Strackerjan. (Flensburg, O. Hollesen.) 1896. 32 S. geh. Pr. Mk. 0,50.

Auf das von demselben Verfasser 1895 herausgegebene Buch: „Dänische Umtriebe im deutschen Land" ist von uns im Aprilheft 1896 zustimmend hingewiesen, und wir wollen die gleiche Anerkennung gern auch der vorliegenden kleinen Schrift aussprechen. Der Grundgedanke, der diesen neuen Beitrag des in der Streitfrage zwischen Deutschen und Dänen wohl bewanderten Verfassers durchzieht, ist, daß nicht die ersteren, sondern einzig und allein die „Südjüten" überhaupt die Dänen die Angreifer sind und deshalb von deutscher Seite zur Ruhe gebracht werden müssen. In kurzer, schlagender Form werden die dänischen Agitationsmittel, die Sprachklagen u. s. w. behandelt, die Pflicht der Deutschen, ihr Recht auf Nordschleswig zu wahren und es nicht zu einem Südjütland werden zu lassen, ins rechte Licht gestellt. Zum Schluß erwähnt der Verfasser die interessante Thatsache, daß die „Südjüten" nicht nur in Dänemark, sondern auch in Schweden Hülfe und Beiträge für ihre Bestrebungen suchen — aber wir glauben, es wird ihnen nicht viel helfen, denn thatsächlich macht das Deutschtum in Nord-Schleswig wenn auch langsam, doch stetige Fortschritte. Möge es den Vorkämpfern dort nicht an werkthätiger Hülfe aus dem Reich fehlen!

v. H.

— Des Generals Lebrun Militärische Erinnerungen 1866—70. Die Ereignisse vor dem Kriege. Seine Sendungen nach Wien und Belgien. Übersetzt von O. v. Busse, Oberstlieutenant. 2. Auflage. (Leipzig, Zuckschwerdt.) 1896. Pr. Mk. 4,50.

In einer Zeit, welche nicht mit Unrecht die Ära des politischen Klatsches und der persönlichen Verleumdung Andersdenkender genannt ist, muß ein Buch wie das vorliegende für den Freund der Geschichte zu einer willkommenen Erscheinung werden. — Das große Interesse, welches es auch in weiteren Kreisen gefunden hat, beweist die so schnell notwendig gewordene 2. Auflage. —

Der Hauptwert der Schrift des Generals Lebrun liegt unseres Erachtens in der unumstößlich von maßgebendster, französischer Seite beglaubigten Feststellung der Thatsache, daß Napoleon III., getrieben von der Unsicherheit der Verhältnisse in Frankreich und gestützt auf die Zustimmung der Nation, den Krieg gegen Preußen-Deutschland von langer Hand gewollt und vorbereitet hat.

Wer es seither gewohnt war, nicht nur die Franzosen, sondern auch die vaterlandslosen Parteien in Deutschland sich abmühen zu sehen mit dem Beweise, daß „Bismarck" den Krieg gewollt, Depeschen gefälscht und die öffentliche Meinung betrogen habe, nur um den Streit vom Zaune zu brechen, der kann ein schadenfrohes Lächeln über diesen schier niederschmetternden Schlag für die Gegner unserer nationalen Entwickelung nicht unterdrücken. Es liegt wahrlich eine eigene Ironie des Schicksals in dem Umstande, daß General Lebrun im Eingange seiner Schrift — sozusagen in einem Atem — sagt, daß nur „die Militärpartei in Preußen, beeinflußt einzig und allein durch die Wirkung ihres Ehrgeizes" zum Kriege zwischen Frankreich und Preußen getrieben hätte, — während „dem Kanzler des Norddeutschen Bundes" gleich ehrgeizige Absichten bezüglich einer Einigung aller deutschen Stämme zugeschrieben werden. Als wenn die Einigung des zerrissenen Vaterlandes eine sträfliche Handlung des Ehrgeizes gewesen wäre! —

Der Gipfel des Interesses an dem Inhalte der Schrift Lebruns knüpft sich aber naturgemäß an die offene und eingehende Schilderung der Verhandlungen Frankreichs und Österreichs-Ungarn, um es zur Teilnahme an dem beabsichtigten Überfall Deutschlands zu bewegen.

Von der Bedeutung dieser Verhandlungen spricht wohl am besten der Umstand, daß sie von Herrscher zu Herrscher geführt und daß sie in Wien durch den gefeierten Helden von Custozza, den Erzherzog Albrecht, vermittelt wurden. Der Geschichtsforscher fragt hier unwillkürlich: „Wer kann Preußen ähnliche Versuche nach weisen, Allianzen zu schließen, um Frankreich zu überfallen?"

Mit der negativen Beantwortung dieser Frage ist Frankreichs Schuld am Kriege bewiesen. — Wir müssen uns leider mit Rücksicht auf den beschränkten Raum dieser Blätter auf diesen kurzen Hinweis auf die Bedeutung des Buches des Generals Lebrun beschränken, durch dessen Übermittelung an das deutsche Leser-Publikum sich Verleger und Übersetzer ein gleiches Verdienst erworben haben.

Wir fragen nur noch zum Schluß: „Welchen Zweck konnte gerade in unserer Zeit die Veröffentlichung von „Erinnerungen" haben, welche Frankreich schonungslos bloß stellten und die Legende von der „Bismarckschen Fälschung der Thatsachen" wohl endgültig für alle Zeit widerlegten?

Wir finden keine andere Antwort als die Absicht, den Dreibund zu erschüttern, indem man zeigte, wie die Verbündeten von heute 1870 zum Kampfe gegen Preußen bereit waren.

Wir glauben kaum, daß die Staatsmänner, welche heute die Geschicke unseres Vaterlandes leiten, sich hierdurch beeinflussen lassen werden. — Vielleicht, daß bei der selbstlosen Vertrauensseligkeit, welche man seit 1890 nicht mit Unrecht unserer äußeren Politik zum Vorwurfe macht, ihnen die Lebrunschen Erinnerungen Veranlassung zur Selbstprüfung geben, ob sie auf rechter Bahn sind. — Was Österreich-Ungarn anbetrifft, so kann ja die Stellung seiner Völker zu Preußen-Deutschland (schon im Jahre 1870) gar nicht besser charakterisiert werden, als es nach Lebruns eigenem Bericht der Kaiser Franz Joseph bei seiner Audienz am 14. Juni 1870 that, hierdurch gleichsam unfreiwillig die Haltlosigkeit der Gründe Frankreichs für seinen Angriff auf Deutschland kennzeichnend.

Der Kaiser erklärte nämlich bestimmt, die eigene Verantwortlichkeit seinen Völkern gegenüber gestatte ihm nicht, daß wenn die Kriegs-Erklärung Frankreichs und Österreichs an ein und demselben Tage erfolge, er sich in einen Kampf einließe, dessen zugestandener Zweck einzig und allein die Niederhaltung des unsättlichen Ehrgeizes Preußens sei. Er gebrauche mehr als dies; seine Völker müßten die Überzeugung gewinnen, daß er zum Kriege gezwungen sei, und das würde erst an dem Tage der Fall sein, an welchem der Kaiser Napoleon eine französische Armee in das Herz der süddeutschen Staaten vormarschieren lassen und sich zum Beschützer dieser Staaten gegenüber den Anmaßungen Preußens aufwerfen würde.

Wahrlich diese Worte machen der Staatsweisheit des mit Recht von seinen Völkern hoch verehrten österreichischen Kaisers alle Ehre! Sollte man aber von deutscher Seite nicht in ihnen eine kluge Zurückweisung eines Bündnisses à tout prix mit Frankreich sehen müssen? **v. Z.**

— Der 72. Band der Schriften des Vereins für Sozialpolitik Leipzig, Duncker und Humblot) enthält auf 302 S. vor allem eine Studie von Karl Rathgen „Englische Auswanderung und Auswanderungspolitik im 19. Jahrhundert."

Die Frage der Auswanderung ist für das „übervölkerte" Europa sowohl als für die jungen Länder, welchen die überschüssige Kraft des ersteren zufließt, noch immer von brennendem Interesse. Ihren Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Verhältnissen des Mutterlandes, ihre völlige Unabhängigkeit von der um einige Prozente fallenden oder steigenden Versorgungsaussicht hüben und drüben, durch den Verlauf eines ganzen Jahrhunderts, und zumal für ein so auswanderungslustiges Reich wie Großbritannien nachgewiesen zu sehen, ist auch für den Nicht-Engländer lehrreich, zumal die dort aufgefundenen Verhältnisse mit geringen oder gar keinen Abweichungen auch für uns maßgebend sein werden. Die Entvölkerung Irlands von $8^1/_4$ auf $4^3/_4$ Mill. im Laufe von 50 Jahren, in ihren Ursachen und Folgen ausführlich behandelt, gehört wohl zu den interessantesten Teilen des Inhalts, wiewohl das ganze Buch das lebendigste Interesse erweckt. Die organisierte und vom Staate oder von privaten Gesellschaften unterstützte Auswanderung behufs der Bevölkerung der Kolonien, die Vertreibung aus der Heimat durch die Not, der Abzug nach Canada, Australien, Afrika sowohl als die Wanderung nach den Vereinigten Staaten wird sorgfältig ihrem Umfang und ihrer Wirksamkeit nach untersucht, und auffällig ist dabei, daß die nach Ansicht der Bevölkerungspolitiker so wohlthätige Entlastung des Mutterlandes von überflüssigen Arbeitskräften in letzterem nur selten eine gute Wirkung ausgeübt hat, wohl aber zuweilen eine sehr schlechte. — Zwei dem Buche einverleibte Essays über die Einwanderung in die Vereinigten Staaten und die Einwanderungsgesetzgebung in Brasilien, von R. Mayo-Smith und Dr. R. A. Hehl, beleuchten die Frage zum Schluß auch noch vom Standpunkt der Länder, denen die Wanderung zuströmt, und die sich ihr gegenüber in der entgegengesetzten Lage wie Europa befinden. **B.**

— **A bas la commune! Es lebe die Gemeinde! Eine sozial-kommunale Studie von * * * (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.) 1896. Pr. Mk. 0,75. 32 S.**

Unter dem etwas lebhaften Titel birgt sich eine leidenschaftslose, ruhige und von viel Sachkenntnis zeugende Broschüre, deren Kern der Gedanke ist, daß zur Zeit in dem gegenwärtigen mißlichen Zustand der wirtschaftlichen Verhältnisse weder der Staat noch die einzelnen geeignet sind, die befriedigende Lösung herbeizuführen, sondern allein die Gemeinden und, wo diese nicht ausreichen, Verbände von Gemeinden. Dem Verfasser ist die Gemeinde das historisch erste und das einzige Glied der Gesellschaft, welches wirtschaftliche Aufgaben, die die Kräfte der einzelnen übersteigen, zu lösen vermag. Der Staat ist in keiner Weise dazu geeignet, schon weil die Elemente, die er vereint, viel zu heterogener Natur sind. „Soziale Dinge sind, wie der Mensch selbst, von Raum und Zeit abhängig." „Soziale Organisationen darf man eigentlich nur soweit ausdehnen, als diese

Beziehungen, die recht eigentlich an die Scholle gebunden sind, reichen." Diese Sätze und ihre Folgerungen haben viel Bestechendes, und wir sind weit entfernt, die hohe Bedeutung der Gemeinden in wirtschaftlichen Dingen zu leugnen. Dennoch scheinen uns einige Einwände gegen die Gemeinde als berufenste Löserin der sozialen Frage am Platze. Der Einwand, der vom Verfasser dem Staate gemacht wird, paßt mutatis mutandis auch auf die Kommunalbehörden, nicht in Bezug auf die örtliche Zerstreutheit und Verschiedenheit ihrer Klientel, wohl aber in Hinsicht auf deren berufliche Scheidung. Da giebt es in städtischen und ländlichen Gemeinden Gegensätze, die vielleicht noch größer sind, als die vom Verfasser hervorgehobenen „zwischen dem Oberbayern und Marschbauern, dem Ostpreußen und Rheinländer." Die in der Broschüre ziemlich ins Hintertreffen verwiesene Kooperativbewegung scheint uns doch in vielen Hinsichten mehr Gewähr des glücklichen Gelingens ihrer Aufgaben zu haben, als wenn man letztere samt und sonders den Gemeinden zuweist. Besonders für das Land dürfte letzterer Weg doch größere Schwierigkeiten haben, als Verfasser meint. B.

— Reform des Grunderbrechts. Vortrag von Peter Ramsauer. 1896. (Oldenburg und Leipzig, Schulze.) 32 S. Pr. Mk. 0,50.

Der im Central-Ausschuß der Oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft gehaltene, ansprechende Vortrag behandelt die Frage des Grunderbrechtes allerdings nur von den rechtlichen und realen Verhältnissen Oldenburgs aus, leistet aber durch die klare Aufstellung der leitenden Gesichtspunkte gleichzeitig etwas für die Klärung der ländlichen Erbfrage im ganzen Reiche. Referent kann sich dem Wunsche des Verfassers, daß seine kleine Schrift zu ihrem bescheidenen Teile an der Erhaltung eines lebensfähigen ländlichen Grundbesitzes mitarbeiten möge, nur anschließen. B.

2. Kirche.

— Der Bibelforscher. Zwanglose Hefte zur Förderung der Erkenntnis Christi. Herausgegeben von Dr. H. Alberts. (Bonn, J. Schergens.) 1896. Heft 1: Das Buch Daniel im Lichte der Keilschriftforschung. 46 S. Pr. Mk. 0,50. Heft 3: Das neue Gebot des Herrn als Grundgesetz des Christenwandels. 48 S. Pr. Mk. 0,50.

Gestützt hauptsächlich auf Lenormant, Schrader und Mürdter-Delitzsch erweist der Verfasser, daß das Danielbuch in zahlreichen geschichtlichen und archäologischen Fragen mit den Ergebnissen der Keilschriftforschung übereinstimmt, so daß von hier aus seine Echtheit nicht angefochten werden kann. Die Darstellung ist übersichtlich, klar und anregend, populär im besten Sinne. Noch besser hat uns Heft 3 gefallen, ein Muster erbaulicher biblisch-theologischer Begriffsentwicklung. Wir sehen den weiteren Heften des „Bibelforschers" mit Interesse entgegen. Wenn sie sich auf derselben Höhe halten, so werden sie ein wertvolles Hilfsmittel für das Schriftverständnis und die Vertiefung der Heilserkenntnis bei den Gebildeten werden. Wi.

— Siehe, Er kommt! Winke zum Verständnis der biblischen Lehre vom Reiche Gottes mit besonderer Betonung seiner Zukunft, von G. Limbach. (Reutlingen, J. Kocher und St. Gallen, Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft.) 1896. 2?4 S. Pr. Mk. 1,60, geb. Mk. 2,20.

Nach der Zeittafel des Verfassers erfolgt im Jahre „2000 (wohl ca. 100 Jahre früher) die Wiederkunft des Herrn; 3000 Weltgericht und Welterneuerung"; so daß wir also dicht vor Beginn des „tausendjährigen Reiches" stehen, der als „irdisch sichtbare Darstellung des Reiches Gottes" auf Erden erwartet wird und zwar nicht etwa „zurückgeschraubt" auf den Stand des Altertums, auf gewissermaßen patriarchalische Verhältnisse", sondern als „ein recht modernes — im guten Sinne — Kulturreich"; „in sozialer Hinsicht wird die so brennende soziale Frage sich sehr einfach lösen, wenn Gerechtigkeit und Liebe herrschen". Speziell wird der Landbau gedeihen, kein Hagel, Mißwachs, Pflanzenkrankheiten, Heuschrecken u. s. w. mehr ihn stören. Man lernt daraus, wie sich der fromme schwäbische Bauer und Stundenhalter die Zeichen der Zeit deutet und sich in der Not der Zeit, die auch an sein Hofthor anklopft, zu trösten sucht durch sein passives, quietistisches Christentum. Aber der schwäbische Bauer und Chiliast nicht allein! Wi.

— Warum glaubst Du nicht? Worte der Belehrung und Ermunterung für jeden Tag eines Monats an alle, die den Herrn suchen, von A. Murray, Pastor in Kapstadt. Aus dem Holländischen von E. Wolff. (Kassel, E. Böttger.) Pr. broch. Mk. 1,20, eleg. geb. Mk. 2,—.

Der Verfasser richtet das Buch „an die Bekümmerten in seiner Gemeinde, welche scheinbar ernstlich und heilverlangend ihre Seligkeit schon seit Jahren suchen und trotzdem nicht zum Glauben gekommen sind." Man fühlt es den warmen, schlichten Worten ab, wie es Murray am Herzen liegt, recht viele an dem teilnehmen zu lassen, was den Reichtum seines eigenen Lebens ausmacht. Warte nicht, bis du Kraft zum Glauben fühlst, sondern schaue Jesum an, glaube, daß seine Verheißungen auch für dich gegeben sind und versenke dich in sein Wort, so wird Gott dir Kraft geben; das ist der Grundton des Buches, das so recht geeignet ist, Zaghaften Freudigkeit, Unentschiedenen Gewißheit zu geben. M. S.

3. Schule.

— Das Pestalozzi-Jahr und seine ernsten Forderungen an die Familien und Gemeinden, an die Schule, Kirche und Staat von Presting, Königlicher Seminardirektor. (Gotha, Gustav Schlößmann.) 1896. Pr. Mk 0,80.

Ein ausgeführter Vortrag des bekannten Seminardirektors Presting über den Ertrag, den das Pestalozzi-Jahr auch unserm deutschen Volk bringen sollte. Ein kurzes Lebens- und Charakterbild geht voran. Die grundlegenden Ideen des Pestalozzismus haben wesentlich dazu beigetragen, das preußische Volk wieder aus tiefem Fall zu erheben, uns die großen Siege erfechten zu lassen, durch welche wir einig und mächtig geworden sind. Jetzt

stehen wir wieder in einer Zeit des Niederganges, der Zersetzung, die sich besonders in der Verderbnis der Jugend kundgiebt. Der erste und wichtigste Faktor der Erreichung fehlt vielen Kindern, die Wohnstube, auch solchen, die Vater und Mutter haben. Presting will für dieselben ein Haus haben, welches den Mangel ersetzt, und einen Erziehungsrat, der die Jugend in seine besondere Pflege nimmt. Er verbindet aber damit zugleich eine Reihe von Wünschen für die Schule, für die Lehrerwelt, und ruft alle Vaterlandsfreunde, alle wahren deutschen Männer und Frauen auf, helfende Hand zur Besserung anzulegen. Bei einem so bewährten Manne wie Presting darf man von vornherein gewiß sein, einem reichen Schatz goldener Weisheit zu begegnen. Er scheint sich aber nicht ganz von Überschätzung Pestalozzis freizuhalten. Und der Vorschlag eines Kinderhauses, eines Kinderheims, wie er ihn macht, hat für mich auch seine ernsten Bedenken. Das darf aber nicht hindern, diesen Vorschlag als einen sehr beachtens- und lesenswerten zu empfehlen, namentlich für solche, deren Beruf sie auf diese Fragen hinweist.

D.

— **Die Rektoratsprüfung.** Ein praktischer Wegweiser für Theologen zur Einführung in das Studium der Pädagogik, inbesondere für Kandidaten des evang. Predigtamtes zur Vorbereitung auf die Rektoratsprüfung von **Hanno Bohnstedt**, Prediger. (Breslau, Hirt.) 80 S. Pr. Mk 1,—.

Minister Bosse hat für Preußen die Beschäftigung ungeprüfter Theologen im Schuldienste unbedingt verboten, hat aber andererseits gestattet, daß Geistliche und pro ministerio geprüfte Kandidaten, ohne die Mittelschulprüfung abgelegt zu haben und ohne drei Jahre im öffentlichen Schuldienste thätig gewesen zu sein, freilich unbeschadet der Notwendigkeit des Nachweises praktisch-pädagogischer Tüchtigkeit, der Prüfung pro rectoratu sich unterziehen. Das vorliegende Büchlein will nun in erster Linie den theologischen Kandidaten einen praktischen Ratgeber zur Vorbereitung auf die Rektorprüfung bieten, will aber zugleich auch im allgemeinen den jüngeren Theologen die Wege in das so wichtige Gebiet der Pädagogik weisen. Zu dem Zwecke schildert der Verfasser zunächst die durch die amtlichen Bestimmungen bis zum Juni 1894 in Preußen gewordene Lage und giebt dann Anleitung zur Vorbereitung auf die Prüfung. Er nennt da nicht bloß alle diejenigen Bücher, aus welchen der Kandidat die ihm nötigen theoretischen Kenntnisse schöpfen kann, sondern er charakterisiert sie auch und es wird dadurch dieser Hauptabschnitt von S. 17—76 auch für den, der nicht grade aufs Rektorexamen arbeitet, zu einem sehr brauchbaren Repertorium für die Litteratur sowohl der allgemeinen Erziehungslehre und Schulkunde, wie der speziellen Didaktik und Methodik. Nun aber soll der Kandidat doch auch praktisch-pädagogische Vorbildung haben, er kann sie, ohne das Mittelschulexamen gemacht zu haben, an einer öffentlichen Schule nicht mehr erwerben. So zeigt denn der Verfasser in einem letzten Abschnitte noch, wie auch die Zeit, die der Kandidat als Hauslehrer zubringt, für die praktische Vorbildung nutzbar gemacht werden kann. — **Wir glauben, daß der Verfasser mit seinem Büchlein nicht bloß den Prüflingen unter den Theologen, sondern allen, die pädagogisch zu wirken berufen sind, einen Dienst geleistet hat.**

J. P.

4. Philosophie.

— **Grundlinien einer Philosophie des Christentums.** Anthropologische Thesen von **Adolf Scholkmann.** (Berlin, Mittler u. Sohn.) 1896. 328 S. Pr. Mk. 7,—.

Dieses nach Inhalt und Form ausgezeichnete Buch fördert in bedeutsamer Weise die ins Stocken geratene philosophische Forschung auf dem Gebiete der Religionswissenschaft. Die geistreiche Schrift Arthur James Balfours: „Die Grundlagen des Glaubens" wird gewiß jenseits wie diesseits des Kanals manche im Glauben befestigen und gegen die Einwendungen des Naturalismus und ähnlicher Weltanschauungen kampffähig machen, aber an die Arbeit Scholkmanns reicht sie nicht heran. In vornehmer, aber verständlicher Sprache, frei von allem Phrasenhaften und Überspannten, vermittelt unser Verfasser ein denkendes Erfassen der christlichen Grundwahrheiten in einer so abgerundeten Gestalt, daß sie jeden aufmerksamen Leser mit Freude erfüllt.

Man hat vielfach geglaubt, daß nach den Untersuchungen Biedermanns, Lipsius' und Ed. v. Hartmanns auf dem Gebiete der religionsphilosophischen Spekulation eine weitere Geistesarbeit aussichtslos sei. Vor 15 Jahren bezeichnete der Braunsberger Philosophie-Professor Dr. Fr. Michelis in seiner 1881 bei Wagner in Freiburg i. B. erschienenen „Dogmatik" Biedermann als „Repräsentanten der ausgebildeten protestantischen Dogmatik". „Seine christliche Dogmatik ist eine wissenschaftliche Leistung nicht allein von eminenter Bedeutung, sondern sie bezeichnet auch einen Abschluß und einen Ruhepunkt, zu dem das protestantische kirchliche Bewußtsein in der ganzen durch den Protestantismus angeregten wissenschaftlichen und geistigen Bewegung gelangt ist." Michelis, dem damals Uphues sekundierte, wird schwerlich in der evangelischen Kirche vieler Zustimmung zu seiner Verherrlichung des Züricher Philosophen begegnen. Denn es ist offenkundig, daß Biedermann sowohl wie Lipsius bei ihrem Bestreben, die kirchlichen Glaubenssatzungen von den Unvollkommenheiten eines vorstellungsmäßigen Denkens zu läutern und eine dem wissenschaftlichen Denken entsprechende rein geistige Fassung des christlichen Glaubensgehaltes zu gewinnen, die Grundsubstanz der fundamentalsten Glaubensartikel, wie sie die evangelische Kirche auf Grund der heiligen Schrift, als der in Sachen des Heils alleinigen Quelle christlicher Wahrheit, verändert und ihr Gegenteil verkehrt haben. E. von Hartmanns Untersuchungen gehen von einer pantheistischen Grundrichtung aus und münden in einen öden Pessimismus oder „transzendente Unseligkeit des Absoluten". Alle drei haben wohl das psychologische Fundament der Religion untersucht, aber das anthropologische ganz vernachlässigt, die Religion auf den Isolierschemel gestellt und sie von den übrigen Momenten des menschlichen Wesens losgerissen, obwohl sie nur als lebendiges Glied des Ganzen in Betracht kommen kann. Diesen gegenüber nimmt Scholkmann von der

philosophischen Anthropologie seinen Ausgangspunkt, und bahnt sich durch eine lichtvolle Darstellung der philosophischen Grundlage (Atome, Seele und Leib, Geist) und des Lebensgesetzes des menschlichen Wesens (Naturtrieb, Erfüllung des Naturtriebes in Sinnlichkeit, Sprache, Glaube, Eigentum, Ehe, Familie, Staat, Gesellschaft, Kultusgemeinde 2c.) den Weg zur Beantwortung der Frage nach dem Urzustande des Menschenwesens, den er durch Befragung der Erfahrung und Rückschluß von der Gegenwart auf die Vergangenheit konstruiert. Dabei widerlegt er die Behauptung derer, die von einem anfänglich tierischen Urzustande des Menschenwesens reden und sich den Weg zu einer Lösung der Frage nach der Notwendigkeit einer Versöhnung des sündigen Menschen mit Gott und dem Inhalte des Versöhnungswerkes abschneiden.

Nachdem die einzelnen Momente des Lebensgesetzes besprochen sind, wird dieses Gesetz in der Einheit aller seiner Momente als erfülltes Ganze ins Auge gefaßt. Gewissen, Sittlichkeit, die Ideen des Wahren, Guten und Schönen, das Gesetz der Freiheit und Liebe bilden die Überschriften der §§ 30—33. Die sechs letzten Abschnitte handeln über die Sünde und die Idee der Wesenserneuerung und Wesensvollendung im allgemeinen, im besonderen über das Dasein und Wesen Gottes, die Idee der Schöpfung, die Idee der Versöhnung, die Idee des Gottmenschen, die Idee des Reiches Gottes. Die Übersicht dieser inhaltsschweren Paragraphen wird durch präcise an die Spitze gestellte Thesen erleichtert, denen eine eingehende Begründung folgt. In strenger Folgerichtigkeit schließt sich überall im Buche das Nachfolgende an das Vorhergehende. Nur einige nebensächliche Punkte reizen zum Widerspruche. Sonst ist alles so logisch begründet und fest fundamentiert, daß man aus dem Staunen über den Geistesreichtum und die „neuen Zungen", in denen hier vom unsterblichen Geiste, vom Gewissen, Glauben, Gott, Gottmenschen, Erlösung und ewigem Leben gesprochen wird, nicht herauskommt.

Freilich werden Ed. von Hartmann, Bender, Klöppel, Kaftan und andere Schüler Ritschls über dieses Buch anders denken, da es viele ihrer Lieblingshypothesen mit souveräner Überlegenheit zum alten Eisen wirft. Kaftans Meinung, daß Religion und Opfer Produkte der Selbstsucht seien, wird eingehend widerlegt und gezeigt, daß die von ihm angeführten Beispiele nur Zeugnisse einbrechender Depravation sind. Nach der Lehre Ritschls und seiner Schule entspricht das Böse dem natürlichen Triebe des menschlichen Willens, während Scholkmann sagt: „Eine Willensäußerung wider das von Gott geordnete Wesensgesetz heißt Sünde. Die durch die Sünde gestörte Harmonie von Leib und Seele muß dem Wesen des Menschen unüberwindlich gelten." Doch auf weitere Differenzen mit Kaftan und Genossen kann hier nicht eingegangen werden.

Um eine Vorstellung von der Art dieses Buches zu geben, sei hier eine Anzahl der Sätze vom Ende des Buches mitgeteilt:

„Weil das Individuum die Güter seiner Freiheit in letzter Instanz nur aus dem übersinnlichen Grunde seines Wesens, dem persönlichen Gotte, hat und sich dessen bewußt ist, so mündet die Lebensbewegung des endlichen Geistes in jeder Selbstdarbringung an ein endliches Objekt immer zugleich auch in eine solche an den ewigen Schöpfer aus, ein Selbstopfer, das, je selbstloser und aufrichtiger es gemeint ist, um so gewisser in eine neue höhere Selbstgewinnung umschlägt. Und so dürfen wir der Gewißheit leben, daß auch die Darangabe unseres irdischen Wesens, wie sie uns durch den Naturlauf als letztes Geschick unseres Erdendaseins auferlegt ist, sich zu einer Selbsthingabe in die Hand des Schöpfers vollenden wird, aus der wir eine neue überirdische Freiheit in höherer Gottesgemeinschaft als bisher schöpfen werden, um auch diese wieder ewig und unwandelbar in ein Selbstopfer an die ewige Liebe ausmünden zu lassen. Ob auch diese übersinnliche Freiheit noch eine Stufenleiter ihrer Erfüllung durchlaufen wird, wissen wir nicht; daß sie ewig währen wird, schließen wir aus dem Umstande, daß wir im Zustande der erfüllten Freiheit das Teil unseres Wesens, an das der Tod nach dem Gesetze des Daseins ein Anrecht hatte, von uns abgestreift haben.

Was die Idee fordert und setzt, bestätigt die Offenbarung. Auch sie redet von einer ἐλευθερία τῆς δόξης, von einem Zustande der Freiheit in der jenseitigen Vollendung, und von der Liebe heißt es: ἡ ἀγάπη ου δέποτε ἐκπίπτει. Also gehen Grundlegung und Vollendung des Menschenwesens in einem Geleise, das Reich Gottes aber ist die Erfüllung. Daher nenne ich es das Reich der erfüllten Humanität."

Eine philosophische Anthropologie, welche zu vorstehender Schlußbetrachtung gelangt, müßte, so sollte man hoffen, in den denkenden Kreisen gläubiger Christen die eingehendste Berücksichtigung finden. Angesichts der materialistischen und evolutionistischen Revolution auf allen wissenschaftlichen Gebieten thut die nüchterne und sachliche Darstellung der eigentlichen Grundlagen des Menschenwesens, wie sie obiges Buch liefert, um so mehr not, als die sozialdemokratische und freigeistige Propaganda weite Volksschichten in das Labyrinth einer bestialischen Gedankenverkrüppelung treibt, und selbst diese oder jene Pastorenkreise entweder vom Agnosticismus angekränkelt sind oder bei der fruchtlosen Jagd auf soziale Utopien die Pflicht versäumen, Rechenschaft von dem Grunde des Glaubens zu geben. Für viele Konferenzen und Versammlungen bieten die einzelnen Abschnitte des Scholkmannschen Buches treffliches Material zu Vorträgen und Besprechungen. Der aber solches demselben entnehmen will, muß sich den Inhalt des Buches in ernster Geistesarbeit vorher zu eigen machen. Wenn es beispielsweise in dem Paragraphen über „Ehe und Familie" S. 142 heißt: „Die menschlichen Individuen unterliegen demselben Lebensgesetze, das schon in den Atomen als wirksam angenommen werden muß", so ist ein Verständnis dieses Abschnittes ohne genaue Kenntnis der früher behandelten Atomenlehre nicht möglich.

Einen besonderen Reiz verleihen dem Buche einmal die eingehende Kritik der Anschauungen Biedermanns, Lipsius, Ed. v. Hartmanns, Kants, Hegels, Fichtes, Schopenhauers, Strauß', Darwins, Herbarts, Benders, Kaftans, Ritschls u. a. über die behandelten Probleme und sodann eine

Reihe geschichtlicher Exkurse z. B. im Anschlusse an die Darstellung des Gesetzes der Sprachenbildung, des Ursprungs des Glaubens, der Momente der mittelbaren Wesensentfaltung wie Eigentum, Ehe, Staat, Recht, Gesellschaft, Kultusgemeinde oder bei Erörterung des Opferbegriffes, des Gewissens, der Kunst u. s. w. Indessen befleißigt sich der Verfasser einer solch gedrängten und dabei doch durchsichtigen Ausdrucksweise, daß es unthunlich ist, mit wenigen Worten über einzelne Teile zu referieren. Seine der Kirchenlehre gerecht werdende Darstellung des Glaubens, Gewissens, Schöpfungsbegriffes, Erlösung, Reiches Gottes u. s. w. wird voraussichtlich eingehendere öffentliche Erörterungen veranlassen und noch öfter Gelegenheit geben, auf das Buch zurückzukommen, das als eine bedeutsame Erscheinung des deutschen Büchermarkts und eine dankenswerte Gabe christlicher Philosophie begrüßt wird. Dr. J. R.

5. Geschichte.

— Exner, Der Anteil der Königlich Sächsischen Armee am Feldzuge gegen Rußland 1812. Nach amtlichen Unterlagen bearbeitet. Mit 2 Schlachtenbildern im Lichtdrucke und 9 Skizzen und Plänen. (Leipzig, Duncker und Humblot.) 1896. Pr. Mk. 4,—.

Es ist ein tief tragisches Blatt der Geschichte deutscher Truppen, welches der durch seine fleißigen Arbeiten bekannte Kgl. Sächsische Oberstlieutenant Exner hier vor uns entrollt. — Die tapferen sächsischen Regimenter haben aber dennoch allen Anlaß, stolz auch auf ihre Thaten unter den Fahnen des fremden Eroberers zu sein, das Gedächtnis der vielen braven Offiziere und Soldaten, welche dies Geschick der großen Armee teilend, auf den Eisfeldern Rußlands — verschwanden, ohne daß den trauernden Angehörigen daheim eine Nachricht gegeben werden konnte, wo und wann sie dem grausamen Untergange zum Opfer fielen, verdient mit Recht der Vergessenheit entrissen zu werden. — In seiner Eigenschaft als Vorstand des Kgl. Sächs. Kriegsarchivs hat Verfasser in eingehender Weise nicht allein die Feld-Akten desselben, sondern auch das Material des Kgl. Sächs. Hauptstaats-Archivs, des K. K. Öster. Kriegs-Archivs in Wien und eine Reihe von handschriftlichen Aufzeichnungen von Teilnehmern am Feldzuge 1812 benutzen können. —

Er giebt in einer einleitenden Betrachtung einen Überblick über die damalige Organisation der Kgl. Sächs. Armee, eine Schilderung der maßgebenden Führer derselben und des Kriegsschauplatzes der Operationen des vom General Reynier kommandierten Korps. —

Neben der Darstellung der kriegerischen Ereignisse beim Korps Reynier enthält das Werk diejenige der Schicksale der im Verbande der großen Armee selbst fechtenden und ihre Auflösung teilenden sächsischen Truppenteile. Sehr anzuerkennen sind die zahlreichen, erläuternden Beilagen, unter denen besonders die namentlichen Verzeichnisse der gefallenen, verwundeten, beziehungsweise nicht aus Rußland zurückgekehrten, meist spurlos verschollenen Offiziere zu erwähnen sind. Die Nomenklatur der Karten enthält einige Unrichtigkeiten. So muß es z. B. Sochaczew, nicht Sachaczew, Blonie nicht Bonie heißen. v. Z.

— Schönhausen und die Familie von Bismarck. Bearbeitet im Auftrage der Familie von Dr. Georg Schmidt, P. (Berlin, E. S. Mittler.) 1897.

Die mit dem Motto: „Die Stätte, welche Deutschlands größter Sohn uns gab, bleibt für das ganze Volk ein Heiligtum für alle Zeiten" eingeleitete und dem Fürsten Bismarck gewidmete Schrift des Verfassers, welcher bereits durch seine orts- und familiengeschichtlichen Forschungen — namentlich durch die urkundliche Geschichte des alten thüringischen Königsschlosses Burgscheidungen rühmlichst bekannt ist, entstand unter thätiger Teilnahme des Alt-Reichskanzlers und seines Sohnes. — Namentlich ist in ihr die Zeit von 1562 ab berücksichtigt, zu welcher Zeit die Familie von Bismarck ihren alten Sitz Burgestall an den Kurprinzen Johann Georg zu Brandenburg abtreten und dafür die Güter Schönhausen und Fischbeck „permutieren" mußte. — Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß in adeligen wie bürgerlichen Familien unseres Volkes immer lebhafter das Bestreben sich regt, die Stätten, um welche sich die Traditionen des Geschlechts ranken, in ihrer Geschichte in der Erinnerung nachfolgender Generationen lebensvoll zu gestalten. —

Schönhausen, dies altmärkische, bis vor wenigen Jahrzehnten unbekannte Dorf verdiente allerdings in erster Linie eine solche Monographie. — Es freut uns, bezeugen zu können, daß sie so trefflich gelungen. v. Z.

— Beiträge zur Entstehungsgeschichte des 7 jährigen Krieges. Von A. Naudé. Zweiter Teil. (Leipzig, Duncker und Humblot.) 1896. Pr. Mk. 4,80.

Ähnlich wie der von uns im Maiheft 1896 angezeigte erste Teil ist auch die vorliegende Veröffentlichung des leider vor kurzem verstorbenen Verfassers eine Streitschrift gegen den Professor Max Lehmann, der in seinem Buche über den Ursprung des 7 jährigen Krieges Friedrich d. Großen als Urheber des, wie er meint, sorgfältig von ihm vorbereiteten Krieges im Jahre 1756 hinstellt. Herr Lehmann ist in seinem Unternehmen, Friedrich den Großen zu verkleinern, neuerdings wesentlich durch Professor Delbrück unterstützt, gegen den sich die Naudésche Polemik infolgedessen ebenfalls richtete. Eine zusammenhängende, jeden Zweifel beseitigende Äußerung des großen Königs über seine Politik Österreich gegenüber im Jahre 1756 giebt es nicht; sein politisches Testament von 1752 ist in der Hauptsache noch immer der Öffentlichkeit entzogen. Naudé läßt deshalb, um Lehmanns und Bleibtreus Anschuldigungen und Ansichten zu entkräften, die Thatsachen sprechen d. h. er beweist, daß der König im Juni 1756 keineswegs gegen Österreich gerüstet, sondern nur gegen einen von Rußland befürchteten Angriff gewisse militärische Anordnungen in Preußen, Pommern und Brandenburg getroffen hat; daß ferner vor dem Juni von eigentlichen Kriegsvorbereitungen überhaupt nicht gesprochen werden kann. Sogar in der ersten Hälfte des Juli schwankte der König noch, ob er sich gegen Österreich wenden müsse, erst die Gewißheit großer österreichischer Rüstungen veranlaßte ihn dann zu dem: „il ne me reste plus praevenire quam praeveniri." Die Naudésche Schrift ist reich an

Einzelheiten, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann; die scharfe Logik seiner Beweisführung wird von seinen Gegnern schwerlich mit Erfolg bekämpft werden können. Uns scheint, daß die von allen namhaften deutschen Historikern bisher vertretene Meinung: Friedrich der Große habe sich 1756 nur durch die Not gezwungen, zum Kriege entschlossen, durch die Naudéschen Forschungen eine wesentliche Stärkung erhalten hat. v. H.

— Gottes Walten im Kriege 1870/71, von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. Leipzig, Wallmann, 1895. Pr. Mk. 0,60. (Sammlung theologischer und sozialer Reden und Abhandlungen VI. Serie. 7./9. Lieferung S. 167—236.)

Lic. Weber giebt nach französischen, englischer und deutschen Quellen eine frische, anschauliche Übersicht über den Verlauf des großen Krieges unter theokratischem Gesichtspunkt. Besonders verweilt er bei den von der sozialdemokratischen Presse am meisten in Anspruch genommenen und zur Verkleinerung und Verdächtigung benutzten Punkten z. B. der Entstehung des Krieges, indem er einen Einblick in die Sybel-Delbrücksche Debatte gewährt. Die Schrift ist zur Anschaffung für Volksbibliotheken besonders geeignet. Wi.

6. Litteraturwissenschaft.

— Alles ist euer, ihr aber seid Christi. Vorträge und Abhandlungen über das Verhältnis der Kunst, besonders der Poesie, zur Offenbarung. Von D. Julius Disselhoff. (Kaiserswerth a. Rh., Verlag der Diakonissenanstalt.) 1897. 355 S. Pr. Mk. 4,50.

Der im vorigen Jahre heimgegangene D. Jul. Disselhoff war nicht nur ein reich gesegneter Arbeiter auf dem Gebiete der Diakonie und der christlichen Liebesthätigkeit, sondern hatte zugleich einen offenen Blick für die Herrlichkeit der Kunst, insbesondere der Poesie und bethätigte, durch hervorragende Gaben und eingehende Studien dazu gerüstet, einen regen Eifer, auch anderen die Augen für die Größe der dichterischen Meisterwerke zu öffnen. Sein Sohn hat nun eine Reihe von Vorträgen, die der Vater in dieser Absicht gehalten und auch schon einzeln veröffentlicht hatte, gesammelt und einige Abhandlungen ähnlichen Inhalts hinzugefügt. Den Anfang bildet ein Vortrag über Christentum und Kultur. Hier wird geschichtlich nachgewiesen, wie das Christentum auf allen Lebensgebieten seine kulturfindende Kraft gezeigt hat, wie ohne dasselbe die auf heidnischem Boden gewachsene Kultur rettungslos dem Untergange anheimfiel. Damit ist die Einleitung zu den folgenden, speziell die Dichtkunst behandelnden Vorträgen gegeben. „Die klassischen Dichtwerke des Altertums und des Mittelalters in ihrer religiös-sittlichen Bedeutung.“ Übersichtlich wird der Einfluß des Christentums in den größten Dichtungen aufgezeigt, während die folgenden Abschnitte einzelnen Dichtergrößen gewidmet sind. „Die Lieder Herrn Walthers von der Vogelweide — ein Spiegel deutscher Art.“ „Shakespeares historische Dramen — ein Spiegel für Fürst und Volk.“ „Shakespeares Trauerspiele — Wegweiser zum Glauben.“ „Goethes Faust und Iphigenie — Zeugnisse für den Glauben.“ Dazwischen zwei Abhandlungen, eine längere über Dantes göttliche Komödie und eine kürzere: „die christliche Auffassung der Weltgeschichte, poetisch dargestellt in Miltons Verlorenem Paradiese.“ Den Schluß bildet ein Vortrag: „Glaubenslose Lyrik neuerer Zeit vor ihrem eigenen Richterstuhle.“

Schon die Überschriften der einzelnen Abschnitte, wie auch der gut gewählte Titel des Ganzen lassen deutlich erkennen, von welcher Absicht das Buch getragen ist: diejenigen Christen, denen die großen Dichterwerke ein fernliegendes, ja fremdes Gebiet sind, die wohl meinen in den Dichtern Feinde Christi erkennen zu müssen, hinzuzuführen, damit sie von den ihnen von Gott gegebenen Dichtern den rechten Gebrauch machen. „Alle Zungen müssen bekennen, daß Christus der Herr sei,“ dies Wort wandte Disselhoff gern auf die Dichter an, und daß auch andere solche Stimmen vernehmen, dazu will er helfen. Es ist nur zu wünschen, daß viele diesen treuen Führerdienst annehmen. Wenn im Buche einige Wiederholungen von Gedanken und Citaten (z. B. der Schluß aus Milton) vorkommen, so wird das wenig stören. Wer Disselhoffs Schreibweise aus seinen Volksschriften kennt, die in ihrer Art kleine Meisterwerke sind, wird hier nicht enttäuscht werden, die Darstellung ist gewandt, lebhaft, ja begeisternd. Erwähnt sei noch, daß der Ertrag des Buches einer Disselhoff-Stiftung für die Kaiserswerther Mädchen-Waisenhäuser im Orient zu gute kommen soll. Das mag vielleicht bewirken, daß mancher, der sonst gerne leiht, diesmal vor dem auch nicht zu hohen Preise nicht zurückschreckt und gleich kauft. Er wird es nicht bereuen. Wt.

— Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie. Von Dr. Adolf Thimme. Verlag von Bertelsmann, Gütersloh. Pr. Mk. 2,—, geb. Mk. 2,80.

Der Verfasser giebt auf 156 Seiten Beiträge zur Geschichte der Volkspoesie, eine Charakteristik des Volksliedes, plaudert über Blumen und Bäume im Volksliede, charakterisiert Land und Leute im Märchen, schildert die Behandlung der Geburt, der Hochzeit, des Todes und der Ewigkeit in demselben, giebt einen Abriß des Fabel- und Wunderwesens, des Volksglaubens und im letzten Kapitel eine kurze Darstellung der antiken Märchen im deutschen Gewande. Da er seinen Stoff gründlich beherrscht, ist es ihm gelungen, das Wesentliche in abgerundeter Form zu geben, sodaß der Laie durch die Lektüre einen Überblick über das gesamte behandelte Gebiet erhält. Besonders interessant ist das Kapitel über Land und Leute im Märchen. Aus dem umfangreichen Material ist hier das Charakteristische zusammengetragen, die gleichartigen Züge in den verschiedenen Märchen sind besonders betont, auch wird der Ursprung derselben gestreift, soweit die Forschungen darüber Resultate aufweisen. Daß die deutschen Märchen einen stark antisemitischen Zug tragen, könnte unseren Philosemiten zur Lehre dienen. Der Jude des Märchens gehört immer zu den verworfenen Elementen der Bevölkerung. Der Bauer sagt von ihm mit Berufung auf die allgemeine Meinung, daß ihm kein wahres Wort aus dem Munde gehe. Feigheit und Hinterlist sind ihm angeboren, und der Richter will nicht glauben, daß der Jude dem lustigen Knecht den Beutel mit Geld freiwillig angeboten hat. Schä-

biger Rock und langer Ziegenbart sind des Juden Kennzeichen im Märchen. Eingehend bespricht der Verfasser die einzelnen Berufsstände, wie sie im Märchen vorkommen und wie ihr Thun und Treiben dargestellt wird. Auch das Kapitel über die antiken Märchen im deutschen Gewande ist sehr instruktiv. Für gebildete Laien ist das Buch eine ungemein anregende Lektüre. —r.

7. Biographie.

— Andreas Hyperius. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik von K. F. Müller. (Kiel, Eckardt.) 140 S.

Man darf in dieser Schrift nicht mehr suchen als was der Titel verspricht, nämlich eine sehr eingehende, sowohl auf das Zeugnis seiner Zeitgenossen wie auch auf das Zeugnis seiner eigenen Schriften begründete Charakterschilderung des hervorragenden und in unverdiente Vergessenheit geratenen Marburger Theologen Hyperius, der am 16. Mai 1511 zu Ypern in Flandern geboren war (daher Hyperius) und am 30. Januar 1564 zu Marburg gestorben ist. Aber grade daß der Verfasser eben nur eine Charakteristik des Mannes giebt, ist doch ein Mangel des Buches, man sucht mehr, nämlich eine Untersuchung über die Stellung des Hyperius zu den seine Zeit bewegenden Fragen, man möchte eine kirchengeschichtliche Monographie haben und man findet sich doch enttäuscht, wenn man im ersten Abschnitt nur von den etwas wortreichen Gedächtnisgedichten und von der akademischen Gedächtnisrede auf Hyperius sehr umfängliche Auszüge erhält, wogegen allerdings die eingehenden Auszüge aus des Hyperius etwas in Vergessenheit geratenen Schriften im zweiten Abschnitte recht dankenswert sind. Aber immerhin geht man mit einer ganzen Reihe unbeantworteter Fragen von dem Buche weg. Man hat den Hyperius oft, vielleicht mit Unrecht, des Kalvinismus bezichtigt, eine erneuerte Untersuchung dieser Frage wäre am Orte gewesen. Vor allem gehörte er der von Bucer geleiteten, mehr vermittelnden Richtung an, die damals in Marburg eine Heimstätte gefunden hatte und der hessischen Kirche ihr Gepräge gab. Nun war allerdings Hyperius seiner ganzen Gemütsanlage nach kein Parteimann, ihm lag das Bauen näher als das Kämpfen, aber doch versteht man einen Mann erst, wenn er sich abhebt vom Hintergrunde seiner Zeit, sein Bild wird uns so erst ein konkretes, während bei der von dem Verfasser gewählten Methode das Bild ein recht allgemeines und verschwommenes bleibt, denn was will das eigentlich bedeuten, wenn uns nur „die Züge des frommen Gelehrten" und „der Ausdruck eines friedfertigen Gemütes" geschildert wird. Doch trotz dieser Ausstellungen wollen wir gerne anerkennen, daß sich der Verfasser mit Liebe in die Schriften des Hyperius versenkt hat, und daß er manches unverdient Vergessene hervorgezogen hat. Besonders interessant ist uns gewesen, was aus der Schrift über „die öffentliche Armenpflege" (de publica in pauperes beneficentia) mitgeteilt wird, denn selbst Uhlhorn in der Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit scheint diese Schrift nicht gekannt zu haben. Am bekanntesten sind immer die Schriften des Hyperius zur Homiletik geblieben, namentlich de formandis concionibus sacris. Alle neueren Homiletiker haben die geradezu bahnbrechende Bedeutung des Hyperius freudig anerkannt. J. P.

— Pauline Craven, La Ferronnayss (Verfasserin von „Récit d'une Soeur"). Ein Lebensbild von Teresa Herzogin Fieschi Ravaschieri. Alleinige, von der Verfasserin genehmigte deutsche Übertragung von Marie von Kraut. Mit einem Geleitwort von Dr. Robert König und zwei Bildnissen von Pauline Craven im Lichtdruck. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) 1896.

Wer sich erinnert, welche Begeisterung das in den sechziger Jahren in Frankreich erschienene oben erwähnte Buch von Pauline Craven La Ferronnays hervorrief, wird sich freuen, aus der Feder einer vertrauten Freundin eine Schilderung ihres Lebensganges, ihrer Seelenkämpfe und ihres Überwindens durch des Heilands nie versagende Gnadenhülfe zu erhalten. — Wir finden in Pauline Craven L. F. eine Vertreterin des christlichen Romans in Frankreich, welche mutig der ihr Volk bis dahin beherrschenden geistesarmen Halbwelt- und Ehebruch-Litteratur eines Zola und Genossen entgegenzutreten wagte. Wunderbar mochte es diese „Geisteskämpfer" (?) anmuten, als auf dem Pariser Büchermarkt unter dem Titel: „Récit d'une soeur" eine aus „Familienerinnerungen" entstandene „christliche Liebesgeschichte" erschien, deren Einleitung das folgende Gebet war:

„Mein Gott! Dein Name ist der erste, den ich zum Beginn dieser Blätter niederschreiben will. O, daß sie lehren möchten, Dich zu lieben, mehr als alle, deren Andenken sie geweiht sind!"

Und dies Buch hat bereits 1892 die 43. Auflage erlebt, also eine Verbreitung erlangt, welche sich wohl nur wenige Erzeugnisse der Romanlitteratur erfreuen dürften.

Die Stellung der Verfasserin zum Christentum wird bezeichnet durch ihre Freundschaft mit den Vertretern der neukatholischen Richtung, dem Grafen Montalembert und dem Pater Lacordaire, ihre Stellung in der französischen Litteratur durch die Preiskrönung ihrer Werke seitens der französischen Akademie. — Vom Standpunkte des überzeugten evangelischen Christen müssen wir uns freuen über die Macht des Christentums und die Werke der Verfasserin unseren Schriftstellern zur Kenntnisnahme empfehlen. Wir wollen dabei vergessen, daß Pauline Craven nicht allein dem Protestantismus fremd gegenüberstand, sondern es auch als ihre Lebensaufgabe ansah, die ihr Nahestehenden in den Schoß der katholischen Kirche hinüberzuziehen.

Ihr Leben aber, auf den Höhen der Gesellschaft, deren Glanz und Luxus für so manches Frauenherz verführerisch ist und oft so viel des von der inneren Sammlung Abwendenden bietet, war nur dem Herrn geweiht. — Ein solches Lebensbild unseren deutschen Frauen übermittelt zu haben, gereicht der Übersetzerin und der Verlagshandlung zum Verdienst. v. Z.

— Dr. A. Nebe, Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. (Bielefeld, A. Helmich.) 39 S. Pr. Mk. 0,75.

Das vorliegende 7. Heft des IX. Bandes der „Sammlung pädagogischer Vorträge" liefert einen Beitrag zur Melanchthonjubelfeier, die am 16.

Februar 1897 wohl in sämtlichen evangelischen Kirchen und Schulen des deutschen Vaterlandes festlich begangen werden wird. Der Verfasser, welcher selbst dem Lehrerstande angehört, schildert mit Geschick und Verständnis den wissenschaftlichen Entwickelungsgang Melanchthons, seine pädagogischen Grundanschauungen, sein Wirken als Lehrer wie auch als Kirchen- und Schul-Visitator und seine Bedeutung für das höhere und niedere Schulwesen Deutschlands. Zum Schluß giebt der Verfasser einen Überblick über die akademische Wirksamkeit des praeceptor Germaniae in Wittenberg. Selbständigkeit des Urteils und Klarheit zeichnen diese Melanchthon-Schrift aus und verleihen ihr dauernden Wert. v. H.

— Melanchthon-Büchlein. Zur 400jährigen Gedächtnisfeier des Geburtstages Philipp Melanchthons am 16. Februar. Von D. B. Rogge. Mit Abbildungen. (Hannover, C. Meyer.) 1897. Pr. Mk. 0,25. In Partien billiger.

Wie die anderen zahlreichen Arbeiten des Verfassers ist auch diese Melanchthon-Gedächtnisschrift klar und übersichtlich zusammengestellt; irgend welche neue Gedanken sind nicht darin zu finden, aber sie entspricht durchaus dem Zweck, die Jugend und weite Kreise des Volkes mit dem Leben und Wirken des Reformators bekannt zu machen. Die beigegebenen Bilder sind im ganzen wohl gelungen, nur Melanchthons Konterfei selbst scheint uns nicht glücklich gewählt zu sein. v. H.

— Ein Lebensbild. Erinnerungen aus dem Leben eines Zweiundachtzigjährigen in der alten und neuen Welt. Von Heinrich von Struve. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. (Leipzig. E. Ungleich.) 1896.

Die „Erinnerungen" sind zuerst in der Monatsschrift veröffentlicht und deshalb unseren Lesern wohlbekannt. Sie schildern das Leben des in der Welt weit herumgekommenen Mannes in herzerquickender, echt deutscher Einfachheit, Frische und Treue, ohne viele Kunst, aber doch wirksamer, als manche fein zusammengedrechselte Biographie. Wer 83 Jahre alt ist und noch so zu schreiben versteht, so seine reichen Lebenserfahrungen anderen mitteilen kann, verdient unsere Bewunderung. Möge das Buch recht verbreitet und viel gelesen werden und der Verfasser noch recht viele neue Auflagen in die Welt hinaussenden können — trotz seiner 83 Jahre! v. H.

— Melanchthon-Büchlein v. H. Petrich mit Vorwort von D. E. Frommel. (Anklam, A. Schmidt.) 1896. 16 S. Pr. Mk. 0,8; 100 Stück 5 Mk. für Schulen.

Frommel sagt in seinem vom Oktober 1896 datierten Vorwort: „So gehe dies Büchlein hinaus, das schlicht und treuherzig und jedem Christenmenschen verständlich den „Lehrer Deutschlands" und Genossen Luthers schildert." Als Illustrationen sind Bilder des Geburtshauses Melanchthons in Bretten, des Reichstages zu Augsburg und seines Denkmals in Wittenberg beigegeben. Das kleine Büchlein eignet sich zur Massenverbreitung.

8. Reisebeschreibungen.

— In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Von Fridtjof Nansen. Mit einem Beitrag von Kapitän Otto Sverdrup. Deutsche Originalausgabe. Zwei Bände. Reich illustriert mit Abbildungen und Karten. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Pr. Mk. 18,—. Eleg. geb. Mk. 20,—. Auch in 36 Lieferungen zu je 0,50 Mk.

Von dem Werke Nansens liegen uns die drei ersten Lieferungen vor, die ein Bild geben, in welcher Weise der erfolgreiche und kühne norwegische Polarforscher seine Reise beschreiben will. Zuerst entwickelt er den Plan, den er seinem Unternehmen zu Grunde legte, indem er die Hauptsätze eines Vortrages wiederholt, welchen er im Februar 1890 in Christiania gehalten hat. In ihm setzte er auseinander, daß irgendwo zwischen dem Pol und Franz-Joseph-Land ein Strom vom Sibirischen Eismeer nach der grönländischen Ostküste geht und daß er ihn von den Neusibirischen Inseln ab benutzen wolle, um die Polargegenden zu erforschen. Für diese, vielleicht mehrere Jahre dauernde Reise brauche er ein besonders stark gebautes Schiff, gute Kleider und viele Nahrung. Sein Plan erregte viel Widerspruch, aber auch große Begeisterung und Zustimmung, namentlich in Norwegen, und es gelang, die erforderlichen Geldsummen in seiner Heimat aufzubringen, um ein Schiff, die Fram (Vorwärts) nach seinen Angaben bauen und die übrigen Ausgaben der Expedition, namentlich die Löhnung der 12 Köpfe starken Mannschaft des Schiffes, die Anschaffung der wissenschaftlichen Instrumente, des Proviants und der sonstigen Ausrüstung mit im ganzen 444339 Kronen (500000 Mark) decken zu können. Besonders ausführlich beschreibt Nansen das von dem norwegischen Schiffsbauer Colin Archer in Laurvik erbaute Schiff Fram, mit dem er am 24. Juni 1893 die Ausreise, zunächst längs der norwegischen und russisch-sibirischen Küste nach dem Eismeer antrat. Sehr frisch, ohne jede Überhebung und mit allerliebstem Humor beginnt der berühmte Reisende in der dritten Lieferung die Erzählung der gefahrvollen und interessanten Reise, macht uns mit seinen Begleitern, an deren Spitze der mutige Kapitän Sverdrup erscheint, bekannt und führt uns schnell in das eigenartige Leben an Bord der „Fram" ein. Den ersten Lieferungen sind mehrere gute Bilder beigegeben, die auf photographischen, während der Expedition gemachten Aufnahmen beruhen. Da ist die „Fram" im Mondschein nach der großen Eispressung im Januar 1895 auf dem Eise liegend dargestellt, ein zweites Bild zeigt Sverdrup, Blessing und Scott-Hansen im Salon des Schiffes beim Whist, auf einem dritten sind sämtliche Mitglieder der Expedition zu sehen, andere wieder stellen die verschiedensten Momente aus dem Leben der Nordpolfahrer dar; zahlreiche kleinere Abbildungen sind in den Text eingeschoben. Der Fortsetzung des Werkes sehen wir mit Spannung entgegen; kann man von den ersten Lieferungen auf das Ganze schließen, so dürfte es zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der geographischen Litteratur zu zählen sein. Daß der Druck und die Ausstattung des Buches vortrefflich sind, versteht sich bei dem Weltruf der Firma Brockhaus von selbst. v. H.

— Aus China. Reiseerlebnisse, Natur- und Völkerbilder. Von W. Obrutschew. (D. D.) Verfasser der Sibirischen Briefe. 2 Bände. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1896. Pr. Mk. 8,—.

Wer die von uns in der Monatsschrift s. Zt. angezeigten „Sibirischen Briefe" gelesen hat und in der Erinnerung an jenes interessante Buch dieses Werk über China in die Hand nimmt, wird nicht enttäuscht werden. Dieselbe Kunst zu sehen und zu schildern, der gleiche Humor, dasselbe Verständnis für Sitten, Denken und Thun anderer Völker finden sich hier; auch stilistisch formvollendet ist das Buch geschrieben, und es ist, falls es überhaupt übersetzt ist, jedenfalls ausgezeichnet in unser geliebtes Deutsch übertragen. Der Verfasser ist Geologe und verweilte als solcher im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg vom September 1892 ab zwei Jahre im Reich der Mitte. Was er aber in diesem Buche bringt, sind durchaus keine gelehrten Abhandlungen über Gneis, Granit, Schiefer und Kohlen, sondern überaus interessante Beobachtungen über Land und Leute im ungeheuren chinesischen Reich; nur hier und da finden sich Bemerkungen geologischer Art eingestreut, so z. B. über die Lößformationen in der Provinz Schensi, die man aber gern liest, weil sie verständlich geschrieben sind und zum ganzen passen. Der Verf. reiste von Irkutsk über Kiachta und Urga durch die Steppe Gobi im mongolischen Reisewagen, einem wahren Marterkasten, nach Peking, hielt sich hier einige Zeit auf und wendete sich dann nach Westen, um das Nanschan- und Kuenlun-Gebirge, sowie die Central-Mongolei in verschiedenen Kreuz- und Quergängen zu durchforschen; von den Nordabhängen des Nanschan gelangte er schließlich über Chami und durch die Dsungarei nach Kuldscha auf russischem Gebiet. Fast immer ohne europäische Begleitung, abgesehen von einem Kosaken, dem aber mitten in China der Laufpaß gegeben werden mußte, hat er die Reise ohne nennenswerte Gefahren vollendet, ein Erfolg, dem er einem Passe des Tsungli-Yamen in Peking und seinem Berdan-Gewehr verdankte, vor dem die Landeseinwohner einen gründlichen Respekt hatten. Welche Schwierigkeiten, Hindernisse und Unannehmlichkeiten aber sonst die Fahrten des kühnen Geologen mit sich brachten, muß man im Buche selbst lesen — oft klingen die Erzählungen wie ein Märchen, und doch ist alles so ursprünglich, einfach und frei von jeder Überhebung erzählt, daß man dem Verf. gern vollen Glauben schenkt, mag er von Peking, der Hauptstadt des Reiches der Mitte, von den entsetzlichen Untersuchungsgefängnissen, den „Höllen", in Sütschou, von Li-Hung-Tschang, von dem „Grillen-Sport" oder „dem Fingerspiel", von den Höhlenbewohnern Chinas u. s. w. erzählen. Und immer ist sein Buch interessant und lehrreich zugleich. Das Urteil über China und die Chinesen ist allerdings nichts weniger wie günstig; nicht einen Stillstand sieht er dort, sondern einen schon lange Zeit dauernden Rückschritt in der Kultur. Kein neues frisches Leben, sondern überall Verfall; auf Schritt und Tritt begegnen ihm die großartigen Bauten, Straßen und Kanäle, die einer früheren Zeit ihre Entstehung verdanken, aber so gut wie nichts geschieht, um ihren Zerfall und ihre Vernichtung aufzuhalten. „Staub, Gestank und Geschrei gehören in eine chinesische Stadt, und da Peking die Hauptstadt ist, so thut sie es darin den anderen Städten zuvor, leistet das Unglaubliche." Also die Unordnung findet gerade im Mittelpunkt des Reiches ihren Ausgangspunkt, und man kann schon von Peking auf das andere Land schließen. Einen Hauptgrund der Degenerierung des Volkes findet der Verf. in der, wie er sagt, blödsinnigen Sitte der Verstümmelung der Füße der Chinesinnen, die diese unfähig zu jeder schnellen energischen Bewegung, zur Kontrolle des Haushalts, mit einem Worte zur ersprießlichen Thätigkeit macht; auch den von Mädchen begangenen Kindermord schiebt er zum Teil dieser scheußlichen Sitte zu. Er meint auch, daß der von den Missionaren „ausgestreute Same nur Frucht bringen kann, wenn er in ein gesundes und starkes Menschenherz fällt", und daß die Mehrzahl der Chinesinnen infolge der Verkrüppelung der Füße innerlich und äußerlich nicht gesund ist. „So lange die einzige Stärke der chinesischen Frau ihre maßlose Eitelkeit ist und nicht ein starkes Herz in einem kräftigen, gesunden Körper, so lange wird es dort keine Mütter geben, welche sich arbeitsfreudig und leidesmutig der schwersten aller Pflichten, der Kindespflege unterziehen; so lange werden Tausende und Hunderttausende der armen kleinen Wesen wie überflüssige Katzenjungen ertränkt; so lange wird China trotz der Bemühungen sämtlicher Missionare kein Kulturstaat werden." Im ganzen ist es ein sehr trübes Bild, was der Verf. von dem Reich der Mitte entwirft, aber ein Bild, das meisterhaft gezeichnet und hochinteressant ist. Der Druck des Buches ist vortrefflich. Die Karte würde dem Leser noch bessere Dienste leisten, wenn sie mehr Ortsnamen enthielte; man sucht oft vergebens nach Flüssen und Städten u. s. w., die im Text erwähnt sind.

v. H.

9. Poesie.

— Johannes Rudolf, Gedichte. Stuttgart, 1896, Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer. 115 S. Pr. eleg. geb. Mk. 2,50.

Den Inhalt dieses Bändchens bilden geistliche und weltliche Dichtungen. Sie atmen durchweg einen tiefen sittlichen Ernst, aus manchen tönt der Ausdruck inniger Frömmigkeit uns entgegen. Das einzige, das uns mißfällt und aus der Sammlung besser fortgeblieben wäre, ist die Vision Seite 58—60. Joh. Rudolf ist auch den Lesern der Monatsschrift als Dichter bekannt und sein Buch bedarf deshalb keiner besonderen Empfehlung.

Johs.

— Auf deutschen Pfaden. Dichtung von Anna Hinckelbeyn. (Dresden und Leipzig, Pierson.) 46 S.

Vor vielen Jahren brachten die Münchener Fliegenden Blätter einmal ein höchst witziges Gedicht: „Die Weltgeschichte im einfach-großen Aperçue". An dies Gedicht wurden wir immer wieder erinnert, als wir vorliegende Dichtung lasen, eine deutsche Geschichte „im einfach-großen Aperçue". „Im Urwalde" beginnt es und dann bekommt jedes Jahrhundert sein ein bis zwei Seiten langes Lied, und unser Jahrhundert bekommt davon zwei. Ob damit wohl etwas geleistet werden kann? ob sich jedes Jahrhundert so in einem kurzen Liede charakterisieren läßt? Ich

will mit der Verfasserin nicht im einzelnen um ihre Geschichtsauffassung rechten, denn verständigen würden wir uns darüber doch wohl schwerlich, ich will nur betonen, daß die Verfasserin sich eine völlig unlösbare Aufgabe gestellt hat. Wer 19 Jahrhunderte in je einem Liede charakterisieren will, verfällt unrettbar der Phrase, und wenn sie auch in noch so tönenden Versen gegeben wird, so bleibt Phrase doch eben Phrase. Wie kann man z. B. die sämtlichen Hohenstaufen in 12 kurzen Strophen abhandeln, von denen noch zwei auf Einleitung und Schluß abgehen? Wir wollen nur zwei Strophen anführen, sie werden genügen:

Kaiser Konrad kommt gezogen:
„Niemand beuge Königswort" —
Weinsberg, deiner Weiber Treue
Lebt von Zeit zu Zeiten fort.

Barbarossa, — hoch auf rauschte
Salephs Flut, ein Schrei erklang,
Wie ihn nie die Welt vernommen,
Markerschütternd, todesbang.

In den Fliegenden Blättern läßt man sich die Weltgeschichte im einfach-großen Aperçue gefallen. aber im Ernste sollte sich kein Dichter an so unmögliche Dinge machen, denn du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!

— Passifloren von Gertrud Pfander. Herausgegeben von Karl Henckell. (Zürich und Leipzig, Henckell u. Co.) 76 S.

Diese Lieder einer Berner Dichterin zeugen von entschiedener Begabung, nur hätten wir gewünscht, daß die Dichterin manchmal noch die Feile mehr benutzt hätte. Dichter noch größerer Begabung haben die Formvollendung ihrer Verse auch nicht bloß dieser ihrer Begabung, sondern vor allem auch dem angewandten Fleiße zu verdanken gehabt. Gar manche harte Elision, manches Flickwort, mancher gesuchte Reim, manches unschöne Fremdwort, das alles hätte von einer so begabten Dichterin vermieden werden müssen. „Passifloren" hat sie ihre Lieder genannt, und in der That sie tragen einen Leidenszug, einen Zug krankhafter, nervöser Überreiztheit, man ahnt, was der Herausgeber meint, wenn er sagt: „ach, welch seltsame, feindselige Rosen blühten auf den Wangen unserer armen Freundin." Sie selbst erzählt von sich, sie habe schon mit zwölf Jahren als „träumerisch und überreiztes Kind" sich an Heines Liedern berauscht und hab' ein feines Gift sich eingeimpft. Dann kam eine schnelle Blüte und wie es scheint, eine unglückliche Liebe, „so eine recht verfluchte Künstlerliebe ohn' Witz und Salz, mitsamt dem Hungertuch." Nun beherrscht sie eine Weile der Pessimismus, und sie wird von allerlei Gedanken von ererbtem Weh und Wahnsinn angefochten: „Und Wahnsinn hieß mein greiser Ahn und Siechtum meine Ahne, sie haben beid' ihr Best' gethan zu meinem Lebensplane." Ein ganzes Lied schließt immer wieder mit dem Refrain: „ich bin nervös" und ein anderes ist „Brustkrank" überschrieben. Schon fürchtet man, unsre Dichterin sei an der Seele noch kränker als am Leibe, da ringen sich am Ende des Büchleins andere, versöhnendere Töne durch, und man freut sich der Gewißheit, daß Gertrud Pfander auch den Trost selbst bei einem äußerlich verfehlten Leben kennt. Sie ruft: „— dort am Portal steht mit Sonnenaugen Einer! Oder wie? So ruf' einmal: Gottes Sohn, erbarm dich meiner! Oder wie? So sprich es aus, was ich lang verbot zu sprechen, hört vielleicht Er's durchs Gebraus: Christe, meine Kräfte brechen! HErr, mein Gott, mein Himmelreich, mächtig kannst du mich gewinnen! alles andre gilt mir gleich, nur nach dir steht all mein Sinnen. Ob mich rasend treibt der Strom, hemm' mich keines, halt' mich keiner! Laßt mich gehen! dort am Dom steht mein Herr — und — wartet meiner!"

— Pilgerpfade von Paul Walter. (Norden, christliche Buchhandlung.) 160 S. Pr. geb. Mk. 3,—.

Ist in Gertrud Pfanders Liedern ein Ringen aus der Zerfahrenheit des modernen Lebens, aus nervöser Überreiztheit zu Stille und Klarheit, so braucht Paul Walter nicht mehr zu ringen, weil er gefunden hat. Die „Pilgerpfade" bringen Lieder eines im Glauben zum Frieden gekommenen Dichters, an denen man sich auch dann noch gern erquickt, wenn manches Mittelgut mit untergelaufen ist. Zu den großen Dichtern gehört Walter nicht, aber er ist ein liebenswürdiger Dichter und manch gutes Wort redet er zu uns. Gereimte Prosa kommt wohl einmal vor (z. B. „Christenpflicht" S. 4), gesuchte Reime finden sich („Du giebst mir Kraft und Leben und Saft in Hüll und Füll, wie Gottes liebe Sonn dem Blatt das Chlorophyll"). Ist z. B. „Leuchtturmfeuer" ein völlig mißlungenes politisches Lied, so sind die Lieder auf Adolf Stöcker, „dem Mann mit dem goldenen Herzen", um so viel trefflicher. Im ganzen und großen kann man die Lieder schlichten Seelen empfehlen, sie werden Freude daran haben.

J. P.

Çunita. Ein Gedicht aus Indien von Leopold Jacoby. (Zürich und Leipzig, Henckell u. Co.) 120 S. Pr. Mk. 1,50.

Mit einem gewissen Vorurteil bin ich an die Lektüre dieses Gedichtes gegangen. Leopold Jacoby war Jude, jüdischer Sozialdemokrat, er lebte als Naturforscher und Sprachlehrer, durch das Sozialistengesetz aus Deutschland vertrieben, bald in Amerika, bald in Italien und er starb am 20. Dezember 1895 in der Nähe von Zürich. In den Personalien des Dichters lag also genug Grund, mit einigem Vorurteil an sein Gedicht zu gehen. Aber das Vorurteil hat sich gelegt, als ich das Gedicht gelesen hatte und ich möchte mir nun das Urteil von Max Müller in Oxford aneignen, welcher über Çunita schreibt: „Ich bin nun zwar kein Dichter, weiß aber doch, was ein Gedicht ist; ich habe, als ich das Buch gelesen, es hingelegt und sagte; „das ist schön"!" Schön ist besonders die Form, die an Rückerts Makamen erinnert. Die Verse gleiten, wenn auch ohne bestimmte Versfüße, doch wohllautend dahin, die Reime sind mit Rückertscher Kunst behandelt. Stimmungsvoll ist die Naturbeschreibung, ob uns das Rauschen des Ganges, ob die Pracht des Himalaya vorgeführt wird. Die Geschichte entfaltet sich einfach und die Idee des Ganzen, der Sieg der Menschenliebe über die Selbstsucht tritt klar hervor. Christlich gedacht ist das Epos ja nicht, aber auch nicht bestimmt widerchristlich, ja das Beste des Gedichtes wird

doch wohl weder von Brahma noch von Buddha, sondern aus der Bibel stammen. Dem Dichter selbst hätten wir gegönnt, daß er bei seinem Suchen nach dem Idealen Besseres gefunden hätte, als er gefunden hat, und daß über sein Leben ein besserer „Epilog" hätte geschrieben werden können, als er ihn selbst geschrieben hat:

„Dem Dichter hat Brahma für sein Leben
Das bittere Geschick gegeben,
Daß ihn, der alle Welt entzücke,
Kein Schmuck, kein Reichtum selber schmücke
Und Lebensfreude nicht beglücke,
So wie das Zuckerrohr ist der Früchte bloß,
Wie der Sandelbaum ist blütenlos."

Ich habe mich an dem Gedichte erfreut, wenn ich aber an den Dichter dachte, tönte mir Rückerts Vers durch die Seele:

Gott geleite die armen, traurigen Kranken heim,
Gott geleite die müden, irren Gedanken heim!

J. P.

10. Unterhaltungslitteratur.

— Aus dem Verlage von Jaeger und Kober in Basel liegen vor:

1. Glückliche Heimkehr aus langer Irre. Lebensgeschichte des Rudolf Bürgi aus Neftenbach von W. F. Thumm. 215 S.

Das Buch ist nach zweifacher Seite interessant. Es ist die Bearbeitung der Selbstbiographie eines armen Häuslers aus der Gegend von Winterthur und so zunächst interessant wegen seines Inhaltes. Der 1795 geborene Bürgi hatte eine sehr harte Jugend, der Vater verarmte unter den schweizer Parteikämpfen während der Napoleonischen Zeit und ist schließlich verschollen. Mit dem Sohne wurde herumgestoßen, bis er endlich 1814 holländischen Werbern in die Hände fiel und nach Holland geschafft wurde. Hier that er Kriegsdienste, desertierte aber 1817 nach Frankreich, wo er in ein Schweizerregiment eintrat und meist im Süden des Landes Verwendung fand. 1824 ging er mit nach Spanien und 1825 war seine Dienstzeit abgelaufen. Mühselig wandert er von Spanien durch Frankreich in die Heimat und hat hier ein kümmerliches Tagelöhnerleben geführt, bis er 1865 in hohem Alter gestorben ist. Doch so farbenreich, interessant und lehrreich auch die äußeren Lebensschicksale dieses Mannes sind, namentlich seine Erfahrungen als geworbener Soldat in Holland, Frankreich und Spanien, so liegt doch die eigentliche Bedeutung des Buches erst in dem geschilderten inneren Entwicklungsgange Bürgis. Religiöse Anregungen hatte er oft gehabt, ohne ihnen indessen zu folgen, Gottes vorlaufende Gnade hatte sich viel an ihm bewiesen. Aber erst auf der Rückkehr aus Spanien, als er in Lyon arbeitete, kam es zur religiösen Entscheidung mit ihm. Er wurde durch methodistische Sektenleute erweckt und von nun an bis zu seinem Tode, also 40 Jahre lang, hat er eigentlich keine anderen Interessen als religiöse gekannt, von dem Heiland zu zeugen und dem Heiland Seelen zu gewinnen, das ist der einzige Wunsch, der ihn noch erfüllt. Er bleibt immer ein fleißiger Arbeiter, aber dabei doch ein armer Mann, weil es ihn absolut nicht nach Irdischem gelüstet, immer nur das Eine, was not thut, bewegt ihn. Es wird ihm schwer zu denken, daß jemand anders als nach der methodistischen Schablone zum Glauben kommen kann, aber schließlich lernt er auch Gottes mannigfaltige Wege mit den Seelen verstehen, und den alten, immer milder werdenden Mann, der so eifrig für Jünglingsvereine arbeitet, gewinnen wir erst recht lieb. Namentlich für Jünglingsvereine ist das Buch zu empfehlen, wenn auch die stark methodistischen Partien beim Vorlesen etwas zurechtgestellt werden müssen.

2. Elisabeth, ein Jungfrauenleben von A. von der Goltz. 98 S.

Ein Buch, an dem ich mich erfreut habe, voll Inhalt und voll feiner Gedanken. Die Gespräche, welche Elisabeth auf S. 53 ff. mit Schwester Marianne vom Dienen der Frauen und vom Diakonissenberuf führt, zeigen, daß die Verfasserin von diesen Dingen etwas versteht. Jungen Mädchen, welchen der Diakonissenberuf nahe getreten ist, sei dies Büchlein empfohlen, sie werden daraus lernen können. Das ist alles gesunde Frömmigkeit und nirgends methodistische Treiberei.

3. Leidensblumen. Stimmen der Geduld und des Trostes in erlesenen Dichtungen. Durch Johannes Claaßen. 126 S.

„Das beste, was in älterer und neuerer Zeit für leiblich, seelisch und auch geistlich Leidende und Gedrückte in deutscher Sprache zu finden war," hat der Sammler in diesem Büchlein zusammengetragen, und er wünscht, daß diese „Leidensblumen durch eigene, innere Übung zu Früchten auswachsen mögen, zu Gebetsfrüchten, die den erquicken, der sie genießt, wie den, der sie darreichen durfte." Besonders gefreut habe ich mich, daß so manche Lieder von Christine Herrmann, der im Leiden so viel geprüften Tochter des früheren Preuß. Oberkirchenratspräsidenten Herrmann, mitgeteilt sind.

J. P.

4. In der Steinbachmühle. Eine Erzählung für die Kinderwelt von Maria Liebrecht. 2. Auflage.

5. Beim lieben Großmütterchen. Aus deren Leben für Kinder erzählt von E. Schmidt.

6. Im Fischerdorf. Erzählung von M. v. Oertzen.

Nr. 4 ist eine kleine Schweizer Erzählung, die in einfacher, volkstümlicher Weise an dem Beispiel des Steinbachmüllers große und kleine Leute lehrt, daß es wohl zuweilen aussieht, als könnten Trotz und Eigenwillen den Vorrang behalten, daß Gott aber doch endlich ein Halt gebietet, um so ernster, je weniger seine Güte geachtet wurde.

Das „Großmütterchen" der fünften Erzählung erzählt allerlei scherzhafte Streiche und Erlebnisse aus ihrer Jugendzeit, an denen Kinder Vergnügen finden werden.

Eigenartiger wie diese beiden Volksschriften ist die „im Fischerdorf" Nr. 6 genannte Erzählung der in christlichen Kreisen recht bekannten Verfasserin. Die Heldin ist eine arme, alte Frau, die von den Fischern der Insel als Hexe angesehen und dementsprechend von Alt und Jung, vom be-

tagten Pfarrer herunter bis zum kleinsten Kinde schlecht behandelt und verachtet wird. Die „alte Rike“ glaubt thatsächlich an nichts und flucht allem, bis sie endlich durch einen Brief ihres in die Ferne gezogenen und für tot gehaltenen, aber statt dessen zum Leben in Christo gekommenen Adoptivsohnes und durch die Bemühungen eines jungen Pfarrvikars zum Heiland geführt wird. Das ist ergreifend erzählt. Für eine eigentliche Volksschrift möchten wir freilich „im Fischerdorf“ nicht ansehen, es steckt zu viel Reflexion darin. Aber die einzelnen Gestalten sind, oft mit nur wenigen Strichen, meisterhaft gezeichnet; der alte Fischer Hansen, Karen Sibbers, die Fischerfrau, u. a. sind kleine Kunstwerke der Charakteristik. Es ist schade, daß die Verfasserin, obwohl ihr Buch von christlicher Liebe und Gesinnung zeugen will, eine gewisse Schärfe des Urteils, die von Ironie nicht frei ist, nicht unterdrückt hat und zwar besonders Geistlichen gegenüber. Daß es bei uns zu Lande rationalistische Pfarrer giebt, auch solche, denen die Nächstenliebe fremd ist — wer will das bezweifeln. Aber wir meinen, gerade in solchen Büchern, wie das vorliegende, müßte ihnen gegenüber Ironie vermieden werden.

— Erzählungen von O. Glaubrecht und Karl Stöber. (Stuttgart, D. Gundert.) 3. Aufl.

Von unbestreitbarem Wert sind die Erzählungen von Glaubrecht und Stöber, diesen Altmeistern in der Kunst der Volkserzählung. Mag die Schreibweise der heutigen Jugend etwas altmodisch vorkommen, wir freuen uns von Herzen der dritten Auflage. Solche Gestalten wie Glaubrechts Wingertsmann von Lay in seiner kindlichen Frömmigkeit, in der Liebe und Sorgfalt für die Weinstöcke seines Herrn muß man lieb haben und vergißt sie nicht so bald.

Stöber hat ja einen alten, festen Freundeskreis und ist in der Monatsschrift in der letzten Zeit mehrfach erwähnt, darum bedarf er keiner besonderen Empfehlung. v. H.

— Unter den Borgia. Eine Erzählung aus dem römischen Mittelalter von Richard Voß. (Berlin, Janke.) 328 S.

Der Verfasser nennt sein Buch auf Seite 319 selbst „die Erzählung eines schweren und schwülen Menschenschicksals“ und schwer und schwül wird es wirklich auch dem Leser dabei. Da ist kein Lichtblick, es geht immer wie durch angstvolles Dunkel, es ist, als ob man einen schweren Traum träumte. Und dazu diese Schreibweise, diese unruhigen, kurzen, zerhackten Sätze, man kann nirgends verweilen, so springend wie die Erzählung fortgeht, sind auch die Sätze. Daß Richard Voß ein Schriftsteller von Talent ist, weiß man und man merkt es auch an diesem Buche, aber warum sein Talent vergeuden an solchen Stoff und in solcher Darstellung. Man atmet hier keine gesunde Luft, sondern schwere Dünste, die auf die Nerven fallen. Wer mag denn gerne von Alexander VI., von Cäsar und von Lucrezia Borgia und all diesen bösen Leuten aus Rom im 15. Jahrhundert hören! Und wenn ein Dichter sich an solche Menschen macht, so versuche er sie uns wenigstens psychologisch etwas begreiflich zu machen, meinetwegen suche er sie zu „retten“ wie man ja Kleopatra und Tiberius zu retten versucht hat, aber er führe uns diese Teufel nicht von Bild zu Bild so vor die Augen, daß uns schließlich ganz „schwer und schwül“ dabei wird. Und dazu noch dieser sonderbare, unbefriedigende Aufbau des ganzen Romans! S. 1—24. Ein Mann hastet hinauf zu dem Kloster der Büßer bei Assisi, aber die Büßer nehmen ihn nicht auf, weil seine Sünde zu groß ist, er macht sich seine eigene Höhle in der wilden Einsamkeit. S. 25—45. Lucrezia kommt zur Fastenzeit nach Spoleto und sieht unter den Büßern einen Mann, den sie schon einmal gesehen zu haben meint. S. 49—315. An diesem einen Abend dürfen die Büßer reden und sie erlauben dem Ausgestoßenen seine Geschichte zu erzählen, er beginnt zu erzählen, und als die Nacht vorüber ist, da schreibt er weiter. Wir meinten S. 1—45 den Beginn des Romans zu haben, aber wir haben nur die Einleitung zu den Memoiren des Herzogs Erkole von Apulien, es wird uns erzählt, wie der Ausgestoßene dazu gekommen ist, auf den Berg der Büßer sich zu flüchten, wir hören sein „Grazie, Maria“, aber damit ist es auch zu Ende. In einem Epilog erzählt uns Richard Voß, wie er das Manuskript dieser Memoiren auf dem Berge San Leco gefunden habe, und wie dort die Sage gehe, Maria habe endlich noch zu dem sterbenden Herzog ihr Antlitz geneigt, damit aber ist es denn auch zu Ende. Die in den ersten Kapiteln begonnene Geschichte wird nicht fortgesetzt, das angebliche Manuskript schließt mit der Verzweiflung an Gnade und Erbarmen Gottes: kann jene Sage von dem geneigten Antlitze des Madonnabildes den dumpfen Druck von der Seele des Lesers nehmen? Warum hat der Verfasser sich nicht daran erinnert, daß unter Alexander VI. Savonarola in Florenz aufgetreten war? Dieser war allerdings 1498 verbrannt, nach der ganzen Anlage der Geschichte kommt jedoch Erkole erst etwas später zu den Büßern, irgend welche Fäden zwischen ihm und Savonarola waren demnach zwar nicht mehr anzuknüpfen, aber Funken tieferer evangelischer Bußerkenntnis flogen doch um 1500 schon auch durch Italien. Wäre es nicht möglich gewesen, den Herzog von Apulien auf diesem Wege zu rechter Buße und zum Frieden zu bringen? Aber Richard Voß scheint mehr der Mann dazu zu sein, grelle Dissonanzen anzuschlagen, als sie befriedigend zu lösen. J. P.

— Jugendblätter. Herausgegeben von G. Weitbrecht. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) Jahrgang 1896. Schön gebunden Pr. Mk. 4,—.

Mit zahlreichen prächtigen Bildern und vielen trefflichen spannenden Erzählungen, geschichtlichen und naturgeschichtlichen Schilderungen, Reisen durch Länder und Meere ausgestattet, ist dieses Buch eine vortreffliche christliche Unterhaltungsschrift für die Jugend und kann in jeder Hinsicht warm empfohlen werden. Im Jahre 1897 werden wieder 12 Hefte im Preise von je 25 Pf. erscheinen.

v. H.

— Die Kunst von Theodor Duimchen. Leipzig, Verlag von Robert Friese.

Der Titel könnte irre führen; das Buch enthält vier Skizzen: „Die Kunst“, „Das stärkere Geschlecht“, „Blauweiß“ und „Ein kurzes Glück“. Mit der Kunst hat nur die erste Skizze insofern

etwas zu thun, als darin der Held ein Künstler ist. Es wird sein Liebeswerben um die Nichte eines reichen Hamburger Kaufmanns geschildert, das nach mancherlei Hindernissen mit der erwünschten Verlobung abschließt, nachdem des Bildhauers Werk bei einer Konkurrenz in Dresden den ersten Preis errungen hat. Der Verfasser giebt nur den äußern Vorgang, geht aber nirgends in die Tiefe. Psychologisches Ergründen ist seine Sache nicht.

„Das stärkere Geschlecht“, die zweite Skizze, nennt Herr Duimchen einen „Roman in zwei Bildern“. Der Roman umfaßt ungefähr 50 Seiten. Das erste Bild schildert ein Souper zwischen Dresdner Lebemännern und Tänzerinnen des Hoftheaters, während wir im zweiten den Haupthelden des Abends nach Jahren auf einem Ozeandampfer als Strumpfwarenhandlungsreisenden wiederfinden, während eine der früheren Tänzerinnen auf demselben Schiffe von der Chicagoer Ausstellung zurückkehrt Aber während es mit ihm bergab ging, hat sie Carrière gemacht und einen ungarischen Fürsten geheiratet, der sie bald darauf zur reichen und glücklichen Witwe gemacht hat. Der „Roman“ schließt mit dem Ausblick auf thatkräftige Hülfe, die die Fürstin dem ehemaligen Courmacher angedeihen lassen wird.

Die beiden letzten Skizzen spielen in Havanna, und haben im Augenblick insofern aktuelles Interesse, als den Hintergrund der Handlung die Kämpfe der Kubaner gegen die spanische Herrschaft bilden, die in den siebenziger Jahren schon einmal die Insel durchtobten. Das Lokalkolorit ist gut getroffen, doch fehlt auch hier bei der Zeichnung der Figuren jede tiefere Charakteristik. —r.

11. Militärisches.

— Das Kriegs-Etappenwesen des deutschen Reichs nebst den Nebenfaktoren: militärisches Eisenbahnwesen, Feldtelegraphie, Feldpost, und der Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Kriege dargestellt von Adolf Ott, Oberst-Lieutenant z. D., im Kriege 1870/71 Adjutant der kgl. bayr. General-Etappeninspektion. Nebst zwei Anhängen über das Kriegs-Etappenwesen in Österreich-Ungarn, Italien, Frankreich, Rußland und Schweiz, sowie über Völkerrecht, Kriegsrecht und die Genfer Konvention. München 1896. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Der umfangreiche Titel giebt eine vollkommene Übersicht über den interessanten Inhalt des vorliegenden Werkes. Verfasser ist durch seine dienstliche Thätigkeit mehr wie viele anderen geeignet, lehrreiche Fingerzeige in der beregten Frage zu geben Er giebt zuvörderst einen Überblick der Geschichte des Etappenwesens einschließlich des Feldzuges 1870/71. Der hier ausgesprochenen Ansicht, daß auf die im Feindeslande vorhandenen Eisenbahnlinien für den Nachschub eigentlich nicht gerechnet werden kann, kann nicht beigetreten werden. Die beiden im Anschluß an diese Behauptung zum Beweis angeführten Bahnlinien: Blesme—Chaumont und Juvisy—Orleans können nicht in Betracht kommen, da es sich hierbei um weit im Inneren des feindlichen Landes gelegene Linien handelte, welche mit dem heimischen Eisenbahnnetze nicht in Verbindung gebracht werden konnten. Es muß aber grade hervorgehoben werden, daß nur allein durch die direkte Eisenbahnverbindung der Belagerungs-Armee vor Paris mit der Heimat, die Heranschaffung des Belagerungs-Trains, des Nachschubes und der vielfachen Lebensbedürfnisse bezw. Armee-Materials ermöglicht wurde. Daß hierbei auf kurzen Strecken auch Landtransportstraßen mit benutzt wurden, liegt in der Natur der Sache. — Was über die Sicherung der in Feindesland liegenden und in Besitz genommenen Eisenbahnlinien gesagt ist, kann auch teilweise auf die im Inlande befindlichen wichtigsten Punkte ausgedehnt werden. Besonders wichtige Eisenbahnbrücken, Tunnels, Kanäle müssen in Kriegszeiten auch im Rücken der eigenen Armee bewacht werden, da Unternehmungen gegen dieselben seitens eines Feindes, welcher die nötige Initiative besitzt und event. große Belohnungen nicht scheut, nicht ausgeschlossen sind. So z. B. wurden im Jahre 1870 mehrere Eisenbahnlinien im Rücken der französischen Armee durch kleine preußische Streif-Abteilungen, bestehend aus einer starken Kavalleriepatrouille und einigen auf Wagen gesetzten Pionieren, zerstört. Hauptmann Neumeister vom Ingenieur-Korps erwarb sich durch derartige geglückte Expeditionen das eiserne Kreuz 1. Klasse und den Orden pour le mérite. Was wir damals konnten, müssen wir event. in einem zukünftigen Kriege vom Feinde erwarten und uns dagegen schützen.

Den vielfachen vorgeschlagenen energischen Sicherheitsmaßregeln kann nur zugestimmt werden. Im Kriege heißt es: Not kennt kein Gebot, und muß es daher dem Befehlshaber anheim gestellt sein für seine Untergebenen zu sorgen wie er eben kann; ob dies in für das feindliche Gebiet angenehmer oder unangenehmer Weise geschieht, ist gleichgültig. Es muß indessen hervorgehoben werden, daß man häufig in Güte und im Einvernehmen mit den Lokal-Behörden mehr erreicht als durch Gewaltmaßregeln. So hatte man deutscherseits im Jahre 1870 die allergrößte Etappe — Versailles — sehr glimpflich behandelt und ist hierdurch sehr gut gefahren. Man ließ die städtischen Behörden im Amte, gab ihnen zahlreiche Polizei- und Exekutivbeamte frei, ließ sie ihre eigenen Gefängnisse bewachen und stellte die vielfachen Anforderungen an den Magistrat, die hierdurch eine schnelle und gute Erledigung fanden.

In den Kapiteln III bis VI wird eine kurze und übersichtliche Darstellung der Einrichtungen des Militäreisenbahnwesens, des Telegraphenwesens, der Feldpost und der freiwilligen Krankenpflege gegeben mit kurzen, sehr interessanten Angaben über die Leistungen der Telegraphie bezw. der Post im Feldzuge 1870/71. Bei der Berechnung der Länge der Telegraphenlinien hat sich ein schwerer Rechenfehler eingeschlichen, da es nicht 271,481½ Kilometer Leitung, sondern nur 27,841½ heißen muß.

Im Anhang 1 sind in kurzer, übersichtlicher Weise die im ganzen den deutschen sehr ähnlichen Einrichtungen für Eisenbahnen, Telegraphie rc. in Österreich-Ungarn, Italien, Frankreich und Rußland dargestellt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß in Frankreich schon im Frieden seitens der 6 großen Eisenbahngesellschaften je ein Re-

präsentant dem Kriegsministerium als technischer Beirat für die betreffende Linienkommission zugeteilt ist. Die französischen Telegraphenformationen führen zur Übermittelung von Nachrichten auf optischem Wege Lichtblitz-Apparate nach dem System Maanin mit sich. — Die Einrichtungen in der Schweiz haben mehr oder minder einen defensiven Charakter.

Schließlich muß bemerkt werden, daß die Schreibweise der französischen Ortsnamen nicht immer die richtige ist. **Rz.**

12. Verschiedenes.

— **Aus England.** Bilder und Skizzen aus dem kirchlichen, kulturellen und sozialen Leben von Immanuel Voelter, Generalsekretär des Evangelisch-Sozialen Kongresses. (Heilbronn, Eugen Salzer.) 1896. 169 S. Pr. Mk. 1,60.

— **Aus dem Lande der Gegensätze.** Englische Reisebriefe von Julius Werner. (Dessau, Paul Barmann.) 1896. 155 S. Pr. Mk. 2,—.

Zwei Bücher über einen Gegenstand und beide, selbst hintereinander gelesen, genießbar, belehrend und auch, im guten Sinne, unterhaltend. Ja es ergänzt jedes eigentlich das andere, denn müssen aus einem mit politischem, sozialem und kirchlichem Stoff so geladenen Lande Reisebriefe so kleinen Umfangs notwendig mager ausfallen, so holt hier Werner vieles nach, was Völter nicht sah oder vergaß, und dieser bringt manches, was man bei jenem vermißte. Zusammen geben sie immerhin ein ziemlich abgerundetes Bild, wenn auch nicht von dem englischen, so doch von dem spezifisch Londoner Kulturleben. In dem Buche von Völter steht die Betrachtung der kirchlichen und christlichen Zustände in England obenan. Sie werden in den großen Maimeetings, in den Sekten, in den Missionsbestrebungen, in ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrem heutigen Stande nach vorgeführt, und wenn man in dieser Darstellung etwas vermißt, so ist das ein eigener Standpunkt, irgend ein Urteil, bei dem man sicher ist, daß es nicht schon auf der nächsten Seite durch neue, widersprechende Erscheinungen wieder umgestoßen wird. Objektivität ist eine schöne Sache, aber man kann sie, dünkt mich, auch zu weit treiben. Es ist richtig, daß der Verfasser die Übelstände des englischen, vielleicht mehr des Londoner als englischen Kirchenlebens, die Heuchelei, die Selbstgerechtigkeit, ja die offenbaren Kindereien, die keineswegs der Heilsarmee allein anhaften, ganz offen und schonungslos mitteilt, aber meist findet man schon in den nächsten Sätzen wieder dieselbe naive Begeisterung für England und die Engländer, die nicht überall am Platze sein dürfte und gar zu sehr von John Bulls eigenem, tagtäglich tausendmal zum Ausdruck gebrachten Urteil angesteckt scheint: Wir sind ein großes — nein ganz einfach das große Volk! Das soziale Leben Englands ist kürzer und flüchtiger gestreift, da neben den Betrachtungen des kirchlichen Lebens auch noch der Reise nach England, der Schilderung des Londoner Lebens und Treibens, der Stadt selbst, der englischen Landschaft, dem Universitätsleben, der Litteratur zum Teil umfangreiche Kapitel gewidmet werden. Übrigens herrscht in allen Teilen des Buches dieselbe Tendenz einer verallgemeinernden, teils historischen, teils psychologischen Betrachtungsweise vor, die über Einzelnes rasch hinweg geht, um möglichst universal zu sein. So zeugt das Buch viel mehr von langen Studien anderer Bücher als von unmittelbarer Anschauung des Lebens. Selbst das zehn Seiten lange Kapitel über Litteratur und Kunst giebt, trotz der Versicherung des Verfassers, eine ganze Litteraturgeschichte des letzten Jahrhunderts.

Genau das Gegenteil ist nun Werners „Aus dem Lande der Gegensätze", und doch sagt es nicht das Gegenteil. Vielmehr könnte kaum eine willkommenere Ergänzung zu einem Buche geboten werden, als das andere sie enthält. Die sozialen Verhältnisse erfahren bei Werner eine viel eingehendere Berücksichtigung, selbst bei der Schilderung des Kirchen- und kirchlichen Vereinslebens ist ihm die soziale Thätigkeit Hauptsache. Im übrigen steht die Darstellung auf ganz entgegengesetzter Stufe wie diejenige Voelters. Was dort eine Abhandlung, ein langer Vortrag leistet, — manchmal auch nicht leistet, entrollt hier ein frisches Bild aus dem Leben, eine Unterredung, ein Besuch im Tower oder in der Farm, welche die Heilsarmee für die Arbeitslosen angelegt hat, eine frische, lebendige Schilderung eines Einzelvorfalls oder einer Erscheinung aus einem großen Gebiete, die doch das ganze Gebiet beleuchtet, weil sie eben ins Leben selbst hineingreift. So ist die ganze Litteratur abgethan mit einer kurzen Charakteristik Walter Besants und der Schilderung des Volkspalastes im Ostend von London, der sein Entstehen dem Besantschen Roman „All sorts and conditions of men" verdankt, aber mir scheint, in dieser Einzeldarstellung liege mehr packende Lebenswahrheit und mehr Charakteristik, als in dem ganzen litterarhistorischen Abriß, den Voelter zum Besten giebt. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser von „Aus dem Lande der Gegensätze" sich nicht etwas mehr in seinen Gegenständen beschränkte; dreiundzwanzig, teils recht heterogene Kapitel auf 150 Seiten behandeln zu wollen, mußte dahin führen, daß einzelne allzu kurz und abgerissen ausfielen. Weniger wäre auch hier vielleicht mehr gewesen. Von solchen kleinen Ausstellungen abgesehen, sind aber beide Bücher nur zu loben.

B.

— **„High-Life."** Zeitschrift für die vornehme Welt. Redaktion: L. Graf Westarp. Verlag G. F. Telge, Berlin S. W. Pr. Mk. 2,— vierteljährlich (erscheint 1., 10. und 20. in jedem Monat).

In der Abonnements-Einladung auf die seit Ende 1896 erscheinende Zeitschrift heißt es: „Was will „High-Life"? Eigentlich wissen wir das selbst nicht, Gnädigste! Man ist am glücklichsten, wenn man am wenigsten sich vorgenommen hat und die Dinge an sich herankommen läßt u. s. w." Die uns vorliegende Nr. 2 des 1. Jahrganges vom 2. 12. 96. plaudert über alle möglichen „Ereignisse" des großstädtischen Lebens und der letzten Zeit, meist im leichten Feuilletonstil. Ob diese „Essays" sämtlich „graziös und prickelnd" sind, wie die Redaktion hofft, ist eine Frage, die nach dem Standpunkt der Leser verschieden beantwortet werden wird — uns erscheinen sie mehr oberflächlich und zum Teil auch frivol zu sein. In derselben Nummer finden

sich, durch wenige Seiten getrennt, ein Bericht über einen Wohlthätigkeitsbazar mit mehr oder weniger albernen Toilettebeschreibungen einiger Damen der Berliner „Gesellschaft“ und ein Bericht über den Wintergarten mit ähnlichen Beschreibungen der Anzüge der in diesem Lokal auftretenden Tänzerinnen u. s. w. — Nach unserem Geschmack sind derartige Zusammenstellungen nicht, und wir erblicken in Zeitschriften dieser Art, welche ausländischen Vorbildern nachgeahmt sind, keine Bereicherung unserer Litteratur. v. H.

— Für unsere Kleinen. Illustrierte Monatsschrift für Kinder von 4 bis 10 Jahren von G. Chr. Dieffenbach. Fr. Andr. Perthes. Vierteljährlich Mk. 0,60, Jahrgang in hübschem Bande Mk. 3,—.

Da eben der XIII. Jahrgang dieser vortrefflichen Kinderzeitschrift beginnt, wollen wir einmal wieder weitere Kreise auf dieselbe aufmerksam machen. Die Aufgabe ist, „den Geschmack und Kunstsinn zu wecken und zu pflegen, auf das höhere Leben hinzulenken, die Phantasie in gesunder Weise anzuregen, durch Bild und Wort veredelnd und geistig fördernd einzuwirken, nicht nur zu unterhalten“, und man muß zugeben, daß die Redaktion das Ihrige thut, um dieser schönen Aufgabe gerecht zu werden. Vielleicht könnte für die älteren Kinder etwas mehr geboten werden, so weit meine Beobachtung reicht, liegen deren Ansprüche doch etwas höher als der Durchschnitt der Zeitschrift annimmt. D.

13. Neue Auflagen.

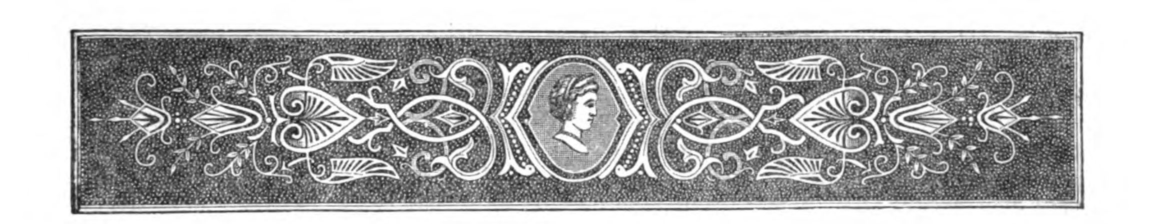
— Römische Schlendertage von H. Allmers. 9. illustrierte Auflage. (Oldenburg und Leipzig, Schulze.) 1896. Pr. Mk. 6,—, geb. Mk. 7,—.

Vor fast 40 Jahren „schlenderte“ Allmers in Rom umher, und seine Aufzeichnungen haben seitdem 9 Auflagen erlebt. Einer Empfehlung bedarf das Buch deshalb wohl nicht mehr, aber wir wollen doch dieser illustrierten Ausgabe das Zeugnis mit auf den Weg geben, daß die Schilderungen Roms und römischen Lebens noch heute frisch erscheinen und keineswegs veraltet sind. Woran liegt das? Seit 1858 ist doch der Kirchenstaat verschwunden, Italien ist ein großes geeintes Reich geworden, Rom ist wieder die Hauptstadt der ganzen Halbinsel; alle äußeren Verhältnisse haben sich also geändert, Italien und die Italiener von 1897 sind etwas ganz anderes wie damals, als Allmers sie kennen lernte. Und trotzdem paßt sein Buch auch auf die Jetztzeit! Das Geheimnis findet seine Erklärung einfach darin, daß der Verfasser das dem Lande und dem Volke Ureigentümliche, das wirklich Charakteristische abgelauscht und mit feinem Verständnis geschildert hat; nirgends haftet er am äußerlichen, immer giebt er ein Bild des Kerns, der ungeschminkten Wirklichkeit. Allerdings kommt zu dieser Eigenschaft seines Buches die Kunst der Darstellung, Verständnis für das Wesen der Antike und der Renaissance und auch ein gewisser Humor, der erfrischend das Ganze durchzieht. Wir könnten dem schönen Buch uneingeschränktes Lob spenden, wenn nicht ein Kapitel die Pantheonphantasien, Gedanken über das Christentum enthielte, denen wir nicht beistimmen können. Für Allmers ist unser Glaube weiter nichts wie eine Entwicklungsstufe in der Geschichte der Menschheit und zwar eine Stufe, die manche erleuchtete Geister schon überschritten haben. Für ihn ist die Idee des geistigen Pantheismus die höhere Stufe; sein Inneres „selbst sein sittliches Gefühl lehnt sich gegen das christliche Dogma auf“, er braucht eine Vermittelung, um diesem Glauben nicht fremd zu werden und findet sie in „der Schönheit, Poesie und Symbolik“. Armer Mann! Trotz dieses einen Kapitels wollen wir sein Buch aber doch allen warm empfehlen, die nach Italien reisen oder sich an eine frühere Reise erinnern wollen — es verdient gelesen zu werden. Die Bilder sind zum Teil kleine Meisterwerke, zum Teil machen sie uns in launiger Weise mit dem Verfasser bekannt; an Druckfehlern mangelt es leider nicht, ihre Zahl geht über das erlaubte Maß weit hinaus. v. H



Halle, Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale).



Zum 22. März.

An dem Gedenktage, der in Berlin durch die Enthüllung eines Denkmals Kaiser Wilhelm I. gefeiert wird, blicken wir auf die letzten hundert Jahre zurück.

Was war Preußen, was war Deutschland in dem Jahre, als Prinz Wilhelm geboren wurde — was sind sie heute, und welcher Anteil gebührt Kaiser Wilhelm an der Wandlung?

Die Zeit, in der die Kronprinzessin Luise ihrem Gemahl den zweiten Sohn schenkte, war eine der traurigsten, die Deutschland jemals erlebt hat. Das Reich ohnmächtig. zerrissen in eine Menge kleiner Gebiete, deren Herrscher zum großen Teil in ihrer Nachäffung Ludwig XIV. Zerrbilder monarchischer Gewalt waren. Die beiden großen Mächte Österreich und Preußen in einem mehr und mehr sich zuspitzenden Gegensatz; ersteres sah eifersüchtig auf jeden Machtzuwuchs des Nachbars, während Preußen im Baseler Frieden ein Zeichen von Unentschlossenheit, Schwäche und Machtlosigkeit gab, das im unerfreulichsten Gegensatz zu der Politik Friedrichs d. Gr. stand. Der Reichstag in Regensburg — ein trostloses Bild des Verfalls. Das Rechtswesen — im Niedergang; das Reichskammergericht — ein Scheinwesen ohne Saft und Kraft. Der Glaube verflachte mehr und mehr zu einem platten Rationalismus. An Stelle der Vaterlandsliebe trat ein hohles Weltbürgertum. Nicht lange dauerte es, und es gelang dem Korsen, das Reich zu spalten, den Rheinbund zu bilden und im kühnen Siegeszuge erst Österreich zu demütigen, dann Preußen zu vernichten. Nur einen Lichtblick gab es: Das Aufblühen unserer Litteratur, durch das Deutschland aus seiner niedrigen Stellung im Reich der Geister plötzlich zur führenden Macht unter den Völkern Westeuropas berufen wurde. Alles, was wir sonst von jener Zeit wissen, bedeutet Schwäche, Zerrissenheit, Erniedrigung, Schmach. Es bedurfte eines gewaltigen Eingreifens von oben, eines großen allgemeinen Unglücks, bis das Volk sich auf sich selbst besann, im Riesenkampf den Eroberer vertrieb und sich zu neuem Leben anschickte.

Lange hat es gedauert, ehe dieses neue Leben Form und Gestalt gewann. Über 55 Jahre mußten vergehen, bis der König von Preußen sich in Versailles die Kaiserkrone aufsetzte, der geographische Begriff „Deutschland" sich in ein fest gefügtes Reich, in die stärkste Militärmacht Europas umwandelte, und *eine* Flagge über allen Deutschen, diesseits und jenseits des Meeres wehen konnte — ehe die langjährige Sehnsucht der besten deutschen Herzen erfüllt war.

Nicht gering ist der Anteil Kaiser Wilhelms an diesen Wandlungen.

In trauriger Zeit trat er zum erstenmale wirksam im politischen Leben hervor. Am 8. Juni 1848 erkannte er in der Nationalversammlung zu Berlin ohne Einschränkung die neue Verfassung an, die sein königlicher Bruder nach der Revolution seinem Lande gegeben hatte: „*Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kraft weihen, wie das Vaterland von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist.*" Diese Worte sind die Richtschnur seines späteren innerpolitischen Lebens gewesen — er war *ein konstitutioneller Monarch ohne Falsch und ohne Hintergedanken.*

Er war der Erneuerer des preußischen Heeres. Diese Erneuerung ist thatsächlich sein eigenes Werk. Ähnlich wie seinem Ahn Friedrich Wilhelm I. war es auch ihm Gewißheit, daß Preußen sich nur mit Hülfe einer starken, tüchtigen Armee behaupten könne. Das Heer, das er vorfand, war weder der Zahl nach der Einrichtung nach ausreichend, er hielt die Reorganisation für nötig und führte sie sofort nach Übernahme der Regierung mit unbeugsamer Hand durch, im Vertrauen auf Gott und sein Recht. Ihm zur Seite stand ein Mann von echtem Schrot und Korn, tapfer, ehrlich und fromm, wie geschaffen, der Ratgeber gerade dieses Königs zu sein, ihn zu ergänzen und zu stützen — der General von Roon. Der Sieg der Monarchie über den Ansturm der liberalen Parteien gegen die Rechte der Krone, ist zum nicht geringen Teil ihm zu verdanken.

Der König war der Herzog des deutschen Volkes und führte Alldeutschlands Söhne von Sieg zu Sieg. Trotz seiner 73 Jahre ritt er hoch zu Roß in zahlreiche Schlachten und riß die Krieger zur Begeisterung, zu großen Thaten durch seine Anwesenheit hin. Neben ihm der General von Moltke, klug, scharfsinnig, berechnend, — beide zusammen ein wunderbares Bild von soldatischer Kraft und genialer Kriegskunst.

Wilhelm der Große einigte das deutsche Reich. Mit Blut und Eisen führte er die Änderung unserer Staatsform durch. Man kann nicht sagen, daß er der Schöpfer des Einheitsgedankens und der Mittel, ihn durchzuführen, gewesen sei. Der Gedanke entstand aus dem Bewußtsein des Volkes selbst, seine Durchführung war das Werk Otto von Bismarcks, des größten Staatsmannes unseres Jahrhunderts, der, von Roon dem Könige zugeführt, mit unnachahmlichem Geschick die Politik Preußens seit 1862 leitete. Aber der König erkannte die Notwendigkeit der Einigung, übernahm die Leitung der Bewegung und führte sie zum Ziel. Wir wissen, daß die Beseitigung des ohnmächtigen deutschen Bundes nicht ohne schwere innere Kämpfe und tiefe Wunden gelungen ist, aber sie war unumgänglich nötig, ein Erfordernis der Zeit.

Unter Wilhelm I. ist der Grund zu unserer Kolonialpolitik gelegt. Hand in Hand mit ihr ist eine bedeutende Ausdehnung unserer Bestrebungen in der Heidenmission zu verzeichnen.

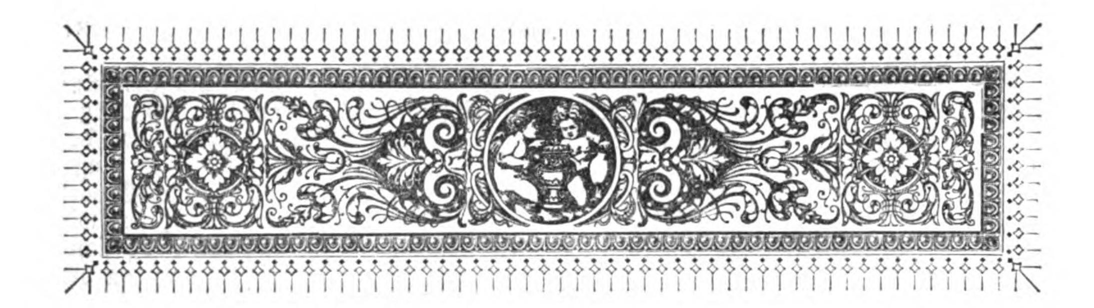
Als Kaiser hat Wilhelm I. die soziale Aufgabe der Krone in den Vordergrund der inneren Politik gestellt. Die Botschaft vom 17. November 1881 wird für alle Zeiten ein denkwürdiges Dokument echt königlichen Sinnes bleiben, eine feste Willensmeinung, die wirtschaftlich schwachen und ärmeren Klassen unseres Volkes gegen die Übermacht des Kapitals zu schützen und zu sichern. Der Kundgebung sind Thaten gefolgt: in keinem Lande der Welt ist von seiten des Staats so viel für den Schutz der Arbeiter u. s. w. geleistet wie bei uns. Wenn trotzdem die Absicht des Kaisers bisher nicht voll zur Ausführung gelangt ist, so liegt das an dem Eigennutz, der Gleichgültigkeit und Schwäche der besitzenden Klassen und noch mehr an der Böswilligkeit der sozialdemokratischen Führer. Für alle, die sich Christen nennen, gilt hier das Wort des Apostels Jakobus: „Seid aber Thäter des Worts, und nicht Hörer allein.“ Schlechte Lobredner des Kaisers sind wir und betrügen uns selbst, wenn wir nicht das Bestreben haben, der Absicht des Kaisers entgegenzukommen, das Gefühl der Notwendigkeit sozialer Reformen allgemein zu machen und im Parlament, in der Presse und auf dem Gebiete der inneren Mission für die Besserung der Lage unserer nicht mit Glücksgütern gesegneten Mitmenschen zu arbeiten.

Der Kaiser war Christ, überzeugter, demütiger Christ, der das offene Bekenntnis seines Glaubens nicht scheute, sondern liebte. Er nannte die Religion „das Fundament, auf dem alles beruht.“ Er hielt sie für den wichtigsten Teil unseres Jugendunterrichts und ermahnte im Jahre 1878 die Stadt Berlin mit den Worten: „Die religiöse Erziehung muß noch viel tiefer und ernster gefaßt werden“. Ein Jahr später sagte er bei dem 25jährigen Jubiläum des Dom-Kandidatenstifts: „Der Grund und Fels, an dem ich und wir alle aushalten müssen, ist der unverfälschte Glaube, wie ihn die Bibel uns lehrt.“. Und schließlich noch das bekannte Wort: „vor allem kommt es darauf an, daß dem Volke die Religion nicht verloren geht.“

Der Einfluß Kaiser Wilhelm I. auf die Entwickelung der preußischen und deutschen Angelegenheiten ist — das bestreiten selbst seine Gegner nicht — ein sehr großer gewesen. Er selbst wies in seiner Bescheidenheit gern jedes Verdienst für sich von der Hand — aber wir wissen, daß es zum großen Teil ihm zu verdanken ist, wenn unser deutsches Vaterland im Jahre 1897 ganz anders dasteht, wie am Tage seiner Geburt im Jahre 1797. Sein Name gehört zu den unvergeßlichen. Der beste Dank, den wir ihm am 22. März darbringen können, ist das Gelöbnis, in gleicher Weise wie er pflichtgetreu, vaterlandsliebend, tapfer, demütig und fromm zu sein, der Entschuß, ernst an der Lösung der sozialen Frage mitarbeiten zu wollen.

Dazu gebe Gott Seinen Segen!





Im Maiheft beginnt ein Roman von Annie Swan, der Verfasserin von „John Maitland“.

Reiseskizzen.

Novellen von **Helene Büschwitz.**

I.

Hochzeitsreise.

„Der Kahn glitt durch die Fluthen, ohne
Ein Wort sahn wir hinab zum Grund,
Mir war, als wäre eine Krone
Versunken drin zu dieser Stund'.“

Weshalb gehen der jungen, noch kaum siebenzehnjährigen Frau diese Worte durch den Sinn? — Ist es wirklich der Ausdruck ihrer Stimmung? —

Sie ist ein so bezaubernd liebliches Wesen, daß es wohl gut sein mag, wenn sie die Hand, die den Trauring trägt, nicht in Ziegenleder oder Dagskin steckt, sondern den Handschuh nur, wie zufällig, zwischen den Fingern hält, als hätte sie vergessen ihn anzustreifen. Das ist aber nicht der Fall, sie hat es nicht vergessen, wenn sie auch nicht anderen Menschen ihren Trauring zeigen will, so doch sich selber unausgesetzt, mit kindlichem Stolz daran erfreuen können. — Daß derselbe Ring manchen Blick der Bewunderung in einen enttäuschten wandelt, ahnt sie nicht. —

Es ist die Hand eines Kindes, so rund und weich, die sie, ins grüne Bergwasser des Königssees, über den Rand des Bootes herabhängen läßt. Das Wasser spült durch die rosigen Finger und küßt den Ring, den *sie* ach! wie oft geküßt hat in überströmendem Glücksgefühl. —

Wie konnte sich denn aber dieser traurige Vers der Hochlandslieder Stieler's in ihr Glück hinein drängen? — Sie sieht so unverwandten Blickes ins Wasser, als sähe sie wirklich einer versinkenden Krone nach, die sie halten möchte und nicht kann; und doch hat sie noch vor wenigen Tagen die Krone getragen — die grüne Myrtenkrone mit den weißen Blüten, die ihr schöner erschienen waren als die blitzenden Diamanten einer Königskrone und sie hätte mit keiner Königin getauscht! wozu auch? — fühlte sie sich doch schon ohne solchen Tausch ganz eine Königin — und trug ihre Krone mit nicht geringem Stolz! — denn er — der Herrlichste von allen! ging ja an ihrer Seite zum Altar. —

Er — der Herrlichste von allen ist auch jetzt an ihrer Seite, — wo aber ist denn ihr Stolz und ihre Krone?

Sind es neckische Berggeister oder Nixen, — die die grünen Wasserpflanzen — wohin auch das Boot gleitet — an jeder Stelle, die „ihr“ Auge trifft, zu einem Kranz ver-

flechten, und die tausend Wasserperlen, die das Eintauchen des Ruders hinterläßt, als weiße Blüten hineinstreuen? — und die ihn jedesmal, wenn sie diesen Kranz fassen will, der ihrer Myrtenkrone doch gar zu ähnlich ist, versinken lassen, um das Spiel von neuem zu beginnen? —

Sie seufzt. Ach! sie hat sich ihre Hochzeitsreise doch eigentlich anders gedacht! — Fast beschleicht sie ein Gefühl wie Heimweh nach Eltern und Geschwistern. Ob sie wohl an sie hier draußen in der Fremde denken? Gewiß! und sie sehnen sich nach ihr! und sie — sie sehnt sich auch nach Hause — ja! sie sehnt sich nach Hause!

Dies Gefühl überwältigt sie! Der Schmerz und die bittere Entäuschung jedoch, daß es überhaupt in ihr aufkommen konnte, ist das schwerste daran; — so etwas hätte sie doch vor wenigen Tagen noch für nicht möglich gehalten! Leise tropft es aus ihren blauen Kinderaugen in die smaragdgrüne Flut. Hans sieht es ja nicht, — sie hat ihm den Rücken zugewandt.

„Anni sieh! da kommt der Watzmann vor, — König Watzmann! giebt es nicht ein Gedicht über ihn in deinem Buch? ich dächte! Lies es mir doch! Die anderen Passagiere hören es nicht — ich habe uns expreß diesen Platz belegt, damit wir so ungestört wie möglich sein möchten.“ —

Er spricht sehr freundlich; aber das gerade ist das schlimmste! Hätte er wieder so etwas Heftiges gesagt wie vorher, das hätte sie jetzt wirklich lieber gehört; er hatte ihr ja doch einmal die Fahrt verdorben! Sie konnte doch nicht dafür, daß die dicke Verkäuferin so lange mit dem Herausgeben machte! — Sie konnte ihr doch nicht für die kleine Photographie, die nur eine Mark kostete, den ganzen Thaler lassen — darauf hatte die Dicke aber sicher spekuliert, denn sie hatte ebenso gut gesehen, daß das Boot abgehen sollte und ihr Mann wartete — wie sie selbst! — aber ihr den Thaler lassen? — das war doch unmöglich?! — Dazu waren sie doch wahrhaftig nicht reich genug, der Hans und sie, um einen dreifachen Preis für solche Kleinigkeit zu zahlen! — und nachher ihr für die Umständlichkeit der dicken, gräßlichen Verkäuferin Vorwürfe zu machen! und in solchem Ton! — das war doch zu ungerecht! — und daß er überhaupt ungerecht sein konnte, das war das schwerste dabei! — das hätte sie nie für möglich gehalten! — daß er es außerdem gegen sie sein konnte — so heftig zu ihr sprechen konnte, die sie seine Heftigkeit bis jetzt in so ganz anderer Weise nur gekannt hatte (in seinen Zärtlichkeiten), — daß er so zu ihr sprechen konnte am vierten Tage nach ihrer Hochzeit! — das war doch zu viel Enttäuschung auf einmal! — da sollte sie nun die Natur bewundern! — noch an den Watzmann denken! — das war zu viel verlangt!

„Da hast du das Buch — lies das Gedicht lieber allein — es steht Seite 121.“ — Sie giebt das Buch mit noch immer abgewandtem Gesicht; — ihre Thränen darf er um keinen Preis sehen.

„Aber weshalb willst du es mir nicht vorlesen? — sonst bestehst du doch immer darauf? erlaubst mir nie das Buch in die Hand zu nehmen, weil du meinst, ich könnte die Schönheit der Sprache nur dann bewundern, wenn ich die Gedichte von deinen Lippen hörte.“ —

„Das habe ich noch nie behauptet! Du wirst ironisch!“

Auch das noch! — und wieder fällt eine Thräne ins Wasser.

Er sagt gar nichts darauf; doch es kommt ihm bedenklich vor, daß sie ihn absolut nicht angesehen hat in der letzten halben Stunde. — Leise richtet er sich auf; — es soll so aussehen, als ob er nur besser nach dem Watzmann schauen möchte — er kann ihn wohl immer noch nicht genügend sehen? denn jetzt stellt er sich gerade vor Anni! — Gott sei Dank — ihr aber den Rücken zuwendend! Was hätte sie wohl machen sollen, wenn es nicht so gewesen wäre? Denn den Kopf nach der anderen Seite umdrehen? das ging nicht! da saßen die Mitreisenden, die durften ihre Thränen auch nicht sehen; — der Hans aber erst gar nicht! —

Der Sicherheit halber holte sie sich eine hohle Hand voll Königsseewasser über den Rand des Bootes, um im gefährlichen Moment sich damit das Gesicht zu netzen und dies Manöver, — auf eine etwaige Frage: woher das Naß auf ihren Wangen, —

als angenehme Kühlung bei der übergroßen Hitze entschuldigen zu können; denn ihr Taschentuch, die Thränen abzuwischen, durfte sie ja nicht gebrauchen, das hätte jeder merken müssen.

Jetzt setzt sich der Hans. Weshalb auch nicht? Der Watzmann hat sich wieder hinter andere Berge versteckt, da braucht er ja nicht mehr zu stehen, um noch weiter nach ihm auszuschauen; aber er scheint ihn ungemein interessiert zu haben, dieser Bergkönig! —

Gott sei Dank hat er ihr auch jetzt noch, im Sitzen, den Rücken gewandt!

Anni sieht nicht mehr in's Wasser. — Der Hans kann es ja nicht merken, wenn sie seinen Rücken ansieht — dadurch vergiebt sie sich nichts, — und so studiert sie nun ordentlich an ihm: er hat doch zu schönes, volles Haar! Die Sonne scheint darauf, wie liebkosend und verwandelt das lichte Braun in pures Gold! — Wie ist aber sein Hals verbrannt! man sieht ganz deutlich wie hoch der Uniformkragen hinaufgegangen ist; der leinene Kragen ist nicht so hoch und läßt den früher vor der Sonne geschützten, tieferen Teil frei, der ordentlich weiß gegen das rote Braun absticht! Der Hals ist daher wie durch eine Linie in zwei Hälften geteilt! es ist ordentlich lächerlich anzusehen! und wirklich! Anni muß ein ganz klein wenig lächeln. —

Durch den verbrannten Hals wird sie aber wieder an die Uniform erinnert: Konnte wohl noch ein zweiter, auf dem weiten Erdenrund, so schön, so stattlich in der prächtigen Ulanenuniform aussehen, als er an ihrem Hochzeitstage? und selbst heute in Civil! — konnte ihm einer gleichkommen? —

„Drüben liegt St. Bartholomä", ruft einer aus dem rudernden Fischervolk.

Sie ist zu vertieft, die Anni — sie hört es nicht. Als aller Köpfe sich umwenden, bleibt sie in alter Stellung und denkt weiter. — — —

Aber was ist das? der Hans hat sich umgewandt? und fängt nun gerade ihren Blick auf? — das ist zu arg! - schnell das Wasser — ja! ihre Hand ist leer! über dem eifrigen Studium hat sie das Naß in den See zurücklaufen lassen; — was soll sie machen! sie fühlt noch die großen Thränentropfen an ihren Wimpern — auf ihren Wangen! — und der Hans sieht sie an! — unverwandt! — fragend! — das fühlt sie auch; und der Hans faßt ihr Gesicht mit beiden Händen! — (was macht er! die Leute müssen es ja sehen! und sie haben doch beide die öffentlichen Zärtlichkeiten abgeschworen! — Sie konnte ruhig sein, der Hans hatte wohl gesehen, daß aller Blicke auf St. Bartholomä gerichtet waren, daß alle ihm den Rücken kehrten, weil man schon an die beabsichtigte Landung des Bootes dachte;) — er faßt also ihr Gesicht mit beiden Händen! — wohl um noch näher in die betauten Veilchen zu schauen? — dann sagt er leise: „verzeih mir, Anni!" — —

Mit einem kräftigen Ruck stößt gerade das Boot ans Land, so daß sie beide wanken — und Anni wäre sicher gefallen, wenn er sie nicht in seinen Armen gehalten hätte.

II.

Warum?

Er saß ihr gegenüber — Tag für Tag — zu jeder Mittags- und Abendmahlzeit an der table d'hôte der kleinen Kuranstalt, — sonst sah er sie wenig, fast gar nicht, — er wollte sie ja auch nicht sehen; nur an der Tafel konnte er nicht anders; er hat die Gewohnheit den Blick stets geradeaus, sinnend in die Ferne zu richten, die Augen nicht hier- und dorthin schweifen zu lassen. Konnte er es ändern, daß sie ihm gerade gegenüber saß? daß seine Augen nicht über sie hinweg zu sehen vermochten? daß die ihren, in gleicher Höhe mit den seinen, den Blick in die Ferne unmöglich machten?

Draußen regnete es unaufhörlich, alles grau in grau. — Was schadete es denn auch, daß seine Augen an dem blauen Himmel gegenüben haften blieben?

Daß es „deutsche" blaue „Augen" waren, dieses Stückchen Himmel, das machte er sich nicht klar; — (es war zu wohlthuend in all dem Grau!) — sonst hätte er doch

wohl lieber gar nicht aufgeblickt, als „bewußt“ in deutsches Blau gesehen — denn — er war Pole! Das sagt alles! — aber er sagte nichts; wortlos saß er Tag für Tag an der Tafel. — Was hätte er auch reden sollen — zu wem? —

Die Kuranstalt lag in Deutschland, in Bayern (er gab sich nur letzteres zu; der Nationalhaß hatte mit Bayern nichts zu thun, nur daß es jetzt auch „Deutschland“ heißt ist einen Polen herber Beigeschmack im Atmem reiner, bayerischer Bergluft). — Er verstand wohl manches von der allgemeinen Tischunterhaltung, sprach aber zu unvollkommen deutsch, als daß er daran hätte teil nehmen können.

Er verlor nichts dadurch. Die Unterhaltung war selten eine lebhafte und nie eine interessante.

Nur „sie“ unterhielt sich lebhaft mit ihrer Begleiterin, aber mit halber Stimme und nicht deutsch, auch nicht französisch, sonst hätte „er“ es verstanden. Es mußte englisch sein. War „sie“ eine Engländerin? Hoffte „er“ es? — Weshalb? —

Er betrog sich selbst — „sie“ sah zu deutsch aus als daß man ihr irgend eine andere Nationalität hätte zutrauen können. Ihre Begleiterin konnte eher für eine Tochter Albions gelten, nur etwas zu lebhaft vielleicht für eine solche.

War die Unterhaltung gar so interessant, die die beiden führten? trotz der bleiernen Langenweile, die mit den Regenwolken über dem Hause lag. —

Hätte „er“ doch verstanden, was sie sprachen!

Dann und wann kam ein deutsches Wort — es war kein Witz — durchaus keiner! Weshalb wurde trotzdem der blaue Himmel immer lachender, — wenn doch draußen der Regen immer noch heftiger gegen die Fensterscheiben prasselte?

Galgenhumor!

„Er“ kannte ihn nicht, hätte jedoch gern die Ursache dieser wunderbaren Fröhlichkeit ergründet. —

Sah er nun noch immer „unbewußt“ auf das Himmelsblau? — Nein! längst nicht mehr! — recht bewußt sah er schon hinein! — forschend!

Eines Tages begegnete ihr Auge dem seinem — „sie“ lachte ihm ins Gesicht! War es möglich? Lachte sie über ihn? —

Er erschrak, sah auf den Löffel in seiner Hand — sah, daß die Schüssel, die er weiter zu geben hatte, fast leer und sein Teller fast überlaufend geworden. — So zerstreut! An was hatte er gedacht?

Nun mußte er auch lachen! Nein! nicht lachen, nur lächeln konnte er. Das Lachen hatte er längst verlernt. —

„Er wacht auf!“

Unvorsichtig deutlich, in reinstem deutsch, sagte „sie“ es der Nachbarin, fast in ihrem unterdrückten Lachen erstickend.

Daß „er“ es gehört hatte, ahnte sie nicht, unbefangen blickte sie in ihrer hellen Freude an seiner Zerstreutheit wieder zu ihm hinüber.

Weshalb errötete sie?

Welch einen Zauber giebt ein plötzliches Lächeln einem düsteren Auge! —

Von nun an redeten zwei Augenpaare eine eigentümliche, aber, ach! wie harmlose Sprache. — Ohne Worte. —

Was konnte es denn auch auf sich haben, wenn „sie“ den traurigen Mann gegenüber etwas zu erheitern versuchte?

Sie sprach jetzt öfter deutsch mit ihrer Begleiterin. Kleine Neckereien, Belustigungen über den gar zu patenten Kellner, oder das allzu harte Fleisch — geringfügige Sachen amüsierten sie so sehr, daß sie immer lebhafter wurde — immer deutlicher sprach. — Weshalb? — Um noch einmal das Lächeln in den traurigen, dunklen Augen auftauchen zu sehen? — Jedenfalls gelang es ihr. —

Draußen regnete es fort. Der Sonnenschein drinnen that so wohl! Er genoß ihn ja doch auch nur zu den Mahlzeiten. Er wußte jetzt längst, daß es „deutscher“

Sonnenschein war. Was konnte es denn aber auf sich haben, wenn er sich trotzdem daran erfreute? — —

Dahin war „er" gekommen!! —

Er fühlte es nicht, daß sein Herz schneller schlug, wenn die Tischglocke ertönte, — und: — hätte er es gefühlt, er wäre nicht darauf gekommen, dies mit dem „deutschen" Sonnenschein in Verbindung zu bringen. Er war und blieb doch ein — Pole! —

Und außerdem: — wie war sie jung und schön! und er — schon alt! — ach ja! und — er wollte sich die Wahrheit sagen: häßlich! — freilich hatte man früher seine Augen bewundert — doch jetzt? — das Feuer tot — die Lebenskraft, die daraus geleuchtet — dahin! — „er" war krank! und „sie" — das Bild der Gesundheit. (Weshalb sie hierher gekommen, begriff er nicht, wohl nur ihrer Begleiterin wegen, die recht elend aussah.) — „Er" hatte ein Leben voller Dornen hinter sich — „sie" ein Leben voller Rosen in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, — das hatte er aus dem blauen Himmel herausgelesen — und zuletzt: „sie" war ein lutherisches Edelfräulein, — „er" Katholik und kein Aristokrat. — Kluft reihte sich an Kluft — ja, ein Abgrund lag zwischen ihnen, der nie zu überbrücken war! — Der Sonnenschein war doch keine Brücke — konnte keine werden — weshalb sich nicht daran erfreuen? — —

Sonnenstrahlen haben oft geblendet! — auch ziehen sie im Regentropfen eine Strahlenbrücke über Himmel und Erde. —

Er ist so sicher! — Und wenn er es nicht vor sich selber gewesen wäre — so ist er doch sicher, daß nie ein anderer als nur mitleidsvoller Gedanke von ihr zu ihm herüberschweift — auch das hat er klar in dem blauen Himmel gelesen.

Deutsche Bücher liest er sonst nie — es ist zu unbequem die fremde Sprache immer erst in die eigene übersetzen zu müssen. Jetzt geht es besser. —

Ist seine Übersetzung fehlerlos? — Er denkt nicht darüber nach; er könnte doch keine Beweise, keinen Schlüssel zu „ihrer" Grammatik finden: er glaubt seiner Version, weil sie ihm so leicht wird; — doch — er vergißt seine Augen! — Liegt da vielleicht der Schlüssel?

„Did you ever see such eyes? so groß — so braun — so tief — so traurig?" hatte sie schon oft ihre Begleiterin gefragt und weiter bei sich gedacht: „Eine Welt liegt in diesen Tiefen — eine fremde, unbekannte Welt! — Ob er uns wohl je anreden wird?" —

Drei Wochen dauert die Kur. Vierzehn Tage sind vergangen. Noch ist kein Wort gewechselt worden zwischen ihr und ihm — er weiß sie nimmt ihr Frühstück im Speisesaal um zehn Uhr ein, dann geht er durch den Saal, Hut und Schirm in der Hand, durch die Glasthür ins Freie. — Es regnet noch immer — er kommt zurück, setzt sich und nimmt die Zeitung.

Auch heute. —

„Sie" hat ihr Frühstück beendet und nimmt ihre kleine Reisebriefmappe, um einen Brief zu schreiben. — Sie schreibt viele Briefe. Täglich sieht er sie hier schreiben. Er beneidet sie darum. Wem soll er schreiben? —

Sie schreibt hastig. Sein Blick ruht auf ihr mit demselben Ausdruck wie immer — ein Gemisch von Trauer und Freude. — —

Nach und nach steigt schuldbewußte, flammende Röte in ihre Wangen. Sie fühlt seinen Blick und — sie schreibt gerade in diesem Augenblick von ihm:

„Außerdem ist noch ein Pole hier. Grau meliertes, geschornes Haar, groß, kräftig gebaut, sehr schöne braune Augen. Er spricht aber kein Wort; trotzdem necke ich Fräulein M. mit ihm, da er uns entschieden mit Interesse ansieht. Er würde so gut zu ihr passen, — auch ist er halber Millionär — dreißig schuldenfreie Güter wurde mir neulich erzählt. Leider wird er aber wohl kaum seinen Nationalhaß so weit überwinden, uns einmal anzureden und meine schönen Pläne für Fräulein M. werden so im Entstehen schon zu nichte." —

„Sie reisen bald ab, sagten Sie heute zu der einen Dame — nicht wahr?" — klingt es plötzlich in gebrochenem Deutsch an das erschrockene Ohr der Schreiberin; fast

wäre ihr vor Schrecken die Feder entfallen — doch sie sieht ruhig auf und spricht auch ruhig: „Ja! über acht Tage reisen wir ab.“ —

„Sie freuen sich?“

„Ja!“ —

„Ich reise auch ab.“ —

Es waren wenige Worte. Andere Gäste traten in den Saal. Er schwieg — und sie auch. Sie schrieb weiter. — Er las nicht — er sann. —

Sie sann auch während des Schreibens. —

Über acht Tage sollten sie auseinander gehen. Wo ging er hin? — wo sie? — Wo lag ihre Heimat? Wo die seine? — Was ging es aber ihn — was ging es sie an? — Weshalb die sinnende Frage? —

Es regnete fort. Seit vierzehn Tagen Regen!

Bei Tisch zur Abendmahlzeit erschien ihm der blaue Himmel, ihm gegenüber sogar matter. War das doch endlich der Einfluß des ewigen Regens — oder ein Abschiedsgedanke? —

Er spielte mit den Nußblättern des Feldblumenstraußes zwischen ihr und ihm — „sie“ hatte ihn gepflückt. — Sie schien nahe befreundet mit einer der kürzlich angekommenen Damen — von dieser wird ihr wohl das Scheiden schwer fallen. Aber es sind noch acht Tage, — noch nicht heute!

Er seufzt erleichtert auf.

Unwillkürlich sieht sie zu ihm herüber — doch gleich wieder zurück. — Trotz der plötzlichen Anrede am Vormittage bleibt er wieder stumm bei der Tafel.

Sie unterhält sich mit Gräfin B.

„Sahen Sie die Frohnleichnamsprozession heute, liebes Fräulein von W.? Auf uns, im evangelischen Glauben geboren und erzogen, macht diese Schauspielerei doch einen lächerlichen Eindruck — nicht wahr?“ — fragt die Gräfin. —

Und „sie“ spricht: „Lächerlich? o nein! schmerzlich staunend sehe ich zu. Nicht lachen, — weinen möchte ich über den Tand der katholischen Kirche, der wie eine Wand zwischen dem Vater und seinen Kindern steht, daß diese nicht zum völligen Durchbruch gelangen können, nicht selbst das große Herz voll Liebe für sich schlagen sehen und fühlen dürfen, sondern sich erst auf den vielen Umwegen und Irrwegen müde laufen, um zu ihm zu gelangen, dem **wir**, wenn wir es doch nur genügend thäten, uns täglich kindlich ohne Furcht nahen dürfen. „Es ist nur **ein** Mittler, das ist Christus“ — so denken **wir** — so glauben wir. Wir brauchen uns nicht müde zu machen mit unzähligen Gebeten zur heiligen Jungfrau und unzähligen Heiligen — und sind doch so müde, so träge! In der Treue kann uns mancher Katholik ein Vorbild sein. Nein! lachen kann ich nicht über den Irrtum — ich lerne nur unsere seligen Wahrheiten besser schätzen.“ —

Sie hatte leise aber deutlich gesprochen. Er hatte kein Wort verloren — jedes brannte sich in seine Seele. Hatte sie das gewollt?

Sie war ernst — ihre frühere ungetrübte Fröhlichkeit hatte sie nicht mehr. Nun schwieg sie. —

„Aber Sie gehen doch auch hier zum Gottesdienst an den Sonntagen, sagten Sie nicht so?“ fragte die Gräfin. —

„Ja, ich gehe,“ kam leise die Antwort, „für Sie wird die Stunde jedoch zu früh sein, Sie sind zur Erholung hier, — ich kann Ihnen eine evangelische Predigt leihen, wenn Sie sie lesen mögen.“ —

Ein Geräusch unterbrach die Sprechenden; — ein Stuhl wurde gerückt, sie sah auf. Mit großen langsamen Schritten ging der Pole aus dem Saal.

Bald wurde die Tafel überhaupt aufgehoben. Dann bat man um Musik.

„Sie“ nahm ihre Zither.

„Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb, die konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.“ — Sie spielte und sang es. —

Es war eine unsagbar traurige Melodie und klang unsagbar traurig — **besonders** traurig heute.

„Er" ging am offenen Fenster vorbei, in strömendem Regen. Einen Augenblick blieb er stehen — dann kehrte er ins Haus zurück. —

Am andern Morgen — Sonntag Morgen — kam sie früher als sonst in den Speisesaal herab, ihr Frühstück zu nehmen, schon zum Kirchgang fertig. —

Er war vor ihr unten, hatte sein Frühstück beendet, blieb aber, nach einem stummen Gruß, an seinem Platze, sie wie immer betrachtend. —

Sie aß und trank eilig und wenig und machte sich dann auf den Kirchweg.

Bald stand sie im gedrängten Gotteshause. Weihrauchduft erfüllte den Raum — sinnbetäubend. — Sie suchte vergebens nach einem Platz — sie schwankte und lehnte sich ermattet an die Lehne der nächsten Bank. —

Ein freundliches Bauermädchen sah von ihrem Rosenkranz auf, erhob sich leise und drängte die Ermattete auf den leeren Platz mit solcher stummen Bestimmtheit, daß kein Widerstand möglich war. —

Heute schien zum erstenmal nach langer Zeit die Sonne wieder. Der Kirchweg war sehr sonnig und steil gewesen, auch hatten die Glocken den Beginn des Gottesdienstes längst verkündet, als unsere evangelische Kirchgängerin noch die Hälfte des Weges vor sich gehabt, sie hatte daher ihren Schritt so sehr beschleunigt, so sehr unter der Hitze gelitten, daß die Kühle des Gotteshauses, vereint mit den Wolken des Rauchwerks sie schwindelnd gemacht hatte. — Wie war sie froh, nun recht ausruhen zu können.

Sie schloß die Augen in stillem Gebet. So merkte sie nicht, daß ein hohe Gestalt an ihren Stuhl getreten, daß sich ihr Bild in zwei dunklen Augentiefen spiegelte, doch nur einen Moment, dann wandten sich diese dem Altar zu.

Der Pfarrer in goldgesticktem Gewand wartete eifrigst seines Amtes. Sein Knie mußte müde sein vom Beugen vor dem Muttergottesbild; — sein Ohr müde des fortwährenden Gebimmels der Glöckchen, die die Chorknaben gewissenhaft hin und her schwangen; sein Hirn betäubt von Weihrauchduft; sein Auge verschleiert durch die Rauchwolken; doch was half es — er mußte weiter knixen und räuchern und bimmeln! —

Und unter der Gemeinde — wieviel andächtige Gesichter — andächtige Herzen! —

Dort jener alte Mann scheint ganz in sein Gebet versunken, das Haupt neigt sich tiefer und tiefer, — plötzlich fällt es zur Seite, — ach nein! er schläft! — er ist so müde vom Seufzen! Schon so oft hat er vergeblich zu den Heiligen gefleht! — er ist so müde! — —

Aber neben ihm, die junge frische Dirn! Sie beugt sich so tief und andächtig über ihr Gebetbuch! Sie verfolgt die lateinischen Worte des Pfarrers gewiß in deutscher Sprache, — — wohl ein Muttergottesbild als Buchzeichen zwischen den Seiten! sie küßt es so inbrünstig — jetzt legt sie es nieder und sieht auf, — ach nein! nicht die Mutter Gottes — es ist das Bild ihres Schatzes, das sie mit zur Kirche gebracht hat. —

Düstere — ja feuchte Schleier legen sich über zwei dunkle Augentiefen, die doch mit wunderbarer Schärfe heute alles in sich aufnehmen. — Wie kam es, daß er heute sah — was er nie gesehen und doch von Jugend auf gewohnt war? — Es lag wohl gerade darin, in der Gewohnheit, sie macht so leicht blind — aber weshalb sah er es heute? Weshalb klang es ihm im Ohr: „Ich möchte weinen über den Tand der katholischen Kirche!" —? weshalb ahnte, weshalb fühlte er nicht, daß auch sein Auge feucht war?

Ein letztes Kniebeugen — eine letzte Rauchwolke — und der Gottesdienst am Altar war beendet. —

Ein Erleichterungsseufzer drang an „sein" Ohr, sein Auge richtete sich auf die jugendliche Gestalt neben ihm im Kirchenstuhl. Sie hatte den lange gesenkten Blick erhoben, derselbe war klar, sie hatte nicht geschlafen. Ahnte er, wie sie leise ihr evangelisches Glaubensbekenntnis wiederholt hatte, während der lateinischen Gebete, wie sie im Geiste die schönen Choräle ihrer Gottesdienste gehört und sich auch hier in der Fremde — im fremden Gotteshause erbaut hatte? —

Jetzt bestieg ein anderer Geistlicher die Kanzel. „Ihr" Auge richtete sich aufmerksam auf ihn — er meinte es treu, dieser alte Mann in grauem Haar. Überzeugung sprach aus seinen Worten, seinen Mienen — das that ihr wohl. —

Nach der Predigt begannen die Manöver am Altar vom zweiten Geistlichen aufs neue.

„Sie“ wollte sich den letzt gehabten Eindruck nicht wieder abschwächen lassen. Sie erhob sich leise und ging hinaus. —

Ihr Platz blieb leer — das freundliche Bauermädchen hatte einen andern gesucht und gefunden. —

Der zweite Gottesdienst am Altar glich dem ersten.

Unbeweglich stand noch immer eine hohe Gestalt neben dem leer gewordnen Platz im Kirchenstuhl — „er“ stand und schaute — und fühlte — Unbeschreibliches! — — Auf den leeren Platz sich setzen, wäre ihm unmöglich gewesen. Fürchtete er die ketzerischen Gedanken, die dort gedacht worden waren? nein! — Er erschien ihm zu heilig! und doch fühlte er sich Katholik durch und durch. — Sah er auch heute die Mißbräuche mit fast lutherischen Augen — gerade das Nicht-los-können davon erfüllte ihn mit so unsagbar tiefer Trauer. —

Der Gottesdienst endete. Alles erhob sich von den Plätzen und strömte dem Ausgang zu; nur „er“ konnte noch nicht fort.

Die Kirche wurde leer — er blieb.

Verwunderte Blicke richteten sich vom Ausgang her auf ihn, aber niemand fragte, niemand störte ihn. — Bald war er allein. Noch regte er sich nicht. — Plötzlich — durch die Stille um ihn her erschreckt, fuhr er zusammen; der verlorene Blick des Auges schwand — er kam zum Bewußtsein! — doch zu einem so überwältigenden, daß er auf die Steine neben dem Kirchenstuhl niederfiel — die Kniee beugend — den Kopf auf „ihren“ Platz gelegt, die Hände vor die Augen gedrückt. — Seufzer auf Seufzer drang aus seiner Brust. —

Wie lange er so gelegen? — Wer vermag es zu bestimmen? — Es giebt kurze, heiße Kämpfe — es giebt lange, schwere; wo der größere Schmerz — die tiefere Wunde? —

Als er sich endlich erhob, fiel ihm ein Sonnenstrahl ins Auge, doch nicht von oben durchs Kirchenfenster — von unten kam derselbe. — Geblendet erkannte er doch ein glänzendes Etwas am Boden. Er nahm es auf. Es war ein silbernes Herzchen — „sie“ hatte es vom Armband verloren; — erst als der eine Sonnenstrahl es beschienen, hatte es sich durch so auffallenden Glanz bemerkbar gemacht, sonst wäre es achtlos liegen geblieben. —

Nun lag der Sonnenstrahl auf seinem Antlitz — wie derselbe ihn verschönt! Welch Licht in den dunklen Tiefen! —

Still betrachtete er das in seinen Augen o, wie köstliche Kleinod, dann drückte er es fromm an die Lippen und steckte es zu sich. —

Bei der Mittagstafel blieb heute ein Platz leer. — Draußen schien die langersehnte Sonne blendend hell; — erschien deswegen der Saal so dunkel? — oder erschien er nur „ihr“ so dunkel?

Sie zog sich bald nach dem Essen auf ihr Zimmer zurück. Weshalb war „er“ nicht dagewesen? War er krank? — War er abgereist? — Ihr Herz zitterte. — Sie saß nun am Fenster und sah träumend in die blauen Berge. —

Da klopft es. Das Zimmermädchen hatte eine Bestellung der Gräfin auszurichten. — Im Begriff sich wieder zu entfernen, die Thürklinke schon in der Hand, sagte sie plötzlich:

„Ach der arme Herr W., er hat doch gar keine Freude mehr im Leben! nun liegt er schon seit heute früh in so heftigem Fieberanfall, daß es ein Jammer ist!“ —

Also er ist krank. —

Das Mädchen wollte gehen.

„Bleiben Sie noch, bitte! Hat Herr W. die nötige Pflege, ist der Arzt gerufen?“

„Ei freilich! aber der kann ihm auch halt nix nütze, der Anfall kommt immer wieder — zum drittenmal schon hat er ihn hier und hinterher ist er so schwach — so matt! — ach gnädiges Fräulein, der macht's nimmer lang, wenn er auch ausschaut wie aus Stein gehauen, — aber die Augen! da sieht er wohl krank aus — gelt? — Und

morgen will der Herr W. abreisen — er hat's noch eben jetzt gesagt. Der Herr Doktor meinte, diese letzte Woche solle er hier noch aushalten, aber hat er's doch gar zu eilig — möcht fast glauben: er hat was Liebes z' Haus, wenn er nicht gar so traurig drein schaute. — Doch verzeihen das gnädige Fräulein, ich sollte der gnädigen Gräfin gleich Antwort bringen.“ —

„Sagen Sie, ich käme in wenigen Minuten mit meiner Zither vor die Thür.“ —

Das Mädchen ging. —

Zehn Minuten später klangen die weichen Töne der Altzitter durch die klare Sommerluft. — Des Älplers „Behüt' di Gott“ in seiner schlichten und doch so tiefbewegenden Melodie zog mit dem Lüftchen zu den geöffneten Fenstern hinein an das Ohr des andächtigen, ernsten Lauschers hinter dem schweren Vorhang im nächsten Fensterrahmen.

Die junge Zitherspielerin war so vertieft, — die Gräfin hörte mit geschlossenen Augen, daß beide nichts von dem nahen Lauscher ahnen konnten, dem die klagenden Zithertöne das Herz zerrissen. Nun verstummten dieselben.

„Ach singen Sie mir noch einmal das Lied von den Königskindern — nicht wahr, Sie thun es mir zu Liebe?“ — bat die Gräfin.

Und sie sang. „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.“ — Viel zu tief!

Die beiden Damen hörten nicht den stöhnenden Laut hinter dem Vorhang.

Viel zu tief! — ach! seit einer Stunde erst wußte „er“ wie tief? —

Hatte sein Herz vorher doch Brücken schlagen wollen über Klüfte und Abgründe? Hatte es trotz allem zu hoffen gewagt? —

Ach! wie war ihm nun alles — alles genommen! Er durfte sich nicht darüber täuschen! Zu kurz und deutlich hatte der Arzt gesprochen: „Sie wollen es hören, nun gut: — höchstens drei Jahre noch haben Sie zu leben.“ —

Das Lied ging zu Ende. „Ich seh' euch nimmermehr“ klang es noch — o wie traurig zu ihm herein, dann war alles still. Wie lange? — so lange bis die jugendliche Stimme von neuem einsetzte: „O du lieber Schatz wir müssen scheiden, keine Hoffnung ist auf Erden mehr, drob zerspringet schier das Herz uns beiden, lieber Schatz, ach weine nicht so sehr. Von der Rose brich — noch den Strauß für mich, daß ich etwas hab von dir, darauf ich wein', daß ich etwas hab von dir, darauf ich wein'.“ —

„Nun muß ich aber hinauf gehen, meinen Brief zu beenden. Sie haben Ihr Buch hier, nicht wahr? da vermissen Sie mich nicht, liebe Gräfin?“

Mit ruhiger Freundlichkeit wurden die Worte gesprochen und ruhigen Schrittes ging „sie“, ihre Zither im Arm an „seinem“ Fenster vorbei — sie sah nicht auf — sie wußte auch nicht, daß es sein Fenster war. Seine Augen aber folgten ihr bis ins Haus, — dann wandten sie sich zu dem kleinen — winzigen Etwas in seiner Hand zurück. „Daß ich etwas hab' von dir, darauf ich wein'“ — nicht eine Rose — ihr Herz! — ihr Herz lag in „seiner“ Hand. Er weinte nicht — Thränen wären Erlösung gewesen; — er fühlte zu tief! — sie kamen ihm nicht. —

Johannistag! — die Sonne war untergegangen, auf den Bergen lohten die Feuer auf — und grüßten von einem Gipfel zum andern herüber. Sonnenwende! —

Ein klarer Sternenhimmel lag über der Welt und berauschender Duft des jungen Heu's durchwob die kühle Abendluft. Feiertäglich gekleidete Burschen und Mädchen zogen singend auf der Bergstraße hin — alles war aus den Zimmern ins Freie geeilt. —

„Heda — Christlbar“ — rief die junge Gräfin einen schmucken Bauerburschen an — „können Sie uns morgen nach O . . . fahren? wir wollen gern das gräfliche Schloß besehen und wenn wir über den Fahrpreis einig werden, denke ich, brechen wir um 3 Uhr nachmittags auf.“ —

„Wie's gefällig ist“ — kam die Antwort. Die lachenden, braunen Augen des Burschen wandten sich dabei der Dame zu, deren Arm die Gräfin durch den ihren gezogen. Er schien die Damen schon öfter gefahren zu haben, dieser junge Bursch! „Das gnädige Fräulein wird wohl ein Wort bei der Frau Gräfin für mich einlegen — nicht

wahr?" — schelmische Bitte lag um Mund und Auge, man mußte dem Burschen gut sein auf den ersten Blick. „Der Preis war doch nimmer hoch für solche Pferd?" —

„Sprechen will ich wohl für Sie bei der Gräfin, aber hoch ist der Fahrpreis dennoch. Bei uns zu Lande fährt man billiger" — war die lächelnde Erwiderung.

„Haben Sie da auch Gebirg bei sich zu Land? das macht's! Hier kriege Sie auch was zu sehn fürs Geld! — nit wahr?" —

„Schon recht! um es einmal anzusehen ist das Gebirge schön, dennoch liebe ich unser flaches Land mehr, um darin zu leben und es hat auch seine großen Schönheiten" — (der Bursch sah ungläubig drein) — „hier vermisse ich es so sehr, daß ich nie die Sonne auf- oder untergehen sehe und daheim taucht sie jeden Abend in unsern See und ich stehe bewundernd am goldenen Wasser, wenn hier nur kalte Schatten den Untergang der Sonne künden oder doch nur der Widerschein jener Herrlichkeit an den Felswänden sichtbar wird, die ich voll und ganz genieße." —

Sie hatte halb zur Gräfin gewandt gesprochen, — doch auch der Bursch verstand sie und gab ihr darin recht. Das war viel! denn wie sie später der Gräfin erzählte, hatte sie auf der letzten Fahrt nach F..... einen spaßhaften Streit mit ihm über die Vorzüge seines und ihres Vaterlandes, bis sie sich schließlich dahin geeinigt, daß natürlich jeder seine Heimat über alles liebe und auch lieben müsse. —

Aus der Ferne klang jetzt nur noch das Singen und Jodeln des schmucken Burschen; er liebte seine Heimat, das war klar! nirgendwo anders hätte er glücklich sein können — hier war er glücklich! — Die lachendeu Augen ließen keinen Zweifel daran — sie strahlten vor Lebenslust. — Ob er einen Schatz hatte? — Die Damen wußten es nicht; jedenfalls machte ihn wohl das Bewußtsein schon glücklich, daß ihm jedes Herz, das er erobern wollte, sicher wäre; — da hatte er ja auch noch Zeit. — Eine offene, gewinnende Sicherheit lag in seinem Wesen. —

Die Damen sahen ihm nach bis er durch die nächste Biegung des Weges ihren Blicken entzogen wurde; nur seine helle, fröhliche Stimme klang noch zu ihnen herüber: „Und blühn amol die Rosen, wird's Herz nimmer trüb, denn die Rosenzeit ist ja die Zeit für die ...."

„Ist es nicht besser, wir gehen in den Saal, liebe Gräfin? Es wird zu kühl für Sie!" —

„Ich würde gehen, doch bleiben Sie noch, gehen Sie nicht meinetwegen auch schon hinein, Sie sind gewiß lieber draußen." —

„Ja! Ich möchte dann nur noch die Johannisfeuer erlöschen sehen, doch ich komme bald nach." —

Die Gräfin ging.

„Sie" stand allein an eine Akazie gelehnt und schaute auf zu den Bergen; doch nicht lange allein; — ein Schritt auf dem Kiesweg machte sie erbeben; — bald stand „er" neben ihr. —

„Ich reise morgen" — sprach er ruhig — „in aller Frühe — ich wollte Ihnen daher heute noch lebewohl sagen" — (alles mit dem russisch-polnischen scharfen R. — sie hörte es später nie, ohne an diesen Augenblick zu denken). — Nun schwieg er — und auch sie. —

Achtlos was er that, ließ er die Rose fallen, die er zwischen den Fingern gehalten.

Hatte er sie ihr geben wollen? — Es war eine tief dunkle Rose — schwarzem Sammet ähnlich. — Die Johannisfeuer glühten noch einmal auf und beleuchteten die beiden unter der Akazie — beleuchteten auch die Rose. — Sie bückte sich und nahm sie auf.

„Ach die Rose" kam es von seinen Lippen, — „sie ist schön! Ich pflückte sie ohne zu wissen, wem ich sie geben sollte."

Das war nicht wahr; — sie wußte es; und er — wußte es auch.

„Wollen Sie sie haben?"

Sie erwiderte nichts, sondern steckte sie nur schweigend in ihren Gürtel. —

„Ich habe auch etwas von Ihnen" sprach er weiter — „doch ich gebe es jetzt nicht, wohl erst in drei Jahren — vielleicht auch früher — wieder." — Sie verstand

ihn nicht, und war zu verwirrt, ihn um eine Erklärung seiner Worte zu fragen. An ihr Herzchen dachte sie nicht — sie hatte sich schon in den Verlust desselben gefunden. —

„Sie lieben Ihre Heimat? — wann kehren Sie dorthin zurück?" — begann er wieder. (Er hatte ihre Unterhaltung mit dem lustigen Burschen vorhin Wort für Wort gehört, auch was sie mit der Gräfin darauf gesprochen. Er war nicht gesehen worden und daß er lauschte — — — war es ein Unrecht? Würde „sie" ihm zürnen? Vielleicht sollte er es hören, sie hatte so deutlich gesprochen und die klare Abendluft den Ton so treulich weiter getragen.)

„Meine Heimat liebe ich unaussprechlich! — Doch diese Frage von Ihnen? Die Polen sind doch gerade fanatisch in demselben Gefühl — da müssen Sie es doch auch bei anderen voraussetzen." —

„Ja — in anderer Weise. — Ihnen ist das Gefühl Glück, — uns Polen ein Unheil — an dem wir schwer zu tragen haben. Wann gehen Sie in Ihre Heimat?" — war nochmals seine Frage.

„Das ist noch unbestimmt; ich war so gern hier und möchte noch länger mit der Gräfin zusammen sein, so daß ich noch keinen Tag bestimmen mag; doch Ende nächster Woche bin ich sicher daheim!" —

„Und dann haben Sie bald Bayern und alles vergessen, nicht wahr?" —

„Ich vergesse nicht so leicht" — war ihre leise Antwort.

„Ich auch nicht — weiß Gott! aber man ist glücklicher im Leben, wenn man leicht vergißt. — Doch die Gräfin wartet drinnen auf Sie — ich halte Sie auf — leben Sie wohl." — Er hatte ihre Hand ergriffen — küßte sie in ruhiger, ritterlicher Weise — (was ihm diese Ruhe kostete! —) — dann war er im tiefen Schatten der Bäume verschwunden. —

Sie ging sofort hinein; sie traute sich nicht die Kraft zu, sich dem gehabten Eindruck hinzugeben und dann noch der Gräfin zu begegnen. — Die Johannisfeuer waren auch bereits erloschen und auf den Wegen wurde es still. —

„Da sind Sie endlich!" — hörte man noch die Stimme der Gräfin, ehe die Saalthür sich hinter der Eintretenden schloß. — —

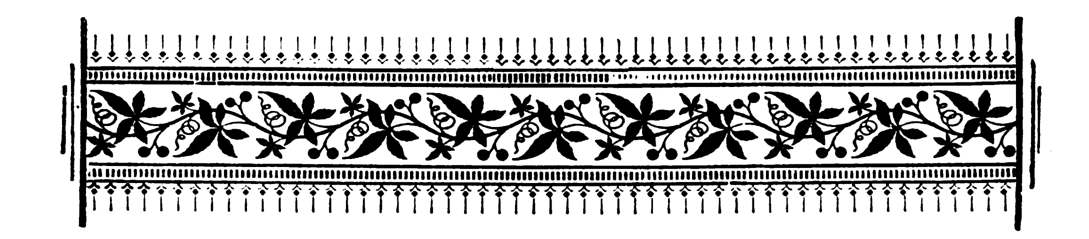
Der neue Tag brach grau und feucht herein — regengraau. — Heftige Windstöße warfen prasselnde Tropfen gegen die Fensterscheiben. Gegen 3 Uhr morgens hörte man das Rollen eines Wagens; — er machte vor dem Hause Halt. —

Mit großen, wachen Augen lag „sie" schon, — ach so lange! und hörte nun alles; — sehen konnte sie nichts aus ihrem Fenster, so lag sie ganz still — regungslos. —

Jetzt wurden Thüren im Hausflur geöffnet und geschlossen, — dann klangen Schritte auf dem Kies — einige Worte zum Kutscher gesprochen und dann — o wie hatte sie sich vor dem Ton gefürchtet! — wurde ein Wagenschlag zugeschlagen, daß die Scheiben der alten Reisekutsche klirrten, dann ein „Hü!" des Kutschers, das Geräusch der Pferdehufe auf dem steinigen Weg und dann das Knarren der Räder. — Lange noch klang dies letzte Geräusch an das Ohr der Lauschenden. — Als endlich auch dies verhallte, vergrub „sie" das Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich. — Wenn nun auch im Hause alles still geworden, so hörte „sie" doch immer wieder das Zuwerfen des Wagenschlages, — immer kam der dabei empfundene, stechende Schmerz von neuem; — klang doch der Ton, wie wenn sich der Sargdeckel über einer geliebten Hülle schließt; das wehe Herz fühlt dann: das ist nun das Ende, — das allerletzte! aber es war doch schon etwas Totes, was wir damit fortgeben müssen und hier? — ach! wie l e b t e ihr Herz — ja! schien erst durch dies Ende — durch dies allerletzte recht eigentlich zum Leben erwacht, während es bis dahin geschlummert und nun — kaum erwacht — schon sein Todesurteil empfangen hatte, denn Hoffnung gab es nicht, das wußte sie; ohne Worte hatte er es ihr gesagt. —

Weshalb es aber so und nicht anders sein konnte, begriff sie nicht und an diesem „Warum" sollte sie schwer zu tragen haben. —

Nach heftigem Kampf mit sich und ihren Thränen fiel sie endlich — nicht in tiefen Schlaf — nein! mehr Betäubung, aus der sie, ein gänzlich neuer Mensch, zu gänzlich neuem Leben erwachte, doch nicht zum Sonnenschein — es regnete in Strömen. —



Aus dem Tagebuch weiland des Geheimrats und Direktors des Königl. Sächsischen Hauptstaatsarchives Dr. Carl von Weber in Dresden.*)

Der obengenannte am 18. Juli 1879 zu Loschwitz bei Dresden verstorbene Dr. Carl von Weber wurde zu Dresden am 1. Januar 1806 geboren als der älteste Sohn des späteren Konsistorialpräsidenten Dr. Carl Gottlieb von Weber und seiner ersten Frau Henriette geb. Kapp, der Tochter des als Arzt berühmt gewordenen Dr. med. Erhard Kapp, früher zu Leipzig, dann zu Dresden, und der ersten Frau desselben, einer verwitwet gewesenen Crayen, geb. Dumont. Er hinterließ ein umfangreiches, mit geringen Unterbrechungen vom Sommer 1816 bis wenige Tage vor seinem Tode reichendes Tagebuch. Wenn wir es wagen, einen Teil davon zu veröffentlichen, sind wir davon ausgegangen, daß alles im Druckwerk auszuscheiden sei, was für weitere Kreise kein Interesse bietet und dessen Veröffentlichung die Rücksicht auf beteiligte Personen oder deren nächste Angehörige oder überhaupt die Diskretion verbietet.

Allem Anschein nach auf Grund einer mündlichen Mitteilung des nun verstorbenen Kultusministers von Falkenstein erzählt das Tagebuch:

„Es war im Jahre 1819, als der spätere Kultusminister Johann Paul von Falkenstein, damals eben inskribierter Student in Leipzig, eine Vergnügungsreise mit zwei Freunden in das nördliche Böhmen unternahm. Er war vorher bei seinem Onkel, welcher Hofmarschall an einem der thüringischen Höfe war, gewesen und hatte auch einen Abstecher nach Weimar gemacht, wo er durch den ihm bekannten Geheimen Rat Schmidt auch bei Goethe eingeführt worden war. Auf der nun nach diesem Aufenthalt in Thüringen unternommenen Reise nach Böhmen hatte Falkenstein unvorsichtiger Weise keine andere Legitimation mitgenommen, als den Schein über seine Inskription in Leipzig. Glücklich und ungefährdet war er bis Eger gekommen, aber hier ereilte ihn das Verhängnis — die österreichische Polizei fragte nach seinen Papieren. Er zeigte seinen Inskriptionsschein vor, der nach damaliger Übung lateinisch abgefaßt war, aber der Diener der öffentlichen Sicherheit ließ das Latein der Universität unberücksichtigt und sperrte Herrn von Falkenstein ein. Den ganzen Tag brachte derselbe bei Wasser und Brot zu, bis er spät abends noch zu dem damaligen Polizeidirektor von Eger, Grüner, dem Vater des späteren Österreichischen Generalkonsuls in Leipzig, Ministerialrat von Grüner, gerufen wurde. Derselbe frug ihn, woher er komme, was er auf seiner Reise bezwecke pp. Falkenstein erzählte ihm alles der Wahrheit gemäß und erwähnte u. a. auch, daß er bei Goethe in Weimar einen Abend zugebracht habe. „Bei Goethe sind Sie gewesen?“ rief freudig erregt und hocherstaunt der Polizeidirektor. „Das müssen Sie mir erzählen.“ Er ließ sofort eine Flasche guten Wein bringen und Herr von Falkenstein, der den Tag über nur Wasser erhalten, erzählte frisch und munter seine Erlebnisse in Weimar und gewann durch sein munteres Benehmen wie durch seine interessante Erzählung in dem Maße das Herz des

*) Wenn im Nachfolgenden von „hiesigen“ Verhältnissen die Rede ist, sind darunter stets Dresdener Verhältnisse gemeint.

Polizeidirektors, daß dieser ihn nicht nur wohl traktierte und sofort freiließ, sondern auch für die weitere Legitimation des Herrn von Falkenstein sorgte."

Zur Erklärung dieses immerhin etwas auffälligen Verhaltens des Herrn Grüner diene folgendes: Derselbe war bekannter Geologe, unterhielt damals schon seit längerer Zeit einen lebhaften Briefwechsel mit Goethe, welcher auch später im Druck erschienen ist, hatte aber noch nicht die persönliche Bekanntschaft des Dichters gemacht. So mußte es ihn denn im höchsten Grade interessieren, einige Details über das Aussehen und Benehmen Goethes zu erfahren. —

Bei einer Fußreise, die Weber im Juni 1821 von Meißen nach Leipzig unternahm, ist für jetzt interessant, daß die Preise zu jener Zeit so auffällig billig waren, daß die Nachtzeche in Döbeln 7 alte Groschen 5 Pfg. betrug, die Mittagszeche in Grimma aber 8 alte Groschen 3 Pfg. Für Butterbrot gab Weber einmal 8 Pfg., das andere Mal nur 4 Pfg. Der Wechsel zweier adeliger Studenten aus bemittelter Familie betrug damals 500 Thlr. — — und freie Wohnung (welche meßfrei 100 Thlr. — — kostete und aus 2 Stuben und 2 Kammern bestand). Um jene Zeit kostete in Meißen eine Flasche geringer Landwein nur 4 gute Groschen. Für Leihen eines gewöhnlichen Reitpferdes auf 3 Stunden gab man damals nur 12 ggl.

Am 29. Juli 1821 erwähnt Weber noch das Spiel des Gänserichreitens, welches jetzt wenigstens in Sachsen nicht mehr vorkommt. Dabei wurde ein toter Gänserich aufgehängt und die Bewerber mußten in Carriere darunter hinreiten. Wer dem Gänserich den Kopf abriß, dem fiel die Gans und noch ein anderer Gewinn zu.

Am 6. August 1821 um die Zeit des Sonnenaufgangs erlebte Weber eine ziemlich seltene Himmelserscheinung, welche den Schreiber dieses an eine ganz ähnliche Erscheinung erinnert, deren Zeuge er in den fünfziger Jahren einmal bei den sog. Exter-Steinen bei Detmold war. „Der ganze östliche Himmel war in einen feuerroten oder goldenen Nebel gehüllt. Es sah aus, als ob ein Schleier in der Gegend der Elbe vor alles gezogen sei. Darauf drang die Sonne durch, wobei das Ganze allmählich verschwand und eine ordentliche Morgenröte sich bildete, mit der man die vorhergegangene Erscheinung gar nicht vergleichen konnte."

Um jene Zeit spielte ein Mann öffentlich auf einer sog. Glasharmonika, einem aus ineinander gefügten Glasglocken bestehenden Instrument von der Größe eines Klaviers. Er vermochte daraus schöne Töne zu entlocken und darauf Choräle und andere Stücke zu spielen. Ein solches Instrument findet sich noch jetzt auf einem Rittergut bei Leipzig.

Der in obige Zeit fallende Teil des Tagebuchs enthält meistens Beschreibungen zu Fuße oder zu Pferde*) unternommener Reisen.

Daraus möge nur folgender Vorgang von Anfang Oktober 1826 hier Platz finden, wo Weber die besonders gut erhaltene Ruine Hohlenfels bei Diez im vormaligen Großherzogtum Nassau aufgesucht und durchgesetzt hat, daß er in dieser, von einem Jäger und dessen Frau, welche ein Nebengebäude innehatten, bewohnten Ruine übernachten durfte. Er sagt darüber: „Nachdem wir uns bis um 9 Uhr abends bei 3 Flaschen Wein, den ich hatte holen lassen, unterhalten hatten und der Wein dem Jäger bedeutend in den Kopf gestiegen war, da er es sich nicht nehmen ließ, ihn auf meine Gesundheit fast ganz allein zu trinken, ging ich auf die nördliche Seite des Schlosses, wo ich im Turm gerade über der im Felsen befindlichen Höhle mir mein Bett hatte aufstellen lassen. In der That gruselte es mich ein wenig, als ich allein durch die dunklen Hallen und langen Gänge schritt, bis ich den Turm erreicht hatte, und meine Tritte weit in den öden Gemächern wiederhallten. Ich verriegelte von Innen die Thür und legte mich zu Bett. Ich konnte nicht gleich einschlafen, stand nach einer Weile wieder auf und sah zum Fenster hinaus. Alles war still und ruhig und nur unten aus der Stube schallte des betrunkenen Jägers Lärm, der sich mit seiner Frau zu zanken schien. Nach einer Weile kam diese aber über den Hof mit einer Laterne und schob den Riegel vor das Thor. „So", dachte ich, „nun bist du gefangen wie die Maus in der Falle. Heraus kannst du nicht, es mag geschehen,

*) Damals gab man in Göttingen als Leihgeld für ein Pferd auf 2 Tage nur 1½ Thaler.

was da wolle, wie, wenn nun der Wirt ein Schurke wäre!" In der That, er hätte mich zehnmal totschlagen können, es hätte kein Hahn danach gekräht und daß ich Geld bei mir hatte, konnte er wohl bemerkt haben. Obwohl ich mir meine thörichten Gedanken aus dem Sinne zu schlagen suchte, verfolgten sie mich in meinem Traume, als ich bald darauf einschlief. Auf einmal wurde ich, kaum eingeschlafen, durch ein dumpfes Geräusch erweckt. Ich fuhr auf, rieb mir die Augen und hörte, halbschlaftrunken, ein lautes Jammern. Eiskalt lief es mir über den Rücken. Ich dachte immer noch, ich träume, aber wiederholte Klagetöne überzeugten mich bald, daß ich wach sei. Auf einmal hörte ich eilende Schritte auf dem Gange, man kam die Treppe herauf, ein Lichtschein drang durch die Thüre. Sofort war ich aus dem Bett und in die Hosen gefahren, griff auch nach Pistole und Dolch. „Herr Jesus", rief die Stimme eines Menschen, der an meine Thüre klopfte, „machen Sie auf, mein Mann ist tot." „Was ist das für ein Lärm?" rief ich. „Ach Gott", antwortete die Frau des Jägers weinend, „machen Sie nur auf, mein Mann ist die Treppe herabgefallen und hat den Hals gebrochen." Zögernd riegelte ich die Thüre auf, in der einen Hand die gespannte Pistole, in der anderen Hand den gezückten Dolch trat ich in die Thüre. Ich erkannte aber sofort meine unnütze Vorsicht, als ich bloß die weinende Frau sah, die mich unter lautem Jammern in den Hof führte, wo ihr Mann unten lag und — schnarchte. Es stellte sich darauf heraus, daß der Förster stark betrunken war, da er außer dem Wein noch eine Flasche Branntwein genossen hatte. Er hatte nur infolge seines Sturzes auf der Treppe eine arge Brausche, zu deren Beseitigung ihm dann ein Umschlag gemacht wurde. Der übrige Teil der Nacht verlief ruhig, obwohl die Ruine im Rufe stand, daß darin Gespenster hausten."

Von Weber's Reise durch Frankreich, der Schweiz und Süddeutschland im Jahre 1828 möge des Unterschieds mit der Jetztzeit und der daraus hervorgehenden erfreulichen Folgen der kunstliebenden Thätigkeit der bayerischen Könige halber hier nur folgendes Erwähnung finden. Weber fand damals zu München zwar das neue königl. Schauspielhaus schon fertig, die Arkaden und die Glyptothek, sowie einen Teil der kgl. Residenz eben im Werden und versagte der Schönheit dieser Baulichkeiten nicht das ihnen zukommende Lob. Im übrigen sprach er sich aber über das damalige München, dessen jetzige Beschaffenheit wir als bekannt voraussetzen dürfen, wie folgt aus: „Wir fuhren durch viele im Entstehen begriffene Gartenanlagen und winzige Gartenhäuser, dann durch sehr schmutzige Straßen pp." „In der Stadt selbst aber bemerkten wir kein schönes Gebäude, alles ist voll Schmutz und überall wird gebaut." „Um 9 Uhr abends (am 27. September) waren die Straßen schon ganz tot und öde." „Überhaupt finde ich die Stadt unendlich tot. Auch habe ich kein einziges hübsches Gewölbe bemerkt, lauter kleine erbärmliche Handlungen, in denen ich mit Mühe einige Kleinigkeiten als Andenken für die Meinigen finden konnte." Bezeichnend für jene Zeit ist auch, daß damals die Eilpost von München nach Sachsen nur zweimal in der Woche ging. Sie fuhr 7 Uhr früh des ersten Tages von München ab, traf früh 7 Uhr des anderen Tages in Nürnberg ein und fuhr dort erst 4 Uhr nachmittags des zweiten Tages ab. In Studentenkreisen in München wurde damals vom König Ludwig I. folgende nette Anekdote erzählt. Eines Tages im Winter traf der König einen Studenten, der bei arger Kälte im Schloßgarten in einem Buche studierte. Der König fragte ihn, warum er hier studiere. Der Student, welcher ihn nicht kannte, antwortete, er habe kein Holz, demnach sei es egal, wo er studiere. Der König fuhr fort, warum er sich denn nicht an den König wende? Der Student erwiderte: Das wird ja nichts helfen, denn der König sei ja der ärgste Knicker im Lande. Der König ließ sich seinen Namen sagen und den anderen Tag erhielt der Student ein Fuder Holz und einiges Geld mit einem Zettel, worauf stand: „von Ludwig dem Knicker".

Am 2. Juni 1833 trat im Theater zum Linke'schen Bad zu Dresden ein gewisser Rappo auf. Dieser setzte durch seine übermenschliche Stärke Alles in Erstaunen. Über ihn sagt das Tagebuch: Einiges ging über alle Begriffe. So hing er sich bei einem Bein auf und blieb dann in horizontaler Linie hängen, wobei er zwei Männer auf sich treten ließ und einen dritten aufhob. Dann hing er sich mittelst eines Armes an einer Säule auf, die gedreht wurde, und machte dazu die Bewegungen eines Menschen, der schnell

läuft. Endlich ließ er sich mit den Beinen an eine Windmühle binden und die Flügel drehen, wobei er immer in gleicher Richtung mit den Flügeln blieb. Mit 3 Zentnern in einer Hand lief er herum, als ob es nichts wäre. Eine 40pfündige Kugel warf er mit den Beinen hoch in die Luft und fing sie mit dem Nacken wieder auf.

In jener Zeit gehörte ein Weinberg in der Nähe des jetzigen Albrechtsschlosses in Loschwitz einem Grafen Dohna. Am Thor stand eine Tafel, auf welcher deutsch der Eintritt jedermann bei 1 Thaler Strafe verboten war. Französisch hieß es darunter, daß jeder herein könne, welcher sich an dem Grundstück erfreuen und es nicht mißbrauchen wolle.

Bezüglich der jetzt nicht mehr bestehenden sog. freien Schöffengerichte hat ein zuverlässiger Gewährsmann, der verstorbene Justizrat Struckmann zu Osnabrück, Weber am 24. April 1835 mitgeteilt, daß dieselben mit dem sog. Umstand bis vor wenigen Jahren in Osnabrück und dessen Umgebung abgehalten worden seien. Dieselben wären jedoch nur Schiedsgerichte gewesen und die Sachen hätten, wenn die Parteien sich nicht bei deren Ausspruch beruhigt, noch vor den ordentlichen Richter gebracht werden können. Jeder der außenbleibenden Gerichtsangehörigen, die den Umstand gebildet hätten, habe einen Schilling bezahlen müssen. Zur Kenntnisnahme der Lokalobservanzen sei diese Einrichtung doch zweckmäßig gewesen.

Mit dem späteren Sächsischen Staatsminister, noch später Reichskanzler der k. k. Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Freiherrn Friedrich Ferdinand von Beust war Weber von früher Jugend an bis zum Tode, unbeschadet öfters auftretender Meinungsverschiedenheiten, eng befreundet. Im Jahre 1836 erzählte v. Beust einem gemeinsamen Freunde, er habe mit Staatsminister von Zeschau, als damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, eine Unterredung gehabt und sich ganz „offen" gegen denselben ausgesprochen, ganz von der Leber weg geredet. Befragt, was er denn von Zeschau gesagt habe, hat er erwidert, er habe gesagt, „er sei ganz Se. Excellenz Ansicht".

Mittwoch den 14. Dezember 1836 besuchte Weber in Berlin seine Cousine, die verwitwete Geheimrat Körner geb. Stock und sagt über dieselbe und deren Mitteilungen folgendes: Ihres Alters (75 Jahr) ungeachtet hat sie die ganze Frische des Gedächtnisses bewahrt und nimmt Teil an allem, was in der Welt vorgeht. Ich brachte das Gespräch auf ihren früheren langjährigen Hausfreund Schiller. Sie erzählte mir manches mir Neue. Er ist ein langer hagerer Mann gewesen. Als er bei Körners in dem Weinbergshäuschen zu Loschwitz wohnte, ging er, ein großer Freund des Obstes, im Mondschein im Nachtgewand unter einen vor dem Hause stehenden Kirschbaum und aß sich so satt. Seine Frau, eine geborene von Lengefeld, war sehr phlegmatisch und hatte so wenig Sorge für ihn, daß er im Hause in den letzten Jahren allerhand sonderbares Zeug anfing. So hat er sich nicht ausgekleidet und ins Bett gelegt, sondern der Bediente löste ihm, wenn er auf einem Stuhle oder Sopha eingeschlafen war, die Kniegürtel und deckte ihn mit einer Decke zu. Während eines sechswöchentlichen Aufenthalts ihres verstorbenen Mannes in Jena bei Schiller, behauptete letzterer, er könne bloß stehend essen. Man widersprach ihm nicht, allein es ward ihm am Ende beschwerlich und nach einigen Wochen setzte er sich von selbst und es schmeckte ihm vortrefflich.

Unter dem 10. Juni 1837 erwähnt Weber, daß nach dem Tode eines Schriftstellers von Maltitz 20000 Thlr. in Pfandbriefen, die er notorisch besessen, vermißt wurden und wegen Feststellung ihrer Entwendung polizeiliche Erörterungen eingeleitet wurden. Erst nach mehreren Wochen, als seine wenigen Möbel verkauft werden sollten, bemerkte jemand, daß in seinem Lehnstuhle Papiere knisterten. Man schnitt den Überzug auf und fand da die vermißten Papiere.

Für die Geschichte der Botanik dürfte es nicht ohne Interesse sein, daß schon im Jahre 1842 der Graf Hoffmannsegg zu Dresden die Orchideen pflegte. Er ließ sie abzeichnen und hatte eine große Sammlung solcher Zeichnungen.

Am Abend des 9. August 1842 hatte Weber, als er in den Plauen'schen Grund fahren wollte, ein sehr merkwürdiges Schauspiel. Der Plauen'sche Grund brannte lichterloh. Bei Gelegenheit eines der ersten hiesigen Sängerfeste waren durch unvorsichtig geworfene

Schwärmer die Büsche und das Gras an den steilen Felsabhängen des Thales in Brand geraten und es hatte dem nahen dichtbewachsenen Rücken und den benachbarten Feldern Gefahr gedroht. Es wurden daher durch den zufällig anwesenden Kreisdirektor von Watzdorf die Bewohner einiger Dörfer aufgeboten, die dann durch Erdeaufschütten den Brand getilgt haben.

Am 13. Dezember 1842 sollte in einer hiesigen Familie der Geburtstag des bekannten Dichters Tiedge gefeiert werden. Dabei sollten einige Gedichte Tiedge's aus einem im Besitz der Unternehmerin des Festes befindlichen Exemplar verlesen werden. Letzteres holte zwar deren Jungfer von ihrem Nachttisch. Es fand sich jedoch, daß dieses Exemplar — noch nicht aufgeschnitten war.

Weber hatte Gelegenheit das Testament der Frau von der Recke*) zu lesen und entnahm daraus folgendes: „Unter anderem vermachte sie ihrem Bruder vier Landschaften von Anton Graff**) und erzählte von diesem folgende Geschichte. Der älteste Sohn Graff's, bei der Regierung zu Berlin angestellt, sank plötzlich vom Sonnenstich ergriffen auf der Straße nieder. Der Vater ward so ergriffen, daß er, wenn jemand sich von ihm malen lassen wollte, dann nur das Bild seines seligen Sohnes auf die Leinwand bringen konnte. Graff klagte dem Kapellmeister Naumann, daß der schnelle Tod seines Sohnes ihn nicht nur seines Lebensglückes beraubt, sondern ihn auch um sein Brot gebracht habe. Naumann sagte, „kommen Sie zu mir nach Blasewitz, versuchen Sie Landschaften zu malen." „Was, ich Landschaften malen? ich weiß nicht, wie ich einen Baum malen soll." „Machen Sie den Baum so, wie er Ihnen aus einem erwählten Standpunkt erscheint und Ihre Hand wird bald darstellen lernen, was Ihre Künstleraugen aufgenommen haben." Graff folgte Naumann's Rat, zog nach Blasewitz und malte 4 Landschaften aus der Gegend: Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Nur 7 Landschaften hat er gemalt, darunter sind zwei verkleinerte Kopien der ersten beiden Bilder. Das 7. Bild stellt die Scene dar, als Naumann im großen Garten vom Nervenschlage getroffen, mit dem Tode ringend gefunden ward. Nachdem Graff diese 7 Landschaften gemacht, ward er wieder Portraitmaler und blieb es bis zu seinem Tode."

Am 23. Oktober 1842 machte der von Weber öfters als sehr geistreich bezeichnete damalige kgl. Preußische Gesandte von Jordan Weber einige interessante Mitteilungen. Er stellte da von berühmten Schauspielern Fleck und Iffland, den er als flotten Lebemann bezeichnete, über alle lebenden Künstler einschließlich Döring's. Noch erzählte er, als er in Weimar beim Jubiläum des Großherzogs August gewesen, sei früh um 7 Uhr Goethe, den der Großherzog geduzt, zu diesem gekommen, der Großherzog habe ihn umarmt und gesagt, „nun, Goethe, soweit haben wir es beide nun gebracht, in der Jugend haben wir es nicht danach getrieben." Den Abend habe Goethe sich vorbehalten und alle Honoratioren eingeladen. In seinem Hause sei die vordere Reihe der Zimmer ganz mit gedeckten Tischen gefüllt gewesen, an welchen sich die Gäste, wie es ihnen beliebte, niedergelassen. Auf jedem Tische habe eine Speise- und eine Weinkarte gelegen, nach der jeder sein Abendessen sich habe wählen können. Goethe sei den ganzen Abend nicht in diese Zimmer gekommen, sondern sei in einer mit allerhand Kunstsachen gefüllten Gallerie im Hintergebäude auf und ab gewandelt, wo er die Ankommenden begrüßt habe. Erst nach 9 Uhr, als ein Teil der Gäste schon wieder fort gewesen, sei der Großherzog gekommen und habe mit Goethe soupiert.

Auf glaubhafter Mitteilung von anderer Seite beruht nachstehender Vorgang. Ein einem deutschen Staat, nicht Sachsen angehöriger Gesandter beabsichtigte eine Verhandlung, deren Ausgang er vorhersah, und da er eine gute Gelegenheit fand, sandte er den Bericht über die Verhandlung einige Tage eher ab, als sie stattgefunden. Unglücklicherweise starb ein ihm untergebener Beamter, dem der Gesandte in seinem Roman eine Hauptrolle zugedacht hatte, einige Tage vor der Verhandlung. Dies wurde dem Potentaten,

*) Jedenfalls die bekannte Elise von der Recke, welche lt. Brockhaus Realencyklopädie 8. Ausg. am 13. April 1833 zu Dresden starb.

**) Bekannt als Portraitmaler.

unter welchem der Gesandte diente, mitgeteilt und als man sich zu Gunsten des Gesandten, welcher von ihm abberufen, verwendet hat, hat er erwidert, er liebe es nicht, wenn seine Gesandten ihm Romane schrieben.

Ein durch seine Kurzsichtigkeit und Zerstreutheit bekannter vornehmer Herr saß einst bei einem Diner neben dem König Friedrich August. Dabei schenkte der Hausherr einen Pokal voll Wein und brachte des Königs Gesundheit aus. Der Pokal ging dann im Kreise herum und gelangte auch an jenen Herrn. Er sah eine Inschrift darauf, die wie ein Band um den Pokal ging, und in der Bemühung sie zu lesen, drehte er den Pokal allmählich herum und goß auf einmal den Inhalt, an den er nicht gedacht, dem hohen Nachbar auf dessen Kleidung.

Seit dem 24. August 1843 wurde Weber, der bisher erst Referendar beim Oberkonsistorium, dann Hilfsarbeiter, schließlich Rat beim Appellationsgericht zu Dresden gewesen war, Stellvertreter des als Minister nach Weimar berufenen Ministerialrats von Watzdorf, vom 1. Oktober 1843 ab aber definitiv Ministerialrat und als solcher vortragender Rat im k. Sächsischen Gesamtministerium. Aus dieser Stellung, in welcher Weber die Bekanntschaft vieler bedeutender und interessanter Personen machte, erklärt sich die aus dem Nachfolgenden sich ergebende reiche und genaue Kenntnis der Tagesereignisse.

Ein Beamter, der noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, die Hofetiquette näher kennen zu lernen, war einmal zu einem Diner zu einer k. Sächsischen Prinzessin eingeladen. Nach dem Essen stand er auf einmal auf und sagte: „Nun wollen wir aber Ew. Königl. Hoheit nicht länger beschwerlich fallen“ und empfahl sich damit.

Der damalige Justizminister von Könneritz erzählte im Jahre 1843 folgende Geschichte als von ihm erlebt: Ein Bauer, der nicht schreiben konnte und mit 3 Kreuzen unterzeichnete, rief, während er die Kreuze unter ein Protokoll brachte, „Kerls seid still, daß ich mich nicht verschreibe.“ Hinter ihm unterschrieb sich ein Bauer statt als „Kirchenältester“ als „Kirchenelster“.

In den Wintern 1842/1843 und 1843/1844 bemühte sich Weber mit seinen näheren Bekannten die Geselligkeit in seinen Kreisen dadurch zu heben, daß er im Winter 1842/43 vom 7. Februar 1843 ab an allen Dienstagen bis 25. April 1843 und im Winter 1843/44 vom 28. Januar 1844 ab bis Mitte Mai 1844 an allen Sonntagen seinen Bekannten anheimstellte, sich abends in seinem gastlichen Hause bei einfachster Bewirtung einzufinden, wo dann Theaterstücke, Opern, Scherze aller Art von den Gästen aufgeführt, auch humoristische Protokolle über die früheren Abende vorgetragen wurden. Möglichst sollte jeder, der einmal zugesehen, auch einmal etwas aufführen. Die Sache fand soviel Beifall, daß sich immer mehr Personen bemühten, in diesem Kreise Aufnahme zu finden, sodaß später 30—40 Personen sich zu einem solchen Abend zusammenfanden. Wohl diese zu große Ausdehnung und einige gesellige Schwierigkeiten, über die Weber im Tagebuch klagt, haben dazu geführt, daß im nächsten Winter diese geselligen Abende nicht wieder aufgenommen wurden.

Am 2. Juli 1844 notiert Weber, er sei am letzten Sonnabend mit dem Botenwagen von Dresden nach Tharandt gefahren, als er an dem sog. Backofen angekommen, habe der Wagen gehalten, der Führer eines entgegenkommenden Botenwagens habe Weber höflich um Entschuldigung gebeten und dann den Boten des Weber'schen Wagens, seinen Schwieger- oder Stiefsohn, sehr heruntergemacht, weil er sich betrunken pp. Weber und dessen Gesellschaft waren sehr erstaunt gewesen über die zu diesen Expektorationen gewählte Gelegenheit. Schließlich erfuhren sie, daß diese Leute, weil immer der eine herein-, der andere aber herausfuhr, sich immer nur an dieser Stelle trafen und somit alles daselbst miteinander abmachen mußten.

Den 31. August 1844 wohnte Weber einem Diner beim k. Preußischen Gesandten von Jordan bei und saß dabei neben dem bekannten Komponisten Meyerbeer. Dieser erzählte dabei, daß er seit 3 Jahren eine Oper, den Prophet, fertig habe, die er für das beste seiner Werke halte, aber nicht aufführen lasse, weil er in Paris keinen passenden Tenor finden könne. Bei einem Gespräch zwischen Meyerbeer nnd dem genannten Gast-

geber, sagte letzterer, „die Harmonie sei die Kochkunst", ersterer erwiderte: „die Melodie sei der Braten, es sei wie beim civet de lièvre: avant tout il faut avoir un lièvre."

Ein geistreicher Toast, welcher im Jahre 1846 bei einem Diner der Leipziger Stadtverordneten ausgebracht worden ist und an die bei den Leipziger Ereignissen des August 1845 hauptsächlich beteiligten bekannten Persönlichkeiten erinnern sollte, möge hier aufgenommen und so vor dem Schicksal des Vergessenwerdens thunlichst behütet werden. Derselbe ging dahin, Leipzig möge 1846 bewahrt werden vor Groß — artigem Schweigen, Hase — nartigem Davonlaufen und Blum — enartigem Wirken!

Den 7. Mai 1846 bemerkt Weber: „Ein Staatsgeheimnis, das das Publikum viel beschäftigt hat, ist nun offenbart worden. Ein geheimnisvoller Gefangener auf dem Königstein, der Krakauer Diktator Tisowski kam den 3. März hier an, ohne Legitimation, gab sich dem Polizeidirektor von Oppell zu erkennen und ward erst 4 Wochen hier geheim auf der Polizei verwahrt und dann auf den Königstein gebracht. Er hatte sich Chevalier de Tand aus Tischendorf benannt und etwa 20000 Gulden in Papieren bei sich. Er soll ein interessanter gebildeter Mann sein und war nach einem Briefe, den Oppell mir zeigte, sehr zufrieden mit seiner Behandlung."

Für die Entwickelung der Schleswig-Holstein'schen Frage ist es von Interesse, daß Prinz Waldemar von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg bereits am 3. November 1846, wo er eben von Schleswig kam, von der Aufgeregtheit der dortigen Stimmung sprach, die nur einer geringen Veranlassung zum Losschlagen bedürfe. U. a. erzählte er eine Anekdote von A. v. Humboldt, welcher beim König von Preußen den Minister U. erwähnt als Minister der Volksaufklärung. „Des öffentlichen Unterrichts", berichtigte der König. „Also gerade das Gegenteil", fuhr Humboldt fort, „des öffentlichen Unterrichts."

Unter dem 21. August 1847 ist bemerkt, daß beim Empfang Sr. Maj. des bekanntlich katholisch gewesenen Königs Friedrich August in einer kleinen erzgebirgischen Stadt eine für letzteren erbaute Ehrenpforte mit seiner Büste und derjenigen Martin Luther's geschmückt worden sei.

Aus der Zeit der Wahl zum sogenannten „Unverstandslandtag" rühren (unter dem 31. Dezember 1848) folgende Wahlgeschichten: „Jemand in Plauen hat den Namen Windischgrätz (denjenigen des damaligen Unterdrückers Wiens) aufgeschrieben. Ein anderer ist wiedergekommen und hat gesagt, er habe in der Duselei eine Rechnung in die Wahlurne gesteckt. Ein Gemeindevorstand aus der Umgegend Dresdens ist zu seinem Gerichtshalter gekommen. Dieser frug ihn, wie sie es bei der Wahl machten? Jener antwortete: „ei nun, Claus schreibe die Namen." Auf die Frage: „welchen Namen denn?" erwiderte er: „das wisse er nicht." Der Gerichtsdirektor sagte nun, sie möchten den Kandidaten des deutschen Vereins, den er nennt, aufschreiben. Der Gemeindevorstand sagte das zu. Nach einiger Zeit kommt er wieder und teilt dem Gerichtsvorsteher den Namen mit, den Claus aufgeschrieben. Dieser findet, daß es der Kandidat des — jenem Verein gegenüberstehenden — Vaterlandsvereins sei und als er das dem Gemeindevorstand sagt, bricht dieser in die Worte aus: „Das ist doch verflucht, da haben wir doch einen falschen d'erwischt."

Zu jener Zeit erzählte Freiherr von Beust eine wunderliche Geschichte, die einem ehemaligen französischen Gesandten B. passiert war. Er war sehr zerstreut und hatte sich in eine Gräfin X. verliebt. Eines Tages kommt er zu Hause und sagt seinem Legationssekretär: nun habe ich um die Gräfin X. angehalten. Ich traf ihren Vater und habe um ihre Hand gebeten. „Wie?" sagt der andere „ihren Vater? Der ist schon seit 3 Jahren tot." B. hat, wie sich nun ergab, einen Mann für den Grafen X. gehalten und diesen, den er nun gar nicht zu bezeichnen wußte, um die Hand seiner Tochter gebeten. Einige Tage darauf bekam er einen Brief mit ganz unlesbarer Unterschrift, worin der Schreiber ihm die Hand seiner Tochter gebetener Weise zusagte. Erst nach vielen Nachforschungen erfuhr er, daß die Unbekannte ein Fräulein L. sei, reich und hübsch, — die er denn auch geheiratet hat.

Ein paar interessante Anekdoten brachte damals derselbe Gewährsmann aus Berlin mit. Fürst Metternich über den König von Sardinien befragt, antwortete: Il m'a dit,

il y a quelque temp, à Vienne; „quand Vous me verrez dans les rangs des ennemis de l'Autriche Vous m'appellerez canaille“ eh bien si je le rencontre je profiterai de cette permission.

Der König von Preußen (Friedrich Wilhelm IV.) hat zum österreichischen Gesandten von Prokesch gesagt, wenn ich der Kaiser von Österreich wäre und der König von Preußen nähme diese Krone an (sc. die Krone als Deutscher Kaiser), so würde ich ihm den Krieg erklären. „Das wird der Kaiser von Österreich nicht thun“, sagte Prokesch, „er wird warten bis diese Krone dem König von Preußen die Stirn verbrannt und dann wird er ihm die Hand reichen.“

Die Geschichte der 1849er sog. Dresdener Maitage ist im Tagebuch so packend geschrieben und zugleich so unmittelbar nach den betreffenden Ereignissen, nämlich an jedem der Maitage selbst, daß es, wennschon sie vielleicht für manchen nicht viel Neues bietet, angemessen erscheint, sie hier wenigstens zum Teil aufzunehmen.

Hierbei darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß die sog. Maitage durch die Weigerung der damals nur von Freiherrn v. Beust, Rabenhorst und Zschinsky geführten Sächsischen Regierung, die damalige neue Reichsverfassung anzuerkennen, veranlaßt wurden.

„Mittwoch, 2. Mai 1849. Nach Mittag hat die Kommunalgarde eine Adresse entworfen, worin u. a. gesagt wird, sie werde einem Aufstand zu Gunsten der Verfassung nicht entgegentreten. Ärgerlich ist dabei insbesondere, daß diese Demonstration, wie andere, von Leuten ausgeht, die positiv gar nicht wissen, um was es sich handelt. Von hundert hat keiner die Verfassung auch nur gesehen. Aus Fanatismus für Ruhe, die das Volk von der Verfassung erwartet, bekommen wir dieses Mal die Revolution.“

„Donnerstag, den 3. Mai 1849. Ich ging zeitig in das kgl. Hauptstaatsarchiv (welchem Weber seit dem 1. Januar 1849 vorstand) und bestimmte eventuell die Maßregeln, die man zu ergreifen habe, wenn in der Nähe des Hauptstaatsarchivs etwa Feuer ausbräche, gebot den Beamten aber zugleich Stillschweigen über diese Admonition, weil sonst gleich in der Stadt wer weiß was gefolgert werden würde.

Später: Ein blutiger Tag in der sächsischen Geschichte! Man sagte allgemein, daß heute, nachdem gestern die Kommunalgarde sich auf Beschluß des Ausschusses gegen den Willen des Kommandanten versammelt und obenerwähnten Beschluß gefaßt hatte, dadurch aber sehr aufgeregt worden war, es nun losgehen werde.

Ich ging etwa um 9 Uhr vormittags in der Stadt spazieren. Das Volk wogte bloß auf und ab, man sah keinerlei äußere Zeichen eines ernsten Aufruhrs; auf der in Neustadt gelegenen Königsstraße wurden, da der Jahrmarkt begann, ruhig, wie gewöhnlich zu Jahrmarktszeiten, zahllose Bettstellen feilgehalten. Ich ging dann zu der Ministerin von Beust, die ich besonnener fand, als ich erwartete. Sie fuhr eben mit den wertvollsten Sachen und den Kindern an einen sichereren Ort, zum Oberhofmarschall von Gersdorf. Im Quartier war alles zum Fenstereinwerfen geordnet, alle Vorhänge abgenommen, die Möbel zurückgerückt, alles Zerbrechliche entfernt. So fuhr ich um 1 Uhr nachmittags nach Hause, auf einem Umwege, da die Schloßstraße dicht gedrängt voll Menschen war. Um 4 Uhr ging ich wieder hinüber, es war die Stille vor dem Sturm. Alle Zugänge des Schlosses waren verschlossen, kein Soldat zu sehen, obwohl alles Militär (das Regiment Albert und einige Kompagnien Artillerie*) hinüber, nach Altstadt, gezogen war. Ich ließ das Hauptstaatsarchiv schließen und ging in das prinzliche Palais, wo ich sah, daß Leute einzeln eingelassen wurden. Ich zeigte meine Karte und ging nun durch die ganz mit Soldaten angefüllten Korridore in das k. Schloß, wo ich Minister Beust im Vorzimmer des Königs mit den Ministern Rabenhorst und Zschinsky fand, einen Stadtrat anhörend, der eben referierte, daß der Stadtrat soeben Allarm für die Kommunalgarde schlagen lasse — um sie einen neuen Kommandanten wählen zu lassen, da der Kommandant Lenz abgedankt habe. Ich ging nun, nachdem ich mich überzeugt,

*) Ein großer Teil der Sächsischen Armee stand damals bekanntlich als Teil der Bundesarmee gegen Dänemark in Schleswig-Holstein.

daß ich nichts thun konnte, da der König wiederholt Deputationen entschieden abgewiesen, zurück nach Hause. Es war nach 5 Uhr, da fielen die ersten Schüsse am Zeughause gegen das stürmende Volk. Ein Greis, der erschossen worden, ward herumgefahren und dann die blutige Leiche vor das Georgenthor gefahren, auch wurden im Schloß Fenster eingeworfen. Nun wuchs der Aufruhr von Stunde zu Stunde. Die Kommunalgarde war auf Alarmschlagen wenig zahlreich erschienen, indem die Konservativen und Feigen zu Hause geblieben waren. Ich begegnete dem Neustädter Bataillon, von Zychlinsky an der Spitze, dem die Kampfeslust aus den Augen leuchtete. Die Führer der äußersten Linken, Zschirner, Gruner, haben die Kommunalgarde angeredet, sie aufgefordert, mit dem Volke zu gehen. Vom Rathause aus wurde dann durch Dr. Minkwitz, Obmann des Vaterlandsvereins, erklärt, der Ausschuß habe beschlossen, die Kommunalgarde gehe mit dem Volke und es solle Munition verteilt werden. Darauf sind die Meisten nach Hause gegangen, wenn sie nicht gezwungen mit an den Barrikaden gearbeitet haben, die nun überall errichtet wurden. Von 7 Uhr ab ward unausgesetzt von dem Volke Sturm geläutet, dazwischen hörte man die Schüsse fallen, doch scheint, mit obengedachter Ausnahme, noch nicht mit Kanonen geschossen worden zu sein. Die Brücke war durch Kavallerie gesperrt, die alles nach Neustadt, niemand nach Altstadt ließ. In Neustadt selbst herrschte tiefe Ruhe. Die ersten Stunden der Nacht vergingen anscheinend ruhig, um 7 Uhr begann wieder das Stürmen mit den Glocken und gegen 4 Uhr fielen 4 Schüsse, die ich nach dem Schalle für Kanonenschüsse halten mußte. Die Wohnung des Kaufmanns Lenz ist ganz verwüstet, die Kommunalgarde hat nur schwache Versuche gemacht, das eindringende Volk zurückzuhalten.

Den 4. Mai Freitag. Ein wundervoller Tag beleuchtet die Schreckensscenen. Ich komme eben aus dem Hauptstaatsarchiv zurück, das verschlossen und finster war. Die Brücke war mit reitender Artillerie besetzt, auf dem Schloßplatze lagerte Kavallerie und Artillerie, der Platz war frei, auf der Terrasse einige Wachen, der Kampf ruht.*) Im Klinikum sind mehrere Leichen solcher, die bei dem Versuche, das Zeughaus zu stürmen, erschossen worden sind. Ich sah bloß zwei Barrikaden, am Opernhause, die nur aus umgestürzten Düngerwagen, Gerölle ꝛc. bestanden und die Passage kaum hinderten. Einer oder zwei Leute standen darauf. Zwei junge Menschen mit Flinten standen in der Nähe der Wache. Aus der Ferne tönte Geschrei sowie das Fallen schwerer Balken, mit denen man Barrikaden baute. Der König soll um 3 Uhr nachts mit dem Dampfschiff unter dem Schutze von 150 Mann nach dem Königstein abgereist sein. Bei seiner Abreise sind 3 Raketen gestiegen (die Schüsse, die ich letzte Nacht hörte). Zschirner soll sich als Diktator gerieren und soeben verkündet haben, das Militär, welches sich übrigens sehr kampffähig zeigt, werde abziehen.

Ich begann nun einen Barrikadenzug, zu dem ich auch meinen Bekannten X. bestimmte. Die Sache amüsierte mich unendlich. Die Barrikaden auf der Schloßstraße waren zum Teil aus den Granitplatten der Trottoirs und Pflastersteinen, umgestürzten Düngerwagen u. s. w. gebildet, nur eine schien sehr fest. Am Hôtel de Pologne war eine, vor welcher ein ganz zerlumpter Proletarier mit einer auf einem Stocke befestigten Sense stand, der uns sehr höflich, gleich dem Portier eines Gasthofes, bat, durch das Hôtel de Pologne zu gehen. Auf dem Markt trafen wir Klette, ein liberales Mitglied der Stadtverordneten und 2. Kammer, mit dem wir ein Zwiegespräch hatten, bei dem er auf meine Frage, ob er denn seiner Leute gewiß sei, die der mit dem Generalmajor v. Schulz geschlossenen Konvention zuwider immerfort an den Barrikaden bauten, sagte: „o ja, soweit man ihrer gewiß sein kann“, eine ganz bezeichnende Antwort. Nun ging es über eine Menge Barrikaden in das Landhaus, das verschlossen und von Turnern besetzt war, die uns aber ebenfalls, wie alle Barrikadenleute, die wir trafen, sehr höflich öffneten und berichteten, daß niemand im Ministerium sei, was sich denn auch bestätigte. Beim Rückweg wollten wir durch das Schustergäßchen, das aber ebenfalls durch eine Barrikade geschlossen war, die man nicht passieren konnte, wie uns ein Mann, der dabei gemütlich

*) Zufolge der unten erwähnten Konvention.

seine Flinte lud, eröffnete. Inmittelst hörten wir immer Schüsse und glaubten, es sei der Kampf losgebrochen, allein es war Mutwille oder waren es Freudenschüsse darüber, daß inzwischen eine provisorische Regierung, aus Todt, Zschirner und Hübner bestehend, sich gebildet hatte, die sofort Plakate und Befehle erließ. Ich trieb mich nun noch unter dem Volke herum, überall ganz verschiedene Ansichten, nirgends Begeisterung findend. Alles schwatzte, schimpfte, drohte den Ministern, niemand wollte pro oder contra handeln. Die gegen die Regierung waren sprachen von Verrat, der gegen sie durch ihre Führer geübt worden, ohne aber bezeichnen zu können, worin er bestanden, verlangten Polen zur Führung 2c. Um 9 Uhr abends ließ mich der mir näher bekannte höhere Finanzbeamte R. bitten, zu ihm zu kommen. Bei ihm fand ich den Oberst Siegmann. Er bestätigte, was schon Minister von Beust gesagt, daß Preußen eine sofortige bedeutende Unterstützung nicht leisten zu können erklärte, erst in 5—6 Tagen sollten 20000 Mann einrücken, das Militär werde daher die Stadt morgen verlassen, v. Beust als gemeiner Reiter verkleidet, mitgehen und sich dem Militär anschließen, dann werde man, wenn Preußische Unterstützung komme, die Stadt angreifen und nötigenfalls bombardieren. Als ich dann ihm, doch hierbei die Kaltblütigkeit, die ich bisher bewahrt, etwas verlassend, fragte, wie man denn die Stadt einem solchen Schicksal wie ihr, wenn sie den immermehr sich aus dem Lande zusammenrottenden Proletariern preis gegeben werde, drohte, überlassen könne, versicherte er, man könne sich nicht auf die Truppen verlassen. Mein Entschluß stand sogleich fest, die Meinigen zu retten, sobald als möglich und namentlich ehe die Nachricht bekannt werde, indem vorherzusehen war, daß dann alles werde fortziehen wollen. R. beschloß dasselbe, zumal Oberst Siegmann ausdrücklich sagte, daß die Finanzkassen (mit einigen Millionen baren Geldes) jedenfalls morgen früh zeitig von der provisorischen Regierung würden mit Beschlag belegt werden. Oberst Siegmann verlangte nur 12000 Thlr. sofort, um den Sold der Truppen zu bezahlen, indem sie außerdem gar nicht zu halten sein würden. R. äußerte die Meinung, es werde nicht möglich sein, das noch zu arrangieren. Ich sah nun immer mehr, wie die Sache stand, ging sogleich zu meinem Vater, ihn zu avertieren, damit er morgen auch abreise, ließ meine Frau alle Anstalten treffen. Um 11 Uhr wurde ich noch zu Minister Beust in das Blockhaus berufen, der mir auch den Abmarsch der Truppen für morgen ankündigte*) und bei dem ich mir denn auch, um allen Formen zu genügen, Urlaub erbat, um vor der Hand nach Meißen zu gehen.

Sonnabend, den 5. Mai 1849. Die ganze Nacht ward mit Packen, Briefschreiben, Vorkehrungen zugebracht, um das, was zu retten, zu retten. Wußte ich doch nicht, ob ich nicht direkt nach Amerika würde gehen müssen, um dem Terrorismus einer ganz Deutschland verschlingenden Anarchie zu entgehen. So standen die Sachen; denn Deutschlands Geschick wird, wie nun einmal jetzt die Sachen stehen, in Dresden wesentlich entschieden. Die rote Republik hat sich hier konzentriert und an die Spitze gestellt. Früh 6 Uhr brachte ich die Meinigen auf den Bahnhof und war ruhig, als ich sie abfahren sah. Die Stadt war ruhig. Das Militär hatte schon den Schloßplatz verlassen, obwohl nunmehr, nachdem noch außer den Schützen ein Regiment Infanterie, sowie Kavallerie angekommen, eine viel größere Macht zu Gebote stand.

Ich fand keine Schwierigkeiten, durch die Truppen, die die Brücke fast ganz bedeckten und die daselbst eine für sie nicht beschwerliche Nacht, da es nicht kalt war, zugebracht, hindurchzukommen. Nur war es fatal, daß am Archiv ein ganzer Haufen stand, der Anstalten machte, mit hineinzudringen. Ich war wie in der Mausefalle gefangen. Indessen ging alles gut ab, da ich durch die Hinterthür entkam. Um 1/2 9 Uhr war ich wieder zu Hause, nachdem mir unterwegs v. Gablentz, den ich traf und dem ich mitteilte, was überall nun bekannt war, daß nämlich die Truppen abziehen würden, versicherte, die Ansicht, die Soldaten seien unzuverlässig, sei ganz unbegründet. Einzelne sind allerdings, wie ich selbst gesehen, unter dem Volke, wo sie fetiert werden, und haben sich ihm angeschlossen, allein deren Zahl ist gering. Um 9 Uhr ging ich auf den Bahnhof, fuhr

*) Hierbei dürfte die auf offiziellen Unterlagen beruhende Darstellung v. Montbé's, der Maiaufstand in Dresden S. 115, nach der das Verlassen der Stadt seitens des gesamten Militärs nur in ernste Erwägung gezogen worden ist, wohl den Vorzug verdienen.

um 10 Uhr nach Röderau und von da mit dem Omnibus nach Meißen. Als ich nach Meißen kam, fand ich die Stadt in großer Aufregung, indem der Stadtrat die provisorische Regierung anerkannt und die Absendung von 300 Mann der Kommunalgarde zur Unterstützung derselben nach Dresden beschlossen hat. Man sprach sehr begeistert davon, nur die Frauen der bereits Abmarschierten liefen händeringend herum.

Sonntag, den 6. Mai 1849. Die Nachrichten aus Dresden lauten sehr traurig. Der Kampf ist von neuem entbrannt. Die Barrikaden sind nunmehr von Sachverständigen gebaut, eine Menge Polen, Wiener erschienen. Zuzüge aus allen Teilen des Landes füllen die Stadt. Das Opernhaus ist niedergebrannt, eine Menge Häuser zerstört, sehr viele Opfer sind gefallen. Gestern sind 800 Mann Preußen angekommen, allein die Truppen scheinen wenig ausrichten zu können. In Meißen hat der Obmann des Vaterlandsvereins den Auszug veranlaßt durch das Vorgeben, das Militär sei übergetreten, ein Kampf finde nicht statt, die provisorische Regierung wünsche den Zuzug bloß um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Als nun einige Stunden später das Gegenteil bekannt ward, entstand ungeheure Reaktion, grenzenlose Wut gegen jenen Obmann. Dieser kam nun noch dazu heute zuerst zurück, während die anderen auf den Barrikaden standen. Das Volk drang in der größten Wut auf ihn ein und würde ihn erschlagen haben, wenn man ihn nicht arretiert hätte.

Dienstag, den 8. Mai 1849. Gestern früh, als wir in Meißen frühstückten, kam wieder eine Freischar an, die Dresden zu Hilfe zog, ein Teil anscheinend Bürger der wohlhabenderen Art mit Büchsen, hinterher aber Sensenmänner und den Schluß bildete eine Anzahl, die bloß Knittel und leere — Säcke trugen. Da von allen Seiten, wie man hört, dergleichen Zuzüge jetzt noch geordnet vorrücken, es sich aber vorhersehen läßt, daß der Rückzug minder geordnet erfolgen und für die Ortschaften, durch die er geht, mit den kleinen Unannehmlichkeiten des Plünderns verbunden sein wird, da diese Freischaren es mit dem Eigentum eben nicht sehr genau nehmen werden, so blieben wir bei unserem gestern schon gefaßten Beschluß, nach Osnabrück, dem Wohnort meiner Schwiegermutter, zu gehen, stehen. Um 10 Uhr kam X., den ich von der Fürstenschule her kannte aus Dresden zurück, der zwei Tage auf den Barrikaden gestanden hat. Die Beschreibung, die er lieferte, war schauderhaft. Es herrscht vollständige Anarchie im Innern der Stadt, welches das Volk noch inne hat. Die provisorische Regierung hat weder Energie noch Intelligenz, die Vorteile, die sich ihr darboten, als sie das Zeughaus schon halb inne hatte, hat sie gar nicht zu benutzen verstanden. Vier kleine eiserne Kanonen, die man dem Baron Burgk genommen hat, sind die ganze Artillerie der Insurgenten. Lebensmittel werden in Massen requiriert und vom Stadtrat Bons dafür gegeben. Schaurig ist der Moment gewesen, wo die kleine Brüdergasse zufolge irgend einer strategischen Ansicht der provisorischen Regierung von ihren Bewohnern hat verlassen werden müssen. Die armen Leute, von denen sie meist bewohnt wird, haben nur die Kinder fortgetragen, alles zurücklassen müssen. Auf der Schloßgasse sind die Zwischenwände aller Häuser durchgeschlagen, um beim Sturm der Barrikaden den Kämpfern zur Flucht Gelegenheit zu geben. Menschen sind bis jetzt sehr wenig geblieben, wenigstens im Verhältnis zu dem vielen Schießen. General Homilius ist durch einen Schuß aus einer Kanone mit einem Stück Eisen in den Unterleib getroffen worden und gestorben. Ein Fürst Schwartzburg ist im Hôtel de Saxe von den Preußen erstochen worden, da er so unvorsichtig gewesen, sich mit einem Säbel zu bewaffnen. Von Bergleuten ist unter dem Schloß vom Taschenberg her eine Mine angelegt worden, zu der aber noch das Pulver fehlt, welches man im Betrag von 20 Zentnern hat hineinthun wollen. Pulver liefern zwei Fabriken bei Freiberg, je 10 Zentner auf einmal. Ehe ich mich nach Osnabrück begab, wohin meine Familie heute mittag vorausreiste, wollte ich erst nach einmal nach Dresden und mußte deshalb einige Stunden auf dem Bahnhof zu Röderau auf den Leipziger Zug warten. Auf dem Bahnhof war eine große Masse Menschen versammelt, Bauern und Städter der Nachbarschaft. Ein bärtiger Mann sprach zu den Leuten und stellte ihnen insbesondere den König in einem ganz falschen Lichte dar, indem er behauptete, der Aufstand sei absichtlich angestiftet, um eine blutige Reaktion herbeizuführen,

er nannte dabei den König wiederholt einen Schuft. Ich dachte ich müßte mir doch auch einmal den Spaß machen, als Volksredner aufzutreten, trat daher hinzu und fing sehr laut — ich habe eine ziemlich gute Lunge — an zu opponieren. Es entstand zuerst ein Heidenlärm und ich dachte, es würde gar zu Thätlichkeiten kommen, wo ich dann in den Fall hätte kommen können, meine Notwaffe zu gebrauchen. Ich trug daher, wie nur etwas Ruhe ward, darauf an, einen Präsidenten zu erwählen und schlug auch gleich ein leidlich anständig aussehendes Männchen vor, das auch, da niemand dagegen etwas einwendete, das Präsidium übernahm. Ich provozierte zuerst auf die Rede- und Meinungsfreiheit, sagte dem Publikum einiges Angenehme und blieb trotz der anfänglich sehr stürmischen Entgegnungen in den Grenzen des Anstandes. Nachdem die Sache 1/2 Stunde gedauert, wurde mein Gegner sichtlich ruhiger und ich nötigte ihn, sich selbst innerhalb der Schranken des Anstands zu halten, die ihm nicht ganz fremd zu sein schienen. Ich sprach ziemlich lange, indem ich die Verhältnisse entwickelte, meine Überzeugung von der politischen Sachlage entschieden aussprach und die Überzeugungstreue des Königs darlegte. Nach einer Stunde war mein Publikum wenigstens zum großen Teil denn doch viel minder streng in seinem Urteil, merklich beruhigt, ich ward von einer großen Zahl mit Dank überhäuft, dringend um Nennung meines Namens gebeten, den ich aber nur meinem Präsidenten, der sich als Kommissionsrat Kühne aus Meißen auswies, nannte. Ich habe wenigstens gesehen, daß Ruhe und eine gewisse Courage, verbunden mit starkem Brüllen, doch nicht ganz ohne Einfluß auf eine Menge, die noch nicht betrunken ist, bleibt. Um 2 Uhr fuhren wir nach Dresden. Die Neustadt war ziemlich ruhig, aber anscheinend nur von Soldaten gefüllt. Der Bahnhof war von sächsischer Infanterie besetzt, vor ihm standen Kavallerievedetten. Als wir ausstiegen, ward anbefohlen, die Coupés einzeln zu öffnen, es stand eine Reihe Soldaten aufgestellt und ein junger Offizier eröffnete uns ganz freundlich lächelnd, daß, wer Waffen bei sich trage und nicht anzeige, erschossen werde.

Das Ministerium hat ein Aufruhrgesetz, welches für alle Fälle entworfen worden war, publizieren wollen, aber das Dampfschiff, welches dem König die Verordnung zur Unterschrift hat bringen sollen, ist abgefangen worden und daher die Schrift gestern anderweit nach Königstein gegangen. Das historische Museum hat Hofrat Schulz gegen einen andringenden Haufen mit den Arbeitern des Museumsbaus verteidigt, die ihre Äxte und Stangen schwingend imponiert und so lange Stand gehalten haben, bis Kommunalgarde den Zwinger besetzt hat. Jetzt hat ihn das Militär, das gestern auch die Post auf der einen Seite, das Gewandhaus an der anderen Seite erobert hat, inne. Während ich im Blockhaus war, wurden einige leichenblasse Gefangene, Leute niederen Standes, eingebracht. Im Dampfwagen traf ich einen ältlichen Herrn, der sich sehr bald unaufgefordert als eine Art fahrender Lanzenknecht zu erkennen gab, sich Herr von B. (belgischen Ursprungs) nannte, mir eine Partie Zeugnisse über seine militärischen Leistungen vorlegte und mir erzählte, daß er eigentlich nach Dresden von Leipzig, wo er seit 15 Jahren verheiratet, anscheinend in schlechten Verhältnissen lebt, gegangen, um der provisorischen Regierung seine Dienste anzubieten, wenn sie eine Armee organisieren wolle. Er war aber angesichts der Persönlichkeiten, die er keineswegs günstig schilderte, ihrer gänzlichen Kopf- und Ratlosigkeit, anderen Sinnes geworden."

Der Aufstand fand, wie bekannt, am 9. Mai 1849 mit dem völligen Sieg der vereinigten Sächsischen und Preußischen Truppen sein Ende.

Von Interesse war es für Weber im Juni 1849 von einem Bekannten zu hören, daß seine vor etwa 4 Wochen gehaltene obenerwähnte politische Rede ihm unter seinen bisherigen politischen Gegnern viele Freunde verschafft habe. Er bemerkt deshalb im Tagebuch: Es ist dies ein Beweis, daß die gebildeten Stände auf die unteren recht wohlthätig wirken könnten, wenn sie nur nicht sich vornehm zurückzögen.

Über einen komischen Vorfall, der sich am 5. Mai 1849, also mitten im Aufruhr, zugetragen hat, hat Freiherr von Beust am 10. Juni 1849 folgendes erzählt: Am gedachten Tage ließ sich abends auf dem Blockhause der Aktuar C. bei ihm und Kriegsminister Rabenhorst mit der Bitte um eine Unterredung unter vier Augen melden. Nachdem er, welcher jedenfalls keinem der Herren persönlich bekannt war, abgewiesen

worden, hat er darauf bestanden, angenommen zu werden, und ist nun, nachdem beide sich in der unter den gegebenen Umständen nicht unbegründeten Besorgnis eines Attentats, bewaffnet hatten, vorgelassen worden. Er ist eingetreten, wobei er die rechte Hand unter der Weste getragen hat. Durch diese, ihm übrigens eigentümliche, Handbewegung hat er die gedachte Besorgnis noch erhöht. Dieselbe hat sich aber sofort durch das von ihm ausgesprochene Verlangen nach einem — Stiefelknecht erledigt. v. Beust hat erst gedacht der Mann sei geistig gestört, indessen ist die „Erfrischung" eines Stiefelknechts, wie sich Weber ausdrückt, ihm gewährt worden und er hat nun, nachdem er einen Stiefel ausgezogen, einen darin verwahrt gewesenen Brief vom Staatsminister Zschinsky überreicht, den er von der Festung Königstein gebracht hatte.*)

Unter dem 23. Februar 1851 wird folgendes erzählt: „Vor einiger Zeit ist in Dresden, wie der k. Russische Gesandte von Schröder mir bestätigt hat, folgende Geschichte passiert. Ein russischer Graf erkundigte sich hier bei einem Arzte, ob er nicht ein Mädchen wisse, welches unrettbar dem Tode verfallen sei. Es wird ihm als eine solche Unrettbare ein armes unbescholtenes Bürgermädchen bezeichnet, die in der Diakonissenanstalt an der Schwindsucht unrettbar liegt. Er redet mit den Eltern und bittet sie um die Hand ihrer Tochter. Er heiratet das Mädchen, nachdem die Eltern es genehmigt, und reist dann sofort wieder ab. Man sagt, er habe dadurch einem illegitimen Kinde, das er von einer anderen Frau gehabt, die Legitimation verschaffen wollen; wie? ist freilich nicht klar."

Unter demselben Tage erzählt Weber auf Grund einer Mitteilung des verstorbenen Oberhofmarschalls von Reitzenstein, welchem die Denkmäler des Domes zu Freiberg unterstellt waren: die Herzogin Sidonie von Braunschweig, eine Tochter Heinrichs des Frommen, Schwester des Kurfürsten Moritz, die von ihrem Manne fälschlich der Zauberei angeklagt war, liegt in Freiberg im Dome begraben, unmittelbar unter dem Pfeiler, an welchem der Harnisch des Kurfürsten Moritz, den er bei Sievershausen trug, befestigt ist. Das Grab hatte sich nun gesenkt und v. Reitzenstein beschloß, es öffnen zu lassen. Die Gruft ward mit Genehmigung Sr. Maj. des damals regierenden Königs Anton geöffnet und v. Reitzenstein war der Erste, der hinabstieg. In dem Moment, wo er den ersten Schritt that, klirrte die Rüstung, welche eine angeblich nach dem Bilde des Kurfürsten Moritz geschnitzte Holzfigur birgt, und das Visir fiel rasselnd herab, so daß das Gesicht sichtbar ward, als ob der Geist des Kurfürsten über die Störung des Grabes gezürnt habe. v. Reitzenstein ließ sich aber nicht irren, stieg hinein und fand den Sarg ganz defekt. Die Bewegung der Rüstung hat sich übrigens nachträglich aufgeklärt. Eine Brechstange, die an den Pfeiler gelehnt gewesen, ist an den Harnisch gerutscht und hat ihn erschüttert.

Am 10. Februar 1852 teilte Freiherr von Beust Weber bezüglich des bekannten Fatumglaubens des Kaisers Napoleon III. mit, er folge, ohne auf Rat zu hören, seinen Inspirationen, in der Regel habe er das Gegenteil von dem gethan, was ihm erfahrene Staatsmänner geraten, und stets sei es ihm geglückt.

Interessant ist es, daß nach einer Mitteilung des früheren Sachsen-Koburg-Gothaischen Staatsministers Freiherrn von Seebach bereits Fürst Nesselrode nach dem Tode des österreichischen Ministers Fürsten Schwarzenberg den späteren österreichisch-ungarischen Reichskanzler Freiherrn von Beust als den geeignetsten Nachfolger des Fürsten Schwarzenberg bezeichnete.

Am 20. Januar 1853 erzählte von Beust Webern folgende auf den früheren Kultusminister von Wietersheim, der bei allen vortrefflichen Gaben doch durch seine Zerstreutheit und Vergeßlichkeit bekannt war, bezügliche Geschichte. Diesem wurde, als er gerade in die Sitzung gehen wollte, ein Pastor gemeldet. Er ließ ihn in sein Arbeitszimmer führen, sprach noch mit seiner Frau, vergaß den Pastor und schloß seiner Gewohnheit nach beim Fortgehen die Thüre seines Zimmers ab, ging auch, den Schlüssel

*) Einen ähnlichen Vorgang erwähnt v. Montbé, „der Maiaufstand in Dresden S. 139." Bei den erheblichen Abweichungen beider Darstellungen ist wohl anzunehmen, daß es sich um zwei verschiedene Ereignisse handelt.

in der Tasche aufhebend, fort. Nachmittags erst ward der arme Pastor, der geduldig gewartet hatte, aus seiner Gefangenschaft erlöst.

Am 6. August 1853 trat an das k. Sächs. Hauptstaatsarchiv durch ein vom Hamburger Amt ausgegangenes, im Polizeianzeiger abgedrucktes Ersuchen die Verpflichtung heran, ein Siegel festzustellen, welches ein Phantasiewappen (am unteren Schild einen Bierkrug) führte, mit der Umschrift: „Herzogtum Lichtenhain-Ammerbach". Zugleich war im Patent gesagt, da dem Amt ein solches Herzogtum nicht bekannt sei, solle ermittelt werden, ob jemand berechtigt sei, den Titel und das Wappen zu führen, welches sich unter den zurückgelassenen Effekten eines Fremden gefunden. Weber löste das Rätsel dahin, daß obiges Siegel dasjenige des Bierherzogs der Studenten in Jena sei, welche in Lichtenhain ihre Thaten verrichteten.

Am 15. August 1853 gab der damalige französische Gesandte M. ein großes Diner, zu welchem alle Minister und Gesandten eingeladen waren, nur der damals an die Stelle des Freiherrn von Beust getretene neue Kultusminister Freiherr von Falkenstein nicht. Deshalb richtete bei Tische von Beust, welcher es unterlassen, den französischen Gesandten vorher auf das vorgefallene Versehen hinzuweisen, an diesen die Frage: je ne vois pas Mr. de Falkenstein.

M. antwortete: Mr. de Falkenstein, qui est ça?

v. Beust: Mois vous devez bien connaître Mr. de Falkenstein, le ministre du culte?

M.: Pas du tout, j'ai consulté l'almanac de Gotha et j'ai trouvé vous comme ministre du culte, naturellement (!) je me suis contenté de cela.

Am 7. Februar 1854 sprach sich v. Beust gegen Weber eingehend über die damaligen Zeitverhältnisse aus. Bei der geistigen Bedeutung dieses Diplomaten, welche ihm wohl kaum mit Recht bestritten werden kann, dürfte diese Aussprache von Interesse sein. Er sagte: England war vor zwei Jahren in der lebhaftesten Besorgnis ein Bündnis des gesamten Kontinents gegen sich errichtet zu sehen. Dahin ging die Absicht des Fürsten Schwartzenberg, der schon die Einleitung mit Frankreich begonnen hatte. England erkannte die Gefahr und der erste Schritt war die Anerkennung des Kaiserreichs im Gegensatz zu der seiten Englands vorhergegangenen Vorspiegelung einer beabsichtigten gemeinschaftlichen Nichtanerkennung, infolge deren die anderen Staaten mit der Anerkennung zauderten. Hiermit war der erste Schritt zur Einigung mit Frankreich gethan. Jetzt konnte nun Englands längst gehegter Plan, Rußlands ihm lästige Machtstellung zu brechen, zur Ausführung kommen. Es wird nun in der That zum Kriege mit Rußland kommen und derselbe wird wie alle russischen Kriege wahrscheinlich anfänglich ungünstig für Rußland werden, bis sich die Widerstandsfähigkeit allmählich entwickelt. Ob der Kaiser (von Rußland), wenn er wollte, jetzt den Frieden erhalten könnte, läßt sich nicht beurteilen, da man dann die inneren Zustände und Stimmungen in Rußland, die uns fast unbekannt sind, genau kennen müßte. Preußen und besonders Österreich haben aber einen ungeheuren Fehler begangen. Sie konnten vor 6—8 Monaten noch den Frieden erhalten, wenn sie entschieden dabei stehen blieben, nicht weiter zu verhandeln, solange die Flotten nicht zurückgegangen seien. Österreichs Politik muß derjenige billigen, der Polen wiederhergestellt und der Demokratie den Sieg wünscht. Österreich wird, wenn es so fortgeht, fast alle nachteiligen Folgen des Krieges mittragen und wird Rußland besiegt oder entkräftet, so werden wir in einem Jahre eine ganz andere Politik haben. Frankreich wird dann auf eine Weise auftreten, der dann niemand entgegentreten kann, denn Rußland als Hinterhalt fehlt dann.

Hocherfreut war Weber, als um den 25. Februar 1854 der damals in Altenburg lebende frühere Staatsminister von Lindenau sich sehr lebhaft nach ihm erkundigt hatte und sprach, er, der von Lindenaus ministerliche Thätigkeit beurteilen konnte, sich folgendermaßen über denselben aus: Lindenau ist, wenn auch kein großer Staatsmann, doch einer der edelsten Männer, die ich je gekannt habe, und wenn er die Menschen besser kennte und richtiger in ihrer niederen Gesinnung erkennte, wäre er auch ein großer Staatsmann gewesen. Allein er ward von allen Seiten getäuscht, da er eben jedem das beste zutraute.

Er und Minister von Koenneritz konnten sich nur nicht vertragen, sonst wäre Lindenau wohl geblieben und vielleicht manches anders in Sachsen geworden.

Auch dem verstorbenen Sachsen-Koburg-Gothaischen Staatsminister Camillo von Seebach konnte Weber nach langer geschäftlicher Verbindung und vieljähriger Freundschaft das schönste Zeugnis ausstellen. Über ihn sagt er am 22. April 1854: Er ist einer von den durch und durch ehrenhaften, ehrlichen Leuten, die Einen erquicken wie den Verdurstenden der Trunk frischen Wassers.

Über den hochseligen König Friedrich August von Sachsen sprach sich Weber unmittelbar nach dessen am 9. August 1854 eingetretenem Tode, und also zu einer Zeit, wo er noch nicht wissen konnte, daß er auch dessen Nachfolgern persönlich nahe treten werde, wie folgt aus: Ich bin tief erschüttert, denn ich habe vor Friedrich August wahre Achtung und ich kann sagen — wohl bei mir — Liebe empfunden. Er ist wahrscheinlich der einzige König, mit dem ich je in nähere Verbindung kommen werde und so wenig ich eigentlich empfänglich bin für den Eindruck, den hohe Stellung hervorbringt, so hat doch sein einfaches Wesen und die Freundlichkeit und Offenheit, mit der er sich immer gegen mich benahm, als ich in schwierigen Zeiten öfters mit ihm verkehrte, und die Art und Weise, wie er auch später sich gerierte, wenn ich ganz unbefangen und ohne hofmännische Manieren mit ihm sprach, einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht und ich beklage seinen Tod lebhaft.

An einer späteren Stelle beklagt er die Gleichgiltigkeit des Publikums beim Dahinscheiden des genannten Herrschers, die er darauf zurückführte, daß das Volk seinen König zu wenig kannte. Dabei bestätigte er, der verstorbene König sei ein Charakter gewesen und ein sehr wohlwollender Mann, der wissentlich gewiß nie eine harte, eine ungerechte That verübt habe.

Im Jahre 1854 scheint viel russisches Gold für russische Spione oder Agenten nach Deutschland geflossen zu sein. Ein hiesiger Spediteur z. B. hat wiederholt aus Rußland Sendungen in Gold zur Weiterbeförderung erhalten und zwar u. a. Gold, welches für Personen bestimmt war, denen es durch die russische Gesandtschaft in Stuttgart ausgezahlt werden sollte. Darunter haben sich Summen von über 300 Dukaten befunden.

Der oben bereits erwähnte frühere französische Gesandte M. erhielt bei seiner Abberufung das Großkreuz des Albrechtsordens, erschien aber bei dem Abschiedsdiner, welches König Johann ihm gab, ohne den Ordensstern. Ein höherer Hofbeamter machte ihn auf das untergelaufene Versehen aufmerksam — sorgte für sofortige Beschaffung eines anderen Ordenssterns nebst Band und nahm den Gesandten mit in ein Vorzimmer. Als aber der Gesandte soeben den Frack behufs Befestigung der Insignien ausgezogen hatte, trat plötzlich Ihre Maj. die Königin nebst Gefolge ein, betreffs deren der fragliche Hofbeamte nicht bedacht hatte, daß sie durch dieses Zimmer hindurchgehen müsse. Sie prallte bei dem erwähnten Anblick zurück. Der Hofbeamte stürzte der Königin nach, das vorgekommene Versehen zu entschuldigen. Nachdem der Gesandte sich so gut als möglich unter einem Mantel verborgen, wurde der Durchgang der Königin bewerkstelligt.

Nach einer Mitteilung von Beust's vom 26. Dezember 1854 entwickelte der hochselige König Johann in den Geschäften einen besonderen Eifer, der ihn sogar in das Detail führte. Über jedes an ihn gerichtete Schreiben erforderte er sofort Vortrag von dem zuständigen Minister. Er bestellte fast täglich einen oder den anderen Minister zu sich, v. Beust u. a. bisweilen früh 8 Uhr. Sitzungen im Gesamtministerium ließ er wöchentlich im Durchschnitt ein paarmal stattfinden. Dabei zeichnete sich der König durch seine genaue Gesetzeskenntnis aus. Als er z. B. ein für die Töchter eines niedern Beamten angebrachtes Pensionsgesuch geprüft, fand er selbst, daß es nach dem Gesetz unbegründet sei, übernahm aber edelmütig die Pension auf die Civilliste.

Da es nur wenigen meiner werten Leser vergönnt gewesen sein mag, einmal ein Glas Wein aus der Bremer Rose zu trinken, möge hier folgende Notiz Weber's, der ein gutes Verständnis für Wein hatte, Platz finden. Bei Albert von Jordan, dem einen Sohn des früheren k. Preußischen Gesandten von Jordan in Dresden, welche beiden übrigens Weber zu den bedeutendsten Männern rechnete, die er in seinen reichen Leben

kennen gelernt, fand am 13. Januar 1855 ein Abendessen statt, bei welchem eine aus der Rose herrührende Flasche Rüdesheimer Berg vom Jahre 1624 oder 1628 geleert wurde. Jordan hatte dieselbe nebst mehreren anderen vom bekannten Präses Halle aus Hamburg geschenkt erhalten. Eine beigefügte Berechnung ergab, daß jede Flasche unter Anrechnung der Zinsen und Kosten 2 700 000 Thlr., mithin ein Spitzgläschen, deren etwa 18 darin waren, etwa 150 000 Thlr. koste. Weber sagt über diesen Wein, er habe den Geruch und die Farbe des Ungarweins, aber den Geschmack alten Rheinweins, indessen ohne auffallende Säure.

Der Umstand, daß Freiherr von Beust längere Zeit die Ministerien des Innern und Äußeren in seiner Person vereinigte, führte erklärlicher Weise zu mehrfachen eigentümlichen Versehen. Ein Schullehrer, der im Jahre 1848 sich an der aufrührerischen Bewegung sehr beteiligt hatte und daher abgesetzt worden war, wollte sich nach Österreich wenden. v. Beust als Minister des Auswärtigen setzte die kompetente österreichische Behörde hiervon in Kenntnis und warnte vor dem Manne, seine strenge Beaufsichtigung empfehlend. Derselbe Mann wendete sich aber gleichzeitig an das Ministerium des Innern, wies nach, daß er sich um einen Gewerbeverein verdient gemacht und bat um eine Empfehlung nach Österreich. Diese ward ihm zu teil und v. Beust unterschrieb dieselbe gleich ersterwähnter Mitteilung. Beide Schreiben kamen aus Österreich mit der Anfrage an ihn zurück, welches von beiden gelten solle?

Eine auffällige Geschichte trug sich am 10. Februar 1858 mit dem tags darauf verstorbenen Oberhofmarschall von Reitzenstein, dem am 12. Februar 1858 ebenfalls verstorbenen russischen Gesandten von Schroeder in Dresden und einem Herrn von Boblick, die sämtlich bis zuletzt ein regelmäßiges Whist-Kränzchen hatten, zu. Am 10. Februar trat bei v. Schroeder eine Geistesstörung ein, er setzte sich ganz allein zum Essen an den Tisch und fing auf einmal zum Erstaunen der Diener ein Gespräch mit dem abwesenden Reitzenstein an, als ob ihm dieser gegenübersitze, dann auch mit Boblick. Zu derselben Stunde ist Boblick bei Reitzenstein. Er findet ihn bewußtlos, wird erst nicht erkannt. Auf einmal erhebt sich Reitzenstein und sagt, er müsse zu Schroeder, der ihn zu Tisch gebeten, man solle ihn ankleiden &c. Weber erklärt diesen Vorfall damit, daß beide Sterbende sich jedenfalls viel miteinander im Geiste beschäftigt haben. Schon am 14. April 1858 folgte übrigens v. Boblick den erwähnten beiden Herren im Tode nach.

Als der König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1859 in Dresden war, wohin er sich 52 Jahre nicht begeben gehabt, hat er zu Staatsminister Freiherrn von Beust u. a. erzählt: er habe nur zwei Bekannte aus der Zeit seines ersten Besuchs wiedergefunden, „den kleinen Hans" (Se. Maj. König Johann) und „die Gustel" (J. K. H. Prinzessin Auguste). In den Jahren 1806 und 1807 sei er, König Ludwig, als Kronprinz in Paris gewesen und habe als Sohn eines Rheinbundfürsten den Sitzungen des Staatsrats in St. Cloud beiwohnen müssen, deshalb sei er früh 5 Uhr von Paris fortgefahren, um beim Beginn um 7 Uhr vorm. zur Stelle zu sein, die Sitzungen hätten mit nur einer einviertelstündigen Pause bis 5 Uhr nachm. gedauert. Eines Tages seien bei einer Soirée Spiele vorgenommen worden, u. a. Haschekater, und dabei sei Napoleon I. gefangen worden. Später, nach Napoleon's Sturz seien ihm, König Ludwig, die Söhne Lucian-Bonaparte's vorgestellt worden, die den Wunsch ausgesprochen hätten, in k. bayerische Dienste zu treten. König Ludwig sagte, er habe darauf bemerkt: Bonaparte's in meine Dienste, es wäre, als wenn man mir junge Wölfe in das Haus brächte.

Unter dem 20. Januar 1861 erzählt Weber ein paar, ihm von dem als tüchtiger Instrumentenmacher und guter Cellist bekannten nun verstorbenen sächsischen Kammermusikus Schlick sr. mitgeteilte musikalische Anekdoten. Als der später als Klarinettist und sächs. Kammermusikus berühmte Kotte Lehrling beim Stadtmusikus zu Zittau war, mußte er vom Turme die Choräle auf der Klarinette mitblasen. Einmal stand der Stadtmusikus hinter ihm, Kotte blies falsch, der Meister rief ihm zu, welchen Ton er zu blasen habe (und zwar einen solchen, bei dem alle Finger loszulassen sind), Kotte ließ die Finger los und — die Klarinette lag in Trümmern auf dem Markte.

Bei Gelegenheit einer festlichen Feier im Hoftheater sollte ursprünglich ein Tusch

ausgebracht werden. Der Musikdirektor vermochte aber, da nur ein Lustspiel aufgeführt wurde, keine Trompeten und Pauken aufzutreiben. Da indessen ohne diese Instrumente der Tusch zu unbedeutend ausgefallen wäre, wurde derselbe wieder abbestellt. Zufällig erfuhren aber zwei Klarinettisten nichts hiervon und nachdem der in Aussicht genommene Toast ausgebracht war, schwieg zwar das übrige Orchester, der erste Klarinettist blies aber „wie wütend“ in seine Klarinette und erregte durch seine Roulade das größte Gelächter.

Der nun verstorbene Oberbibliothekar Hofrat Gersdorf zu Leipzig erzählte Weber am 18. Juni 1861 folgendes: Die Bibliothek des Meißner Domkapitels sollte nach dem kurz vorher mit dem Königreich Sachsen abgeschlossenen Vertrag der Universität Leipzig überlassen werden. In Meißen sagte man, sie sei 1670 nach Wurzen geschafft worden, seit der Zeit wisse man nichts mehr davon. Gersdorf kam nun mit zwei Domherren nach Wurzen, um sie auszumitteln. Die damaligen dortigen Beamten, der Gerichtsamtmann, der Rentamtmann, der Superintendent, der Küster ꝛc. wußten nichts davon. Die Deputation war deshalb schon im Begriff wieder abzureisen, da man annahm, die Bibliothek sei in den Kriegszeiten oder bei einem Brande verloren gegangen, da begegnete Gersdorf einer alten Dame, welche einen der Begleiter Gersdorfs kannte und ihn nach dem Zweck seiner Anwesenheit fragte. Als er bemerkte, daß sie fruchtlos die verschwundene Bibliothek suchten, erwiderte sie, da könne sie Auskunft geben, ihr verstorbener Mann habe ihr nämlich gesagt, er habe die sie enthaltenden Kisten bei einem Bau im Rentamt in das Schloß schaffen lassen. Nach längerem Suchen fanden sich in einem verschlossenen Gewölbe 24 aufeinander gestellte Kisten, welche die Bibliothek enthielten. Die Bücher waren gut erhalten. Es waren sehr seltene Sachen darunter, einzelne derselben hatten einen Wert von 7—800 Thalern.

Am 4. Juli 1861 teilte Staatsminister Freiherr von Beust Weber mit, er habe tags vorher einen Triumph gefeiert, indem beide Kammern einstimmig bewilligt hätten, daß er keinen Mietzins für seine Amtswohnung ferner zu zahlen habe, was einer jährlichen Zulage von 900 Thalern gleichkam. Dies erscheint, wie Weber hervorhebt, spaßhaft, wenn man bedenkt, daß die radikale Partei bei Beginn des Landtages mit der offenen Tendenz hervorgetreten ist, den Minister zu stürzen. v. Beust hat bei obiger Mitteilung gesagt, daß er wahrscheinlich diese Gunst mit dem Umstand zu verdanken gehabt habe, daß er dem Dresdener Journal die Anweisuug gegeben, jeden der Radikalen mindestens einmal recht ausführlich zu erwähnen und gerade etwaige Derbheiten aufzunehmen. Das soll den Radikalen sehr gefallen haben, insbesondere habe ein Radikaler die Unparteilichkeit des Journals sehr anerkannt.*) Über die gelungene Flucht des Maiflüchtlings von X. enthält das Tagebuch unter dem 13. Juli 1861 folgendes:

Vor einigen Tagen ist von X., der Maiflüchtling, hier in Dresden gewesen, mit dem Passe eines Amerikaners Y. aus Ecuador versehen, der ganz auf ihn gepaßt hat. Deshalb hat ihn die Polizei nicht entdeckt. Er hat dann einem Verwandten, den er aufgesucht, die Geschichte seiner Flucht erzählt. In Chemnitz mit seiner Bande angekommen, überzeugt, daß die Sache verloren sei, wünscht er seine Leute zu entlassen. Er selbst hat abe nur 50 Thlr., die er selbst zu seiner Flucht braucht und die ihm seine Mutter nachgeschick hatte. Der Stadtrat zu Chemnitz wünscht die lästigen Gesellen auch los zu sein und giebt daher eine Summe her, damit jeder einen halben Thaler (!) erhalten könne. Indessen haben sich schon viele verlaufen und von X. behält daher noch Geld übrig, das er zu behalten kein Bedenken trägt, wogegen er ein aus Dresden mitgenommenes Pferd zurückschickt. In Chemnitz bekommt er andere Kleider und geht zu Fuß nach Zwickau. Sehr ermüdet trifft er unterwegs einen Wagen, dessen Inhaber ihm auf sein Bitten gestattet, sich aufzusetzen. Es war ein höherer Verwaltungsbeamter, welcher den Flüchtling,

*) Ein Radikaler hatte nämlich, nach Beusts Mitteilung, bei Anfang des Landtags gesagt, er komme, um den Volksfeind — Beust — zu stürzen. Nach einigen Monaten hat er gesagt, „ja er ist ein glatter Bursche, aber ich werde ihn schon noch packen.“ Zum Schluß der Sitzung sagte er: „ja nun kenne ich den Mann, auf den lasse ich nichts kommen.“

ohne diese seine Eigenschaft zu kennen, glücklich nach Zwickau fuhr. Dort geht er in den Anker, setzt sich in die Kutscherstube, erforscht den Hausknecht als Gesinnungsgenossen, in dessen Bett schläft er bis 5 Uhr früh. Ein durch den Hausknecht bestellter Wagen erwartet ihn, den er besteigt, während oben in den Zimmern des Gasthauses die Haussuchung beginnt.

Von X. fährt nach Leipzig, wo ihm ein Bekannter andere Kleider besorgt. Er geht nach Jena, dort zum Rektor Z., dem er sich entdeckt mit der Bemerkung, er habe zwei Freunde unter den Privatdonzenten, zu denen er gehen wolle. Z. warnt ihn, daß diesen nicht zu trauen sei und behält ihn bei sich. v. X. reist nun, zum Teil mit der Eisenbahn, über Eisenach nach Frankfurt a. M., macht die Badener Revolution mit, geht dann nach Paris, wo ihm seine Gesinnungsgenossen, mit denen er in Gütergemeinschaft leben muß, den Rest seiner Barschaft abnehmen. Er wird dann Portraitmaler und lebt jetzt davon, daß er Portraits, das Stück für 20 Franks, etwa drei die Woche, malt. Im Winter ist er in London, wo er besser bezahlt wird.

Unter dem 1. August 1861 berichtet Weber über den bekannten österreichischen Reichsrat und Geschichtsforscher Palacky. „Derselbe arbeitet jetzt wieder für seine böhmische Geschichte im Hauptstaatsarchiv und da ich die Honneurs dieses Instituts zu machen pflege, lud ich ihn vorgestern abend ein und fuhr mit ihm um 5 Uhr nach Loschwitz.“ Wir blieben beim Glase Wein bis 10 Uhr abends beisammen. Er ist mit seinem Schwiegersohn Dr. Rieger Führer der tschechischen Partei und erzählte dann sehr viel und sehr offen über die traurigen Zustände des Kaiserstaats, traurig hauptsächlich deshalb, weil alles Vertrauen zu der Regierung fehlt, die Überzeugung herrscht, daß man die liberalen Einrichtungen zurücknehmen wolle, sobald es gehe. Palacky sagte auch als Beweis, wie groß die Agitation in Böhmen sei, daß er über 1000 Ehrenbürgerbriefe wegen seiner Bestrebungen erhalten. Übrigens ist er keineswegs ein exaltierter Demokrat, sondern ein alter vernünftiger konservativer Herr, er will nur, daß die Deutschen in Wien nicht von dort aus Böhmen regieren sollen. Autonomie der einzelnen Länder mit Ausnahme der Finanzen, des Heeres, der auswärtigen Angelegenheiten und des Handels — das ist das Programm. Er meinte, damit werde man auch Ungarn befriedigen. Daß er mit den Ungarn sich deshalb verständigt habe, überhaupt in alles dieses Treiben sehr eingeweiht sei, schien mir gewiß.“

Unter dem 8. August 1862 steht im Tagebuch: Der Präsident der Republik Liberia Mr. Benson kam auf einer Rundreise durch Europa hierher. Se. Maj. der König Johann wünscht ihn auf Vorschlag des Ministers von Beust zu sehen. Es bestehen nun große Bedenken im Oberhofmarschallamt, da noch nie ein Neger zur Cour zugelassen worden ist. Diese Schwierigkeiten sind nun dadurch umgangen worden, daß von Beust Mr. Benson nach Verabredung mit Se. Majestät dem König mit zur Tafel nach Pillnitz gebracht hat. Mr. Benson ist in hiesiger Gesellschaftstracht bei Hofe mit einem großen Stocke, dem Symbol seiner Macht, erschienen. v. Beust fragte Se. Maj. den König, ob er jenem den Stab abnehmen solle? Dies wurde von Sr. Majestät verneint. Se. Majestät fragte Mr. Benson, ob viel weiße Männer nach Liberia kämen? Die Antwort lautete: oh yes, they come whereever they can make money. Bei Tisch wurde der Neger neben eine hohe Dame gesetzt, die fließend englisch sprach. Zum Schluß erbat sich Mr. Benson den Austausch seiner Photographie mit derjenigen Sr. Majestät des Königs, welcher auch erfolgte. Auch erklärte er, er würde sich sehr freuen, wenn er in Liberia die hier erfahrenen Höflichkeiten erwidern könne.

Eine kleine Episode aus dem Frankfurter Fürstentag erzählte der Sachsen-Koburg-Gotha'sche Staatsminister Freiherr v. Seebach Webern am 17. Dezember 1863: Se. Maj. dem König Johann hatten die anderen Fürsten den Beinamen „der Jurist“ beigelegt. Einige der Fürsten hatten mit ihm eine Besprechung über das projektierte Direktorium. Der Kurfürst von Hessen, welcher der Rednergabe ermangelte, war sehr dagegen gewesen, vermochte aber seine abweichende Ansicht nicht von sich zu geben. Endlich sprang er ganz erregt auf und sagte: Ich bin zwar kein Jurist — auf Se. Maj.

König Johann deutend — aber auch kein Gimpel, der sich auf eurer Leimrute fangen läßt, — und lief davon.

Vom 6. Dezember 1863 ab bis gegen Ende Januar 1864 zog Se. Majestät der König Johann zahlreiche Male Weber, wie er sich ausdrückt, als seinen Gewissensrat, zu Begutachtung der sog. Schleswig-Holstein'schen Frage zu und bewies, dabei in rührender Weise die ihm eigene große Gewissenhaftigkeit. Weber sagte unter dem 9. Januar 1864: „einen Tag um den andern läßt er mich rufen, um sich durch Rücksprache über neue ihm aufgestoßene Bedenken zu beruhigen."

Hieran schließt sich unter dem 24. Januar 1864 folgende Bemerkung im Tagebuch: Eine rechte Wohlthat war mir eine Ovation, die man neulich im Theater dem König brachte. Es wurde — es war wohl Dienstag in letzter Woche — der alte Student von Benedix gegeben. Es kommt darin ein Kommers vor und der Landesvater wurde mit aller Feierlichkeit gesungen. Als man auf der Bühne mit gekreuzten Schlägern sang: „unser König lebe hoch!" fiel das Publikum mit einem Schlage, ohne offizielle Veranlassung ein, rief, klatschte, alles stand auf. Der König, welcher — ein seltener Fall — im Theater war, war sichtlich gerührt.

Der damalige königl. Sächsische Gesandte in Paris Graf Seebach erzählte Weber am 17. Mai 1866, daß ihm der damalige französische Gesandte in St. Petersburg mitgeteilt habe, daß Fürst Bismarck, während er unter dem früheren Ministerium Preußischer Gesandter in St. Petersburg gewesen, ihm gesagt habe, er werde zwar nie vom König von Preußen zum Minister gemacht werden, wenn er aber je an die Spitze kommen sollte, werde er Cavour nachahmen. Österreich müsse aus Deutschland heraus, nach Ungarn und an die Donau geworfen werden, Preußen an die Spitze treten, die kleinen Staaten werde er annektieren, mit den größeren müsse man Konventionen schließen. Dies bezeichnete Weber schon damals als „des Pudels Kern".

Mitten unter den damaligen Kriegsbefürchtungen findet sich unter dem 24. Mai 1866 folgende Idylle im Tagebuch: In der gestrigen Nacht ist bei uns (Villa Bagatelle in Loschwitz, welche Weber damals bewohnte) und in der ganzen Umgegend alles erfroren, der Wein, die Nußbäume sind ganz schwarz. Ein Rotschwänzchen, welches, wie schon früher einige Male, sein Nest zwischen den Fenstern meiner Schlafstube und den geschlossenen Fensterladen gebaut, hat diese Kälte offenbar vorhergesehen, denn es hat, um seine halbflüggen Jungen vor dem Nordwind, der das Fenster trifft, zu schützen, die Glinse längs des ganzen Fensters förmlich mit Grashalmen verpolstert, was das Tierchen sonst nicht gethan hat.

Am 26. Mai 1866 erzählte Minister von Beust Weber von den damaligen, offenbar in der herannahenden Geisteskrankheit des Königs begründeten, traurigen Verhältnissen am Münchner Hofe. Während Staatsminister Freiherr von Pfordten krank, der Kriegsminister bettlägerig, der Landtag aber beisammen war, ist der König Ludwig II. mit einem Reitknecht fortgeritten, man hat geglaubt nach Hohenschwangau, allein daselbst ist er nicht eingetroffen, er ist verschwunden, niemand hat gewußt wohin, bis ein Brief aus der Schweiz eingetroffen ist, worin er schrieb, man solle ihm Geld schicken, er habe nur noch 10 Gulden — er hat Richard Wagner sprechen wollen.

Über die Thätigkeit der am 16. Juni 186[illegible] in Kraft getretenen königl. Landeskommission, bei welcher Weber die Funktion eines vortragenden Rats bekleidete, enthält das Tagebuch folgendes: Die neue Landeskommission trat um 9 Uhr zusammen, bestehend aus den Staatsministern von Falkenstein, Freiherr von Friesen, Dr. Schneider und dem Generallieutenant a. D. Oberstallmeister von Engel. Allein alle Bekanntmachungen mußten sistiert werden, da der König nicht, wie die Herren geglaubt hatten, abgereist war, sondern 9 Uhr vormittags im Palais des Großen Gartens frühstückte und dann in die Stadt zurückkam. Alle Truppen sind aber aus der Stadt und ein Verein ehrenvoll entlassener Militärs hat die Wachtposten übernommen. Der König ist erst 1/4 4 Uhr nachmittags, nachdem er noch in der Stadt gegessen, mit der Armee aufgebrochen. Die Preußen, welche bereits in der Nacht vom 15. zum 16. Juni bei Strehla in Sachsen eingerückt waren, kamen nicht, wie man damals erwartete, schon am 17. nach Dresden, wohl aber

verbreiteten sich hierauf bezügliche Gerüchte mancher Art. „Wahrhaft komisch wirkten," wie es im Tagebuch heißt, „schließlich 8 Husaren, die sich in Tharandt gezeigt, angeblich auch nach Potschappel gekommen waren. Von allen Seiten kamen Nachrichten über dieses gefährliche Korps. Ein höherer Beamter brachte zweimal Nachrichten über die Leute, Personen, die ihren Namen nicht nennen wollten, verkündeten ebenfalls die Schreckensmär. So gelangten 7 Nachrichten über die 8 Husaren an die Landeskommission, was bei allem Ernst der Zeit doch Heiterkeit erregen mußte."

Nachdem am 18. Juni 1866 von $^1/_2$12 Uhr vormittags ab die Preußen in Dresden eingerückt waren, begab sich der Generallieutenant a. D. von Engel namens der Landeskommission zum kommandierenden General Herwarth von Bittenfeld, welcher 5 Uhr nachmittags in Dresden eintraf, um denselben zu begrüßen.

Am 20. Juni 1866 schloß die königl. Landeskommission mit dem königl. Preußischen Civilkommissar, damaligen Landrat in Weißenberg von Wurmb einen Vertrag, Inhalts dessen das Königreich Sachsen vom 18. Juni 1866 ab täglich — jedenfalls nur für die Dauer des Feldzugs — zehntausend Thaler an Preußen abzuzahlen hatte, dagegen aber die Sächsische Regierung die freie Gebahrung mit den Landeseinkünften behielt. Während Weber diesen Vertrag ausarbeitete, ging die Nachricht auf der königl. Landeskommission ein, daß ein Gefecht bei Dresden bevorstehe, die Preußen aber alle Bewohner der Häuser an der Wiener Straße, auch am Eingang der Bürgerwiese, veranlaßten, die Häuser zu räumen. Um halb 2 Uhr nachmittags begab sich Weber zu dem königl. Preußischen Civilkommissar, der ihn anfänglich sehr zugeknöpft empfing, aber allmählich infolge des Hinweises darauf, daß seine Vorfahren seit 700 Jahren sächsische Edelleute gewesen, und, da Thüringen erst seit 50 Jahren preußisch sei, wohl altsächsisches Blut in seinen Adern fließen müsse, zugänglicher ward. Er billigte die Fassung des vorher schon zwischen ihm und Staatsminister Freiherr von Friesen mündlich besprochenen Vertrags und wurde dieser darauf sofort ins Reine gebracht. v. Wurmb zeigte auch Weber auf dessen Verlangen das ihm als Vollmacht dienende Kommissionale, nachdem er zuvor in dieser Hinsicht einige Schwierigkeiten gemacht hatte. Der nach dem Obigen vorausgesetzte Angriff auf die Preußen ist übrigens bekanntlich ausgeblieben.

Unter dem 21. Juni 1866 berichtet das Tagebuch u. a.: „Eine spaßhafte Meldung ging heute ein. In der Lausitz erläßt ein Oberst eine Bekanntmachung, daß „Requisitionen" eintreten würden, bei deren Nichtbeachtung er dann allerhand Unannehmlichkeiten in Aussicht stellt. Die Leute denken aber, er meine Rekrutierungen, und alle einigermaßen herangewachsene junge Leute entwichen sofort nach Böhmen, wo man sie gut aufgenommen und ihrer Menge halber einquartiert und gut verpflegt hat.

Der französische Gesandte Forth-Rouen hat sein Territorium sehr tapfer verteidigt. Eine preußische Batterie wollte gestern bei dem blinden Lärm in dem Garten des Hauses an der rechten Ecke der Pirnaischenstraße Position nehmen, er verweigerte aber dem Offizier jede Benutzung. Dieser erklärte, er sei verloren, wenn er den Garten nicht besetzen dürfe, zumal wegen eines Pavillons, den die Feinde besetzen würden. Darauf hat Forth-Rouen erklärt, daß er als völlig neutral, auch dem Feind keinen Zutritt gewähren und sich selbst in den Pavillon setzen wolle, um jeden Eindringling abzuwehren."

Ende Juni 1866 traf der bekannte königl. Preußische Oberpräsident von Moeller mit der Bestimmung in Dresden ein, unter Beseitigung der königl. Landeskommission die Verwaltung des Königreichs Sachsen in die Hand zu nehmen. Durch Verhandlungen mit den Kommissionsmitgliedern, speziell auch mit dem Verfasser des Tagebuchs, bei denen zum Teil der in Preußen lebende frühere Direktor der sächsisch-schlesischen Eisenbahn Anton von Gablenz vermittelnd mitwirkte, wurde jedoch diese verhängnisvolle Änderung der Verhältnisse abgewendet.

Am 24. Juni 1866 begab sich Weber, nachdem der Civilkommissar von Wurmb von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt, zu diesem und setzte zunächst durch, daß eine preußischerseits verfügte Beschlagnahme von Briefen in Leipzig außer Kraft gesetzt werde. Ehe nun von Wurmb in dieser Angelegenheit das Zimmer verließ, um mit dem inzwischen zum Generalkommandanten von Sachsen ernannten General von der Mülbe zu sprechen,

bat Weber ihn, einen offen daliegenden Brief mitzunehmen, da er nicht in den Verdacht kommen wolle, ihn etwa gelesen zu haben. v. Wurmb sagte darauf u. a.: „Ich bin auch nicht neugierig, wäre ich es, so hätte ich neulich ein Schreiben, das von Ihres Königs Hand, die ich sehr gut kenne, unterzeichnet, beim Oberbürgermeister Pfotenhauer offen da lag, lesen können; es bewies aber, daß Sie immer noch geheime Verbindungen mit dem König haben." Weber erklärte letzteres für undenkbar und äußerte die Meinung, es könne sich nur um eine Antwort des Königs auf eine frühere Adresse handeln.

Nachdem von Wurmb wieder gekommen, fand eine längere interessante Unterredung zwischen ihm und Weber statt.

Zunächst erklärte er sich ganz einverstanden damit, daß die Polizeidirektion zu Dresden eine Nummer des Kladderadatsch, welche eine Beleidigung Sr. Majestät des Königs enthielt, konfisziert habe. Weiter verlief das Gespräch laut des Tagebuchs wie folgt:

v. Wurmb: Ich war in Berlin, habe mit Graf Bismarck bis die Nacht um 2 Uhr konferiert, werde morgen den Herren von der Landeskommission einige Eröffnungen zu machen haben, da allerdings einige strengere Maßregeln nötig sind. Es wird der Kriegszustand proklamiert werden, noch heute werden 1000 Exemplare der Bekanntmachung (die er mir zeigte) gedruckt werden. Jede Handlung gegen die preußische Armee wird mit 10 Jahr Festung oder Todesstrafe belegt.

Ich: Sie werden hier keine Todesurteile zu vollziehen haben. Niemand wird jetzt daran denken, etwas gegen die preußische Armee zu unternehmen. Einem Pöbelauflauf können wir selbst allerdings nicht begegnen, da wir gar keine Macht haben. Das werden die Preußen schon selbst thun; es ist aber garnicht zu besorgen, daß der Fall eintrete.

v. Wurmb: Nehmen Sie die Sache nicht leicht. Ich habe in Rastadt 12 Todesurteile unterschrieben. Wenn ein Amtshauptmann, wie es geschehen ist, ich habe die Beweise dafür — noch Rekruten zur sächsischen Armee abgehen läßt, verfällt er dem Kriegsgericht.

Ich: Das kann nicht geschehen sein, es würde das nach dem, was ich von den Herren der Landeskommission gehört, deren Ansichten ganz entgegen sein. (Es ist bereits vor einigen Tagen dem Kriegsministerium der Beschluß der Landeskommission eröffnet worden, daß keine Rekruten oder Stellvertreter abgesendet werden sollen, sondern nur, wenn Stellvertretungsanträge vorgelegt werden, diese vorbereitet werden sollen.)

v. Wurmb bleibt dabei, sagt ferner: Die Landeskommission wird bestehen bleiben. Herr von Möller ist bereits wieder abgereist. Ich habe mich auch überzeugt, daß wenn wir, wie in Hannover, die Minister beseitigen und die ältesten Räthe an die Stelle setzen wollten, wir keinen Vorteil haben würden. Wir werden aber einige Beamte entfernen müssen.

Ich: Wie so entfernen? Wollen Sie Preußen, die mit den Verhältnissen ganz unbekannt sind, einsetzen?

v. Wurmb: Nein, ich werde die Herren ersuchen, Urlaub zu nehmen und ins Ausland zu gehen. Ihre Stellvertreter treten dann ein.

Ich: Sie werden keinen sächsischen Beamten finden, der auf Ihren Befehl allein ein Amt übernimmt. Wollten Sie mir einen solchen Auftrag geben, so würde ich sagen, lassen Sie mich totschießen. Wir Sachsen haben dasselbe ehrenhafte Pflichtgefühl, welches die preußischen Beamten auszeichnet. Was würden Sie antworten, wenn eine sächsische Behörde Ihnen in Preußen eine solche Anmutung machen wollte! Vielleicht würde sich — der Gewalt müssen wir weichen — wenn Sie Beamte entfernen, ein Ausweg finden, daß die Landeskommission die Stellvertreter ernennt — aber ich bitte das nicht als eine amtliche Auslassung, die ich in meiner Stellung gar nicht zu geben habe, zu betrachten.

v. Wurmb: Nun darüber wird sich reden lassen. Wir brauchen aber Pferde. Die Landleute wollen wir nicht mit Requisitionen belästigen. Wir können auch Bauernpferde nicht gebrauchen. Es ist am besten, Sie wenden sich an einen Pferdelieferanten. (Er nannte einen Namen, den ich vergessen habe.)

Ich: Aber woher soll das arme Land, das in den 8 Tagen schon so furchtbar gelitten hat, die Mittel nehmen?

v. Wurmb: Ja, das ist der Krieg. Mein Kreis (Bezirk) hat in vier Wochen 31000 Thlr. Kriegssteuern aufbringen müssen. Ich wundere mich aber, daß ich hier so viele Anhänger der Beustschen Politik finde.

Ich: Die Beustsche Politik, wenn Sie darunter verstehen, daß wir nicht preußisch werden wollen, ist allerdings die allgemeine Stimme. Sie werden nur wenige im Lande finden, die anderer Ansicht sind. Fassen Sie nur die Verhältnisse ruhig ins Auge. Von der höheren Politik verstehe ich nichts; ich bin ein ruhiger besonnener Mann, aber kein homme politique, so wird man mich Ihnen, wenn Sie sich nach mir erkundigt haben, wohl auch geschildert haben. Wir haben in Sachsen keinen Grund, irgend eine Veränderung zu wünschen, wir sind ein sehr gut regiertes Volk.

v. Wurmb (versteht „gut rechnendes"): Da hätten Sie anders rechnen müssen. Sie mußten sich sagen, daß mit Österreich gehen heiße, das Land Preußen überliefern.

Ich: Nein, ich sage, gut regiertes Land, wir haben einen trefflichen König.

v. Wurmb: Ja, das ist wahr.

Ich: Wir haben ein Ministerium, dem das Land volles Vertrauen schenkt. Wir sind in allen unseren Beziehungen, durch Gewerbe, Religion, durch die Gleichheit des Volkscharakters an den Norden gewiesen, das ist richtig, aber deshalb wollen wir immer noch nicht in Preußen aufgehen, wir wollen unsern König, unsere Selbständigkeit, unsere Verfassung bewahren. Wenn Sie glauben, daß in Sachsen eine andere Volksstimmung herrsche, so sind Sie getäuscht worden.

Das war, soviel ich mich der Worte erinnere, unser Gespräch.

Tags darauf hat dann der königl. Preußische Civilkommissar Beschaffung von 200 Pferden und die Befestigung Dresdens durch Anlage von 5 Schanzen, und was die sächsischen Beamten betrifft, nur die Verwarnung des Polizeipräsidenten Schwauß zu Dresden gefordert.

Der Oberbürgermeister Pfotenhauer hat aber Weber gegenüber auf dessen Befragen bestimmt versichert, es existiere kein Schreiben des Königs Johann von der von v. Wurmb bezeichneten Art in seinem Besitz.

Am 27. Juni 1866 beschuldigte v. Wurmb, bezw. anderweit, den Polizeipräsidenten Schwauß und den Geheimen Rat Häpe geheimer Beziehungen zum Staatsminister Frhr. von Beust. Häpe insbesondere bestritt die Wahrheit dieser Angabe dem Staatsminister Freiherrn von Friesen gegenüber auf das bestimmteste. Schon tags darauf meldet das Tagebuch, daß obige Beamte nebst dem Polizeirat Pickart vom Zivilkommissar zu Vermeidung standrechtlichen Verfahrens des Landes verwiesen worden seien, auch hatte er gleichzeitig das königl Kriegsministerium außer Thätigkeit gesetzt. Weber führt diese Maßregeln ursachlich darauf zurück, daß der königl. Preußische Polizeipräsident Stieber aus Berlin in Dresden gewesen sei.

Den aus dem Vorigen hervorgehenden strengen Maßregeln gegenüber hielt Weber bei seinem Verkehr mit den preußischen Beamten, insbesondere dem Civilkommissar, an dem Satz fest, daß er zwischen der Sache und der Person unterscheide und für das unterjochte Land einen in die Formen äußerer Höflichkeit gekleideten Verkehr mit den Gegnern für ersprießlicher halte, als ein unfreundliches Benehmen gegen dieselben. —

Bei Gelegenheit des Eintritts des Freiherrn von Beust in österreichische Dienste — als Reichskanzler — sprach sich am 2. November 1866 der damalige österreichische Gesandte in Dresden Freiherr von Werner gegen Weber wie folgt aus: Er — v. Beust — habe große Schwierigkeiten in Österreich zu erwarten, da er die Aristokratie, die Bureaukratie und den Klerus gegen sich habe, Schwierigkeiten, die er noch gar nicht kenne. Werner hat erzählt, er habe dem Kaiser von Österreich gesagt, daß Beust, wenn er, der Kaiser, ihn nicht ganz entschieden halte, sich nicht werde halten können, sobald man irgend ein Schwanken des Kaisers merke, sei es zu Ende.

Am 2. Mai 1867 hatte Weber eine Unterredung mit dem damaligen französischen Gesandten in Dresden Baron Forth-Rouen, welcher gerade den damaligen Reichskanzler Freiherrn von Beust in Wien besucht hatte. Er war ganz voll über die glänzende Stellung, die Beust sich schon erworben, er sei der „arbitre" von Europa, Napoleon III.

schätze ihn sehr, jetzt könne man mit Österreich wieder verhandeln, da un homme an der Spitze stehe. Auf Webers Frage, ob er Beust wohl sehr vermisse, antwortete Forth-Rouen: „s'il me manque? c'est mon soleil."*)

Am 14. Juli 1867 erzählte der frühere Sächsische Gesandte in London Graf Vitzthum, welcher damals 2 Tage in Wien gewesen, viel von des Reichskanzlers Beust glänzenden Resultaten, behauptete aber, daß längstens im Frühjahr 1868 ein Bündnis Frankreichs Italiens und Österreichs zum Kriege mit Preußen führen werde.

Am 11. September 1867 teilte derselbe Gewährsmann, welcher wieder bei Frhr. von Beust in Wien gewesen war, Weber mit, er habe letzteren sehr munter und voller Zuversicht gefunden, der Sultan habe sich durch seinen Minister als Dolmetscher mit Beust auf französisch unterhalten und u. a. gesagt, daß er bedaure, das Band des Stephanordens, den ihm der Kaiser von Österreich gegeben, nicht tragen zu können, weil es ihm seiner Korpulenz wegen zu eng sei; Beust habe aber sofort erwidert, es sei das der Beweis, wie enge die Bande seien, welche Österreich und die Pforte verbänden.

Bei einem Diner, welches am 20. September 1867 in Dresden zu Ehren des damals hier anwesenden Freiherrn von Beust stattfand, sagte dieser, als die Rede auf Graf Bismarck kam, der frühere Preußische Gesandte in Dresden von Savigny habe als Grund, weshalb Graf Bismarck ihm, dem Freiherrn von Beust, so feindlich gesinnt sei, „verschmähte Liebe" bezeichnet, weil er, als ihm Anfang des Jahres 1866 indirekt die Offerte gemacht worden sei, in Berlin in die Regierung einzutreten, das abgelehnt habe.

Da Weber von Anfang bis zu Ende Zuschauer des Theaterbrandes vom 21. September 1869 gewesen, nehmen wir hier folgende Darstellung desselben aus dem Tagebuch auf:

„Als ich ½12 Uhr vormittags aus dem Gesamtministerium in das Hauptstaatsarchiv ging, war am Hoftheater noch nichts Auffälliges zu bemerken. Gegen 11¾ Uhr rief einer, es brenne im Theater. Ich trat auf den Theaterplatz, der ganz menschenleer war. Aus zwei der runden Fenster unter dem Dach nach Nordost zu drang dicker schwarzer Rauch, dem bald helle Flammen folgten. Ich ging nun in das Gesamtministerium, von wo ich alles genau sehen konnte. Das Feuer verbreitete sich unter dem Dach nach Mittag zu rasend schnell. Bald schlugen die Flammen aus allen den dort befindlichen runden Fenstern. Nach 20 Minuten etwa kamen einige kleine Spritzen, die aber bei der Höhe des Gebäudes ganz nutzlos waren und auch gar keinen Versuch machten, etwas zu thun. Es liefen allmählich Leute herzu, die aber vergebens durch die verschlossenen Thüren einzudringen versuchten. Nach geraumer Zeit wurden anscheinend von Innen zwei Thüren geöffnet und einige Menschen begannen, etwas Mobilar, Stühle, Bänke rc. herauszutragen. Einer der ersten brachte beide Arme voll Fußbänkchen heraus, andere die Brustgitter, die aufgestellt werden, wenn Andrang zu den Billets stattfindet. Plötzlich stürzten die Menschen heraus, wahrscheinlich weil Funken von oben fielen. Eine furchtbare schwarze Rauchwolke verhüllte alles, aus der bloß bisweilen eine hohe Flamme emporschlug. Um halb 1 Uhr nachmittags etwa stürzte der größere Teil des Daches ein und der Qualm wich nun einer turmhohen Flamme. Von oben verbreitete sich das Feuer allmählich in die 2. Etage — ein prachtvoll-grauenhafter Anblick, wie die Glut durch die hohen Fenster leuchtete! Die kleinen Vorbaue hielten lange Stand, bis auch ihre Dächer die Flamme ergriff. Etwa eine halbe Stunde nach dem Ausbruch des Feuers zeigte sich ein Dutzend Menschen auf dem Balkon. Sie hätten jedenfalls noch die Treppen benutzen können, zogen aber vor, sich mit Rettungsleitern retten zu lassen. Einer warf ganze Packete mit Theaterzetteln herunter! Gegen ¾1 Uhr ward die Hitze so groß, daß die Fenster im Gesamtministerium ganz heiß wurden. In den Zimmern herrschte eine furchtbare Hitze. Zum Schutze des königl. Schlosses waren bereits Feuerwächter auf das Dach desselben geschickt, die es bespritzten, so daß vor

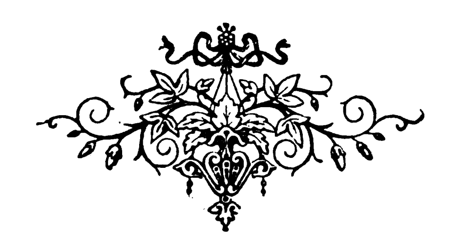
*) Bei Würdigung dieser Äußerungen des französischen Diplomaten wird zu berücksichtigen sein, daß er bei dem nahen Verhältnis Webers zu Freiherrn von Beust wohl darauf rechnete, daß dieser Beust seiner Zeit von seinen Auslassungen Mitteilung machen werde.

den Fenstern ein förmlicher Wasserfall sich bildete. Auch die Dächer des Museums und des Hotels Bellevue wurden unausgesetzt bespritzt. Als das Theater gerade in vollen Flammen stand, drangen Tollkühne in das Souterrain, wo die Kasse war und holten einen eisernen Kasten und einiges Mobiliar heraus. Der Kassierer Keil hatte zwar das Geld gerettet, war aber dann der Hitze wegen schnell herausgelaufen. Der ganze Platz ward allmählich vom Militär abgesperrt und man sah nichts als etwa drei Spritzen mit ihrer Bedienung. Um 2 Uhr war alles bis auf eine brennende Decke nach dem Hotel Bellevue zu nieder. Bloß die kahlen Mauern stehen noch. Hätten wir heftigen Südwind — statt vollständiger Windstille — gehabt, so wäre vielleicht das Museum, die katholische Kirche, das Archiv, das Schloß jetzt ein Aschenhaufen und ein Teil der Stadt in Flammen."

Als Beispiele der Unwissenheit mancher Kandidaten beim Avantageur-Examen erzählte ein Professor des königl. Kadettenhauses zu Dresden am 26. September 1869: Einer, der in der Litteratur examiniert wurde, wußte absolut nichts. Endlich wurde er gefragt, ob er vielleicht einen Lieblingsdichter habe, von dem er etwas angeben könne? Er antwortete: „Lessing." Auf die Frage, was er denn von diesem gelesen habe, war die Antwort wieder: „Nichts." Ein anderer antwortete auf die Frage, was der Messias von Klopstock sei? — ein Lustspiel.

Beim Übersetzen kam bei der Beschreibung des Übergangs über die Berezina vor: „il se cramponna avec ses ongles et ses dents." Die Übersetzung lautete: „er klammerte sich an seine Onkel und Tanten."

Am 12. November 1872 erzählte der frühere österreichisch-ungarische Reichskanzler Freiherr von Beust über seinen Sturz als Reichskanzler, ein Diplomat habe darüber gesagt: „ca se comprend, mais ça ne s'explique pas," wahrscheinlich habe eine Kabale unter Benutzung der Schwarzen gegen ihn stattgefunden, man habe dem Kaiser vorgespiegelt, er habe diesen absichtlich in die böhmische Frage soweit verwickelt, daß er das Reskript des Grafen Hohenwart, welches den Böhmen alles zugestanden, unterschrieben habe, damit er, Beust, dann wieder als unentbehrlicher Retter auftreten könne, das habe den Kaiser so aigriert.





Wie „das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich“ entstand.

Eine Phantasie.

Von

W. v. Landesen (Stuttgart.)

Sinnend legte ich die Feder hin; das neue bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich, insbesondere der § 157*), welcher von der Auslegung der Verträge nach Treu und Glauben und von der Verkehrssitte spricht, ging mir im Kopf herum. Meine Blicke verfolgten die einer frisch angezündeten Cigarre entsteigenden Rauchwolken.

Allmählich aber schien es mir, als ob die Wolken in einem größeren Raume verflögen. Und fürwahr, auch die Bilder an den Wänden entschwanden meinem Auge, die Wände selbst dehnten sich immer weiter aus, die Decke wölbte sich, mein Blick verlor sich in einer gewaltigen Halle. Und was war das? Phantasie oder Wirklichkeit? Die Halle erstrahlte in immer hellerem Lichte; da sah ich hinein in einen großen, marmornen Saal, dessen hohe Decke von prachtvollen Säulen getragen wurde. Und in der Mitte der einen Wand stand ein Thron. Aber da traten ja auch immer schärfer Gestalten hervor. Auf dem Thron saß eine hehre weibliche Gestalt in einem weiten, weißen Gewande, auf dem Schoß ruhte ein Schwert und zu ihren Füßen lag eine Wage; auf ihrem Antlitz prägte sich ein tiefer Ernst aus, doch ein milder Zug im Gesicht ließ Vertrauen zu ihr fassen, — es war die Justitia. Und immer mehr fiel der Schleier vor meinen Augen, immer mehr häuften sich die Gestalten im Saale, sodaß ich schließlich die Schar nicht mehr übersehen konnte. Doch eine mächtige, prachtvolle Frau in einem Gewande in den Farben schwarz, weiß und rot fiel sogleich besonders auf. Sie trug Schwert und Schild, den Brustharnisch zierte ein Adler; ihre ganze Gestalt atmete die Kraft und Gesundheit eines blühenden Weibes. Selbstbewußt und stolz trat sie vor den Thron, verneigte sich vor der Königin-Justitia und, nachdem diese sie durch eine Handbewegung zum Sprechen aufgefordert hatte, begann sie mit volltönender Stimme also:

„Großmächtigste Herrscherin, gestrenge Fürstin, die du, wenn gerufen, das Recht wehrst und das Unrecht verfolgst, erhaben über allen Parteien thronst und jedem das Seine zumißeſt; du hast, dem Plane des höchsten Lenkers des Weltalls gehorchend, mich, die Germania, nach langem Siechtum wieder zu neuem Leben erweckt, in jugendlicher Schöne siehst du mich vor dir stehen. Doch bringe ich dir nicht nur Dank entgegen, mit einer Bitte nahe ich mich wieder deinem Throne. Damit ich die Kraft und

---

*) § 157 des bürgerlichen Gesetzbuchs lautet: Verträge sind so auszulegen, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern.

Schönheit nicht nur, sondern auch die guten Gaben, die ich besitze, bis in die fernsten Zeiten erhalten kann, bedarf es noch eines Geschenkes von dir: gieb mir zu meinem Schutze die Macht, ein Recht zu schaffen, das ein einheitliches Ganzes bildet, in dem alles das verwirklicht ist, was seit zwei Jahrtausenden in mir schlummert, was edel, groß, gerecht und gut ist, — ein Gesetz, das deinen Forderungen von Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Sitte entspricht, der Sitte, dem das Rechtsbewußtsein des Volkes entstammt, und der Moral, die von Gott ist. Schick mir deine Geister als Hülfstruppen zur Schaffung eines Rechtes, das dir gefallen soll!“

„Du willst etwas Gewaltiges schaffen, du willst den großen, alles Leben umspannenden Organismus in feste Regeln bringen —! Deine Bitte ist gerecht und gut, ich will sie erfüllen“, sprach Justitia, „suche dir unter den mir dienenden Geistern diejenigen aus, die dir nützen, und mache von ihren Diensten einen weisen Gebrauch. Du sollst sie selbst hören.“

Und nun drängte sich eine große Schar der verschiedenartigsten Gestalten heran, immer enger den Thron umgebend. Auf einen Wink der Fürstin erhob sich ein Mann von einer Stufe des Thrones und verneigte sich vor seiner Gebieterin. Er hatte um seine Schultern eine purpurne römische Toga, an den Füßen Sandalen, in der Hand einen silbernen Stab; das Haar und der lange Bart waren schneeweiß, das Antlitz durchzogen unzählige Furchen und sein Rücken war gebeugt, doch aus den Augen sprühte noch immer ein Feuer, das Kraft und großen Geist verriet. Man hätte ihn einen schönen Greis nennen können, wenn nicht ein herber Zug, der sich um seine Mundwinkel legte, und Stolz, Hochmut und Egoismus dem Denkerantlitz zu sehr ihr Gepräge aufgedrückt hätten.

„Ich“, so begann er, sich mit einem kaum merklichen Neigen seines Hauptes an Germania wendend, jedes seiner Worte scharf betonend, „ich werde dir meine Dienste vermieten, jedoch unter der Resolutivbedingung, daß du mit keinem anderen einen gleichen Vertrag der Dienstmiete abschließest. Ohne meine Hülfe kannst du und deinesgleichen nichts schaffen, ich beherrsche die Welt, und mein System ist vollkommen —“

„Du bist das Römische Recht“, unterbrach ihn, unwillkürlich zusammenzuckend Germania, und mit einem scheuen Blick auf den Greis fuhr sie mit leiserer Stimme fort: „Auch dein Joch, das ich Jahrhunderte getragen, hat mich siech und krank gemacht!“

„Dagegen muß ich litem kontastieren, ich muß es verneinen“, erhob sich im scharfen Ausfall die Stimme des Greises, „hättest du meine Lehren stets streng beobachtet, du wärest nicht erkrankt. Ist nicht das Volk, dem ich schon lange gedient hatte, bevor du warst, das mächtigste der Erde gewesen? Was kann es Größeres geben als das Corpus juris civilis? Mich erfüllt das Prinzip der Subjektivität, dessen inneres Motiv die Selbstsucht, dessen Inhalt das freie Schalten und Walten des subjektiven Willens*) ist. Recht ist das, was der Senat und das Volk beschlossen haben —“.

„Und das Sittengesetz vorschreibt“, wandte eifrig Germania ein.

„Mit dem Sittengesetz hat das Recht nichts zu thun“, belehrte sie der Alte; „meine Grundsätze haben stets und werden stets die Welt beherrschen, denn es sind die einzig richtigen und sie fließen aus der ureigensten egoistischen Natur des Menschen. Doch wozu der Auseinandersetzungen, ich stipuliere und du hast damit zufrieden zu sein, sonst ist der Vertrag nicht perfekt —“

„Halt!“ gebot da die Königin von ihrem Thron herab, „über die Bedingungen und das Maß der Dienstleistungen habe ich allein zu entscheiden. Vor allem wirst du, stolze Germania, dich an diejenigen halten müssen, die dir die nötige Erkenntnis und Vorbereitung für deine Aufgabe gewähren sollen, — die Geschichte und die Philosophie.“

*) Vergl. C. A. Schmidt, Der prinzipielle Unterschied zwischen dem römischen und germanischen Recht I. 1853. Ahrens, Encyklopädie, u. a.

Hand in Hand traten da vor zwei würdige Matronen, in schlichte graue Gewänder gehüllt; ein feierlicher Ernst lag auf ihren Zügen. Die ältere von ihnen, die Philosophie, sprach langsam und feierlich:

„Hand in Hand treten wir vor dich, Germania, weil wir zu deinen Zwecken nur vereint dir nützen können. Nur im Lichte der Geschichte und unter meinem Beistande wirst du alle Ideen auf Erden in ihrem Werden und Vergehen begreifen. Lerne uns recht verstehen und du wirst beurteilen können, worin Glück oder Unglück auf Erden ihren Grund haben; dann wirst du dich nicht durch die herrschenden, sondern die wahrsten Ideen bei deiner Aufgabe bestimmen lassen. Wir werden dir zeigen, wie das Recht als Glied eines höheren Ganzen aus dem Weltorganismus hervorgegangen ist; wir offenbaren dir den Geist deines Volkes, indem wir dich bis an die Quellen des Rechts zurückführen. Nur unsere gemeinsame Thätigkeit kann dich zu deiner Aufgabe befähigen, damit immer höhere, wohlthätigere Ideen dich beeinflussen. Ohne uns ist alles Wissen und Schaffen nur Stückwerk, schal und ohne inneren Gehalt; ohne unsere und der uns verwandten Genossinnen Hülfe wirst du den Zweck im Recht nicht erreichen.“

„Ich danke euch für eure Worte“, sprach Germania, ihre Hände den beiden Frauengestalten entgegenstreckend. „In der Zeit, als die anderen Nationen, immer nur praktische Ziele verfolgend, den weiten Erdkreis sich unterwarfen, habe ich mich an euch und eure Genossinnen, in meinem Unglück Trost suchend, geklammert; wie ich damals bei euch, der Geschichte und der Philosophie und der Dichtkunst, Trost gefunden habe, so werde ich auch jetzt ohne eure Hülfe nichts thun. Kommt, ihr Schwestern alle, und helft mir!“

Und da kamen sie in großer Zahl heran, die Logik, die Ethik, das Naturrecht, die Religionslehre, die Psychologie, die Ästhetik, die Hermeneutik und die Kritik. Aber auch die Politik, die Sprachwissenschaften und nicht in letzter Linie die Nationalökonomie, die die Wichtigkeit der aufmerksamen Beobachtung alles Realen und die Anpassung des Rechts an die wirklichen Zustände hervorhob, drängten sich immer näher zum Thron heran. Unter den Sprachwissenschaften entbrannte ein heftiger Kampf, aus dem die deutsche Sprache siegreich hervorging, die Staatslehre*) wies auf die Wichtigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik hin, rief aber seitens der streitsüchtigen Dame Politik Widerspruch hervor; es entstanden lebhafte Debatten, bis endlich Justitia Ruhe gebot:

„Alle sollt ihr mitwirken, jedem gebührt der ihm zukommende Teil, — doch ich vermisse einen unter meiner Heerschar, fast hätte auch ich ihn vergessen, germanisches Recht tritt hervor mit deinen Trabanten!“

Da entstand eine mächtige Bewegung unter allen Gestalten, die den Thron umgaben, freudige, aber auch finstere Gesichter sah man. Hastig aber erhob sich der Greis in der römischen Toga. Hatte er bisher würdevoll, ernst und ruhig vor sich hingeblickt und erst beim Erscheinen der deutschen Sprache eine lebhaftere Bewegung verraten, so erregte ihn jetzt heftig die Erwähnung des Namens seines Feindes. Wußte er sich doch meist von allen anderen hoch geschätzt und verehrt, sie alle waren ihm unterthan gewesen oder brachten ihm Achtung entgegen, das germanische Recht aber hatte sich ihm bei seinem Zuge durch die Welt entgegengeworfen; trotz langen Kampfes hatte er den Feind nicht gänzlich besiegen können, immer wieder hatte dieser Spuren seines verborgenen Lebens gezeigt, und nun sollte dieser rohe Geselle sogar vor der Justitia und dieser ganzen hohen Versammlung als zum Leben berechtigt anerkannt werden?! Seine Potestas empörte sich dagegen und er war eben im Begriff, seinen Protest gegen eine Vergewaltigung durch das gemeine deutsche Recht geltend zu machen, da wurde sein Auge gebannt durch einen für ihn wunderbaren Anblick. Nicht schwach und alt und zerlumpt erschien sein Gegner, sondern in voller männlicher Schönheit und Frische, eine hohe, kraftstrotzende Gestalt in langem Haar und Bart, um die Schultern ein Fell, bewehrt mit Schild und Speer; wohl war er etwas verwildert, wohl hatten in seinem

*) F. Schmidt-Warneck, die Notwendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik. Berlin 1885.

Antlitz Sorge und Kummer Spuren hinterlassen, doch man sah es ihm an, daß gute Pflege auch diese bald verwischen würden. Es war das germanische Recht in voller Ursprünglichkeit. Ein großes Gefolge umgab ihn; da waren der Sachsenspiegel, der Schwabenspiegel, die Glossen dazu, der Richtsteig Landrechts, die Blume von Magdeburg und viele andere Stadt- und Landrechte, viele, die den Namen Weistum oder Schöffenbuch führten; viele trugen Schilde am linken Arm, auf einem stand: „Dies Recht hab' ich nicht erdacht, Es haben's von Alters auf uns bracht, Unsere guten Vorfahren."*) Es hatten sich aber auch die Nibelungen, das Beowulfslied, die Eddalieder, der Heliand und andere Gebilde der Poesie eingefunden. Besonders fiel auch die deutsche Sitte auf, eine keusche Frauengestalt von großer Anmut; an der Hand führte sie einen Knaben, das Rechtsgefühl. Die Vaterlandsliebe ging als Bannerträger dem ganzen großen Zuge voran, denselben beschloß die Phantasie, leicht dahinschwebend, einen rosigen Lichtschimmer weithin verbreitend. Gleich hinter dem germanischen Recken aber schritten zwei Gestalten von so wunderbarer Anmut, daß alles bewundernd zu ihnen aufblickte; es waren eine Jungfrau und ein Jüngling. Da ging ein Flüstern durch die Versammlung: „Seht hin, seht! Das sind Treue und Glauben, die beiden mächtigsten Bundesgenossen des germanischen Rechts!"

Durch die sich bildende Gasse trat Germania freudig erregt dem Zuge entgegen, streckte dem blonden Recken beide Hände entgegen und führte ihn vor den Thron.

„Der ist mein Retter, seine Kraft und seine Tugend werden mir helfen!" rief sie und Begeisterung flammte in ihren Augen auf, als sie sich zur Justitia wandte.

Und auch der Blick der Königin hatte etwas Wohlwollendes, als sie sagte:

„Sprich, du deutscher Mann, was verheißest du der Bittstellerin?"

Als sich nun seine Stimme erhob und allgemach immer mächtiger anschwoll, da wurde es still im weiten Saale, alles lauschte den Worten des blonden Riesen, der also begann:

„Habe Dank, Germania, für den freundlichen Gruß, der mir meinen Mut stählt. Dank vor allem dir, o Königin, daß du auch an mich den Ruf gelangen ließest, den Ruf, den ich lange erhofft. Jahrhunderte habe ich mich verbergen müssen, habe ein friedloses Dasein gefristet, abhängig von der Gunst des Augenblicks. Die Mächtigen der Erde, die Fürsten und Gelehrten, haben mich dem Raubtier des Waldes gleichgestellt, aus aller Gemeinschaft verstoßen in Wald und Einöde, gleich dem Wolfe, dem Friedebrecher; nur dem Manne aus dem Volke noch war ich bekannt, unter freiem Himmel mußte ich leben, immer in Furcht vertrieben zu werden; kein Fürsprecher wagte für mich einzutreten. Und der mich verfolgte, war das fremde Römische Recht, das gehegt und gepflegt wurde in Palästen und Klöstern und Gerichtshallen, und so mich und meine Rechtssitten und Gewohnheiten und die altehrwürdigen Rechtssprüche vertrieb. Und doch bin auch ich einst stark und mächtig gewesen! Einst war es, als jedermann mich kannte, mich pflegte und verehrte als etwas Ehrwürdiges, mich als von Gott stammend in Sitte und Sprache anerkannte. Gott ist Recht**), sagte man damals; und dieselbe Linde, die dem Gottesdienste geweiht war, diente auch mir als Stätte des Gerichts. Frei dahinziehend durch alle germanischen Lande, durch Wald und Feld, wurde ich überall gastlich aufgenommen; in Sprache und im Lied und im Spruch und in Gebräuchen und Handlungen blieb ich in lebendigem Bewußtsein des Volkes. Nicht war ich, wie mein Gegner, in ein feines Gewand gekleidet, nicht wie er formvollendet und weltklug und geschickt, nicht wie er streng und durchgebildet, — ich bin aber von einer höheren Macht mit anderen Gaben ausgestattet worden, und diese Gaben werden jetzt der, die da bitten kam, willkommen sein! Ich bin nicht künstlich auferzogen und genährt worden, ich habe mir meine ganze Ursprünglichkeit, die von Gott ist, erhalten, denn ich war stets frei in der großen herrlichen Natur und nur deren ewigen Gesetzen gehorchend.

---

*) Aus der gereimten Vorrede zum ältesten deutschen Rechtsbuch, dem „Sachsenspiegel", ca. 1230.

**) „Got ist selve recht, darumme ist ime liep daz recht. — recht komt von got" etc. Sachsenspiegel.

Sitte und Recht sind in mir eins, sie widerstreben einander nicht, und da beide von Gott stammen, so bin auch ich von Urzeiten an mit dem Gottesglauben, der Religion, verbunden. „Nur wer Gott liebt, liebt das Recht; und gute Gewohnheit gut Recht; aber wo Recht und Sitte wenden, wendet auch der Herr mit Land und Leuten."*) Nicht wie mein Gegner stelle ich die Eigenliebe als ein Ideal hin; mich erfüllt in erster Linie das Sittengesetz, welches vorschreibt: Liebe deinen Nächsten. Nicht fremd und pflichtlos stehen sich die Menschen einander gegenüber, sondern sie sind einander sittlich verpflichtet, einander zu unterstützen und beizustehen —"**)

Länger konnte der Römer seiner Bewegung nicht Herr bleiben:

„Nach welchen Gesetzen," rief er aus, „sind denn Recht und Sitte einander gleich? Wie kann man sagen, das Recht werde vom Volke gehegt und gepflegt? Den gelehrten Juristen und den gelehrten Gerichten kommt allein diese Aufgabe zu. Darum bin auch ich das geworden, was ich bin: großartig in meinem ganzen inneren Ausbau! Jener dort ist aus dem Dunkel des Waldes entsprossen, seine Herkunft ist unbekannt, seine Freundschaft mit solchem Gelichter wie Poesie, Sittengesetzen, Phantasie, Sage verdächtig. Ich kenne nicht viel von dem wilden Gesellen mit seiner wallenden Mähne, doch soviel habe ich gehört, daß er die ewigen Gesetze des Eigentums, der Dienstmiete, der Auslegung von Verträgen und andere mir heilige Begriffe umstürzen will. Das hieße eine Auflösung aller Bande des Rechts!"

„Nicht auflösen will ich deine Rechtsbegriffe," war die ruhige Antwort, „ich will sie nur mit den meinigen in Einklang bringen. An deinem Eigentum will ich nicht rütteln; sollten aber gewisse, der Sitte entspringende Gewohnheiten nicht auch dort Platz finden, wo deine starren Gesetze herrschen? Der Dienstvertrag, du nennst ihn Dienstmiete, soll er nicht auch jetzt nach zweitausend Jahren den Anschauungen von Recht und Pflicht im weiteren Sinne, den Geboten der Menschenliebe, gerecht werden können? Sollen bei der Auslegung von Verträgen nicht auch Treue und Glauben mitsprechen dürfen? Soll der tote Buchstabe allein weiter herrschen, nicht auch das Sittengesetz Einfluß haben? Nicht wie du mich, will ich dich verdrängen oder vernichten. Nicht wie du mich, schmähe ich dich. Ich erkenne deine Stärke, deinen durchgebildeten Verstand an; deine Weisheit und Klugheit bleiben dir erhalten, ich biete nur mein Gemüt an. Sollten wir nicht beide, Verstand und Herz, vereint den Nutzen bringen, der der Gerechtigkeit entspricht, auf daß der Zweck erfüllt werde, den eines meiner Gesetze***) so ausspricht: „Es trage die Erde den Frieden und der Himmel sei darüber ausgebreitet und das dunkle Meer umschließe ihn, welches alles Land umgiebt." — Ich bitte dich, Germania, erhalte mich und meine Genossen der Mit- und Nachwelt, damit nicht das lebendige Rechtsbewußtsein und mit ihm alles Edle und Gute schwinden. Schöpfe aus uns als einem Born der Volksseele, statt allein aus den toten Gesetzen eines fremden, durch deutsche Kraft und Sitte zu Boden geworfenen entarteten Volkes. „Grausam ist die Gerechtigkeit, wird sie nicht gepaart mit Milde",†), dieser Rechtsspruch aus einem meiner vielen Rechtsbücher soll die Verbindung des Rechts mit der Billigkeit, des toten Gesetzesbuchstabens mit dem Rechtsgefühl, des Verstandes mit dem Herzen ausdrücken. So reiche auch ich dir die Hand, römisch Recht, in Treu und Glauben!"

Mit diesen Worten machte er seinen Mitstreitern im Kampfe um die heiligsten Güter Germanias Platz. Man sah es den beiden in ewiger Jugend strahlenden Gestalten an, welch innige Seelengemeinschaft sie verband, als sie nun beide, innig umschlungen, vor den Thron traten; die schlanken Glieder der schlichten Treue umschloß ein hellblaues Gewand, den in Jugendkraft dastehenden Glauben zierte ein schmuckloser weißer Rock.

„Wo wir gastliche Aufnahme finden, da erscheinen wir mit Freuden und segnen unseren Gastfreund mit der Reinheit, die ein Strahl der göttlichen Weisheit in uns

*) Deutsche Rechtssprichwörter. Vergleiche A. Freybe, Züge deutscher Sitte und Gesinnung. Gütersloh 1889. I. u. II.

**) Vergleiche C. A. Schmidt a. a. O., Ahrens a. a. O.

***) Altnordisches Gesetzbuch der „Grauganz", im Trygdamál (Treue-Friedensvertrag).

†) Vergleiche A. Freybe a. a. O.

versenkt hat,“ begann die Treue. „Von Ewigkeit sind wir und in die Ewigkeit gehen wir auch ein mit dem Recht, mit dem wir von Anbeginn an verbunden sind. Ich, die Treue, war es, die dereinst unter dem Schatten der alten deutschen Buchen und Eichen, im heiligen Götterhain die Jünglinge verband, wenn sie in Wehr und Waffen dastanden, sich den Arm ritzten, ihr Blut zusammrinnen ließen und gemeinsam davon trinkend sich Blutsfreundschaft zuschworen in Treuen zu gegenseitigem Schutz und Trutz. Ich war es, die deine Mannen, Germania, befähigte, den Angriffen der römischen Kohorten zu trotzen, durch mich siegten Arminius Scharen über die Legionen der Römer. Ich heiligte das Band der Blutsfreundschaft wie der Verwandtschaft; in dem Zusammenhalt durch mich beruhten die Bande, die Vater und Kinder, Mann und Weib, Herrn und Knecht, Lehnsherrn und Lehnsmann, Gläubiger und Schuldner miteinander verbanden. Die Liebe und ich, die Treue, walteten über der germanischen Ehe, und auch die Verlobten wurden durch die Rechtspflicht der Treue enger miteinander verbunden als anderswo. Bruch der ehelichen Treue oder Verlöbnisbruch wurden durch meine Genossen, das germanische Recht, streng verfolgt; so sind wir immer Hand in Hand gegangen.*) Durch mich beseelt wurden dereinst Brunhilde, Kriemhild und Gudrun. Eine Frucht meines Einflusses war aber auch, — und ich verhülle mein Haupt noch jetzt vor Schmerz bei dem Gedanken, — die Blutrache! Als ich sah, daß die Verwickelungen, die aus dieser blutigen Pflicht entsprangen, ein Blutbad einrichteten, das bis zum heutigen Tage noch rasen mußte, da rief ich in meiner Not diesen meinen Gefährten, den Glauben, zu Hilfe.**) Er kam und durch seine Kraft und Gewalt, die da besteht in den Worten „Liebet eure Nächsten“ wurde die Saat, die ich in meinem Übereifer zu stark hatte emporsprießen lassen, auf das richtige Maß verschnitten. Nun zogen wir beide, vereint mit dem Recht, durch die deutschen Lande und überall jubelte man uns zu. Unter Anrufung von Treu und Glauben wurden alle Verträge geschlossen***), wir wurden geschützt und heilig gehalten; ja selbst die mir so nahe verwandte Ehre wurde uns unterthan, denn man sagte „alle Ehre kommt von der Treue,“ aber das ist falsch, denn sie ist meine Schwester. — Mit der Zeit trat aber etwas anderes, Fremdes uns entgegen, suchte uns zu bekämpfen, und allmählich unterlagen wir. Es war die römische Fides, einem andern Boden entsprossen als wir. Sie wäre kein gefährlicher Gegner, so glaubten wir damals und hofften durch unser Recht geschützt zu werden. Unsere Gegnerin war aber nicht allein, sie war im Gefolge des römischen Rechts erschienen, das infolge der Verblendung der Menschen seinen Einzug in den deutschen Gauen halten konnte. Da mußten auch wir mit dem Recht weichen, die Gerichtsstätten wurden leer und der Schwur trat an Stelle des bisher „in Treuen und Glauben“ geleisteten Versprechens. Aber auch wir lebten weiter fort in aller Stille, sorgten doch die Menschen, die nicht über die römische Bildung verfügten, dafür, daß unser Andenken erhalten blieb. So leben wir noch heute fort, und wenn jüngst gelehrte Männer versucht haben, unseren Charakter nicht in der ursprünglichen Reinheit hinzustellen, so sind wir schon zufrieden, wenn man uns nur wieder anerkennt, in Handel und Wandel, in Freud und Leid, und vor allem im Recht. Wir sind dessen gewiß, daß wir siegen werden über alle Unnatur, sobald unser Genosse, das germanische Recht wieder in alle Ehren eingesetzt wird, denn:

Als Himmelskinder wohnen wir auf Erden.
Und Edles nur entspringt aus unserm Walten;
Wo Glauben herrscht, da wird man Treue halten,
Da wird auch Liebe nicht zu schanden werden.
Wenn du, germanisch' Recht, wirst neu erstehen,
Wird unser Geist durch deutsche Lande wehen.“ —

---

*) Vergleiche Siegel, der Handschlag und Eid für ein Versprechen im deutschen Rechtsleben, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften. Wien 1894. Bd. 130. — W. Sickel, die Bestrafung des Vertragsbruches. Halle 1876, u. a.

**) Vergleiche A. Freybe a. a. O. Heft I das Leben in der Treue. J. Grimm, Weistümer und Rechtsaltertümer, Siegel a. a. O. — E. Tobien, die Blutrache. Dorpat 1840.

***) Vergleiche Stobbe, zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts 1855. Beseler, System des deutschen Privatrechts II. 1853. Ahrens Encyklopädie. Jul. Stahl, Philosophie des Rechts, u. a.

Und als sie so geendigt, da schwebte die buntschillernde Phantasie heran, verschiedenfarbige Lichtreflexe um sich verbreitend, und einschmeichelnd war ihre Stimme, als sie rief:

„Und nun gehöre auch ich dazu; dann wird dir, große, herrliche Germania, das schwere Werk gelingen! Ich gebe dir die Begeisterung*), welche große Gedanken erzeugt, ich werde deine Einbildungskraft zu einer edlen gestalten, so daß Du richtig erkennen kannst, wie Treue und Ehre und ritterlicher Sinn sich sehr wohl paaren mit anderen Geistern, die du heute zu gemeinschaftlichem Zusammenwirken rufst. Ich werde Deinen Geist befruchten, auf daß du den Sinn für die ehrwürdige althergebrachte Sitte bewahrst. Ich und die Poesie, wir werden deinem Geist die Liebe zum Vaterlande, die Menschenliebe und alles, was gut, edel, schön und groß ist, einflößen, auf daß du stolz auf dein Werk schauen kannst und es werde ein Werk:

Gott zur Ehre,
Dem Vaterlande zu Nutz' und Frommen! —
Dann blüh' und gedeihe so rein und so echt
In Treu' und in Glauben, germanisches Recht." —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und siehe da, plötzlich verschwanden da alle die Gebilde und auf der obersten Stufe des Thrones stand im Kaisermantel, geschmückt mit Krone, Scepter und Schwert, der Einiger Deutschlands, Kaiser Wilhelm der Große, und um ihn seine Mitstreiter und die höchsten Diener des Staates. Und er streckte die Hand aus nach seinem Enkel, dem jungen Kaiser Wilhelm II., der auf der zweiten Stufe stand und die rechte Hand wie zum Schwur erhebend, voll hohen Mutes und in jugendlicher idealer Begeisterung auf die den Saal füllenden Vertreter des einigen deutschen Reiches blickte. Und der Strahl, der aus seinen Augen flammte, teilte sich auch der ganzen großen Versammlung mit. Sie erhoben einmütig die Arme und schworen wie ein Mann: in Treue und Glauben mitzuarbeiten und zu bauen an der Kuppel, die den stolzen Bau des deutschen Volkes als bleibendes Wahrzeichen seiner Kulturentwickelung, deutscher Treue und Einigkeit, krönen sollte, — an dem Werke einer Kodifikation des deutschen Rechts. — — —

Die Cigarre war erloschen, entschwunden das Bild, verscheucht der Traum. War es nur Traum und Schaum oder auch Wahrheit?! —

*) Vergleiche H. Dernburg, die Phantasie im Recht. Berlin 1894.





Glauben und Wissen.

Gedanken eines Rechtsgelehrten.

Indem wir diesem Aufsatz seinen Namen geben, sind wir uns der vollen Tragweite dieser gewaltigen Frage, dieses gewaltigen Gebietes voll bewußt; wenn wir dem dennoch gegenübertreten, geschieht es in aller Demut und Bescheidenheit. Nicht erschöpfen wollen wir diese Frage (um nochmals diese Kennzeichnung festzustellen), sondern nur Bausteine beitragen. Mögen diese Darlegungen für sich selbst sprechen und ihre Rechtfertigung in sich selbst finden. — Es ist uns wohlbekannt, daß über denselben Gegenstand schon so manches geschrieben worden ist und zwar von Weiseren und Gelehrteren wie wir, aber zunächst ist unser Ziel ein anderes, ferner aber wollen wir — denen Beruf und Zeit ein gelehrteres Eindringen in Theologie, Philosophie u. dgl. verbietet — eben für die schreiben, die mit uns in gleicher Lage sind. Wir wollen nachweisen, daß man schon aus den einfachen Grundgesetzen des Denkens heraus, wenn auch mit einem höheren Grade allgemeinen Wissens (aber auch ohnedem) und mit einer herzlichen Liebe für Kunst und Wissenschaft ausgestattet, zu denselben Ergebnissen gelangen kann wie wir, daß aber auch ein scharfes (namentlich auch juristisches) Denken in keiner Weise daran hindert, zu Folgerungen wie den nachstehenden zu gelangen.

Was ist Glaube? Was ist Wissen?

Kein Mensch, und wenn es der gewaltigste wäre, kann diese Deutung so klar und einfach geben, wie es das Buch der Bücher thut.

Wir lesen im Hebräerbriefe (11, 1):

„Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, daß man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“

Es ist also der Glaube eine Zuversicht, ein Überzeugtsein von etwas, was man nicht siehet, nicht (um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen) mit den Händen greifen kann. Der Glaube steht also, um dies schon hier anzumerken, auf derselben Grundlage, der so Vieles entstammt, was in und außer uns webt, ohne welches wir (im höheren und besseren Sinne) nicht leben können. Wie eng ist der Kreis dessen, was uns unmittelbar vor Augen liegt! Wären wir nur auf dieses beschränkt, wie öde und leer wäre alles um uns her! Wenn es keinen Glauben gäbe, gäbe es auch keine Hoffnung, keine Liebe. Hoffen heißt: etwas für wahr annehmen, was der Zukunft angehört, sich also noch nicht fassen und greifen läßt, der anzuwendende Maßstab liegt in der Form, von einem Wissen kann keine Rede sein.

Und die Liebe? Kannst du sie fassen und greifen? Wir wissen (einigermaßen), was in uns lebt, aber ist das immer Liebe, die wahre und echte, was wir dafür halten? Schon die Griechen bezeichneten es als eins der erstrebenswertesten, aber schwer zu erlangenden Güter, als eine gewaltige Aufgabe: Lerne dich selbst kennen! Das ist

also durchaus nicht so einfach, wie Leute denken, die eben nicht oder wenig denken. Wenn wir unser Denken und Fühlen beurteilen, so denken wir es uns regelmäßig (wir sind eben nur Menschen) weit günstiger als es ist, und wenn wir in allem die richtige Klarheit hätten (nach innen und außen), so gehörten wir nicht in diese Welt, wir müßten in den Wahnsinn eines Hamlet fallen, der da ausruft: „So macht Bedenken Feige aus uns allen u. s. w.", oder in den tiefen Schmerz der Kassandra, die da fleht: „Meine Blindheit gieb mir wieder!" Wie oft halten wir etwas für Liebe, was mit recht viel Sünde (Hochmut, Berechnung, Wollust u. s. w. u. s. w.) gemischt oder ganz und gar aus ihr geboren ist. Wir sagen: wir lieben jemand, und es ist doch nichts anderes, als daß wir ihn schätzen, weil wir uns aus Gründen zu ihm hingezogen fühlen, die wir nur selbstbeschönigend Liebe nennen, weil er uns nützt, uns bequem ist, uns schmeichelt. Wenn wir also sagen: wir lieben jemaud, so ist es eben nur ein Meinen, und der Irrtum liegt nahe am Wege. Wir wissen gar nicht, ob wir lieben, denn das Wissen schließt den Irrtum aus. Und wie ist es mit der Gegenliebe, die doch zu der Liebe gehört und erst mit ihr jenen herrlichen Ring bildet, der unsere Freude und Wonne ist. Woher weißt du, daß der andere dich lieb hat, daß er in seinem Herzen, in seiner Gedankenwelt Liebe für dich hegt, denn Thaten nnd Worte trügen, aus dem Herzen kommen die Gedanken. Was aber der andere Mensch denkt, kannst du nun und nimmermehr wissentlich, wissenschaftlich erkennen, dahin führt sonst keine Brücke, kein Steg, nur der Glaube an die Liebe.

Ohne Glauben keine Liebe, wie ohne Liebe kein Glaube, die Liebe kann nur aus dem Glauben geboren werden und nur im Glauben liegt das Überzeugtsein von der Liebe des anderen.

Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht d. h. eine starke, feste, also etwas Mächtigeres, Stärkeres als das Wissen selbst, denn wenn (wie wir noch sehen werden) der Glaube (immer aus dem Glauben heraus) zum Wissen werden kann, so bleibt das Wissen selbst, dem zwar ein gewisses Glauben unerläßlich ist, das aber nicht zum Glauben werden kann, immerhin Stückwerk.

Wenn wir uns selbst ansehen, wie veränderlich, zerbrechlich ist unser Wissen. Was der Jüngling für wahr erkannt und ewig festzuhalten geglaubt hat, wie oft hat es der scharfe Verstand des reifen Alters entblättert. Wir müssen im Leben viel lernen, Stillstand ist Rückschritt, und so betrachten wir oft neugierig, oft bedauernd unser eigenes Ich als ein Fremdes von gestern, weil es heute heißt. Doch davon mehr zu reden, ist noch nicht an der Zeit. Das Wissen ist ein Schwankendes, Wechselndes, kann also dem Glauben nicht gleichkommen.

Wenn in der obigen Hebräerstelle von einem Hoffen und Nicht-Zweifeln die Rede ist, so ist bei dem Hoffen wohl daran zu denken, daß die Gegenstände unseres (religiösen) Glaubens wesentlich einer höheren Welt als unsere Erde ist angehören, daß wir hier nicht zum Schauen kommen, daß es auch räumlich getrennte Welten giebt und so in dem (auch die räumliche Trennung kennzeichnenden) Hoffen angedeutet wird, daß der Glaube die Brücke ist, welche beide Welten verbindet. Zugleich aber müssen wir die eigentliche (zeitliche) Bedeutung dieses Wortes festhalten, daß wir nämlich etwas erst in späterer Zeit dort oben voll und ganz Anzueignendes (zum Wissen Werdendes) schon hier durch den Glauben erkennen. Zugleich ist aber in dem Nicht-Zweifeln jene wunderbare Erscheinung angedeutet und vorgebildet, daß der auf das Hoffen, also auf räumlich und zeitlich Entferntes angewiesene und insoweit unvollkommene Glaube doch aber etwas weit Köstlicheres ist als das Hoffen im gewöhnlichen Sinn, weil es sich im Glauben zu einer unumstößlichen Wahrheit hinausgestaltet. So sind wir Pilgrime und Fremdlinge auf Erden (auf das Hoffen Angewiesene) und doch (in dem Nicht-Zweifeln) schon Bürger einer höheren Welt und Gottes Hausgenossen.

Aus dem „das man nicht siehet“ ergiebt sich jene wundervolle Eigenschaft des Glaubens, uns über den engen Kreis des uns Sichtbaren (im heiligen und weltlichen Sinne) hinauszuheben und so unserer Seele erst seine Flügel, das Schönste und Herrlichste zu verleihen, denn wie elend wären wir mit dem Wissen allein!

Das zu erkennen, dazu dient die Betrachtung:

Was ist Wissen?

In dem unzweifelhaft richtigen Sinne der obigen Stelle kann es doch nur heißen: das (jedem einzelnen von uns) Sicht- und Faßbare (mit den Sinnen Wahrnehmbare) als wahr erkannt uns anzueignen. Aber wie eng ist dies Gebiet! Hat es doch Weltweise gegeben, welche das uns Nächstliegende, das eigene Ich erst durch eine Kette von Folgerungen als wahr erkannt gelten lassen. Wie wenig Dinge können wir mit unseren eigenen Augen beherrschen und wie manche giebt es sogar, die wir nicht so sehen, wie sie wirklich sind. Schon das Maß der Augen ist nach ihrer Sehkraft verschieden. Du siehst einen Gegenstand und meinst, er habe diese oder jene Farbe, aber sie ist ihm doch nicht eigen, unter verschiedener Beleuchtung ist sie eine andere; du siehst nicht, du glaubst zu sehen. Wir gehen an einem Tage des Spätherbstes oder Wintersanfangs hinaus in Gottes freie Natur. Die Luft ist mild, der Himmel ist blau, ein leichter Reif deckt den Rasen. Es ist schön und gerade so wie da, wenn der Frühling kommt. Wäre dies wirklich der Fall, wäre es ein Märztag, so würdest du das alles ganz anders ansehen und Frühlingswonne würde dein Herz erfüllen. So aber denkst du daran, daß nach dem hellen Tage doch Schnee und Eis und die Winterhülle folgt, die Wonne fehlt.

Du gehst an einem schönen Wochentage hinaus den Berufsarbeiten entgegen, aber das, was du siehest, hat den Zauber nicht, den du an einem Sonntagsmorgen empfindest, der Sonntagsfriede, die Sonntagsfreude fehlt.

So erscheint ein und dasselbe, was man siehet, als ein ganz anderes, in ganz anderem Lichte, wenn die Empfindung (also etwas über das Wissen Hinausgehendes) fehlt oder ganz anders ist.

Das Gebiet unseres Wissens (im eigentlichen Sinne) ist unendlich begrenzt und wenn es uns als ausgedehnt oder ausgedehnter erscheint, so liegt dies nur daran, weil wir Folgerungen in das Gebiet des Wissens verweisen, die ganz oder teilweise in das Gebiet des Glaubens gehören.

Du rühmst dich eines größeren oder geringeren Wissens in der Erdkunde, aber es ist nur ein Wissen im uneigentlichen oder gemischten Sinne. Daß es einen Erdteil Afrika giebt und daß er so und so gestaltet ist, erachtest du als wissenschaftlich festgestellt, aber hast du ihn gesehen, und wenn das der Fall ist, hast du ihn ganz gesehen? Das alles haben dir Lehrer oder irgend ein anderer Mund versichert, weil es Menschen sind, denen du glaubst, oder du hast es in Büchern gelesen, die du für glaubhaft hältst. Die Menschen, die Bücher nennen sich wissenschaftlich, wenn ihre Wahrnehmungen und Berichte auf einer (kleineren oder größeren) Kette fremder Wahrnehmungen und Berichte beruhen, wobei ein Wissen in Frage kommt und angenommen wird. Dazu gehört aber der Glaube an jene Fremden. Es giebt eine Menge Dinge, die wir als wissenschaftlich festgestellt ansahen, während sich ein anderes herausstellte, weil die Quelle eine trübe oder irrige war.

Dieses uneigentliche Wissen hat oft, wenn es gleich uneigentlich bleibt, geringe Bedenken, wenn es sich um Dinge dieser Erde handelt (ich denke hier namentlich an das Gebiet der Erdkunde u. dergl.), schwieriger wird es schon, wenn es sich in den Weltenraum verliert, der außer der Erde ist.

Wir halten es als wissenschaftlich festgestellt und es wird ja auch wohl so sein, weil ab und zu ein Glied der Kette von Folgerungen uns in die Augen springt,

daß der kleine Lichtball, den wir am Himmel sehen und der uns offenbar seine Wärme zusendet, weil sein Erscheinen am Himmel zeitlich mit dem Auftreten der Wärme zusammenfällt, eine große ungeheure Weltkugel ist (wir wissen es nicht, denn unsern Augen erscheint sie so klein), daß sich die Erde und das, was wir Planeten nennen, um die Sonne dreht (wir sehen es nicht, denn nach der Beobachtung unserer Sinne steht die Erde still und die Sonne dreht sich); nur ab und zu, wenn die Männer, die sich Männer der Wissenschaft nannten oder nennen, an diese Bewegung der Himmelskörper den Eintritt einer Thatsache knüpfen, welche sie im Anschluß an ihre betreffenden Annahmen und Behauptungen voraussagten, wie eine Sonnen- und Mondfinsterung, sehen wir ein ganz kleines Stückchen dieser Beweiskette vor Augen und glauben dem, was uns gesagt worden, was wir geschrieben gelesen.

Schreiten wir hinaus in weitere Gebiete des Erkennens, so hört das eigentliche Wissen sehr bald auf. Denken wir an das gewaltige Gebiet der Geschichte, also des Berichtes von thatsächlich Geschehenem, von dem, was sinnlich wahrnehmbar gewesen ist. Zunächst kann das, was wir Geschichte nennen, nicht gedacht werden ohne den Hinzutritt der Erörterung, der Überlegung, also eines auf dem Gebiete des unfaßbaren Geistes Liegenden, innerlich Entsprossenen; aber ferner und vor allem gehört das, was wir Geschichte nennen, der Vergangenheit an; die Zeiten, wo es sinnlich wahrnehmbar war, liegen weit zurück, und können nur beurteilt werden auf Grund der Wahrnehmungen längst verstorbener Menschen, denen wir mehr oder weniger Glauben beilegen, an welche wir erst den Maßstab der „Kritik" (eines ganz innerlichen mehr mathematischen Vorgangs) anlegen müssen; ja sogar wenn wir erwägen, ob der oder jener, dem wir einen Geschichtsbericht zuschreiben, auch wirklich der Verfasser ist oder ob wir es mit einer Geschichtsfälschung zu thun haben, so liegt dies ebenfalls nicht im eigentlichen Gebiete des „Wissens" begründet.

Wir möchten es furchtbar nennen, wenn wir beobachten, daß Männer, die sich Männer der Wissenschaft nennen, aus einem Gefühle der Voreingenommenheit (also nicht aus dem Gebiete des Wissens heraus) so leicht geneigt sind, dem einen geschichtlichen Berichte vollen Glauben zu schenken, der das enthält, was sie nach ihrer Geistesrichtung gern als wahr und geschehen bestätigt sehen wünschen, einen anderen geschichtlichen Bericht verwerfen, weil ihnen sein Inhalt nicht paßt.

Auch wenn man die Bibel nicht als das Buch der Bücher, sondern als ein solches wie viele andere ansieht, warum sie als Geschichtsquelle verwerfen, warum andere Geschichtsquellen ihr voranstellen? Man hat lange Zeit biblische Berichte als unwissenschaftlich zurückgewiesen, weil sie mit denen griechisch-(römischer) Schriftsteller nicht übereinstimmen, bis — die „wissenschaftlichen" Funde und Forschungen auf dem Boden des alten Ägyptens und jenes alten Geschichtsfeldes, das in und um Mesopotamien herumliegt, nachwiesen, daß die biblischen Berichte weit zuverlässiger und richtiger sind als z. B. die eines Herodot.

Wie läßt sich schließlich Geschichte denken ohne den Geist in der Geschichte, der über dem Wissen steht: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Der geistreiche (um den „Geist" voranzustellen) und bei uns nicht voll verstandene Darwin erfand (angeregt von dem Dichtergeiste eines Goethe) seine Grundansicht von der „Entstehung der Arten", aber den Deutschen (insbesondere Häckel) blieb es vorbehalten, jene abenteuerlichen Schlüsse daraus zu ziehen, welche den Menschen in unerwünscht enge Verbindung mit dem Affen bringen. Nun werden diese Ansichten im Namen der „Wissenschaft" den biblischen Berichten entgegengestellt und daraus eine Waffe gegen den Glauben geschmiedet. Aber, wer einen Blick in diese Schriften geworfen, wird unschwer kennen, daß die betreffenden Behauptungen auf die „Wissenschaft", in deren Namen

sie erhoben werden, keinen Anspruch machen können. Während ein Virchow auf Grund „exakter" Forschungen ehrlich genug ist, zuzugeben, daß sich auf Grund der Reste von urweltlichen Menschen (namentlich bei den betreffenden Schädelmessungen) kein wissenschaftlicher Beweis dafür finden läßt, daß die ersten Menschen nach Art und Anlage von denen von heute wesentlich verschieden sind, geschweige denn sich dem Körperbau der Affen nähern, gehen die Häckelianer zwar von ihren Behauptungen nicht zurück, geben aber (vielfach in ausdrücklichen Worten) zu, daß sich eine Kette „wissenschaftlicher" Beweisführung nicht herstellen läßt, und verlangen nun für ihre Anführungen denselben Glauben, dem sie das Ergebnis derselben entgegensetzen! ähnlich wie die „Bibelforscher" eine Schrift, eine Stelle für echt ansehen, weil sie der erwünschten Beweisführung entspricht, andere verwerfen, weil hier das Gegenteil der Fall ist. Man findet eben, was man finden will, man geht mit vorgefaßten Meinungen an die Sache heran und borgt sich nur das Kleid der Wissenschaft!

Gehen wir noch einmal zurück auf das so anziehende Gebiet der Sternenkunde, wobei wir uns die Annahme gestatten möchten, daß wahrlich diejenigen mit größerer Ehrfurcht, mit größerer Freude den weiten Himmelsdom wie das Blatt am Baume betrachten, die mit dem Psalmisten sprechen:

„Denn ich werde sehen die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sonne, die du bereitest" (Psalm 8, 4).

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk u. s. w." (Psalm 19)

„Du hast vorhin die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk" (Psalm 102, 26).

„Herr, wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter" (104, 24), u. s. w.,

als diejenigen, die so viel von der Natur sprechen, in ihr aber nur (ebenso unglaublich wie unwissenschaftlich) Gott selbst und allein sehen, denen „die Natur ihre Kirche ist" und die doch beim Durchwandern hauptsächlich an die Genüsse denken, die sie am Ziele der Wanderschaft erwarten!

Was wissen wir von den Gesetzen jener ungeheuren Sternenwelt? Wir sind so stolz über den Bruchteil, den wir davon ergründet haben — und sind es nicht die christlichen Völker, die dies erreicht haben mit dem Geist aus Gott?! — aber der Bruchteil des Erforschten ist so unendlich klein und klebt so eng an der kleinen Erde, daß es kaum auszudrücken ist.

Unser großer Dichter (Klopstock) sagt: „Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen, und aller Sonnen Sonnen wandeln um eine große Sonne." Wo ist sie? und doch maßen wir uns an, die Lehren des Glaubens aus so engem Wissenswinkel heraus zu bestreiten! Man thut sich soviel darauf zu gute, zu beweisen, daß unsere Sonne und deren kleines Gefolge für Wesen wie wir sind unbewohnbar sei, aber warum müssen sie dieselben Lebensbedingungen haben wie wir, wo bleiben die anderen Myriaden von Sternen: die, die wir sehen und die es noch giebt; die, die wir noch sehen, aber die vielleicht gar nicht mehr bestehen; und die vielen, zu denen unser Auge nicht reicht; wo bleiben die weiten Gebiete des Weltalls, wohin unser Auge niemals dringen kann? Wohl haben wir Fernrohre, aber die Möglichkeit, sie zu vergrößern, ist wissenschaftlich sehr beschränkt, und wir werden nie ein Fernrohr haben, das durch die Himmel der Himmel dringt!

Klopstock nennt (so wahr, als es sich überhaupt ausdrücken läßt) unsere Erde einen Tropfen am Eimer! Wir kennen den Lauf unserer Erde um die Sonne, den Lauf der Planeten unserer Sonne, den Lauf der Monde dieser Planeten, aber was weiter? Das, worum sich unsere Sonne, die Myriaden der sogenannten Fixsterne drehen, wir kennen, wir wissen es nicht!

Wir wissen, welche Zeit ein Lichtstrahl braucht, um eine bestimmte Entfernung zu durchmessen; dies läßt sich (durch ein gewisses Mittelglied des Glaubens, denn wir können

nicht an zwei Stellen zugleich sein) aus der Zeit, zu welcher das Licht an seiner Stelle entstanden ist, aus der Zeit, zu welcher wir es bemerken und aus der dazwischen liegenden Entfernung ebenso berechnen, wie wir aus ähnlichen Schlüssen die Schnelle des Schallwegs kennen.

Demnach können wir (unter Hinzunahme weiterer Hilfsmittel) berechnen, daß der Lichtstrahl 42000 Meilen in der Sekunde durcheilt, daß das Licht der verhältnismäßig nahen Sonne schon in 8¼ Sekunden, das Licht der nächsten (4 Billionen Meilen entfernten) Fixsterne aber erst in 4 Jahren 4 Monaten, das des hellstrahlenden Sirius in 9 Jahren unser Auge erreicht.

Wir können mit bloßem Auge noch Sterne sehen, die so weit von uns entfernt sind, daß ihr Licht 300 Jahre braucht, um zu uns zu dringen. Wir können also Sterne am Himmel sehen, die thatsächlich vor 300 Jahren bereits erloschen sind, und erst in 300 Jahren werden die Bewohner unserer Erde dieses Verschwinden bemerken! Wo bleibt da die Beweiskraft des Sehvermögens?

Es ist der höchste Erfolg der Sternenkunde, daß man daran geht, den Lauf, die Veränderung der Fixsterne durch fortgesetzte Beobachtungen zu berechnen, aber hier handelt es sich um gefundene Winkel, die so klein sind, daß es sich kaum ausdrücken läßt! Alles in allem dürfen wir sagen: Es ist etwas Schönes um die Wissenschaft und sie kann nicht gegen Gottes Willen sein, weil er sie uns gegeben, aber wie klein, wie engbegrenzt ist im letzten Grunde unser Wissen, was wären wir, wenn wir nichts anderes hätten? Was bleibt da anderes übrig, als das Wort des Psalmisten anzuwenden:

„Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst" (8, 5).

„Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht." (139,7)

und mit dem Bekenntnis zu enden:

„Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott" (Psalm 14, 1).

Die weisesten Menschen haben bekannt: „Ich weiß, daß ich nichts weiß," und was anderes macht unser größestes Dichterwerk, den Faust (ohne hier näher darauf eingehen zu können) so anziehend, als der Kampf jener Prometheusnatur, jenes Abbilds menschlichen Drangs nach Vollkommenheit (schon hier unten!), der (noch ohne Gott) gestehen muß: „und sehe, daß wir nichts wissen können?" wie es das größte Werk des englischen Dichters, den Hamlet, so anziehend macht, zu sehen, wie ein edler, mit der größten Feinheit des denkenden Geistes ausgerüsteter Mensch eben aus dieser Gedankenfeinheit heraus unter dem Andrange der Verhältnisse von Entschluß zu Entschluß schwankt und darüber zu Grunde geht! Wir sehen also, daß gerade die Begrenzung des menschlichen Wissens und Könnens der erhabenste Gegenstand der unsterblichsten (rein) menschlichen Geisteswerke ist, und finden andererseits, daß gerade ein hoher Grad, eine große Feinheit des Denkens, welche (wie bei einem Sokrates) zu der Erkenntnis der Grenzen des Denkens führt und führen muß, vielfach uns daran hindert, die (selbst als unvollkommen erkannte) Gedankenwelt in die Welt der Thaten zu übertragen.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß das Wissen etwas Wandelbares ist. Hätte man vor 100 Jahren gesagt, daß durch Vermittelung eines dünnen Drahtes Nachrichten mit Blitzesschnelle von Land zu Land, ja um den Erdball fliegen können, man hätte es im Namen der „Wissenschaft" zurückgewiesen, und doch ist es die Wissenschaft von heute! Als davon die Rede war, unsere heutigen Eisenbahnen einzurichten, bestritt man die Möglichkeit, weil der Luftzug ein viel zu starker sein würde, und die neueste Entdeckung eines Edison, daß man telegraphische bez. telephonische Nachrichten auch ohne Drahtverbindung durch den Einfluß eines elektrischen Drahtes auf

einen anderen in ansehnlicher Entfernung befindlichen (unverbundenen) Draht übermitteln kann, hätte man für Wahnsinn gehalten, ehe es bewiesen war.

Wie manche Dinge mag es da geben, „die wir getrost belachen, weil unsre (!) Augen sehen" und wie recht hat jener Weise, der da sagt: „Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt." Wir wollen hierbei das wunderbare Gebiet des Hypnotismus und dergleichen nicht einmal heranziehen, nur streifen; jedenfalls können wir die Wahrheit nicht ableugnen, daß, wenn das Wissen etwas Wandelbares ist, der gegenwärtige Stand der Wissenschaft nicht gegen Dinge beweisen kann, die noch nicht erweislich sind. Keinenfalls läßt sich der Gegenbeweis gegen das erbringen, was der fromme Dichter mit den Worten kennzeichnet: „Dann werd' ich das im Licht erkennen, was hier auf Erden dunkel war."

Verlassen wir das Gebiet der eigentlichen „Wissenschaft", so treffen wir auf Gebiete, welche mit dem Wissen nichts mehr zu thun haben, insbesondere auf dem Gebiete der Kunst, der Dichtkunst wie jener anderen Äußerungen des inneren Menschentriebes, welche dem Bedürfnis entstammen — dem Glauben gleich — über das enge Gebiet des Greif- und Faßbaren hinauszuschreiten und sich Schätze zu eigen zu machen, welche einer schöneren besseren Welt angehören und allein geeignet wie dazu bestimmt sind (allerdings neben und unter dem eigentlichen Glauben), über die Materie hinaus unser irdisches Dasein zu veredeln und dasselbe dem überirdischen zu nähern.

Was ist es z. B., was uns beim Betrachten berühmter Gemälde so anzieht? Doch nur das, daß wir zwar etwas „Reales" darin erblicken (wie z. B. in den Madonnen eines Raphael, eines Holbein), daß wir aber bei diesem Anblicke von einer unendlichen Gedankenfülle und -anregung bewegt werden, die ihr Ende nicht findet! Daraus erklärt es sich, daß wir z. B. solche Gemälde stundenlang und dann immer wieder ansehen können, ohne dessen müde zu werden. So besteht ja der Reiz und die Beruhigung des Meeresstrandes darin, daß wir Welle auf Welle kommen sehen und dieses Leben und Bewegen (ein Bild der Ewigkeit) kein Ende findet; so muß es notwendig das Kennzeichen eines jeden guten Buches sein, daß es nach dem Lesen eine Fülle von Gedanken zurückläßt, während z. B. ein Roman gemeiner Art (wir denken noch nicht einmal an Niedriges) ein Gefühl der Leere zurückläßt, weil die von demselben gebotene Nervenspannung geschwunden und keine (edlere) Anregung, kein Ring einer Gedankenkette zurückgeblieben ist.

Und nun gar die Bildhauerkunst. Es würde zu weit führen und muß doch jedem Einsichtigen einleuchten, wie die Gedankenwelt gerade dieses Gebiet beherrscht, wie der Bildhauer noch weit mehr wie der Maler aus dem Gebiet der Wirklichkeit heraus, wenn auch nicht ohne Zusammenhang mit ihr in ungeahnte Gebiete hinüber- und hinaufsteigen muß, wenn er — groß sein und etwas für die Ewigkeit geschaffen haben will!

Hierzu noch eine Nebenbemerkung: Man nimmt zuweilen an, daß diejenigen, die wir Realisten nennen, keine Ideale haben, weil das, was sie wiedergeben, der Realität entnommen ist. Versteht man aber unter Ideal dasjenige, was der Urheber eines Kunstwerkes (Dichter, Maler u. s. w.) bei seinem Schaffen vor Augen hat, was sein Inneres beherrscht, was sein Ziel ist — denn so innerlich leer ist niemand, daß nichts über das Greifbare hinaus in ihm lebt und webt (es sei gut oder böse) — so müssen wir zu der Überzeugung kommen, daß auch der Realist ein Ideal hat. Der Maler, der Schriftsteller, der den Gegenstand seiner Schöpfung im Schmutze (der Straße oder der Seele) sucht, hat doch nichts anderes vor Augen als uns in diesen Schmutz zu führen, ihn einen Teil unseres eigenen Selbst werden zu lassen. So mag auch der Schmutz zum Ideale werden, wobei mancher „Realist" auch insofern vom Realen abzuschweifen pflegt als er einerseits den Schmutz verallgemeinert, als ob es daneben nichts Reinliches gäbe, andererseits aber eine bedenkliche Neigung verrät, den Schmutz noch zu überschmutzen!

Vielleicht am meisten tritt das von uns oben Entwickelte in der Tonkunst zu Tage. Schiller sagt in seinem Gedicht „Die Macht des Gesanges“:

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm,
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht.
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.“

Die Quelle ist also ein Geheimnisvolles, da sie im Innern entspringt, das einer höheren, rein seelischen, nicht sinnlichen Anregung entstammt.

Wir meinen aber, dieses Schöpfen aus dem Grunde der Seele, aus geheimnisvollen, von oben her kommenden unfaßbaren Quellen gilt noch mehr bei demjenigen Zweige der Tonkunst, wo nicht die menschliche Stimme das „in die äußere Erscheinung treten“ vermittelt, wie z. B. in der Symphonie. Welches Wogen und Brausen, welche Harmonie und Disharmonie, d. h. welches Zeichnen innerer Gewalten, welches aus dem Irrtum zur Wahrheit, aus dem Kämpfen und Fragen zur Klarheit zuletzt siegvoll und harmonisch sich Herausarbeiten!

Und was sollen wir vollends von der Dichtkunst sagen. Muß es da nicht dem blödesten Auge entgegenleuchten, daß hier von einem Wissen, von einem Sinnlichen und Greifbaren keine Rede sein kann. Kennzeichnet doch Schiller die tiefste Aufgabe der Dichtkunst in den Worten: „was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie,“ d. h. doch nichts anderes, als daß der Dichter berufen ist, ganz aus sich selbst heraus und abgesehen von allem sinnlich Wahrnehmbaren, also im vollsten Gegensatz zum Wissen, zu schöpfen und durch seine Schöpfungen emporzuheben.

Unsere heutige Wissenschaft, wir meinen damit die (immerhin verhältnismäßigen) großen Errungenschaften unserer Zeit auf dem Gebiete des Wissens, beruhen unseres Erachtens gerade auf der Beschränkung des Forschungstriebes. Im Gegensatze zu vergangenen Jahrhunderten, welche das Schrankenlose, wir möchten sagen das Faustische auf ihre Fahne schrieben, welche das Nächstliegende verschmähten, sich zu dem Unmöglichen „dem Stein der Weisen“ wandten und aus nichts Gold machen wollten, wandte sich das unsere der „exakten“ Forschung zu und erzielte damit seine großen Erfolge. Wenn nun die Wissenschaft von heute mit dieser „exakten“ Forschung auch eine „exakte“ Selbstbeurteilung verbunden hätte und nicht auf den Irrtum verfallen wäre, kraft einer gewissen (mit dem Exakten im offenbaren Gegensatze stehende) Wissenstrunkenheit zu vergessen, worauf sie selbst beruht, so würde man nimmermehr die Wissenschaft so überaus überschätzt haben. Auf dieser Wissenstrunkenheit, welche sich allmälig des ganzen Volkes bemächtigte, beruht nicht nur die Vernachlässigung der wahren Kunst (namentlich auch der Dichtkunst), sondern das auffällige Übersehen der doch so handgreiflichen Thatsache, daß das Wissen nur ein Glied in der Thätigkeit innerer und äußerer Kraft des Menschen- und Volkslebens ist, daß neben und außer demselben so gar Vieles besteht, was teils dem Wissen gleichwertig, teils demselben überlegen ist, vor allem auch die Kunst und — der Glaube.

Wir haben bereits angedeutet, daß „Männer der Wissenschaft“ unserer Tage, sich selbst der Unzulänglichkeit der betr. Thatsachen nicht verschließend, zur Verteidigung von

vornherein (also unwissenschaftlich) als richtig angenommener Annahmen (sogenannter Schlüsse) einen gewissen Glauben an ihre Wissenschaftlichkeit (oder Unfehlbarkeit) in Anspruch genommen, sich somit aber auf das Gebiet der „Hypothese“ begeben haben. Zur Rechtfertigung unserer bezüglichen (und sonstigen) Behauptungen würden wir in der Lage sein, auf zahlreiche Zeugnisse aus dem Lager der Wissenschaft selbst Bezug zu nehmen, wir unterlassen dies aber, weil wir die Anlage und das Wesen unserer Arbeit damit zu wesentlich verändern und namentlich davon absehen würden, uns auf den einfachen Verstand unserer Leser zu berufen, insbesondere aber auch, weil die „Wissenschaft“ doch nur über sich selbst urteilen kann, der Gegenstand unserer Arbeit aber dieses Gebiet weit überragt und es eben ihre Aufgabe ist, nachzuweisen, daß die Wissenschaft sich mit Unrecht anmaßt, über Gegenstände zu urteilen, welche über ihr eigenes Gebiet weit hinausgehen.

Nur Eins anzuführen können wir uns nicht versagen, nämlich das (uns zufällig aufstoßende) Urteil eines Mannes der Wissenschaft (Prof. Dr. Johannes Ranke — Münchener Anthropolog und Generalsekretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft —, Der Mensch, Bibliographisches Institut, Leipzig), wenn er schreibt*):

„Gemäß dem Ausspruche des Altmeisters in der Wissenschaft vom animalen Leben, Johannes Müllers: „Die Hypothese gehört nur in das Laboratorium des Forschers“ wurden die Hypothesen aus den Darstellungen der Forschungsergebnisse, soweit als irgend thunlich, ausgeschlossen. Ebenso absichtlich wurden den bisherigen Traditionen der exakten Anthropologie in Deutschland entsprechend, alle Übergriffe von dem Boden der Naturbeobachtung auf jenen der Politik, Philosophie und Religion vermieden. Es verbietet das schon die Würde der Wissenschaft, deren Ergebnisse und Fragen, um wertvoll und interessant zu sein, keiner „pikanten“ Seitenblicke nach fremden Gebieten bedürfen. Dazu kommt aber noch eine weitere Erwägung. Man hat bisher nur zu häufig, namentlich in populär-naturwissenschaftlichen Werken, den augenblicklichen Standpunkt der naturwissenschaftlichen, ewig wechselnden Hypothese mit den ebenso schwankenden politisch-philosophischen Tagesmeinungen verquickt; so mußte notwendig in dem der exakten Naturforschung ferner stehenden Publikum die verhängnisvolle Meinung erweckt werden, als gäbe es naturwissenschaftliche Dogmen, welche den höchsten Idealen des Menschen feindselig gegenüberstehen. Es wäre ein Lohn für die Mühen unserer besten Forscher, wenn es auf dem Gebiete der Anthropologie gelänge, diesem volksverderbenden Irrtum Schranken zu setzen.“

Wir meinen: Die auf dem Boden exakter Forschung groß gewordene Wissenschaft unserer Tage muß notwendig von ihrer Höhe heruntersteigen, wenn sie in ihrer Trunkenheit eben diesen Boden exakter Thatsachen verläßt, damit die Grenzen der Wissenschaft vergißt (denn in der Betrachtung des Exakten muß die Beschränkung desselben erkannt werden) und das Bewußtsein dessen verliert, welch gewaltiger Kreis, namentlich in der Kunst, im Glauben außerhalb der Wissenschaft, außerhalb des Exakten übrig bleibt.

Fassen wir das, was wir über die Kunst gesagt haben, dahin zusammen, was Schiller in seinem Gedichte „Die Künstler“ gesagt hat.

Nachdem er die Fortschritte anerkannt, welche seine Zeit „an des Jahrhunderts Neige“ aufzuweisen habe, mahnt er daran, die Hand nicht zu verkennen, die die Menschen auf ihrem Wege bis dahin geleitet habe, mit der Warnung:

„O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

*) Die Unterstreichungen sind von uns bewirkt.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.
Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindlichen Verstand."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! mit euch wird sie sich heben!"

Wenn so der Dichter der Kunst die Eigenschaft zuschreibt, das Große und Schöne gefunden zu haben, ehe es der Vernunft faßbar (wissenschaftlich erkannt) wurde; wenn er die Kunst nicht nur neben, sondern über das Wissen stellt; wenn er dem Verstande, insbesondere dem kindlichen (noch nicht durch tausenderlei Eindrücke verwirrten, unbefangenen, eben kindlich gebliebenen) Verstande die hehre Eigenschaft zuschreibt, Höheres und Besseres zu finden, als der (wissenschaftlichen) Vernunft möglich ist; wenn eben derselbe auch dem (wissenschaftlich unbeweisbaren) Gottesgedanken den Ruhm und die Ehre einer Glaubensthat zuweist: warum dann nicht (überhaupt) anerkennen, daß von dem Gottesgedanken, dem Gottesglauben (im eigentlichen Sinne) mindestens dasselbe gilt wie von der Kunst.

Auch der Glaube hat die Eigenschaft, durch den Geist den vor wie bei wissenschaftlicher Erkenntnis verödeten Menschen vom öden Strande des Greifbaren in höhere Gebiete (nicht fassend aber doch sicher und gewiß) hinauszuheben, ihm dürfen wir die Schönheit wie den Gleichklang zuschreiben, den wir sonst im wirren Lebenslauf vermissen; auch er offenbart sich mit Hülfe von oben dem kindlichen Verstand. Vor allem aber können und müssen wir im Hinblick auf den Glauben den Menschenherzen (namentlich von heute) zurufen: Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, sie geht zu Grunde, wenn wir uns mit dem (wie nachgewiesen) so engen und schwankenden Wissensgebiete begnügen, sie steigt (wieder), wenn wir wieder zum Glauben zurückkehrend, jene höhere Welt des Lebens und der wahren Freude umfassen, welche uns so freundlich dargeboten und eingeboren ist, welche dem Genüge leistet, was so offenbar und doch unbewiesen und unbeweisbar, in uns lebt und webt, in den Regungen der Seele und des Herzens, in dem wunderbaren Fluge aus sich selbst geborener Gedanken, welche mit gleicher Fähigkeit von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort und in die Ewigkeit hinein schweben und reichen.

(Schluß folgt.) v. Voß.





Im Fluge durch Italien.

Von

Alfred Schwab.

Von Aschaffenburg war ich über Stuttgart, Schaffhausen, durch den Gotthard-Tunnel und vorbei am Luganer See in schneller Fahrt am 30. August nach Mailand gelangt. Am Platze vor dem Centralbahnhof empfing mich gleich die brausende Hochflut einer modernen Großstadt. Ihre Wogen schlugen an mich heran in Gestalt von wirr durcheinander geschrieenen Gasthofanerbietungen. Ich hatte schon mein Hotel im Kopfe und auf der Karte fest und ging daher mit heroischem Gleichmut durch die Dienerschaft hindurch. Doch einer ließ mich, in patriotischer Aufwallung wie es scheint, nicht los und verfolgte mich; denn er hatte in mir einen Sohn Germaniens erkannt und wußte mir mit beredten Worten zu schildern, wo alle gute Deutschen ihr Quartier nähmen und dazu noch dem Bahnhof nicht ferne; nun probieren geht über studieren, dachte ich und folgte meinem ehemaligen Verfolger ins Albergo S. Gottardo. Der erste Eindruck von Logis, Bedienung 2c. war sogar ein gewinnender; mein Schlafzimmer war hoch wie ein Salon, nach Norden mit hohen Fenstern und was mir besonders imponierte: der Boden von Mosaik, die eine angenehme Kühle verbreitete, Waschtisch marmorn und Lager leicht und einfach, aber höchst sauber. Soviel hatte ich gar nicht erwartet, dazu bei so mäßigem Preise. Ich blieb also und habe meine Nachgiebigkeit nicht bereut. Ein Abendessen mit köstlicher Kräutersuppe und zum Braten ein Gemüse, wie ich's so zart und fein noch gar nicht gegessen, dazu ein Schöppchen roten Landwein, der von nun an zum ständigen Leibgetränk erkoren wurde, das alles gab mir meine Elastizität wieder und alle Müdigkeit des Tages von Vitznau am Fuße des Rigi bis zum Gotthard-Tunnel—Lugano und Como war wie im Nu vergessen und wie ein Nebel verflogen. Ich muß äußerst unternehmungslustig ausgesehen haben, als ich mich nach kurzem kleinem aber feinem Mahl erhob und mich zur nächtlichen Promenade anschickte. Glänzten doch Mond und elektrisches Bogenlicht im edlen Wetteifer so verlockend durch alle großen Straßenzüge und Anlagen. Wem anders galt mein erster Gang als Ruhm und dem Centrum der ganzen Stadt: dem Dom? Nur dessen Totaleindruck und zwar in möglichst fantastischer Beleuchtung durch den Halbmond, der aber vor dem überstrahlenden elektrischen Lichte, das über diesen Platz verschwenderisch ausgegossen ist, erbleichen mußte, diesen Gesamteindruck wollte ich mir verschaffen. Zugleich aber auch das städtische Leben beobachten, das um diese Abendzeit und an diesem Ort seinen rauschenden Glanz entfaltet. Welch ein Leben pulsierte da durch die Galleria Vittorio Emanuele, welch ein Strom von Menschen, die die Abendkühle suchten und liebten, wogte da mit mir und mir entgegen, staute sich an Ecken und Säulen und brach sich endlich am Dom selbst, der einsam und seltsam in

dieser Flut dasteht, das Meer der Häuser und Menschen majestätisch überragend, eine Art Gebirge und zwar Marmorgebirge mitten in der Stadt, ein schwaches Abbild jener himmelhohen Eispyramiden der Alpen, zu denen er aufblickt! Es ist kaum möglich, diesen vom wildesten Getriebe umbrandeten Bau in Ruhe zu betrachten, er paßt mit seiner erhabenen Idee, die ihn geschaffen hat, die ihn trägt und durchdringt von oben bis unten bis in das geringste Glied — er paßt so wenig daherein. Und ein anderes noch darf ich nicht verhehlen, um alle überspannten Vorstellungen und Ansprüche abzuwehren: er ist gar grau und gelb geworden, dieser steinerne Zeuge eines glaubensreichen und opferfreudigen Zeitalters, grau im Lauf der fünf Jahrhunderte, die an ihm vorübergezogen! (Er wurde zwei Jahre vor unsern Kölner Dom, 1386 zu bauen begonnen.) Wo wäre auch auf Erden das Monument dauernder als Erz, das kein Gewässer und kein Sturm zerstören kann? Und zum dritten: ich habe an jenem Abend vergebens nach der eigentlichen Turmspitze ausgeschaut, so sehr verschwindet der Turm von unten gesehen in der Masse 100 anderer spitzer Türme, die den Bau rings umgeben; begreiflich: denn die Höhe des Hauptturmes beträgt nur 108 m, die des Kölner Doms 156!! Also ein deutscher Kirchturm ist's nicht!

Doch man mag sagen, was man will, jede kleinliche Kritik, die sich regen will und die der Gelehrte im Namen der Ästhetik und Kunstgeschichte und Technik üben mag — sie wird im Moment immer wieder erstickt und entwaffnet durch den märchenhaften fantastischen, ja geradezu verwirrenden Totaleindruck, und der ist doch der bleibende im Geiste und Erinnerung des Beschauers. Damit nahm ich Abschied für diesen Tag, erst recht gespannt, was der kommende mit seinem hellen Sonnenlicht mir im einzelnen wie im ganzen von diesem Kunstwerk enthüllen würde.

Fabelhaft bei Mondenschein und elektrischen Licht — und prachtvoll bei Tag! Sonnig und klar wie immer brach dieser Tag an und die ersten Schritte galten wiederum dem zu seiner Zeit (vor der Peterskirche) größten Dom der Christenheit, ja dem glänzendsten Marmortempel der ganzen Welt; einzigartig überwältigend müßte sein äußerer Effekt sein, wenn er gleich der Peterskirche, oder dem Tempel zu Jerusalem auf Bergeshöhe stünde, abgesondert von den profanen Gebäuden und Getriebe ringsum, in stiller Einsamkeit thronend, zuerst von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet und zuletzt von dem untergehenden Gestirn verklärt! Doch meilenweit ist auch nicht eine einzige Erhebung des Bodens zu sehen, die ihm hätte als Grund dienen können. Ich trete zum zweitenmal heran. Allerlei Volk dient dieser Tempel als Sammelpunkt, zugleich auch als Ruhepunkt, wie ich schon am Abend bemerkt hatte. Das ist das Schöne an den vielen Kirchen Italiens: sie sind wirklich eine Art Zufluchtsstätte für das Volk, stets offen; in ihrem Schatten sucht der Arbeiter Ruhe, in ihren Hallen sammelt er seine sorgenvollen unruhigen Gedanken zur stillen Andacht und entlastet das müde Herz. Ein von allem irdischen Druck befreiender erlösender Atem geht durch diese kunstgeweihten Hallen, und wer weiß wie viele von den „Enterbten“ und Heimatlosen unseres Geschlechts da des Nachts an irgend einem versteckten Pfeilerwinkel zur schönen Jahreszeit Schlaf suchen und finden! Daneben wird auf Fremde spekuliert, denen allerlei zum Ankauf angeboten wird, angesichts der Kirchenthore, die fast ebenso marktschreierische Plakate von Ablässen, Prozessionen, Festen, Predigten und Kongressen tragen ... ein buntes aber verworrenes Bild des „religiösen“ Lebens und seines geschäftsmäßigen Betriebes. Unbeirrt durch das alles — als Protestant dürfen wir uns kaum darüber erstaunt zeigen, da wir dies zur Genüge im voraus wissen — treten wir in das Innere. Vier Kolonnen von 13 massiven Strebepfeilern teilen das Gebäude der Länge nach in fünf Schiffe. Alles Marmor — alles Kunst, sind's doch nicht weniger als 6000 Statuen, die den Bau innen und außen zieren. Durch gemalte Glasfenster flutet ein mystisches Dämmerlicht von der Seite und von oben durch die Kuppel herein, doppelt willkommen dem, der sich vor dem grellen Licht des sonnigen Mailand retten will. Ich steige mit „heißem“ Bemühen, obwohl es noch früh am Morgen ist, die 494 Marmorstufen zur Turmspitze hinan, von den Seufzern Vorangehender und Nachfolgender nicht gerade beflügelt. Eine vergoldete Maria, von der Turmspitze herableuchtend, zieht die Schwachen hinan. Wir

sind oben, aber o weh! ein heißer Nebeldunst läßt uns kaum die Enden der Stadt erblicken und vom entzückenden Alpenpanorama ist nichts zu schauen. Wir ergeben uns allmählich in den Verzicht auf dies Amphitheater der Hochgebirgsspitzen und lenken den Blick in die Nähe, wo ja immer das Gute und Schöne liegen soll. Ein Meer von 123 spitzen Türmen, alle mit Statuen gekrönt, ragt zu uns herauf. Auf dem breiten flachen Dache sehen wir ermüdete Kunstpilger lagern und frühstücken, denn ein ganzes Regiment könnte da oben Aufstellung nehmen. Hier auf dieser Höhe zieht die Geschichte dieser Stadt, die ja an diesem Bau sich am tiefsten mit unauslöschlichen Spuren eingeprägt hat, in großen Zügen und einzelnen Gestalten an uns vorüber.

Wir sehen sie vor mehr als 2000 Jahren als römische Kolonie (einst von den Kelten gegründet) mächtig zu einer der größten Städte des damaligen Italien heranblühen — ein zweites Athen schon zur Zeit des Ap. Paulus durch Kunst und Wissenschaft . . . ja sogar Rom überflügelnd als Residenz des weströmischen Reiches. Hier erläßt Kaiser Konstantin das Edikt, das den bisher blutig verfolgten Bekennern Christi endgültig volle Religionsfreiheit und Bürgerrechte gewährt. Wir sehen den geistvollen Redner und Bischof Ambrosius, vom Prätor durch die Stimme eines Kindes aus der Menge zur höchsten geistlichen Würde berufen, wie er selbst den Kaiser Theodosius unter seine kirchliche Autorität beugt und dem Unbußfertigen den Zutritt zum Abendmahl verweigert. Der Hunnen sengende Horden ziehen vorüber. Ostgoten, Longobarden, Franken bemächtigen sich nach einander dieser gesegneten Gefilde. Eine neue Blüte beginnt. 300000 Einwohner zählt die Stadt im 11. Jahrhundert. Sie wird der Sitz einer stolzen Republik, die in selbstbewußtem Trotz sich gegen den deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa erhebt; der belagert sie und macht sie dem Erdboden gleich. Aber schon fünf Jahre darauf ist sie wieder aufgebaut. Die Unverwüstliche! . . . Es führen die Fürstengeschlechter der Visconti und Sforza hier ihr Regiment und schaffen herrliche Kunstwerke. Dann legt der Spanier Karl V. seine gewaltige Hand auf sie. Dann das unersättliche Haus Habsburg und zuletzt dürfen in dieser Reihe auch die Franzosen, an der Spitze der Welteneroberer Napoleon I., nicht fehlen. Noch einmal gebietet Austria und erst seit 1859 gehört es dem Lande wieder, dem es von Anfang an gebührt — Italien. Welch ein Weg bis zu diesem Ziel! Es ist Weltgeschichte, ein kleines Fragment — die angesichts dieses Flecks Erde an uns vorübergeht! Achtundvierzigmal belagert, aber nur achtundzwanzigmal eingenommen! Welch eine ungeheure Summe von Leben liegt in diesen Zahlen! Ein Kleinod, um das Völker und Fürsten unaufhörlich rangen.

Ich steige die Stufen des Turmes herab und ergehe mich auf der geräumigen Plattform des Daches, um die einzelnen Kunstfiguren, die da zahlreich hervorragen, in Augenschein zu nehmen, zum Teil sehr viele neu ersetzte, die sich durch die schneeweiße Marmorfarbe deutlich gegen die älteren abheben und zugleich einen Begriff davon geben, welch große Kosten allein die Instandhaltung eines solchen riesenhaften und doch zugleich so bis ins feinste, zart ausgearbeiteten Kunstbaues jährlich erfordern mag; denn schon beim Aufstieg kann man unzählige, sei es durch Frost und Hitze und Eis und Regen oder von mutwilliger Hand abgesprengte Verzierungen, Ornamente in Form von Kreuzblumen ꝛc. mit Bedauern vermissen. Ich begab mich noch einmal in das Innere. Eine Andacht nach protestantischen Begriffen ist darin rein unmöglich; vielleicht eine ästhetisch-religiös angehauchte Stimmung, aber nicht eine Anbetung im Geist und Wahrheit; denn der sinnlichen Reize, die auf uns einströmen, sind zu viele und vor allem diese stets sich erneuernde Schar neugierig, kühl und ungeniert mit Bädeker in der Hand einherschlendernder, beobachtender Fremder macht alle besseren Versuche zu wirklicher Erbauung zu schanden; diese Kirchen sind nicht Stätten der Anbetung, sondern Museen, die nebenbei klingenden Ertrag abwerfen, kunsthistorisch interessante Denkmäler, wo nur das Alter und die Kunst Ehrfurcht erwecken, sonst nichts; man merkt's auch an der wenig würdevollen und ruhigen Haltung der einheimischen „Gläubigen" und ihren zerstreuten Blicken; empörend geradezu ist's für ein deutsch empfindendes Gemüt, daß an derselben Stelle und zur selben Zeit, wo gedrückte Seelen sich ihrer Last im Beichtstuhl entledigen, der

Fremde ungestört vorübergehen darf — und es waren nicht wenige — sowohl der Beichtenden als der müssigen Beschauer. Doch der Italiener scheint daran keinen Anstoß zu nehmen, für ihn wird auch das Innerlichste, Intimste zu etwas Äußerlichem. D. h. für die große Masse derselben giebt's überhaupt nicht „Innerlichkeit", alles drängt bei ihm nach außen, er ist nie mehr als er nach außen scheint und sich zeigt; beim Deutschen ist's hoffentlich in der Mehrzahl umgekehrt; freilich für eine derartige „Aufgeschlossenheit und Offenheit" des italienischen Volkscharakters, der jedenfalls durch die Kirche großgezogen und bis zu dem Grade entartet ist, hört unser Verständnis einfach auf. Ich verlasse mit den widerspruchvollsten Gedanken, miteinander seltsam widerstrebenden Gefühlen diesen Tempel. Ein Kunsthaus! Ein Kaufhaus, eine Mördergrube? Diese Frage schießt einem durch den Kopf, wenn man sich dessen erinnert, was vom Tempel zu Jerusalem einst aus heiligem Munde gesagt wurde. Doch ich möchte diese Frage durchaus nicht mit einem vollen Ja! beantwortet wissen; wenigstens noch hier in Mailand nicht; anders in Genua, Rom und gar — o Sancta Luzia! in Neapel!

Von der „Kirche" — wie seltsam klingt diese Bezeichnung für diesen Dom — von der Kirche trenne ich mich gern — aber vom Kunstwerke nur sehr schwer; immer wieder wende ich mich noch einmal zurück. Die Phantasie, der Reiz und Effekt der Sinne hat hier — wie so oft bei uns Menschenkindern — den Sieg davon getragen über den strengen Geist, über die ernsten ewigen Gesetze — der Kunst; dieser Bau muß auf wirklich Kunstverständige und Kunstsinnige weniger wirken als auf die große Masse — eben durch seine Masse, durch seine alles Maß übersteigenden Verhältnisse.

Doch nun heißt's endlich „eile! und sieh nicht mehr hinter dich!" Denn noch gar mancher Kunstgenuß steht auf dem Programm verzeichnet, das in keiner Weise geschmälert werden darf — es ist $^1/_2$10 und $^1/_2$4 muß ich am Schalter für Rundreise- und Militärbillete stehen! Also auf nach der Kirche S. Maria delle Grazie — zwar dieser Backsteinbau interessiert mich gar nicht — wohl aber das daran stoßende Refektorium des jetzt als Kavalleriekaserne dienenden Klosters, weil es das Original des berühmten Abendmahls von Leonardo da Vinci in sich birgt. Ich trete in den Saal; eine Schar fleißig kopierender d. h. zu kopieren ist da schwierig — also studierender und nachempfindender, grübelnder, imitierender Künstler mit Palette und Stellage sitzen da; ich trete — natürlich von den versenkten und verbohrten Künstlern so halb wie ein frecher Einbringling und Tempelschänder von der Seite betrachtet — vor das ehrwürdige Wandmauergemälde, ich denke: hier ist der Punkt, wo einst der große Kunstgenius gestanden; seine Hand ist's, die diese Linien, diese Schatten und Lichter mit dem Pinsel hierher gebannt hat; dieselben Farben sind's, die er vor vier Jahrhunderten mit seiner Wunderhand da aufgetragen hat; aber — verruchter Zahn der Zeit! was hast du gethan? Der leise nagende Dämon der Feuchtigkeit hat sein Unheilswerk langsam, unmerklich, aber sicher gethan, und kaum mehr sind des Künstlers fleischgewordene Gedanken zu enträtseln, zu entziffern. Nur die großen edlen Linien, die schwungvollen Züge und Umrisse und Haltung der Gestalten lassen uns das Ganze in seiner Herrlichkeit ahnen. „Einer ist unter euch, der mich verrät!" Darüber kommt die ganze Jüngerschar in Unruhe. Er aber neigte sein Haupt, gesenkten Blickes: Stellung, Arme, Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: Ja, es ist nicht anders. „Einer ist unter euch, der mich verrät," in diese Worte hat Goethe den geistlichen Gehalt des Bildes gefaßt. Mehr kann man nicht dazu sagen, und schöner auch nicht.

Ich komme von hier zum Palazzo di Brera — köstlich labt mich das frische Brunnenwasser davor — früher ein Ordenshaus — dann, als Ordensbrüder einen Mordversuch!! auf den viel gefeierten heilig gesprochenen Erzbischof Borromeo gemacht hatten, in ein Jesuitenkollegium umgewandelt, nach Aufhebung des Jesuitenordens: sic transit gloria mundi — sic tempora mutantur — zur Akademie der schönen Künste erhoben. Die Perle dieser reichen Gemäldesammlung ist Rafaels Sposalizio: Vermählung der h. Maria. Ich hatte schon verschiedene Säle durchwandert, doch kaum bin ich in das 5. Zimmer getreten, so zieht mich's magnetisch hin zu dem mit Glas geschützten

Gemälde. Ein wunderbarer, warm goldener Ton liegt auf dieser Schöpfung und strahlt von ihr aus. Welches geheimnisvolle Himmelselement hat dieser Künstler seinen Farben beigemischt, daß sie nach vier Jahrhunderten noch so rein und hell wie frisch leuchten? Im Vordergrunde steht der würdige Hohepriester mit mächtigem Turban und das heilige Brautpaar, Maria überströmt von göttlicher Weihe, Demut, Innigkeit im Antlitz; links ihre anmutigen Begleiterinnen, so zierlich und fein, als wären sie aus zerbrechlichem Glas geformt, rechts die finstern erstaunten Gestalten der zurückgewiesenen Freier, die hoffnungslos und entmutigt ihre verdorrten Stäbe zerbrechen. Im Hintergrunde ragt strahlend der Tempel empor. Der großartige Eindruck des Ganzen beruht, wie mir scheint, durchaus auf jenem leuchtenden Glanz, der darüber liegt und von jeder einzelnen Figur ausgestrahlt wird. Es hält schwer sich einmal und zwar mit dem Gefühle: für allemal, für immer, von dieser genialen Schöpfung, die nichts von ihrer Herrlichkeit seit Jahrhunderten eingebüßt hat oder wenn doch — dann können wir uns keine Vorstellung von ihrem ersten jungen Himmelsglanz machen — zu trennen. —

Man erlebt in einem solchen Museum eine ganze Kunstgeschichte, in nuce, die in ihren hervorragendsten Meistern und Werken rasch und hold wie ein Traum an unsern Augen vorüberzieht und zurück bleibt nur das Bedauern, nicht mehr davon — vorstudiert zu haben, denn so ist man sicher um die Hälfte des Genusses und Verständnisses betrogen. Und noch eines — was für alle Museen gilt — ich kann noch von Glück reden, da ich immer Sonnenschein zur Beleuchtung und klaren Himmel hatte — in diese dumpfe und durch alle möglichen Schutzmittel gegen den sengenden Lichtdämon gedämpfte Zimmerluft gebannt, fristen diese köstlichen Schöpfungen ihr armes kümmerliches Dasein, es heftet sich etwas Totes, Gespensterhaftes, Leichenartiges an sie — es ist so eine Art Columbarium, Mumiensammlung, wie muß es nun gar bei trübem Winterwetter sich ausnehmen; nur einzelne besonders günstig gestellte Werke kann man davon ausnehmen. Zur Betrachtung solcher Schöpfungen gehört frische, freie Luft und noch: favete linguas, procul profanum vulgus! Aber manche galante Herren können sich da nicht enthalten, ihren Damen einen wohlpräparierten, kunsthistorischen Exkurs zu halten, der selbstverständlich mit Entzücken stammelnden Ah's, oder auch mit kritischen Zischlauten entgegen genommen und von naiven Fernerstehenden mit offenem Munde und Augen abgelauscht wird. Besonders Franzosen und selbstverständlich Eingeborene bekunden dies ihr Kunstmonopol mit lauter gehobener Pächtersstimme. Macht die Kunstbegeisterung still oder beredt? Der Deutsche bejaht sicherlich nur das erstere. Aber so ein Romane kann auch das Edelste und Schönste nicht für sich behalten, er muß es austrompeten, wie das Huhn gackert, wenn ein Ei ihm gelungen.

Ich habe von den Vorzügen des Kunstgenusses in freier Luft und Licht gesprochen. Einen solchen suchte ich jetzt noch — etwas abgespannt durch die Zimmerpromenade — zum guten Abschluß auf. Der Friedhof — Nuovo Cimitero — am nordwestlichen Ende der Stadt sollte mir einen solchen bieten; schon von ferne heben die von weißen Steinen gebauten Säulenhallen des Einganges sich hervor. Es ist jetzt Mittag geworden und darum auch doppelt still, und hier winkt fern von dem tosenden Getriebe der Großstadt Ruhe und Frieden in ungestörter sinnig-ernster Beschauung für den Wanderer. Die finstere Gewalt des Todes ist hier bald durch christliche Symbole in reicher kostbarer Ausführung feierlich verklärt — bald ach auch heidnisch trostlos verzerrt oder durch andere Geschmacklosigkeiten ins Alltägliche, Prosaische herabgezogen, zu denen ich die vielen Portraits und Büsten der Verstorbenen rechne, die wohl lebenswahr nachgebildet sein mögen und wahrlich oft nichts weniger als Schönheitsideale sind! Es liegt darin zugleich ein — angesichts der ernsten Majestät des Todes und der Ewigkeit, vor der wir alle, ob groß oder klein, in Asche und Staube versinken, — widerlicher Personenkultus. Ich gedenke des zutreffenden Wortes des berühmten Religionshistoriker E. Renan, daß Zunahme des Gräberkultus im Wechselverhältnis steht zur Abnahme der eigentlichen innerlichen Religiösität. Nur wo man keine alles ersetzende Ewigkeit, kein Wiedersehen glaubt, da steigt das Irdische und sein Zubehör so furchtbar im Werte, da wiegt eine einzige Thräne dieses kurzen Lebens so schwer und entsetzlich wie eine halbe Welt, da wird aus jedem Überbleibsel eine heilige Reliquie

unersetzlich, und man klammert sich an sie als den einzigen Halt und verewigt sie mit menschlichen Kunstmitteln, nachdem der Unglaube dem menschlichen Geiste die Ewigkeit geraubt. „Zur römischen Zeit wie zur heutigen und zu allen Zeiten, in welchen die Religion geschwächt ist, war die Pietät für die Gräber fast die einzige, die das Volk noch bewahrte.“ Es sind oft ergreifende Szenen dramatisch dargestellt: da steht die weinende Braut — oder Gattin mit schmerzverzerrtem Antlitz, die Hände vergebens um Hilfe, Fassung zum Himmel emporringend! Hier an dem Ort der Toten wirken solche Skulpturen erschütternd mitten in alle dem sonnigen Licht und Leben, das um die Gräber seine Fäden webt; man kann förmliche Grabtempel und Mausoleen besonders von reichen Juden mit hebräischen Inschriften erblicken. Ach wie lieben doch die Menschen ihre Brüder und Schwestern — wenn sie tot sind! als könnten sie's hereinbringen, was man ihnen im Leben daran fehlen ließ! Zu spät! Zu spät! keine Menschenthräne, kein Opfer der Menschenkunst sühnt auch nur Ein gehässiges Wort, Einen bösen Blick zu Lebzeiten — es ist geschehen und bleibt geschehen. Nur Einer wandelt Blutrot in Schneeweiß!

Was führt doch dies zahllose stumme Gräberheer für eine gewaltige Sprache! Ja, die Steine schreien's, was Menschen verschweigen. Ich kehre um, gedankenschwer zwischen den Grabtempeln hinwandelnd, aus denen da und dort die Stimme einer gebrochenen Seele in ergreifenden Symbolen aufseufzt. Ich entrinne dem bleiernen Hauch einer wehmütig schönen Melancholie. Ich wende mich wieder dem Ort der Lebenden zu.

Es blieb mir noch Zeit übrig, die herrlichen öffentlichen Anlagen zu durchstreifen. Seen, Springbrunnen, Denkmäler ꝛc. fehlen nicht, und köstlichen Schatten spenden Bäume aller Art, ein Zufluchtsort für alle, die des Lärmes und Staubes der Straßen müde sind; an Sommerabenden giebt sich hier die feine Welt Rendezvous bei elektrischer Beleuchtung. Ungern verlasse ich diese Idylle, um in meiner Herberge einen stärkenden Imbiß zu mir zu nehmen.

Ich finde mich sehr zeitig vor Abfahrt auf dem Bahnhof ein und sehe auch bereits in musterhaft militärischer Ordnung ganze Kolonnen, Mann hinter Mann vor den verschiedenen Schaltern aufgestellt. Sehr angenehm fühle ich mich berührt von der großen Freundlichkeit, mit der ein Beamter, ohne daß ich nur gebeten, mich, den Fremden, den er in mir erkannt, durch das fabelhafte Gewirre an den Schalter für Rundreisebillete weist. Die Fahrt beginnt. Die Natur bietet gar nichts als flaches Land; vorbei an Reisfeldern, über Kanäle und Flüsse durchfahren wir Magenta, Novara, Vercelli, Turin. Hier verproviantiere ich mich für die 4½stündige Fahrt bis Genua. Schade, daß nur der Halbmond sein schwaches Licht spendet, das kaum die nächste Umgebung erkennen ließ. Wir überschreiten den Po und verlassen ansteigend sein Thal und bald auch sind die Seitenthäler (des Tanaro) durcheilt. Nun geht's durch die Seealpen nach dem Mittelmeer zu, die Wasserscheide zwischen der Adria und dem Ligurischen Golf hinüber. Wir kommen an Asti und Alessandria und Marengo vorüber, wo 1800 Bonaparte die Österreicher besiegte. Jetzt beginnt sich das Übel der Eisenbahnlinien Italiens bemerkbar zu machen: die unaufhörlichen Tunnels, die uns die Reize der Landschaft entziehen und um so mehr in Kohlendunst und Rauch uns hüllen und eine furchtbare Schwüle erzeugen; darunter hat der Roncotunnel über 8 km Länge. Auf einer Strecke von 42 km (die ganze Entfernung zwischen Turin und Genua beträgt 166 km = Würzburg—Eichstätt, die von Mailand—Turin 150 km) geht's durch 24 solcher rauchgeschwängerte Höhlen hindurch, aber nun auch rasend die schiefe Ebene hinab durch das wilde Gebirgsthal der Polcevera, die sich auf kurzen Lauf von den Seealpen ins Mittelmeer stürzt, nach Genua. Es ist kein Wunder, daß ich dort ankomme von einem Berufsschlotfeger kaum zu unterscheiden, und ich merke das zu meinem Erstaunen erst, als ich vor dem Zubettgehen mich wasche. Es ist ¼1 Uhr, und ich kann nicht sehr wählerisch mehr sein. Ich lasse mich nach Einsichtnahme der Empfehlungskarte des Hotels Liguria dorthin geleiten, etwa 10 Minuten vom Bahnhof entfernt in der via Balbi gelegen. Während das Gebirgsthal noch eine frische Luft uns gewährte, herrscht hier ein ganz verändertes Klima; eine warme, weiche, mit Wasserdämpfen gesättigte Luft versetzt uns in subtropische Region.

Noch mehr erstaunt bin ich, welch reger Verkehr noch zu dieser mitternächtlichen Zeit in der Hauptstraße war. Ziemlich abgespannt, suche ich mein Lager auf; doch die ungewohnte warme Luft läßt es zu keinem tiefen Schlummer kommen.

Ja, es ist Sonntag, der erste auf meiner Reise, aber wie ich noch nie einen erlebt habe! Ich vernehme kein feierlich Geläute; dagegen dringt ein betäubender Lärm von allen Seiten, von oben und unten auf mich ein. Ich begebe mich, nachdem ich Toilette gemacht, zum Frühstück hinab und bitte den Kellner um Aufklärung; lächelnd erwidert er mir, daß das immer so zugeht. Daneben drunten im schattigen Hofe, der ringsum von 9—10stöckigen Häusern umschlossen ist, hämmert ein Schmied, klopft ein Schuster, stäubt und putzt ein Mädchen, schreien und spielen die Kinder &c. Ich fange schon an, meine Sonntagsstimmung zu verlieren, zumal die schon am Morgen so schwüle dämpfige Luft mir beim Imbiß den Schweiß aus allen Poren treibt. Ich suche dieser Salonluft zu entrinnen, indem ich mich in das Straßengewühl begebe und durch enge finstere, jedoch nicht so gar schmutzige Gäßchen, wie sie gewöhnlich geschildert werden, den freien Hafen zu gewinnen suche. Hier ist alles mindestens 6—7stöckig, des Schutzes gegen die Sonne wegen, um einen stets sonnenfreien Raum zu haben. Ich falle einem Landsmann in die Hände, aber es ist keine platonische Freude, die ihn zu mir führt, sondern der Führerlohn, den er sich von mir verspricht; ich bedeute ihm, auch hier im fremden Lande nach meiner Gewohnheit auf eigenen Händen und Füßen zu stehen und gehen. Überhaupt sind hier, dem tropischen Klima entsprechend, die Leute mit ihren Anerbietungen schon bedeutend zudringlicher als in Mailand. Hier wird einen das ewige Mussjööh der Droschkenkutscher lästig, das barca? der Schiffer am Hafen bringt einen leicht in die Vorstellung, man sei ein Wild, auf dessen Geldbeutel jeder in höflichster Manier Jagd macht. Ich fange an, die ersten Ansätze einer Rhinozeroshaut statt des Trommelfells gegen derartige Stimmen mir zu erwerben, und diese Darwin'sche Metamorphose bedarf keiner 1000 oder 10000 Jahre, sondern nur einiger Stunden. Freilich ist's vom Standpunkt der Entwicklung aus betrachtet eine ganz bedenkliche, aber in dieser Umgebung durchaus notwendige Rückbildung zur Behauptung seiner Existenz.

So schlendere ich mit der Verachtung eines Stoikers gegen die gewöhnlichen ungebildeten Leutchen am Hafen entlang und schaue mir das bunte Treiben an. Hübsch sauber gekleidete Matrosen, die an den zahlreich am Hafen angebrachten Brunnen — nicht etwa ihren Durst befriedigten, kostet doch ein ganzer Liter echter Rotwein nur 30 Pfg. — sondern Gesicht und Hände wuschen. Überhaupt machen diese öffentlichen hygienischen Einrichtungen gerade hier auf den Fremden einen recht beruhigenden Eindruck. Ich wandte mich vom bewegten, malerischen Bild des Hafens ab und ließ mich nun von dem flutenden Menschenstrom, dem ich willig und aufmerksam folgte, hinauf zu einem der Hauptplätze der Stadt tragen, der Piazza S. Lorenzo, die durch die gleichnamige Kathedrale beherrscht wird, in der der Erzbischof predigt oder zum wenigsten Hochamt hält. Ich trat ein, ich glaube wohl mit derselben Absicht und Stimmung, wie die „Gläubigen", mich etwas von Straßenlärm und Hitze zu erholen, in einen kunst-geweihten vielmehr -überladenen Raum. Man kann als Protestant sich nicht des Gedankens erwehren, es sei hier mit all dem Gold, Silber, Marmor, gemalten Glas, Vorhängen &c. nicht auf die arme Seele abgesehen — was hätten auch sie einer solchen zu sagen und zu bieten? — sondern direkt auf Sinnenkitzel im halbwegs anständigen Sinn, auf Reizung, Bestechung der Phantasie. Ein tief religiöses „Gefühl", noch viel weniger ein reiner von allem Irdischen sich losringender religiöser „Gedanke" wird hier geradezu zur Unmöglichkeit gemacht; so verweltlicht ist hier das Religiöse. Unter dem Namen der Kunst ist es ganz erstickt, aber bloß unter ihrem Namen; was thun z. B. mächtige Löwen, ich glaube vier Stück, Staatsbestien, am Eingang zu einer christlichen Kirche! natürlich von Marmor, nicht wirkliche muß ich, um Mißverständnisse abzuwehren, hinzusetzen. Aber der stolze Genuese hat auch hier, wo Lamm und Hirte als rechte Symbole gelten, der Kirche seinen gewaltsamen Geist aufgeprägt, wie dieser Sinn auch in seinem Wappen zum Ausdruck kommt, das einen Greif darstellt, der des Kaisers Adler und den Fuchs, das Wappenbild der Nachbarstadt Pisa, in den Klauen hält. Doch es ist gesorgt, daß

die Bäume nicht in den Himmel wachsen und jene von Hochmut überschäumenden Zeiten, die dieses Wappen schufen, sind tempi passati. Erst neuerdings wieder hat jedoch Genua sich zur bedeutendsten Handelsstadt aufgeschwungen und so die einstige Rivalin Venedig überflügelt. Dieses stolze, einst aristokratische Genua ist übrigens jetzt als die Heimat Mazzinis, dem sie ein Denkmal gesetzt zum Abscheu aller Klerikalen, von dessen demokratischen Geist in hohem Grade durchdrungen. Ich verlasse die Kirche, auf deren Marmorboden Kinder ungehindert herumrutschen, und trete an der nebenan liegenden Börse, Banca Nationale vorbei weiter auf den größten Platz, der vom Theater und der Kunstakademie flankiert wird: lauter prachtstrotzende Prunkgebäude, wie ich sie bis jetzt noch nie gesehen, Zeugnisse der immensen Reichtümer, die hier seit Jahrhunderten angehäuft wurden und aufgespeichert liegen. Überhaupt hat — Mailand ist dagegen oft recht armselig und fast proletarisch — hier fast jedes Haus einen Anflug und Ansatz zum Palazzo und — da allmählich unser Staunen irgendwo und irgendwann eine Grenze finden muß, folgt auf die Spannung eine gewisse skeptische Ermüdung, und es reizt nur noch die stärkste Dosis von Gold und Marmor, die da und dort angebracht sind. Die Zahl der wirklichen Palazzis ist eine unglaubliche, und jeder hat seine Sammlungen, die gegen Trinkgeld zu bestimmten Zeiten zugänglich sind. Doch verspüre ich dazu schon der kurz auf einen Tag bemessenen Zeit und des Sonntags halber keine Lust. Nachdem die Welt sich jetzt in ihrer Pracht und Herrlichkeit förmlich überboten und überschrieen hat, dürstet und hungert mich nach dem reinen klaren Trank und dem einfachen gesunden Brot göttlichen Wortes. Und das ist glücklicherweise hier — nicht bloß in dem mitgenommenen Neuen Testament und Gebetbuch — sondern auch in der Waldenser-Kirche zu haben, in deren Erdgeschoß jeden Sonntag, auch außer der sog. Saison, ein „deutsch-evangelischer Gottesdienst“ stattfindet. Wie erfrischend klingen schon diese Worte, wie spannen sie die Erwartung an! Freilich, ich bin ein wenig enttäuscht im Anfang, es ist keine freie Predigt, die ich höre, sondern eine vom Diakon vorgelesene, da der Pfarrer auf Urlaub; und weiter, die „Seelenzahl“ ist äußerst gering, nicht mehr als 20. So muß ich fast allein mit meiner kräftigen Stimme den Gesang des Liedes im Gang halten, da die Leute in der Kirchenmusik, wie's scheint, unsicher sind, obwohl doch der Diakon auf dem Harmonium vorspielt. Der Gottesdienst, mit dem zu gleicher Zeit im oberen Stock dieses Hauses ein französisch-reformierter abgehalten wurde, war nach Verlauf einer halben Stunde zu Ende. Nachdem die meisten den Raum verlassen, stellte ich mich meinem „Kollegen“ in gewissem Sinne vor, der mir freundlichst seine Dienste anbot, soweit möglich. Er führte mich in das deutsche Seemannsheim, das unter seiner Leitung und dem Protektorat des Prinzen Heinrich von Preußen steht. Er erzählte mir von der schwierigen und oft undankbaren Arbeit an den Seelen der rauhen Seeleute, denen doch in diesem Heim alle Annehmlichkeiten einer guten Lektüre, Unterhaltung und Unterkunft geboten werden. Doch da er für den Nachmittag bei einer adeligen deutschen Familie zu Tisch geladen war, so mußten wir auf weiteren Austausch verzichten. Ich hörte nur noch, daß er diese Stelle, die ihm durch den christlichen Verein junger Männer in Berlin vermittelt worden, bald aufgeben und nach Deutschland zurückkehren wolle. Noch einen andern Landsmann, der freundlichst sich mir anschloß und es sich zur Freude wie Ehre anrechnete, mich auf meinen Wegen zu begleiten, hatte ich in dem Gottesdienste getroffen. Nachdem wir zum Vergleich in einer der Prunkkirchen auch eine italienisch-katholische Predigt angehört, die mit vielen Gesten vorgetragen wurde, wobei die zuhörenden Damen alle Künste der Koketterie mit beständigem Fächern entfalteten, als befände man sich in einem Gesellschaftssalon, fühlt auch unser Leib Bedürfnisse nach Ruhe und Erquickung, die auch durch meinen lokalkundigen Begleiter in befriedigendster Weise uns zu teil wurde. Die Villetta di Segro war nun unser Ziel, von dem aus eine herrliche Aussicht über Stadt, Hafen und die Riviera sich uns bot. Amphitheatralisch steigt die Stadt zu unseren Füßen vom glänzenden Meere auf und hinter uns türmt sich dieses Theater noch höher. Die Befestigungslinien und Mauern und zuletzt die kahlgebrannten Alpenberge selbst, die wie ein konkaver Brennspiegel die Sonnenstrahlen sammeln und auffangen und mit Glut wider-

strahlen, schließen es ab. Nur noch des letzten Tages in Rom erinnere ich mich, so unter der Hitze gelitten zu haben, wie hier. Ich gewöhnte mich eben auch allmählich an diese warme, dämpfige Mittelmeerluft, und es mag in Rom wie in Neapel vielleicht noch wärmer gewesen sein, wofür mir der zahlenmäßige Beweis für diese Zeit fehlt. In den Anlagen der Villetta erholt sich die Bürgerschaft Genuas mit Kind und Kegel in ihrer Weise anständig in der äußeren Form, wenn auch die inneren sittlichen Zustände dieser Stadt denen Babels und Sodoms gleichen sollen, wie mir mein Begleiter versicherte. „Meer ohne Fische," „Berge ohne Bäume," „Männer ohne Treue," „Frauen ohne Reue," so lautet ein alter Spruch über Genua (und scheint mit Ausnahme des 1. Gliedes immer noch zu Recht zu bestehen). Ich verstehe, — allerdings ich sage das nicht zur Entschuldigung, denn tout savoir heißt für mich nicht tout pardonner — ich begreife, daß bei einem Volk, welches keinerlei strenge sittliche Erziehung durch Schule und Kirche genießt (letztere thut in dieser Beziehung gar nichts, ja, sie schadet mit ihrem Beicht- und Ablaßsystem eher, indem sie die Gewissen abstumpft), unter solchen Umständen dieses Klima noch seinen Rest thut und alles, was etwa von moralischen Ideen — Idealen gar nicht zu reden, noch haften geblieben ist, in eitel Dunst und Schaum auflöst in schwachen Momenten. Freilich das Klima an sich wirkt weder moralisch noch unmoralisch, aber daß es bei vorhandenen schwachen sittlichen Fonds geradezu demoralisierend wirken kann — wer nicht hat, dem wird genommen auch das er hat — das beweist die Geschichte mancher südlichen Kolonie, ebenso wie unsere Missionare Beweise für das erstere sind. Und dazu noch eine Handelsstadt, in der alle Seeabenteuerer aller Nationen, und so vieler Auswurf derselben sich mischen. Doch die glänzende Außenseite des Panoramas siegt über solche Betrachtungen. Da liegt sie, die „Stolze", Schöne, ihr Beiname ist: La „Superba", wo die Riviera di Ponente und die Levante zusammentreffen, lebenssprudelnde Gegenwart und reiche Vergangenheit, eine zauberische Natur und hochstrebende Kunst (ich denke an die hochragenden Häuser und vielen Palazzis) wetteifernd sich vereinigen zu einem erhebenden und ergreifenden Bilde. Um schöne Aussichtspunkte braucht man nicht verlegen zu sein, oder sie erst mit Mühe aufzusuchen — es mag nun der Leuchtturm sein oder die Festungsmauer oder S. Maria in Carignano — von überall ist der Anblick herrlich, denn die ganze Natur und die Anlage der Stadt ist eben in jedem Punkt großartig.

Ich fühle jetzt das Bedürfnis, in den glitzernden Wogen jenes Meeres, dem Genua seine Größe und Reichtum verdankt, den erhitzten matten Leib zu erfrischen — mein erstes Seebad, das meiner wartete, wie ich ja eben auch hier zum erstenmal das „Meer" gesehen, freilich ohne es so stürmisch wie jenen Griechen aus Xenophons Anabasis mit *θάλασσα, θάλασσα* zu begrüßen, da es mir zu sehr durch Schiffsmasten verdeckt war und sein geheimnisvolles Rauschen und Branden durch den Lärm der Rosse, Wagen und Menschen übertönt wurde. In diesem Binnenmeer ist der Gegensatz zwischen Ebbe und Flut ein sehr geringer, was der Großartigkeit des „Meeres" in meinen Augen ziemlichen Abbruch that! Es ist eben kein „Weltmeer" und kann sich mit keinem der fünf vergleichen, während es sie an Salzgehalt um ziemliches übertrifft. Diesen Vorzug bekam ich auch mehr als lieb zu schmecken. Etwas schüchtern vertraute ich mich der salzigen, zwischen tuffartigem Gestein hin und her schäumenden Flut an und wagte mich nicht weiter hinaus als genügte, um den ganzen Körper unter Wasser zu setzen. Frisch war dieses Wasser, das am heißen Strande leicht hin und her gespült wurde, nicht zu nennen, ich schätze es auf mindestens 22° R. Interessanter war die Gesellschaft, die diesem hygienischen Genusse sich hingab; da fehlte kein Geschlecht und kein Alter; in der größten Harmlosigkeit, wie die alten Germanen am Bodensee, — wenn man dem Tacitus trauen darf, da er sicherlich nicht Augenzeuge davon war — tummelte alles sich nebeneinander, jeder nach seiner Façon und natürlich nicht ohne südliche Lebhaftigkeit in Stimme und Bewegung. — Schade, daß ich nicht länger diesem farbenreichen buntwechselnden Schauspiel folgen durfte — es war schon später Nachmittag und abends 3/4 7 ging's nach Rom ab, dazu lagen diese Bäder außerhalb der Hafenanlagen am Ende der Stadt. Also ich ließ zum Schluß meinen Leib durch kühles Süßwasser

duschen und dann wunderbar gestärkt, um mindestens 10 Jahre verjüngt, traten wir den Rückweg an, immer das reizende Panorama von Stadt und Hafen im Angesicht. Doch mit meiner Verjüngung hatte sich auch ein Riesenappetit eingestellt, dem ich mich — nachdem ich dankend von meinem Begleiter mich verabschiedet — um so mehr widerstandslos überließ, als ich eine 12stündige Fahrt durch die Nacht ohne jeglichen Aufenthalt bis Rom vor mir hatte. Da heißt es also: et respice finem! Wohl gestärkt, mit einem Gefühl, als wäre ich nicht schon einen ganzen Tag auf den Beinen, sondern könnte Nächte hindurch marschieren — und wohlbepackt begab ich mich auf den Bahnhofsplatz, dessen architektonische Schönheiten und Umgebung ich noch einmal genoß, besonders das großartige, inmitten einer tropischen Palmen-Anlage errichtete Marmordenkmal des Christoph Columbus, den bekanntermaßen die Genuesen mit Unrecht als ihren Bürger und Sohn beanspruchen, während er doch in einem nahen Dorfe geboren wurde. Aber wir verstehen, daß gerade hier in Genua, wo wohl der Bauernsohn heranwuchs, ein solch kühner, ja nach damaligen Begriffen verwegener Plan entstehen und Nahrung finden konnte. Endlich hat mich die qualmende Bahnhofshalle wieder aufgenommen — welch ein Kontrast! Nach glücklicher Beendigung der hierzulande beliebten Rundreisebilletsumstände habe ich mir ein hübsches Plätzchen im Coupé mit der rechten Aussichtsseite erobert; ich wandere getrost bis zur Abfahrt dem Zug entlang, um alle meine Reisegenossen einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen, meine „Menschenkenntnis“ um einige Proz. zu erweitern und zugleich der schwülen Wagenluft mich so lange als möglich zu entziehen. Endlich beginnt die Fahrt, die uns zunächst aus dem Rauchfang erlöst, aber dann durch einen langen Tunnel unter der ganzen Stadt hindurch an die Meeresküste mit ihrer balsamisch stählenden Luft bringt.

Ja so eine Fahrt an der Riviera — wäre etwas Einzigartiges, wenn nicht die zahllosen Tunnels — allein !61! bis Pisa auf einer Strecke von 165 km — ein grausam höhnisches Spiel mit unserer reinsten Naturbewunderung trieben. Da sieht man das Meer ganz nahe glänzen und hört's rauschen mit melodischem Wellenschlag, es ist Sonnenuntergang und nie gesehene Tinten spielen auf den Fluten und um die Küste — da ratatatatsch! und wir sitzen plötzlich, aus allen Himmeln gerissen in dem finstersten und rauchigsten Loch der Erde; wenn wir herauskommen ist alles anders — wir sind durch irgend ein Vorgebirge und zahlreiche Caps, in denen die Alpenberge gegen das Meer vorspringen, hindurchgefahren und nun ruft kein Zauberwort mehr das entschwundene Paradies zurück. Doch halt! ein neues scheint sich anzumelden: wieder glänzt und rauscht das Meer, eine köstliche Brise weht uns entgegen, wir fangen an, die eben erlebte Enttäuschung zu vergessen und uns in die neue Szenerie zu versenken, zu bewundern, uns hinreißen zu lassen und eben im besten Zug —! dasselbe Spiel, das dieses Dampfroß mit diabolischer Schadenfreude in seine Rauchwolken uns hüllend mit uns treibt. So geht's 1/4 hundertmal, bis wir's endlich genug haben, die Nacht ihren sternbesäeten Mantel gleichmäßig über alles breitet und der Mond mit schwachen, zitternden Strahlen uns nur unbestimmte Umrisse und verschwimmende Linien erkennen läßt. Dazu eine Unzahl Bäche, — im Winter sehr respektable Ströme — über die uns die Bahn führt — es muß wohl eine der teuersten Europas sein. Vorüber geht es an Nervi, Spezzia, Carrara, Massa, dann an Pisa mit seinem schiefen Turme.

Es ist Mitternacht! graue Wolkenschwaden jagen an der bleichen Mondsichel vorbei. Wird's Regenwetter geben? Ich bin die heiße, lachende Sonne schon so gewöhnt, daß mir dies als das trostloseste und widerwärtigste erscheinen würde. Doch nein — wir fliegen pfeilgeschwind dem Süden zu und nun heitert's sich wieder auf — die drohenden nebligen Gespenster ziehen ab. Rechts zeigt sich ein Höhenzug — das mag wohl Elba sein, doch ich habe kein brennendes Interesse mehr, das festzustellen und von meinem Reisegenossen mir bestätigen zu lassen.

Ich schließe das Fenster, denn die gefürchteten Marennen hauchen ihre Fieberdünste aus; mir steckt jetzt noch ein Geruch davon wie von Stiefelwichse in der Nase... gute Nacht! Campagna! auf Wiedersehen hinter Rom! Mit diesen Gedanken schlummere ich ein. . . .

Unterdessen dämmert es im Osten. Der Zug hält in Civita-vecchia der Hafenstadt von Rom; die toskanischen Sümpfe liegen hinter uns, aber nun beginnen die römischen Maremmen. Graue Nebelbänke hüllen die Küste ein, und es weht eine frische Luft. Auf einmal sehe ich das Land purpurrot gefärbt und ein wunderbares Farbenspiel anheben, die Sonne ist aufgegangen und bringt Leben in die öde Landschaft. Jetzt sind wir schon im Tiberthal, das wir aufwärts fahren, indem die Bahn Rom von Süden umringt. Noch einmal halten wir um Einlaß mitten auf der Tiberbrücke, Türme und Kuppeln erheben sich rechts und links, vor allen die Kuppel von S. Peter, ich befinde mich in der ewigen Stadt, aber in sehr ernüchterter Stimmung, die in seltsamem Kontrast stand zu den früher gespannten Erwartungen, steige ich aus, übernächtig durch und durch von der 12stündigen Fahrt, mit der ich nahezu 500 km (genau nur 9 km weniger) zurückgelegt habe, die erste nächtliche und längste Fahrt meines Lebens.

Das „Ewige" an dieser Stadt kümmerte mich zunächst wenig und trat mir weder in der bescheidenen Bahnhofhalle noch auf dem Bahnhofplatze entgegen; mir war's um Ruhe und Unterkommen zu thun. Ich folge einer Anerbietung in das Hotel Ligure in der Via Cavour 23 beim Bahnhofe; und da die Preise mäßig, das Zimmer und Bett sehr sauber und angenehm und das Personal nicht übertrieben höflich, aber um so anständiger schien, so beschloß ich hier Posto zu fassen. Nur eins hatte ich zu bereuen, daß durch diese Straße die Pferdebahn ging und überhaupt ein lebhafter Verkehr herrscht, sodaß die Nachtruhe nur eine leichte war, da man unmöglich bei vollständig geschlossenen Fenstern schlafen konnte. Es in allem glücklich und vollkommen zu treffen, ist auf einer Reise nicht immer möglich, und ich gebe zu, daß in dem Fall mein momentanes Ruhebedürfnis zu stark war, als daß ich noch viel Lust in den Beinen spürte, unter 100 anderen Punkten Auswahl zu treffen.

Nachdem ich gründlich Toilette gemacht, fühlte ich mich so belebt, daß ich den Grundsatz faßte: Hier in der ewigen Stadt habe ich keine Zeit müde zu sein, und ihn auch wie ich glaube redlich, vielleicht nur allzueifrig durchführte. Beim Frühstück stellte ich das Tagesprogramm fest. Mein erster Gang galt der mir nächsten bedeutenden Kirche, der S. Maria Maggiore, der ältesten und größten unter den 80 Marienkirchen Roms, um das Jahr 360 erbaut. Ich verzichte auf eine Beschreibung, schon deshalb, da ich wirklich nicht mehr im stande bin, ihr Inneres streng von den 20 oder 30 andern, die ich gesehen (nur die Peters-, Lateran-, Pauls- und Clemenskirche ausgenommen) zu unterscheiden. Wer zum erstenmal irgend eine der vielleicht 300 Kirchen (wer hat sie zu zählen versucht?) Roms betritt, ist überrascht von der edlen Kunst und der Fülle kostbaren Materials. Da hat jede Kirche ihre Marmorsäulen, ihre Mosaiken, ihre Fresken, irgend ein wunderthätiges Bild, ihre Legende ihrer Entstehung, ihre Reliquien, ihre Grabmäler (meist von Päpsten), ihre Sarkophage, und irgend einen bedeutenden Künstler, der darin sich verherrlicht. Sie sind immer nur Variationen aus diesen sieben Grundelementen, Variationen, die einen nicht geradezu von Kunstbegeisterung glühenden und dazu etwas summarisch verfahrenden Reisenden, der nicht „Altertümler" von Profession ist, ermüden und abstumpfen. Was die „besseren" Kirchen von der großen plebeischen Masse derselben auszeichnet, das ist, daß sie nicht im Häusergewirr als deren-gleichen stecken, sondern in einen imposanten Platz als Centrum sich stellen. Davor stehen dann Säulen, die aus irgend einem Weltwinkel (nicht blos von den heidnischen Römern) gestohlen oder aus irgend einen „welt" oder „kirchen" erschütternden („Welt" und „Kirche" sind hier in Rom entsetzlich schwer zu unterscheiden) Anlaß hierher gesetzt wurden. So steht auch vor der ältesten größten Marienkirche eine Säule von einer Bronzefigur der Madonna gekrönt.

Ich verlasse den Kirchenplatz von S. Maria Maggiore und begebe mich in die nebenanliegende, der heiligen Praxedis geweihte Kirche. So springt man in Rom von einer Kirche in die andere ohne viel Schritte zu machen, denn wo die eine Kirche aufhört, fängt schon das Gebiet der anderen an. Mein eigentliches Ziel ist jedoch der Lateran, der sich schon von ferne durch seine hübschen Türmchen vor seinesgleichen abhebt. Ist Maria Maggiore die älteste größte Marienkirche, so übertrumpft sie die

Laterankirche (die wir vom Lateranpalast unterscheiden müssen, ebenso wie an die Peterskirche der Vatikanpalast sich anschließt) mit dem, den Ohren eines Historikers ebenso naiv wie arrogant klingenden Anspruch, den sie auch mit stolzer Stirn und großen Lettern jedem Beschauer verkündet: „Hochheilige Lateranskirche aller Kirchen der Stadt und !! des Erdkreises!! Mutter und Haupt." Weiter kann eine Kirche die christliche Demut sicher nicht treiben. Man weiß gar nicht, wie man sich das überhaupt vorstellen soll, daß eine Kirche, die erst seit Konstantins d. Gr. Zeiten, also 300 Jahre nach dem Erscheinen des Christentums in Rom die bedeutendste war, deshalb auch gleich Haupt und — Mutter zugleich von allen Kirchen der Welt sein solle! Doch wir wollen solche römische Anmaßung vergessend, uns zu keiner weiteren Opposition und polemischen Ausfällen im Herzen reizen lassen und in das Innere eintreten, das allerdings gegen das verwitterte und wettergraue Äußere gewaltig absticht. An dem Hochaltar darf nur der Papst oder ein von ihm ernannter Vertreter lesen. Das Tabernakel enthält als Reliquien die angeblichen Häupter des Petrus und Paulus, unter dem Hochaltar den hölzernen Tisch aus den Katakomben. Das alles und die gewaltigen edlen Dimensionen, herrliche Skulpturen von Aposteln und Heiligen verleihen dieser Kirche ihren hohen Wert; es geht ein weihevoller Hauch Ehrfurcht gebietenden Alters durch diese Räume, das spürt man hier deutlicher als bei andern Prunkgebäuden. Vor dieser Kirche erhebt sich ein imposantes Denkmal aus altersgrauer Zeit: es ist der größte Obelisk 47 m hoch, einst vom Pharao Totmes vor 3450 Jahren in der „Sonnenstadt" Heliopolis errichtet, also aus der Zeit Mosis! stammend; dann vom christlichen Kaiser Konstantin, dem Sohn des Konstantin, nach Rom „gebracht", an diesem Platze vor 400 Jahren neu aufgestellt. Mit seinen Hieroglyphen gebe ich mir nicht viel Mühe, um so mehr bin ich dankbar für das köstliche frische Wasser, das aus dem Postamente quillt. Überhaupt, was die Wasserversorgung betrifft, so singe ich rückhaltlos das Lob dieser Stadt, und hierin in der That kann wohl keine Großstadt der Welt mit ihr wetteifern, überall sprudelt ein frisches klares Trinkwasser, spritzen Fontainen und reinigen die Luft. Das ist wohl eines der köstlichsten Erbstücke aus der guten alten Römerzeit! Man vergleiche München damit, wo allein ich vergebens auf der ganzen Reise einen Becher kalten Wassers auf einem Platz mir zu verschaffen begehrte, und man wird auch zugleich die Bedeutung dieser Thatsache für die öffentliche Gesundheit verstehen: Der Römer trinkt gern gelegentlich einen Schluck köstlichen Quellwassers — die Gelegenheit macht Diebe und erzieht hier förmlich zu solchem unschuldigen Trunk, daher es verhältnismäßig wenig Wirtschaften giebt, während man ihnen in der Bayerischen Biermetropole kaum ausweichen kann, und als Fremder einfach gezwungen ist, seinen Durst mit Alkohol zu vergiften und unnatürlich zu reizen. Eine solche Einrichtung ist in ihrem Einfluß auf die Volkserziehung zur Mäßigkeit und Sparsamkeit, die gleichbedeutend mit physischer Gesundheit sind, durchaus nicht zu unterschätzen und nicht zum geringsten ist die Roheit des Münchener Pöbels, worüber die Klagen mehr und mehr zunehmen, durch die entgegengesetzten Maßregeln verschuldet. (S. Sonngsbl. Nr. 45. Stuttg. 1895.) —

(Schluß folgt.)





Sir Joseph Crowe.

Ein englischer Journalist, Staatsmann und Kunstforscher.

Von

Ulrich von Hassell.

Der Mann, von dem auf den folgenden Seiten erzählt werden soll, Joseph Archer Crowe gehört zu den Engländern, die durch eiserne Energie, durch zielbewußtes oft rücksichtsloses Streben sich als Journalisten ihren Weg durch die Welt gebahnt und ein von vielen beneidetes Los gezogen haben. Der bekannteste Vertreter dieser englischen Journalisten ist H. M. Stanley, der illegitime Sohn einer wallisischen Bäuerin, der es von Insassen eines Armenhauses zum Parlamentsmitgliede gebracht hat, aber doch im Herzen Reporter mit den Vorzügen und den Schattenseiten dieses Standes geblieben ist. Crowe war aber nicht nur Journalist, sondern auch tüchtiger Zeichner und Aquarellist, Kunstschriftsteller, der zusammen mit seinem Freunde Cavalcaselle bekannte und bedeutende Werke über niederländische und italienische Kunst und Künstler geschrieben hat, und schließlich Diplomat, Generalkonsul in Leipzig u. s. w. und Attaché bei verschiedenen englischen Botschaften — also ein äußerst vielseitiger, hochbegabter Mann. Joseph Crowe hat eine Selbstbiographie*) hinterlassen, die leider nur bis zum Jahre 1860 führt; aber diese ersten 35 Jahre seines Lebens sind, wie Max Jordan in der Einleitung der deutschen Übersetzung sagt, „die ereignisreichsten und haben sein Wesen geformt." Und in der That, in diesen 35 Jahren hat der englische Journalist sehr viel mitgemacht und gesehen, und was noch besser ist, er hat die Ereignisse nicht nur gesehen, sondern sie auch mit klarem, kühlem Blick beurteilt und Nutzanwendungen aus ihnen gezogen. Seine Selbstbiographie wird dadurch zu einem Stück Zeitgeschichte, dem die gute Laune des Verfassers und seine Kunst zu erzählen einen besondern Reiz verleihen. —

Crowe entstammte einer Schriftstellerfamilie. Sein Vater ging schon mit 16 Jahren nach London und begann für Zeitschriften poetische und prosaische Beiträge zu liefern. Mit 24 Jahren heiratete er Margaret Archer, und als zweites Kind wurde unser Crowe am 20. Oktober 1825 seinen Eltern geboren. In der Selbstbiographie macht er die Bemerkung: „Das Leben eines angehenden Litteraten scheint im Anfang unseres Jahrhunderts nicht leichter gewesen zu sein als heute am Schluß desselben." Die Familie mußte sich einschränken, zog aus Billigkeitsrücksichten nach Boulogne, dann nach Paris, wo Crowes Vater Korrespondent für englische Zeitungen war. Die ersten Erinnerungen des Knaben knüpften sich an die Julirevolution und den Sturz Karls X.; der 27. Juli 1830, die Hitze des Tages und die Haufen zerlumpter Arbeiter, die johlend und mehr oder weniger betrunken die Straßen von Paris durchzogen, sind ihm in Erinnerung geblieben. Bald darauf erhielt er den ersten Zeichenunterricht und legte damit, wie er sagt, den Grund für die Aneignung einer Kunst, die ihm später im Leben von Nutzen war und seinem Bruder Ehre zu achtungswerten Erfolgen in einem schwierigen Beruf verhalf. Crowe war ein aufgeweckter Junge, der schnell lernte, aber auch die erforderlichen dummen Streiche machte und über eine hübsche Dosis Mutterwitz gebot. Er

*) Sir Joseph Crowe. Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers. 1825—60. Ins Deutsche übertragen von A. v. Holtzendorff. Eingeleitet von Dr. M. Jordan. Berlin (Mittler u. Sohn). Pr. Mk. 7,50, geb. Mk 9.

mußte, wie er erzählt, immer aus den Keller den täglichen Bedarf an Wein heraufholen und besorgte dies Geschäft in der Regel, während der Hauswart Holz heraufbeförderte. Da merkte Crowe, daß letzterer die Dunkelheit des Kellers benutzte, um ab und zu eine Flasche Wein in einem bequem gelegenen Loch an den Kellerstufen zu verbergen, und er nahm nun, wenn er hinter dem Hauswart den Keller wieder verließ, jedesmal die gestohlenen Flaschen wieder fort und belustigte sich im Stillen, „was wohl der Dieb für ein Gesicht machen würde, wenn er seine gestohlene Ware nicht mehr vorfand."

Während der Sohn heranwuchs, sich unter vorzüglichen Lehrmeistern in den Wissenschaften und den Künsten, namentlich im Zeichnen weiterbildete, gelang es dem Vater schnell, in Paris eine sehr geachtete Stellung unter den englischen Journalisten zu erringen; er schrieb die Leitartikel des „Morning Chronicle" über auswärtige Politik, trat mit Guizot, Thiers, sowie mit den englischen Gesandten Granville und Bulwer in Verbindung und gelangte auch finanziell in bessere Verhältnisse. Da waren denn Reisen in die Schweiz u. s. w., schöne Sommerfrischen in der Umgegend von Paris möglich; die beiden ältesten Söhne Eyre und unser Joseph konnten dem Zuge ihres Herzens folgen und in den Jahren 1839 und 1840 in die Malerschule Paul Delaroches treten, um sich zu Künstlern auszubilden. Das ist freilich nur dem älteren Bruder einigermaßen gelungen: er wurde geachteter Geschichtsmaler und Inspektor der englischen Kunstschulen. Unser Held wandte sich von Delaroche bald zu einem Aquarell-Landschaftsmaler und schließlich noch zu einem anderen Maler, der ihn im Landschaftsmalen in Öl unterrichtete — aber so schönes Talent er auch besaß, zur Meisterschaft reichte es nicht! Sein Vater erkannte das wahrscheinlich früher wie er selbst und bestimmte ihn deshalb, dieselbe Laufbahn zu betreten, wie er, d. h. Journalist zu werden.

Mittlerweile siedelte die Familie von Paris nach London über, wo Crowe sen. in der Redaktion des „Morning Chronicle" die auswärtige Politik bearbeitete, mit den Führern der liberalen Partei, namentlich mit Lord Palmerston in enge Verbindung trat und sehr bald eine nicht unbedeutende Stellung im politischen Leben einnahm. Unser Crowe kam unter diesen Verhältnissen leicht in die Laufbahn des Reporters hinein, erhielt beim „Morning Chronicle" als 19jähriger eine feste Anstellung als Berichterstatter für Polizeisachen und ging mit seinem Vater zur „Daily News" über, als diese 1846 ins Leben trat. Der erste Chef-Redakteur war Charles Dickens (Boz), der aber schon nach einem Monat einsah, daß er für die Stellung nicht geeignet sei; ihm folgte John Forster und dann Crowe sen. Die Lage war also für unsern Crowe außerordentlich günstig, und er hat sie bis zum Jahre 1852, wo sein Vater die einflußreiche Stellung an der Spitze der „Daily News" aufgeben mußte, vortrefflich ausgenutzt.

Die Erinnerungen Crowes aus dieser Zeit sind höchst interessant. Als Mitarbeiter der „Daily News" hielt er sich teils in London, teils in Paris auf, und lernte eine Menge bedeutender Männer kennen. Gleich zuerst begegnet uns Dickens, der, wie Crowe sagt, damals gern in Gesellschaft und voller Humor war. „Reiches schwarzes Haar umrahmte sein vornehmes Gesicht, das er in mutwillige Falten zu legen pflegte. Sein Anzug war überladen: eine seidene, tiefblaue, reichgestickte Halsbinde, grüngoldgeblümte Weste, ein Frack mit Sammetkragen und seidenen Aufschlägen, reichlich viel weiße Manschetten, Ringe im Übermaß — diese auffallenden Äußerlichkeiten konnten leicht einen falschen Eindruck von dem Manne erwecken", der als Dichter eine so gewaltige Gestaltungskraft und solche Satire besaß. Äußerst spaßhaft ist die Beschreibung der Räumlichkeiten, in denen sich damals die Redaktion der „Daily News" befand. Die alten und baufälligen Gebäude lagen in Fleet-Street, waren sehr eng, und alles erinnerte an die Beschreibungen, die Charles Dickens von ähnlichen Lokalen giebt; in diesen Räumen trieben die Redakteure ihr Wesen, die Crowe in launiger Weise ganz im Stile des großen Meisters schildert. Zu ihnen gehörte u. a. Henry Wills, ein gewandter Schriftsteller und Shakespearekenner, der aber leider so mager war, daß behauptet wurde, er hätte sich sein Lebenlang trainiert, um durch eine Glasröhre zu kriechen, und seine Frau pflegte mit humoristischem Seitenblick auf seine kleine Figur zu singen: Better be married to something than not to be married awa! (Besser an etwas ver-

heiratet zu sein, als an gar nichts.) Crowe arbeitete in verschiedener Weise an der liberalen, ganz im Fahrwasser der Freihandelspartei (Cobden und Bright) schwimmenden Zeitung, hatte aber immer genügende Zeit, der Kunst und Kunstgeschichte sich in freien Stunden zu widmen.

Das geschah hauptsächlich auch auf Reisen, die Crowe teils allein, teils mit seinem Vater auf dem Festlande machte. Auf einer solchen im Jahre 1846 lernte er zwischen Hamm und Münster in der Postkutsche einen italienischen Maler kennen, der die in Deutschland verstreuten italienischen Kunstschätze studieren wollte. Beide kamen ins Gespräch, trafen sich öfter während der Reise, so auch in Berlin im alten Museum, wo sie zusammen die Niederländer, vor allem Van Eyck bewunderten. Der Fremde war Giovanni Battista Cavalcaselle, und dieses Zusammentreffen legte den Grund für eine Freundschaft, die später zu erfolgreichster, gemeinsamer Arbeit auf kunstgeschichtlichem Gebiet geführt hat.

Zunächst aber blieb Crowe Mitarbeiter der „Daily News" unter der Aegide seines Vaters und brachte in dieser Eigenschaft von 1846 ab einige interessante Jahre in Paris zu, lernte Politiker und Schriftsteller von Bedeutung kennen, u. a. Prinz Jerome, Thiers, Prosper Merimée u. s. w. Er wurde auch Mitglied eines Klubs, des „cercle des arts", wäre aber bei der Abstimmung über seine Aufnahme beinahe durchgefallen. Ein Herr hatte nämlich auf die Frage, wer Crowe sei, geantwortet: „C'est ce grand rouge, qui fréquente le cercle depuis quelque temps" und die Majorität neigte sich gegen ihn, weil man die Farbe seiner Haare mit der Farbe seiner Gesinnung verwechselte — die Politik beherrschte in dieser Zeit, in der der Thron Louis Philippes zusammenbrach und ganz Westeuropa erschüttert wurde, ja alles. Auch Crowes Thätigkeit wurde damals eine recht angestrengte. So erzählt er als Beispiel, wie damals der Berichterstatter arbeiten mußte, von einer schnellen Reise von Paris nach Dover hin und zurück. Im August 1849 erhielt er am Abend im Theater français die Nachricht, daß der ungarische Insurgentenführer, General Görgey, sich bei Villagos an die Russen ergeben habe. Crowe fuhr sofort mit dem Nachtzuge nach Calais, von hier mit dem Schiff nach Dover, telegraphierte an die Daily News und reiste über den Kanal sofort wieder nach Paris — alles in 24 Stunden! Im Sommer 1849 begegnete er zu seiner Überraschung auf der Place Notre Dame des Victoires seinem Freunde Cavalcaselle, den die Revolution nach Paris geworfen hatte. In Italien war er in lebhaftester Weise an dem Aufstande gegen die Österreicher, später an der Verteidigung Roms unter Mazzini und Garibaldi beteiligt gewesen, mit Mühe und durch ein Wunder dem Tode durch Erschießen in Cremona entgangen und schließlich aus Italien ausgewiesen. Da war er nun in Paris, ohne alle Mittel, seines Vermögens verlustig erklärt. Hauptsächlich durch Crowes Hülfe gelang es ihm, London zu erreichen und hier ein neues Leben zu beginnen. Crowe selbst verließ übrigens 1850 die französische Hauptstadt und arbeitete auf den Bureaus der „Daily News" in London.

Es ist hier vielleicht der Ort, über die in der folgenden Zeit beginnende, langjährige, oft unterbrochene, aber immer wieder aufgenommene gemeinsame Arbeit Crowes mit Cavalcaselle zu sprechen. Bekanntlich haben beide mehrere bedeutende kunsthistorische Werke geschrieben und zusammen herausgegeben; zuerst die History of early flemish painting 1857 (deutsch von Springer 1875), dann 1864—72 a new history of painting in Italy, 2—15 century (deutsch von Jordan, 6 Bde.), dann eine Biographie Tizians 1875 (deutsch von Jordan) und Raffael's Leben und Werke (deutsch von Aldenhoffen). Abgesehen von dem letzten Buch, das vielfach Widerspruch erfahren hat, zeichnen sich die Arbeiten durch eine außerordentliche Sorgfalt, große Kenntnisse und Beherrschung des Stoffes aus; die in ihnen geäußerten Urteile über die verschiedenen Stilarten, Autorschaft vieler Bilder sind geradezu grundlegend für die neuere Auffassung der niederländischen und italienischen Malerei geworden. Einzelheiten sind natürlich hier und da von ihnen selbst und von späteren Forschern und Kennern anders wie in den ersten Auflagen aufgefaßt, aber im ganzen und großen ist ihre Beurteilung eine mustergültige, bahnbrechende gewesen. In seiner Selbstbiographie äußert sich Crowe eingehend über das Kompagniegeschäft, das beide im Beginn der 50er Jahre in London begannen.

Die Freunde wohnten zusammen, ihr Arbeitsraum war ein kleines Zimmer mit rundem Tisch und drei Stühlen. Einfaches Frühstück leitete den Tag ein, „Mittagessen war unsicher, ebenso das Abendbrot“. Im Winter war oft kein Feuer im Ofen, die beiden Kunstfreunde hielten sich mit Decken warm. Crowe erinnert sich eines Morgens, wo ihnen — Crowe war damals ohne Stellung — das Geld zum Frühstück fehlte, während sie Tags zuvor kein Mittagessen gehabt hatten. Während sie nun im Kensington-Park saßen, kam ein Bettler auf sie zu und bat, sie möchten sich seiner erbarmen, er hätte kein Frühstück gehabt. „Ich sah Cavalcaselle an und lachte bei dem Gedanken geradeheraus, wer von uns darin wohl am schlimmsten daran wäre.“

Lange hat sich die kunstliebende Welt den Kopf darüber zerbrochen, wer von den beiden Freunden der eigentliche Verfasser der unter der Doppelfirma erscheinenden Bücher gewesen sei. Crowe selbst sagt, beide wären bei den zu erörternden Stilfragen an Meisterwerken, die sie beurteilen sollten, immer zu einer Einigung gekommen. „Cavalcaselle hatte zu meinem Kunsturteil mehr Vertrauen als zu dem irgend eines anderen Zeitgenossen, uud ich hegte dieselbe Ansicht über ihn. So paßten wir vorzüglich zu einem Kompagniegeschäft, das auch niemals aufgelöst worden ist.“ Und Max Jordan sagt in der Einleitung unseres Buches auf Grund persönlicher Beobachtungen: „Gemeinhin wird angenommen, ihre Bücher seien so entstanden, daß der Italiener das Material, der Engländer die Formfassung geliefert hätte. Das ist Irrtum. Die beiden Freunde hatten jahrelang — in guten und in recht bösen Zeiten — miteinander gelebt und studiert, und es hatten sich so feste Grundanschauungen über die wichtigsten Dinge ihres Forschungsgebietes bei ihnen gebildet, daß sie sich aufs Wort verstanden. Das erzeugte die Möglichkeit einer fast lückenlosen Übereinstimmung, als es galt, die Ergebnisse festzustellen. Jedem gebührt der gleiche Anteil an dieser bewunderungswürdigen Leistung, wenn auch Crowe die gesamte Redaktion des gemeinsam Erarbeiteten allein in die Hand genommen . . . . . .“ Es dauerte ziemlich lange, ehe Mr. Murray sich entschloß, die erste Frucht der gemeinsamen Arbeit drucken zu lassen, am letzten Tage des Jahres 1856 kam die History of early Flemish painters in London heraus.

Mit diesem Hinweis auf Crowes kunstgeschichtliche Arbeiten sind wir der Zeit voraufgeeilt. Im Jahre 1852 legten beide Crowes, Vater und Sohn, ihre Stellungen bei der „Daily News“ nieder, natürlich nicht freiwillig, sondern infolge politischer und persönlicher Quertreibereien. Der erstere ging nach Frankreich und verfaßte hier politische und geschichtliche Werke, die ihm auch in der wissenschaftlichen Welt einen Namen gemacht haben — der Sohn aber saß thatsächlich ohne Amt und Würde auf dem Londoner Pflaster. Das war die Zeit, in der er mit Cavalcaselle zusammen Kunstgeschichte schrieb, wie wir das oben erzählt haben. Nebenbei erwarb er sich durch Zeitungsartikel ein paar Guineen, aber der Zustand war trostlos für ihn und erhielt noch durch den im Herbst 1853 erfolgenden Tod seiner heißgeliebten Mutter ein düsteres Gepräge. Man kann sich leicht die Stimmung des 28jährigen Journalisten denken, der sich von allem entblößt und noch dazu von Wucherern bedroht sah. Aber in dieser Not, in der Crowe schon voll Sorge in die Zukunft sah, trat auch der Umschwung ein, den er hauptsächlich seinem Talent für Zeichnen verdankt.

Im Oktober 1853 brach der **Krimkrieg** aus, die Türkei, gestützt auf Frankreich und England, erklärte an Rußland den Krieg. Schon am 16. November erhielt Crowe von Mackay, dem Besitzer der „Illustrated London News“, die aus 6 Zeilen bestehende Frage, ob er sofort als Korrespondent nach dem Kriegsschauplatze abreisen, Skizzen und Briefe senden könne. Reiches Honorar war zugesichert. Eigentlich hatte der berühmte Schriftsteller Thackeray den Posten haben sollen; er lehnte aber ab und lenkte die Aufmerksamkeit Mackays auf Crowe. Unser Freund sagte ohne Murren zu, benutzte den 17. November zu Vorbereitungen, reiste am 18. über Paris nach Wien, vervollständigte hier seine Ausrüstung und war Anfang Dezember in Belgrad. Mit dieser Fahrt begann seine Thätigkeit als Kriegskorrespondent, die ihn nach der Krim und 1859 auch nach Italien geführt hat. Zwischen diesen beiden Reisen liegt noch ein längerer Aufenthalt in Indien — also ein Wanderleben, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Stanleys

bietet; ebenso wie dieser war Crowe auch außerordentlich fix und schnell fertig, aber — und das ist ein wichtiger Unterschied — niemals leichtfertig.

Damals wurden die Kriegskorrespondenten im ganzen zuvorkommender behandelt, wie das aus guten Gründen in neuerer Zeit der Fall gewesen ist. So konnte es denn nicht fehlen, daß der liebenswürdige, gescheite und mit reichen Geldmitteln ausgestattete Berichterstatter der „Illustrated London News“ überall hin gelangte, alles sah, was er sehen wollte und mit interessanten Leuten in Berührung kam. Lord Raglan, Pelissier, Canrobert, Bazaine hat er kennen gelernt und charakterisiert sie in treffender Weise. Auch in die türkische Wirtschaft konnte er bald hineinsehen. Als er 1854 in Konstantinopel war, erhielt er aus London eine Kiste mit 6 Revolvern, die ihm zollfrei ausgeliefert werden mußten, aber vorenthalten wurden, bis er persönlich sein Beglaubigungsschreiben vorzeigte; in Gegenwart des Paschas öffnete er die Kiste und zeigte die Revolver, die letzterer in die Hand nahm und bewunderte. „Plötzlich gab er sie zurück und befahl seinen Leuten, sie einzupacken und auszuliefern. Aufmerksam verfolgte ich das Gebaren der Leute und zählte genau nach, bevor der Deckel zugemacht wurde. Eine Pistole fehlte! „Sind Sie sicher, daß es sechs waren?“ fragte der Pascha. „Es waren sechs“, antwortete ich, „und ich muß die fehlende haben“. Darauf entstand eine Pause. „Hat irgend einer von euch die Pistole genommen?“ fragte der Pascha seine Leute. Keine Antwort. Endlich verlor ich die Geduld, ging an den Divan, auf welchem der Pascha saß, faßte unter das Kissen und sagte: „Ich denke, die Pistole muß hier sein.“ Darauf zog ich sie hervor und hielt sie triumphierend in die Höhe. „Ist es nicht merkwürdig“, sagte ich, „wie die Sachen mitunter verschwinden?“ „Sehr merkwürdig“, pflichtete der Pascha mir bei.

Crowe war durchaus nicht militärisch ausgebildet, aber als praktischer Engländer fand er sich schnell in das Kriegsleben, auch seine Berichte sind ganz sachgemäß. Besonders interessant ist der Teil der Biographie, welcher den Krieg in der Krim und die Belagerung von Sebastopol behandelt. Als Augenzeuge wohnte er der Schlacht von Balaklava bei, eine Bombe krepierte unter seinem Pferde, aber er hielt sich „mannhaft fest, in der einen Hand das Skizzenbuch, in der anderen die Zügel.“ In der großen Schlacht bei Inkerman konnte er die beiden Generäle Lord Raglan und Marschall Canrobert beobachten, und ihm fiel der Unterschied auf zwischen dem ruhigen Aussehen des englischen einarmigen Veteranen mit grauem Haar und schlankem Wuchs und der untersetzten Gestalt Canroberts, „dessen dünnes, langes schwarzes Haar unter dem mit weißer Straußfeder verzierten Dreispitz hervorwehte, und der, während er sprach, einen Cigarrenstummel rauchte oder daran herumkaute.“ Lord Raglan starb übrigens bald nach dem verunglückten Sturm auf den Redan und zwar, wie man allgemein annahm, aus Kummer über die großen Verluste der Engländer. Selbst Canrobert soll später der Königin Victoria gesagt haben: „C'est ce qui a tué le pauvre Milord.“ Über Pelissier, den späteren Oberbefehlshaber der Franzosen, urteilt Crowe hart, aber nicht ungerecht; er bezeichnet ihn als Eisenfresser. „Er war ein starkknochiger Mann mit groben Zügen, von ungeheuerem Umfang und so schwer, daß ihn kein Pferd tragen konnte, der deshalb immer im Lager mit einem Wagen und vier Pferden fuhr. Es gab nichts Komischeres, als diesen Höchstkommandierenden im Galopp über Stock und Stein fahren zu sehen, gefolgt von seinem Stab und sein Eskorte.“ Mit dem Kaiser Napoleon war Pelissier unzufrieden, weil jener sich zu sehr in die Operationen einmischen wollte und fortwährend von Paris nach der Krim telegraphierte; er erzählte, er habe dem Kaiser telegraphiert: „Si vous m'embêtez, je coupe le fil.“ Für einen Engländer zeigt sich Crowe übrigens gerecht den Franzosen gegenüber, er erkennt an, daß vieles, namentlich der Verwaltungsdienst bei letzteren besser eingerichtet gewesen sei, wie bei der englischen Armee; andererseits verschlimmerten jene durch ihr Prahlen die an sich schon vorhandene Mißstimmung zwischen beiden Armeen.

Nach dem Krimkriege folgte wieder für Crowe eine schlimme, stellenlose Zeit, die dann und wann zu dem Lose der Journalisten zu gehören scheint. So gut es ging beschäftigte er sich in London litterarisch, ging aber dann im Frühjahr 1847 nach Indien, wo er eine, allerdings sehr unsichere Aussicht hatte, die Direktorstelle an der von einem

reichen Parsen ins Leben gerufenen Kunstschule zu erhalten. Zunächst wurde aus der Sache nichts und Crowe schrieb in Bombay Berichte über indische Zustände für englische Zeitungen, um sich durchzuschlagen. Diese litterarische Thätigkeit setzte er auch fort, als er thatsächlich die Leitung der Kunstschule erhielt, übernahm sogar das Sekretariat der Handelskammer in Bombay und die Redaktion einer Zeitung — aber er hatte sich überarbeitet, wurde krank und mußte im Mai 1859 nach Europa zurückkehren. — Im ganzen und großen beziehen sich diese indischen Erinnerungen Crowes auf seine persönlichen Erlebnisse; die Beobachtungen, die er über Indien und Inder mitteilt, sind von keiner Bedeutung und bieten nichts neues.

Seine Berichte über den Krimkrieg und aus Indien hatten ihm aber im Verein mit der in ganz Europa bekannt gewordenen Geschichte der Niederländischen Malerei schon einen Namen gemacht, und er war im Juni 1859 kaum in London angelangt, als ihn Hr. Mowbray Morris, der Leiter der „Times" aufforderte, sofort nach der Lombardei zu reisen, um als Berichterstatter der Zeitung im österreichischen Hauptquartier den bisherigen Inhaber dieser Stellung abzulösen. Die Seereise hatte Crowe wieder hergestellt, und er besann sich keinen Augenblick, das Anerbieten anzunehmen. In den ersten Tagen des Mai war er von Bombay abgereist, gute drei Wochen später erreichte er London und am 15. Juni traf er über Wien in Verona ein, wo nach der Niederlage von Magenta am 4. Juni das Hauptquartier des Kaisers von Österreich sich befand — eine ganz hübsche Leistung, die nicht jeder nachmachen würde!

In Verona, wo Crowe als Times-Korrespondent vom Generaladjutant Graf Grünne liebenswürdig aufgenommen wurde, wimmelte es von Soldaten, sogar das Opernhaus war in eine Kaserne verwandelt. Reges Leben herrschte auf dem Markt, die Soldaten kauften Früchte und Gemüse; namentlich in Salatblättern, die in großen Schüsseln aufgetürmt wurden, entwickelte sich ein lebhaftes Geschäft. In allen Sprachen verlangten die Krieger die Zubereitung des Salats. „Die Weiber nahmen nun ihren Mund voll Essig und Öl, mischten die Ingredienzien in ihrem geräumigen Schlund, spuckten den Inhalt über die Blätter, und der so bereitete Salat wurde von ihren hungrigen Kunden mit Appetit gegessen." Die Leute sahen im allgemeinen gesund aus, waren auch trotz des bisherigen Unglücks in guter Stimmung; bei den Offizieren fiel dem an steife englische Sitten gewöhnten Crowe die geradezu brüderliche Anhänglichkeit untereinander und ihre Liebenswürdigkeit Fremden gegenüber auf. Er lernte schnell die Offiziere des Hauptquartiers und die fremdländischen Militär-Attachés kennen, unter anderem auch den preußischen Major von Redern, der, nach Crowes Bericht, von großer schlanker Figur war und dessen etwas steife Ernsthaftigkeit gegen die Manieren der leichtlebigeren Österreicher um ihn herum abstach.

Während sich Crowe über die Verhältnisse des österreichischen Heeres unterrichtete, hatte sich dieses hinter dem Mincio gesammelt und begann unter dem Oberfehl des Kaisers Franz Joseph die durch die Schlacht bei Solferino am 24. Juni unerwartet schnell zu Ende gelangende Offensive gegen die franco-italienische Armee. Als rechter Kriegs-Korrespondent war Crowe vom Morgen bis zum Abend auf den Beinen, bewunderte die Tapferkeit der Österreicher, sah aber auch die ganze erschreckende Verwirrung im österreichischen Armee-Oberkommando, als unverhofft der Angriff der Franzosen die Marschkolonnen der Österreicher aufhielt; der Kaiser selbst, zu spät auf dem Schlachtfelde eingetroffen, irrte stundenlang ohne seinen Generalstab umher, und die kostbare Gelegenheit, die Franzosen zu schlagen, ging vorüber. Dieser lombardische Feldzug hat bekanntlich der preußischen Heeresleitung sehr bestimmte Fingerzeige gegeben, wie man die Österreicher bekämpfen müsse. Bald nach der Schlacht kam es zum Waffenstillstand und Frieden, und Crowe telegraphierte, als letzterer sicher war, die Telegraphenverwaltung aber jede politische Depesche abwies, seinem Freunde Vilmet an der Börse in London: er solle lombardisch-venetianische Eisenbahnaktien kaufen — eine Kriegslist, durch die die Beendigung des Krieges der „Times" und aller Welt schnell bekannt gegeben wurde. Interessant ist die Schilderung der beiden Kaiser am 8. Juli in Villafranca: Kaiser Franz Joseph groß, gerade und schlank gewachsen, mit feiner Nase, blauem Auge und

hellem Schnurrbart, elegant in eine hellblaue Uniform mit Feldmütze gekleidet; Louis Napoleon als Oberstkommandierender in einem blauen Rock mit Fangschnüren, goldgesticktem, hochstehendem Kragen und rotem Kepi, kurz und gedrungen von Gestalt, dick im Gesicht, mit großer Nase, der Mund unter einem breiten, überhängenden Schnurrbart verborgen, mit einem absonderlichen gebückten Gang, der ihm ein sehr ungeschicktes Aussehen gab."

Anfang August 1859 war Crowe wieder in London, wo ihm die Leiter der „Times" ihre volle Zufriedenheit kund gaben, aber zunächst eine annehmbare Stelle in der Redaktion nicht gewähren konnten. So war er auf die unsicheren Einnahmen der Artikelschreiberei für die „Edinburgh-Review" u. s. w. angewiesen, als plötzlich wieder ein Umschlag in seinen Lebensverhältnissen eintrat. Aus dem schon sehr bekannten Kunstschriftsteller und Kriegs-Korrespondenten wurde ein Diplomat.

Den Übergang beschreibt er sehr launig. Einer seiner Bekannten, ein Parlamentarier, Mr. Bernal Osborne drängte ihn, seine Dienste Lord Palmerston oder Lord John Russell für das Auswärtige Amt anzubieten, aber er lehnte den Vorschlag, der ihm absurd erschien, ab. „Schließlich sagte Bernal Osborne: „Sie sind ein größerer Narr, als ich dachte. Thun Sie, was ich sage." Und dabei ergriff er mich am Arm, zog mich an einen Schreibtisch und diktierte mir wahrhaftig einen Brief an Lord Russell," der seine Verhältnisse darlegte und um Verwendung bat. Die Folge des Briefes war, daß einige Wochen später, im September, Lord Russell Crowe nach Deutschland schickte, um über die politischen Zustände an den deutschen Höfen u. s. w. Klarheit zu erlangen und hierüber zu berichten. Die Sendung war schwierig, aber sie wurde zur vollsten Zufriedenheit erledigt.

Von da ab datiert Crowes Bekanntschaft mit Deutschland, zunächst als eine Art Spion, als politischer Agent. Er fing die Sache sehr geschickt an, setzte sich mit Bunsen, Usedom und dem Herzog Ernst von Koburg, dem Schützenherzog, in Verbindung und erfuhr auf diese Weise so ziemlich alles, was er wissen wollte. In dem Abschnitt der Biographie, die sich auf die Kreuz- und Querfahrten bezieht, steht freilich vieles, was dem deutschen, in der vaterländischen Geschichte bewanderten Leser nicht fremd ist. Crowe sieht unsere Zustände im Beginn des 60er Jahrzehnts durch die Brille des Herzogs Ernst und denkt infolge dessen nicht immer gerecht über die „Junker" und die konservative Partei. Immerhin aber bekundet er ein feines Gefühl für die damaligen Regungen der deutschen Volksseele und dies, in Verbindung mit Streiflichtern auf fürstliche und politische Persönlichkeiten, macht auch das Schlußkapitel recht lesenswert. Man bedauert, daß Crowe seine Erinnerungen nicht über das Jahr 1860 hinausgeführt hat. Seine späteren Stellungen als englischer Konsul in Leipzig und Düsseldorf, als Botschaftsattaché in Berlin und Paris, als Teilnehmer an der Donau-, Kongo- und Samoa-Konferenz würden ihm interessanten Stoff in Menge geboten haben, abgesehen von seinem Verkehr mit hervorragenden Männern, wie Freytag, Treitschke u. s. w. und seinen kunstgeschichtlichen Forschungen.

Der englische Journalist, Kunstforscher und Staatsmann, von dem wir hier Abschied nehmen, ist ein Beweis dafür, daß mit Thatkraft und Fleiß sehr viel erreicht werden kann. Max Jordan nennt ihn „einen wahrhaft gebildeten Mann, dem der Humor um Stirn und Lippen spielte, geruhig, fest, in Übereinstimmung mit sich selber; ein klarer Verstand, klug ohne Falsch — a good fellow sagen die Engländer unübersetzbar — in allen Sätteln gerecht und ein zuverlässiger Freund." Durch seine Heirat im Jahre 1861 mit einer Deutschen, Asta von Barby trat er auch dem Familienleben des deutschen Volkes näher und gewann unsere Sitten und unser Wesen lieb. Ein Zug, allerdings ein sehr wichtiger, fehlt in dem Lebensbilde, wie es von Crowe selbst verfaßt ist: wir empfangen nicht die geringste Andeutung über seine persönliche Glaubensstellung, sein Verhältnis zu Gott und dem Heilande. Wir erfahren nichts über seine religiöse Erziehung, über seine Beziehungen zu Geistlichen, über sein Bekenntnis. Aus dem Freundeskreise Crowes in Leipzig, den Jordan in der Einleitung erwähnt, kann man vielleicht schließen, daß er im besten Falle ein sehr frei denkender Protestant gewesen ist, eine Aufklärung hierüber wäre aber doch erforderlich gewesen, und ihr Fehlen ist ein Mangel des sonst anziehenden und lehrreichen Buches, das wir allen unseren Lesern warm empfehlen.



Der alte Schlosser.

Erzählung von **H. von Schreibershofen.**

„Man muß dem alten Manne das Mädchen abnehmen, er kann nicht mehr für sie sorgen, sie ist ihm nur zur Last."

Das war der Beschluß des Frauenvereins, von dem der alte Schlossermeister möglichst bald in Kenntnis gesetzt wurde.

„Überlegt es Euch nur noch einmal, Ihr werdet dann einsehen, wie recht wir haben," sagte eine der Vorstandsdamen freundlich mit einem mitleidsvollen Blick auf den kümmerlichen alten Mann, der sie hinaus begleitete. Erst durch das kleine Haus, dann durch den verwahrlosten Garten, in dem die ungepflegten Obstbäume ihre früchtereichen Zweige tief über die duftende Waldrebenhecke streckten, so daß man kaum die Wildnis von Rosen, Geranien und Levkojen sah, die sich dahinter gebildet hatte.

Der alte Schlossermeister — ja er war Meister, hatte aber schon längst keinen Gesellen mehr gehabt, seit seine Söhne der heimtückischen Krankheit erlegen waren, die nach Ausspruch der Ärzte auch an der Schwester zehrte, nur unter anderer Form. „Wäre sie doch lieber auch gestorben!" sagten mitleidige Nachbarn. Aber der Vater schüttelte den Kopf und sah zärtlich auf das Mädchen, dessen hellblaue Augen mit leerem Blick vor sich hin starrten. Ging er dann hin zu ihr und pochte sie sanft auf die Schulter, so trat ein schwacher Glanz in die Augen und mit einem rauhen Laut, fast wie ein Auflachen rieb sie ihren Kopf an seinem Arm. Wie ein Leuchten flog es allemal dabei über sein Gesicht — sie kannte ihn. Aber auch nur ihn. Nur für ihn hatte sie diese Begrüßung, nur bei seiner liebkosenden Berührung glänzten ihre Augen auf und brach ein kurzer Lichtstrahl durch die Nacht ihres Geistes.

Für dieses arme, unglückliche Kind hatte das Herz des alten Mannes eine heiße, tiefe, erbarmende Liebe, der sonst nichts gleich kam. Aber doch hatten seine Augen bittere Thränen vergossen beim Tode seiner drei hoffnungsvollen Söhne, besonders des jüngsten, der nur langsam hinsiechte und auch selbst die Hoffnung bis zuletzt nicht aufgab. Doch sein Atem ward immer kürzer, die Kirchhofsrosen auf seinen Wangen leuchtender, und eines Morgens lag er tot im Bette.

Das brach der Mutter Herz. Noch ehe der Rasen auf seinem Grabhügel grün war, bettete man sie daneben, und nun blieb der alte Mann allein mit seiner Tochter, seiner Lisel. . .

Sein Geschäft war zurückgegangen. Er war ein geschickter Arbeiter gewesen, aber als das Unglück mit seinen Söhnen anfing, hatte er hin und wieder getrunken. Selten, auch war es nun lange her. Die Nachbarn meinten, die vielen Schicksalsschläge hätten ihn zur Vernunft gebracht, er selbst aber wußte genau, wann er das letzte Mal berauscht nach Haus gekommen war und sich gelobt, es solle nicht wieder geschehen.

Es war im Winter gewesen und er weit über Land, um eine Arbeit zu fertigen, zu der man ihn hinbestellt. Die Kälte war arg und als er ermüdet und frierend heim

gekommen, führte ihn sein Weg an einer Schenke vorüber. Er wollte sich nur ausruhen, aber drinnen war es verlockend warm, gute Kameraden saßen beisammen, man lachte, man erzählte, und aus einem Trunk zur Erwärmung wurden viele.

Wie er sich am letzten Ende nach Hause gefunden, wußte er selbst nicht, aber als er ganz zu sich kam, lag er vor seinem Garten im Schnee und nicht weit von ihm kauerte sein Töchterchen und starrte ihn mit angstvollen Augen an. Er erhob sich mühsam und torkelte schwerfällig auf sie zu mit verglasten Augen und dem heisern Lachen der Trunkenheit. Da stieß sie einen lauten Schrei aus und floh vor ihm, hinaus in den Wald, in den Schnee, in die eisige Kälte. . .

Auf den Schrei kam seine Frau heraus und führte ihn in das Haus, unsanft mit harten Worten.

„Wo ist das Kind geblieben?“ fragte sie nach einiger Zeit. Er deutete mit dem Daumen nach dem Walde, von dem unbestimmten Gefühle durchschauert, er habe etwas Entsetzliches begangen, doch konnte er sich nicht besinnen, was.

Da schüttelte ihn sein Weib und schrie ihn an, was endlich die Dünste des Branntweinrausches vertrieb. Und als er begriffen, daß Lisel weggelaufen war, weggelaufen aus Angst vor ihm, da ließ er sich eiskaltes Wasser über den Kopf gießen und ging dem Kinde nach, so schnell er konnte.

Der Wald war groß, es gab der Wege viele, und in der rasch hereinbrechenden Dämmerung meinte er zahllose Male, sie zu sehen — aber es war immer ein Strauch, eine kleine Tanne oder ein großer Stein, die er für sein Kind gehalten.

Je mehr sich aber sein Kopf dabei aufhellte, um so gräßlicher ward die Vorstellung für ihn, er habe sein kleines Mädchen in den Tod getrieben. Denn mußte es sich nicht verlaufen und bei der Kälte, dem Schnee, dem Winde erfrieren! Weil es sich vor ihm gefürchtet, vor dem Trunkenbolde! . . . Wäre Lisel wie andere Kinder, sie hätte gewußt, es bedeute nichts weiter, Vater habe zu viel getrunken, morgen sei er wieder nüchtern und gut wie immer — aber sie war nicht wie andere Kinder. Sie konnte sich das nicht sagen und fürchtete sich nun vielleicht immer vor ihm. Da fühlte der Mann, wie die Liebe zu dem Kinde, das so gar nicht wie andere war, heiß und brennend in seinem Herzen aufstieg und es mit ganz neuer Gewalt und Innigkeit umfaßte. Als er die Kleine endlich nach langem Umherirren fand, da warf er einen Blick gen Himmel, in dem unsäglicher Dank und ein wortloses Gelübde lagen.

Sie sah ihn, bei dem schwachen Sternenschimmer erkannte sie ihn. Unter niedrigem Tannengebüsch, halb erstarrt, die blauen Augen mit einer Angst erfüllt, die den härtesten Vorwurf für ihn enthielt. Aber sie lebte, sie war da, und Thränen drangen in seine Augen, er wußte kaum, warum. Sie versuchte, weiter zu laufen, aber ihre Brust keuchte, ihr Atem ging schwer und die kleinen Füße wollten sie nicht mehr tragen. Langsam näherte er sich ihr, rief ihr schon von weitem zärtliche Worte zu, um sie zu beruhigen und zum Bleiben zu bewegen. Dann streichelte er sie liebkosend, doch sie zitterte noch, nicht allein vor Kälte, als er sie auf seine Arme nahm. Furchtsam sah sie sich um. „Der andere böse Mann wieder weg?“ stammelte sie leise und schauerte zusammen.

Es gab ihm einen Stich in das Herz. „Der andere böse Mann ist weg und kommt niemals wieder,“ war seine Antwort von einem Aufschluchzen begleitet.

Von da an widerstand er der Versuchung zu trinken. Doch der schwache Verstandesfunken, der das kleine Kindesgehirn bis dahin noch erhellt hatte, war durch den Schrecken, die Angst und die in der Kälte, im Freien verbrachten Stunden getötet. Vorher nur wunderlich, anders wie gewöhnliche Kinder und unfähig zum Lernen, ward sie jetzt vollständig schwachsinnig. Die Ärzte sagten freilich, es würde auch ohne jede äußere Veranlassung so gekommen sein, es sei die längst angebahnte, erwartete Entwickelung, aber er wußte es besser. Und von da an liebte er das Kind, wie nichts anderes auf der Welt. Er kannte nichts Besseres, als sie zu hegen und zu pflegen, mit ihr Hand in Hand herumzugehen und für sie zu sorgen.

Aber jetzt fing er auch an, in seiner Arbeit unzuverlässig zu werden, versprochene Arbeiten liegen zu lassen; seine Kunden mußten oft wochenlang auf eine Kleinigkeit

warten. Zankte man ihn deswegen aus, so sah er still zu Boden und sagte wohl: „Sie haben ganz recht, ich hätte es längst fertig machen sollen, ich will es gleich thun.“ Aber er sagte nicht, daß er bei seiner Arbeit nicht aushielt, weil er es nicht ansehen konnte, wenn sein Kind, sein kleines Mädchen still und traurig in einem Winkel saß. Er brachte es nicht über die Lippen, davon zu sprechen, so wenig wie von den Vorwürfen seiner Frau und ihrer Ungeduld gegen das Kind.

Er mußte alles liegen lassen, er konnte nicht anders, und sich um das Kind bemühen, bis es das rauhe, unmelodische Lachen ertönen ließ, das dem Vaterherzen so lieblich klang.

Auch außerhalb des Hauses hielt er niemals lange bei seiner Arbeit aus. Er wußte, blieb er lange weg, so machte sich Lisel auf und suchte ihn, niemand konnte sie aufhalten. Oft schon hatte er sie bei seiner Rückkehr auf der Straße weit von Haus getroffen. Ja, sie ging in ihrer Unruhe und Sehnsucht wohl bis an den Waldrand, den neue Bauten weit zurück gedrängt hatten. Aus dem frühern stillen Dorfe war ein Vorort der großen Stadt geworden, Villen und große Häuser hatten die Weingärten und den Wald ersetzt.

An alle das dachte der alte Mann, als er im Garten stand und den Damen nachsah, die ihm gesagt, es werde für ihn und seine Tochter besser sein, sich zu trennen. Er konnte das nicht glauben. Wer sollte wohl solche Geduld mit ihr haben, wer verstand ihre unartikulierten Laute so gut, wie ihr Vater, wer lockte den Lichtstrahl in ihr Auge — doch nur er! Und was sollte aus ihm, dem einsamen Manne werden ohne das einzige Wesen, an dem sein Herz hing!

Aber wenn man sie ihm mit Gewalt nahm?

Als er gesagt, er wolle sich nicht von ihr trennen, das Kind sei am besten bei ihm aufgehoben, er wolle es behalten, hatten ihn die Damen bedeutet, er verstehe das nicht. Und eine jüngere etwas streng blickende Frau hatte die Worte fallen lassen: „Man sagt, Ihr tränket. Was soll dann aus dem armen Geschöpfe werden, nun Eure Frau tot ist!“

„Seit Jahren ist kein Tropfen Branntwein über meine Lippen gekommen,“ hatte er demütig geantwortet — denn der Vorwurf war ja gerechtfertigt, er hatte getrunken.

„Dafür wird wohl Eure Frau gesorgt haben — aber jetzt! —“ Und mit einem mitleidigen Blick auf das Mädchen, das mit blumengeschmücktem Strohhute am Fenster saß und den zwitschernden Vögeln draußen zunickte, wiederholte die Dame ihre Aufforderung an ihn, es sich zu überlegen und gutwillig auf den Plan einzugehen, den sie ihm vorgetragen. Den Plan, sich von seinem Kinde zu trennen.

Der alte Schlossermeister neigte seine Stirn und schloß die Augen. Er war alt und schwach — wenn sie recht hätten, er nicht mehr für Lisel sorgen könnte, sie darben, hungern müßte! . . . Nein, sie hatten nicht recht, er konnte noch arbeiten, konnte noch schaffen, was nötig war und wollte es aller Welt beweisen.

Er brachte seine Tochter in den Garten, setzte sie zwischen die Rosen und Geranien, gab ihr ein Stückchen Kuchen und eine Schachtel mit kleinen Kugeln, mit denen sie stundenlang spielen konnte, und machte sich auf, um eine Arbeit zu vollenden, wegen derer man schon mehrfach nach ihm geschickt hatte. Denn manche behielten den alten Schlosser bei, aus Mitleid mit ihm und seinem Kinde.

Es war ein weiter Weg und die Luft heiß. Dennoch ging er schnell und arbeitete hastig, angestrengt, immer von dem Wunsche getrieben, zu beweisen, er könne allein für seine Tochter alles schaffen, bedürfe keiner fremden Hilfe dazu.

Warum beklagten doch alle den Tod seiner Frau immer nur für das Mädchen? Ihm selbst fehlte die Lebensgefährtin, mit der er Jahr für Jahr das Schwere, das ihnen auferlegt worden war, gemeinschaftlich getragen hatte, auf Schritt und Tritt. Ihm fehlte die Alte, die ihm seine Kinder geboren und mit ihm am Grabhügel der Söhne gekniet, ihm fehlte sie, der Tochter nicht, um die sie sich nicht viel gekümmert. Die Frau war von ihm gegangen, sie konnte den Verlust der Söhne nicht überwinden, sie hatte mehr an jenen, als an ihm und der Tochter gehangen — die Tochter hatte immer nur ihn

gehabt und er hatte für sie gearbeitet. Niemals hatte der Mutter Anblick das Licht in ihre Augen gezaubert, mit dem sie ihn stets begrüßt. Nein, man durfte, man sollte sie nicht voneinander reißen! . .

Er schritt rasch aus, um wieder heimzukommen, doch die Hitze hatte ihn ermüdet, er setzte sich einen Augenblick, als er an der Waldschenke vorüber kam, wo Tische und Stühle im Freien standen.

„Glas Bier oder Gläschen Korn?" fragte das bedienende Mädchen geschäftig, und als er sich noch besann, was er antworten sollte, brachte sie ihm schon ein Glas mit Schnaps. „Sie sind so heiß, das kalte Bier möchte Ihnen nicht gut thun," sagte sie freundlich. „Und wenn man fleißig arbeiten will, muß man sich auch etwas gönnen."

Ja, fleißig arbeiten mußte er, um den Leuten zu zeigen, wie gut er für seine Tochter sorgen konnte. Eine Erinnerung, wie ihn früher ein Glas Schnaps oft neu gestärkt und nach beschwerlichem Wege ein wahres Labsal gewesen, tauchte in ihm auf. Er fühlte sich einer Stärkung wohl bedürftig, und während er noch zu überlegen glaubte, ob er es wohl thun solle, streckte sich seine Hand schon mechanisch nach dem Glase aus und hatte er getrunken. . . Ach, das that wirklich gut! Er fühlte sich frischer und kräftiger, als seit langem. . . Er nicht mehr für sein Kind genügen! Er war noch nicht alt und immer gesund gewesen. Woher hatten seine Söhne nur die Krankheit, da er sich in seinen Jahren doch noch so frisch und jung fühlte!

Lächelnd hatte das Mädchen das Glas aufs neue gefüllt und er es wieder ausgetrunken. . .

Ja, wenn die Jungens noch lebten, wie schön könnte das sein! Vielleicht im Kreise von Kindern und Enkeln, die für ihn sorgten, für den alten Mann — — nun war er allein mit der schwachsinnigen Tochter, für die er sorgen mußte — — allein, er und sie! — Ja, sie bedurfte seiner — sie konnte nicht ohne ihn fertig werden — — vielleicht — wartete sie — schon — auf ihn — er wollte, ja natürlich, er mußte nach Hause gehen —

Nun ging er schon. Ein Geldstück hatte er auf den Tisch geworfen, das Mädchen es eingesteckt. Wie viel hatte er denn getrunken? Er wußte es nicht, aber der Schnaps sollte ihm Kräfte geben — und indem er darüber nachdachte, setzte er sich langsam auf einen moosigen Fleck nieder, legte den Kopf gegen einen Baumstamm und schlief ein.

Als er wieder aufwachte, war ihm der Kopf wüste und schwer. Ringsumher alles dunkel, und er konnte sich nicht besinnen, wo er war. Erst die unbequeme Lage, von der ihm die Glieder weh thaten, machte ihm klar, er sei nicht zu Haus, nicht in seinem Bette. Nach und nach wachte auch die Erinnerung auf, und mit einemmale packte ihn die Angst, was Lisel in der langen Zeit ihres Alleinseins wohl angefangen habe.

Er richtete sich auf. Es mußte geregnet haben, er fühlte mit den Händen die Nässe, und in den Kronen der Bäume brauste der Wind. Es dauerte eine Weile, bis er aufrecht stand und sich zurecht gefunden hatte, dann stieß er einen dumpfen Schrei aus. Er hatte getrunken, sein Kind vergessen, sein Gelübde gebrochen. . . Hatten sie nicht recht, daß er nicht mehr im stande war, für seine Tochter zu sorgen? Eine wahnsinnige Furcht, man könne seine lange Abwesenheit bemerkt und dazu benutzt haben, währenddem Lisel wegzunehmen, überfiel ihn. Er wollte laufen, doch er stolperte, die Beine waren ihm so merkwürdig schwer, es ging nur langsam vorwärts. Es war, als habe er kaum noch Gewalt über seine Füße, doch sein eiserner Wille, aus quälendster Besorgnis geboren, half ihm weiter.

Endlich war er am Waldrande, wo eine Bank unter einem Ahornbaume stand. Gleich dahinter breiteten hohe Tannen und mächtige Buchen ihre Zweige aus, davor wogten Kornfelder, und über sie hinweg sah man Häuser und Gärten, hinter denen sich sanfte Bergrücken erhoben. Seitwärts schlug großer Lichtglanz von der Stadt herüber, auch in den Villen leuchtete es hell, doch der Himmel war trübe, dunkle Wolken hingen tief hernieder, weder Mond- noch Sternenschein konnte hindurch dringen. Die Bank stand etwas erhöht, und dem alten Manne fiel ein Stein vom Herzen, als er niemand darauf sitzen sah. Doch beim Näherkommen war ihm, als bewege sich etwas auf der Erde — und

zusammengekauert, durchnäßt, ohne Hut oder Tuch, lag sie da. . . . Sie erhob sich schwankend und stieß den Laut aus, mit dem sie ihn immer begrüßte, aber schwach und heiser. Er griff sie an. Alles an ihr war durch und durch naß. Um sich vor dem Regen zu schützen, war sie unter die Bank gekrochen, doch das Wasser stand darunter, die Latten waren kein Schirm gewesen. Aus ihrem Haar triefte noch der Regen, und er fühlte, wie sie vor Frost zitterte. Wie arg es geregnet, hatte er in seiner Betäubung nicht bemerkt.

Ihre Wangen waren heiß, ihre Hände eiskalt. Ein lähmender Schrecken befiel ihn. Sie konnte nicht gehen und sank in sich zusammen, als er sie hinstellte. Da nahm er sie wie ein kleines Kind auf die Arme und versuchte, sie zu tragen. Anfangs schien es ihm unmöglich, die Kräfte drohten ihn zu verlassen, doch es mußte sein.

Unsicher, wankend, immer wieder stehen bleibend, um sich auszuruhen, kam er langsam mit seiner Bürde weiter. Er fühlte die Schwere der Füße nicht mehr, eine namenlose innere Angst trieb ihn vorwärts. Sie hatte die Hände um seinen Hals gelegt und nach und nach wurden sie warm, ja heiß, ihr Gesicht brannte. Sie fing an, vor sich hin zu summen, rief auch wohl einzelne abgerissene Worte laut in die Nacht hinein. Mit einemmale ward ihm bewußt, wie lange sie nicht ordentlich gesprochen hatte und doch klangen die Worte ganz deutlich.

Sie schien immer schwerer zu werden, der Weg zog sich endlos hin, bis der alte Mann das Haus erreicht hatte und die Gartenpforte aufstieß. Mit keuchender Brust und stoßweisem, pfeifendem Atem ließ er sie endlich auf das Bett fallen und sank erschöpft daneben zu Boden.

Doch noch durfte er sich keine Ruhe gönnen. Er zündete Licht an, zog ihr die nassen Kleider aus, deckte sie sorgsam zu und blieb neben ihr sitzen, um ihr Einschlafen zu bewachen, wie er es seit Jahren gethan.

Aber sie schlief nicht. Sie hielt die blauen Augen offen, sah ihn an, nickte, murmelte allerlei, lachte wohl auch, aber sie schlief nicht. Von Zeit zu Zeit zuckte sie wie in heftigem Schmerz zusammen, doch gleich darauf lag sie wieder ruhig da.

Auf seiner Brust preßte es wie eine schwere, schwere Last. Immer keuchender und mühsamer ging sein Atem, endlich mußte er husten, seine Lippen färbten sich rot, da sank er zurück und das helle frische Blut sickerte langsam über seine Brust.

Als der Morgen kam, war der zum Tode ermattete alte Mann vor Erschöpfung eingeschlafen, seine Tochter aber murmelte und lachte lautlos weiter, bis ihr Atem in immer größeren Zwischenräumen kam und ging, stehen blieb, wieder ging.

Durch die Fenster zog die milde Sommerluft herein, die Vögel zwitscherten und flogen auf das Fensterbrett und Rosenduft erfüllte das Zimmer, in dem ein bunter Schmetterling herum gaukelte.

Plötzlich schlug der alte Mann die Augen auf. Die Sonne schien hell und warm, der Himmel war klar und heiter, und ihm war so wunderbar leicht und frei zu Mute, wie nur in seiner ersten Jugendzeit.

Sein Kind saß aufrecht im Bette. In den blauen Augen leuchtete es, in ihren Zügen arbeitete etwas, er verstand nicht, was das bedeutete, doch sie griff auch mit den Händen um sich, sie röchelte und ihre Brust hob sich wie im Krampf.

Er rief sie an, mit einer ihm selbst fremden, schwachen Stimme. Da wendete sie den Blick auf ihn mit einem Lächeln, wie er es lange, lange Jahre nicht an ihr gesehen, ein wunderbarer Glanz flog über ihr Antlitz. „Vater!“ klang es ganz leise mit unbeschreiblicher Innigkeit von ihren Lippen — dann stand ihr Atem still.

Als die Nachbarn gegen abend nach dem alten Schlosser sahen, weil ihnen die Stille im Hause unheimlich wurde, saß er bewegungslos neben seinem toten Kinde. Sprechen konnte er nicht mehr, aber still und ruhig war es in ihm. Jetzt konnte sie niemand mehr trennen, sie gehörten nun für immer zusammen, er und Lisel, deren letztes Wort ihm gegolten hatte.

Die Vögel zwitscherten, die Rosen dufteten, die Schmetterlinge zogen durch das Haus, als man Vater und Kind hinaustrug auf den Friedhof, wo sie in einem Grabe ruhen sollten.

Es war so am besten.



Naemi und Ruth.

Sie stehen still! — Der Himmel glänzt so blau, —
Im Sonnenschimmer Bethleh'ms Mauern ragen,
Dort hängt so müd der Blick der alten Frau,
Und spricht von heißem Sehnen, — tiefem Zagen. —
Die rote Lilie wiegt ihr Haupt im Grund, —
Wie Harzduft kommt's vom Walde hergezogen:
O Heimatluft, — du machst das Herz gesund, —
Hier ruht es aus nach wilder Stürme Wogen.

Ob arm auch, — reich in Liebe zog sie aus
Dereinst, daß Hülfe ihr in Moab werde, —
Und kehrt nun, ach, so doppelt arm nach Haus,
Denn die sie liebte, ruhn in fremder Erde.
Es bebt ihr Mund: Nennt Mara, die zurück
Zur Heimat schleppt die morschgewordnen Glieder.
Gott hat erniedrigt, — die einst saß im Glück, —
Der nackte Vogel klagt um sein Gefieder.

Was weinst du, Kind, — und fassest mein Gewand, —
Was zogst du fort mit mir und meinen Klagen? —
Schwer ruht auf meinem Haupt Jehovas Hand, —
Was sollst du fürder meine Trauer tragen? —
Gleich Arpa geh zu deinem Volk zurück,
Und Eure Liebe möge Gott Euch lohnen, —
Ich kann es nicht! Im Elternhaus soll Glück,
Soll reicher Frieden immer bei Euch wohnen.

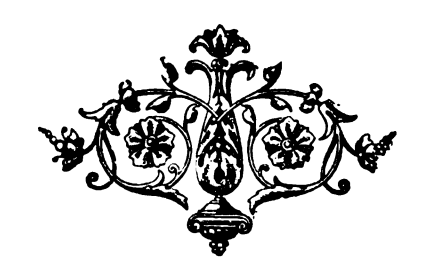
Sie spricht's. — Den Blick erhebt das junge Weib,
Draus bricht die Liebe wie ein voller Bronnen.
Schmückt auch nur Linnen schlicht den jungen Leib,
Doch ist sie schön im hellen Licht der Sonnen.
Das Haupt, das nun der Witwenschleier hüllt,
Hat Treue, wie mit güldnem Reif umzogen,
Die Demut, die ihr reines Herz erfüllt,
Umstrahlt sie, wie ein lichter Friedensbogen:

„Wo du hingehst, — da will auch ich hingehn, —
Und wo du bleibst, — da will ich mit dir bleiben, —
In deinem Volk will ich mein Volk nun sehn, —
Von deinem Gott soll keine Macht mich treiben, —

Will sterben, wo du sterben wirst und ruhn, —
Will neben dir dereinst begraben werden, —
Der Herr soll mir nach meinen Werken thun; —
Der Tod nur soll uns scheiden hier auf Erden."
— — — — — — — — — —

Leis wogt das Korn in weicher Sommerluft, —
Wie Gold die schweren Ähren niederhangen, —
Im nahen Cedernwald der Kuckuck ruft, —
Wie Thränen netzt's der Greisin welke Wangen.
Und eng verschlungen Hand in Hand sie gehn, —
Schon schreiten sie durch Bethleh'ms Mauerpforte,
Derweil das Moabiterkind umwehn,
Wie Blüten licht — Naemis Segensworte!

Elisabeth Rohn.





Monatsschau.

Politik.

Die Wochen, denen unser diesmaliger Bericht gilt, sind recht lebhaft geworden, sowohl auf dem Gebiete parlamentarischer Thätigkeit, wie auf dem der auswärtigen Politik. Unterbrochen wurde die Arbeit durch zwei Festtage: den Geburtstag Sr. Majestät des Kaisers, den das ganze Volk in gewohnter Weise feierte; im engeren Kreise dann vor wenigen Tagen die goldene Hochzeit des Reichskanzlers und seiner Gemahlin, eine Feier, an der sich unser Kaiserpaar persönlich beteiligte, zu der aber auch die meisten deutschen Fürsten, auch Fürst Bismarck, ihre Glückwünsche sandten.

Von den parlamentarischen Arbeiten interessieren uns zunächst die des Reichstages. Es ist wacker gearbeitet, aber noch viel mehr geredet worden, viel mehr als zum Nutzen des Vaterlandes nötig war — wir erinnern nur an die dreitägige Debatte über den Postetat, an die Verhandlung über den Prozeß Tausch und an die Behandlung des Militäretats. Dem Staatssekretär von Stephan ist es immer sehr unangenehm, wenn der Reichstag sich mit seinem Ressort beschäftigt; nach allen den großen Verdiensten, die er unleugbar sich erworben hat, ist so etwas von Unfehlbarkeitsanwandlungen über ihn gekommen; er wird daher nicht mehr gewahr, daß die Entwickelung unseres Postwesens in eine Art Stillstand geraten ist. Das ist aber gefährlich bei dem ununterbrochenen Fortschreiten des Weltverkehrs. Deshalb kann auch vom rein praktischen Standpunkt aus jede Anregung des Reichstages, die in dieser Richtung förderlich zu wirken geeignet ist, nur dankbar begrüßt werden. Der 5. Februar zerrte den Tauschprozeß nun auch vor die Schranken des Reichstages. Uns dünkt, Herr von Marschall wird es der freisinnigen Partei nicht besonders Dank wissen, daß sie zu abermaligen Erklärungen ihn veranlaßt hat. Wir geben ohne weiteres zu, daß der Herr Staatssekretär auch an dem Tage wieder große Gewandtheit bekundet hat; andererseits möchten wir nun aber die Sache bis zur gerichtlichen Hauptverhandlung ruhen wissen. Daß bei der Beratung des Militäretats Herr Bebel wieder die alten Register über Soldatenmißhandlungen und Selbstmorde und dergl. mehr ziehen würde, das war ja so sicher vorauszusehen wie nur etwas. Bebel wird aber auch darin von Jahr zu Jahr schwächer, und das Interesse des Hauses an seinen Lamentationen immer geringer. Selbstverständlich ließen ihm der Kriegsminister und der Graf von Roon die gebührende Abfertigung in vollkommenster Weise zu teil werden. Die freisinnige Partei hat auch in diesem Jahre den Antrag auf Bewilligung von Diäten an die Mitglieder des Reichstages wieder eingebracht, offenbar im Hinblick auf die im nächsten Jahre stattfindenden Wahlen. Ihre bisherigen vorbereitenden Schritte hatten allerdings nur einen allgemeinen Heiterkeitserfolg zu verzeichnen: Richter und Rickert als Heerführer zweier Parteien des deutschen Reichstages verhandeln über wichtige Parteifragen und die Möglichkeit einer engen Verbindung in offenen Briefen. Aber der spröde Richter weist Rickerts Liebeswerben unsanft ab; und

Danzigs Ehrenbürger seufzt unter dem Korb und dem Spotte der Leute über die böse Welt. Da ist's doch gut, daß Ahlwardt aus Amerika heimkehrt und mit seiner Begrüßung des Präsidenten auch Rickerts gepreßte Brust in die allgemeine Heiterkeit hineinzieht! Auch die konservative Fraktion des Reichstages hat ein Ereignis aus der letzten Zeit zu verzeichnen: Freiherr von Manteuffel ist von der Leitung zurückgetreten und hat sie an Herrn von Levetzow übergeben. In vollem Glanze hat sich bei dieser Gelegenheit einmal wieder das Streben der gesamten nichtkonservativen Presse gezeigt, uns unter allen Umständen etwas am Zeuge zu flicken. Wer sich vergegenwärtigt, daß Freiherr von Manteuffel im vorigen Jahre sein Landratsamt mit dem viel arbeitsreicheren des Landesdirektors der Provinz Brandenburg vertauscht hat und daß er außerdem noch erster Vizepräsident des Herrenhauses ist, der muß es nur natürlich finden, daß er bei seiner bedeutenden Arbeitslast die Leitung seiner Fraktion im Reichstage nicht nur nebenher führen, sondern sie lieber in den Händen eines erfahrenen Freundes sehen will, der ihr mehr Zeit widmen kann. Gegen so einfache Thatsachen verschließen aber die Gegner die Augen und behaupten: die Sache liegt tiefer! Habeant sibi!

Im preußischen Abgeordnetenhause spielt gleichfalls die Etatsberatung noch die Hauptrolle. Die zweite Lesung zieht sich aber so lange hin, daß es schon fraglich wird, ob das Herrenhaus im stande sein wird, das Etatsgesetz noch vor dem 31. März zu erledigen. Von großer Bedeutung und hohem Interesse war im Abgeordnetenhause die Verhandlung über den Antrag Ring betr. die Viehseuchengefahr. Der Antragsteller rückte dem Minister Frhrn. von Hammerstein mit solcher erdrückenden Fülle statistischen Materials zu Leibe über den Import fremden und den Export deutschen Viehs von und nach den einzelnen Ländern; und der Abg. Graf Kanitz entwickelte so klar die Behandlung der Verträge seitens der anderen Staaten zu unserem Nachteil, daß der Minister im ganzen nur wiederholen konnte, was er im Reichstage schon gesagt hatte. Niemand aber, der die Sache ohne Voreingenommenheit prüft, kann sich verhehlen, daß dem deutschen Auftreten den Nachbarn gegenüber in viel zu hohem Grade Energie mangelt: jene berücksichtigen weit mehr die eigenen Verhältnisse als wir! — Die am Schluß unseres letzten Berichtes kurz berührte Poleninterpellation des Herrn von Czarlinsky hat den heißblütigen Herren keine Lorbeeren eingetragen. Mit wirklich imponierender Ruhe und Deutlichkeit wies der Minister des Innern die undeutschen Ansprüche zurück, und alles polnische Zetern über angebliche Übergriffe der sog. Hakatisten (nach den Namen der drei größten Grundbesitzer in Preußisch-Polen Hansemann, Könnemann und Tiedemann von den Polen erfundener Spottname für Deutsche) konnte daran nichts ändern. Aus dem Herrenhause erwähnen wir als wichtigstes Ergebnis, daß das Lehrerbesoldungsgesetz trotz dem Widerspruch der großstädtischen Bürgermeister nun endlich unter Dach gebracht ist. Auch die Margarinefrage wurde hier besprochen und gab dem Landwirtschaftsminister Gelegenheit, die Durchführbarkeit des Verkaufs von Butter und Margarine in getrennten Räumen zuzugeben, wenigstens in Städten von über 5000 Einwohnern, das Färbeverbot aber abzuweisen. Die Sache ist damit natürlich nicht zu Ende, sondern wird im Reichstage bald und so lange wieder erscheinen, bis die Wünsche der Landwirte nach Möglichkeit erfüllt sind. Die Zusammenfassung und Vertretung dieses Standes, der 184000 Mitglieder zählende „Bund der Landwirte", hat in der hinter uns liegenden Landwirtschaftswoche klar und deutlich den Liberalen gezeigt, daß er nicht tot ist, sondern mit Geschick und Thatkraft seinen Zielen nachgeht — der Erfolg darf und kann ihm nicht fehlen.

Ehe wir uns der auswärtigen Politik zuwenden, sei noch weniger bemerkenswerten Ereignisse aus der Heimat gedacht. Unter den Auszeichnungen, die der Kaiser bei Gelegenheit seines Geburtstages verliehen hat, ist die bemerkenswerteste die Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler an den Finanzminister Miquel. Auch wir haben diese wohlverdiente Anerkennung mit Genugthuung begrüßt. Am 30. Januar wohnte der Kaiser in Kiel der Taufe des jüngsten Sohnes seines Bruders, des Prinzen Heinrich bei. Tags darauf empfing er dort den Grafen Murawjew, der am 30. schon mit dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen in Berlin zusammengewesen

war. Graf Murawjew kehrte dann von Kiel über Berlin nach St. Petersburg zurück. Eine seltene militärische Feier fand am 4. Februar in Berlin statt: die Verleihung von Fahnenbändern an die Bataillone des Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1, die der Kaiser von Rußland als Chef des Regiments diesem gestiftet und durch einen besonderen Abgesandten hatte nach Berlin bringen lassen. Selbstverständlich wohnte der Kaiser dieser Feier bei. In Dessau — das mag die Reihe der Festlichkeiten schließen — wurde am 25. Januar die Hochzeit der jüngsten Tochter des herzoglichen Paares, der Prinzessin Alexandra mit dem Prinzen Sizzo von Schwarzburg gefeiert. —

Das Ausland sieht zum Teil recht friedlich aus: Italien freut sich, daß die Derwische des Mahdi in der Nacht vom 25. zum 26. Januar den Rückzug ins Innere angetreten haben; Frankreich freut sich, daß die Deputiertenkammer endlich mit der Beratung der Zuckersteuervorlage fertig geworden ist; Spanien freut sich, daß die Regierung am 3. Februar das Reformprojekt für Kuba veröffentlicht und daß es die Königin-Regentin am andern Tage unterzeichnet hat; die Schweiz freut sich, daß sie nun in wenigen Tagen die Unruhe überstanden haben wird, die die Volksabstimmung über die Bundesbank mit sich bringt; Belgien freut sich, daß der König unlängst in Schloß Laeken die 30000 Mitglieder der Kriegervereine betreffs der Heeresreform so freundlich empfangen hat, und nicht minder über den neuesten sehr günstigen Jahresbericht aus dem Kongostaate.

Aber alle diese Freude hat nur partikularen Charakter; ihr ungetrübter Genuß wird durch zwei europäische Vulkane gefährdet, die in enger Verbindung miteinander stehen. Diese Vulkane heißen England und Orient. Englands unruhige Politik macht sich überall fühlbar. Nehmen wir zuerst das uns ferner liegende Gebiet. Cecil Rhodes weilt bekanntlich in London wegen nochmaliger Untersuchung der Jamesonschen Expedition. Es war von vornherein klar, daß diese von Chamberlain selbst beantragte erneute Untersuchung nur auf eine frivole Komödie herauslaufen würde; wurde doch vorbeugend erklärt, wenn die Untersuchung mit einem Tadel gegen den hoch verdienten Cecil Rhodes endigte, so würde das den Verlust des britischen Prestige in Afrika bedeuten. Da kann man sich denn nicht wundern über das freimütige Geständnis von Mr. Rhodes vom 16. Februar: er habe gefühlt, daß die dauernd unfreundliche Haltung Transvaals gegenüber der Kapkolonie ein großes Hindernis sei für ein gemeinsames Handeln der südafrikanischen Staaten, deshalb habe er die Bewegung der Uitländers in Transvaal mit seinem Gelde und seinem Einflusse unterstützt. Und die Truppe Jamesons habe er an der Grenze von Transvaal aufgestellt und habe ein Vorgehen für gewisse Eventualitäten vorbereitet. Also doch! Das ergiebt sich überhaupt klar sowohl aus Mr. Chamberlains großer Rede im Unterhause, wie aus den folgenden Verhandlungen, daß man, soweit es sich nur mit einem S c h e i n des Rechtes decken läßt, gegen Transvaal rücksichtslos zu verfahren und besonders die maßlosen Ansprüche der fluktuierenden Uitländerbevölkerung gegen die seßhaften Boeren nachdrücklich unterstützen will. Deshalb auch die höhnische Behandlung der Schadenersatzansprüche, die die Transvaalregierung gestellt hat. Nicht einmal der Kolonialminister scheut sich, die Höhe des sog. moralischen Entschädigungsanspruches vor der Kammer und unter deren großem Gelächter bis auf Schilling und Penny vorzurechnen — eine würdige Großmacht.

Das englische Verhalten auf dem Kontinent ist aber nicht besser, nur vorsichtiger. Die neusten Vorgänge in Griechenland sind bekannt. Wir äußerten schon in unserem Bericht im Januarheft, daß Engländer den Griechen das gefährliche Spielzeug von Waffen und Munition in die Hand gegeben haben. Heute wagt daran kaum noch jemand zu zweifeln. Freilich wird ja noch immer die Einmütigkeit der Mächte betont; aber Botschaft und Glaube daran sind zwei verschiedene Dinge. Wenn die Einmütigkeit vorhanden ist, dann müssen wir bessere Beweise dafür erhalten, als uns bisher geliefert worden sind. Der König von Griechenland mag ja durch mißliche innere Verhältnisse seines Landes sich genötigt gesehen haben zu einem verwegenen Beginnen. Er mag dabei auf die Nachsicht der ihm durch Familienbeziehungen nahe verwandten Höfe von St. Petersburg, Berlin und London gerechnet haben. Unser Kaiser war der erste, der diese

Erwartungen für seine Person ohne Säumen gründlich zu nichte machte; wie es scheint, hat er im Einvernehmen mit dem Zaren gehandelt. Aber sobald er mit positiven Vorschlägen für die zunächst zu ergreifenden Maßnahmen hervortrat, besonders mit dem, gemeinsam den Piräus zu blockieren, da stimmte wohl Rußland zu und Österreich — England erbat sich Bedenkzeit und sagte dann „Nein." „Die britische Regierung hegt den Wunsch, Griechenland zu bewegen, von seinen Plänen in Kreta abzustehen, ohne daß ein übermäßiger Zwang ausgeübt werde." So Reuters Bureau und echte englische Politik. England sucht auch hier wieder im Trüben zu fischen. Wir glauben, die Opposition im Unterhause scheut sich nicht davor, jetzt die ganze orientalische Frage aufgerollt zu sehen; die Finger wird man sich nicht naßmachen dabei, aber einen schwungvollen Munitions- und Waffenhandel treiben. In mancher englischen Brust regt sich sogar die Hoffnung, Kreta gleich Cypern in britischen Besitz nehmen zu können.

Alles in allem läßt sich noch gar nicht erkennen, welchen Verlauf die Dinge nehmen werden. Eine erfreuliche Erscheinung ist das Zusammengehen Deutschlands und Österreichs, wie es scheint auch Rußlands. Dieser Umstand, dazu die Entschlossenheit unseres Kaisers, den Frieden zu wahren, und die Besonnenheit unseres Reichskanzlers lassen uns die Hoffnung noch nicht ganz aufgeben, daß der europäische Friede erhalten bleibt. Im Reichstage sagte der Staatssekretär von Marschall am 22. Februar bei Gelegenheit der Beratung des Etats des Ausw. Amts mit Recht, das Vorgehen Griechenlands sei völkerrechtswidrig. Aber es läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß dieses Vorgehen durch die wie ein Alp auf Europa lastende Herrschaft der Türken hervorgerufen ist. Ein Staat, in dem die armenischen Greuel möglich gewesen sind, verdient unsere Sympathie und Unterstützung jedenfalls noch viel weniger, wie Griechenland, mag dieses auch in unverantwortlicher Weise seine Gläubiger betrogen und dadurch jeden Philhellenismus unmöglich gemacht haben. Von Tag zu Tag vergrößert sich aber die Gefahr für den Weltfrieden, weil die Aufregung auf der Balkanhalbinsel, namentlich in Macedonien, zunimmt, und wir müssen darauf gefaßt sein, daß Zwischenfälle die Lage verschlimmern. Die öffentliche Meinung in Deutschland wünscht gewiß keinen Weltkrieg, aber sie hofft, daß Kreta nicht wieder unter die Herrschaft der Türken gebracht wird.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Als die griechische Einmischung auf Kreta am 10. Februar erfolgte, da versammelten sich englische, französische, russische, italienische und österreichische Kriegsschiffe an Kretas Küsten — Deutschland fehlte; erst am 15. Februar verließ die „Kaiserin Augusta" Malta. Das war tief beschämend für jeden Deutschen. Die Regierung und die Verwaltung unserer Marine trifft keine Schuld — es fehlt an Schiffen. Sollte der Reichstag daraus nicht endlich eine Lehre ziehen? oder stehen dem deutschen Reichstage philiströse Parteiprinzipien höher, als Deutschlands Ansehen im Rate der Völker? Der Kreuzer ist mittlerweile vor Kanea angelangt und hat sich gleich nach Eintreffen am Nachmittage des 21. Februar am Bombardement auf die gegen diesen Platz vorgehenden Insurgenten beteiligt — aber die Rolle, die dieses eine Schiff gegenüber der Menge englischer, russischer und französischer Schiffe in den kretischen Gewässern spielt, kann keine glänzende Vertretung des Reiches genannt werden.

23. Februar 1897.

Sozialpolitik.

Wenn ich, nachdem ich im Januar- und Februarheft meinen Standpunkt im allgemeinen dargelegt habe, jetzt zum erstenmale eine „Monatsrundschau" unter der Überschrift Sozialpolitik schreibe, so merke ich, wie schwer es gerade auf diesem Gebiet ist, den überreichlich vorhandenen Stoff in den zu Gebote stehenden Raum zusammenzudrängen, ich bitte die Leser daher, diesem Umstande Rücksicht zu tragen und Nachsicht zu üben.

Der Hamburger Hafenarbeiterstreik ist beendigt; ein wirklich gerechtes Urteil über ihn zu fällen ist für denjenigen, der nicht an Ort und Stelle lebt, sehr schwer, und auch in Hamburg selbst sind die Meinungen geteilt. Die Hauptursache zum Streik liegt auch hier wieder in dem Mangel einer unmittelbaren Verbindung zwischen Arbeitgebern und -nehmern. In der Konfektionsbranche ist es der Zwischenmeister, bei den Hafenarbeiten der Stauer, der diese Verbindung hindert. Er wagt nicht sein Geld wie der Rheder, nicht seine Knochen wie der Arbeiter, er schließt nur mit beiden ab und zwar möglichst hoch mit dem ersteren, möglichst niedrig mit dem letzteren. Je besser ihm das gelingt, desto besser ist sein Gewinn, der mitunter 20—30000 Mk. im Jahre betragen soll. Selbstverständlich ist er ein Gegner jedweder Lohnverbesserung, Arbeitsverkürzung, Wohlfahrtseinrichtung, denn alle derartigen Dinge schmälern seine Einnahme. Hätten Rheder und Arbeiter von Mund zu Mund miteinander verhandeln können, so wären manche Übelstände leicht beseitigt worden, und käme nur die Hälfte des Geldes, welches die Stauer verdienen, den Arbeitern zu gute, so würden viele Beschwerden beseitigt, und die Rheder machten noch einen Profit. Hier walten Mißverhältnisse ob, deren Abstellung dringend erforderlich ist. Der Arbeitgeber, mag er Rheder, Kaufmann oder Gutsbesitzer sein, soll im Arbeitnehmer den Menschen sehen, nicht bloß die mechanische Kraft. Er soll berücksichtigen, daß der Arbeiter eine unsterbliche Seele und neben derjenigen, seine Familie zu ernähren, noch weit größere und höhere Pflichten den Seinigen gegenüber zu erfüllen hat. Der selige L. von Gerlach setzte einmal seinem Inspektor auseinander, daß Güter durchaus nicht den Hauptzweck hätten, Einnahmen zu bringen, sondern daß die Pflichterfüllung gegen die Gutsarbeiter wichtiger wäre. Das ist echt christlich-menschliche Gesinnung, die in allen Verhältnissen zwischen Arbeitgebern und -nehmern vorherschen muß.

Auf der anderen Seite ist aber auch das Vorgehen der Hamburger Hafenarbeiter in keiner Weise zu entschuldigen. Leute, die 15 Jahre und länger auf derselben Arbeitsstelle thätig gewesen waren, keine Klage erhoben, keine Forderung irgend welcher Art gestellt hatten, blieben plötzlich mit allen übrigen von der Arbeit fort, weil sie der sozialdemokratischen Parole folgten. Nun sind in Hamburg die Gegensätze gegen die Sozialdemokratie besonders scharf zugespitzt. Deutschlands größte Seehandelsstadt wird im Reichstag nur durch sozialdemokratische Abgeordnete vertreten, — darunter leiden große und wichtige Verkehrsinteressen, und selbstverständlich sind die Rheder hierüber erbittert. Nun kommen namens der Arbeiter die sozialdemokratischen Führer und wollen in ihren Geschäftsbetrieb hineinreden u. s. w.; war es ihnen da zu verdenken, wenn sie jedwede Verhandlung ablehnten? Menschlich gedacht — nein; aber christlich gedacht hätten sie besser einen freundlichen Ausgleich gesucht, namentlich zuletzt, wo die Arbeiter wohl auf jeden Vergleich eingegangen wären, um einen ehrenvollen Rückzug zu gewinnen. — Wenn ein Streit mit der gänzlichen Niederlage des einen Teiles endigt, so ist das immer böse, denn dann bleibt eine Erbitterung zurück, die auf lange Jahre hinaus den Abschluß eines wirklichen Friedens verhindert.

Die Arbeitgeber haben während des Streikes erklärt, sie würden, sobald die Arbeit bedingungslos wieder aufgenommen würde, ernstlich ans Werk gehen, um die Mißstände, über welche die Arbeiter klagten, zu prüfen und, soweit die Klagen berechtigt erschienen, zu beseitigen. Stellen sie jetzt die Mißstände ab — und wie wir zu unserer Freude aus den Zeitungen ersehen, ist ja bereits damit begonnen — heben sie vor allen Dingen die Einrichtung der Zwischenstellen auf, richten sie ihrerseits Arbeitsvermittelungsstellen ein, welche ohne Profit, höchstens unter Abzug der baren Auslagen, die Anwerbung der Arbeiter besorgen, so kann die Lehre, welche die Arbeiterschaft aus dem unter sozialdemokratischer Führung mißlungenen Streik entnehmen muß, für ganz Deutschland von großem Nutzen sein.

Das zweite wichtige Ereignis in den vergangenen Wochen war die Verhandlung des Prozesses Witte-Stöcker in der Berufungsinstanz. Stöcker ist von der Anklage der wissentlichen Verleumdung freigesprochen; trotzdem ist aber die von dem Schöffengericht gegen ihn erkannte Geldstrafe von 600 Mk. nur um 100 Mk. ermäßigt worden, weil der 2. Richter ihn wegen Beihülfe in Betreff eines Artikels, den der Redakteur von

Gerlach s. Z. im „Volk" geschrieben hatte, zu 200 Mk. verurteilt hat. Wer selbst Jurist ist, wird ja schwer über eine richterliche Entscheidung ein Urteil fällen, wenn er den Verhandlungen nicht beigewohnt und die Akten nicht eingesehen hat, aber nach den Zeitungsberichten ist gerade dem Juristen diese Bestrafung rein unerklärlich. Der § 49 des Reichsstrafgesetzbuches bestimmt:

Als Gehülfe wird bestraft, wer den Thäter zur Begehung des Verbrechens oder Vergehens durch Rat oder That wissentlich Hilfe geleistet hat.

Nun hat v. Gerlach ausgesagt, daß er zu Stöcker gekommen sei, um ihn über die Aufnahme eines eingesandten Artikels im „Volk" zu befragen. Stöcker war beschäftigt und sagte ihm, er möchte den Artikel aufnehmen, aber gleich die entsprechende Berichtigung hinzufügen. In seinem Pulte im Abgeordnetenhause läge entsprechendes Material, das möchte sich v. Gerlach holen. Zu diesem Zwecke händigt ihm Stöcker den Pultschlüssel aus. v. Gerlach holt sich das Material und schreibt einen Artikel. Dieser Artikel ist beleidigend. Inwiefern ist nun aber Stöcker der Gehülfe bei dem Vergehen der Beleidigung? Wenn ich jemand Material gebe zur Information über eine Sache, und er benutzt das Material dazu, einen Zeitungsartikel zu schreiben, so braucht der Inhalt des letzteren in keiner Weise beleidigend zu sein. Es können einfach Thatsachen mitgeteilt werden, diese Mitteilung kann sogar so erfolgen, daß die Thatsachen nicht als solche hingestellt werden, sondern nur als Angabe, Gerücht u. s. w. Es kommt somit alles auf die Form der Darstellung an und vor allem auf die Folgerungen, welche der Verfasser an letzere knüpft. Demnach konnte Gerlach auf Grund des Materials einen beleidigenden, aber auch einen nicht beleidigenden Artikel schreiben. Ob er das that oder nicht, darauf hat Stöcker, der sich darauf beschränkte, ihm den Schlüssel zu geben, nach Gerlach's eidlichem Zeugnis keine Einwirkung gehabt. Wie der 2. Richter in diesem Thatbestand eine Beihülfe finden konnte, davon kann man sich absolut kein Bild machen.

Ebenso ist Stöcker der Schutz des § 193 versagt, also nicht anerkannt worden, daß seine Äußerungen zur Wahrnehmung berechtigter Interessen geschehen seien, dagegen ist Witte dieser Schutz zugebilligt. Auch hierzu fehlt, wenn man Klage und Widerklage miteinander vergleicht, der Schlüssel. Stöcker's Wahrheitsliebe, ja seine Wahrhaftigkeit vor Gericht ist Jahre hindurch angegriffen worden, somit seine persönliche Ehre als Mensch, als Christ, als Geistlicher. Welches Interesse ist wohl berechtigter, als sich gegen solche Angriffe zu verteidigen? Im übrigen giebt die Behandlung dieser Sache seitens der Presse ein recht deutliches Bild davon, mit wie ungleichem Maß die sogenannte öffentliche Meinung mißt. Um das recht klar zu zu stellen, erinnern wir an die Angelegenheit mit dem Kapitän Dreyfuß in Frankreich. Neuerdings hat man unter dem Beifall eines großen Teiles unserer deutsch-liberalen Presse nachzuweisen versucht, daß Dreyfuß unschuldig verurteilt sei und die Gutachten der Schreib-Sachverständigen angegriffen. Und doch haben letztere den Brief, welcher Dreyfuß belastete, in den Händen gehabt, mit der Lupe untersucht u. s. w., während im Stöckerschen Falle der angebliche Brief der einzigen Zeugin, die ihn überhaupt gesehen und als von Stöcker herrührend erkannt haben will, nur aus einiger Entfernung hingehalten worden ist. Von dem 2. Zeugen, der behauptet, den Brief erhalten zu haben, dem Schneider Grünberg, sagte Wittes Anwalt selbst in der Verhandlung, es wäre mit ihm kein Staat zu machen. Er hat sich schwer kompromittiert, so schwer, daß man erwartete, die Untersuchung wegen Meineides würde gegen ihn eingeleitet werden. Auch ist er wegen falscher Anschuldigung vorbestraft. Nun sprechen aber außerdem noch sehr gewichtige Momente dafür, daß der angebliche Brief von Grünberg erfunden ist. Er soll am 19. August geschrieben sein und die Aufforderung enthalten, gegen eine Wahl zu wirken, die am 30. Juli stattgefunden hat. Das ist an und für sich ein Widerspruch, wie er nicht krasser sein kann, und der Einwand, Stöcker hätte den 19. Juli schreiben wollen und statt dessen den 19. August hingesetzt, doch zu hinfällig. Wie soll ein Mann, der wie Stöcker zahllose Briefe schreibt, in der Mitte des Monats dazu kommen? Ferner enthält die „Abschrift" Grünbergs Fehler in der Schreibweise, deren sich Stöcker niemals schuldig machen konnte. Dadurch wird die Unechtheit doch zur Evidenz klar gestellt. Wer auch sonst noch so

falsch schreibt, wird nicht unrichtig abschreiben. Grünberg behauptet, er hätte den Brief aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Dann ist es doch aber keine Abschrift, und welchen Wert kann eine solche Niederschrift aus dem Gedächtnis überhaupt für eine gerichtliche Verhandlung haben? Aber was hilft das alles. Dreyfuß hat die Sympathie einer Presse, die Stöcker haßt wie keinen anderen deutschen Mann, und diesen Gefühlen entsprechend ihr Urteil fällt. Wann werden wir endlich lernen, auch gegen den Gegner gerecht werden?

Stöcker hat sich von der konservativen Partei getrennt, und die Wege, die er eingeschlagen hat, sind vielfach nicht die unsrigen. Wir dürfen aber niemals vergessen, welche großen Verdienste er um unsere Sache gehabt, wie er ihr alle seine Gaben, seine ganze Kraft gewidmet, wie er mehr gearbeitet hat als alle übrigen, wenn er Beleidigungen, Verleumdungen und Verfolgungen ausgesetzt gewesen ist, wie kein anderer, und deshalb haben wir die Pflicht, ihm treu zur Seite zu stehen, auch wenn er nicht mehr zu den unsrigen zählt. Tief bedauerlich bleibt der ganze Streit als ein solcher zwischen zwei positiv gesinnten Geistlichen, welche einem Herrn und Heiland dienen.

Das führt uns zu einer Betrachtung allgemeiner Natur.

Geistliche können sich Gott sei Dank nicht duellieren; aber ist nun wirklich der Austrag eines solchen Streites vor den Gerichten ein erfreuliches Schauspiel, erfüllt er irgendwie den Zweck, die verletzte Ehre wieder herzustellen, zerrt er nicht Personen und Privatverhältnisse in ungehöriger Weise vor die Öffentlichkeit? Warum führt man nicht zum Austrage von Beleidigungsstreitigkeiten Standesgerichte ein? Wenn Stöcker und Witte gezwungen worden wären, jeder zwei Geistliche zu Schiedsrichtern zu bestimmen, diese vier Geistlichen hätten dann gemeinsam einen Obmann gewählt und vor dem so zusammengesetzten Standesgericht wäre die Sache entschieden worden, wie ganz anders hätte sich das Verfahren gestaltet! Solchem Standesgericht könnte ja auch eine rechtsverständige Persönlichkeit (Syndikus) beigeordnet und eine Strafgewalt verliehen werden, so vielleicht, daß eine zu verhängende Geldstrafe einem, von den Richtern zu bestimmenden milden Zwecke zuflösse, und daß das Standesgericht die Sache nur dann den ordentlichen Gerichten überwiese, wenn es um der Schwere des Falles willen eine Freiheitsstrafe für angezeigt erachtete. Das Verfahren müßte dann mit Ausschluß der Öffentlichkeit oder nur bei beschränkter Öffentlichkeit stattfinden, das Urteil aber publiziert werden.

Unser Kaiser hat für die Armee wesentliche und sehr dankenswerte Abhülfe geschaffen, möchte doch ein ähnlicher Weg auch für die übrigen Berufsstände gefunden werden.

Durch einen Satz meiner Ausführungen im Februarheft (Seite 196 Absatz 2) fühlt sich der frühere Herausgeber dieser Zeitschrift verletzt. Er verwahrt sich im „Volk" gegen den Vorwurf, daß die Christlich-Sozialen die soziale Frage allein auf politischem Wege lösen wollten. Diesen Vorwurf habe ich nicht erhoben, das Wort „allein" ist in dem, was ich gesagt habe, nicht enthalten, wohl aber trennt mich von den Christlich-Sozialen gerade ihre politische Auffassung. Wir Konservativen wollen, daß dem Arbeiterstande, wie jedem anderen Berufsstande gegeben wird, was ihm zukommt, aber eben, daß es ihm gegeben wird, wie ich Seite 86 ausgeführt habe, nicht daß er es sich nehmen darf. Darum liegt der Trennung zwischen der konservativen und der christlich-sozialen Partei nicht allein eine Personen-, sondern auch eine Prinzipienfrage zu Grunde. Beide Parteien wollen vielfach dasselbe, aber auf verschiedenem Wege. Die soziale Frage ist — darin gipfeln meine Ausführungen im Januar- und Februarheft — nicht auf politischem Wege, sondern durch intensive soziale Arbeit, d. h. durch Abstellung der sozialen Schäden, die nicht nur auf dem Arbeiterstande, sondern auch ganz ebenso auf weiten sonstigen Schichten des Volkes lasten, zu lösen. Wenn mir der sehr verehrte frühere Herausgeber dieser Monatsschrift und jetzige Redakteur des „Volks" nun aber den Rat giebt, ich möchte doch die Konservativen für die energische Fortführung sozialer Arbeit zu gewinnen suchen, so haben ja meine bisherigen Ausführungen einzig und allein diesen Zweck verfolgt. Die konservative Monatsschrift wird doch in allererster Linie für die Konservativen geschrieben, und ich habe meinerseits den Stillstand auf dem Reformgebiet, in dem wir uns augenblicklich befinden, als einen außerordentlich gefähr-

lichen bezeichnet und mich speziell gegen diejenigen gewandt (Seite 198 Absatz 2), welche meinen, es sei genug und es dürfe nichts weiter geschehen. Ich und die gleich mir denken, gehören nach wie vor der konservativen Partei an, suchen innerhalb derselben unsern Standpunkt zu vertreten und möglichst viele ihrer Glieder für denselben zu gewinnen. Daß ihn viele nicht teilen, wissen wir, aber dieser Umstand giebt uns in unseren Augen kein Recht, ihr den Rücken zu kehren. Eine Partei, deren Glieder in allen Punkten einig sind, giebt es überhaupt nicht, und ich meine, in einer solchen, die einen Mann, wie Herrn von Levetzow zum Führer hat, können auch Leute, welche auf sozialreformatorischem Boden stehen, ruhig aushalten. Für uns ist die christlich-soziale diejenige Partei, die uns am nächsten steht, ihre Führer erstreben zumeist dasselbe, wie wir, aber ihre Wege sind, wie gesagt, nicht immer die unsrigen. Viel wichtiger als das, was uns trennt, ist in unseren Augen das, was uns miteinander verbindet, und wir hoffen, daß wir dieser Gesinnung auch bei dem verehrten früheren Herausgeber dieser Zeitschrift stets begegnen werden.

Im Reichstage ist an drei Tagen über die Maximalarbeitszeit verhandelt worden; die Sozialdemokraten wollten den 8stündigen Arbeitstag zum Gesetz erheben, das Centrum hatte seinerseits einen abweichenden Antrag gestellt, welcher eine 63stündige Arbeitszeit per Woche festsetzte; beide Anträge sind abgelehnt, und es ist nur ein Unterantrag des Centrums, welcher sich auf die Arbeitszeit in besonders gesundheitsschädlichen Betrieben bezog, zum Beschluß erhoben worden. Wir glauben unsererseits, daß sich die Arbeitszeit nicht generell durch Gesetz regeln läßt. Es ist ein Fehler, an dem wir kranken, daß wir alles durch das Gesetz bestimmen wollen. Das geht nun einmal nicht, dazu sind die Verhältnisse zu verschieden. Da, wo die Arbeitsverträge dahin führen, daß nicht allein die Gesundheit des Arbeiters geschädigt wird, sondern daß durch eine zu große Ausdehnung der Arbeitszeit auch die Vorbedingungen für eine menschenwürdige Existenz fortfallen, muß die Obrigkeit ihres Amtes walten und muß mit dem Prinzip, daß der Abschluß der Arbeitsverträge in das alleinige Belieben von Arbeitgeber und -nehmer gestellt wird, gebrochen werden. Der Staat beschränkt vielfach die unbedingte Freiheit, so z. B. bei dem Einkauf und Verkauf von Giften. Warum soll der Arbeitsvertrag, wenn er so abgeschlossen wird, daß Leib und Seele verderben, von jeder Beschränkung frei sein? Man sagt, eine Prüfung der Einzelfälle sei unmöglich; das bestreiten wir. Aus den Einzelfällen, in denen verderbliche Arbeitsverträge durch die Obrigkeit aufgehoben werden, würde sich zweifellos bald die Regel bilden und aus den Regeln herauswachsen kann demnächst die eine oder die andere gesetzliche Bestimmung. Das ist der richtige Weg; der umgekehrte aber, den man bisher immer erstrebt hat, führt nur zur Schablone, welche niemals das richtige trifft und tausend Interessen verletzt. Es kommt zu sehr auf die persönlichen Verhältnisse des Arbeiters, auf die Art der Arbeit, auf die Entfernung zwischen Arbeitsstelle und Wohnort und auf viele andere Dinge bei der Beurteilung der Frage an, wie der einzelne Arbeitsvertrag ausgestaltet werden soll. Unsere moderne Entwickelung hat leider dahin geführt, daß christliche Gesinnung, billiges Ermessen, menschliches Erbarmen nicht mehr überall die maßgebenden Faktoren für die Arbeitgeber sind, während andererseits von den Arbeitnehmern Forderungen gestellt werden, welche weit über Maß und Ziel herausschießen. Hier muß Abhülfe geschaffen werden, aber durch eine energische, mit ausgiebigen Rechten ausgestattete Verwaltung, nicht durch allgemeine Gesetze.

Von der konservativen Partei ist eine Anfrage an die Reichsregierung gerichtet worden, in Bezug auf die Lage des Gesetzentwurfes über die Reorganisation des Handwerks. Aus der Antwort des Staatssekretärs ist zu entnehmen, daß eine bezügliche Vorlage in nicht zu langer Zeit an den Reichstag gelangen wird; dagegen wissen wir über ihren Inhalt noch nichts. Ich nehme einen von den meisten meiner Parteigenossen abweichenden Standpunkt ein, indem ich nicht glaube, daß es durch gesetzgeberische Maßnahmen gelingen wird, die Innungen in ihrer alten Art und Wirksamkeit wieder ins Leben zu rufen. Man sollte sich auf das beschränken, was notwendig ist und von der Erfüllung nicht erreichbarer Wünsche absehen.

Viel wichtiger als eine Reorganisation seiner einzelnen Zweige erscheint es mir, daß das Handwerk als solches reorganisiert wird, und ich würde deshalb, wenn es nach mir ginge und unter spezieller Berücksichtigung der Verhältnisse auf dem Lande und in den kleinen Städten viel mehr dafür sein, die verschiedenen Gewerke in eine Organisation zusammenzuschließen, als kleine Fach-Innungen zu bilden. Die Hauptsache ist, daß jeder Handwerker einer Gemeinschaft, einer Standes-Genossenschaft angehört und daß diese Gemeinschaft für eine Reihe von Bedürfnissen die erforderlichen Einrichtungen trifft: für das Lehrlingswesen, für Fortbildungs- und Fachschulen, für Unterstützungskassen, für das Herbergswesen u. s. w. Wer den Meistertitel führen und Lehrlinge halten will, muß Geselle, wer Geselle werden will, Lehrling gewesen sein, und um Geselle und Meister zu werden, muß er nicht nur Fachkenntnisse darlegen, sondern auch nachweisen, daß er bestimmte Zeitabschnitte hindurch in seinem Gewerbe thätig gewesen ist und vor allem, daß er sich ehrbar und ordentlich geführt hat. Das ist viel wichtiger als eine Abgrenzung der einzelnen Gewerbe untereinander und vom Fabrikbetriebe. Würden alle Handwerker in einem ländlichen Kreise, die Kreisstadt mit eingeschlossen, gezwungen, einer Handwerksgenossenschaft anzugehören, würden dieser dann überall lebenskräftigen Genossenschaft bestimmte Pflichten auferlegt, so würde das eine viel größere Wirkung erzielen, als die Einrichtung oder Wiedereinrichtung von Fachinnungen, welche wegen der geringen Zahl ihrer Mitglieder und mangels der geeigneten leitenden Persönlichkeiten nur zu selten im stande sind, ihren eigentlichen Aufgaben gerecht zu werden. Natürlich liegt die Sache in den großen Städten anders, da kann man Schneider, Schuhmacher u. s. w. zu besonderen Innungen vereinigen; aber die Verhältnisse der großen Städte passen zumeist nicht auf diejenigen der kleinen und des platten Landes. Den Bedürfnissen beider sollte man gerecht werden und nicht alles für die großen Städte zurechtschneiden wollen.

Vielfach hat das Unternehmen einiger Professoren, **wissenschaftliche Vorlesungen für weitere Volkskreise** zu halten, Staub aufgewirbelt. Ich befinde mich hier im Gegensatz zu der konservativen Presse, so weit ich sie eingesehen habe. Dieselbe steht dem Vorhaben allgemein abfällig und feindlich gegenüber. Ich bin anderer Meinung. Der Bildungstrieb und Wissensdrang in unserem Volk ist ein ungemein großer, und er sucht seine Nahrung meist an falschen Quellen. Ja, ständen wir heute noch so da, wie im Anfang des Jahrhunderts, so könnte man anders urteilen. Bei der Litteratur aber, die dem Volke dargeboten wird, bei den Artikeln, die es in der sozialdemokratischen und liberalen Presse in hunderttausenden von Exemplaren im ganzen Lande liest, kann eine wissenschaftliche Darlegung nur vorteilhaft wirken. In Büchern und Zeitungen wird manches behauptet, und man giebt sich nicht die Mühe, in irgend welcher Art den Nachweis für die Behauptung zu führen. Jeder wissenschaftliche Vortrag und ganz besonders ein solcher, der aus einer Reihe von Vorlesungen besteht, muß doch tiefer in die Sache eindringen, das Für und Wider erörtern; davon läßt schon die deutsche Gründlichkeit, die nur zu oft zur Weitschweifigkeit wird, nicht ab. Selbst eine vom gegnerischen Standpunkt aus gehaltene Vorlesung muß deshalb tiefer in die Sache hineinführen, zum Nachdenken und dadurch oft genug zum Widerspruch reizen. Warum müssen denn solche Kurse durchaus nur von unseren Gegnern gehalten werden, warum können die Dozenten, die auf unserem Standpunkt stehen, nicht das Gleiche thun, wie ihre liberalen Kollegen? Endlich, wenn eine Anzahl Menschen anstatt in die Kneipen und in unsere modernen Theatervorstellungen zu gehen, welche oft nichts anderes bezwecken, als alles, was heilig ist, zu verspotten und die Lüsternheit und nackte Sinnenlust zu wecken, eine Vorlesung wissenschaftlichen Inhalts hören, so ist das jedenfalls das kleinere Übel.

Potsdam, 21. Februar 1897. C. v. Massow.

Denjenigen Lesern, welche sich über „Volkshochschulen“ näher unterrichten wollen, empfehlen wir eine Broschüre unter diesem Titel von Ernst Schulze in Berlin. Der

Verfasser steht nicht auf christlich-konservativem Boden, seine Schrift giebt aber in den vier ersten Kapiteln über die nordischen Volksschulen, über England, Amerika und das übrige Ausland, Österreich-Ungarn, Schweiz und über ähnliche Bestrebungen im Auslande einen Überblick, während sie in den vier letzten die deutschen Verhältnisse bespricht. (Leipzig, Verlag von Gg. Freund. Preis Mk. 1,80.)

Kolonialpolitik.

Im Januarheft wurde erwähnt, daß der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft im Dezember 1896 den Beschluß gefaßt habe, dem Reichskanzler die Förderug des Schulwesens in den Kolonien mit besonderer Berücksichtigung der von den Missionsgesellschaften unterhaltenen Schulen anzuempfehlen. Die hierauf sich beziehende Eingabe jenes Vorstandes ist nun thatsächlich am 5. Februar d. Js., wie die Deutsche Kolonialzeitung mitteilt, dem Reichskanzler zugegangen und enthält manche ganz interessante Angaben und Schlußfolgerungen. Sie stellt gleich im Eingange mit erfreulicher Deutlichkeit fest, daß sich auf dem Schulgebiet die kulturellen und nationalen Interessen des kolonisierenden Staats mit denen der Missionsgesellschaften aufs engste berühren. Es sei aber klar, daß die großen Kosten den Unterhalt einer genügenden Zahl Regierungsschulen in den deutschen Kolonien unmöglich machen, und „so bleibt nur das Eine übrig, die Lehrthätigkeit der Missionen in zureichendem Maße zu unterstützen." Die Missionsgesellschaften geben schon bedeutende Geldsummen für ihr Werk in unseren Kolonien her, während die Unterstützung nur sehr gering ist, welche ihnen unsere Regierung bisher gewährt, besonders gering, wenn man sie mit den Summen vergleicht, die andere Regierungen denselben Missionsgesellschaften in ihren Gebieten zukommen lassen. Im Kaplande hat z. B. die Rheinische Mission im Jahre 1895 nicht weniger wie 17000 Gulden Schulsubvention von der Kapregierung erhalten, während sie in Südwest-Afrika vom Gouvernement nur 1000 Mark bekommt. Das ist weiter nichts wie ein Tropfen auf einen heißen Stein, wenn man bedenkt, daß — der Eingabe der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Folge — sich im Beginn des Jahres 1896 in den Schutzgebieten nicht weniger wie 279 Missionsschulen befanden, von denen 226 von evangelischen, 53 von katholischen Missionen geleitet wurden; von jenen 226 gehörten 131 der deutsch-evangelischen, 95 der englischen und amerikanischen Mission an.

Aus den Zahlen geht mit überzengeuder Klarheit hervor, wie die Regierung gar nicht im stande ist, in absehbarer Zeit Gleichwertiges auf dem Gebiet der Schule in den Kolonien zu schaffen. Die geschichtliche Entwickelung hat es freilich mit sich gebracht, daß in mancher Schulen die französische und englische Sprache gelehrt wird, und die Regierung wird nicht umhin können, den Missionsgesellschaften Unterstützungen zu gewähren, um sie in den Stand zu setzen, neue Lehrmittel und andere Lehrkräfte für den Unterricht im Deutschen zu beschaffen. Zugleich mit der Unterstützung durch Geld wird die Regierung auch gewisse Anforderungen an die Leistungen der unterstützten Schulen stellen müssen, aber es wird darauf ankommen, daß durch erstere die Freiheit der Mission nicht behindert und jedenfalls eine Uberwachung des Religionsunterrichts durch Beamte ausgeschlossen wird. Die Deutsche Kolonialgesellschaft schlägt dem Reichskanzler deshalb vor, „allen schon bestehenden oder noch zu errichtenden Schulen in den Kolonien, unbeschadet ihrer besonderen Eigenart und Selbständigkeit, auf Grund eines im Einvernehmen mit den deutschen Missionen aufzustellenden Lehrplanes, auf ihren Antrag einen Regierungszuschuß zu geben." Die Eingabe nennt als Organe, mit denen die Regierung zum Zweck der erforderlichen Verhandlungen in Verbindung treten kann, für die evangelischen Missionen die in der Himmelfahrtswoche tagende Bremer Missionskonferenz und für die katholischen den Afrikaverein deutscher Katholiken.

Welche Folgen dieser Schritt der Kolonialgesellschaft nach sich ziehen wird, kann niemand wissen. Wir begrüßen ihn aber als ein hocherfreuliches Zeichen dafür, daß die Bedeutung der Mission für die sittliche und kulturelle Hebung der Eingeborenen, wie für die ganze Entwickelung unserer Kolonien von der Gesellschaft offiziell anerkannt wird. Sie hat damit von neuem offen erklärt, daß wir den Bewohnern unserer Schutzgebiete gegenüber nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten haben, und wir zweifeln nicht, daß dieser Gedanke durch die über das ganze Reich verstreute Gesellschaft im Anschluß an die oben erwähnte Eingabe verbreitet und populär gemacht werden wird.

Mit noch einer Angelegenheit von allgemeinem Interesse, wenn auch ganz anderer Art, hat sich der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft im Laufe der letzten Wochen und zwar in seiner Sitzung vom 26. Januar 1897 beschäftigt, nämlich mit der dem Reichstag zugegangenen „Denkschrift über die in dem südwestafrikanischen Schutzgebiete thätigen Gesellschaften.“ Wer unsere Darlegungen über dieses Aktenstück im Februarheft der Monatsschrift gelesen hat, wird nicht erstaunt darüber sein, daß der Referent des Ausschusses erklärte, er sei über den Inhalt enttäuscht gewesen. Die Denkschrift bietet eben recht wenig Neues und giebt keinen Aufschluß darüber, was nun eigentlich den nur zu sehr bevorrechtigten englischen Gesellschaften gegenüber geschehen soll, um ihre Machtstellung zu vermindern. Im Ausschusse entspann sich eine längere Debatte über die bisherige Thätigkeit der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika, in deren Laufe sie von verschiedenen Seiten ziemlich scharf angegriffen wurde wegen ihrer geringen Thatkraft, wegen des Verkaufes des Kaokofeldes an eine mit englischem Gelde arbeitende Kompagnie und wegen der zu niedrig bemessenen Pachtsumme von jährlich 10,000 Mark für die Guanolager am Kap Croß u. s. w. Der Minister von Hofmann suchte nicht ohne Erfolg die Gesellschaft zu rechtfertigen, aber uns scheint doch, daß sie wenigstens bisher zu wenig an die Erschließung des Gebiets und zu viel an augenblickliche Vorteile für ihre Kasse gedacht hat. In sehr eingehender Weise wurden schließlich die Verhältnisse der in der Kolonie konzessionierten englischen Gesellschaften besprochen, die Möglichkeit Bahnen durch das Gebiet nach der Transvaalrepublik zu erbauen und die Zulässigkeit der Anlage einer Feldbahn im Damaralande erörtert. Als greifbares Ergebnis der langen Sitzung möchte neben der Klärung der sehr verwickelten Lage im Schutzgebiet der Beschluß zu fassen sein, durch eine Eingabe von der Reichsregierung Ergänzungen zu der oben genannten Denkschrift zu erbitten, namentlich in Bezug darauf, wie die einzelnen Gesellschaften gearbeitet und was sie erreicht haben.

Mittlerweile hat sich am 10. und 11. Februar die Budget-Kommission des Reichstages mit dem von uns im Dezemberheft 1896 erwähnten Kolonial-Etat befaßt und ihn mit geringen Abstreichungen und Änderungen genehmigt. Die Opposition verhielt sich sehr zahm, und es ließ sich aus den Verhandlungen schließen, daß auch im Plenum die Geldforderungen der Regierung auf keinen großen Widerstand stoßen würden; selbst der Kolonialfeind par excellence, Herr Eugen Richter mußte wenigstens mit Bezug auf Togo zugeben, daß sich dieses Gebiet friedlich entwickele und gut rentiere — er wolle deshalb mit seiner Kritik zurückhalten. Für den „Kolonialfreund“ liegen die Verhältnisse indes ganz anders. Gerade Togo giebt besonderen Anlaß zur Kritik und zwar einmal, weil für die Verbesserung der Hafen- und Verkehrsverhältnisse 1897|98 in den Etat eingestellte Summe von 55,000 Mark viel zu wenig ist, um wirksame Änderungen zu ermöglichen, und zweitens weil nichts zur endgültigen Regelung der Grenzfrage geschieht. Die Zustände im Hinterlande von Togo sind geradezu himmelschreiend. Französische und deutsche Expeditionen haben mit denselben „Königen“ Verträge abgeschlossen und hier und da dieselben Orte besetzt, sodaß auch der französische „Temps“ vor kurzem auf die Notwendigkeit einer endlichen Abgrenzung hinwies. Von Südosten dringen starke Streitkräfte der Royal Niger Gesellschaft an beiden Ufern dieses Stromes vor, haben das Heer des Sultans von Nupe geschlagen und Ende Januar die Hauptstadt Bida (auf dem linken Nigerufer) besetzt. Das Sultanat Nupe ist aber ein unter dem Sultan von Gandu stehender Vasallenstaat, mit dem Dr. Gruner im April 1895 einen Schutzvertrag abgeschlossen hat, der freilich von der Reichsregierung noch nicht offiziell anerkannt ist,

aber uns doch in Beziehung zu diesem Fulbestaat gebracht hat. Auf jeden Fall sind die Grenzverhältnisse der drei europäischen Mächte, Deutschland, England und Frankreich am Bogen des Niger derart verwickelt, daß die Klage des Grafen Arnim in der Budgetkommission über die schleppende Behandlung dieser Frage mehr wie berechtigt ist. Aber was helfen alle Klagen, wenn nichts geschieht, um dem Unwesen ein Ende zu machen, während die zielbewußten und mit großen Mitteln arbeitenden Engländer Stein um Stein zu dem Bau ihres großen afrikanischen Reiches fügen. Am Niger, in Transvaal und in Ägypten, in Sansibar, Witu und Uganda — überall geht England, unbeirrt durch kleine Verluste oder durch Mißlingen einer Unternehmung mit Beharrlichkeit auf das Ziel los, ein großes afrikanisches Reich unter englischer Oberherrschaft zu gründen. Mag die parlamentarische Untersuchungs-Kommission in London alle möglichen Pläne und Anschläge Cecil Rhodes entdecken und und an den Tag bringen — die Sympathie des englischen Volkes wird ihm doch erhalten bleiben, weil er mit der ganzen Rücksichtslosigkeit John Bulls jenen Plan verfolgt und zu fördern gesucht hat. —

In unseren Kolonien sind Ereignisse von Bedeutung im Laufe der letzten Wochen nicht vorgefallen. Zwar durchschwirrten vor einigen Tagen allerlei Gerüchte von neuen Unruhen bei Gobabis in Südwest-Afrika die Zeitungen, sie scheinen aber jedenfalls von keiner erheblichen Bedeutung gewesen zu sein. Von der Rinderpest ist das Land bis jetzt verschont geblieben. In Ost-Afrika ist Ende Januar der neue Gouverneur, Oberst Liebert, eingetroffen und hat die Geschäfte übernommen. Ihm scheint von der Kolonial-Abteilung hauptsächlich die Parole mitgegeben zu sein, der Kulturarbeit sich zuzuwenden, also die Eingeborenen an geregelte Arbeit und an den Anbau lohnender Fruchtarten zu gewöhnen, sie in der Nähe der Stationen anzusiedeln, die Verbindungen zu verbessern u. s. w. Die Verkehrs- und Handelsverhältnisse Deutsch-Ostafrikas haben auf Grund der geschichtlichen Entwickelung des Landes eine ganz eigenartige Gestalt angenommen, die nicht ganz leicht zu erkennen und zu beurteilen ist. Wer sich über sie unterrichten will, namentlich über die Stellung der Bevölkerung zu Handel und Verkehr, über den Karawanenverkehr, die Transportmittel der Zukunft und den Handel des Landes, den verweisen wir auf ein ganz vortreffliches kleines Werk von Dr. Hans Wagner: Die Verkehrs- und Handelsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika (2. Aufl. Frankfurt a. d. Oder bei H. Andres und Co. 1896. Pr. Mk. 1,50). Nüchternes, klares Urteil zeichnet die Broschüre aus. Der Verfasser glaubt die Erbauung von Eisenbahnen in das Innere, nach Tabora und den Seen, vorläufig noch nicht ins Auge fassen zu können; er schlägt dagegen vor, die menschlichen Träger nach und nach durch Lasttiere zu ersetzen (Esel und Ochsen) sowie möglichst die Wasserstraßen (Pangani, Rufiji und Rovuma) zu vervollkommnen und auszunutzen. Wir glauben auch, daß die Frage der großen Centralbahn noch nicht spruchreif ist, hoffen aber, daß recht bald mit der Fortführung der Usambarabahn nach Korogwe begonnen wird, um sie lebensfähig zu erhalten. Die Nachricht, der Weiterbau sei schon völlig gesichert, scheint uns noch der Bestätigung zu bedürfen. In dem Hinterlande von Tanga mehrt sich die Zahl der europäischen Pflanzungen ja überraschend schnell, man zählt hier 21 solche Unternehmungen und schon wieder wird von der Gründung einer neuen großen Pflanzergesellschaft „Ilse" berichtet. Es läßt sich annehmen, daß diese zahlreichen Unternehmungen auf die Beendigung jenes Bahnbaues hindrängen werden, um besseren Betrieb und größere Zugzahl zn ermöglichen. Der Unternehmungsgeist in den Kolonien mehrt sich überall. In Kamerun zeigt sich diese Erscheinung z. B. an der vermehrten Ausfuhr von Kakao. Im Jahre 1889 wurde diese Frucht im Werte von 360 Mark, im Jahre 1896 im Werte von 185,000 Mark ausgeführt; für 1897 hofft man auf eine Steigerung auf 250,000 Mark, und außerdem entsteht dort jetzt die Pflanzung der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Viktoria", welche 5000 ha mit Kakao und Kaffee bebauen will und dann eine der größten Pflanzungen der Welt darstellen wird. —

Recht anders wie im Jahre 1896 ist dieses Mal die zweite Beratung des Kolonial-Etats im Reichstage verlaufen. Während man damals drei Tage hindurch den „Fall"

Peters erörterte, den Unwillen der ganzen Nation durch unnützes und zweckloses Hin- und Herreden, durch Beschimpfungen gröblichster Art eines nicht im Hause anwesenden Mannes hervorrief und lediglich der von den Sozialdemokraten vorgeschriebenen Marschroute folgte, ist der Etat am 22. Februar in wenigen Stunden erledigt und hat im großen und ganzen die Zustimmung des Hohen Hauses gefunden; gestrichen wurden 25,000 Mark für den ständigen Vertreter des Gouverneurs von Ostafrika, eine Stellung, die im Etat selbst schon als „künftig wegfallend" bezeichnet war, und außerdem die Stellen zweier Bureaubeamten. Auf das persönliche Gebiet verirrte sich die Besprechung nur einmal, als der der freisinnigen Volkspartei angehörende Abgeordnete Beckh gegen den Gouverneur von Kamerun, Herrn von Puttkamer von neuem die Anklage erhob, er habe sich in Abwesenheit des Rittmeisters von Stetten in dessen Zimmer begeben, sich einen Kompaß widerrechtlich angeeignet u. s. w.; Herr von Puttkamer sei außerdem von Hamburger Kaufleuten finanziell abhängig u. dgl. mehr. Der Direktor der Kolonialabteilung erklärte die Anklagen teils für unbegründet, teils verwies er auf die von dem Gouverneur selbst beantragte, aber noch schwebende Untersuchung, welche noch nicht abgeschlossen ist. Wir erwähnen dieses Intermezzo nur zur Orientierung unserer Leser, weil in den Zeitungen der Ausgang der gerichtlichen Untersuchung später jedenfalls erwähnt werden wird.

Im übrigen bot die Beratung sehr wenig neue Gesichtspunkte. Das ist auch ganz natürlich, denn je mehr es sich zeigt, daß die Kolonien im stande sind, der deutschen Unternehmungslust geeigneten Boden zu gewähren, je größer die Zahl der Pflanzungen wird u. s. w., desto geringer wird die Gegnerschaft. Selbst Herr Eugen Richter verhielt sich im ganzen schweigend und griff nur einmal in die Debatte ein, um Einspruch gegen die Ansicht des Grafen Arnim zu erheben, man solle bald mit dem Bau einer Eisenbahn in Südwestafrika beginnen; er sei jedenfalls gegen die Gewährung einer Zinsgarantie für ein solches Unternehmen, möge es von einer englischen oder deutschen Gesellschaft geplant werden. Der konservative Abgeordnete Schall brachte die Gefahren der Branntwein-Einfuhr in Westafrika zur Sprache. Herr von Richthofen konnte aber nur die Antwort geben, die deutsche Regierung sei ohne Mitwirkung der Nachbaren — also Englands und Frankreichs — nicht im stande, Abhülfe zu schaffen. Wir haben schon früher (Augustheft 1896) darauf hingewiesen, daß die im Jahre 1898 zu erwartende Revision der sog. Brüsseler Generalakte die Handhabe zur Einführung eines hohen Minimalzolles auf Branntwein an der ganzen Küste geben und dadurch der Branntwein-Einfuhr den Todesstoß versetzt werden kann. Aber bis dahin heißt es **für die christlich gesinnte Presse, die Tinte nicht eintrocknen zu lassen, sondern immer wieder darauf hinzuweisen, welche Schande für Europa dieser Schnapshandel in sich birgt**; die Regierung darf nicht im Unklaren darüber gelassen werden, daß sie die Nation hinter sich hat, wenn sie gegen die Branntweinpest in Westafrika vorgehen will. Auf eine Anfrage des Sozialdemokraten von Vollmar, erklärte Herr von Richthofen, es geschehe deutscherseits alles, um den Sklavenhandel von der ostafrikanischen Küste nach Sansibar möglichst einzuschränken. Mehr könne man nicht thun, so lange die Sklaverei noch bestehe — mit anderen Worten: so lange England aus finanziellen Gründen die Sklaverei in Sansibar duldet, sind wir nicht im stande, die Sklavenausfuhr dorthin zu verhindern. Wir erwähnten neulich einer Äußerung Mr. Curzons im englischen Unterhause, aus der man auf Schritte zur Aufhebung der Sklaverei auf jener Insel schließen kann — von Thaten hat man bisher noch nichts vernommen. Die Sache wird wohl ebenso lange dauern, wie die Regelung der Entschädigungsansprüche der Brüder Denhardt in Witu, die immer und immer wieder aufgeschoben wird. Augenblicklich sollen zwischen unserm Auswärtigen Amt und England Verhandlungen über diese Angelegenheit im Gange sein, und wir wollen wünschen, daß ersteres endlich mit der gehörigen Energie auftritt, um den Deutschen in Witu zu ihrem Recht zu verhelfen und dem polizeiwidrigen Treiben des englischen Vizekonsuls Rogers dort ein Ende zu machen. Diese Streitfrage ist, entgegen der vielfach ausgesprochenen Erwartung, im Reichstage am 22. Februar, wohl mit Rücksicht auf die gerade schwebenden Verhandlungen, nicht berührt worden.

Wenn wir noch erwähnen, daß bei der Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes die baldige Vorlage des sehr ersehnten Auswanderungsgesetzes in Aussicht gestellt wurde, so ist damit die koloniale Auslese aus den Verhandlungen des 22. Februars beendet — kein reiches Neuigkeiten-Bouquet, aber doch im ganzen ein erfreuliches Bild, weil die Beratung sachlich geführt und der Etat genehmigt wurde.

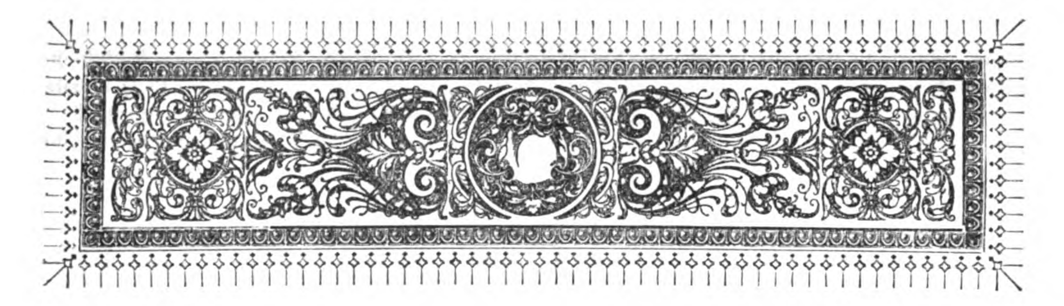
Berlin, 23. Februar 1897.

Ulrich von Hassell.

Kirche.

Der kirchliche Bericht fällt dieses Mal aus, weil Herr Professor von Nathusius durch dringende Berufsgeschäfte an seiner Abfassung verhindert ist.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Als Band 6 der von Dr. Ludwig Elster in Breslau herausgegebenen „Staatswissenschaftlichen Studien" erscheint eine verdienstvolle Arbeit von C. A. Schmid: „Beiträge zur Geschichte der gewerblichen Arbeit in England während der letzten 50 Jahre". (Jena, Gustav Fischer.) 1896. 215 S. Pr. Mk. 4,50.

Allerdings sind in dieser hervorragenden Studie in der That neue „Beiträge" geliefert, nicht ein vollständiges Material, schon weil der Autor sich auf eine Quelle beschränkt hat, welcher lediglich praktische Zwecke, nicht solche der Forschung zu Grunde lagen, aber diese Quelle fließt auch ebenso reichlich als vertrauenswürdig. Die in die Jahre 1891 bis 94 fallenden Erhebungen der englischen Royal Commission on Labour, welche das ganze Arbeitsgebiet des Königreiches umfassen, und zu deren Erlangung Arbeiter und Arbeitgeber, Gewerkvereine, Arbeiterverbände oder -vereine und Unternehmerverbände, Professoren und Sozialdemokraten ohne Unterschied ihres Standes oder Standpunktes vernommen wurden, bilden ein protokollarisches Material, um das wir die englische Sozialstatistik beneiden könnten. Der Verfasser hat sich nun die Aufgabe gestellt. aus diesen Akten der Commission on Labour die Veränderungen, welche die Lage des englischen Arbeiters vornehmlich in Bezug auf die Entlöhnung und auf die Arbeitszeit seit 150 Jahren erlitten hat, in Kürze festzustellen. — Daß in diesem Zeitraum in jeder Beziehung eine Besserung erzielt worden sei, steht nun nach den Ausweisen aller Parteien in den verschiedensten Gruppen der gewerblichen Arbeit außer Zweifel, ebenso hat sich die Fürsorge für die gesundheitlichen Zustände entschieden gehoben, — so deutlich aber dies aus den leidenschaftslosen Berichten der hunderte von Zeugen, die die Kommission vernahm, hervorgeht, ebenso klar ist auch festgestellt, daß den Arbeitern in diesem ganzen Zeitraum nichts geschenkt, fast niemals etwas freiwillig zugestanden ist, sondern daß sie sich ihre verbesserte Lebenslage Schritt für Schritt haben erkämpfen müssen. In den Resumés, die der Verfasser, dem Vorbild seiner Quelle folgend, den Einzeluntersuchungen über die Verhältnisse der verschiedenen Arbeiterklassen angefügt hat, heißt es beispielsweise über die Bergarbeiter: „Im letzten Vierteljahrhundert hat sich ihr Standard of life ersichtlich gehoben. Das danken die Arbeiter zumeist nicht den Wohlthaten der Unternehmer, sondern ihrer eigenen straffen Organisation." Über die Arbeiter der Eisen- und Maschinenindustrie wird gesagt, daß ihre Lage zum Teil eine gute sei. „Aber auch dies ist das Resultat sehr vieler und sehr harter Kämpfe. Ohne die Gewerkvereine wäre sie jedenfalls schlechter." Die Arbeiter der Transportgruppe können, „sobald sie angefangen haben sich zu organisieren, ihre Lage selbst verbessern und haben es zum Teil gethan." Die Bergarbeiter „haben es verstanden, sich seit 30 Jahren sowohl höheren Lohn als kürzere Arbeitszeit zu sichern, zum Teil nicht ohne harten Kampf." In den chemischen Gewerben „soll nicht gesagt sein, daß der Fortschritt ohne harten Kampf errungen sei." Wo dagegen erhebliche Besserungen nicht eingetreten sind und berüchtigte Übelstände noch bestehen, da fehlt es regelmäßig noch am organisierten Zusammenschluß der Arbeiter, wie in der Textil- und Bekleidungsindustrie, in gewissen Zweigen des Transportwesens und einigen anderen Gewerben. Diese Thatsachen, die widerspruchslos aus dem Schoße einer Regierungskommission hervorgingen, sind auch für unsere Verhältnisse bedeutungsvoll genug. Sie können unsere Sozialdemokratie, die seit 20 Jahren durch ihre politische Thätigkeit nicht entfernt das erreichte, was der englischen Kooperativbewegung durch ihre praktische Arbeit zufiel, ebensoviel lehren, als gewisse Unternehmer und Staatsmänner in Deutschland, die in jedem Streik neue Frivolität und Übermut erblicken. Gerade der Streik ist den englischen Arbeiterverbänden jederzeit die ultima ratio bei der Erzwingung höherer Lebensbedingungen

gewesen, und von einer dadurch veranlaßten Trübung des Einvernehmens zwischen den Gegnern ist wenig zu merken; im Gegenteil, überall da ist das Verhältnis der Arbeitgeber zu den Arbeitern heute um so besser, wo die Lebensstellung der letzteren die höchste ist, und wo die vorhergehenden Kämpfe am härtesten waren. **B.**

— Die soziale Frage, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach". 4. Heft. Internationale Regelung der sozialen Frage, von Aug. Lehmkuhl. 3. Aufl. (Freiburg i. Br. Herdersche Verlagsbuchhandlung.) 1896. 34 S. Pr. Mk. 0,35.

Die z. T. schon vor der Berufung der internationalen Arbeiterschutz-Konferenz in Berlin vom März 1890 geschriebene Abhandlung bietet heute nichts Neues mehr, sie erweckt lediglich das Bedauern darüber, daß der damalige Anlauf zu einer internationalen Regelung auch nur der einfachsten Arbeitermißstände so ziemlich im Sande verlaufen ist, aufs neue. Darin, daß den Einzelstaaten in ihren sozialen Maßnahmen die Hände gebunden sind, solange jedes Land durch die wilde Konkurrenz der übrigen gezwungen ist, entweder in den Produktionskosten mit ihnen Schritt zu halten oder seine heimischen Gewerbe zu ruinieren, hat Verf. gewiß Recht, aber uns scheint dieser Gedankengang ziemlich deutlich auf einen anderen, leider in Deutschland längst verlassenen nationalen Weg hinzuweisen, als auf erneute Versuche einer internationalen Regelung. **B.**

— Der Personalkredit des ländlichen Kleingrundbesitzers in Deutschland. Bd. 1. Süddeutschland. (Leipzig, Duncker und Humblot.) 1896. XVI u. 414 S.

Der Verein für Sozialpolitik hat mit dem vorliegenden Bande, dessen ausführliche Besprechung wir bis zum Erscheinen der zweiten Hälfte verschieben möchten, wiederum einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung der landwirtschaftlichen Lage geliefert. Der auf Grund einer umfassenden Umfrage, deren Bearbeitung verschiedenen Berichterstattern in allen Teilen des Reiches oblag, gedruckte erste Band giebt zunächst einen sehr umfangreichen Bericht über den ländlichen Personalkredit in Bayern, dann ein umfangreiches statistisches Material über die Thätigkeit der sehr zahlreichen Kredit- und Darlehnsvereine und -genossenschaften Bayerns. Auf diesen, von Dr. F. Hecht bearbeiteten Abschnitt folgt eine Darstellung der einschlägigen Verhältnisse in der, vorzugsweise eine ländliche Bevölkerung besitzenden bayerischen Pfalz. Hier, wie allenthalben hat natürlich die Errichtung und Thätigkeit der ziemlich verbreiteten ländlichen Darlehnskassen außerordentlich segensreich gewirkt und den Wucher auf dem Lande in enge Grenzen zurückgedrängt. Württemberg, vom Pfarrer Layer bearbeitet, bildet die Fortsetzung, es zeigt noch gewaltige Lücken im Netze seiner Darlehnsvereine, aber ein stetiges Wachsen und eine segensreiche Wirksamkeit der vorhandenen. Über den ländlichen Kredit in Baden berichtet Ökonomierat Schmid; auch hier hat die Ausbreitung reeller Kreditanstalten, ohne bereits dem Bedürfnis zu genügen, seit 20 Jahren doch den gewerbsmäßigen Wucher auf dem Lande stark zurückdrängen können. Genau dasselbe läßt sich über jeden der weiter behandelten Distrikte: Elsaß-Lothringen von E. Lichtenberg, und Hessen von Dr. K. Thieß, ebenfalls sagen. Besonders in Hessen hat die genossenschaftliche Organisation des Kreditwesens den kleinen Bauernstand fast ganz von der Kalamität des Wuchers befreit und eine leicht zugängliche, billige und selten gemißbrauchte Form der Kreditbesorgung geschaffen. Wir fürchten, daß die Fortsetzung des Werkes aus den nördlichen und besonders den nordöstlichen Teilen des Reichs wesentlich trübere Bilder entrollen wird. **B.**

2. Kirche.

— Das Buch des Propheten Hosea als Spiegel unserer Zeit. Ein Versuch praktischer Auslegung, seinen Brüdern im Amte und sonstigen Freunden des göttlichen Worts dargeboten von G. Braun, ev.-luth. Pfarrer in Burk (Mittelfranken). Rothenburg o. Tbr. J. P. Peter, 1896. 116 S. Pr. Mk. 1,50.

Der Verf. erklärt das Buch Hosea Vers für Vers nach Orelli und giebt dann eine Anwendung auf heutige politische, soziale, sittliche und religiöse Verhältnisse etwa im Stil des „Reichsboten". Mit erfreulicher Unparteilichkeit eifert er nicht nur gegen die Sozialdemokraten, sondern auch gegen „Bildung und Besitz" — „diese ganz neue höchst unheimliche Alliteration" (S. 83), gegen den Liberalismus wie gegen die Rechtspartei. Allein ein bibelgläubiger Sinn und das Streben nach Gerechtigkeit des Urteils ist doch noch keine genügende Legitimation zur Schriftstellerei. Der Verf. bevorzugt Schlagworte vor Beweisführungen: „ohne weiteres klar", „man sei wenigstens so ehrlich", „wohl nie zuvor" — derlei Wendungen überzeugen niemand. Gegen alles Mögliche wird „Zeugnis abgelegt", aber was weiter? So „zeugt" er gegen die Sucht unserer Tage Feste zu feiern, ohne zu bedenken, daß in unserer Zeit (wenigstens in den vielgeschmähten Städten) ganz anders angestrengt gearbeitet wird als „je zuvor", und daß „zuvor" viele Heiligen- und Aposteltage, zahlreiche Märkte, lang ausgedehnte Hochzeiten u. s. w. die Arbeit unterbrachen und keine geringe Verschwendung und Völlerei mit sich brachten. Weiter aber will er durch Predigen die Festsucht „abnehmen und weichen" machen! Er sollte aber sich eine Sache ordentlich psychologisch und pädagogisch überlegen, vielleicht auch einmal etwas Verständiges darüber lesen, ehe er darüber schreibt und seine Inkompetenz offenbart. Derartige Triebe durch Predigen und Askese ausrotten zu wollen, ist doch offenbare Thorheit. Es gilt sie richtig leiten, also praktisch für edle christliche Volkserhebungen und Volksfeste thätig werden, statt zweckloses „Zeugnis abzulegen," wodurch eben nichts „gezeugt" wird. Dazu liegt über dem ganzen Büchlein ein leiser Hauch von Trivialität; z. B. schildert er das Wachstum der Kultur seit 100 Jahren: „Die Bauern schaffen sich Sophas und Nähmaschinen, Petroleumlampen und Geldschränke, wenn auch letztere in beschränkter Anzahl (!). Unser Stadtvolk trieft von Kultur und Bildung; die Zeitungen, die ihm, anstatt der Bibel, zum täglichen Brot gehören, sorgen ja dafür; die Mägde und „ihre Frauen sind äußerlich nicht mehr zu unterscheiden u. s. w." Es steht schlecht in der Welt — aber durchaus nicht hoffnungs-

los. Etwas besser als sonst überall steht es „bei uns in Franken" oder doch wenigstens „bei uns in Mittelfranken" — nämlich auf dem Lande, denn das „liberale Bourgeoistum" in den Städten taugt nichts." In diesem Tone geht es fort. Dabei begegnen ihm Urteile, die man nicht anders als leichtfertig nennen kann, z. B. wenn er R. Kochs „Bazillentheorie" und Pasteurs Hundswut-Heilungen „alberne Professoreneinfälle" nennt. Die Eitelkeit mancher Professoren ist gewiß nicht zu loben, aber was soll man zu solchen dreisten Urteilen eines Pfarrers sagen, der in Hoseas Prophetenmantel ein Recht zu haben meint, über alles und alle zu Gericht zu sitzen? — Warum bleibt übrigens Hosea 11, 1 vergl. Matth. 2, 15 völlig unerwähnt!? — Wi.

— Der Krankenfreund. Ein biblisches Hausbuch. Nach dem Holländischen des C. E. van Koetsveld frei bearbeitet von Pfarrer Ernst Müller. 2. vermehrte Auflage. (Leipzig. Jansa.) 263 S. Pr. Mk. 3,—.

Wir haben vor kurzem auf die interessanten „Skizzen aus dem Pfarrhause zu Mastland" des Holländers Koetsveld hingewiesen. Wir freuen uns heute auf eine weitere Schrift dieses Theologen aufmerksam machen zu können. Koetsveld hatte in seiner Gemeinde einen Kranken, den er nicht so oft, wie er es gerne gethan hätte, besuchen konnte und für den er daher eine Reihe von Betrachtungen aufschrieb. Als er später gebeten wurde, was er geschrieben, zu Frommen auch anderer Kranker herauszugeben, erweiterte er seine Arbeit und machte das vorliegende Buch daraus. Zuerst sieht er sich alle Kranken in der biblischen Geschichte an (83 Abschnitte), dann faßt er viele einzelne Worte der Bibel ins Auge und wendet sich sodann zu den einzelnen Zeiten, die im natürlichen und kirchlichen Jahre auf die Krankheit hinweisen. „Allerlei Zuspruch" heißt ein vierter Teil und der fünfte bietet Gebete und Lieder. Man sieht das Buch hat einen reichen Inhalt und es stammt von einem Manne, der gelernt hat mit mildem und freundlichem Herzen den Zuspruch aus Gottes Wort an die Krankenbetten zu tragen. Sowohl den Familien, in die Krankheit eingekehrt ist, wie dem Seelsorger, der an die Krankenbetten tritt, kann es empfohlen werden. Es ist gewiß ein Buch des Glaubens, aber allerdings eines temperierten, die Tiefen etwas verhüllenden Glaubens. Die lutherische Kirche hat eine herrliche ältere Litteratur zur Krankenseelsorge, namentlich Dieffenbach und Müller im „Evangelischen Hirtenbuche" und in noch praktischerer Weise Löhe im „Rauchopfer für Kranke und Sterbende" haben diese Schätze unserer Zeit wieder zugänglich gemacht. Nun muß allerdings Referent bekennen, daß ihm die Alten auch auf diesem Gebiete höher stehen als die Neueren, er nimmt daher den Löhe lieber mit an die Krankenbetten als den Koetsveld, aber er verkennt auch nicht, daß die Anforderungen eben verschieden sind. Wo in den Gemeinden noch die alten Gesangbücher und Gebetbücher gebraucht werden, da versteht man auch an den Krankenbetten noch den ernsten und doch so tief tröstlichen Ton der alten Gebete und Lieder, wo aber die neue Zeit schon die „alten Tröster" in Vergessenheit gebracht hat, da mag der Koetsveld als ein guter Ersatz empfohlen werden. J. P.

— Wie Kandidat Daniel Amerika lieb gewann. Von Ewald Haun, Pfarrer an der evang.-protest. Peterskirche in Cincinnati, O. (Basel, R. Reich vorm. C. Detloff.) 1896.

Der Verfasser hat das Büchlein geschrieben, um jungen theologischen Auswanderern vor Augen zu stellen, was drüben ihrer wartet. In ebenso anschaulicher als frischer und liebenswürdiger Weise schildert er die zahllosen Denominationen, die sich in eifersüchtigem Neid gegenseitig zu schaden suchen, den Einfluß, den die kleinlichen, äußerlich dürftigen Verhältnisse auf die Geistlichen ausüben. Alles das ist aber nicht im stande, den Mut und das Gottvertrauen des Kandidaten Daniel zu schwächen. Mit der Zeit erkennt er neben den Schatten- auch die Lichtseiten des religiösen Lebens in den Ver. Staaten und geht siegreich aus den Schwierigkeiten hervor, indem er zunächst in kleinen Verhältnissen, dann in der Großstadt befriedigende Thätigkeit und die Liebe seiner Gemeinde findet.

Das Buch ist belehrend und unterhaltend zugleich und gewährt, wie Prof. Hemann in der Vorrede sagt, charakteristische Einblicke in das Leben und Treiben der Gemeinden und ihrer Pastoren drüben. M. S.

— Was bringt Gewinn? Eine Sammlung von Altem und Neuem von L. (Berlin. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) Pr. Mk. 1,—.

Vor einigen Jahren erschien eine ähnliche Schrift unter dem Namen: Wo ist das Glück? Das Büchlein war prächtig, außen und innen, es erwarb sich viele Freunde und Freundinnen. Ich weiß nicht, wer L. ist, das aber weiß ich, daß die Bezeichnung: Herausgeber von „Wo ist das Glück" schon einen bekannten Namen aufwiegt, reichlich aufwiegt. Herausgeber, ein bescheidenes Wort. Es lehnt die Ehre der Verfassung ab. Ich vermag nicht zu erkennen, ob diese Ablehnung ganz wahrheitsgemäß ist, ob nicht unter dem Gesammelten auch manches Körnlein von Eigenem dabei ist, jedenfalls bleibt dem Herausgeber die Ehre des Suchens und Findens und Ordnens, und diese Arbeit hat er so sinnig und tief und fein gethan, daß man von seinem Buch sagen darf, daß es auch Gewinn bringt. Doch will es mir vorkommen, als ob der Faden, an dem sich das Einzelne, es seien Worte der Weisheit oder Erzählungen, aufreiht, nicht immer ganz leicht zu finden ist. Wär's nicht geraten, darin dem Leser etwas zu Hülfe zu kommen? Schon aus dem Grunde: Man liest solch Buch einmal durch und hat seine Freude daran und seinen Gewinn davon, aber nachher sucht man nach diesem, nach jenem, und muß denn oft lange suchen, ehe man's findet, vielleicht ganz vergeblich. Ließe es sich nicht thun, daß ein Schlußwort aufzeigte, welchem Gedankengange der Herausgeber gefolgt ist? Was bringt denn Gewinn? Nur, was du dem Himmel lebst, dir von Schätzen dort erstrebst, das ist Gewinn! D.

— Vaterländische Gedenkpredigten. Ein Nachklang zu dem Jubeljahre 1895—96 von F. R. Strobel, evang.-luth. Pfarrer an St. Johannes zu Frankfurt-Bornheim a. M. (Frankfurt. Verlag von Johs. Schergens.) Pr. Mk. 0,60. Der Reinertrag ist zum Teil für die christl. Soldatenmission bestimmt.

Wie das Wort Gottes in der Predigt damals 1870/71 den Gang des deutschen Volkes durch Krieg und Sieg zum Frieden begleitet hat, bald zur Buße rufend, bald stärkend und ermutigend, bald tröstend, dann wieder zum Dank aufrufend und mahnend, daß unser Volk nun auch den Segen der großen Heimsuchung jener Zeit sich wahren möge, so ist es auch im Gedächtnisjahr 1895/96 geschehen. Manches davon ist schon durch den Druck an die Öffentlichkeit gebracht. Hier tritt ein Pastor mit dem hervor, was er seiner Gemeine gesagt hat. Denn es sollte doch nicht bloß ein aufwallendes und flüchtig vorübergehendes Gefühl des Dankes sein, was unser Volk 1895/96 bewegte, nein, die Zeit der gnädigen Durchhülfe Gottes soll dem deutschen Volk im Gedächtnis erhalten bleiben. Dazu möchte Pfarrer Strobel an seinem Teil mithelfen. Aber nicht alle Predigten gehören in das Gedächtnisjahr. Da sind noch Predigten, die sich auf Kaiser Wilhelm I., auf Kaiser Friedrich und auf den ersten Geburtstag des Kaisers Wilhelm II. beziehen, dann erst folgen solche aus den Jahren 1895/96. Es sind warme Zeugnisse voll heiligen Ernstes, voller Liebe zum deutschen Volk und zum deutschen Reich, sie werden gewiß der Gemeine, die sie gehört hat, und auch in weiterem Kreise eine willkommene Gabe sein. D.

— D. Chr. Ernst Luthardt, Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christentums. 12.—14. Auflage. Wohlfeile Ausgabe. (Leipzig, Dörffling und Franke.) 1897. 364 S. Pr. Mk. 4,—.

Es ist das letzte Geleitswort für das Leben, mit dem der ehrwürdige Verfasser diese zehn Vorträge hinausgehen läßt, die nun schon über dreißig Jahre ihren Weg unter so großem Segen gefunden haben. Denn es mag wohl nicht viele gebildete Christen geben, die nicht irgend einmal diesem Buche begegnet wären. So ist es dem Schreiber dieser Zeilen als jungen Studenten der Naturwissenschaft gelegentlich zu Gesichte gekommen — und so oft von diesen Vorträgen die Rede ist, kann er nicht anders als danken für die Hand, die sie gab, wie für die Hand, die sie schrieb! Denn sie haben ihm durch so manchen Zweifel hindurchgeholfen, der durchgedacht und durchgerungen werden mußte.

Man hat diesen Vorträgen seitens einer anderen theologischen Richtung wohl den Vorwurf gemacht, ihre Methode wäre veraltet; die moderne Apologetik habe die Aufgabe, von dem gemeinsamen Boden aus, den die christliche mit der modernen Weltanschauung hat, die Rechtfertigung des Christentums zu unternehmen. Aber gerade dieser Vorwurf ist ein Vorzug, der an Luthardts Vorträgen nicht genug zu rühmen ist. Gerade unsere subjektivistisch zerrissene Zeit hat es nötig, immer wieder auf die objektive Seite des Christentums hingewiesen zu werden, auf die Thatsache göttlicher Heilsoffenbarung. Diese Aufgabe hat Luthardt in einer Weise gelöst, die auch heute noch vorbildlich genannt werden darf. Einer weiteren Empfehlung bedürfen seine Vorträge nicht, sie gehören schon längst zum eisernen Bestand in der Rüstkammer evangelischer Apologetik. Sch.

— Die Geschichte der Predigt in Deutschland bis Luther. III. Teil: Die Blütezeit der deutschen Predigt im Mittelalter von Lic. Dr. F. R. Albert. (Gütersloh, Bertelsmann.) 210 S.

Im Anschluß an unsere frühere Anzeige der beiden ersten Bände dieses gelehrten Werkes bemerken wir, daß dieser dritte Band wohl der vorletzte sein wird, denn er beschäftigt sich mit dem Zeitraum von 1100—1400, es bleibt also für einen letzten Band noch die Darstellung der Geschichte der Predigt von 1400 bis zu Luthers Auftreten. In vier Abschnitten wird sub 1 und 2 die erste Stufe der deutscheu Predigt von 1100—1200, nämlich die erzählende Predigtweise und die Kreuzpredigten besprochen, dann 3. die zweite Stufe von 1200—1300, nämlich die lehrhafte Predigtweise (besonders Berthold von Regensburg) und 4. die dritte Stufe 1300—1400, die mystische Predigtweise (Eckart, Tauler u. s. w.). Was der Verfasser nachweisen will, sagt er uns selbst: „Martin Luther ist der erste evangelische Prediger deutscher Zunge. Waren die ältesten Predigten weder evangelisch noch deutsch, so sind die deutschen Predigten auch in der Blütezeit nicht evangelisch gewesen in dem Sinne, daß sie den Inhalt der christlichen Verkündigung im Gottesdienste von dem Evangelium, von der Bibel hätten bestimmen lassen." Daß die evangelische Predigt „nicht ohne weiteres ein Produkt der vorausgegangenen geschichtlichen Entwicklung war, sondern daß es dazu eines in der Kraft der sittlichen Persönlichkeit ringenden, von Gott hoch begabten Mannes wie Luther erst noch bedurfte, wird die Geschichte der Predigt im 15. Jahrhundert zeigen." J. P.

3. Philosophie.

— Naturphilosophie von Friedrich Harms. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. H. Wiese. (Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau).) 1895. 204 Seiten.

Aus der Zeit vor 60 Jahren, als Oken, Nees von Esenbeck u. a. ihr Wesen trieben, ist die sog. Naturphilosophie berechtigter Weise in keinem sehr guten Andenken, auch die moderne Naturwissenschaft hat in Haeckel und seinem Anhang naturphilosophische Blüten getrieben, die nicht gerade erfreuen. — Das Buch, das uns hier vorliegt, liefert uns eine Naturphilosophie edlerer Art. Sie ist von dem früheren Professor an der Universität Berlin, Friedrich Harms, der am 24. Oktober 1819 geboren und am 5. April 1880 gestorben ist. Der Herausgeber dieses Buches hat früher schon andere philosophische Schriften von Harms veröffentlicht. Man kann ihm auch für diese danken. Zwar liefert sie auf dem verhältnismäßig geringen Raum keine erschöpfende Darstellung des Themas und manche Frage hätten wir lieber eingehender und tiefer behandelt gesehen, so z. B. die der Descendenz, allein es bietet um so mehr einen klaren und übersichtlichen Grundriß und der wird manchem willkommen sein. Der Verfasser hat einen ausgesprochen theistischen Standpunkt. Dt.

— Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken, Professor in Jena. 2. umgearb. Aufl. (Leipzig, Verlag von Veit u. Co.) 1897. 8°. 492 S. Pr. Mk. 10,—.

Wenn ein Buch, das sich zwar an „alle Gebildeten" wendet, aber doch immerhin von vornherein auf einen bestimmten Leserkreis angewiesen ist, eine 2. Auflage erlebt, so ist das ein gutes Zeichen für dasselbe. Und in der That, allgemein interessant genug ist das Thema des Buches.

Was das Buch bringt, ist im Grunde genommen eine Geschichte der Philosophie an Hand der Lehren ihrer größten Vertreter, allein es hat doch sein auch im Titel ausgesprochenes Spezialprogramm, indem sich durch dasselbe hindurch zieht die Frage, wie sich jene Männer Inhalt und Wert, Bedingungen und Aufgaben des menschlichen Daseins dachten. In lebensvoller, anregender Darstellung versteht es der Verfasser für sein Problem zu interessieren und die Geschichte der Philosophie von ihm aus zu vertiefen. Das Buch bietet daher eine reiche Quelle der Anregung.

Damit wollen wir aber durchaus nicht sagen, daß wir mit allen hier gegebenen Darstellungen übereinstimmen: man kann auch vom anderen Standpunkt etwas lernen. Manche der „großen Denker" fassen wir anders auf. Das bringt vor allem unser biblischer Standpunkt mit sich, während Eucken mehr den modern-kritischen hat. Das geht vor allem aus dem Kapitel „die Lebensanschauung Jesu" hervor. Aber wir danken dem Verfasser, daß er mit voller Wärme und Überzeugung für das Christentum und seine Lebensauffassung eintritt. Er bemüht sich sichtlich den christlichen Denkern gerecht zu werden, auch denen des Mittelalters, und das ist bekanntlich für moderne Menschen nicht immer leicht. Durch das ganze Buch läßt sich so ein liebevolles Versenken in den Stoff erkennen und das macht es auch dem auf anderem Boden Stehenden annehmbar und wertvoll.

Unsers Erachtens ist die allerneuste Zeit zu kurz fortgekommen; denn den Lebensanschauungen des „modernen Realismus" sind nur 18 Seiten gewidmet. Hier tritt er auch nicht entschieden genug auf. Mit Recht scheidet er im Kapitel „die moderne Entwicklungslehre" streng den Darwinismus von der Descendenzlehre, er versagt der letzteren die nötige Anerkennung nicht, hebt aber nicht scharf genug die gefährlichen Konsequenzen des Darwinismus für sein Problem hervor. Hier wäre ein tieferes Eingehen auf diese unsere Zeit doch sehr bewegende Frage recht wünschenswert gewesen. Auch die Lebensanschauung des Sozialismus ist nur sehr knapp erörtert.

Im allgemeinen können wir die anregende Lektüre des Buches nur empfehlen. Dt.

4. Litteraturwissenschaft.

— Schillers Frauengestalten von Julius Burggraf. 31 Bogen. 1897. Geh. Pr. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—. (Carl Krabbe, Stuttgart.)

„Sie wissen, daß der weibliche Charakter zu meiner Glückseligkeit so notwendig ist. Meine schönsten Stunden danke ich doch Ihrem Geschlechte." So schrieb Schiller an die Schwestern von Lengefeld. Der Verf. will in seinem Buch die Wahrheit dieses Wortes aus dem Leben des Dichters nachweisen, aber auch zeigen, daß das weibliche Geschlecht einen wesentlichen Anteil an dem hat, was Schiller als Dichter geworden ist. Zu dem Zweck schildert er Mutter, Schwestern und Gattin des Dichters, sowie die Mädchen und Frauen, in erster Reihe Frau von Kalb, die einen Einfluß auf ihn geäußert haben; das geschieht mit der Wärme und Liebe, die nur eingehendes Studium der Charaktere und lange Beschäftigung mit der Sache geben können. In den Frauengestalten der Dichtungen sucht und findet er dann die Freundinnen Schillers, die ihm bei jenen als Vorbild gedient oder doch einen oder den anderen Zug für ihre Charakterisierung gegeben haben. Das Buch ist zugleich aber auch eine Lebensgeschichte des Dichters, in der allerdings sein Verhältnis zur Frauenwelt das immer wieder durchklingende Leitmotiv ist. Burggraf ist selbständiger Forscher und geht oft seine eigenen Wege, aber er vertritt und erläutert seine Ansichten mit Wärme und überzeugender Kraft, wenn er auch hier und da der allen Auslegern gefährlichen Klippe, zu viel zu sehen und zu suchen, nicht entgeht. Etwas breit ist das Buch überhaupt geschrieben, und es ist kaum möglich, es hintereinander weg zu lesen, weil das fortwährende Forschen und Sinnen, wie diese oder jene Frau mit einer der Schöpfungen des Dichters in Verbindung zu bringen ist, eine gewisse Einseitigkeit und Gleichförmigkeit mit sich führt — man wird mehr Genuß haben, wenn man die einzelnen Abschnitte im Anschluß an die Aufführung oder das Lesen einer Schillerschen Dichtung studiert. Der Verf. wendet sich, wie er im Vorwort ausführt, in erster Linie an „unsere Frauenwelt", wir glauben aber, daß sein Buch jungen Mädchen nicht in die Hände gegeben werden soll, weil in einzelnen Abschnitten etwas reichlich von der Liebe „Lust und Leid" die Rede ist. v. H.

5. Geschichte.

— 1. Die Märtyrer-Gemeinde von Sevilla. Ein Bild aus der spanischen Reformations-Geschichte von Wilhelm Schlatter. (Basel. Reich.) 162 S. Pr. Mk. 1,40.

2. Ein Besuch im evangelischen italienischen Graubünden. Nach dem Italienischen des E. Comba. (Hamburg. Rauhes Haus.) 205 S. Pr. Mk. 2,—.

1. Die Reich'sche Verlagshandlung in Basel giebt ein Sammelwerk heraus: „Reben am Weinstock", Lebensbilder aus allen Zeiten der Kirche. Das vorliegende 7. Bändchen schildert die Leiden und endlich die völlige Ausrottung der ersten evangelischen Gemeinde in Sevilla 1559. „Sonst gilt in der Geschichte der christlichen Kirche die Regel: das Blut der Märtyrer ist der Same zu neuen Bekennern — in Sevilla war selbst das Samenkorn ertötet." Was heutzutage an evangelischen Gemeinden in Spanien vorhanden ist, steht in keinem geschichtlichen Zusammenhange mit jenen alten reformatorischen Gemeinden, denn die Kerker und Scheiterhaufen der Inquisition haben damals ganze Arbeit gemacht. Es kommt einem das Grauen an, wenn man liest, was damals am Evangelium gesündigt worden ist. Wer einerseits die Geschichte des spanischen Protestantismus im 16. Jahrh. von Wilkens und andererseits den auch in Deutschland verbreiteten englischen Roman „die spanischen Brüder" kennt, der weiß, was er in diesem Bändchen finden wird. Namentlich auch

für die Bibliotheken der Jünglingsvereine sei es empfohlen.

In 2. berichtet der Waldenser Professor Comba in Florenz über einen Besuch, den er bei den evang. Gemeinden gemacht hat, welche nördlich vom Comersee teils auf italienischem, teils auf schweizerischem Boden zerstreut sind. Namentlich die Graubündener italienisch sprechenden Gemeinden sind in Verlegenheit wegen des Nachwuchses im Predigtamte, es sind in der Schweiz natürlich nicht hinreichend reformierte Kandidaten, die des Italienischen genügend mächtig sind, und deshalb hatten sich diese Gemeinden mit der Bitte, ihnen zu helfen, an die italienischen Waldenser gewandt. Durch diese Bitte wurde Comba zu seiner Reise veranlaßt und er berichtet nun in diesem Büchlein sehr eingehend über jede einzelne Gemeinde, über ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart, nicht im trockenen Gelehrtenstil, sondern im sprühenden Feuilletonstil eines geistreichen Südländers, aber gerade darum wohl für uns Nordländer auf die Dauer etwas ermüdend. Vielleicht wäre überhaupt weniger mehr gewesen. Man freut sich von jenen evang. Gemeinden in vergessenen Thälern zu hören, aber schließlich wird es doch zu viel, wenn auch noch so geistreich 205 Seiten lang von wenig Dorfgemeinden geplaudert wird. J. P.

— Moltke's Militärische Werke. Moltke's Militärische Korrespondenz. Aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abteilung für Kriegsgeschichte. II. Abteilung. Vom 3. September 1870 bis zum 27. Januar 1871. (Berlin. E. S. Mittler.) 1896.

Der vorliegende Teil der Korrespondenz beginnt mit dem am 3. September Mittags erteilten Befehl zum Vormarsch auf Paris. Unter den Schreiben der nächsten Wochen erwähnen wir einige, weil sie die authentischste Widerlegung der französischen Fabeln von der Rücksichtslosigkeit der deutschen Heeresleitung den Bewohnern des Landes gegenüber sein dürfte.

So heißt es in einem Schreiben vom 9. September an General von Werder mit Bezug auf Straßburg: „Starkes Bombardement der Stadt als wirksamstes Mittel allerdings zuläßig, aber möglichst zu vermeiden, jedenfalls vorher dem Kommandanten anzukündigen." — Dann am 13. September: „Seine Majestät der König haben befohlen, daß bei der nahe bevorstehenden Weinernte die Truppenkommandos darauf aufmerksam gemacht werden, das Betreten der Weinberge, soweit angängig, zu vermeiden. Den einzelnen Soldaten ist ein solches Betreten auf das strengste zu untersagen und die Aufrechterhaltung dieses Verbots zu überwachen." —

Auch die Fabel französischer Schriftsteller, Moltke und die deutsche Strategie überhaupt, sei wohl als Ergebnis fleißiger, sorgfältig vorbereiteter Arbeit anzuerkennen; aber ihr mangele der geniale Zug Napoleonischer Kriegführung, widerlegt sich gründlich durch den Einblick in die Arbeitsstätte unseres großen Strategen. — Von Tag zu Tag wechselt hier das Bild, in welchem sich die Kriegslage darstellt. — Im September ist Moltke noch völlig von dem Gedanken beherrscht, Paris werde binnen kurzer Zeit fallen. So heißt es z. B. in dem so klaren und kurzen Entwurfe für die Einschließung von Paris — aus Château Thierry vom 14. September: „Die Operationen schon jetzt bis zur Loire auszudehnen, scheint nicht angängig, und wird dafür der Fall der französischen Hauptstadt abzuwarten sein."

Und wie bald erkannte Moltke, daß an der Loire die Geschicke der Hauptstadt entschieden würden, daß dorthin alle verfügbaren Kräfte zu entscheidenden Schlägen gesandt werden müßten. — Aber auch in den kritischen Tagen, so vor dem Falle von Metz, so zur Zeit der Schlacht von Villers-Champigny, haben wir stets Gelegenheit, die Ruhe und Klarheit des großen Schlachtenmeisters zu bewundern. — Geradezu klassisch ist die Sicherheit, mit der bei dem Vorstoße Bourbakis gegen Belfort dem General von Werder die Richtschnur für seine Maßregeln gegeben wurde. — (Seite 518). Werder hatte bekanntlich, als vor seiner Front immer neue Truppenmassen erschienen, die dringende Bitte ausgesprochen, ob es geraten sei, Belfort ferner festzuhalten, wenn er bei einer Schlacht — diese Festung im Rücken — nicht die Existenz seines Korps aufs Spiel setzen solle. — Wieviele Oberbefehlshaber würden in diesem Falle die Verantwortung dem an Ort und Stelle befehligenden General zugeschoben haben. Moltke antwortete telegraphisch mit prophetischer Sicherheit: „Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. . . . . Das Anrücken des Generals Manteuffel wird schon in den nächsten Tagen fühlbar." —

So ist auch diese Abteilung der Moltkeschen „Korrespondenz" reich an interessanten Einblicken in die rastlose, zielbewußte und von seltener Kühnheit begleitete Thätigkeit des genialen Strategen. Weit über die Kreise des Soldaten und des Geschichtsforschers hinaus verdient sie gelesen zu werden. v. Z.

6. Biographie.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Freiherr von Ungern-Sternberg u. Pfarrer H. Dietz. XXII. Band. 1. Heft. (161 S.) Inhalt: Philipp Melanchthon und seine Wirksamkeit in der Reformation. Zum 400jährigen Geburtstag von Spanuth-Poehlde. Einzelpreis Mk. 1,—.

Im Gegensatz zu vielen anderen Melanchthon-Biographien, mit denen uns das Jahr 1897 beschenkt hat, ist die vorliegende keine Festschrift ohne bleibenden Wert, sondern eine ernstgemeinte und wohl durchgearbeitete Studie über Philipp Melanchthon als Reformator in seinen Beziehungen zu Luther und anderen Mitkämpfern für die evangelische Freiheit. Der Verf. teilt nicht nur die Lichtseiten seines Wirkens mit, sondern bespricht auch das, was ihn in Gegensatz zu Luther brachte und bringen mußte. Etwas reichlich kurz ist die Charakterisierung und die Schilderung des häuslichen Lebens des Praeceptor Germaniae ausgefallen. Der Verf. wollte ja Melanchthon hauptsächlich in seiner Wirksamkeit als Reformator schildern, aber etwas mehr aus seinem Privatleben so z. B. Mitteilungen über seine Wohlthätigkeit u. s. w. wäre doch erwünscht gewesen. Das Heft ist ein neuer Beweis für die Sorgfalt, mit der die Leitung der „Zeitfragen" ihre Aufgabe, im christlichen Geiste zu orientieren, durchführt. v. H.

— **Philipp Melanchthon.** Ein Lebensbild, dem deutschen Volk vor die Augen gemalt von **Armin Stein.** (Berlin. Buchhdlg. der Berliner Stadtmission.) 1896. Pr. Mk. 0,50. Partiepreis (50 Expl.) Mk. 0,40.

In 16 Kapiteln giebt Verf. in einfacher, volkstümlicher Sprache ein Bild des Reformators. „Was ist dir Lips? Schaust ja drein, als wäre dir was sonderlich Fröhliches widerfahren?“ so fängt das Buch an, und in gleichem Tone, in Form einer Erzählung, entwickelt der Verfasser den Charakter Melanchthons und zeigt seine Bedeutung für das deutsche Volk. Die Schrift ist zur Massenverbreitung gut geeignet. v. H.

— **Kaiser Wilhelm der Große als Herrscher, Mensch und Christ.** Ein Charakterbild aus seinem Leben geschildert von **A. Wolter.** Herausgegeben zum Besten des Baufonds der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Mit 55 Abbildungen. (Berlin. E. S. Mittler.) 1897. Pr. M. 1,—.

Die kleine Schrift verdankt ihre Entstehung dem bevorstehenden 100. Gedenktag an die Geburt Kaiser Wilhelms I. Wir sind sicher, daß diesen Tag kein Ort unseres preußischen, so Gott will auch unseres deutschen Vaterlandes, ohne eine Feier ernster Art begehen wird. — Wie an Festfeiern wird es auch gewiß an Festreden und Festschriften nicht fehlen. — Eignet sich doch die Schilderung des Lebens und der herrlichen, echt christlichen Eigenschaften unseres Heldenkaisers wie kaum etwas anderes zum Vorbild für das heutige und für das heranwachsende Geschlecht. Nun in diesem Schriftchen ist in lebensvoller und zum Herzen sprechender Weise nicht nur ein Bild der **großen Thaten** Kaiser Wilhelms für sein Volk und Land gegeben; sondern der echt christlichen Eigenschaften der kindlichen Demut, Bescheidenheit, Selbstlosigkeit, der Einfachheit, Gewissenhaftigkeit und des Edelmutes gegen den Feind. Eine billige Volksausgabe erleichtert die Beschaffung als Festgabe. v. Z.

— **Deutsches Volk, gedenke deines großen Kaisers!** Ein Charakter- und Lebensbild Kaiser Wilhelm I., gezeichnet von **Dr. H. Rocholl.** Mit zahlreichen Abbildungen. (Hannover. C. Meyer.) 1897. Pr. Mk. 0,50, in Partien erheblich billiger.

— **Lose Blätter aus dem Leben Wilhelms des Großen** von **Max Graf Lüttichau.** (Leipzig. G. Wigand.) 1896. Pr. Mk. 0,25, 50 Expl. Mk. 9,50, 100 Expl. Mk. 18,—.

Die erste der beiden Schriften enthält eine vollständige Lebensgeschichte des Kaisers und eine Würdigung seiner Wirksamkeit auf militärischem und politischem Gebiet. Klare Anordnung, hübsche Bilder und patriotischer Geist zeichnen die Rocholl'sche Arbeit aus, die uns besonders für Schüler der oberen Klassen geeignet zu sein scheint. Im ersten Kapitel berührt die wiederholte Anwendung des Wortes: „Ha, welch eine Majestät!“ auf Kaiser Wilhelm nicht angenehm.

Graf Lüttichau, durch seine Beziehungen zum Berliner Hof besonders geeignet, Mitteilungen aus dem Leben Kaiser Wilhelm I. zu geben, greift 6 Tage aus dem Leben des letzteren heraus und zeigt in diesem Rahmen, wie der Kaiser gedacht und gehandelt hat — als König und Christ. Die pietätvoll und warmherzig geschriebene Broschüre sei allen Lesern der Monatsschrift warm empfohlen; sie ist zur Massenverbreitung auch des billigen Preises wegen sehr geeignet. v. H.

— **Kaiser Wilhelm I.** Aus seinem Leben Sextanern erzählt von **W. Pfeifer.** Nebst Bildnis des Kaisers. (Halle a. S. Buchhdlg. des Waisenhauses.) 1897. Pr. Mk. 1,20.

Unter der Hochflut von Kaiserschriften, die der diesmalige 22. März zeitigt, möchten wir das vorliegende Büchlein ausdrücklich herausheben, weil wir es lebhaft bedauern würden, wenn es das Schicksal des Mittelmäßigen teilen und der Vergessenheit anheimfallen würde. Der Verfasser giebt uns in einfacher, ungekünstelter Weise eine Darstellung des Lebens Kaiser Wilhelms, wie wir sie für unsere Kinderwelt nicht schöner denken können. Er versteht es meisterhaft durch Einflechten kleinerer Einzelheiten und treffender Charakterzüge, durch stetes Betonen des Persönlichen die Gestalt des ersten deutschen Kaisers so anschaulich und lebensvoll vorzuführen, daß wir bekennen selbst von Anfang bis zu Ende ihm mit großem Interesse und innerer Teilnahme gefolgt zu sein. Wieviel mehr wird sich erst der Knabe bei seiner Vorliebe für alles Persönliche und Heldenhafte angezogen fühlen. Mit dem Kaiser durchlebt er zugleich jene große Zeit, die in der Geschichte einmal als sein Zeitalter wird bezeichnet werden. Auch diese historischen Darlegungen sind ganz dem kindlichen Verhältnis angepaßt, Mittelpunkt und Träger bleibt die Person des Monarchen: ihn begleiten wir in den Krieg, sehen an seiner Seite die Schlachten sich entwickeln, folgen ihm in die staatsmännischen Beratungen u. s. w. Und wie die ersten Abschnitte ihn uns als Helden zeigen, so bringt der letzte Abschnitt: „der alte Kaiser“ ihn uns auch menschlich näher, schildert uns sein tägliches Leben, seinen Verkehr mit seinen Räten und Dienern, seine Beteiligung an den Jagden und deckt überall jene Schlichtheit, Milde und Demut seines Wesens auf, die mit seinen Thaten und seiner majestätischen Würde so wunderbar zu kontrastieren schienen und doch gerade darum seine Erscheinung zu einer so unvergleichlich anziehenden und liebenswerten machten. Ganz besonders hat es uns gefreut, die leider nicht genügend bekannte Schilderung seines letzten Abschiedes von dem Minister Roon wiederzufinden. Sie giebt uns einen herrlichen Einblick in das tiefe Innenleben des großen Kaisers und kann in dieser schlichten Darstellung auch unmöglich des Eindrucks auf das jugendliche Gemüt verfehlen. — ck.

— **Stanley.** Von **Paul Reichard.** 21. Band der „Geisteshelden“. Herausg. von **A. Bettelheim.** (Berlin, E. Hofmann & Co.) 1896. Preis Mk. 2,40.

Gehört Stanley wirklich zu den Geisteshelden oder den führenden Geistern der Menschheit? Und kann man ihn auf eine Stufe mit Carlyle, Shakespeare, Moltke oder gar Goethe, Dante und Luther stellen? Das wird der Herausgeber, Herr Bettelheim selbst nicht glauben, und er hat den modernen Cortez wohl hauptsächlich deshalb mit unter die „führenden Geister“ aufgenommen, weil seine Schicksale und Erlebnisse vortrefflichen Stoff für eine unterhaltende, hier und da auch pikante Lebensbeschreibung dar-

bieten. Pikant ist diese Lebensbeschreibung hauptsächlich im ersten Kapitel, in dem Paul Reichard mit schonungsloser Hand den Mantel von der Herkunft des „Geisteshelden" abreißt, der mit widerwärtiger Eitelkeit so lange wie irgend möglich seine illegitime Abstammung, sogar seine englische Nationalität zu verheimlichen suchte, Mutter, Geschwister und Verwandte verleugnete und sie, wenn es not that, brutal behandelte. Dieser dunklen Seite seines Charakters stehen dann jene kühnen und großartigen Thaten der Aufsuchung Livingstones und Entdeckung des Kongostromes gegenüber, die Stanley mit Recht einen großen Namen unter den Entdeckern aller Zeiten gegeben haben. Herr Reichard — selbst Afrikaforscher von Bedeutung — schildert die Laufbahn Stanleys, seine großen Reisen, sein Verhältnis zur Wissenschaft und schließlich sein Privatleben mit sehr gewandter Feder und verfällt nirgends in den Fehler so mancher Biographen, die sich in ihre Helden verlieben und dann gern fünf gerade sein lassen; man gewinnt ein zutreffendes Bild des in seiner Art genialen Mannes, dessen Charakter eine eigentümliche Mischung von Größe und niedriger Gesinnung zeigt. Soweit Herr Reichard sich mit Stanley beschäftigt, kann man seiner Darstellung also Lob spenden; im übrigen aber finden sich in seinem Buche hier und da Ansichten eingestreut, z. B. über Livingstone, über die Behandlung der Eingeborenen, die teils von starker Voreingenommenheit, teils von völliger Verkennung unserer Christenpflicht gegen jeden Nebenmenschen Zeugnis ablegen und den Wert des Buches verringern. v. H.

7. Poesie.

— Wilhelm der Große. Ein Festspiel für höhere Lehranstalten. Von Dr. H. Drees. (Quedlinburg, Viewegs Buchhandlung.) Pr. Mk. 0,60.

Die bekanntesten patriotischen Lieder und Gedichte hat der Verfasser durch eine fortlaufende, in wohltönende Verse gebrachte Handlung verbunden und es so eingerichtet, daß das Stück zu allen patriotischen Gedenktagen benutzt werden kann. Die Bearbeitung der musikalischen Einlagen rührt von Fr. Kriegeskotten her. — r.

— Die Zollern und das Evangelium. Ein Schulfestspiel für höhere Lehranstalten. Von Dr. H. Drees. Musikalisch ausgestattet von Fr. Kriegeskotten. (Quedlinburg. Chr. Vieweg.) Pr. Mk. 0,60.

Der Dichter führt uns vier geschichtliche Bilder vor, welche den Gedanken seines Festspiels illustrieren sollen. Heroldsspruch leitet dieselben ein und verbindet sie untereinander. Zuerst kommen die französischen Réfugiés zum großen Kurfürsten und finden eine Heimat in seinen Landen, dann die Exulanten des Salzbundes, die Salzburger 1732 nach Wernigerode, welchen der König in Ostpreußen ein Asyl eröffnete, weiter folgt der Choral von Leuthen und die Befreiung der schlesischen Protestanten aus der harten Knechtschaft des österreichischen Katholizismus, und den Beschluß bildet eine Königs-Geburtstagsfeier der Zillerthaler 1849. Das Ganze ist von patriotischem Odem durchweht und kann wohl jungen Herzen Liebe und Begeisterung für das königliche Zollernhaus einflößen. D.

— Deklamationen und Gedichte. Von H. Böhlje. (In Kommission bei Joh. Schergens. Frankfurt a. M.) Pr. Mk. 0,30.

Wohlgemeinte, fromm und ernst gestimmte Dichtungen eines gläubigen Christen. Dieselben werden den Ton treffen etwa für Jünglingsvereine und können dort gut zu Vorträgen benutzt werden. Die moderne Formvollendung fehlt ihnen freilich. Man betont nicht „Märtyrer", sondern Märtyrer. D.

— Blumen am Wege. Gedichte von Wilh. Sunkel. Mit 52 Silhouetten von Sophie Mitgau. (Wollermann, Braunschweig.) 1896. Pr. Mk. 4,00.

Der Dichter, der diese Blumen am Wege gepflückt hat, sieht mit fröhlichen Augen in die Welt, die ihm voll ist von Gottes Güte. Und so wie er sie sieht, wünscht er, daß sie auch die Leser sehen. Wer sich in einer ruhigen Stunde in diese anspruchslosen gemütvollen Dichtungen versenkt, auf den wird etwas von der Weltanschauung des Dichters übergehen. Die schönen Verse zum Lobe seiner Frau lassen uns einen Blick in ein glückliches Familienleben thun; auch aus den schweren Stunden des Daseins weiß er, starken Gottvertrauens voll, duftige Blüten zu gewinnen. In Sophie Mitgau hat er eine kongeniale Natur gefunden, die mit ihren graziösen Silhouetten dem Buche einen würdigen Rahmen geschaffen hat. — r.

— Friedrich Tewes. Gedichte. (Hannover. Schmorl und von Seefeld Nachfolger.)

Wer ist Friedrich Tewes? Ich habe versucht, mir aus dem kleinen Heft seiner Gedichte ein Bild von ihm zu machen. Die Heimat finde ich wohl, es ist die niedersächsische Ebene, wo Heide und Moor mit sandigem Rain um Felder und Wälder sich breiten, und des Hünengrabes bemooster Stein erzählt von vergangenen Zeiten: wo Alt-Hildesheim, die schönste Stadt des Landes, das Nürnberg des Nordens, sich im Bergeskranze erhebt. Aber sein Lebensgang bleibt mir verworren. In seiner Jugend liebte er eine hoffnungslose Liebe: „Denn Du, der einst am Fürstenthrone die glückumglänzte Wiege stand, Du botest nur dem Fürstensohne, dem gleichgebornen Deine Hand", doch: „Der Liebe konnt' ich nicht vergessen, ich bleibe treu bis an den Tod" und: „Geh ich zum Frieden, dann bist mein letzter Seufzer Du!" — Dabei widmet er seine Gedichte: „Dir aber, der Gefährtin auf der Fahrt durch dieses Lebens ungewisse Weiten, — — Dir weihe ich voll Dankbarkeit dies Buch als Zeichen meiner wandellosen Liebe!" Wie reimt sich das miteinander. Doch lassen wir den Dichter. Seine Gedichte tragen meist düstern weltschmerzigen Charakter. Je denn und wenn findet sich ein Scherzklang. Das Rad einst und das Rad jetzt ist ein freundlicher Gedanke. Aber eine andere Versöhnung findet der Dichter nicht als die: „An Arbeit und an Kämpfen gab genug das Leben, mög' Ruh und Frieden nun das Grab dir geben!" — das aber ist zu wenig. D.

— Die Dreilinden-Lieder. Von Balduin Möllhausen. Mit einem Bildnisse des Prinzen Friedrich Karl, dem Bildnisse der Tafelrunde im Jagdschloß Dreilinden und zahlreichen Originalzeichnungen. (Berlin, E. S. Mittler.) 1896.

Dem Andenken des ritterlichen Husaren-Prinzen, des nie vergessenen Bildners der preußischen Truppen, des ruhmreichen Feldherrn sind die anspruchslosen Lieder eines der dem deutschen Volke wohlbekannten Schriftstellers gewidmet. Sie zeigen uns den Prinzen nicht im Glanze seines Ruhmes; sondern in seiner stillen, fast klösterlich abgeschiedenen Waldeinsamkeit, in seinem selbstgeschaffenen Waidmanns-Heim „Dreilinden". Dort sehen wir den äußerlich so ernsten und abgeschlossenen Herrn in traulichem, heiterem Verkehr mit waffenkundigen oder das edle Waidwerk und die Künste und Wissenschaften pflegenden Männern Stunden zwanglosesten Zusammenseins feiern. — Diesen verdanken die „Dreilinden-Lieder" Balduin Möllhausens ihre Entstehung.

Sind sie zunächst der „Vereinigung Prinz Friedrich Karl" — den Männern jener Tafelrunde, gewidmet, so werden sicher auch weitere Kreise, in deren Herzen das Andenken an den Helden-Prinzen lebt, das vornehm künstlerisch ausgestattete Büchlein freundlich aufnehmen. v. Z.

8. Unterhaltungslitteratur.

— **Ohne Kompaß.** Von B. Lothar. (Dessau. Baumann.) 280 S. Pr. Mk. 3,00.

Wirklich einmal wieder ein hübsches Buch, mit dem man sich gerne eine Weile beschäftigt. Die Verf., Fräulein Clara Hirschberg in Gernrode, hat einen Bruder bei der Marine gehabt und hat dadurch die Marine und was damit zusammenhängt lieb gewonnen. Nun erzählt sie uns eine gut erdachte und fleißig durchgeführte Geschichte, in der auf der einen Seite Offiziere und Kadetten der Marine stehen und auf der anderen Seite als Gegensatz zwei Berliner Familien, eine Geheimrätin mit ihren Kindern und ein Bankier mit den Seinen. Wir werden wohl einmal aufs Schiff, einmal sogar zu Schiff hinüber nach Peru geführt, wesentlich aber bleiben wir doch in den heimischen Kreisen und lernen die Leute kennen, wie sie teils den inneren Gotteskompaß schon kennen, teils in der Not des Lebens ihn kennen lernen, teils aber auch, indem sie ihn verachten, auf dem stürmischen Meere der Welt Schiffbruch leiden. Nirgends, weder im Guten noch im Bösen zeichnet die Verfasserin Karrikaturen, sondern durchgehend arbeitet sie auf Grund sehr guter Beobachtung. Nicht ganz gut gelungen ist die Darstellung der letzten Schicksale des Hauptvertreters weltlichen Lebens, des Bankiers Bernhard Brook. Gerade zu Anfang ist er, der weltkluge Egoist, trefflich geschildert, aber von dem Augenblicke an, wo er thörichterweise das bei ihm deponierte Testament vernichtet, macht er, als es sich nun auch darum handelt, die Blechkapsel zu beseitigen, in der das Testament war, eine Dummheit über die andere. Allerdings er konnte nicht ahnen, daß das Duplum dieser Kapsel durch die schöne Schwägerin seines Bergwerkdirektors weit aus Peru herübergebracht war und von dieser als Bonbonnière benutzt wurde (man denke eine elegante Dame, welche eine alte Blechkapsel als Bonbonnière benutzt!), aber daß er das ihm lästige Ding beim Direktorgarten in die Nesseln wirft, ist doch nicht recht glaubhaft. Bei der Erzählung des wider Brook angestellten Strafprozesses ergeht es der Verfasserin dann wie es meistens den Damen ergeht, wenn sie sich auf das juristische Gebiet wagen, sie leidet da mit ihrer Geschichte selbst etwas Schiffbruch. Im übrigen aber können wir das Buch wirklich von Herzen als eine gute und interessante Lektüre empfehlen. Einen anderen Titel hätten wir dem Buche gewünscht, nicht „ohne Kompaß", sondern „mit dem Kompaß", denn die Hauptpersonen finden sich ja eben mit dem Kompaß durch, es sind die Nebenpersonen, welche ohne Kompaß verloren gehen. J. P.

— **Wollt ihr's hören.** Erzählungen für junge Mädchen von **Adelheid Wildermuth.** 3. Auflage. (Stuttgart, Krabbe.) 245 S. Pr. geb. Mk. 3,—.

Unsere 12—14jährigen Mädchen sind oft von einer wahren Lesewut besessen und es ist gewiß eine ernste Pflicht der Mütter, diese Lesewut zu zügeln, dann aber auch recht zu befriedigen, indem die rechten Lesestoffe diesen hungrigen Geistern zugeführt werden. Es handelt sich nicht bloß darum, daß die Bücher an sich gut sind, sondern daß sie für das fragliche Alter auch passen und nicht Ideen erwecken, die man besser noch schlummern läßt. Eine rechte Mutter sollte jedes Buch, das sie ihren Töchtern in die Hand giebt, erst gewissenhaft selbst geprüft haben. Für die jüngeren Mädchen sind immer Frau Averdiek, A. Stein und neuerdings Emma Troberg („die Kinder auf Karlshagen") noch unerreicht, für die etwas älteren sei an Thusnelde von Salderns köstliches „Margaretenbuch" erinnert, aber nun eben unsere 12—14jährigen? Clementine Helm und Clara Cron sind nicht nach meinem Geschmack, dagegen bleibt Johanna Spyri unerreicht, unvergessen aber sollen auch bleiben Marie Nathusius und Ottilie Wildermuth und, wie ich mich freue hinzufügen zu können, Adelheid Wildermuth. Es sind drei Geschichten. Die erste „nur ein Bettelmädchen" ist die beste, sie hat den Ref., der längst über die Jugendjahre hinaus ist, an einzelnen Stellen zu Thränen gerührt. Nr. 2 „das Geheimnis im Pfarrhaus" ist schwächer. Wenn die Damen sich aufs juristische Gebiet verirren, wird die Sache immer bedenklich. Den hier vorgeführten Herrn Assessor würde ich bitten, mit seinem Thatendrang sich ein anderes Gebiet als das gerichtliche auszusuchen, er möchte sonst noch allzuviel Unfug anrichten. In Nr. 3 ist die „milde Hilde" zwar hübsch geschildert, ihre Sänftigung aber nicht ganz wahrscheinlich. Aber im ganzen, wie bemerkt, ein nicht unübler Beitrag zu unserer Jugendlitteratur. J. P.

— **Papa Wrangel.** Heitere Geschichten aus seinem Leben von **H. Ferschke.** Illustriert von **H. Albrecht.** (Stuttgart, C. Krabbe). 120 S. Pr. Mk. 1,—.

Eine Menge Anekdoten und Geschichten, die dem General-Feldmarschall Graf Wrangel zugeschrieben werden, und von denen wohl ein Teil wirklich auf seine Rechnung gesetzt werden kann. Der Verfasser versteht zu erzählen, wenn auch manchmal etwas mehr Kürze nicht geschadet haben würde, und seine Erinnerung an den „hundertjährigen Diensteintritt" des Papa Wrangel wird deshalb vielen eine willkommene Gabe sein, namentlich denjenigen, die noch vor 1860 der Armee aktiv oder in der Landwehr angehört haben. Daß

sehr viele der aufgenommenen Anekdoten schon bekannt sind, soll nicht getadelt werden; dagegen glauben wir einen Fehler des Buches darin sehen zu müssen, daß nur heitere Geschichten erzählt werden — auf die Dauer wirkt diese Kost ohne Abwechselung ermüdend. Die Illustrationen sind recht charakteristisch und flott gezeichnet. v. H.

— Wahrer Adel. Roman von G. Oertel. (Leipzig, E. Ungleich.) 1896. Pr. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

Ein Zeit- und Tendenz-Roman, in dem der als Chef-Redakteur der „Deutschen Tageszeitung" in weiten Kreisen bekannte Herr Verfasser mit gewandter Feder die sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse des platten Landes schildert und zugleich ein Bild dessen giebt, was er unter „wahrem Adel" versteht. Der Inhalt des Buches ist kurz zusammengefaßt der, daß eine altadelige, hochangesehene Gutsbesitzerfamilie finanziell zusammenbricht, weil der Chef der Familie die Bewirtschaftung seines Besitztums ungenügend kontrollierte, von seinen Beamten betrogen wird und nicht stark genug ist, die Ausgaben seines Hausstandes rechtzeitig einzuschränken. Juden und Wucherer bieten ihm die Hand zur „Rettung", aber er ist noch klardenkend genug, um die Hülfe eines ihm bekannten Rechtsanwalts anzunehmen, der den Rendanten wegjagt, die eigennützigen Helfer verscheucht, den Besitz rettet und — schließlich die verwitwete Schwiegertochter des Freiherrn heiratet. Dieser Dr. Eckardt ist der Held des Romans, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ein in allen Sätteln gerechter, vornehm denkender Mann — mit einem Worte der wahre Adlige. Der Verfasser verkündet in seinem Buch, daß wahrer Adel in allen Ständen zu finden ist, daß dagegen das Wörtlein „von" allein den Edelmann nicht macht; daß der geadelte Geldprotz trotz seiner Krone auf dem Wappen eine niedrige Seele behält u. s. w. Etwas Neues ist damit nun freilich nicht gesagt, denn niemand hat im Ernst bezweifelt, daß der Adel der Gesinnung sich geradeso gut beim Tagelöhner wie beim Herzog finden läßt. Eine andere Frage ist die, ob nicht trotz alledem der Adel der Geburt auch heute noch eine gewisse Berechtigung in unserem staatlichen und gesellschaftlichen Leben besitzt, und darauf giebt das Buch keine Antwort. — Der Roman ist im übrigen spannend geschrieben, die Charakterzeichnung klar, wenn auch hier und da, namentlich bei den stark lächerlich und verächtlich gemachten Persönlichkeiten jüdischer Abstammung reichlich grobkörnig und karrikierend, während der Held, Dr. Eckardt, etwas zu sehr Idealfigur ist. Das Buch erhebt sich durch Form und Inhalt weit über viele andere Romane nnd verdient gelesen zu werden. v. H.

— Art zu Art. Roman in drei Bänden von H. Schobert. Berlin 1897. (Verlag von Otto Janke.)

Der Verfasser führt in gewandter, fesselnder Schreibart einen hochinteressanten Herzenskampf vor, basiert auf die Gegensätze der verschiedenen Gesellschaftsklassen, als Beweis des Satzes, daß Art zu Art gehört.

Martin Heeken, der Sohn eines armen Tagelöhners, tritt als genialer Bildhauer mit einem Meisterwerk auf, während er sich sein tägliches Brot durch Möbelschnitzerei verdient. Eine reiche, unabhängige Amerikanerin Maud Winter ist nach Deutschland gekommen, um sich in glühendem Enthusiasmus als Malerin ganz der Kunst zu widmen. Der ehrliche Professor Quensel, bei welchem sie wohnt, öffnet ihr die Augen über ihr dürftiges Dilettantentum und nun beschließt sie sich und ihr Geld dennoch, wenn auch in anderer Weise, in den Dienst der Kunst zu stellen.

Martin Heekens Meisterwerk ist von Professor Quensel sofort zur Kunstausstellung angenommen und die Ausführung in Bronze bestellt worden; ehe es jedoch zum Guß kommt, bricht das Modell, welches aus Mangel an Mitteln mittelst mangelhaften Materials hergestellt worden war, vor den Augen des Künstlers zusammen. Statt zu verzweifeln, schreitet Heeken sofort zur Neuanfertigung, die wiederum glänzend gelingt.

Maud Winter interessiert sich lebhaft für diese gigantische Schaffenskraft, unterstützt Heeken heimlich durch Geldmittel und kommt schließlich während eines Landaufenthalts auf der Villa des Professors dazu, sich mit dem gesellig ganz ungebildeten, formlosen jungen Künstler zu verloben. Schon während der kurzen Brautzeit treten die Gegensätze in den geselligen Anschauungen scharf zu Tage, so daß z. B. der reiche fein gebildete Freund Heekens, der Bildhauer Fortunat mit Maud — für die er sich, ohne daß es ihm zum Bewußtsein gekommen ist, lebhaft interessiert — die Wohnung mietet und die Ausstellung besorgt, während Heeken bedürfnislos in seiner primitiven Arbeitsbluse schafft.

Wie denn auch nicht anders zu erwarten, wird die Ehe eine tief unglückliche. Die hochgebildete Maud hatte gehofft, Martin zu sich emporzuziehen und zu feineren Sitten heranzubilden, aber umsonst. Heeken wiederum fühlt sich in der komfortablen Wohnung und vornehmen Umgebung im höchsten Grade unbehaglich; die Anwesenheit seiner Frau im Atelier lähmt seine Schaffenskraft, sodaß er zur Überzeugung gelangt, er habe sich nur durch das Geld, welches ihm die Mittel in Aussicht stellte, seine Werke in Marmor ausführen zu können, zur Heirat verleiten lassen. Fortunat sucht vergeblich die Gegensätze zu vermitteln, entbrennt aber dabei immer heftiger in entsagungsvoller Liebe zu Maud.

Während Maud im Sommer zur Erholung nach der Schweiz reist und hierbei mit Fortunat zusammentrifft, bleibt Heeken zurück und atmet in der Freiheit wieder auf. Er sieht seine Genossin aus der Kinderzeit Eva Leitner, welche als Dienstmädchen zu seiner bei ihm wohnenden alten Mutter gezogen ist, wieder und verkehrt mit ihr in alter harmloser Jugendfreundschaft; schließlich verliebt er sich in das einfache, frische und heitere Mädchen.

Nach der Rückkehr der Gattin beginnt von neuem der Zwang. Die Gesellschaft hat von dem Zusammensein Mauds und Fortunats in der Schweiz Wind bekommen und Maud in die Acht gethan. Um deren Ruf zu retten, verlobt sich Fortunat mit Lucie Quensel, der Tochter des Professors. Durch niederträchtige Zwischenträgerei erfährt Maud von dem freundschaftlichen Verhältnis ihres Mannes mit Eva und überrascht sie im Atelier, als sie sich eben ihre Liebe gestanden, gleichzeitig aber beschlossen hatten sich zu trennen, da

Eva als durchaus sittenreine Person dies als das richtige erkennt. Es fallen harte Worte von seiten Mauds, Martin nimmt Evas Partei und das Resultat ist Scheidung der Ehe. Fortunat löst seine Verlobung mit Lucie Quensel, heiratet Maud und Martin Heeken wird mit Eva, welche zu ihm aufschaut und seiner Sphäre angehört, ein glücklicher, zufriedener Familienvater und berühmter Professor.

Die Lektüre dieses Romans mit seinen interessanten Zwischenfällen und feinen Charakterzeichnungen kann nur warm empfohlen werden.

Rz.

Aus dem Verlage von Fr. Bahn (Schwerin i. M. 1896) sind uns zugegangen:

1. Im Lande der Sonne. Roman von B. Clement. Pr. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Ein gehaltvolles, interessantes Buch, in dem die Verfasserin ein Bild des Lebens sowohl der Missionare, wie auch der Offiziere und Beamten in Vorderindien zur Zeit des Sepoy-Aufstandes am Ende der 50er Jahre unseres Jahrhunderts giebt. Ob die Schilderungen auf persönlichen Aufzeichnungen von Missionaren u. s. w. beruhen, wissen wir nicht, jedenfalls aber machen sie den Eindruck der Wahrheit und fast des Selbsterlebten. Die Hauptpersonen, der alte Missionar Wilson, seine Tochter und das Pflegekind Amarasanthi, der junge Missionar Walker, der Vetter Reginald u. a. sind lebensvoll geschildert. Für einen Roman ist die Erzählung hier und da etwas sehr breit gehalten, aber wir wollen das nicht tadeln, weil die Verfasserin, wie wir meinen, in erster Linie nicht eine Liebesgeschichte schreiben, sondern ein Bild des wunderbaren, fremdartigen Landes, sowie der Thätigkeit der evangelischen Mission geben wollte. Wir empfehlen das Buch angelegentlich.

2. Paradiesespforten. Roman v. Annie S. Swan (Verf. v. „John Maitland", „Prüfungen" ꝛc.). Autorisierte Übersetzung v. El. Eckert. Brosch. Pr. Mk 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Die Verlagsbuchhandlung hat es für erforderlich gehalten, dem Buche eine ganze Reihe lobender Kritiken englischer Journale beizugeben, wir glauben aber, daß der Name, den sich die Verfasserin durch ihren in unserer Monatsschrift veröffentlichten Roman „John Maitland" gemacht hat, genügen dürfte, um ihrem neuen Werke in Deutschland Verbreitung zu sichern. Nicht so stark, wie in jenem Roman, aber doch sehr bedeutsam, treten in den „Paradiesespforten" religiöse Fragen, namentlich der Einfluß des aus innerer Erfahrung gewonnenen Glaubens in den Vordergrund. Zwei Brüder, beide hochbegabt, stehen im Mittelpunkt der Erzählung. Der eine, ein Kind des Glücks, gelangt schnell aus dem einfachen Bauernhause seines Vaters in eine gut dotierte Pfarrstelle, aber seine Erfolge erweisen sich bald als trügerisch, weil ihnen der sichere Grund, der feste Glaube, die Gesinnungstreue fehlen. Der zweite Bruder arbeitet sich langsam und unter mannigfachen Kämpfen und Hindernissen an Gottes Hand zum ersehnten Ziele durch und sein Leben und Beispiel bringen auch schließlich den anderen auf einen besseren Weg. Manches im Thun und Denken dieser jungen Engländer von heute ist uns ja fremdartig, aber es geht doch so recht menschliche Empfindung, so tiefe religiöse Überzeugung durch das ganze Buch, daß es jeden fesseln muß, auch den, der andere Anschauungen über das Christentum hat. Ähnlich wie in anderen Büchern der Verfasserin, z. B. in „Who shall serve" ringen sich auch hier Leute aus unteren Ständen durch Fleiß und Willenskraft empor, treten in die Reihe der Gebildeten ein — augenscheinlich ist es eine Lieblingsidee der Verfasserin, den durch ihre Geburt weniger Begünstigten zu zeigen, daß ihnen dieser Weg offen steht, wenn sie nur wollen. Ob aber dieses Emporsteigen aus bäuerlichen u. dgl. Kreisen gerade in England so häufig vorkommt? — Die Übersetzung durch Frau Elise Eckert ist auch bei den „Paradiesespforten" wohl gelungen. Druck und Ausstattung des Buches sind recht gut.

v. H.

9. Militärwissenschaft.

— Die Heere und Flotten der Gegenwart, herausg. v. Dr. J. v. Pflugk-Harttung. I. Band: Deutschland; Inhalt: Das Heer von A. v. Boguslawski, Generalleutnant z. D.; Die Flotte von R. Aschenborn, Kontreadmiral z. D. — Das internationale rote Kreuz von V. v. Strantz, Major z. D. — (Schall & Grund, Berlin W.) 596 S. Prachtband. Pr. Mk. 15,—.

Ein sehr umfang- und inhaltreiches Werk, prachtvoll ausgestattet mit 16 Tafeln in Buntdruck, 22 Tafeln in Schwarzdruck, 52 Abbildungen im Text, einer Karte der Truppen-Standorte des deutschen Heeres und 2 Hafenplänen. Der Herausgeber will eine vollständige Übersicht geben, in der alles enthalten ist, was zur Zeit über die historische Entwickelung, die Wehrpflicht, Organisation, Einteilung, Mobilmachung des Heeres, sowie über Offizierkorps und Ersatz, Bewaffnung u. s. w., Dienstbetrieb, Reglements und Felddienstordnung, Festungswesen, Ausbildungs- und Erziehungswesen, schließlich über das Sanitätswesen, Etatsverhältnisse, Gerichtsbarkeit, Kirchenwesen, Invalidenwesen und Pensionierung, Schutztruppen in den Kolonien gesagt werden kann. In ähnlicher Weise behandelt das Buch die Flotte in nachfolgenden Abschnitten: Geschichtliche Einleitung, Organisation der Marine, Personal, Uniformen, Marineteile, Material, Schiffe und ihre Armierung, Dienst und Unterhaltungskosten der Flotte. Heer und Flotte sind in gleich ausführlicher und zuverlässiger Weise behandelt, wir haben trotz genauer Durcharbeitung nicht eine Lücke gefunden; soweit irgend angängig sind die jetzt geltenden Bestimmungen und Gesetze berücksichtigt, und da, wo dies im Text nicht mehr möglich war, wie z. B. bei der im Frühjahr 1897 eintretenden Heeresvermehrung bezw. Neuorganisation der Infanterie, giebt ein Nachtrag die erforderlichen Mitteilungen. Allerdings darf man von Büchern dieser Art nicht verlangen, daß sie als Unterhaltungslektüre dienen. Oft erinnert der Inhalt stark an einen „Leitfaden der Dienstkenntnis" u. dgl. für Kriegsschulen, häufig sind auch, wie nicht anders möglich, Gesetze u. s. w. wörtlich abgedruckt, nur selten finden sich unterhaltende Beigaben, wie z. B. im Abschnitt „Flotte" die Mitteilungen über den Dienst an Bord. Die dritte Abteilung „das internationale rote Kreuz" von V. von Strantz ist schon früher allein in Buchform von demselben Verlage herausgegeben und auch von uns im September-

heft 1896 anerkennend besprochen. Der erste Band ist als Nachschlagewerk mit reichem Inhalt und zahlreichen Abbildungen von Waffen, Schiffen u. s. w. vortrefflich gelungen, und wir hoffen, daß der nächste Teil, welcher das englische Heer durch einen englischen Generalstabsoffizier und die englische Flotte durch den als Marineschriftsteller vorteilhaft bekannten Kapitain z. See Stenzel zur Darstellung bringen soll, sich ihm würdig anreihen wird.

v. H.

10. Verschiedenes.

— Über Kleinkinderpflege. Eine kurze Anleitung für Eltern, Erzieher und Wärterinnen kleiner Kinder von Chr. Heinrich Zeller. 3. Auflage. (Basel, Verlag von C. F. Spittler.)

Dritte Auflage eines kleinen Büchleins des alten Pädagogen Zeller (1779—1860). Es behandelt auf 61 Seiten in 149 §§ die leibliche Pflege, die seelische Pflege, die geistige Pflege und die erziehende Thätigkeit bei der Kleinkinderpflege von ernst christlichem Standpunkt aus. Vielleicht hätte in dieser Neuauflage das erste Hauptstück etwas gründlicher revidiert und der Neuzeit entsprechend erweitert werden können. — Das Büchlein eignet sich besonders gut zum Verteilen an arme junge Mütter, denen so oft jede Anleitung zur Pflege ihrer Kindlein fehlt.

Dt.

— Periodische Depressionszustände und ihre Pathogenesis auf dem Boden der harnsauren Diathese von Professor C. Lange in Kopenhagen. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der 2. Auflage des Originals von Dr. H. Kurella. (Hamburg und Leipzig, L. Voß.) 1896. 8°. 55 S.

Unter periodischer Depression versteht Lange einen der Melancholie ähnlichen Zustand, der sich in mannigfachen Merkmalen äußert, vor allem Unlust gegenüber jeder Gedankenarbeit und jedem Entschlusse, Mangel an Lebensmut und Lebensfreude, Menschenscheu, die darauf beruht, daß der Umgang mit Menschen Rücksichten verlangt, Mangel an Interesse selbst den liebsten Menschen gegenüber, Gefühl des Unglücklichseins, das zu Thränen zwingt mit dem Bewußtsein, daß dies unmotiviert ist, dabei ist der Hang vorhanden, ein Gemütsleiden zu leugnen.

Von den körperlichen Zuständen ist zu erwähnen Abmagerung, Schlaflosigkeit, mäßiger Appetit, träge Verdauung. Besonders charakteristisch ist eine „Morgenexacerbation" und „Abendremission", also die Erscheinungen erreichen morgens die höchste Höhe und nehmen abends ab.

Über die Periodizität des Leidens läßt sich ein bestimmtes Gesetz nicht aufstellen, lange Depressionsperioden wechseln gewöhnlich mit längeren gesunden Perioden ab, kürzere mit kürzeren. Der Ausbruch der Krankheit fällt meist in die Zeit vom 25.—37. Jahre, aber kann auch früher und später erfolgen. Erblichkeit kann eintreten und ist sehr bedeutungsvoll. Unruhe des großstädtischen Lebens spielt bei dem Leiden keine Rolle, auch unter der Landbevölkerung kommt es vor, ebenso oft bei interesselosem wie bei intensivem Gedankenleben.

Lange fand bei der Depression stets „Harngries" und verlegt daher die Ursache in einen Harnüberschuß des Körpers: der abnorme Harnsäuregehalt des Blutes („harnsaure Diathese") wirkt direkt auf die Elemente des Zentralnervensystems und veranlaßt eine Abänderung ihrer Funktionen. — Die Behandlung der Krankheit muß daher auch in Bekämpfung dieser harnsauren Diathese bestehen, nicht nur durch Medikamente, sondern vor allem durch Diät und Stärkung der Energie, die ganze Lebensweise muß darauf eingerichtet werden, die angeborene Disposition läßt sich kaum heilen, aber die Depressionsperioden lassen sich wenigstens kürzen.

Die „periodische Depression" ist, falls Langes Hypothese über ihre Entstehung sich als richtig erweist, — er hat auch Gegner — deshalb von weitgehenderem Interesse, weil sie ein Beispiel von einer Nervenkrankheit lieferte, die nicht auf Erkrankung des Gehirns, sondern auf ganz andere körperliche Zustände zurückzuführen wäre.

Dt.

— Edward Jenner und die Kuhpockenimpfung. Festrede am 15. Mai 1896 gehalten von Dr. C. Gerhardt, Prof. u. Geh. Med. Rat in Berlin. (Berlin, Schall und Grund.) 8°. 24 S. Pr. Mk. 0,50.

Bei dem Interesse, welches die Kuhpockenimpfung ja mit Recht auch überall in Laienkreisen beansprucht, wird man diesen kleinen anregend geschriebenen Vortrag des berühmten Verfassers gern lesen. Er ist zum Andenken an die vor 100 Jahren zum erstenmal vorgenommene Kuhpockenimpfung gehalten und zum Besten der Volksheilstätte für Lungenkranke am Grabowsee gedruckt. Das Schriftchen verfolgt also auch einen guten Zweck.

Dt.

— Medizinische Streiflichter. Von Dr. Arthur Sperling. 8.—10. Tausend. (Berlin, Schall und Grund.) 8°. 224 S. Pr. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

Diese Skizzen eines Arztes wird auch der Laie gern lesen, da sie alle allgemein interessante Themata behandeln, und zwar von einem recht gesunden medizinischen Standpunkt aus, was bei dem Stand der heutigen Schulmedizin immerhin nicht allzu häufig ist. Die 8 Kapitel behandeln: 1. Gesund oder krank? 2. Wert der Gesundheit. 3. Erziehung zur Leistungsfähigkeit. 4. Sport, Spiel und Turnen. 5. Unser Medizinal-Etat. 6. Medizinalreform. 7. Ärztliche Selbsthilfe. 8. Gegner ohne Grund. 9. Natur und Heilkunde. 10. Ärztliches zur Frauenfrage.

Im einzelnen heben wir nur hervor, daß der Verfasser im Kapitel 4. dem Spiel und dem Turnen, vor allem auch dem Radeln sehr das Wort redet. In dem 5. Kapitel kritisiert er, meist mit großem Recht, den Medizinal-Etat. So hebt er hervor, daß es in ganz Deutschland keine Universität giebt, an der das Wasserheilverfahren, Massage, Gymnastik, Orthopädie und Homöopathie gelehrt werden, d. h. die vom Volk mehr und mehr bevorzugten Heilmethoden. Dadurch verlieren die Ärzte und wird Kurpfuscherei groß gezogen, hingegen werden andere Fächer z. B. Bakteriologie ungebührlich bevorzugt. Der Verfasser fordert ferner Erhöhung des Gehaltes der Physiker und Anstellung von Schulärzten, sowie Unterricht in der Hygiene durch diese, um durch die Schule auf das Haus zu wirken. Ebenso beachtenswert sind die Bemerkungen des folgenden Kapitels, die einer Reform des Medi-

zinalwesens energisch das Wort reden. — Vorzüglich sind im 8. Kapitel die Erörterungen über Homöopathie, in denen der Verfasser für eine Versöhnung der Gegensätze eintritt. — Auch die beiden letzten Kapitel sind interessant und von vernünftigen Anschauungen durchweht.

Alles in allem können wir dies Buch auch der Laienwelt bestens empfehlen, es ist wünschenswert, daß die darin ausgesprochenen Gedanken Gemeingut der Gebildeten und die aufgestellten Forderungen zur That werden. Dt.

— Über das Geben. Christliche Anmerkungen für Christen von S. Keller. (Kassel, Röttger.) 32 S. Pr. Mk. 0,15.

Ein sehr lesenswerter Traktat über eine immer wichtiger werdende ethische Frage. Die Anforderungen an die Kasse des Christen mehren sich von Jahr zu Jahr und es bedarf daher, daß man sich klar werde nicht bloß über die Frage, wie soll ich geben, sondern vor allem auch über die weiteren, wem soll ich geben und wie viel soll ich geben. Pastor Keller (Ernst Schrill) giebt uns darüber des Nachdenkens und der gemeinsamen Besprechung unter Freunden werte Anmerkungen.

— Die „Schweizerische Litterarische Monats-Rundschau.“ Erscheint zu Anfang eines jeden Monats. Abonnements-Preis Fr. 2,50 = Mk. 2,—. Zu beziehen durch alle Postanstalten und Buchhandlungen. (H. von Matt Stans.) 1895/96.

Die uns vorliegenden Nummern des ersten Jahrganges zeigen, daß die Zeitschrift ausschließlich katholischen Interessen dienen will und deshalb in erster Reihe theologische Bücher römisch-katholischen Ursprungs zur Anzeige bringt und bespricht; neben diesen werden aber auch andere litterarische Gebiete berücksichtigt. Unter den Besprechungen finden sich manche, in denen ein objektives Urteil zur Geltung kommt, in der Mehrzahl aber wird der einseitig katholische Standpunkt stark betont. Daß vor den Augen der „Monats-Rundschau“ z. B. Stähelins Werk über Zwingli keinen Beifall findet, wird ebensowenig Erstaunen hervorrufen, wie das gelegentliche gründliche Herunterreißen Pestalozzis. Die Zeitschrift ist ein neues Kennzeichen für die aggressive Art der Römisch-Katholischen, auf litterarischem Gebiet ihre Sache zu führen — freilich nicht immer mit Glück, wie die Miß Vaughan-Sache zeigt. v. H.

— Leitfaden für preußische Waisenräte. Von J. Weißweiler, Amtsrichter. (C. Meyer, Hannover und Berlin.) 1896. kart. Mk. 0,80. 46 S.

Das anspruchslose Heftchen will allen denen, die besonders auf dem Lande das Amt des Waisenrates übernommen haben, ein Führer zum Verständnis der bezüglichen Verfügungen und Anordnungen des preußischen Ministeriums sein und dürfte diesen Zweck durch eine verständige und kundige Auslegung der betr. Paragraphen sehr gut erreichen. Daneben enthält es manchen wertvollen Wink aus der Praxis, der besonders dem neugewählten Waisenrat die Einführung in seinen Beruf erleichtern wird. B.

— Der christliche Orient. Monatsschrift. Herausgeber Johannes Lepsius. (Westend-Berlin. W. Faber u. Comp.) 1897. Pr. vierteljährlich Mk. 1,50.

Das erste Heft (Januar) dieser neuen Zeitschrift bringt nachstehende Artikel: Pindor, Ein Appell für die Christen des Orients aus Luthers Zeit. — Das Blutbad von Arabkir. — Brown, Die Syrer in Persien und der Osttürkei. — Pfeiffer, Die Anfänge der protestantischen Kirche in Armenien 1813—1850. — Der Verein für die protestantischen Armenier zu Berlin 1863. — Orient-Chronik. — Mitteilungen über das Hilfswerk in Armenien. — Litteratur.

Schon aus diesem Inhaltsverzeichnis geht hervor, daß der Herausgeber die aktuellen Ereignisse der orientalischen Frage, insbesondere die Lage der christlichen Kirchen u. s. w. in der Türkei und Persien verfolgen will. Auch über das Hilfswerk in Armenien und die Arbeit des Deutschen Hilfsbundes sollen eingehende Mitteilungen gebracht werden. Wir wünschen dem Unternehmen, das ja in bewährten Händen ruht, den besten Erfolg und werden später, wenn mehrere Hefte vorliegen, eingehend über den Inhalt berichten. Ausstattung und Druck sind sehr gut. v. H.

— Frommeliana. In piam memoriam. Zur Erinnerung an Emil Frommel. (Berlin. E. S. Mittler und Sohn.) Pr. Mk. 1,—.

Totenfest. Predigt über Offenb. Johannis VII, 13—17, gehalten in der Garnisonkirche zu Berlin und dem Andenken D. Emil Frommels gewidmet von dem Militär-Oberpfarrer des Garde- und III. Armee-Korps, Konsistorialrat Wölfing. (Berlin. E. S. Mittler und Sohn.)

Feldblumen. Drei Erzählungen von E. Frommel. Dritte Auflage. (Barmen. Hugo Klein.) Pr. Mk. 2,—.

Treue Herzen. Drei Erzählungen von E. Frommel. Dritte Auflage. (Barmen. Hugo Klein.) Pr. Mk. 2,25.

In den beiden letzten Schriften redet der Heimgegangene selbst zu uns in der lieben gemütvollen Weise, die wir an ihm kennen und werthalten. Er zählt ja zu den Volksschriftstellern. Ein solcher ist er aber doch nur uneigentlich. Das Volk, für welches er schreibt, ist nicht in der breiten Masse zu suchen, es ist in seinen Erzählungen ein gewisses Etwas darin, welches darüber hinausgeht, aber daß sie, wenn sie diese ihre richtige Sphäre gefunden haben, auch viele Leserfreunde finden, das beweist ihr Erfolg. Und sie verdienen diesen ihren Erfolg. Ich sage noch einmal: Es ist ein gewisses Etwas in ihnen, was die Leser gefangen nimmt und sie sich zu Freunden macht. Dies gewisse Etwas ist freilich schwer zu beschreiben, es ist eben der Mensch, der Frommel, wie er leibt und lebt. Und wie seine Persönlichkeit eine wunderbare Anziehungskraft besaß, so ist's mit seinen Schriften auch. Franz von Baader, wenn ich nicht irre, hat einmal die Menschen in herzleerende, herzzehrende und herznährende eingeteilt. Frommel gehörte zu den herznährenden, so frisch war er und so fröhlich, so unmittelbar und so natürlich, er gab sich wie er war, das Herz aber in ihm war der Glaube an seinen Herrn, das tiefinnerste Geheimnis seiner Persönlichkeit. In der Gedächtnisschrift begegnet er uns zuerst auch selbst,

sein charaktervolles Bild voran, darauf die letzte Predigt, die er noch am XIX. Sonntag nach Trinitatis in der Kadettenhauskapelle in Ploen gehalten hatte; die letzten Tage und der selige Heimgang werden uns vorgeführt; dann folgen die Gottesworte und das Gebet bei seinem Begräbnis; und endlich die Morgenandacht nach seinem Tode in Ploen und eine Gedächtnispredigt in der Schloßkirche daselbst vom Kadettenpfarrer Wendt. Frommel hatte nicht gewollt, daß an seinem Sarge geredet würde, es ist nur Gottes Wort verlesen und Gebet vom Schwiegersohn, dem Garnisonpfarrer Keßler in Potsdam, gethan. Die eigentliche Gedächtnispredigt hat ihm sein Nachfolger im Amt, der Konsistorialrat Wölfing in der Garnisongemeinde in Berlin gehalten, deren Prediger und Seelsorger der Verstorbene durch 26 Jahre gewesen ist; sie geht mir für eine Soldatenpredigt hier und da etwas hoch — was wissen die meisten Soldaten davon, daß einer zu etwas prädestiniert ist? sonst charakterisiert sie ihn wahr und warm, wie treue Freundesliebe thut. Unter den Lesern der konservativen Monatsschrift sind gewiß auch viele Freunde Frommels, denen werden diese Frommeliana willkommen sein.
D.

— Zeitschrift für tropische Landwirtschaft „Der Tropenpflanzer."

Die neue Zeitschrift ist das Organ des „Komitees zur Einführung von Erzeugnissen aus deutschen Kolonien" (Berlin NW. Unter den Linden 47), erscheint monatlich und kostet jährlich Mk. 5,— (im Auslande Mk. 6,—). Das uns vorliegende Heft 1 bringt Mitteilungen über den Zweck der Zeitschrift, einen Aufsatz von Prof. Wohltmann über den Kakaobau am Kamerungebirge, Nachrichten über verschiedene neue Pflanzungsgesellschaften, kleine Mitteilungen aus unseren und fremden Kolonien, Litteraturbericht, Markt- und Personalnotizen, sowie einen Auszug aus dem Halbjahrsbericht 1896 des oben genannten Komitees. Über das einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommende Unternehmen werden wir von Zeit zu Zeit berichten.
v. H.

— Der Papst in Friedrichsruh. (Dresden. Glöß.) 1897. Pr. Mk. 1,—.

Der Verfasser will die beiden feindlichen Brüder, die evangelische und katholische Kirche der Versöhnung näher bringen, die Möglichkeit einer Überbrückung der Gegensätze beweisen und den Weg zu einer solchen zeigen. Zu dem Zwecke läßt er mit dem Zauberstabe des Magiers Papst Leo XIII. unangemeldet und auf geheimnisvolle Weise in Friedrichsruh erscheinen und mit dem Altreichskanzler die wichtigsten Streitpunkte der beiden Kirchen durchsprechen: die germanische Abneigung gegen Rom, die Überfülle der kirchlichen Formen und Pflichten im Katholicismus, die Abneigung gegen die Ohrenbeichte, Cölibat und Heiligenverehrung, die Unfehlbarkeit des Papstes 2c. 2c. In der Schrift, mit deren Einzelheiten wir uns keineswegs überall einverstanden erklären wollen, tritt eine ideale Anschauung hervor, die angenehm berührt. Der Verfasser wird sich indes selbst schwerlich darüber täuschen können, daß gerade jetzt, unter dem Pontifikat Leo XIII., von Nachgiebigkeit seitens der römisch-katholischen Kirche gar nicht die Rede sein kann. Das von dem Verfasser vertretene und in Fürst Bismarck personifizierte evangelische Kirchentum ist ziemlich freigeistiger Natur. Das Buch ist ganz interessant, aber ohne Bedeutung für die Lösung des großen Problems.
v. H.

— F. Vetter. Natur und Gesetz. (Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing.) 1897. 461 Seiten.

Der Verfasser, der einem Teil unserer Leser bereits aus seinem früheren Werke „Naturstudium und Christentum" aufs beste bekannt sein wird, hat hier eine Fortsetzung desselben gegeben. Wie dort die „Evolution", die Entwicklung, vom Standpunkte des Christen aus beleuchtet wurde, so hier die „Emanzipation", das Freiheitsstreben unserer Zeit. „Ein Freiwerden vom Gesetz der Sünde an Leib, Seele und Geist, durch den Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit führt: das nenne ich Emanzipation", so hat der Verfasser in seinem Vorwort seinen Standpunkt gekennzeichnet. Von hier aus bestimmt er das gegenseitige Verhältnis von Natur und Gesetz: „Die Natur ist das Gesetz, die ganze Natur ist nichts als die Sichtbarkeit von immanenten Gesetzen" — man möchte sagen: Natura in lege latet, lex in natura patet. Diese Gesetze aber sind ihrerseits nicht anders als Gottes Gedanken in Bezug auf seine Schöpfung, und diese ewigen Gottesgedanken tragen nicht nur die Norm des irdischen, sondern auch den Keim des ewigen Lebensgesetzes in sich.

Das ist der Boden, auf dem Verfasser seine Gedanken aufbaut. In fünf Kapiteln (I. Naturgesetze, II. Erde und Organismen, III. der Mensch, IV. Mann und Weib, V. der Geist) führt er diese seine Grundanschauung auf allen Gebieten des natürlichen, sittlichen und religiösen Lebens durch; und das nicht in schematischer Gliederung und abstrakter Darstellung, sondern in freier Aneinanderknüpfung der einzelnen Abschnitte, in faßlicher und zugleich fesselnder Form. Das Buch ist nicht für „Schnellsegler" geschrieben, sondern für Leute, die noch soviel Zeit und soviel Ruhe haben, um einen Gedanken festzuhalten und auf sich wirken zu lassen. Wer das kann, der wird über diesem Buche erquickliche Stunden verleben; es ist nicht nur gründliches Wissen, was aus ihm spricht, sondern klarer Verstand, reife Erfahrung, tiefes Gemüt und vor allem das Eine: schlichtes, offenes, männliches Christentum.
Sch.

— Die Glocken im Herzogtum Anhalt. Ein Beitrag zur Geschichte und Altertumskunde Anhalts und zur allgemeinen Glockenkunde von Friedrich Winfrid Schubart, Hofprediger in Ballenstedt. Mit 300 Abbildungen gezeichnet von W. Peters. (Dessau, Baumann.) 579 S. Pr. Mk. 28,—.

Die Verlagshandlung hat dies schön ausgestattete Werk zur „Kritik" übersandt. Ref. erklärt sich von vorneherein zu einer Kritik für inkompetent. Denn es liegt hier ein mit größtem Gelehrtenfleiße gearbeitetes Buch eines hervorragenden Sachkenners vor, von dem man lernen soll, das man aber nur würde kritisieren können, wenn man sowohl die Studien in allgemeiner Glockenkunde wie die Spezialforschungen, die der Verfasser in seiner anhaltinischen Heimat gemacht hat, nachge-

macht hätte. Das Buch bietet eine Inventarisierung sämtlicher Glocken im Herzogtum (welch eine Arbeit und auch körperliche Anstrengung setzt das voraus!) und daran schließt sich eine möglichst allseitige Ermittelung und Verarbeitung der etwaigen Beziehungen der Glocken zu den verschiedensten Zweigen der Altertumskunde und Geschichte des Landes und umgekehrt dieser zu ihnen. Es ist ja nur ein kleines Land, dessen Glocken mit so peinlicher Genauigkeit durchforscht sind, aber der Verfasser darf dabei darauf hinweisen, daß das Herzogtum mit seinen Glocken, was Alter, Mannigfaltigkeit des Schmuckes, geschichtliche Bedeutung derselben betrifft, von keinem anderen Lande übertroffen wird. Über 200 Glocken gehören der Zeit vor der Reformation an, ja die älteste, mit einer Jahreszahl versehene Glocke der Christenheit befindet sich im Anhalter Lande, es ist die Glocke von Drohndorf aus dem Jahre 1098 oder 99. — Werke wie das vorliegende pflegen auf Landeskosten herausgegeben zu werden, denn da ihr Leserkreis ein beschränkter ist und da die Herstellungskosten hoch sind, so lohnen sie sonst nicht die Mühe des Herausgebers. Herr Hofprediger Schubart scheint keine Beihülfe zur Herausgabe erhalten zu haben, er hat daher den Preis des Buches sehr hoch ansetzen müssen. Wir fürchten, daß der an sich zu kleine Leserkreis dadurch noch mehr verkleinert wird, während wir gerne gesehen hätten, daß die Mühe des Verfassers doch auch etwas belohnt worden wäre. J. P.

— Der gefälschte Brief. Stenographischer Bericht über den Witte-Stöcker-Prozeß, mit geschichtlicher Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Adolf Stein. (Berlin, Vaterländische Verlags-Anstalt.) Preis Mk. 0,50.

Im sozialpolitischen Bericht dieses Monats sind die Ergebnisse des Witte-Stöckerschen Prozesses vom christlich-konservativen Standpunkt aus besprochen. Wer einen genauen Einblick in den Gang der Verhandlungen gewinnen will, findet alle Einzelheiten in der vorliegenden soeben erschienenen Broschüre. Sie enthält die auf Stenogrammen beruhende wortgetreue Wiedergabe der gerichtlichen Verhandlungen, eine Vorgeschichte des Prozesses und am Schluß eine Reihe von Äußerungen der Presse, auch der Stöcker feindlich gesinnten. Die letzteren leisten an Verdrehung und Vertuschung das denkbar möglichste und geben allein schon einen ausreichenden Grund für das Entstehen der Steinschen Broschüre. v. H.

11. Neue Auflagen.

— Madagaskar einst und jetzt. Von Dr. H. Christ. (Basel, Missionsbuchhandlung.) Zweite veränderte Auflage 1896. 48 S. Pr. Mk. 0,15.

Eine kurze, durchaus zuverlässige Darstellung der geschichtlichen, politischen und kirchlichen Verhältnisse Madagaskars mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Mission. Die Lage der letzteren ist durch die französische Besitzergreifung der Insel nicht gebessert, aber das Büchlein spricht doch die Hoffnung aus, daß das neuerdings erfolgte Eintreten französischer evangelischer Missionare in die Arbeit auf Madagaskar sich segensreich erweisen kann. v. H.

— Führer durch das kirchliche Berlin (mit Einschluß der Vororte) und seine Wohlthätigkeits-Anstalten. 5. Ausgabe. 1896/97. (Berlin, K. J. Müller.) Pr. Mk. 0,60.

Soweit wir sehen, ist das Buch ein im ganzen zuverlässiger Ratgeber in allen sich auf die Einrichtungen, Personalien, Zwecke und Hülfsmittel der Kirchenbehörden, Wohlthätigkeits-Anstalten, Vereine u. s. w. beziehenden Fragen. Kleine Fehler und Irrtümer wird der über die einzelnen Anstalten genauer Unterrichtete wohl finden und der Sache nützen, wenn er seine Beobachtungen dem Herausgeber (Berlin, Mohrenstraße 27) mitteilt. v. H.

— Mütterchen von Mme. Pressencé. Autorisierte Übersetzung von M. Reineck-Godet. 2. Auflage. 248 S. (Agentur des Rauhen Hauses Hamburg.) Pr. Mk. 2,50. Eleg. geb. Mk. 3.—.

„Mütterchen“, in Paris zu Hause, in französischer Sprache von der durch andere treffliche Arbeiten wohlbekannten Mme. Pressencé geschrieben, mutet uns an, als wäre es seinem Ursprunge nach ein deutsches Buch. Es ist so urgemütlich, schlicht und wahr; es waltet darin eine so tiefe und frische Empfindung und zugleich eine Anmut der Kleinmalerei in den bei aller Schmucklosigkeit so höchst anschaulichen Schilderungen, daß man die vorliegende Erzählung mit zu dem Besten rechnen muß, was für die Kinderwelt je geschrieben worden ist. Würdig reiht sie sich an edlem Gehalt sowohl wir an reizvoller Darstellung den Geschichten der Schweizerin Spyri sowie den verwandten Schriften der Engländerin Hesba Stretton an, und wie können dem Nachbarlande nur Glück wünschen, das noch so edle Früchte zeitigt. Die deutsche Übersetzung ist vortrefflich, und die vorliegende zweite Auflage beweist, daß das Buch bald heimisch bei uns geworden ist. Einer Empfehlung bedarf dasselbe nicht mehr. Wer „Mütterchen“ gelesen hat, wird nicht nur mit Freude und inniger Anteilnahme das kleine Buch aus der Hand legen, sondern er wird nicht ruhen, bis er auch andere, jung und alt, Große und Kleine damit bekannt gemacht hat. Es ist ein echtes Kinderbuch, in welchem auch die Tiere ihre Rolle spielen. Vor allem aber fesselt uns die Gestalt des noch nicht zehnjährigen kleinen Mädchens, welches seit ihrem fünften Jahre, in ahnungsloser Selbstaufopferung, der Pflege des ungezogenen Brüderchens lebt, das die sterbende Mutter ihr auf die Seele band. So ist sie „Mütterchen“ geworden, noch ehe sie selber die Kinderschuhe ausgetreten hatte, und die liebliche Weise, mit der die Kleine die Lasten und Entbehrungen bitterer Armut klaglos auf sich nimmt, und nur immer den anderen alles zu erleichtern sucht, ist herzbewegend. In die Schule ist sie nie gegangen; nur dunkel ahnt sie etwas von göttlichen Dingen, das Kindergebet, das die Mutter sie einst lehrte, ist fast vergessen, aber in dem kleinen Herzen wohnt ein tiefer Zug zum himmlischen Vater, und sie lernt es, ihn in ihrer Not zu suchen. Ihr kindliches Vertrauen wird nicht zu schanden, in Leiden und Anfechtungen hält sie still und geduldig aus, ein rührendes Bild kindlicher Standhaftigkeit, das uns Große beschämt.

Meisterhaft sind auch die Nebenfiguren durchgeführt. Der trotzige, durch sein „Mütterchen“

gründlich verzogene Knabe, ein echter, übermütiger, kleiner Kraftmensch — die Hausbewohner und mittellosen Nachbarsleute — dann die pflegende Schwester im Krankenhause u. s. w. — sie alle sind, z. T. mit wenig Strichen, so fein charakterisiert, Licht und Schatten ist über dem ganzen Bilde so meisterlich verteilt, daß die verschiedenen Gestalten wie lebende Menschen auf uns wirken.

Wer in seinen Kindern heilige Entschließungen wecken, wer sie froh zum Guten machen, wer namentlich auch Knaben einen heilsamen Spiegel vorhalten möchte, der gebe ihnen dieses Buch zu lesen. Auch Erwachsene werden viel daraus lernen können und sich dabei an jenes Wort des Heilandes gemahnt fühlen: „So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ v. L.

— Des Türmers Töchterlein von Rothenburg. Eine Erzählung aus dem Jahre 1631. Von Fr. Lampert. 2. Aufl. Mit Bildern von J. Widnmann. (München, C. H. Beck.) 1896.

Vor dreiundzwanzig Jahren zum erstenmale erschienen, hat die Erzählung doch an Frische nichts eingebüßt und verdient gelesen zu werden. Das Elend der vom Kriege arg heimgesuchten Stadt, das Treiben der zuchtlosen Kaiserlichen, das mannhafte Auftreten der wackeren Bürger wird gut geschildert; die Verbindung von Roman und Kulturgeschichte ist wohl gelungen. Wer einmal in Rothenburg ob d. Tauber gewesen ist und sich an dem herrlichen Städtebild erfreut hat, wird das Buch mit Genuß lesen; dem Schreiber dieser Besprechung wenigstens war es eine Freude, sich durch die hübsche Lampertsche Erzählung wieder einmal in die Mauern der alten Reichsstadt versetzt zu sehen. Die Widnmannschen Bilder sind charakteristisch und gut gelungen. v. H.

— Von Martin Greifs Gesammelten Werken (3 Bde. Pr. br. Mk. 12.—, geb. Mk. 15.—) und Ad. Stifters Studien, ill. Ausg. (3 Bde. Pr. geb. Mk. 15.—), liegen jetzt die beiden dritten Bände vor. Der „Studien“-Band enthält die vier Erzählungen: „Der Hagestolz“, „Der Waldsteig“, „Zwei Schwestern“ und „Der beschriebene Tännling“. Es ist von ihnen nicht mehr und nicht weniger zu sagen, als was wir von den früheren gesagt haben: eine große, bisweilen etwas zu behagliche epische Breite — die Schilderung, wie eine sorgsame Pflegemutter den Koffer ihres Pfleglings Stück für Stück packt, füllt z. B. ganze Seiten aus. Aber doch weht stets durch das Ganze ein Hauch so echter und feiner und liebenswürdiger Poesie, daß man sich immer gern wieder hinziehen läßt zu dem fabulierenden Dichter.

Der dritte Band „Martin Greif“ bringt die Dramen: Heinrich der Löwe, Die Pfalz im Rhein, Konradin, Ludwig der Bayer, Agnes Bernauer, Hans Sachs. Bekanntlich ist die dramatisch Begabung Greifs oft angezweifelt worden. Aber der Dichter behandelt die Zweifler ironisch. „Freund, was rätst du mir nun? Seitdem ich zum Drama mich wandte, — Gelt' ich, sonst niemals genannt, plötzlich als lyrische Kraft“ — mit diesem Distichon giebt er den Empfindungen der Enttäuschung Ausdruck, die ihm manche Kritik bereitet haben mag. Aber er kann sich damit trösten, daß doch auch ernste Beurteiler vorhanden sind, die mit der vollen Anerkennung für sein dramatisches Streben nicht zurückhalten. So giebt der Litterarhistoriker Prem über Greif das folgende Urteil ab:

„Man wird finden, daß Greif auf dem ihm vertrauten Gebiete der Lyrik groß ist und innerhalb desselben einen bedeutenden Reichtum der Motive und der Töne aufweist. Im Drama dürfte man eine interessante Fortentwicklung zum historischen Volksstück beobachten können. Greifs historische Dramen sind große Zeitbilder aus den bewegtesten Tagen deutscher Geschichte und stellen die Erzeugnisse einer eigenartigen dichterischen Individualität dar, die sich bereits in der Lyrik offenbart, und in idealem Schaffensdrange auf das Wesentliche geht und fernab von der breiten Straße steht, auf der die alternde, unsicher tappende Zeit dahinwandelt. Greif hat sich eine hohe ethische Aufgabe gestellt. Er sucht die Liebe zu Fürst und Thron durch den beständigen Hinweis auf Deutschlands große Geschichte zu erwecken, zu stärken und zu beleben. Die materialistische Gegenwart ist jedoch seiner gemütvollen einfachen Dichtung und speziell dem rein historischen Drama abhold. Allein die sich mehrenden Volksschauspiele und die Vorführung seiner Stücke auf städtischen Bühnen scheinen doch eine langsame Besserung unserer unhaltbaren Zustände wenigstens nach dieser Seite hin anzudeuten.“ Daß diese Hoffnung sich erfüllen möchte, ist auch unser Wunsch.

— Auf biblischen Pfaden. Reisebilder aus Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und der Türkei von C. Rinck. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. 26.—30. Tausend. (Dresden, Verlag des deutschen Kinderfreundes.) 1897. Pr. Mk. geb. mit Rotschnitt 10,—, mit Goldschnitt Mk. 10,50.

Ein Buch, das in nicht weniger wie 26000 Exemplaren im Laufe von 12 Jahren verbreitet ist, bedarf wohl kaum einer Empfehlung. Es ist auf christlichem Grunde geschrieben, ist immer fesselnd, nie langweilig, macht uns mit den heiligen Stätten bekannt und erweckt Sehnsucht nach ihnen. Wollen wir uns auf die Reise dorthin vorbereiten, werden wir schwerlich einen besseren Berater finden können. Die zahlreichen in den Text eingefügten Bilder sind mit Sorgfalt ausgewählt und zum überwiegenden Teil wundervoll gelungen. Das Buch ist ein prächtiges Geschenk, auch zur Einsegnung besonders geeignet. v. H.





Zuschrift an die Schriftleitung.

Sehr wohl kann ich stillschweigend einen Tadel ertragen, wo ich in meinen Schriften ein zu vermeidendes Versehen machte. Aber gegen den harten Vorwurf, der mir gelegentlich der Besprechung meiner „Giftquellen für die ländliche Jugend" im Februarheft dieser Monatsschrift gemacht wurde, als treibe ich mit meiner Sozialpolitik zugleich Handelspolitik, glaube ich mich rechtfertigen zu müssen. Ob manche Lehrervereine die Methode befolgen, „alle und jede Gegenstände der Verhandlung auf Standesklagen und Standesforderungen hinauszuführen", lasse ich dahingestellt; ich muß aber entschieden zurückweisen, daß ich deshalb die Person des Lehrers mit zu den Faktoren zählte, die zur Lösung der ländlichen Sozialreform beitragen könnten, um daran die auch vom Herrn Rezensenten anerkannten Forderungen anschließen und somit Kapital daraus für den ganzen Stand schlagen zu können. In einer Untersuchung, in der es sich um das Wohl der ländlichen Jugend handelt, gebührt zweifellos auch dem Landlehrer eine Stelle, auch wenn es nur dem Ergehen seiner Schüler außerhalb der Schule gilt; denn wer es gut heißt, daß ein Lehrer seinen Beruf heute nur als „Schulhalter" auffaßt, versteht nicht die Anforderungen der Neuzeit. Herr Wilhelmi scheint, wenn ich seinen Schlußsatz recht verstehe, auch nicht auf die Bundesgenossenschaft der Lehrer im sozialen Kampfe verzichten zu wollen. Wird aber zugegeben, daß die bezügliche Hülfe der Landlehrer sehr geeignet und erwünscht ist, so müssen auch die schwerwiegenden Hindernisse nicht nur genannt, sondern zu beseitigen erstrebt werden, welche ihnen „die Hände der sozialen Wirksamkeit" binden. Und diese Hindernisse sind eben nur durch die Erfüllung meiner Forderungen für die Lehrer hinwegzuräumen. Es thut mir fast leid, daß ich das bedauernswerte Verhältnis vieler Gutsherren zu den Landlehrern in meiner Schrift nicht durch Beispiele illustriert habe; sicher wäre mir dann obiger Vorwurf erspart geblieben; doch ich wollte und will auch heute nicht Erinnerungen aus den peinvollsten Jahren meines Lebens wecken, zumal ich voraussetzen darf, daß schon durch die Andeutung mancher Leser sich gedachter Fälle erinnern wird. Hier frage ich nur: Ist es denkbar, daß ein Lehrer in einem Gut, von dessen Besitzer er gemaßregelt wird, auch nur einigen Einfluß besitzt? Und wenn — liegt es in der Kraft eines Menschen, der von seinem Machthaber mit Füßen getreten wird, daß er gegebenenfalls für diesen eintritt, wenn es sich um Beseitigung von sozialen Gegensätzen zwischen Herr und Leuten handelt? D. h. ist es denkbar, daß wir sozial zu wirken vermögen, „wenn uns selber in sozialer Hinsicht nicht Gerechtigkeit widerfährt!" Die Rücksicht auf den Raum verbietet mir, auf weitere Ungerechtigkeiten hier einzugehen. Aber Pfarrer, Handwerksmeister, Postbeamten, Eisenbahnarbeiter sind — abgesehen von materiellen Forderungen — in Bezug auf ihre Klagen über ihre soziale Lage gar nicht mit den Landlehrern in Vergleich zu bringen; denn jene Kategorien brauchen sich und würden sich auch Ähnliches nie gefallen lassen, was diesen geboten wird, was sie abhängig, unfrei in ihren Entschlüssen und Handlungen macht. Knechtisch abhängige und unfreie Personen erachte ich nicht fähig zu einer ersprießlichen sozialen Hilfsarbeit; darum gehörten die „Forderungen" auch in meinen Vortrag hinein. Und wird dies anerkannt, so möchte man es auch nicht mehr so „geschmacklos" finden, daß ich sie aufstellte. Sind sie aber nicht am Platze, so weiß ich keinen anderen Rat, als die Landlehrer zum größten Teil aus der Reihe sozialer Mitarbeiter zu streichen. Wen das beliebt, der mag dafür eintreten, aber auch die bez. Verantwortung auf sich nehmen.

Wampen-Greifswald, 9. Februar 1897. A. Schultz.

Da ich in der fraglichen Besprechung keinen Zweifel darüber gelassen habe, daß ich in der Sache durchaus mit Herrn A. Schultz übereinstimme, sowohl die Berechtigung seiner Forderungen anerkenne als die sozialpolitische Notwendigkeit ihrer Erfüllung, so bleibt zwischen uns lediglich die Frage des Geschmacksurteils, über die ich nicht streiten möchte. Mir scheint eben in den „Giftquellen" der böse Schein nicht ganz vermieden zu sein.

H. Wilhelmi.



Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale).



Dorothees Geheimnis.

Erzählung von H. von Krause.

Ich stand entzückt vor dem reizenden Rokokoschreibtisch, den mir mein Mann am ersten Weihnachtsfest in unserer jungen Ehe geschenkt hatte. Es war ein wirklich alter, denn er hatte ihn auf dem Boden im weitläufigen Landhaus seiner Eltern entdeckt und das sehr verdorbene, von Staub und schlechter Behandlung entstellte Möbel aufarbeiten lassen. Wir bewunderten die anmutigen Holzeinlagen, die schönen Bronzebeschläge und am Ende sagte ich: „Wenn er doch reden könnte, Erich, was er wohl alles erlebt haben mag und was schon alles in den vielen Schubkästen gelegen haben mag."

„Was zuletzt darin lag, weiß ich", sagte mein Mann. „Es waren eine Menge alte Papiere darin, er gehörte Tante Dorothee und die hob nach der Weise alter Damen jede Rechnung und Quittung und zahllose Briefe auf. Es hatte sich noch niemand die Zeit genommen, alles das zu ordnen, und mit dem Meisten habe ich kurzen Prozeß gemacht und es in Mamas großen Kachelofen gesteckt."

„Aber Erich! wie schade! es waren gewiß interessante alte Briefe dabei."

„Wenige. Ich bin auch kein solcher Barbar, wie du denkst, denn sieh, was ich hier für meine neugierige kleine Frau aufgehoben habe." Er schloß das mittlere Schubfach des Schreibtisches auf und nahm ein schlichtes graues Heft mit einem Pappdeckel heraus, um das ein grünes Seidenband gewickelt war; ein gelb gewordener Zettel, der auf den grau marmorierten Deckel geklebt war, trug in festen klaren Schriftzügen, welche aber sehr verblichen schienen, die Inschrift: „Dorothea Helmstetten. Mein Geheimnis." —

„O Erich, wie interessant!" rief ich ganz begeistert und zog ihn auf das rote, muschelförmige Sopha am Kamin, vor dem auf niedrigem Tisch die rosa verschleierte Lampe brannte und das kupferne Punschkesselchen dampfte, „das müssen wir gleich lesen. Aber erst sage mir, wer war Tante Dorothee? Als ich Mama neulich fragte, machte sie mich sehr neugierig, denn sie sagte: „Laß die alten Geschichten ruhen, Kind, ich weiß sie auch nicht so recht, es war da etwas dunkel in Tante Dorothees Leben." Hast du sie noch gekannt, Erich? Wo lebte sie und wie sah sie aus?"

Mein Mann löste statt der Antwort das Band auf und nahm eine Silhouette aus dem Heft, die sorgfältig auf gelblich weißes Papier geklebt war.

„Wie reizend!" rief ich, ganz entzückt das süße anmutige Gesichtchen betrachtend, dessen Profil sich in überaus feinen, ich möchte sagen vornehmen Linien von dem gelben Blatt abhob. Ein weit geöffnetes Auge mit langer Wimper, ein rundes, festes Kinn und ein Gewirr von kurz geschnittenem Haar über der graden Stirn. Die Taille sehr kurz unter der Brust geschürzt. „O Erich!" rief ich, „ich sehe sie so lebhaft vor mir, sie muß ja entzückend gewesen sein, gewiß trug sie immer weiße Kleider, nicht wahr?"

„Als ich sie kannte, war sie aus dem Alter der weißen Kleider heraus und in dem der weißen Haare. Damals trug sie stets Schwarz, aber sie war eine merkwürdig hübsche, alte Dame."

„Ich begreife nicht, daß sie nicht geheiratet hat", sagte ich, das fesselnde Bild betrachtend, ich kann mir dies süße Geschöpf gar nicht als alte, welke Jungfer denken."

„Der Begriff alte, welke Jungfer paßte auch gar nicht für sie", sagte mein Mann nachdenklich. „Ich habe als Schuljunge einige Male im Sommer meine Ferien bei ihr verlebt. Sie wohnte auf dem fürstlichen Jagdschloß Waldemarshöh, und da war es reizend. Schönster Buchenwald ringsum, und ein wundervoller Wildstand. Ich glaube, daß mich diese Ferientage zum Forstmann gemacht haben, ich lernte dort den ganzen Zauber des Jägerlebens kennen, denn ich schloß innigste Freundschaft mit dem alten Förster Hanneke und mit seinen zahllosen Hunden, die ich alle bei Namen kannte und als persönliche Freunde behandelte. Er nannte die Tante immer unsere „Gnädige", obgleich sie eine ganz simple „Mammsell" Helmstetten war, wie man damals sagte, eine Schwester meines Großvaters. Aber er hatte im Grunde ganz recht damit, denn wie eine „alte Gnädige" sah sie aus in ihrem schneeweißen Tüllhäubchen, welches mit weißen Atlasbändern unter dem Kinn gebunden war, in dem schönen, weißen Haar und mit der stattlichen, hohen Gestalt, die so aufrecht und ungebeugt einherschritt. Welk war sie nicht, denn sie hatte immer rote, frische Backen und gar helle, große braune Augen, mit denen sie einem so bis ins Herz sah. Sie war immer beschäftigt. Im nahen Dorf, in den Hütten der Waldhüter, in den Stuben der Wöchnerinnen, an den Betten der Kranken. Sie war allerwelts Beraterin und kannte die Familiengeschichte der Leute rings bis in die dritte Generation hinauf, denn sie lebte fast fünfzig Jahre unter ihnen."

„Aber wie kam sie dahin, in das einsame Waldschlößchen?" fragte ich.

„Ja, das weiß ich so genau nicht, sie war eben immer dort. Vielleicht so eine Art Beschließerin. Sie wohnte oben in ein paar geräumigen Mansarden und in der Giebelstube. Waldemarshöh ist kein Schloß im heutigen Sinne, es ist ein langes, niedriges Haus mit einem großen, schweren Dach. Es war mir stets ein besonderes Fest, wenn Tante Dorothee das große Schlüsselbund vom Haken nahm, und wir einen Revisionsgang durch die herrschaftlichen Räume machten. Schon die vielen Geweihe an den weißgetünchten Wänden der großen Flurhalle interessierten mich, dann in den weiten Gemächern die altertümlichen Bilder fürstlicher Herren und Damen in Jagdkostümen mit Puderfrisur und Perücke, steifbeinige Sophas, hohe schmale Spiegel, Tische mit Säulenfüßen und schönes gemaltes Porzellan in Glasschränken — es sah mich alles so fremd und wunderbar an, und nun gar der große Saal mit den weißen Stuckwänden, dem glänzenden Parquet und den gelben Atlas-Sophas ohne Lehnen. Hier hing nur ein einziges Bild, das Porträt eines großen, schlanken jungen Offiziers. Ich liebte es ganz besonders. Die eng anschließende Uniform mit dem hohen Kragen, aus dem Anfang des Jahrhunderts, zeigte seine kraftvolle, männliche Gestalt. Sein Gesicht hatte etwas Stolzes und überaus Vornehmes, der leuchtende Blick seiner blauen Augen schien Gehorsam zu fordern und im Gegensatz dazu lag ein weicher, fast trauriger Zug um seine vollen Lippen. Ein mächtiger Federhut und gelbe Stulphandschuhe lagen neben ihm auf dem Feldstuhl, und er stand vor einem Zelt, im Mittelgrund hielt ein Reitknecht das bäumende Pferd und im Hintergrund sah man Truppen und Pulverdampf. Sein braunes, lockiges Haar wehte wie vom Winde bewegt über seine hohe Stirn, und auch der knorrige Eichbaum, der halb hinter dem Zelt hervor sah, hatte in seinen dunklen Laubmassen etwas Verwehtes. Das war Prinz Waldemar. Unter dem Bilde hing ein ganz gelb getrockneter Lorbeerkranz mit einer Schleife in den Landesfarben, und so oft ich mit Tante Dorothee in den Saal kam, hing sie einen frischen Kranz aus Tannenreisern oder Eichenlaub und Waldblumen daneben.

„Er ist im Kriege gefallen", sagte sie, als ich fragte, weshalb er den Lorbeerkranz habe.

Nun erschien er mir natürlich doppelt interessant, und ich plagte die Tante weidlich mit Fragen über ihn; aber sie erwies sich gegen ihre Gewohnheit kurz und wortkarg und sagte zuletzt, ein Narr kann mehr fragen, als zehn Kluge antworten können. Da schwieg ich und dachte mein Freund Hanneke würde mir mehr sagen, aber auch er war weniger mitteilsam, als ich gewünscht hätte. „Ja, ja", sagte er, die kurze Pfeife einen

Augenblick aus dem Munde nehmend, „da im Saal hat seine Leiche gestanden, es war ein Jammer um ihn, aber Gottes Wille muß ja geschehen. Und nun komm, Junge und stecke deine Nase nicht in Dinge, die dich nichts angehen, ich habe einen Fuchs gespürt, der infame Racker soll mir heute noch ins Gras beißen, das Raubzeug hat jetzt immer junge Rebhühner auf dem Strich." Er pfiff seinem Hunde und wir zogen ab, aber seitdem ging ich noch lieber in den Saal, freilich immer mit einem kleinen Schauer, denn ich sah im Geist in der Mitte auf dem blanken Parquet die Bahre stehen und den schönen Prinzen ganz bleich mit seinem Mantel bedeckt darauf liegen, eine rote Wunde auf der weißen Stirn." — Mein Mann schwieg und warf Holz in das Feuer.

„O", sagte ich voller Teilnahme, „die arme Tante Dorothee, sie war gewiß immer recht traurig."

Mein Mann lachte. „Aber ihr Weiber habt doch immer gleich Romane im Kopf", sagte er, „keine Spur, die gute Tante Dorothee war im Gegenteil eine sehr heitere alte Dame. Ich habe kaum je einen Menschen mit so gleichmäßig, ich möchte sagen, friedlichem und still glücklichem Wesen gekannt. Wir standen z. B. immer auf einem famosen Neckfuß miteinander, und nie war ich vergnügter als in Waldemarshöh."

„So", sagte ich etwas enttäuscht.

„Freilich konnte sie auch sehr ernst sein, es gab Dinge, wo sie durchaus keinen Spaß verstand, z. B. wenn es sich um eine Lüge handelte. Da hatte ich gewaltigen Respekt vor ihr und vor dem verächtlichen, strengen Blick, mit dem sie den Verbrecher von oben bis unten ansah. Etwas wunderlich mutete mich ihre Art an mit Gottes Wort umzugehen. In meiner Eltern Hause sprach man davon nicht, es galt alles, was die Religion betraf, so gewissermaßen als ein Punkt, an dem man nicht rührte, man ging hin und wieder zur Kirche und ließ übrigens den lieben Gott einen guten Mann sein. Tante Dorothee aber lebte sozusagen in und aus der Bibel. Alles wußte sie dazu in Beziehung zu bringen, und ich hatte sie in Verdacht, daß sie die ganze Bibel auswendig wisse. Nicht, daß sie etwa fortwährend in salbungsvollem Tone davon geredet hätte, es war ihr aber so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es sich ganz natürlich als der rote Faden, an den sich alles reihte, durch ihre Tage zog. Sie war sicher keine Heuchlerin, und ich habe später, wenn man mir das Christentum ein für allemal als eine Art Heuchelglauben darstellen wollte, der alle, die sich ernsthaft zu ihm bekennen, zu niederträchtigen Heuchlern und Scheinheiligen machen müsse, immer an Tante Dorothee und ihr wackeres, fröhliches Wesen denken müssen und bin anderer Ansicht. Nun aber laß uns sehen, was sie selbst von sich sagt", und so öffnete er das Heft und begann zu lesen:

„Ich Dorothee Helmstetten bin die Tochter des Stadtpfarrers Tobias Helmstetten aus W . . . . Ich habe noch einen um ein Jahr jüngeren Bruder, den mein Vater mit mir zusammen unterrichtete, bis er auf die Universität kam, dann war ich allein zu Hause. Meine Mutter war eine geborene Müllerin, sie stammte vom Lande, war sehr einfach erzogen und sehr wirtschaftlich. Sie sprach nicht ganz richtig und schrieb sehr falsch, lesen habe ich sie, außer im Gesangbuch oder in der Bibel, niemals sehen, aber unser Haus hielt sie wie ein Schmuckkästchen, obgleich wir nur eine sehr alte Magd hatten, die nicht mehr viel arbeiten konnte. Auch verstand sie vorzüglich zu kochen und als ich nur erst im Stande war, mit einem Löffel zu hantieren und ein Messer zu brauchen, mußte ich, so oft ich wegen der Schulstunden Zeit hatte, mit helfen. Das that ich auch sehr gern, wie mir denn von Kind auf beide Teile des menschlichen Lebens, der geistige und der praktische, gleich wertvoll und lieb gewesen sind, denn Gott hat den Menschen mit Leib und Seele geschaffen, also zweiseitig, und so soll auch sein Dasein zweiseitig sein. Bei meinen Eltern vertrat mein Vater mehr die geistige Seite. Er war ein sehr ernster, etwas pedantischer Mann. Ich erinnere mich kaum je, daß ich ihn lachen gesehen habe. Er war mittelgroß, und ich sehe ihn noch vor mir mit seinem bartlosen, ernsten Antlitz unter der weißen Perücke im schwarzen Prediger-Habit. Er hatte einen festen, lippenlosen Mund und sehr große, gerade sehende, blaugraue Augen unter buschigen, dunklen Brauen. Ich liebte ihn sehr, denn wir verstanden uns. Er war ein vortrefflicher, durchaus ehrenhafter Mensch, aber

kein Christ. Das waren viele Pfarrer damals nicht. Einer alten Patrizierfamilie der Stadt entstammend, hielt er den Bürgerstand für den eigentlichen Grund und Boden des Volkes und die französische Revolution hatte, so lange sie sich nur darauf beschränkte, diesen Stand zur Geltung zu bringen, seinen vollen Beifall. Seine Theologie stammte aus der Wolf'schen Schule, er hatte viel mehr philosophische und philantropische als christliche Anschauungen, und seine Predigten waren wohl durchdachte, moralische Vorträge. In der kleinen Mittelstadt stand ein Infanterie-Regiment, dessen Offiziere ein ziemlich lockeres Leben führten. So oft sie mit den Bürgern in Zwist gerieten, was nicht selten der Fall war, stand mein Vater auf Seite der letzteren. Im Hause war er durchaus Despot, jedoch kein harter, da er sich im ganzen nicht viel um die häuslichen Angelegenheiten kümmerte, die er bei Mutter in guten Händen wußte. Diese war eine stille, einfache fromme Seele, im Bibelglauben erzogen, dachte sie nicht viel, sondern bewegte sich im Kreise ihrer häuslichen Arbeiten und sprach mit ihrem Gott wie ein Kind mit seinem Vater; sie fügte sich unbedingt unter ihres Eheherrn Gebot und Willen und betrachtete ihn wie eine Art höheres Wesen, an dem sie nicht zu deuten habe. Er hingegen begegnete ihr stets mit ritterlicher Höflichkeit. Daß sich die Eltern gegenseitig mit „Sie" anredeten, erschien mir durchaus natürlich. Uns aber war es erlaubt beide zu duzen, wie denn mein Vater etwas von der Rousseau-Pestalozzischen Kindererziehung in seinem Hause einführte, indem er uns möglichst natürlich und ungedrechselt aufwachsen lassen wollte, und wir daher sehr abgehärtet, in möglichst leichter Kleidung, im Sommer oft barfuß, im Freien bei Wind und Wetter herumlaufen durften. Der sehr nahe Stadtwald diente uns, wenn der Garten etwa zu eng wurde, zum Tummelplatz, wo wir bald Frühlingsblumen und Erdbeeren, bald Vogelnester und Himbeeren, bald Pilze und trockenes Holz sammelten, wie es die Jahreszeit eben zuließ. Aber auch in diese freie Weise brachte der Vater unwillkürlich, seiner Natur gemäß, ein gewisses System. An bestimmte Tage und Stunden knüpften sich diese Ausflüge und die körperlichen Übungen, welche er uns vornehmen ließ, wurden genau nach einem, von ihm entworfenen Plan ausgeführt. Ich empfand das wohl bisweilen als unbequemen Zwang, aber im ganzen umhegte uns diese Weise auch wieder mit einer wohlthätigen Schranke, die uns lebhafte und oft uns selbst überlassene Kinder vor mancher Gefahr bewahrte. Mein Bruder war sehr solide beanlagt und ein fügsamer, guter Junge, das Kind unserer Mutter. In mir steckte ein Etwas, das von keinem der Eltern, vielleicht von einer unbekannten Ahne kam. Es war wie ein inneres Feuer, es mußte irgendwo heraus; als ich noch ein kleines Kind war, machte ich meiner Mutter oft Not damit, denn ich trieb allerlei Unfug und Unart. Ich versteckte mich in den Stangenbohnen, saß da mäuschenstill und ließ das ganze Haus nach mir suchen. Ich warf einmal ein Paar schöne, neue, rote Saffian-Schuhe aus dem Fenster in eine Pfütze, obgleich ich dieselben Schuhe sehr liebte und wußte, daß es unartig war, ja ich hätte einmal beinahe das Pfarrhaus angesteckt, denn ich schleppte einen großen Haufen Reisig auf dem Hausboden zusammen und die alte Jette kam glücklicherweise dazu, als ich mich abquälte mit Stahl und Stein Feuer zu schlagen. Ich bekam dann meine Strafe, die nach des Vaters Art darin bestand, daß ich jedes Holzstückchen wieder dahin tragen mußte, woher ich es geholt hatte, und daß er mir die Hand nahe an eine Flamme hielt, bis eine kleine Blase gebrannt ward. Ich weinte sehr und habe zwar nicht wieder Feuer angezündet, aber an anderen Streichen hat es mich nicht gehindert. Als ich größer wurde, machte sich dieser Trieb meines Wesens auf andere Weise Luft; ich liebte es, immer etwas Waghalsiges zu unternehmen, kletterte auf die höchsten Bäume oder stieg auf den Kirchturm, dessen höchste Spitze nur durch eine sehr luftige Leiter zu erreichen war. Da oben sitzen, schwebend auf der äußersten Sprosse, die Stadt, die Welt, mit Wäldern, Feldern, Seen und Hügeln zu Füßen, das war mir Wonne! Aber auch in anderer Hinsicht reizte mich das Ungewöhnliche. Unsere alte Jette steckte voll Gespenstergeschichten, und abends, wenn sie bei einem Talglicht, das den Raum nur mäßig erleuchtete, mit meiner Mutter spann, kauerte ich zwischen beiden auf dem Fußbänkchen und hörte, wie sie von Geistern und Spuk, von Ahnungen und Träumen, von unheimlichen Geräuschen und was der-

gleichen mehr war, erzählte. Ich fürchtete mich aber nicht, sondern wünschte mir brennend, einmal einem solchen Geist zu begegnen. Ich nahm mir oft vor bis Mitternacht zu wachen und auf den Spuk zu warten, der, wie sie behauptete, nachts mit schlürfenden Tritten durchs Haus ging, aber ich schlief stets ein, sobald ich nur ins Bette kam. Da benutzte ich einmal einen Herbstabend, wo meine Eltern nicht zu Hause waren und Jette an ihrer Gicht im Bette lag, schlich auf den Kirchhof und kauerte mich in eine Ecke der alten Kirche, die er umgab. Es war kalt und mich fror, aber ich hoffte jeden Augenblick ein weißes Gespenst hinter den Grabsteinen auftauchen zu sehen, ich hatte mir schon vorgenommen, was ich es fragen wollte. Da aber immer nichts kam, nur der Wind um die Ecken pfiff und endlich sogar der Mond hell schien, dachte ich an mein warmes Bett und schlüpfte wieder in unser nahes Haus. Mein Vater unterrichtete mich, wie gesagt, mit meinem Bruder zusammen und so oft er etwa sagte, „dies ist nicht für Mädchen nötig, diesen Unterricht brauchst du nicht mit zu nehmen Dorothee“, war ich sicher versessen darauf, nun gewiß mit zu halten. So hätte ich gut zur Universität mit gehen können, als mein Bruder abzog, und da jetzt der Unterricht aufhören sollte, so entstand eine große Leere für mich. Ich ließ nicht nach, mein Vater mußte mir fort und fort mitteilen von dem, was er wußte.

Wir hatten zwar Verwandte und einen kleinen Umgangskreis in der Stadt, aber ich machte mir wenig daraus in den feierlichen Kaffees die Klatschgeschichten der Muhmen anzuhören oder mit den wohlerzogenen Bäschen steife Komplimente zu tauschen und sittsam mit den Püppchen zu spielen. Ich bekam gewöhnlich nachher eine Strafe, weil ich irgend eine unerhörte Unthat begangen hatte und galt als ein ganz ungeratenes Kind in diesen Kreisen. Als wir älter wurden, waren mir die kleinen Liebeshändel, die sich die Basen ins Ohr tuschelten und die Wichtigkeit, mit der sie ihren kleinstädtischen Putz behandelten, ebenso langweilig, und so führte ich ein ziemlich selbständiges und apartes Dasein mit meinen siebzehn Jahren. Spielend überwand ich die Arbeit im Studierzimmer des Vaters, der oft bedauerte, daß ich nicht der Knabe und mein Bruder das Mädchen sei, ebenso spielend die Arbeit in Haus und Garten, wo ich ein gut Stück auf mich nahm, weil Jette immer kümmerlicher wurde, aber mich überkam manchmal eine unbeschreibliche Sehnsucht nach etwas, was ich selbst nicht zu nennen wußte, ein Thatendrang, ein leidenschaftlicher Wunsch, etwas zu erleben. Das Stillleben unseres Hauses, wo sich alles nach genau vorgeschriebenen Regeln abwickelte, erschien mir wie ein Gefängnis. Ich erinnere, daß mich dieser Drang oft hinaus trieb, wenn ein rechter Sturm über das Land fuhr, dann kämpfte ich gegen das brausende Element an und ließ mir Haar und Kleider zerzausen und horchte auf das Knacken und Knattern der brechenden Äste im Walde oder sah den jagenden Wolken zu.

Unser Kleinleben ging indessen seinen ruhigen Gang unbeirrt weiter, aber in der Ferne zog das gewaltige Kriegswetter heran, das der Corse über Europa heraufführte. Mein Vater und ich verfolgten seinen Flug mit begeisterter Teilnahme. Wie er daher zog, die ganze morsche, alte Welt vor sich her zertretend und vernichtend — es war etwas Großartiges, in dieser jungen, von unten herauf gestiegenen Kraft, das mich unbeschreiblich anzog. Nun reckte er auch seine Hand nach Preußen aus. Meines Vaters Stirn umwölkte sich. Er hatte noch die Tage des großen Friedrich gekannt. „Der würde ihm ein „Halt“ geboten haben“, sagte er, „aber jetzt ist niemand da, der das Unwetter von uns abwenden könnte.“ „Aber Vater, wir haben noch dieselbe Armee, die Roßbach gewann.“ „Und die bei Malmy umkehrte“, sagte er spöttisch.

Im August 1806 begannen die Truppendurchzüge durch unsere Stadt. Im Anblick der schmucken Regimenter, die mit klingendem Spiel in das Thor zogen, schlug doch mein deutsches Herz höher, und ich wünschte und glaubte, daß sie den gefeierten Helden von den Grenzen des Vaterlandes zurückweisen würden. Mein Vater war minder hoffnungsvoll. Er hatte ein Fest besucht, welches die Bürgerschaft den durchziehenden Truppen zu Ehren veranstaltete und kam sehr verstimmt über den prahlerischen und übermütigen Geist, der die Offiziere beherrsche, nach Hause. Er vermied fortab mit ihnen in Berührung zu kommen und verbot mir, dem Ein- und Ausmarsch zuzusehen, worüber

ich sehr betrübt war. Ebenso bedauerte ich lebhaft, daß Vater sich durch eine ansehnliche Summe, die er dem Bürgermeister übergab, von der Einquartierung freikaufte, und beneidete zum erstenmal in meinem Leben die Basen, welche alle Hände voll zu thun hatten, um ihre kriegerischen Gäste zu bewirten, und die sich gelegentlich mit allerlei wirklichen oder vermeintlichen Abenteuern geheimnisvoll groß thaten. Ich durfte auch nicht mehr in die Stadt und war auf Haus und Garten angewiesen, was ich um so schmerzlicher empfand, weil Fritze, ein halberwachsener Junge, der Wasser trug und Holz spaltete oder Botengänge lief, mich genau von allem Vorfallenden unterrichtete. Halb unwillig und doch immer wieder lauschte ich seinen glänzenden Berichten, die er mir mit großer Wichtigkeit zutrug. Er hielt mir seine Vorträge meist im Garten hinter den Stangenbohnen, wo wir vor unberufenen Zuhörern sicher waren, und so erfuhr ich denn eines Tages, daß heute ein Prinz erwartet würde, um morgen im Städtchen mit seiner Truppe Ruhtag zu halten. Auf dem Rathaus sollte ihm zu Ehren ein Ball stattfinden. „Na, die putzen sich alle schöne, Mamsell Dortchen“, grinste der Junge, „was die Mamsell Müllerin ist, zieht ein knallrotes Kleid von Bombassin an, Mutter sagt, es wäre seine 20 bis 30 Thaler wert, und den Hut von die Bürgermeistern hätten Sie bloß sehen sollen, nischt als Straußenfedern. Was werden Sie denn anziehn, Mamsell Dortchen? Mutter sagt, sie möchte Ihnen so gerne sehen in Ihrem Staat, Sie wären doch die Schmuckste von die ganzen Mamsells, sagt Mutter. Und — fügte er grinsend hinzu — ick möchte Ihnen auch sehen, um sieben Uhr pünktlich fängt der Ball an, dann müssen Sie doch um Uhre sechsen fertig sein, nicht wahr? denn um halb gehen sie alle schon hin.“

„Ich gehe gar nicht hin“, sagte ich traurig.

„Na, dat is aber arg“, stimmte mein Freund entrüstet ein. „Ick sage Ihnen Mamsell Dortchen, dat is wirklich schade. Aber hören sollen Sie allens, wat et da giebt, ick habe mir einen Platz besorgt, wo ich allens sehen kann und ick werde Ihnen dat allens so genau beschreiben, daß es ebenso gut sein soll, als hätten Sie es mit Ihre leibeigenen Augen gesehen, verlassen Sie sich auf Fritzen.“ Er rannte davon, denn man rief ihn vom Hause, und ließ mich allein. Ach, wie gern wäre ich auf den Ball gegangen! aber ich wußte, daß ich ebenso gut hätte wünschen können, Flügel zu bekommen und in die Wolken zu fliegen. Und ein wirklicher Prinz sollte da sein! Meine lebhafte Phantasie stellte sich so einen als ein ganz besonderes Wesen vor, und ich hätte ihn zu gerne gesehen! So stand ich in den Stangenbohnen, von denen ich zu Mittag noch ein letztes Gericht absuchen sollte, denn sie waren schon im Abwelken. Es war so still rings, die Septembersonne lachte vom blaßblauen Himmel, die große Linde hinter dem Hause hatte schon einen goldenen Schein, Astern blühten und Stockrosen standen auf den Rabatten nnd im Gemüsegarten wucherte es wild durcheinander von absterbendem Kraut und hoch aufgeschossenem Unkraut. Darüber schwebten, sich neckend, ein Paar bunte Falter. Man hörte nur das leise Murmeln des Flusses, der unten am Garten vorbeifloß. Ich hatte meinen Strohhut abgenommen — mir war so warm und so sehnsüchtig zu Sinne. Da drang plötzlich vom entgegengesetzten Ende der Stadt Militärmusik, ein lustiger Marsch durch die stille, klare Herbstluft herüber. Ich weiß nicht weshalb oder wie es kam, aber die halb verwehten Töne waren der Tropfen, der mein thörichtes, junges Herz überfließen machte. Ich schlug die Hände vor die Augen und weinte bitterlich.

Kurze Zeit darauf rauschte es in der Hecke, die den Garten nach einer Wiese zu abschloß, und mein Fritze stand atemlos wieder vor mir. „Mamsellchen“, rief er, „den hätten Sie sehen sollen, eben sind sie ’rein, der sieht Ihnen aus wie der König selber und so’n großen Orden hat er.“ Er beschrieb einen Kreis in der Luft, der für einen Vollmond genügt hätte. „Aber weinen Sie man nicht“, fuhr er tröstend fort, „wenn sie ausrücken, müssen sie hier vorbei, über’n Kirchplatz, dann können Sie Ihn auch sehen.“ „Dummheiten, Fritze“, sagte ich, meine Thränen trocknend, denn ich ärgerte mich, daß er sie gesehen hatte, und mich bemitleiden lassen wollte ich nicht, auch erwachte mein bürgerlicher Stolz, und ich sagte daher sehr von oben herab: „Was bildest du dir ein, dummer

Junge, daß ich um den Princillon weine, um den noch lange nicht; mach' nur, daß du in die Stadt kommst", fuhr ich, auf eine leere Flasche, die er in der Hand hielt, deutend, fort, „Mutter wartet auf den Essig."

Fritze zog etwas verblüfft ab, und ich kehrte eifrig zu meinen Bohnen zurück.

Als ich ins Haus ging, hörte ich die Hausthürglocke, denn man vernahm ihren schrillen Ton, sobald sich die schweren Eichenflügel öffneten, durch das ganze Haus. Ich eilte auf den weiten, mit roten Steinen belegten Hausflur und erkannte den Bürgermeister. Er war ein freundlicher, jovialer Herr, der noch zu unseren weitläufigen Verwandten gehörte. Er stand jetzt vor mir, stützte beide Hände auf seinen Stock mit dem großen, silbernen Knopf und blinzelte mich unter dem dreieckigen Hütchen, welches auf der wohlfrisierten Perücke saß, hervor mit schmunzelndem Ausdruck an.

„Weiß die Mamsell, warum ich komme?" sagte er mit freundlicher Fettstimme, denn er war ein sehr beleibter Herr.

„Wie soll ich? der Vater ist in seiner Stube, ich werde ihn gleich rufen", erwiderte ich und wandte mich zum Gehen.

„Halt, halt! nicht so eilig, mein Schwälbchen", lachte er behaglich. „Sie weiß ja noch gar nicht, ob ich den Herrn Vater sprechen will".

„Mutter ist in der Küche."

„Ich will aber auch die Frau Mutter nicht molestieren, ich will zunächst wissen, was das Mamsellchen meint. Was denkt das Schwälbchen davon, morgen abend mit einem leibhaftigen Prinzen zu tanzen, he?"

Mir schoß alles Blut zum Herzen und dann in die Wangen. Ich wagte die Augen nicht zu erheben und sagte bescheiden: „Wie sollte ich dazu kommen, Herr Pate, der Vater würde es nimmer zugeben, daß ich zum Ball gehe."

„Das wollen wir sehen, wenn sich z. B. ein gewisser alter Pate hinter die Sache steckte, sollte der Herr Vater dann nicht zu erweichen sein?"

„Wie?" stammelte ich, „der Herr Pate wollten" —

„Ja freilich will ich", rief er und lachte vor Vergnügen, „freilich will ich das Schwälbchen morgen abend tanzen sehen. Die Frau Bürgermeisterin wird es unter ihre Flügel nehmen. He, nun bin ich doch wohl der beste Pate unter der Sonne?" Er legte seine Hand unter mein Kinn und sah mir in das freudestrahlende Gesicht. „Nun, Schwälbchen, was bekomme ich?"

Statt aller Antwort fiel ich ihm um den Hals und küßte ihn, denn wir standen immer auf einem freundschaftlichen Neckfuß, ich drehte ihn dabei rund herum, bis er mich pustend von sich schob.

„Halt, halt, so wild darf man nicht herumspringen. Prinzen sind feine Leute", sagte er, die Perücke zurecht schiebend. „Nun gehe die Mamsell zum Herrn Vater und vermelde, daß der Herr Bürgermeister ihn zu sprechen wünsche."

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und stand dann mit pochendem Herzen oben auf der weißgescheuerten Treppe mit dem dunklen Eisengeländer, bis ich die beiden Herren aus des Vaters Studierzimmer kommen und die große Glocke hörte, als der Bürgermeister fortging. Ich lief glückselig in meine Schlafkammer und von dort auf den Boden, wo der große Kleiderschrank mit den schweren runden Füßen stand, denn ich hatte ja deutlich vernommen, wie der Vater sagte: „Nun dies eine Mal dem Herrn Paten zu Gefallen, aber Punkte zehn hole ich die Dorothee ab."

Ich musterte meine bescheidene Garderobe. Es war eigentlich gar nichts darunter, was wie ein Ballkleid aussah. Ich dachte daran, mir ein schweres, dunkelrotes Brokatkleid, was meiner Großmutter Hochzeitskleid gewesen war, anzuprobieren. Ich trug es auch in meine Schlafkammer, aber als ich den weiten Rock mit den Buffanten und die enge, mit lauter Stäbchen durchzogene Schnebbentaille überzog, mußte ich über die altmodische Tracht lachen und wählte mein bestes weißes Kleid, es war von feinem klarem Stoff, und ich hatte es erst ein einziges Mal angehabt. Es war ohne allen Zierat, aber ein breiter, weißer Atlasgürtel gehörte dazu, und eine schöne alte goldene Schnalle, die auch noch von jener Großmutter stammte, hielt ihn zusammen. Ich musterte alles,

was zu meinem Anzug gehörte, sorgfältig durch und lief dann in den Garten, um zu sehen, was für Blumen ich etwa dort noch zu meinem Schmuck finden könnte. Da rief mich Mutter, ich mußte in die Küche. Bei Tische erklärte der Vater, daß der Herr Pate dagewesen, und daß er ihm zu Gefallen, da es einigermaßen an Honoratiorentöchtern mangle, erlaubt habe, daß ich einige Stunden auf den Ball gehe, der zu Ehren der durchmarschierenden Truppen und des Prinzen stattfinden solle.

„Ich habe nichts dagegen, Dorothee“, sagte er, mit dem ihm eigentümlichen Ernst, „daß die Jugend sich in anständigem Frohsinn hin und wieder bethätigt, allein ich wünsche und erwarte von meiner Tochter, daß sie sich diesen übermütigen, jungen Männern gegenüber mit der gebührenden Zurückhaltung und äußerster Sittsamkeit verhält. Damit du überdem keinen Ungebührlichkeiten ausgesetzt bist, wenn etwa der Wein die Köpfe erhitzt, habe ich ausbedungen, daß ich dich um 10 Uhr abhole, wozu du dich bereit zu halten hast.“

Ich that, was, wie ich wußte, mein Vater von mir erwartete, indem ich ihm in einigen wohlgesetzten Worten dankte und versprach, mich durchaus nach seinen Befehlen zu verhalten. Ich glaube, es gefiel ihm, daß ich nicht sehr viel aus der Sache machte, denn daß ich so wohl vorbereitet auf seine Äußerung war, wußte er nicht.

Mutter geriet in einige Unruhe wegen der nötigen Garderobe und fing auch von dem Brautkleid der Großmutter an, da doch ein wirklicher Prinz zugegen sei, allein ich teilte ihr ruhig meinen Plan mit, der sich des Beifalls meines Vaters erfreute und darum auch ohne weitere Erörterung angenommen ward.

„Was Prinz“, sagte der Vater, „er gehört einem ganz kleinen Hause an und Prinzen sind sterbliche Menschen wie wir, ein ehrbares Bürgermädchen braucht kein so großes Gewicht auf seine Anwesenheit zu legen. Diese Prinzen sind oft recht leichtfertige junge Herren.“ —

Damit wandte er das Gespräch auf einige französische Prinzen, welche als Emigranten in einer benachbarten größeren Stadt lebten und viel von sich reden machten. „Ich begreife nicht, wie ehrbare Bürger ihre Töchter dazu hergeben können mit dergleichen Herren zu charmieren oder gar einen Liebeshandel mit ihnen zu entrieren. Ich würde meine Tochter weit lieber tot und in ihrem Sarge vor mir sehen, als dergleichen erleben.“ Meine Lippe kräuselte sich unwillkürlich und ich hob den Kopf stolz in die Höhe, schwieg aber, denn mein Vater liebte es nicht, wenn ich mich viel an der Unterhaltung bei Tische beteiligte — ich dachte: „so ein Prinz sollte mir nur kommen!“ Der Tag verging mir ungewöhnlich langsam. Ich hatte mein weißes Kleid längst glatt geplättet, meine Schuhe und Handschuh lagen bereit und doch sollte der Ball ja erst am folgenden Abend stattfinden. Ich ward von einer quälenden, erwartungsvollen Unruhe umgetrieben und war sehr froh, als Vater mich in sein Studierzimmer rief, wo er einen schwierigen griechischen Schriftsteller mit mir vornahm, wodurch meine Gedanken in etwas abgezogen und beruhigt wurden.

Gegen Abend ging ich noch einmal in den Garten, denn ich war immer nicht schlüssig über die Blumen, die ich tragen wollte. Ich entschied mich nach vielen Hin und Her für weiße Astern, die in Menge da waren und von denen ich beschloß, mir einen Kranz zu winden. Am liebsten hätte ich gleich angefangen, aber ich bedachte, daß die Blumen bis morgen welk würden, und so pflückte ich statt dessen von den bunten Astern, um einen Probekranz zu machen, damit ich sicher sei, es anderen Tages gut zu treffen. Ich setzte mich mit meinen Blumen im Schoß auf den hölzernen Altan, der an und, zum Teil auf Pfählen, über dem Fluß erbaut war und von einem dichten Gebüsch gegen den Garten zu umgeben, von einer schönen Hängeweide zum Teil überschattet war. Noch vergoldeten die letzten Lichter der Sonne ihren Wipfel und leise bewegten sich die Zweige, die bis auf den Wasserspiegel an einer Seite herabhingen, im Abendhauch. Es war köstlich still hier, und ich konnte so recht meinen erwartungsvollen Träumen nachhängen. Bisweilen fielen einige gelbe Blättchen mit leisem Knistern auf die altersgrauen Bretter des Altan, und das Wasser schlug sanft plätschernd an die Pfosten und die Treppe, welche hinab führte. Ein kleiner Buntspecht lief geschäftig um den Weiden-

stamm und hämmerte an der Rinde, und von fern her klang ein etwas lebhafteres Summen als gewöhnlich, das Leben der Stadt, aus dem sich bisweilen ein lautes Rufen, ein Pferdegetrappel, die Anwesenheit fremder Gäste verratend, abhob.

Ich begann mein Gewinde, probierte es auf und versuchte mich in dem Fluß zu spiegeln, der mir aber nur mein Zerrbild zeigte; ich zerstörte es wieder, um eine Verbesserung vorzunehmen und hatte es eben zum zweitenmal auf meine Locken gedrückt, als ein lautes Aufplätschern des Wassers und ein lebhaftes Stimmengewirr mich aufblicken machte, und ich ein Boot vorüberrudern sah, das mit einer bunten Gesellschaft von Herren, alle in strahlenden Uniformen, besetzt, meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselte. Die schmucken Gestalten in den goldgestickten Kleidern, die großen Federhüte, die hübschen, lachenden Gesichter, gaben in dem rasch hingleitenden Boot ein anmutiges Bild, und dieses selbst hatte man durch Überwerfen eines farbigen Teppichs besonders festlich ausstaffiert. — Ich war so überrascht, daß ich mit weitgeöffneten Augen, einen Arm um den Stamm der Weide geschlungen, dem leichten Fahrzeug nachsah, wie es mit eingelegten Rudern lustig stromab trieb. Ich beugte mich weit vor und der lose auf meinen Locken sitzende Kranz glitt herab und fiel in das Wasser, wo er, von den leichten Wellen, die der Kiel hinterließ, erfaßt, rasch hinterher glitt. Ich achtete kaum darauf, denn ein besonders großer, schlanker Offizier, der in der Mitte des Bootes saß und um den die übrigen gewissermaßen eine Gruppe bildeten, ihn augenscheinlich als Mittelpunkt respektierend, zog meine Blicke auf sich. Er hatte den Hut neben sich auf die Bank gelegt und der Abendwind spielte mit seinem dunklen, lockigen Haar. Er trug einen Stern auf der Brust, und in seinem Gesicht mit der hohen Stirn und der leicht gebogenen Nase lag jene Vornehmheit, die den Mitgliedern alter Geschlechter öfters eigen ist und angeboren, sich in der ganzen Erscheinung ausprägt. Das war ohne Zweifel der Prinz. Ich verließ ihn mit keinem Auge, und während irgend etwas im Vordergrund die Aufmerksamkeit seiner Begleiter zu fesseln schien, richtete sich sein Blick, vielleicht von jenem geheimnisvollen, magnetischen Zug, den der meinige ausübte, getrieben, auf mich. Einen Augenblick, indem das Boot vorüber schwebte, trafen sich unsere Augen und ich fühlte etwas, was ich bisher noch niemals empfunden, ich fühlte, daß mich dieser Mann beherrsche und daß mein ganzes Sein ihm entgegen strebte. Es war wie ein Zauber und so kurz und flüchtig, wie das glänzende Bild, das vorüber glitt, aber so lebhaft und eindringlich, daß ich unwillkürlich tief aufseufzte, als der Kahn, einer Biegung des Flusses folgend, entschwand. Ich hatte das Gefühl, ich müsse entfliehen, um nicht noch einmal in diesen Bann zu geraten, ich sprang die Stufen vom Altan herab und eilte ins Haus. Ich wollte der Mutter und Jette, welche eben das Abendbrot auftrugen, von meinem Abenteuer berichten, aber das Wort erstarb mir auf der Lippe, ich konnte nicht davon sprechen. Eine mir selbst unerklärliche Unruhe befiel mich, ich lief hierhin und dahin, allerlei Dinge ergreifend und wieder fort legend und beim Abendessen rührte ich kaum einen Bissen an. Endlos dünkte mich die Mahlzeit, endlos die Zeit bis ich meiner Pflicht genügt und das Geschirr gesäubert und verwahrt hatte. Endlich, endlich war alles beseitigt und ich eilte hinaus in den inzwischen völlig hereingebrochenen Abend. Was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht, aber daß ich allein sein mußte, das wußte ich. Der Mond stand am Himmel und übergoß den Garten mit seinem Silberlicht. Geheimnisvoll erschien alles in den sonst so bekannten Gängen und geheimnisvoll knisterte es in den Büschen und unter den Blumen. Ich ging wie im Traum zum Altan. Silbern glänzten die Fluten, auf denen ein breiter Lichtstreif zitterte, aber auf den Altan malten die Weide und die Gebüsche tiefe Schatten, durch welche hier und da gleich einem vorborgenen Kleinod ein heller Lichtpunkt blitzte, wo ein Mondstrahl seinen Weg durch das dünner gewordene Laub fand. Dicht an der Treppe sah das Wasser schwarz und unergründlich tief aus, und es drang wie heimliches Schluchzen durch die Stille herauf. Ich stand wieder an der Weide und starrte in die Dämmerung dahin, wo das Boot verschwunden war, als müsse das Bild von heute dort wieder auftauchen. Da schoß plötzlich von raschem Ruderschlag getrieben von der anderen Seite ein Nachen heran, und ehe ich mich besinnen oder entfliehen konnte, trieb

er an die Treppe, eine Kette rasselte und eine hohe Gestalt stand vor mir. Ich wußte, wer es war, obgleich er im Schatten stand und ich seine Züge nicht unterscheiden konnte. Er aber mußte mich sehen, denn gerade, wo ich an den Baumstamm lehnte, fiel ein heller Lichtstreif über mein Sommerkleid und mußte mich ihm verraten.

„Ah wie glücklich, daß ich Sie treffe," sagte er mit klangvoller, etwas unterdrückter Stimme, „ich bringe Ihren Kranz zurück." Er hielt mir mein Asterngewinde hin, und ich griff mechanisch danach. Ich zitterte über und über und hatte das Gefühl, was man bisweilen im Traum empfindet, wenn man fortlaufen will und nicht von der Stelle kommt.

„Nun", sagte er, näher tretend und sich zu mir herabbeugend, „nun, bin ich keinen Dank wert?"

„Ich danke!" stammelte ich kaum hörbar.

„Ein so süßes Mädchen sollte anders zu danken wissen," erwiderte er, „mit so kühlem Wort bin ich nicht zufrieden."

Es klang etwas wie ein befehlender Ton in seiner Stimme, und er streckte die Hand nach mir aus, als wolle er mich ergreifen. Das brachte mich sogleich zu mir selbst, ich richtete mich hoch auf und warf den Kranz ins Wasser zurück.

„Mir liegt nichts an dem Kranz," sagte ich stolz. Er trat einen Schritt zurück und in das volle Mondlicht. Ich sah, daß er einen Mantel übergeworfen hatte, und sein Auge auf mich richtend, sagte er mit einem traurigen, ganz verändertem Ton: „Und an mir liegt Ihnen auch nichts, das sehe ich."

Ich senkte den Blick unter der Frage, die in dem seinigen brannte. Ich wäre ihm ja am liebsten zu Füßen gesunken, wie er so bittend vor mir stand. „Haben Sie kein freundliches Wort für mich?" sagte er noch leiser, „und ich habe mich doch so nach diesem Augenblick gesehnt."

Ich lächelte unwillkürlich bei diesem Gedanken. „Nach mir?" sagte ich ungläubig, Sie kennen mich doch gar nicht."

„Doch", erwiderte er bestimmt, „ich kenne dich und du kennst mich, denn ich liebe dich, und Liebe ist wie die Sonne, wo ihr Schein hindringt, sieht man und weiß." —

Ich fühlte, daß er die Wahrheit sagte, und wie mein Herz pochte, aber ich schwieg. Da legte er ohne weiteres den Arm um mich und zog mich an sich. Willenlos lag ich an seiner Brust und sein Kuß brannte auf meinen Lippen, aber nur einen kurzen, seligen Augenblick, dann riß ich mich los. „Ich muß fort," stammelte ich, und wollte entfliehen. Aber er hielt meine Hand fest. „Noch nicht!" sagte er wieder mit jener bestimmten Art, die mich bannte und doch reizte. Er setzte sich auf die Bank unter der Weide und zog mich neben sich. Er hielt mich mit dem Arm umschlungen, aber ich sträubte mich jetzt und wandte ihm den Rücken, denn ich wußte, daß ich thun mußte, was er wollte, wenn ich im Bann dieser leuchtenden, blauen Augen war.

„Meine süße Dryade," sagte er scherzend, „laß uns noch ein wenig diesen köstlichen Abend genießen, sieh, das Leben ist zu kurz, ich muß in Kampf und Tod, nie kehrt diese Stunde zurück, laß sie uns auskosten."

„In Kampf und Tod!" ich bebte bis ins Herz hinein und wandte mich unwillkürlich zu ihm, als müsse ich mich versichern, daß er noch da sei.

„Und", fuhr er bittend fort, „ich weiß noch nicht einmal deinen Namen?"

„Dorothee", stammelte ich, „ich heiße Dorothee."

„Dorothee!" Nie vergesse ich wie das Wort in seinem Munde klang, ich höre es immer, wenn ich an ihn denke; er wiederholte es und strich dabei sanft über mein Haar, „sage mir, Dorothee, kannst du mich lieb haben?"

Ich senkte den Kopf und ich fühlte wie sein Atem meine Wange streifte. Da legte er die Hand unter mein Kinn und hob mir das Gesicht, daß der helle Mond darauf schien. „Sieh mich an!" befahl er bittend. Da mußte ich gehorchen und er las in meinen Augen, was meine Lippen nicht zu gestehen wagten. Er küßte mir Augen und Mund und sagte viele Dinge, die wie Musik in meinen Ohren klangen und mir

war, als könne das alles nicht Wirklichkeit sein, als sei es Traum, als müsse ich gleich erwachen. . . . .

Da hörte ich plötzlich meinen Namen vom Hause her, es war Jette, die mich rief, sie wollte die Thür schließen. Ich fuhr auf in jähem Schreck. Plötzlich hörte ich im Geist den Vater sagen: „Ich wollte meine Tochter lieber im Sarge sehen, als daß sie Liebenshändel mit so einem Prinzen hätte."

„Gute Nacht!" stammelte ich, „gute Nacht!" Ich war aufgesprungen und stand ganz verwandelt in äußerster Verwirrung vor ihm. Auch er hatte sich erhoben.

„Gute Nacht, meine süße Dorothee," sagte er ruhig und mit leisem Lächeln um den ausdrucksvollen Mund, „treffe ich dich morgen abend wieder auf dem Altan?"

„Morgen muß ich auf den Ball," sagte ich mechanisch.

„Ach ja, dieser langweilige Ball, nun also auf Wiedersehen auf dem Ball."

Er wollte mich noch einmal küssen, aber wieder rief die alte Magd und jetzt schon im Garten, wie ein Pfeil schoß ich an ihm vorbei und die Treppe hinunter der Rufenden entgegen. Ich sprang an ihr vorüber ins Haus und achtete nicht darauf, daß sie mir „wilde Hummel!" nachbrummte. Ich schloß die Kammerthür hinter mir und riß das Fenster auf, leise Ruderschläge klangen vom Strom herüber, ich lauschte atemlos, bis sie verklungen waren, und dann warf ich mich auf mein Bett und schluchzte und lachte vor Glück und vor Leid, bis ich einschlief und Wirklichkeit und Träume sich verwoben. —

Auch am anderen Tage noch kam ich mir oft wie eine Schlafwandelnde vor, mein ungewöhnlich zerstreutes Wesen, meine Unruhe, mein Erröten und Erbleichen hätten auffallen müssen, wenn man nicht alle diese Dinge auf die Vorfreude des Festes geschoben hätte.

Endlich war es Zeit, sich zu rüsten. Ich hatte meinen Asternkranz längst fertig, und als ich in meinem sehr einfachen, aber jugendlichen Kleide, welches Hals und Arme frei ließ, fertig in das Wohnzimmer trat, fand ich dort das dankbarste Publikum. Von meiner Mutter bis zu Fritze, der mich mit bewunderndem Grinsen betrachtete, zollten mir alle ihren Beifall. Mutter legte mir noch einen schönen Shawl, der eine Bräutigamsgabe des Vaters war, gegen die Abendkühle um die Schultern, und dann geleitete mich mein Vater selbst durch die dämmerigen Straßen zu dem Hause der Frau Bürgermeisterin. Als ich so neben ihm dahin schritt und seine ernste, etwas gedämpfte Stimme die Hoffnung aussprach, daß ich mich passend benehmen und durch den Glanz und Tand nicht blenden lassen würde, hatte ich plötzlich das Gefühl, ich müsse ihm alles sagen und um Rat und Beistand bei ihm, der von Kind auf mein geistiger Führer gewesen war, bitten. Schon öffnete ich den Mund und erhob das Auge zu ihm, aber ich verstummte, denn wie ich jetzt sein strenges, festes Profil sich gegen den lichten Abendhimmel abheben sah, wußte ich, daß ein Geständnis nicht nur den Ball, sondern meinen ganzen wunderbaren Liebestraum für immer zerstören würde. So schwieg ich. Ich nahm mir aber fest vor, heute abend meinem bürgerlichen Stolz nichts zu vergeben. Ich wollte „ihn" sicherlich nicht suchen, ich wollte ihm zeigen, daß meines Vaters Tochter kein so großes Gewicht darauf lege, daß er ein Prinz sei. Hinter diese hohen Gedanken suchte ich mein pochendes Herz und mein mahnendes Gewissen zu verschanzen, was mir auch vorläufig ziemlich gut gelang.

Als ich eine Viertelstunde später mit dem stattlichen Paten und seiner freundlichen, kleinen Ehehälfte in den Saal trat, der mit Laubguirlanden und Fahnentüchern so prächtig hergerichtet war, daß man ihm seine ursprüngliche Bestimmung, denn er war eigentlich ein Getreideschuppen neben dem Rathaus, nicht anmerkte, waren erst wenig Gäste da und ich sah mich zum erstenmal in ganzer Gestalt im Spiegel. Das handgroße Stückchen, welches mir in meiner Schlafkammer zum Ordnen des Haares diente, war kaum ein Spiegel zu nennen und übrigens schmückten die Wände unseres Wohnzimmers nur einige schöne, alte Kupferstiche nach Raphael in breiten, braunen Holzrahmen. Mein eigenes Bild sah mich daher überraschend und fremd an, denn man hatte sich die Mühe gegeben, einen großen Trumeau aus dem Hause eines adligen Herrn, der sein Gut einem Sohn übergeben hatte und in die Stadt gezogen war, herzuschaffen.

Ich sah da ein schlankes Mädchen im weißen Kleid, das in seinem knappen Schnitt kein Geheimnis aus der wohl gewachsenen Gestalt machte; die dunklen Augen in dem etwas blassen, nur von wenig zartem Rot gefärbten Gesicht und das braune dichte Gelock, das überall unter dem weißen Asternkranz hervorquoll, paßten gut zusammen, und ich lächelte mir unwillkürlich selbst zu, denn in meinen Ohren klang es von jener wunderbaren Stimme: „Meine süße Dryade!" und ich gestand mir errötend, daß der Vergleich paßte. Der Pate, der geschäftig hin und her lief, kam jetzt vorbei. „Seh mir einer die kleine Eitelkeit", sagte er lachend, „Frauenzimmer können nie beim Spiegel vorbei, ohne hineinzusehen. Nun, Schwälbchen, du kannst zufrieden sein, siehst aus wie eine Prinzessin, he, Frau Bürgermeisterin, wir schämen uns unseres Töchterleins nicht." Ich drückte mich beschämt in eine Ecke des Saales, der sich nach und nach zu füllen begann. Der Adel der Umgegend war erschienen und aus dem Städtchen wurden nur die ersten Familien würdig befunden, sich an dem Feste zu beteiligen — so war denn die Versammlung so glänzend wie möglich und jedes hatte in Anbetracht seiner Toilette das Beste gethan, was ihm die Umstände erlaubten, wobei denn freilich einige wunderliche Prachtstücke, die etwa mit meinem roten Brokatkleid verwandt sein mochten, ans Licht kamen. Ich schrumpfte in meinen eigenen Augen bald zu einem sehr unbedeutenden Persönchen zusammen, als ich mich im Gewimmel der seidenen Gewänder, goldenen Ketten und wallenden Federn wiederfand, unter welche sich bald allerlei bunte Uniformen mischten und hielt mich so bescheiden wie möglich. Plötzlich verstummte das summende Geräusch der Stimmen, die Musik intonierte einen Marsch, die Gesellschaft hatte sich in einen bunten Kreis geordnet und der Prinz trat ein, gefolgt von einigen Offizieren seines Stabes. Alles um mich her versank in diesem Augenblick und ich sah nur ihn. Mit einem Gefühl zwischen stolzem Glück und angstvoller Erwartung, jubelnder Wonne und unbeschreiblicher Demut, meine stolzen Vorsätze von vorhin ganz vergessend, folgte ich der hohen Gestalt mit dem Stern auf der Brust und mit dem strahlenden, alle beherrschenden Blicke. Ich dachte gar nicht daran, von ihm bemerkt zu werden, ich schob mich vielmehr so viel wie möglich in den Hintergrund, von wo ich sah, wie er freundlich und mit vornehmem Anstand an die sich verneigenden Gruppen herantrat, jedem ein artiges Wort sagend und lächelnde Gesichter hinterlassend, weil er die seltene Kunst verstand, jedem die Meinung beizubringen, als habe er grade ihm ein besonderes Interesse entgegengebracht. Jetzt begann der Tanz, und ich sah wie sein Auge, einen Augenblick suchend, die Versammlung überflog. Dann schritt er zu der vornehmsten Dame im Kreis, reichte ihr die Hand und führte die Polonaise mit ihr an. Ich hatte ganz überhört, daß ein junger Kandidat, der seit einiger Zeit eine Hauslehrerstelle in der Stadt innehatte, sich mir als Partner für diesen ehrbarsten aller Tänze anbot, und der Jüngling zog, durch meine vermutliche Nichtachtung tief gekränkt, mit meinem kichernden Bäschen ab, welches neben mir stand und froh war, am Tanz teilzunehmen. So wand sich die bunte Reihe der nach dem Takt einher Wandelnden bald sich trennend, bald sich wieder vereinend, durch den weiten Raum, und da fast alle Umherstehenden sich dem langen Schweif angeschlossen hatten, fand ich mich plötzlich ziemlich allein in meiner Ecke, der sich aber grade die Mitte des Saales entlang kommend, das erste Paar näherte, die Dame hatte nun rechts, der Herr links sich zu wenden und so schritt der Prinz grade auf mich zu. Ich fühlte, wie mir die Knie zitterten, indessen mein Auge gespannt an seinen Zügen hing, jetzt verneigte er sich gegen seine Tänzerin und jetzt — traf mich sein Blick. Wie lichter Sonnenschein glitt es einen Augenblick über seine Züge, ich empfand wieder den unbeschreiblichen Zauber, den er über mich ausübte und verneigte mich unwillkürlich, aber ich sah nicht zu ihm auf, sondern hielt die Augen fest auf den Boden geheftet; erst als er lange am anderen Ende des Saales bei seiner Tänzerin wieder angelangt war, die Musik schwieg und mein Bäschen schwatzend zurückkehrte, faßte ich mich wieder vollkommen. Der Tanz begann nun lebhaft zu werden, und auch ich mußte mich beteiligen, das Fest ward immer bewegter. Der Prinz näherte sich mir nicht. Ich sträubte mich vergebens gegen ein Gefühl bitterer Enttäuschung, das mich beschlich; er beteiligte sich hier und da zwanglos am Tanz, das sah ich gelegentlich. Ich

wollte mir nichts daraus machen, ich wollte mich nicht um ihn kümmern, gar nicht an ihn denken, und dachte doch an nichts anderes und fühlte doch wie mir das Herz, je weiter der Abend vorschritt, immer schwerer ward. Ich wußte, daß es bald Zeit sein würde, den Ballsaal zu verlassen, denn ich durfte den Vater unter keinen Umständen warten lassen, und ich sehnte mich aus dem bunten Getriebe hinweg, fort von den lachenden, schwatzenden Tänzern, die mir fade Komplimente sagten, in meine stille, kleine Kammer, wo ich die lachende Maske abthun und mein armes gequältes Herz ausweinen könnte. Eben war ich einer neuen Aufforderung unter der Versicherung, daß ich mich abkühlen müsse, ausgewichen und wollte in den Vorraum gehen, um nach meinem Shawl zu suchen, als der Prinz plötzlich vor mir stand.

„Darf ich auch um einen Tanz bitten?“ sagte er in jenem halb bittenden und zugleich befehlenden Ton.

Es wallte heiß in mir auf. O, er sollte nicht denken und merken, daß ich etwa auf ihn gewartet hätte. „Hoheit“, sagte ich, „wollen mich entschuldigen, ich muß nach Hause gehen, mein Vater wartet.“ Ich sah ihn auch jetzt nicht an, sondern betrachtete krampfhaft einen kleinen Fächer, den mir die Frau Bürgermeisterin als hofgemäßes Erfordernis meiner Toilette geschenkt hatte.

Er lachte aber und umfaßte meine Taille ohne weiteres. „Oho“, sagte er, „einen Korb lasse ich mir nicht geben!“ und dann schwebte ich in seinem Arm dahin und fühlte, wie sein Atem meine Stirn streifte und wie sicher er mich hielt und wollte nicht glücklich sein und war es doch. Er stand dann neben mir und zwar grade vor dem Spiegelpfeiler zwischen zwei Thüren des Schuppens, die man als Fenster drapiert hatte. So standen wir ziemlich allein.

„Was fiel der kleinen Dryade ein“, sagte er flüsternd, „daß sie nicht mit mir tanzen wollte?“

„Ich — ich“ — stammelte ich verwirrt, „ich wollte zeigen — zeigen“ —

„Nun?“ fragte er eindringlich.

„Daß ich mir nichts daraus mache“, sagte ich trotzig, denn es ärgerte mich, daß er so that, als müsse ich ihm stets zu Willen sein. Es war mir sogleich leid als das unartige Wort heraus war. Er schwieg, und ich sah halb erschrocken, halb bittend zu ihm auf. Er sah mich nicht an, aber es zuckte in seinen Zügen und eine kleine Falte legte sich zwischen seine Augenbrauen. Doch nur einen Augenblick, dann beugte er sich zu mir herab, und mich ernst ansehend, sagte er: „Und ist das wahr, Dorothee?“

Ich zögerte einen Augenblick, aber dann flüsterte ich, dem alten Zwang erliegend: „Nein!“ —

„Ich dachte es! thörichtes, kleines Mädchen“, lächelte er, „und nun komm, der Herr Vater soll nicht lange warten.“ Er zog meinen Arm durch den seinigen und führte mich zum Ausgang, wo die Frau Bürgermeisterin und der Herr Pate mich ganz beglückt über die Ehre, die mir widerfahren war und von der sie sich natürlich als meine Balleltern ein gutes Stück zurechneten, empfingen und mich alsbald in meinem Shawl gehüllt dem Vater übergaben, ihm das wichtige Ereignis sogleich mitteilend, was er aber ziemlich kühl aufnahm. Ich aber war froh, daß er mich nicht mit viel Fragen behelligte. Schweigend schritten wir beide unter dem Sternenhimmel dem alten Hause am Kirchplatz zu, und in meinem Herzen zitterte nur der eine Gedanke, ob ich den Prinzen noch einmal wiedersehen würde; morgen sollten die Truppen ja ausrücken.

Als ich mich am folgenden Morgen vor dem Kreuzfeuer der Fragen gerettet hatte, mit denen meine gute Mutter und die alte Jette mich bestürmten, welchen beiden der Gedanke, daß ich wirklich mit einem leibhaftigen Prinzen getanzt habe, solchen Eindruck machte, daß ich selbst etwas von der prinzlichen Herrlichkeit angefärbt erschien, suchte ich mir etwas im Garten zu schaffen und wartete auf den Augenblick, wo die Musik der Abziehenden mir anzeigen würde, daß die Truppen an unserem Hause vorbeikämen, denn ich war entschlossen, ihn noch einmal zu sehen. Mein Herz war sehr schwer, und der goldenste Sonnenschein, der über dem Garten lag, schien mir durch einen schwarzen Flor zu fallen, denn immer klang es mir vor den Ohren, was er an jenem Abend gesagt: „Ich gehe in Kampf und Tod!“ O, wie ich jetzt diesen Bonaparte haßte, diesen Räuber

und Länderdieb. Da kam Fritze vom Hause gelaufen: „Mamsellchen, Mamsellchen, ick habe gesehen, wie Sie mit dem Prinzen getanzt haben, na, aber fein haben Sie ausgesehen! Ick stand nämlich oben in der Dachluke, da konnte ick schön sehen, und wissen Sie schon, sie bleiben noch drei Tage hier. Heute morgen ist die Ordre gekommen, Heimbachs Ferdinand hat's mir eben gesagt und bei denen liegt der Fahnenschmied ins Quartier, der weiß es." —

Wie ich innerlich aufjubelte bei dieser Kunde! Ich schenkte dem Jungen eine ganze Mütze voll der schönsten Frühäpfel, die ich grade von den tief herabhängenden Zweigen abpflückte. Die Welt schien mir plötzlich wieder so hell und schön und als Fritze gegangen war, stimmte ich ein lustiges Lied aus voller Brust an. Drei Tage! Welch eine kurze Spanne Zeit und doch, was können sie in einem Menschenleben bedeuten! Diese drei Tage umschlossen für mich ein Paradies von Glück und eine Hölle von Leid. Am Abend unter dem Weidenbaum lauschte ich, bis ich, die leichten Ruderschläge hörte, bis der Nachen anhielt und er mich in seine Arme schloß. Ach, es waren nur kurze, flüchtige Augenblicke, wie eine leuchtende Abendwolke flogen sie vorüber, denn die alte Magd, die wieder mit einem kommenden Gichtanfall kämpfte, schloß das Haus noch früher als sonst, und doch wuchs mein Glück an seiner Seite mit jedem Abend, und es schien, als presse auch er mich immer leidenschaftlicher an sein Herz, als könne auch er sich nicht mehr losreißen, wenn der Augenblick der Trennung unerbittlich schlug. Ich dachte nicht über die drei Tage hinaus und was dahinter lag schien mir wie ein schwarzer, grundloser Abgrund, aber unerbittlich enteilte die Zeit und der letzte Abend kam. Der Himmel war mit Wolken bedeckt und der Mond ging noch später auf, es fiel ein leichter Regen und der Wind fuhr durch mein leichtes Sommerkleid, als ich dennoch auf dem Altan stand, und trieb mir das Haar über die Stirn. Ob ihn das Wetter abhalten würde, zu kommen?

Ich starrte hinaus in die Finsternis, die sich doch, je mehr sich mein Auge gewöhnte, zu einem farblosen Schattenbild entwirrte, in welchem die Bäume und Büsche wie dunkle Gebilde gegen den grauen Nachthimmel aufgetürmt erschienen und das Wasser als schwarze Tiefe zu meinen Füßen gähnte. Die Turmuhr schlug dumpf, wenigstens schien mir ihr bekannter Ton so, jeden Augenblick konnte man meine Abwesenheit im Hause bemerken und mich hereinrufen. Da klang das wohlbekannte Plätschern an mein Ohr, das Boot schoß heran, und ich lag in seinen Armen.

Ich schluchzte unwillkürlich laut auf vor Schmerz und vor Wonne.

„Zum letztenmal!" kam es zitternd von meinen Lippen. Auch er schien ergriffen. Er setzte sich auf die Bank, zog mich auf seine Knie und schlug seinen Mantel um mich: „Du zitterst, arme kleine Dryade", sagte er, „und dein Haar ist naß", und er küßte meine kalte Stirn und meine weinenden Augen. So saß ich eine kleine Weile still und lauschte auf den Schlag seines Herzens. Da hörten wir ein Geräusch vom Hause. „O, ich muß fort!" —

„Nein", sagte er bestimmt, „du sollst bleiben, ich habe ein Recht an dich und ich will dich nicht wieder freigeben." Ich war aufgesprungen, und er hielt meine Hand.

„Und mein Vater?" fragte ich bang.

„Auch er hat keine Gewalt, unsere Herzen zu trennen, er wird sich in das Unvermeidliche fügen müssen."

„Du kennst ihn nicht", sagte ich, „nie würde er in eine Verbindung mit dir willigen."

„Aber wenn ich dich nun mitnehme, wenn ich dich ohne seine Einwilligung zu meinem Eigentum machte?"

Ich fühlte wie mir alles Blut zum Herzen schoß.

„Ich habe einen Plan", fuhr er lebhaft fort, „ich lasse dich morgen abend um diese Zeit durch meinen treuen Kammerdiener Hanneke hier mit dem Boot abholen. Er kennt Wege und Stege, denn er ist aus dieser Gegend."

„Und dann?" fragte ich gespannt, meine Hand aus der seinen unwillkürlich lösend.

Er merkte es nicht, sondern fuhr lebhaft fort: „Hanneke bringt dich auf dem kürzesten Wege zu mir."

„Und dann?“ fuhr ich atemlos fort.

„Dann bist du bei mir, mein süßes Mädchen, und wir sind glücklich und bedürfen niemandes Einwilligung dazu — und —“

„Und ich bin ein Soldaten-Liebchen!“ sagte ich rauh mit einer Stimme, die nicht meine eigene zu sein schien.

„Dorothee!“ rief er unwillig.

„Was“, sagte ich, indem mir Scham und Schmerz die Kehle zuschnürten, „was sonst?“ Er schwieg betroffen.

„O“, rief ich in wilder Leidenschaft seinen Hals umschlingend und jedes Wort wie einen Angstschrei aus der Tiefe meiner Seele hervorstoßend, „ich habe dir unrecht gethan, nicht wahr, ich habe dich beleidigt? Du wolltest das nicht, nein, du konntest mir das nicht zumuten. Du wolltest mich dort vor deinen Offizieren zum Altar führen, du wolltest das Bürgermädchen, das schlichte, unwissende Kind zu deinem Weibe machen, das wolltest du, o schwöre es mir bei deiner Seelen Seligkeit‘, — fuhr ich flehend fort — „bei dem Andenken deiner Mutter, bei deiner Ehre als des Königs Offizier, daß du das wolltest.“

„Du weißt nicht, was du redest, Dorothee“, sagte er unsicher, „beruhige dich, du weißt, daß ich dich liebe, was willst du mehr.“

„Daß du mich achtest“, sagte ich, meine Arme von seinem Hals lösend und mich stolz aufrichtend.

Es war einen Augenblick ganz still zwischen uns, man hörte das Fallen der Tropfen auf dem Holz des Altans und das Rauschen des Windes in der Weide.

Ein tiefer Seufzer teilte seine Lippen. Er ergriff meine kalte Hand und küßte sie. „Vergieb mir, Dorothee“, sagte er leise und weich, und in einem Ton, der mir bis ins innerste Herz drang, fügte er hinzu „lebe wohl!“ — „Lebe wohl, lebe wohl!“ schluchzte ich und warf mich noch einmal an seine Brust, dann entwand ich mich seinen Armen und stürzte die Stufen zum Garten hinunter, ich flog den Steig zwischen den langen Rabatten entlang, als müßte ich vor mir selbst entfliehen, denn ich fühlte, daß meine Kraft zu Ende ging. Da kam mir jemand entgegen. Es war mein Vater, atemlos klammerte ich mich an ihn, als müsse ich Schutz bei ihm suchen.

„Nun, nun“, sagte er unwillig, denn solche stürmische Art war ihm nicht angenehm, „was treibt die Mamsell hier draußen im Regen, hat sie etwa ein Gespenst gesehen?“ fügte er ironisch hinzu, „daß sie so alteriert ist? hinein mit dir ins Haus, das sind Narrenspossen.“

Ich ging, so rasch ich konnte, seinen Arm festhaltend, indessen ich bebte, daß er das Abstoßen des Nachens vom Altan hören könne.

Die Wochen, welche nun kommen, sind in meiner Erinnerung wie ein böser, wüster Traum. Truppen auf Truppen zogen durch die Stadt, aber man gab ihnen keine Feste mehr, es lagerte sich mehr und mehr wie ein schwerer Druck auf die Gemüter, Schwüle vor dem Ausbruch des Wetters. Je näher die Entscheidung rückte, um so zweifelhafter schien der Ausgang, und die Stimmen, welche anfangs noch so hoch hergefahren waren mit dem Ruhm des großen Friedrich, verstummten mehr und mehr. Mein Leben floß dahin im gleichmäßigen Tagewerk, wie ein träger, grauer Strom. Am Tage begrub ich meinen Schmerz in rastlosem Fleiß, aber abends, wenn ich in meiner stillen Kammer lag, den Tritt durchziehender Truppen vernahm oder dem Brausen des Windes lauschte, dann erhob er sich mit unsterblicher Gewalt. Wenn ich in stillen Nächten mein Kammerfenster öffnete und hinaushorchte, als müßte mir auf den dunklen Schwingen der Nacht irgend eine Kunde kommen von ihm, ein Ton, ein Laut, und ich spannte mein Ohr an und hört nichts, als das Pochen meines Herzens, dann malte ich mir aus, wie es nun bald kommen mußte, worauf die ganze Welt mir zu warten schien, der Kampf auf Leben und Tod und sah ihn im Geist blutend hinsinken unter den mörderischen Geschossen. Ich warf mich wohl auf die Knie und wollte beten, aber ich hatte ja keinen Gott, der Gebete hören

konnte, ich hatte ja nur eine Vorsehung, ein schattenhaftes, unbegreifliches, unerreichbares Wesen, das sich in seiner Erhabenheit um uns kleine Menschlein, um unser nichtiges Erdendasein nicht kümmerte. Dann versank ich wohl in dumpfe Verzweiflung, bis die Übermüdung meine Augen schloß und die unruhigen Träume meine schrecklichen Vorstellungen fortsetzten. O, ich erinnere mich noch wohl der trostlos bleiernen Traurigkeit, welche mich des Morgens beschlich, sobald ich mir bewußt wurde, daß nun wieder ein neuer Tag herauf gekommen sei.

Endlich brach es wirklich herein, das furchtbare Unglück, unter dem das Vaterland ganz unterzugehen drohte. Erst kam unsichere Kunde, daß eine Schlacht gewesen sei, man wußte aber nicht, ob man jubeln oder weinen dürfte, man erfuhr es nur zu schnell. Bald auch kamen die ersten Truppen, erschöpft, durchnäßt, von dem Schmutz der aufgeweichten Wege bespritzt, in ungeordneten Reihen, sich kaum Zeit lassend eine flüchtige Rast zu halten, eine kleine Erquickung zu nehmen. Sie berichteten in tausend Einzelheiten die ganze, entsetzliche Katastrophe von Jena, aber deutlicher als ihre Worte sprach ihre ganze Erscheinung und die Hast, mit der sie ihren Weg fortsetzten, den rastlos grimmigen Feind auf ihren Fersen ahnend. Es war sonderbar, wie die Entscheidung mir eine gewisse Ruhe brachte, auch kam mein Vater meinem Elend unbewußt zu Hülfe. Waren ihm die übermütigen, prahlenden und spielenden Offiziere, die hinauszogen, ein Ärgernis gewesen, so regte sich sein ehrliches, deutsches Mannesherz den Gedemütigten gegenüber, den hungernden, wunden, frierenden Soldaten. Er stellte sich an die Spitze einer Vereinigung von Bürgern und brachte Lebensmittel, Verbandzeug u. s. w. zusammen. Ich bekam Tag und Nacht an seiner Seite zu thun, ich konnte nicht grübeln, ich mußte unabläßlich arbeiten; dennoch verließ mich der Gedanke an das Schicksal des Prinzen keinen Augenblick. Tausendmal, wenn ich einem müden oder wunden Soldaten, einem erschöpften Offizier eine Erquickung reichte, schwebte mir die verhängnisvolle Frage auf den Lippen, aber ich sprach sie nicht aus, ich konnte nicht. So vergingen einige Tage, da erschienen eines Morgens die ersten Franzosen im Städtchen. Laden und Thüren unseres Hauses wurden geschlossen, wie in den meisten Häusern, als die bärtigen, dunklen Gesichter in der fremden Uniform auftauchten. Aber sie machten kurzen Prozeß, schlugen die Thüren auf, stießen die Fenster ein und setzten sich, ungebetene Gäste, in den Häusern fest. Jeden Augenblick konnte das auch bei uns geschehen. Ich floh in den Garten. Traurig und öde sah es dort aus, an den halb entblätterten Zweigen hingen schwere Regentropfen, schwärzlich vom Nachtfrost standen die bunten Blumen, eine Krähe saß auf der fast entblätterten Linde und krächzte ihr heiseres Lied in die graue neblige Luft. Der Fluß war vom Regen geschwollen und wälzte eine dicke, gelbliche Flut bis an die Bretter des Altan, auf dem ich stand und trockenen Auges vor mich hinstarrte. Da plätscherte ein Ruder im Wasser, ich fuhr zusammen und blickte entsetzt auf, als müsse ein Geist mir erscheinen, ein kleines Boot schoß heran, ein unscheinbar gekleideter Mann saß darin, er hatte ein Fischernetz im Kahn, aber als er mich sah, lenkte er sein Fahrzeug aus dem Strudel und fuhr dicht unter dem Altan hin, er warf mir einen kleinen Brief zu, an den er einen kleinen Stein befestigt hatte, damit der Wind das lose Blatt nicht entführe. Es war ohne Unterschrift, meine Hand flog, als ich es entfaltete, ich wußte, von wem es kam. Nur wenige, augenscheinlich mit Mühe geschriebene Worte standen darauf.

„Dryade Dorothee! —

Verwundet, vielleicht sterbend und trostlos über das entsetzliche Unglück des Vaterlandes, habe ich nur den einen Wunsch dich zu sehen! Ich schwöre dir bei meiner Ehre und bei allem was heilig ist, daß ich dich, sobald du hier bist, zu meinem Weibe machen will durch Priesters Hand. Verliere keine Minute, komme mit dem im Boot."

„Verwundet, vielleicht sterbend" und er rief mich! Auch ohne seine Mahnung hätte ich keine Minute verloren, ich winkte dem im Boot, der sogleich umkehrte und am Altan anlegte. „Ich komme!" sagte ich und rannte in das Haus, die Treppe hinauf in meine Kammer. Ich hörte die Thürklingel und wie mein Vater mit einem Fremden französisch sprach. Ich warf ein paar Worte an ihn auf einen Zettel, den ich auf mein

Bett legte. Ich sei gegangen, könne nicht sagen wohin, aber sobald es mir möglich wäre, würde ich Nachricht geben, ich bat um Vergebung, aber ich müsse gehen, wohin mich mein Herz und meine Pflicht riefen. Dann warf ich schnell ein paar Sachen in einen Korb und nahm einen großen Mantel um, der meine Gestalt ziemlich verhüllte, über mein Haar knüpfte ich ein buntes Tuch, welches ich für Jette auf dem letzten Jahrmarkt gekauft hatte und ihr zu Weihnachten schenken wollte. So sah ich einem gewöhnlichen Weibe aus dem Volk nicht unähnlich und schlich mich eine schmale Hintertreppe hinab, indessen ich das Geräusch ins Haus dringender, laut sprechender Menschen hörte. Zwei Minuten später saß ich dem Fischer gegenüber im Kahn, und dieser flog stromab an den Gärten und Hinterhäusern der Stadt vorbei, bis wir unter den Bäumen des Waldes dahinglitten. Wir sprachen anfangs kein Wort. Unter einer großen Buche legten wir an und sprangen ans Ufer. Auf schmalen Fußpfaden ging es waldein. Nach langer mühevoller Wanderung trafen wir in einem entlegenen Försterhaus tief im Walde ein kleines Gefährt. Ein freundlicher Förster erquickte uns mit Speise und Trank. Er redete meinen Gefährten Hanneke an, und während er draußen anspannte, saß ich drinnen am Tisch und mein Begleiter setzte sich bescheiden in eine Ecke des Zimmers. Dann ging es weiter, rastlos ohne Aufenthalt. Die Gegend ward hügelig, der Abend brach herein. Der Weg war steil, ich begann sehr müde zu werden. Hanneke bot mir Wein, stieg ab und ging neben dem Wagen her, denn der Weg war entsetzlich und das Pferd konnte kaum noch fort. Ich schlief ein und als ich erwachte, hielt der Wagen. — Hanneke hatte mir mitgeteilt, daß es ihm und einigen Getreuen gelungen sei, den verwundeten Prinzen auf ein kleines Jagdschloß in den Bergen zu bringen und daß man hoffe, sein Leben zu erhalten. Einer Pflegerin bedürfe er dringend, fügte er hinzu, da nur Männer um ihn wären.

Als ich aus meinem Schlummer erwachte und die Gegenstände zu unterscheiden begann, sah ich nur eine offene Thür, aus welcher ein heller Lichtschimmer drang. Ein älterer Mann, in der Kleidung eines Militärarztes, kam uns entgegen. „Gut, daß Sie da sind“, sagte er ernst, „der Patient schläft augenblicklich, ruhen Sie bis morgen, ich lasse Sie in der Frühe rufen.“

„Darf ich nicht bei ihm wachen?“ fragte ich schüchtern, „ich bin gar nicht müde und habe auf dem Wege geschlafen.“

„Auch gut“, erwiderte er, „sobald Sie etwas gegessen haben, mag Hanneke Sie in das Zimmer führen.“

„Ist Gefahr vorhanden?“ flüsterte ich.

Der Arzt zuckte die Achseln; „ich hoffe nicht; der Arm wird steif bleiben.“

Ich atmete auf und saß wenige Minuten später an seinem Bette. Er lag in leichtem Schlummer, wie ihn das Wundfieber mit sich brachte. Eine Nachtlampe verbreitete unsicheres Dämmerlicht in dem Gemach und ließ es noch unbehaglicher erscheinen. Es trug den Stempel einer eilig für den Verwundeten hergerichteten Krankenstube. Eine Menge Gegenstände lagen ungeordnet umher, Waffen, Kleider, ein aufgerissener Mantelsack, in Streifen gerissenes Leinen, was zum Verband gebraucht war. Das Bett war mit einer schweren Seidengardine überhangen, die indessen weit zurückgeschlagen war. Auf den Kissen lag das bleiche Antlitz mit dem dunklen, wirren Gelock. Ich saß und lauschte den unregelmäßigen Atemzügen. Daß mich der Arzt für eine einfache Krankenwärterin nahm, erleichterte mir meine Lage wesentlich. So rannen die Stunden dahin. Er verlangte ein- oder zweimal zu trinken, ohne die Augen zu öffnen, ich reichte ihm das Glas und hob sein Haupt empor. Nur das leise Brausen des Nachtwindes in den Waldbäumen und das Ticken einer Alabasteruhr, welche auf dem Kaminsims stand, hörte man. Schatten, die das Licht des Lämpchens an der weißen Stuckdecke malte, huschten hin und her, und mir kam eine namenlose Angst, daß er sterben würde. Er stöhnte bisweilen und sprach verworrene Worte im Fieber. In dieser Nacht betete ich. Ich mußte, mein Herz schrie nach einem Gott, der mich hören könne, und ich vergaß alle die hochtrabenden philosophischen und sophistischen Lehren, welche mir Gott in die Unerreichbarkeit entrückt hatten, und ein Spruch, den meine Mutter sehr liebte und oft sagte, ward mir lebendig: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst

mich preisen.“ Ich stammelte freilich nur, aber mein Herz ward stiller. Gegen Morgen ward auch er ruhiger, und als sich die erste, fahle Dämmerung durch den Wald stahl, schlug er plötzlich die Augen auf. „Dorothee!“ sagte er und ich werde das Glück nie vergessen, das aus dem Klang seiner Stimme sprach, als er meinen Namen nannte. Er streckte mir die gesunde Hand entgegen. Ich bedeckte sie mit meinen Küssen, aber ich nahm mich gewaltsam zusammen, um ihn nicht zu erregen. „Ich wußte, daß du kommen würdest“, sagte er tief befriedigt, meinen Kopf zu sich herabziehend und meine Stirn küssend. „Morgen, Dorothee, morgen!“ — Ich bat ihn, sich nur zu schonen, und die Schwäche schloß ihm die Augen. Er schlief jetzt ruhig wie ein Kind, bis der Arzt kam, den neuen Verband anzulegen. Ich that ihm Handreichung und bebte nicht, als ich die schreckliche Wunde sah. Dann aber war meine Kraft zu Ende. Der Arzt sah es und schickte mich hinaus, mit dem Befehl zu schlafen. Ich gehorchte, fiel auf ein Bett und schlief bis die Sonne hoch am Himmel stand. Ich erwachte, weil jemand an meine Thür pochte. Es war Hanneke.

„Hoheit lassen sagen, der Pfarrer käme in einer Stunde.“

Ein freudiger Schreck durchbebte mich.

„Wird der Prinz es heute ertragen können?“ fragte ich besorgt.

„Er will nicht warten“, erwiderte der Getreue, „und wenn er einmal will, kann ihn niemand hindern.“

Ich ordnete meinen Anzug so gut ich konnte und da ich noch keinen Wagen hörte, ging ich hinaus in den Wald. Es war ein köstlicher Herbstmorgen. Welkes Laub rauschte unter meinen Füßen, die mächtigen Eichen und schlanken Buchen glühten in den buntesten Farben, und in den bläulichen Duft der Waldestiefe malten die goldenen Sonnenstrahlen leuchtende Streifen auf das hohe, bräunlichgrüne Farrenkraut. Mir war halb bang, halb unaussprechlich glücklich zu Sinn, und ich wunderte mich, daß ich so ruhig war, aber mir schien, als sei ich hier auf einer weltfernen Insel, wohin das Gebrause der Menschen nicht reichen könne. Ich brach von einem jungen Eichenaufschuß noch grüne Blätter und steckte mit Holzstückchen einen Kranz zusammen, es war eine Spielerei, die ich als Kind oft getrieben hatte, nun gab es meinen seltsamen Brautkranz, den ich lächelnd auf meine Locken drückte. Dann rollte ein Wagen, und ich ging zum Prinzen. Wir sprachen wenig, aber er hielt meine Hand und unsere Blicke ruhten ineinander. Nach kurzer Zeit kam der Pfarrer, Hanneke und der Arzt traten als Zeugen ein. Der Pfarrer war ein steinalter Herr. Er sah mich verwundert an und fragte nach meinem Namen. Als ich ihn in der Amtstracht vor mir sah, schnitt mir der Gedanke an meinen Vater durchs Herz, aber nur wie eines Verstorbenen dachte ich seiner, es schien alles so weit abzuliegen. Eine Viertelstunde darauf war ich Prinz Waldemars Weib. Trauringe waren nicht da, er schob mir einen schlichten Ring mit zwei verschlungenen Händen, den er trug, an den Finger. Als die Zeugen und der Pfarrer fort waren, zog er mich an sein Herz, aber seine Hand war fieberheiß, und ich bat ihn, mich jetzt nur seine Krankenwärterin sein zu lassen. „Wir hätten ja warten können, du bist zu schwach“, sagte ich angstvoll.

„Man hat nach meinem Vater geschickt“, erwiderte er, „sobald der Feind die Straße frei giebt, wird er kommen, dann wäre ich vielleicht verhindert worden, mein Wort zu halten.“

Sein Vater! Ich hatte gar nicht daran gedacht, daß auch seine Familie unsere Verbindung nicht billigen könne. Alles Blut schoß mir ins Gesicht. Er sah es, obgleich ich mich abwandte. „Komm her, Dorothee, du bist jetzt mein Weib, du hast nichts und niemand zu fürchten“, sagte er mit der alten selbstbewußten Energie, „sollte auch unsere Verbindung vorerst noch geheim bleiben müssen.“

„Geheim!“ mein stolzes Bürgerblut wallte unwillig auf bei dem Gedanken, aber als ich sah wie er mich bittend anblickte, kniete ich an seinem Bette hin, sah ihm fest in die Augen und sagte: „Ich glaube dir.“ Dann machte ich mich daran, das Amt einer Krankenpflegerin wieder aufzunehmen. Ich wollte den Kranz entfernen, aber er litt es nicht. Seine Augen folgten mir liebevoll, wie ich das Zimmer ordnete. Ich stellte zu-

letzt den Strauß aus Heidekraut und zarten Farren, den ich aus dem Walde mitgebracht hatte, auf den Tisch und öffnete das Fenster ein wenig, daß die Sonne strahlend in das Zimmer schien und die erquickende Luft einströmte. Als ich fertig war, sah ich, daß er schlief. Ich suchte mir Tinte und Feder und begann an meinen Vater zu schreiben, ohne zu wissen, wie ich den Brief befördern solle, ich wollte ihn aber auf alle Fälle bereit haben und folgte einer inneren Notwendigkeit. So vergingen ein paar Stunden, so oft er erwachte, rief mich mein Gatte zu sich, es waren süße, unvergeßlich glückliche Augenblicke.

Da rief mich Hanneke in das Vorzimmer. Es war Nachmittag. An seinem verstörten Gesicht sah ich, daß etwas nicht in Ordnung sei. Ich glaubte, der Arzt, der eben bei dem Prinzen war, habe ihn schlecht gefunden.

„Nein, nein, es ist nicht das“, sagte der Getreue, „aber es ist schlimmer — sie kommen!“

„Wer kommt?“

„Die Hunde, die Canaillen, die Franzosen!“ rief er in seiner derben Weise. Ich fühlte, wie ich erbleichte. „Hierher? unmöglich, Hanneke!“

„Ich wollte, es wäre unmöglich“, erwiderte er, aber — seine Rede ward unterbrochen, es krachte ein Schuß im nahen Walde und das eichene Hofthor fiel gleich darauf knarrend ins Schloß. — — Der Prinz hatte eine kleine Abteilung der ihm untergebenen Truppen, die den Verwundeten umgeben und nicht verlassen hatten, mit nach dem Waldschlößchen gebracht. Es war indessen kein Offizier dabei, da diese sämtlich tot oder verwundet oder durch das Gewühl des Kampfes zerstreut waren. Ein alter Sergeant befehligte sie. Er hatte vorsichtshalber einige Posten im Walde aufgestellt, da es immerhin möglich, wenngleich nicht wahrscheinlich war, daß auch hierher der Feind seine das Land überschwemmenden Truppen senden könne. Das Jagdschloß selbst war, da es einzig von einem alten Jäger bewohnt und bewacht ward, rings mit einer starken Mauer umgeben und das Hofthor, von zwei kleinen Ziegeltürmen flankiert, bestand aus starken Eichenbohlen. Eine etwa hundert Schritt weite Entfernung trennte Haus und Thor voneinander, an einer Seite des Hofes stand ein Stall und ein Schuppen, an der anderen war die Mauer von außen noch mit einem Graben und obenauf mit eingemauerten Glasscherben geschützt. Der Sergeant ließ die Türme und das Thor besetzen und ebenso die Mauer und den Schuppen. Er kam ins Haus und meldete, daß es scheinbar nur ein Trupp Marodeure sei, um den es sich handle, und daß er die Bande abzuweisen hoffe. Trotz des Widerspruches des Arztes ließ der Prinz sich ankleiden und in einen Stuhl bringen. In kurzer Zeit entspann sich ein heftiger Kampf, Schüsse krachten hüben und drüben, schon trug man einen Verwundeten ins Haus. Der Prinz befahl, daß man ihm melden solle, sobald etwa ein Offizier sich drüben zeige oder reguläre Truppen anrückten. In solchem Falle, sagte er mir, sei Widerstand Wahnsinn, und er würde sich einem Offizier gefangen geben. — „Ich werde dafür sorgen, daß man dich unbelästigt zu deinem Vater zurückschickt,“ sagte er. Ich erwiderte nichts, um seinen Widerspruch nicht zu reizen, aber ich war fest entschlossen, ihn unter keinen Umständen zu verlassen. Ich lief fortwährend zwischen dem Vorzimmer und seinem Stuhl hin und her, um zu berichten, wie es stände. Jetzt schien der Feind sich wirklich zurückzuziehen, er zog vom Thor ab und das Schießen hörte auf. Schon atmete ich auf, der alte Arzt ging über den Hof, um einen Verwundeten von drüben zu holen. Da klang ein Schuß vom Walde herüber, und er fiel tot zu Boden. Jetzt entdeckten wir, daß der Feind die Waldbäume erklettert und von dort ein neues verderbliches Feuer eröffnete. Zugleich machte er einen neuen Ansturm auf das Thor. Die Unseren hatten sich verschossen; denn der Überfall war so plötzlich gewesen, daß man nicht Zeit gehabt hatte, die Patrontaschen gehörig zu füllen; noch lag ein kleiner Vorrat von Munition im Vorzimmer; es galt, diesen hinüber zu schaffen. Hanneke war mit einem Befehl des Prinzen hinüber geschickt, er kam nicht wieder. „Patronen her!“ schrie der Sergeant über den Hof, so laut er konnte, denn er vermochte keinen seiner Leute mehr zu missen. Ich stand grade am Fenster des Vorzimmers, ohne Besinnen raffte ich in meine Schürze, was ich halten konnte und rannte aus der Thür über den Hof. Kugeln umpfiffen mich, aber

ich kam glücklich hinüber. „Noch eine zehn Minuten und die Hunde müssen abziehen," rief der Sergeant, „sie haben 10 Mann verloren und ihre Munition ist auch zu Ende." Hanneke kauerte blutend in der Turmecke. Zweimal noch machte ich den gefährlichen Weg. Als ich das letzte Mal zurück kam, hätte ich fast laut aufgeschrien, denn ich sah den Prinzen aus der Hausthür treten. „Zurück!" schrie ich verzweifelt. „Um Gottes willen zurück!" — Zu spät, schon hatte man ihn bemerkt, es krachte, ich sah ihn wanken. Mit zwei Sprüngen war ich neben ihm. Ich fing ihn in meinen Armen auf und trug ihn mit der übermenschlichen Kraft, die mir der Augenblick gab, ins Haus zurück. Ich legte ihn sanft auf den Fußboden und beugte mich über ihn. Er war tot. — — —

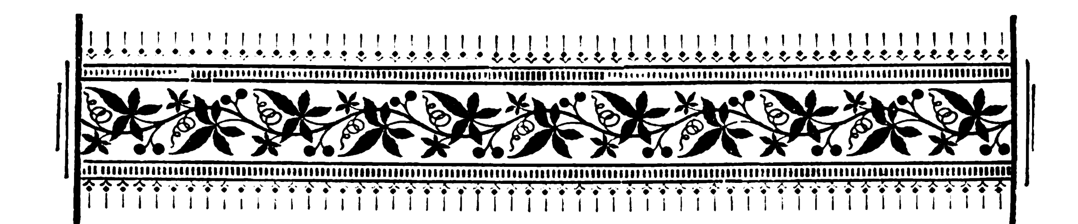
Was weiter geschah ist mir nur wie ein ganz verworrener Traum in der Erinnerung. Ich saß stumm und starr und hielt sein bleiches Haupt in meinem Schoß. Endlich ward es still ringsum, es drangen fremde Menschen in die Halle. Jemand berührte meine Schulter und fragte auf französisch, ob das der Prinz sei. Ich bejahte es. „Diese Wahnsinnigen!" knirschte der Offizier, „welch eine Dummheit!" — Später erfuhr ich, daß kurz, nachdem es gelungen war, den zweiten Sturm der Angreifer abzuweisen, ein Offizier mit einer größeren Truppenabteilung erschienen sei, dem man nach kurzer Verhandlung das Thor öffnete. — Die Franzosen benahmen sich durchaus anständig, sie ließen eine Ehrenwache bei der Leiche und schickten die Nachricht von dem Vorgefallenen an den Vater des Prinzen. In dem großen Saal hatten wir ihn aufgebahrt. Mit seinem zerschossenen Mantel bedeckt, lag er da, das edle Gesicht mit den schönen Zügen und den vollen, braunen Locken wie aus Marmor gemeißelt. Meinen Eichenkranz hatte ich ihm zu Häupten gelegt. Tag und Nacht wich ich nicht von seiner Seite. Schon am zweiten Tage kam ein Kammerherr, um die Leiche zu holen. Hanneke, der leicht verwundet war, und die paar anderen Leute hatten die Franzosen gefangen fortgeführt. Nur ein Stallknecht des Prinzen war zu meiner Hülfe dort geblieben. Der Kammerherr ließ sich von dem jungen, französischen Cornet den Hergang berichten. Mich sah er gar nicht, oder wollte mich nicht sehen. Als man die Leiche in den mitgebrachten Sarg gelegt hatte und derselbe geschlossen und hinausgetragen war, saß ich immer noch thränenlos in einer Ecke des Saales. Da trat der Kammerherr zu mir. „Hat die Mamsell noch irgend welche Ansprüche an Se. Durchlaucht", sagte er in unverkennbar verächtlichem Ton, „so sollen sie befriedigt werden, sie mag sich schriftlich an mich wenden. Vor der Hand sind hier zwanzig Dukaten, damit mag sie die Heimreise antreten." — Er hielt mir eine gefüllte Börse hin. Ich starrte ihn einen Augenblick verständnislos an. Es flammte heiß in mir auf. Ich stieß seine Hand zurück, daß die Börse klirrend zu Boden fiel, dann ging ich erhobenen Hauptes aus dem Saal. Ich raffte meinen Mantel um mich und eilte aus dem Hause. Wie ich meine Heimat erreichte, weiß ich nicht mehr, ich irrte bald zu Fuß auf unbekannten Wegen dahin, bald nahm mich ein mitleidiger Fuhrmann mit, einmal sogar ein französischer Marketender. An einem dunklen, stürmischen Abend betrat ich meines Vaters Haus. Es brannte noch Licht im Wohnzimmer. Meine Mutter saß über ihr Gesangbuch gebeugt, ich war durch die Hinterthür eingetreten, und sie sah nicht auf, als ich kam, sie dachte es sei Jette. Ihre Thränen flossen langsam über ihre Wangen und fielen auf die gelben Blätter des dicken, alten Buches, da wußte ich, daß ich noch jemand hatte auf der Welt, der mich liebte. „Mutter", sagte ich leise, um sie nicht zu erschrecken, „da bin ich wieder!" Sie schrie doch auf und dann umschlang sie mich mit beiden Armen. „Mein Kind, mein Kind", rief sie immer wieder, „du bist da, du lebst, du bist gesund, o Gott ist barmherzig!" Sie bedeckte mein Gesicht mit Küssen und Thränen. Da trat mein Vater ein. Er kam aus seiner Studierstube und hatte seinen großen, gelben Messingleuchter in der Hand. Sein Gesicht war bleicher als sonst. Als er mich sah, stellte er das Licht auf den Tisch, und ich merkte, wie seine Hand zitterte. Dann richtete er sich straff auf: „Ist die Landstreicherin wieder da?" sagte er, und jedes Wort traf mich in seiner eisigen Kälte wie ein Schlag, der mein innerstes Leben berührte, „Soldatenliebchen gehören nicht in ein ehrbares Pfarrhaus. Hinaus! ich will die Dirne nie mehr sehen." Ich richtete mich auf und drückte einen hastigen Kuß auf meiner Mutter Stirn, denn sie war viel kleiner

als ich, dann schritt ich zur Thür. Da warf sich meine Mutter mit einer Willenskraft, die ich der sonst so stillen Frau niemals zugetraut hätte, in meinen Weg. Sie schloß die Thür. „Du bleibst, Dorothee," sagte sie mit bebender Stimme, und es war das erste und letzte Mal in meinem Leben, daß ich sie dem Vater widersprechen hörte, „du bleibst, und der Herr Stadtpfarrer wird sich auf die Geschichte von der Sünderin besinnen, welche unser Herr Christus nicht verdammte und auf die niemand einen Stein werfen durfte. Er wird sich auch besinnen, daß er keinem Pfarrkinde die Beichte versagen darf, so es verlangt eine solche zu thun, und wenn er sich darauf besonnen hat, sollst du ihm deine Beichte sagen. Geh mit ihm hinüber in seine Stube, da wird er dich hören, mein Kind. Es ist noch nie eine Lüge über deine Lippe gekommen, das weiß er. Er kann dir danach die Absolution nicht versagen, das weiß ich." —

Es entstand eine Pause. Mein Vater kämpfte einen harten Kampf mit sich. Endlich griff er wieder nach dem Leuchter und schritt voran. „So komm," sagte er, und ich folgte in sein Studierzimmer. Er legte seinen Talar an, und ich mußte vor ihm niederknien. So sagte ich ihm alles. Als ich geendet hatte, sprach er mit zitternder Stimme die Absolution. Dann hob er mich auf. „Dies", sagte er, „ist das erste und letzte Mal, Dorothee, daß diese Geschichte über deine Lippen kommt, so lange ich lebe. In der Stadt weiß niemand von deinem Verschwinden. Die Franzosenwirtschaft hatte alle Köpfe benommen, auch hat Jette ausgestreut, du seist krank. Das, was du mir eben gesagt hast, bleibt Beichtgeheimnis zwischen mir und dir, deiner Mutter werde ich sagen, was sie wissen muß. Hast du mich verstanden?" „Ja, Vater!" — Da breitete er die Arme aus und zog mich stumm an sein Herz. — Ich aber verlor das Bewußtsein. — Die furchtbaren Aufregungen, die Anstrengungen, das tagelange Wandern in Nässe und Kälte hatten meinen festen Körper doch bezwungen, ich ward sehr krank. Meine Mutter pflegte mich mit unermüdlicher Treue. Aber sie that mehr für meine Seele, als für meinen Leib. Jetzt erst lernte ich erkennen, was für eine Kraft des Glaubens in der einfachen, stillen Frau mit dem schlichten Kindergemüt wohnte. Wie sie beten konnte, wie sie meine kämpfende Seele verstand und mit sich nahm vor Gottes Angesicht und nicht abließ, mich zu tragen, zu trösten, zu stärken, bis ich den Stab ergreifen lernte, der mir Stütze und Kraft geworden und geblieben ist durch mein ganzes Leben. Ja, ich hatte einen langen, mühseligen Weg vor mir, und zu Anfang wäre ich ohne meine Mutter erlegen, aber je länger, je lichter und je leichter ist es geworden. Manches Jahr noch blieb ich im stillen Pfarrhaus am Kirchplatz, dann, als mein Vater starb, zog ich mit der Mutter in das Prediger-Witwenhäuschen, aber nur zwei Jahre überlebte sie den Vater. In dieser Zeit besuchte mich Hanneke einmal. Mein Vater hatte nämlich gleich, nachdem ich zurückgekommen, eine Reise zu dem Pfarrer unternommen, der mich getraut hatte und diesem das Versprechen abgenommen, über die ganze Sache zu schweigen, wie wir. Der alte Arzt war tot, Hanneke wohl auch, denn jahrelang hörten wir nichts von ihm. Da erschien er eines Tages im Prediger-Witwenhaus. Es war mir eine unaussprechliche Freude. Er war jahrelang in Südfrankreich in Gefangenschaft gewesen, dann hatte er die Freiheitskriege mitgemacht. Ich nahm auch ihm das Versprechen ab, zu schweigen. Er hielt es, bis meine Mutter tot war. Da mein Bruder selbst bereits eine Familie versorgen mußte, wollte ich ihm nicht in den schlechten Zeiten zur Last fallen und schrieb an Hanneke, der eine Anstellung als Unterförster hatte, ob er mir nicht in seiner Nähe eine bescheidene Stelle verschaffen könne, wo ich mich nützlich machen und mein Brot verdienen wollte. Lange bekam ich keine Antwort und hatte schon im Städtchen selbst einige Anerbieten in Erwägung gezogen, als ich eines Tages einen eigenhändigen Brief des Fürsten von T.... erhielt, welcher sein Bedauern aussprach, daß er nicht eher von den Verhältnissen unterrichtet gewesen und mich bitte, daß er mir einen Wohnsitz und einen auskömmlichen Jahrgehalt anweisen dürfe. Ich schwankte, ob ich das Anerbieten annehmen könne, aber Hanneke kam selbst und gestand, daß er dem Fürsten, einem überaus wohlwollenden und liebenswürdigeu Herrn, persönlich alles mitgeteilt habe und mich zugleich noch einmal in dessen Namen bitte, ihm zu erlauben, daß er eine langjährige Schuld gegen die Witwe seines Bruders abtrage. So nahm

ich denn an, bat aber mein Geheimnis ferner zu wahren und mich als Schließerin in Waldemarshöhe wohnen zu lassen. So geschah es. Jedesmal, wenn der Fürst zu den Jagden hierher kommt, macht er mir einen Besuch, und wir reden von dem, der so früh dahin mußte und die Erhebung des Vaterlandes nicht erleben durfte. Der Mittag meines Lebens ist dahin, der Abend kommt, die Nacht ist nicht fern, durch die es zum ewigen Licht geht. Wenn ich zurücksehe, ist mein Herz voll Dank. Ich habe ein großes, kurzes Glück genossen. Daß es vor seiner vollen Entfaltung abgebrochen wurde, war für meine Seele heilsam, denn ich weiß, daß ich ohne jenen tiefen Schmerz die ewigen Quellen nicht gefunden hätte. Wer weiß auch, ob es ein Glück selbst nur im irdischen Sinne gewesen wäre. Es lagen viele Klippen unter der Oberfläche. Meiner offenen und graden Natur, meinem Stolz und meiner grenzenlosen Liebe drohten viele Gefahren, das habe ich erkennen lernen, je mehr ich Menschen und Leben beurteilen konnte. Ich habe für andere leben und arbeiten dürfen, das ist immer ein Segen, und wenn ich heimgehe, werde ich ihn wiedersehen, und wir werden sein, was wir hier vielleicht nicht geworden werden: eins in dem Herrn. Ich habe über diese meine Erinnerungen geschwiegen, so lange ich lebte, nur die beiden, welche ohne mein Zuthun davon wußten: der Fürst und Hanneke, haben hin und wieder einmal die alten, unvergeßlichen Bilder mit mir betrachtet. Aber ehe ich sterbe, wollte ich es alles aufschreiben, denn die Neugier der Menschen dichtet oft, wo sie nicht zu sehen vermag, und ich will nicht, daß auf den ehrlichen Namen meines Vaters ein Flecken oder Makel haftet.





Eine Fahrt zum deutschen Kontor in Groß-Nowgorod.

Von

E. Beyer.

Es ist eine weite Fahrt, zu der ich heute den Leser einlade und, wie ich vorweg bemerken will, eine abenteuerliche; sie gilt jener mittelalterlichen Stadt, von der einst die Völker des Ostens in Bewunderung ausriefen: „Wer kann gegen Gott und Groß-Nowgorod?" 400,000 Einwohner soll sie haben und eine so gewaltige Ausdehnung, daß der Durchmesser fast eine Meile beträgt; sie ist Herrscherin über ein Gebiet, das sich vom Peipussee bis zum Uralgebirge und vom weißen Meere bis zu den Quellen der Wolga erstreckt, eine stolze Republik, die keinen Herrscher anerkennt, als den eignen Willen, bei dessen Geltendmachung aber tyrannisch ist. Man erzählt, daß durch den Handel ihr unermeßliche Reichtümer zuströmen, weil dort der orientalische Kaufmann im Kaftan dem in Pelze gehüllten Lappländer und dem derben, mit dem Friesrock bekleideten Hansen die Hand reiche. Man **erzählt**, so sage ich, verbürgen kann ich es nicht. Immerhin aber ist solche Nachricht dazu angethan, einer reiselustigen Zeit, welche sich dem verweichlichenden Italien abwendet und den nervenstärkenden Aufenthalt auf und an den Nordmeeren liebt, einmal ein besonderes Ziel zu setzen. Freilich bei einem Stangenschen Reisebureau können wir uns nicht anmelden, Eisenbahnen mit Schlafwagen und Dampfschiffe mit erster Kajüte giebt es nicht, aber ich kenne zweierlei Weg, und der Leser mag wählen, ob wir watervaren sein wollen oder landvaren. Will man mir folgen, dann rate ich von einer Landfahrt entschieden ab. Ich habe sie einmal mit Johann David Wunderer im Jahre 1590 gemacht, aber mich verlangt nicht zum zweitenmale danach. Nicht als ob mein Begleiter kein treuer, unterhaltsamer Geselle gewesen; im Gegenteil, er war ein gesprächiges süddeutsches Kind, in Straßburg geboren und später unter die Geschlechter Frankfurts aufgenommen, und reiste nicht in Geschäften, sondern, gerade so wie wir es vorhaben, zu seiner Ausbildung, zur Bereicherung seiner Kenntnisse. Aber wenn er anfängt, seine Erlebnisse zu erzählen, dann — hm — wie soll ich mich nur ausdrücken, um ihn nicht zu beleidigen — Ei, der Leser soll nicht glauben, daß ich es ihm allzubequem zu machen gedenke, er mag sich also den passenden Ausdruck selbst suchen, wenn er gehört hat, was alles unser Reisegefährte zu erzählen weiß.

Von Rostock fahren wir am 3. März 1590 ab und hinaus in die Fremde, meistens zu Wagen, oft zu Roß, zuweilen kläglich zu Fuß. Von einer Hansestadt zur anderen unermüdlich vorwärts, über Loitz, Demmin, Anklam, Stettin, Gollnow, Stolp, Danzig. In Braunsberg ist ein Jesuitenkollegium, welches Wunderers Bekehrung versucht und später ihm nach dem Leben trachtet, weil er seinem Glauben treu bleibt. In Königsberg

ist der Weg nach Nowgorod noch nicht zur Hälfte zurückgelegt; wenn er bisher noch einigermaßen ruhig verlaufen, so heben die Abenteuer jetzt an. Am Niemen begegnet uns ein unangenehmer Überfall durch Bären. Nach der Überschreitung dieses Flusses kommt man nach Samogitien (Samoiten) „durch dicke und große, ungeheure Wildtnussen, in welchen zu unterschiedtlich zeitten am hellen tag erschreckliche Visiones und Geister gesehen werden, es vermeinen die Gelehrten, es komme daher, weil noch heutigestags viel Inwohner wie die bestien absque fide et religione ihr leben zupringen und nicht allein thier und andere monstra serpentum adoriren, sondern auch weil sie auß teuflischen künsten sich in Wölff und beerengestalt transmutiren und verstellen, also der Sathan sehr mächtig bei ihnen gefunden wirdt, wie sie denn in mancherlei bestiengestaltt den Durchreisenden erscheinen, auch dieselben, wo sie können, in Wolfsgestalt anfallen und niederlegen.“ Daß wir die Macht so böser Zauberer auch erfahren müssen, ist anzunehmen. Der Wagen fällt zweimal um und zerbricht. Dreimal fahren wir irre und müssen uns mit Äxten den Weg bahnen. Ein Junge, der abwärts sich begiebt, wird unvermutet einen Hügel hinab auf einen großen Busch geworfen, daß er allein nicht wieder herab kam; dabei springt eine Schlange nebenher heraus, der Fuhrmann schlägt mit einer Axt nach ihr, trifft sich aber in den Fuß. — Nicht wahr, Leser, das ist gruselig? Willst du aber noch nicht auf den Landweg verzichten, dann sage ich dir vorher, daß es noch viel schauriger kommt.

„Ihr bestes Bier wird also bereitet. Sie füllen ein gefäß halb mit maltz, thun darunder anstatt des Hopfs eichen laub oder ander Bitterkraut und schütten wasser darüber. Darnach werfen sie etlich glüendt Wasserstein darein, deckens alsdann zu, lassens etlich tag stehenn und trinkens also ab.“

Jetzt wird es sicher Zeit für uns wieder umzukehren. Schlimmer kann es doch nicht kommen.

Noch weiter? „Sie pflügen mit hölzernen Pflügen und wollen von dem eisernen nichts wissen aus Aberglauben, daß es den Boden verdirbt. Wenn sie zu Acker fahren, ist ihr gesang ohn underlaß wie die Wölfe heulen jehu jehu jehu, und so sie gefragt werden, waß darmit gemeint werde, so sprechen sie, ihre Voreltern haben auch also gesungen.“

Wir reisten weiter durch Livland. „Dort haben die Inwohner des Landes selzamen gebrauch. So ein thodter begraben soll werden, legen sie den verstorbenen under ein Disch, giesen all neye oder Grundsuppen, so in dem trinkgefäß sonderlich behaltten ist, auf ihn, sprechen, daßelbige gehöre ihm zu. Dann vergraben sie ihn in den nächsten waldt, legen zu ihm ein Axt, 2 scharff oder kupferne Pfenning, ein stück Brodt und höltzen gefäß voll Weißbier. Werden noch heutiges tags gefunden, die Sonn Mondt und sterne, schöne baum vndt thodten coliren und anbetten. Von statur sind sie groß, starck, doch ungeschickt, blochende und gottlose Leuth, der mehrertheil zum Zauberer abgerichtet, die sich in Wölff und katzen transmutiren, zu nacht auf böcken durch die Lüften fahren, in wäldern und wildtnussen ihre Conventionen, hagelsiedung, gabbelschmierung, teuffelstäntz, diabolicos concubitus und dergleichen unerhörtt Grewel halten. .“

Unter diesen Studien über Land und Leute gelangen wir über Mitau nach Riga.

„Die Lappen belangendt, so in Riga zu jederzeit heuffig ankommen, seind, wie theils obgehörtt, grobe, tolpische und scheutzliche Leuth, eines gelben dicklichen gesichts, geschwindt und mit dem Bogen gewiss zu schiessen. Ihre Kleidung seindt von zusammengenehter wilder thier hautt. Die Waaren, so sie anpreizen, als dürre fisch, wilder thier haut und dergleichen, vertauschen sie für andere auf dem Meer; in Segellationibus können sie mit ihrer Zauberey auch in den größten Sturmwinden mit liderlichen ohn eiserne negell zusammengefügten schiffen glücklich davon kommen. Dahero dann erfolget, so ettlich kaufleuth auch under den Christen über meer fahren wollen, von den Lappen ein seil, daran drei oder vier Knöden gemachet, mitzunehmen pflegen, mit dem underricht, daß sie haben im ersten Knoden am Sail (so sie ihn öffnen) ein gutten doch langsamen windt. Im andern ein großen Sturmwindt, doch der ihn würde fürtreglich sein, im

dritten ein glücklichen erwünschten Windt. Im Vierdten ein naufragium, also wo sie den vierdten Knopf auch aufthun wollen, sie mitt schiff und gütern zu grundt gehen."

Wollen wir jetzt den wanderlustigen Mann noch weiter begleiten, so müssen wir uns auf seltsame Umwege gefaßt machen. Wir reisen durch Semgallen u. s. w. nach Wildaw (Wilna), Hauptstadt von Groß-Litauen. „Dort findet man zwei moskowitische, zwei tartarische, eine littauische, zwei polnische, eine armenische, eine türkische, eine jüdische, zwei deutsche und eine wälsche Kirchen. Es giebt dort auch noch Scythen, Indianer, Ißländer, Lappen, welche zum Handel kommen. Etliche Türken mit farbigen Bändten (Turben) und blauven und gescheckten langen röcken, welche mit den Armeniern von Constantinopel, durch Alexandrien, Ägypten, Alkair, Scythen und Indien mit köstlichen wahren und Gold und Silber und Edelgesteinen angekommen, und wahr umb wahr vertauscheten. (Ich glaube sicher, daß David Wunderer in Geographie schwach war.) Die Stadt ist wohl dreimal größer als Dantzig. Es sind viel Radtbrunnen auf den Hügeln, darinnen Bären und Waldtesell gehen, um Wasser den ganzen Tag zu schöpfen. In den Städten wird regelmäßig getauft. Aber uff dem landt werden noch viel aberglaubische gefunden, die feuer, Wäldt, Schlangen und Thier für Götter anbetten. Deßgleichen welche etwan ein hübsches Thier gehabt, die füllen die Haut mit Haar auß und setzens in ihre Catten alß ein Gott, alßo daß solche Supertitions und grewel von den präfectis nicht mögen vertilget werden. Sonsten seindt der mehre Theil arrianisch und papistisch. — Die in der Nähe von Wildaw angesiedelten Tartaren giesen in eine frische erst abgeschelte und zusammen ein Sack gleich vernehnte Kuehaut viel milch mit Pferdsblut vermischt, lassens zusammen rinnen; wenn es coagulirt ist, so schneiden sie die Hautt wieder auff und zerstücken den Zeiger, laßen ihn liegen, biß er hart wirdt, alßdann muß es ein guter Keeß sein."

Von Wilna geht es nach Pskow (Pleskow) am Peipussee. Unterwegs begegnen uns Persianer und Indianer halbnackend, die uff die Stadt Moschaw reisen wollen. Endlich erreichen wir Pskow, die Stadt ist in der größe wie etliche vermeinen Rohm gleich. Der Trank im Lande ist sehr ungeschmack von Hirsch (Hirse) mit wasser gebrauwen, wird Quassetz genannt. Die Weiber sind sehr verachtet. — „Wenn sie kurtzweil treiben wollen und ihnen an den hohen festen von den männern ins feldt zu spatzieren erlaubt wird, so hencken sie etwan ein zwiefach seil ahn ein baum, sitzen darein und schocklen einander hinn und wieder, oder singen liedter mit seltzamen gestibus und daß ist ihre sommerfreudt."

Jetzt müßte ich eigentlich erzählen, daß wir nach Nowgorod weiter gereist sind, allein der Leser könnte doch anderweitig erfahren, daß der Hansehof in Naugard damals wüste lag, und schließen, daß die Gesellschaft David Wunderers verderblich auf meinen Charakter gewirkt hat. Da aber von Pleskow nach Nowgorod nur etwa 175 Kilometer sind, so würden wir auf dieser kurzen Reise nicht viel Neues erfahren. Wunderer aber auf seinen weiteren Kreuz- und Quersprüngen zu folgen, die mit wunderlicher Phantasie zusammengestellt sind, etwa nach Schweden oder Finnland, wird keinen Leser mehr locken.

Ich nehme also an, daß nach dem Gehörten die Lust zur Landreise vergangen ist. Ein hansischer Großkaufmann, dem wir von der Landreise des Straßburger Kindes erzählen, zuckt die Achseln und sagt: „Ein richtiger Schwabenstreich." Die Hansen fahren niemals den Landweg, höchstens ein kühner Hausirer, der Waren auf der ganzen Strecke einnimmt und vertauscht, wie sich jedesmal in den Städten Gelegenheit bietet, denn die ungeheuren Kosten einer Waren-Überführung etwa von Magdeburg nach Nowgorod und zurück können selbst durch den höchsten Gewinn nicht gedeckt werden. Wenn trotzdem oft von Landvaren im Gegensatz zu Watervaren gesprochen wird, so ist anzunehmen, daß unter ersteren jene verstanden werden, die entweder aus den sogenannten Livischen Hansestädten (Riga, Reval und Dorpat u. s. w.), vielleicht noch aus Königsberg die Landfahrt machen oder auch die aus den übrigen Städten in Riga oder Reval anlaufen, um von dort über Land nach Nowgorod zu ziehen.

Wir entschließen uns also für die am meisten beliebte Fahrt zur See und werden Watervaren. Da gegen 250 deutsche Meilen zu durchmessen sind, so brechen wir möglichst rechtzeitig auf, sobald die Schiffahrt freigegeben wird, am Peterstage (22. Februar).

„De Winter tempt to olden
Wol holt mit strengem Wolden
He Vloot und Stroom in Bann:
Doch kommt dat Vorjaar an.
Sunte Peter deit syn Wunder
Mit Blixen und mit Dunder
Brekt he unde smelt dat Ys
Sunte Peter Lof unde Prys!

Schipskinder, Koopgesellen,
Nu mote ghy ju snellen,
Naugart behovet Want.“

Dem geltenden Gesetze gemäß darf ein einzelnes Schiff nicht abfahren, sondern es müssen stets kleine oder größere Geschwader zur Naugartfahrt sich sammeln, weil man nur so vor den rastlos ausliegenden Seeräubern, welche die Ostsee bis über Finnland hinaus unsicher machen, Sicherheit finden kann. Es erregt Verdruß, daß nicht alle Schiffe bei Eröffnung der Schiffahrt ihre volle Ladung eingenommen haben, ja manche Güter noch erst einer genauen Musterung durch die ordnungsgemäß bestellten Wraker unterworfen werden müssen. Es ist ja Regel, daß aus dem Heimatshafen kein Gut fortgelassen wird nach Nowgorod, das nicht sorgfältig auf Richtigkeit des Maßes und Vollwertigkeit und zuverlässige Arbeit geprüft ist, weil die Hansen durch bittere Erfahrungen belehrt sind, daß ein einziges Stück mangelhaften Gutes, durch welches sich ein Russe benachteiligt sieht oder glaubt, alle Deutschen in Nowgorod plötzlich in große Gefahr für Leben und Habe bringen kann.

Man verlud vor allem Want (Tuch), Leinen, Seidenzeug, Sammt, Meth, Wein, Hering, später auch Garn, Nadeln, Handschuhe, Pergament und Mineralien wie Salz, Kupfer, Zinn, Blei, Schwefel. Selbstverständlich fand hierbei auch wieder Bezug aus dem Binnenlande, Mitteldeutschland, vom Rhein oder von Westfalen her statt, ja die Binnenstädte Münster, Unna, Duisburg, Einbeck, Duderstadt, Braunschweig, Magdeburg, Lüneburg, Dortmund u. a. waren die ersten gewesen, die ursprünglich mit ihren Fabrikaten den russischen Markt gesucht hatten. Sie traten natürlich dem Hansabunde bei, ja, gaben eigentlich die Anregung zu dessen Gründung und verluden ihre Waren dann auf Schiffen, die sie in den Hafenstädten für eine Fahrt heuerten oder dauernd als Eigentum erwarben. Endlich sind alle Schiffe bereit, und die Fahrt beginnt.

Der Wind ist günstig, die Segel werden alle aufgespannt, und der Patron (Kapitän) ist wohlgemut. Nachdem ein halber Seeweg durchfahren ist, schickt er sich an, das Seerecht aufzurichten. Es sind Menschen von gar verschiedener Denkungsart und Neigung auf seinem Schiffe, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es notwendig ist, alle diese mit eisernem Zwange unter ein einheitliches Gesetz zu stellen und zugleich aneinander zu binden, damit man der drohenden Gefahr gegenüber stark ist. Neben dem Kaufherrn oder Rheder, der sein Gut selbst begleitet, finden sich die viel erfahrenen Knechte oder Knappen, die schon früher lange Jahre hindurch in Nowgorod waren und nun, nachdem sie die Heimat besucht haben, wieder zur Mehrung ihres Gewinnes in die rauhe Fremde zurückgehen. Ihnen haben einige Kaufleute ihre Söhne als Jungen, die erst in die Geheimnisse des Kontors in schwerer Lehrzeit allmählich eingeweiht werden sollen, anvertraut; wenn diese wieder nach Hause als gereifte Männer zurückkehren, werden sie das väterliche Geschäft mit Umsicht übernehmen und fortführen können. Neben dem leichtblütigen beredten Rheinländer steht der verschlossene wortkarge Plattdeutsche, dazu sind die Schiffskinder aus allen Gegenden zusammen geholt, und harte Köpfe sind darunter, auch Leute, denen das Messer schneller zuckt, als die Zunge. Ein Lotse ist an Bord, der nicht eher in Thätigkeit tritt, als bis der Finnische Meerbusen erreicht ist; auch derbknochige Lichter stehen müssig herum, denn ihre Arbeit beginnt erst an dem Wolchow, und zwischen ihnen

und den Schiffskindern fliegen die Spottreden hin und her. Sogar der für das Kontor bestimmte Priester ist da mit seinem Küster, beide Männer so gebaut, daß sie an Kraft sich mit den Fahrtgenossen messen können; schwächliche Deutsche kann man in Nowgorod nicht gebrauchen, den Grund werden wir bald sehen.

Alle diese Mänuer, wohl 80 an der Zahl, soll der Patron sicher führen, um sie zu bändigen, dient ihm das Waterrecht, dat dei Koplüde unde Schippers gemaket hebben. „Also hebt der Patron zu reden an nach dem Gebrauch eine gewöhnliche redt: Dieweill wir nun Gott und den Elementen gantz und gar ergeben, soll einer dem andern gleich hiefüro ohn ansehn der persohn gehaltten werden. Und weil wir in dieser Segellation mit einfallenden schnellen Sturmwindten, Meerraubereyen, ungeheuren Balven und andern Gefahren umbgehen, können solch navigation ohne steiff Regiment nicht vollbracht werden. Ich will derhalben einem jeglichen insonderheit mit höchstem fleiß und ernst verwarrnet haben und gebotten, daß wir allzumahl anfenglich Gottes Wortt, so von een Schripheyen auß der Postill verlesen wird, mit anhören, dann mit unserem gebätt und gesang bei Gott umb gutten Windt und glückliche außfahrt stehts anhalten, darauf endtlich daß Regiment nach den gebrauchlichen Seerechten von den verstendigsten helffen ordiniren und besetzen, auch sich keiner seines Ampts, vorlauth des Seerechts, wegern anzunemmen, dasselbige ohn einiges ansehen der persohn stricte, alß ein jeglicher begehret, wie Gott gegen ihn an seinem letzten endt und jenem tag thun wolle, treulich ohn alle gefehrdt zu haltten geneigt sein, und mit größtem möglichen fleiß handthaben helffen."

Darauff alß die Predigt und gebett erfolget, hat gemelter Patron omnium consensu, einen vornehmen Bürger zu einem Vogt oder judice erkaßen. Alßdann vier Assessores; letzlich zu dieser Dienern zween Procuratores, ein Wachtmeister, ein Scribenten, ein Executoren oder Meistermann, ein Rackersmann (zum Reinhalten des Schiffs) samt zwen Knechten. Nach welcher ordination des Regiments hernach gesetzt Seerecht offentlich von dem Schrypheyen zu halten ist verleßen worden. Nemblichen zum

1) daß niemandt soll bei Gottes nahmen fluchen, schweren oder spottische reden auß verkündigung Gottes wortt treiben, bei Straff 6 Heller.

2) soll niemand den bösen Mann nennen, bei straf 1 Schilling.

3) soll niemand des Herren Lob verschlaffen, bei Straf 2 Schilling.

Es folgen nun weitere Bedrohungen derer, die auf der Wache schlafen, mit Licht sorglos umgehen, Aufruhr machen, zanken und kränken, Waffen blößen, leichtfertig mit den Viktualien umgehen, Bier ausschütten, dem Zapfer ins Amt greifen, Schlüssel in den Laden stecken lassen, bei der Mahlzeit sich ungebührlich betragen, flöten, das Lager der andern stören, nach Sonnen-Untergang spielen, ein Boot vom Bord nehmen, die Schiffsleute hindern, den Koch vexieren, ohne Gebet von Tisch aufstehen u. s. w. — Alle einzelnen Regeln aufzuführen dürfte hier nicht der Ort sein. Die Strafen sind schwer: Kielholen, Annagelung der schuldigen Hand an den Mast, große Strafgelder u. s. w.

Wir nehmen an, daß der Wind günstig ist und die Schiffe rasch vorwärts treibt, in 3—4 Wochen kann Reval am Eingange des finnischen Meerbusens erreicht sein. Der vorsichtige Schiffspatron beschließt nach einer Beratung mit den Befrachtern hier den guten Hafen anzulaufen, um zu erfahren, wie die politischen Verhältnisse in der ganzen Gegend zur Zeit liegen. Denn nachdem die Schiffahrt nach Nowgorod im Spätherbste durch den Frost und die Stürme gesperrt war, ist keine zuverlässige Nachricht mehr in die wendischen Hansestädte gelangt und die Verhältnisse am finnischen Meere sind schon oft plötzlichem Wechsel unterworfen gewesen. Allerdings hat der Deutschorden seine Hand auf Preußen, Kurland, Livland und Ehstland, zeitweise sogar auf Samogitien gelegt, und er ist um seines eigenen Vorteils willen und weil die Hauptstädte alle hansisch waren, dem Bunde, von dem er oft Beistand erhalten hat, geneigt; außerdem hat das an Ehstland und den Peipussee nach Osten angrenzende Gebiet, das Ende des finnischen Busens und den Handelsweg von dort aus die Republik Nowgorod in Besitz genommen, die ja um des Handels willen den Hansen für gewöhnlich Vorschub leistete. Aber die schwedische Grenze ist nördlich sehr nahe gerückt (Finnland) und im Süden treten das Großfürstentum Litauen und das Königreich Polen heran, und diese haben heißblütige,

kampflustige Bewohner, die den Streit fast mit Leidenschaft suchen. Auch kann man der Stimmung in Nowgorod nicht auf längere Zeit hin sicher sein; der Kaufmann also, der vielleicht seine ganze Habe an die Fahrt wagt, hat alle Ursache vorsichtig vorzurücken. Erst nachdem man in Reval erfahren, daß alle Völker zur Zeit friedlich sind, eilt das Schiff unter der Führung des nun in Thätigkeit tretenden Lotsen der Newa-Mündung zu, fährt durch den Fluß ohne besonderen Aufenthalt in den Ladoga-See hinein und sieht sich erst nach Erreichung der Stelle, wo der Wolchow in den See mündet, zum Auswerfen der Anker genötigt.

Hier hat der Kaufmann zum erstenmale Veranlassung, seine Erfahrung und Zähigkeit geltend zu machen. Die Fahrt flußaufwärts bis zum Ilmensee, wo die ersehnte Stadt am Wolchowausflusse liegt, mißt noch 24 Meilen, und der Fluß ist nicht tief genug, um die Seeschiffe, die ihren Kiel schwer senken, zu tragen; also gilt es jetzt die Waren umzuladen auf Schuten, welche sich auch in reichlicher Zahl an den Ufern finden, aber den Eingeborenen gehören. Und die Russen sind schlau, sie wissen, daß der Kaufmann sie gebrauchen muß und danach strebt, möglichst bald an die Stadt zu kommen, um den günstigsten Anlegeplatz zu finden. Sie weigern sich also für geringen Lohn zu fahren, aber sie sind sich nicht einig. Der Hansemann ist schlauer, er weiß, daß dem Besitzer der Schute daran liegt, daß er recht bald wieder zurückfahren kann, um neue Frachten von den anderen folgenden Schiffen zu übernehmen, und hat mit den Kaufleuten auf den letzteren vorher verabredet, welchen Preis man für die Fahrt jeder Schute geben will. Anscheinend will er mit Naturalien, Schinken, Butter u. dgl. bezahlen, sein Gegner verlangt ortsübliche Mortki. Die sind nun sonderbar genug gestaltet. Gemünztes Geld hat Rußland geprägt, aber Nowgorod nicht angenommen, man braucht statt dessen Marderköpfe oder die Stirnläppchen der Eichhörnchen für die geringeren Summen. Große Posten begleicht man durch Tausch oder durch abgewogenes Silber und Gold. (Später erst 1420 prägt Nowgorod auch Scheidemünzen, da verschwinden die Mortki.) Nach langem Feilschen zahlt der Deutsche für die Schute acht Marderköpfe und einige Zugaben. Dafür steht ihm das Fahrzeug zur Verfügung. Während dann die Russen hoffen, den Schlauen beim Arbeitslohn prellen zu können, beginnt er schon durch seine eignen Lichter das Umladen und reizt dadurch den Zorn der Eingeborenen. Um sich nicht auch verdrängen zu lassen, bequemt sich der russische Fuhrmann, seine Pferde zum Schleppen gegen billigen Satz herzugeben, und nun beginnt die Fahrt flußauf.

Das Ufer ist flach. An einzelnen Gehöften streichen die schweren Schuten vorüber, und wenn man sich nach kurzer Weile umsieht, so scheinen jene in den Boden versunken, nur die Brunnenstange ragt noch hoch in die Luft. Über den Dahinziehenden schwebt hier und da ein Bussard, seine Flügel beharrlich auf einer Stelle rüttelnd, Enten fliegen quakend aus dem Schilf. Die Uferflächen zeigen schon junges Grün, gelbe Blumen drängen hier und da sich am Uferrande und erwecken in den Hansen die Erinnerung an die Heimat. Zuweilen senden ausgedehnte Wälder ihre Ausläufer bis ans Wasser. Dort macht man Rast zur Nacht, denn es fehlt nicht an Brennholz, das zu fällen dem Fremden nach altem Rechte zusteht. Da der Russe seine Pferde oft wechselt, so kommt man am Tage an dem wenig gekrümmten Flusse schnell vorwärts, zuweilen gestattet sogar Wind von Norden, die Segel aufzuspannen. Am letzten Rastorte vor der Stadt drängen sich schon russische Händler, die hier gewartet haben, an das Lager der Kaufherren. Sie wollen vorher, auf Ungeduld und Habgier des Hansen rechnend, günstigen Tausch anbieten. Aber sie kennen ihn schlecht. Längst schon gilt die unverbrüchliche Satzung, daß nur das auf dem Hofe gelagerte Gut verhandelt werden darf, bei Strafe des Ausschlusses aus dem Bunde. Dann taucht aus der Ferne allmählich die große Stadt aus dem Grunde auf. Anfangs sieht man eine kleine Spitze, auf die alsbald viele Finger zeigen, der Junge, dessen Herz noch voll von Erinnerungen an die Heimatstadt ist, zuckt etwas höhnisch die Achseln, denn die Kirche daheim war doch anders anzuschauen. Dann aber heben sich in schneller Folge mehrere Türme empor — man zählt sie im Wetteifer — zehn — zwanzig — dreißig — der erfahrene Kaufmann lächelt — so hat auch er einst gezählt, jetzt weiß er längst, daß es ein fruchtloses Beginnen ist. Die Zahl der Kirchen

und Klöster rechnet man nur nach hunderten, und für den Vorüberfahrenden verwirren sich die Türme immer wieder von neuem. Nur dort inmitten der Stadt hebt sich eine hochaufragende schwere Masse ab, die jedermann auffällt, da liegt der Kreml, ein mit fester Mauer umzogener Stadtteil, und in ihm die Sophienkirche, die in fabelhafter Pracht prangt und unendliche Schätze und die Gebeine mächtiger, wunderthätiger Heiligen birgt, die den Russen anlockt, Fahrten über Land zu machen, die vielleicht nur nach hunderten von Meilen zu messen sind. Der Kaufmann aber blickt nicht auf das linke Ufer mit den herrlichen Gebäuden, er sieht auf die rechte Seite und sein Auge, der Ortsverhältnisse kundig, leuchtet auf. Er erspäht hier eine Schar Polen, die die Schuten mißmutig betrachten. Sie wissen, daß der beste Handelsvorteil auch in diesem Jahre wie sonst den Deutschen zufallen wird, was sie auch an Verhetzung thun mögen, und der Kaufmann ist stolz auf seine Überlegenheit. Tartaren mit geschlitzten Augen und gelben breitknochigen Gesichtern sehen verdutzt, mit fragenden Blicken und gleichsam witternd wie Jagdhunde, den Fremden kommen; schlauäugige Armenier, die das kaspische Meer und die Wolga unter zahllosen Gefahren durchzogen haben, stehen vereinzelt und messen, schon wägend gleichsam, den Inhalt der Schiffe, sie kennen den Kaufmann, und er kennt sie; sie drücken am meisten seine Preise und sind seine gefährlichsten Nebenbuhler. Habgierige Juden trotten am Ufer entlang und rufen ihre Anerbietungen auf das Schiff hinüber, für sie hat der Deutsche nur einen verächtlichen Blick. Schmutzige Litauer, kleine, fellbekleidete Lappen vom weißen Meer, ja sogar Muhamedaner im Turban und dann in ihren bunten Trachten die mannigfaltigen Bewohner des weiten stromreichen Rußlands, aus den Zartümern Kasan und Astrachan sowohl wie aus dem Chanat der Krim, die alle unterjocht sind von der goldenen Horde — Groß-Nowgorod ist der Mittelpunkt, dem sie zustreben, um die Erzeugnisse des östlichen Europas gegen die des westlichen umzutauschen. Und der Deutsche steht diesen mannigfaltigen Völkerschaften gegenüber als der alleinige Abgesandte aller Länder westlich von Rußland und Polen; sein ist der Handel mit Nowgorod allein, soweit er in der Ostsee und Nordsee und in dem Kanal bis nach Frankreich hin anlegt. Der Russe ist wohl gewandt und hurtig ihm gegenüber, aber er hat es in den Worten, der Deutsche hat es in der That. Die russischen Fahrzeuge, die sich gelegentlich auf die See wagen, sind wohl abzuschrecken, dafür weiß der Deutsche, der gegenüber dem Nebenbuhler nicht List, nicht Gewalt scheut, viele Wege. Das denkt der Kaufmann, aber er birgt seinen Stolz hinter kühler Ruhe und scheinbarer Teilnahmlosigkeit; so sieht er die Schuten unter den Brücken durch langsam an den gestreckten Häuserreihen vorübergleiten, und jetzt, — er atmet auf und unwillkürlich zuckt sein Finger zeigend vorweg — jetzt ist der Turm sichtbar, der ihm zuwinkt in der Fremde, wie ein lieber Gruß aus der Heimat, und dort ist die Mauer — da ist der Hof — die Schute legt an der ersten Stelle an, andere folgen — in wenigen Wochen wird der Teil der Stadt, wo der deutsche St. Peterhof an den Wolchow stößt, dicht belegt sein mit Fahrzeugen, aus denen der fleißige Kaufmann seine Güter in den Raum bringt, den er in der gewaltthätigen, feindseligen Fremde sein nennt. — Die Schlüssel sind von dem Erzbischofe Nowgorods und von dem Abte des Jurjewschen Klosters treu bewahrt. Es gilt, um zu ihnen zu gelangen, allerdings einen Weg von fast einer halben Meile zu machen durch das Gewirre von Häusern und Straßen. Darnach aber zieht der deutsche Kaufmann in seinen Hof ein. —

Der Hanse hat sich von den Einheimischen nicht ans Ende der Stadt oder gar aus ihr in entlegenere Gegend verweisen lassen, sondern mitten in ihr seinen Platz schon früh, schon im dreizehnten Jahrhundert erworben. Eine hohe Mauer und sehr starke Thore sperren ihn gegen alles Fremde ab. In dem eingehegten Raume liegt die Kirche. — Der aufmerksame Leser wird schon wissen, warum sie gerade dem St. Peter geweiht ist — und steht mit ihren festen Mauern, den mächtigen Balkentüren und den schmalen Fenstern so da, als wäre sie eher bestimmt abzuweisen, als anzulocken. Wir nehmen an, daß sie mehr nach einer Seite des Hofes zu liegt, hinter ihr muß nämlich ein völlig gegen die Außenwelt abgeschlossener Raum sich finden, dessen Bedeutung sich hernach ergeben soll. Dieser Kirche, die im Verhältnisse zu der kleinen deutschen Gemeinde sehr

groß erscheint, zunächst liegt das Priesterhaus. Der dort untergebrachte Priester erhält jährlich als feste Einnahme zehn Schilling naugardisch Silber und freie Kost. Er soll gehen mit des Hofes Knechten zur Tafel mit Kost und frei Bier. Dafür giebt St. Peter an die Knechte des Hofes wöchentlich achtzehn Deimige. Selbstverständlich fließen ihm noch Accidentien in Fülle zu, auch hat er nicht einfach die Aufgabe, Messe zu lesen u. dgl. mehr, sondern er dient, wie alle Kraft des Hofes, dem kaufmännischen Betriebe. Wer Silber bringt, soll es wägen lassen in des Priesters-Haus, aber es soll niemand in des Priesters Haus Werk besehen. Sehr hohe Verantwortung liegt auf ihm bei der Beaufsichtigung des Kirchinnern, die er mit den Älterleuten teilt. Aber der Kaufmann kargt auch dem treuen zuverlässigen Manne gegenüber nicht mit dem Lohne.

Noch entdecken wir ein gesondert liegendes Brauhaus, in welchem die Deutschen zu ihrem fortlaufenden Bedarf sich Bier, Meth und Branntwein selbst brauen und herstellen, aber sie dürfen die so geschaffenen Getränke nicht verkaufen oder ausschänken, sondern in den Handel kommt nur das aus der Heimat herangebrachte Bräu. Unweit davon liegt die Badestube, der Badtstaven, der auch nur den Deutschen zum Gebrauche dienen darf, das Krankenhaus, der Raum zum Mehlmahlen und das Gefängnis. Dann fesseln unsere Aufmerksamkeit die Gebäude zu den Wohnungen der Ankommenden. Es giebt auf dem St. Petershofe deren mehrere, in welchen sich wieder je nach der Heimat die verschiedenen Genossenschaften (Maskopeien) absondern. Für jede einzelne ist das Dornsen da als gemeinsames Wohnzimmer; außerdem hat der Selbstherr oder der Meister, also der selbständige Kaufmann, seinen Schlafraum für sich und seine Gesellen. Die Jungen finden ihren Platz unter den Bettstellen der Älteren.

Das erste nach dem Beziehen der Wohnungen ist das, daß jede Maskopei sich ihr Haupt wählt, das sich zwei Beisitzer aussucht, einen aus den Selbstherren, einen aus den Gesellen, um die Genossenschaft zu leiten. Von der Gesamtheit aller Selbstherren aus sämtlichen Maskopeien werden zwei geschworene Älterleute ernannt, die sich wieder zwei Weiseste, besonders zur Verwaltung der Angelegenheiten der Kirche, und einen Schreiber beiordnen. Sie übernehmen das Regiment des Hofes und führen es mit eiserner Strenge, aber nicht nach Willkür, sondern nach dem geltenden Brauche und nach der „Schrage tho Naugart," einer allmählich zusammengestellten Sammlung alter, klarer, aus der Erfahrung bewährter Gesetze. In feierlicher Versammlung wird diese Schrage vorgelesen vor allen, die Kaufherrn-Würde und -Gesellschaft haben und Spracherer (der Nowgoroder Kaufmannssprache mächtig) sind. Alle dagegen, die die Sprache erst lernen wollen von den Sprachlehrern, müssen abtreten. Des Hauses Knechte sitzen bei der Thüre und bewachen sie gegen jede Neugier. Alle Knechte müssen schwören zu St. Peter und der Heimatstadt. — Wer in Zukunft die Älterleute oder Weiseste in ihrer Würde kränkt, giebt erhebliche Strafe; sie führen ihr Amt, ohne sich demselben entziehen zu können, bis zu ihrer Abreise, ordnen alle Streitigkeiten, bestimmen alle Bußen, überwachen Brauch und Sitte und haben sogar Gewalt über Hals und Hand. Wer mit den Fremden Gemeinschaft hält, außerhalb des Hofes die Nacht bleibt, sich dem Recht entzieht, verliert des Hofes Gerechtigkeit. Wer einen andern verwundet, verliert die Hand; wer stiehlt, kommt an den Galgen; wer Heimlichkeiten des Hofes an die Fremden verrät oder wer einen Genossen erschlägt, verwirkt sein Leben. Solcher Missethäter wird aber nicht allein von den Älterleuten gerichtet, sondern es werden die Selbstherren hinzugezogen. Hinter der Kirche wird das peinliche Gericht in großer Heimlichkeit gehalten; wer darüber spricht, ganz gleich ob im Hofe, in der Stadt oder in der Heimat, verfällt der Verhansung (wird von der ganzen Hansa ausgestoßen).

Die Älterleute haben natürlich auch die Schlüssel zu St. Peters Kasten und zu St. Peters Schrank in der Kirche und verwalten die Gelder, die einkommen von freien Gaben, Hausmiete, Schoß (von dem die Jungen und die Sprachlehrer frei sind), Geldstrafen, Pfundzoll. Des Hofes Briefe und Privilegien und die Schrage sind ihrer Obhut ganz besonders empfohlen; geht ein Stück durch ihre Schuld verloren oder schicken sie Sendbriefe ab an die Heimatstädte ohne Wissen des gemeinen Kaufmanns, so büßen sie die Gerechtigkeit des Hofes ein. Zur Erledigung der gewöhnlichen, alltäglichen Streit-

sachen ernennen die Älterleute einen Vogt, der sich wieder einen Beisitzer und einen Schreiber nimmt, alle aus der Mitte der Selbstherren. Er hält mit den Findern zur Seite alle Sonnabend nach guter deutscher Sitte öffentlich Gericht und ist gegen alle Unwillensäußerungen, die infolge seines Spruches entstehen könnten, geschützt.

Nachdem nunmehr der Hanse sich seine eigene Ordnung gesetzt hat, der er gehorchen will, beginnt das Ausladen der Güter aus den Schuten, die ja auch danach streben, möglichst bald die Rückfahrt in den Ladogasee machen zu können. Bei der Willigkeit aller geht das schwere Werk bald von statten und das große allen zustehende Warenlager, nämlich — die Kirche, füllt sich mit hochgestapelten Massen. Wie glücklich und zweckdienlich der Gedanke war, das Gotteshaus so groß zu bauen, daß es außer den Deutschen auch deren Güter aufnehmen konnte, soll sich bald zeigen. Einstweilen achten wir nur auf das Wegräumen. Wenn niemand zur Führung der Aufsicht da wäre, so würde am Ende der Kaufmann seine Habe bis auf den Altar packen, dagegen aber giebt es ein bestimmtes Verbot. Bei der eiligen Arbeit vieler ist überhaupt der Einzelne zu ungestümem Vorgehen geneigt. Darum sind Strafen festgesetzt für den, der gegen die Thüren oder die Hänge mit den schweren Ballen fährt, oder die Packen wuchtig niederwirft. Hierhin Wein, dorthin Want, alles möglichst ordentlich weggestapelt! Zur Nacht darf kein Faß offen bleiben, und am Sonnabend vor allem müssen die Güter an die Mauer geräumt werden, um Platz zu schaffen für den Sonntag. Wer die Pfunde und Lote vor der Kirche gebraucht hat, muß sie vor Abend wieder in dieselbe zurückbringen. Nach Sonnen-Untergang werden die Lichter in der Kirche ausgelöscht, die geordneten Wächter verschließen die Thüren und Fenster sorgfältig und überbringen die Schlüssel dem Ältermann und nehmen dann an dem Gebäude, zu dessen Hütung sie geordnet sind, ihre Plätze ein. Wer sich in der Kirche einschließen läßt, etwa um Güter noch zu ordnen, den trifft sehr hohe Strafe. Jetzt darf niemand mehr ohne Erlaubnis der Älterleute und des Priesters das Gotteshaus betreten. — Auch die Güter, die außerhalb desselben gelagert werden sollen, sind untergebracht. Die Zeit ist da, daß der Hof geschlossen wird. Jeder, der die Hilfe von Russen oder deren Gesellschaft in Anspruch genommen hat, muß sich jetzt von ihnen scheiden, denn niemals darf ein Fremder während der Nacht auf dem Hofe sein, der betreffende Hanse ist dafür verantwortlich, daß der, den er eingeführt hat, auch den Hof wieder verläßt, und wird im Versäumnisfalle schwer bestraft. Jeder Deutsche aber, der etwa außerhalb des Hofes zu Gast oder zu Krug gegangen ist, muß vor Schluß zurück sein, sonst wird er dauernd vom Hofe verwiesen. Die Wächter schließen die Thore und geben die Schlüssel an die Älterleute, sie lösen dann die bissigen Hunde von der Kette und beginnen ihren Umgang. Außer ihnen ist niemand mehr im Freien, der große St. Petershof liegt still, die Männer, die mit Anstrengung aller Kräfte der schwersten Arbeit obgelegen, suchen in der Ruhe die Bereitschaft für den nächsten Tag, während über die Mauern herüber das Gebrause der Großstadt schallt, das sich zuweilen so steigert, daß die Wächter besorgt eine Weile hinaushorchen, bevor sie ihren stillen Gang fortsetzen. Für diesen Dienst an der Pforte und in den Gassen zur Nacht ist niemand erkauft und niemand besoldet, die Pflicht zu dem verantwortlichen Werke liegt jedem erwachsenen Insassen des Hofes ob, und der Dienst geht um.

Allerdings kann es kommen, daß bei längeren Abenden oder beim Stocken des Geschäftes besonders die jüngeren Leute durch die große Abgeschlossenheit des Hofes Langeweile empfinden. Das allbeliebte Mittel zum Zeitvertreib, Namen in Tische zu schneiden, an den Planken und Thürbohlen zu schnitzeln, daran zu hacken oder mit Licht zu sengen, ist scharf verboten, sonst bliebe wohl von den Holzbauten der Wohnräume bald nicht viel übrig, denn die Fäuste sind sehr stark und die Messer sehr scharf. Spielen darf man auf den Tafeln des Hofes, nur ohne Geld, das reizt nicht. Der Strebsame wird sich also eifriger an die Sprachlehrer machen, denn es ist von unberechenbarem Vorteil für den spätern Kaufmann, wenn er wenigstens die Russen in deren eigener Sprache bedienen kann. Es giebt aber auch Lehrer, die das Finnische, Litauische und Polnische sprechen. Außerdem ist es natürlich bewährteren jungen Leuten gestattet, sich die große Stadt anzusehen, wenn der Ältermann dafür hält, daß diese zur Zeit gerade

den Deutschen wohlgesinnt ist, denn der Kaufmann muß ein offenes Auge für fremden Brauch und seltsame Sitte gewinnen. Aber niemand, auch der Selbstherr nicht, darf allein in die Stadt gehen, stets müssen mehrere Kumpane, Brüder, Knechte zusammen ausziehen, denn die Stadt wimmelt von rohem Gesindel, das vor Mord am hellen Tage nicht zurückscheut, wenn es nur Gewinnlust oder Rachsucht befriedigen kann.

Der Ältermann hat beim Verlesen der Schrage höchste Vorsicht im Verkehr mit den Russen und peinliche Sorgfalt im Handel eingeschärft, und der Hanse richtet sich danach, wenn er verständig ist. Der Kaufmann zu Nowgorod bietet ein ganz anderes Bild, als der zu Bergen. Während hier der Deutsche sehr herrisch und trotzig zu Werke geht und durchaus es nicht scheut, mit der Faust dreinzuschlagen, ja die gewaltthätigen Massen der Gesellen u. s. w. auf die geängstigte Stadt loszulassen, ist er dort der fortwährend Bedrohte, der fast ängstlich jeden Anstoß zum Streit aus dem Wege zu räumen sucht. Niemand darf auf Borg handeln, erst recht nicht vorweg auf Lieferung kaufen und verkaufen, das macht das Geschäft unsicher. Es ist strenge verboten, den ankommenden Händlern entgegenzureisen, um unterwegs sie schon vor der Stadt gleichsam abzufangen, wie Aufkäufer thun, über Nowgorod hinaus darf keiner handeln, besonders nicht mit Pfaffen, Fischern, Schleichhändlern oder Gutsbesitzern, also nicht mit Produzenten mit Umgehung des eingeborenen Kaufmanns. Jüngere Kaufleute dürfen größere Geschäfte nie ohne Vorwissen und Rat der Älteren abschließen. Der Streitsüchtige, der gegen Russen herausfordernd vorgeht, gar Messer zieht und schlägt, unterliegt sehr hoher Strafe. Dem Faktor oder Vertreter einer heimischen Firma, welcher Müssiggänger, Verschwender oder Trunkenbold ist, wird die Vollmacht durch die Älterleute entzogen, bis Bescheid von Hause zurückgelangt ist.

Aller Handel soll nicht auf Geld gesetzt werden, sondern Tausch um Tausch, stets nur im großen, nie im kleinen, im Ausschnitt, gehen. Gerade der Tausch-Grundsatz bringt natürlich den erfahrenen deutschen Kaufleuten ganz außerordentlichen Gewinn. Was sie an Waren bringen, haben wir schon beim Verladen im Heimatshafen gesehen, es sind meistens Dinge, die dem Russen sehr begehrenswert scheinen, die er nicht entbehren kann oder will. Er bietet dafür Tierhäute, Pelze, wohlriechendes, farbiges Leder (Juchten), Beutel, Riemen, Federn, Hanf, Flachs, Talg, Wachs, Halbedelsteine aus dem Ural, Walroßzähne von Archangel. Vielleicht daß er Erzeugnisse des Orientes gelegentlich einmal vertauschen will, die von den Armeniern herangebracht waren, der Hanse trachtet aber nicht sehr nach diesen, denn er fährt wohl selbst ins Mittelmeer oder in die Häfen Frankreichs und Spaniens, wo er jene Sachen billiger erhandelt. Aber die Roh-Erzeugnisse, die für den Russen, der sie in Massen hat, geringwertig scheinen, begehrt er, er erhält sie billig und setzt sie zu Hause oder in Dänemark, England, Holland und den Südhäfen mit hohem Vorteile wieder ab. Der Westfale verarbeitet den russischen Flachs und sendet dann die edlen Leinengewebe den Russen im nächsten Jahre wieder zu. Ist der Handel lebhaft, wickelt sich glatt ab und gelingt es vielleicht, zweimal im Jahre mit demselben Schiffe die Fahrt zu machen, dann kann der Kaufmann in einem Jahre ein gemachter Mann sein. Der Gewinn muß aber deswegen ein so hoher sein, weil das Wagnis und die Unsicherheit der Lage so groß sind.

In ihrer Unternehmungslust warteten die Deutschen natürlich nicht auf die Anerbietungen der Fremden, sondern suchten sie außerhalb des Hofes auf, aber Käufe auf Proben oder Sicht durften sie nicht machen, das war gegen den Kaufmannsbrauch. Einzelne geringere Mengen allerdings kauften sie fest außerhalb, aber größere Posten mußten stets auf den Hof geliefert und dort besichtigt werden, gleichfalls besonders wertvolle, die leicht gefälscht wurden, wie Hermelin oder Laßken. Für den Hauptartikel Wachs waren besondere Finder bestellt, die ihn prüften und beklopften. In der Heimat war ja für die Kirchen und Höfe ungemein eifriges Begehren nach gutem Wachse, aber die Russen fälschten gerne durch Beimischung von Harz, Mehl, Schmalz u. s. w. Die Finder versiegelten das gut Befundene sofort mit St. Peters Siegel. Beim Talg suchte der Verkäufer seinen Vorteil durch dicke Holzdauben. Früher galt als Satz, daß das Holz an einem Fasse etwa 6 Lüb. Pfund wog, der Russe aber lieferte später gerne Fässer von

15—16 Lüb. Pfund Holzgewicht. Also brachte man die Gebinde auf den Hof und hub den Boden ab und stach hinein — zuweilen hatte der schlaue Russe einen hohlen Kern gelassen. Beim Streite über die Tara verlangte der Deutsche das Streifen der Fässer, der Russe wehrte sich dagegen als gegen eine Neuerung.

Es ist klar, daß durch den Tauschhandel neben den Vorteilen auch die Gefahren vergrößert wurden. Bei dem gewaltigen Umsatze der Hansen, der viele hunderte von Schiffslasten allmählich zu und wegführte, verging nicht ein Tag ohne Reibungen. Die Russen hatten das Gefühl der Übermacht, der Hanse das der kaufmännischen Überlegenheit, und er ließ es wohl auch merken, denn schon in seiner geschlossenen Absonderung in der auf ihre Machtstellung stolzen Stadt lag etwas Herausforderndes, sein Eigenwille nötigte den Russen, zum Handel auf seinen Hof zu kommen, so daß hier eigentlich der Markt war. In der großen Stadt gab es natürlich viel Gesindel, das hetzte und schürte, die Volksmassen waren leicht erregt. Die gewaltigen Schätze, die der Petershof barg und die mit so großer Umsicht gehütet wurden, lockten fortwährend zum Raube. Wenn nun auch die Hansen nicht verfehlten, durch alljährliche, reichlich bemessene Geschenke die Woiwoden und Stadthäupter sich günstig zu stimmen, — gegenüber der auflodernden Volksgier waren diese schwach und — waren — Russen, die einen Vorteil niemals verschmähten, woher er auch kam.

Es geschah, daß Russen einen Städter im Streite erschlagen hatten, dann, um der Entdeckung zu entgehen, den Entleibten heimlich an den Hof trugen, in der Nähe der Mauer niederlegten und nun mit Gezeter die Schuld auf die Deutschen schoben. Bei einem auflodernden Handelsstreite waren die Deutschen nicht wie die Juden geneigt, sich ohne Widerstand schlagen zu lassen, sondern sie schlugen wieder, und da alles harte, kampfgewandte Männer waren, die Faust, Messer und Schwert mit Nachdruck führten, so mochte meistens der russische Gegner den kürzeren ziehen; dann erhub der Getroffene Lärm und fand schnell Anhang. Oder Händler glaubten sich betrogen durch zugewogenes Silber, das nicht ganz lauter war, durch falsches Gewicht — kurzum, Veranlassung zum Aufruhr gegen die Fremden war sehr leicht gefunden. Letztere hatten aber auch ihre Freunde, die jede Störung des friedlichen Handels verabscheuten, weil auch sie so geschädigt wurden, diese warnten bei Zeiten.

Wenn es also in den Massen gärte, dann zogen sich alle Deutschen eiligst aus der Stadt auf den Hof zurück, denn der Unwille machte sich meistens darin zuerst Luft, daß man alle Hansen, deren man habhaft werden konnte, gefangen setzte, ohne lange zu fragen, ob man die Schuldigen gefaßt hatte oder nicht. Die Hofthore wurden, nachdem alle Fremden den Hof hatten verlassen müssen, geschlossen, und es rannte dann zunächst das gereizte Volk gegen die hohen Mauern an. Vielleicht brach sich hier schon sein Unwille, und es schenkte dem Zureden der Besonnenen Gehör. Die Hansen aber hatten wenigstens Zeit, aus ihrer langjährigen Erfahrung heraus ihre Entschlüsse zu fassen. Schien die Gefahr drohender, dann wurden in fieberhafter Hast alle wertvolleren Güter, sofern sie draußen auf dem Hof und in den Schuppen lagerten, in die Kirche gebracht, Lebensmittel und Wasser reichlich hinzugefügt; wenn dann das Volk sich zu weiterem Ansturm anschickte, zogen sich die Deutschen in ihren letzten und sichersten Zufluchtsort zurück und schlossen hinter sich die Kirchthüren. Draußen tobten die Erregten, plünderten und zerstörten die Hofgebäude, schleppten Waren fort und ergingen sich in Drohungen gegen die Eingeschlossenen, die zunächst in Ruhe die weitere Entwickelung der Dinge abwarten konnten. Die Kirche stand jetzt da, wie eine sehr starke Festung, die von mehreren hundert kampfgeübten, entschlossenen Männern verteidigt werden konnte. Zugleich war es ein geweihter Ort, den gewaltsam anzutasten die Russen scheuten. So blieb meistens Zeit, beiderseitig Forderungen und Anerbietungen zu hören. Die Massen wurden der langen Belagerung überdrüssig. Endlich kam durch Vermittlung des Statthalters ein Ausgleich zu stande, der den Hansen mindestens freien Abzug mit ihrer Habe gegen Auszahlung eines bestimmten Lösegeldes ermöglichte.

Auch durch die Behörden selbst wurde, um der öffentlichen Stimmung in Einzelfällen entgegenzukommen und wüste Gewalt zu verhüten, wiederholt gegen die Hansen

eingeschritten durch Gefangensetzung Einzelner oder Beschlagnahme der Güter. Das geschah besonders dann, wenn irgend einem Russen in der weiten Welt von irgend einem Hansen, oft nur dem Gerücht zufolge, zunahe geschehen war. Der Grundsatz, daß ein Hanse für den anderen haften müßte, wurde mit rücksichtsloser Härte angewandt.

Gegen solche Vergewaltigungen hatten die Betroffenen wenig Waffen. Allerdings machte der Bund ihre Sache sofort zu der seinigen, und wenn er mit seiner Stimme bei den Russen nicht durchdringen konnte, dann befahl er den Abzug aller Kaufleute mit allen Gütern und den Schluß des Hofes durch Vermauerung der Thore und Kirchthüren. Durch alle Hanse-Städte erging die Weisung, bis zur befriedigenden Erledigung der Sache jeden Handelsverkehr mit Nowgorod zu vermeiden, die Einzelnen, die das Gebot brachen, wurden aus dem Bunde ausgestoßen und mußten ihre Heimatsstadt dauernd verlassen. Soweit es anging, wurden auch alle sonstigen Zufuhren verhindert. Das Mittel war sehr wirksam in jenen Zeiten, wo der Verkehr mit Nowgorod allein in der Hand der Hansen lag, denn es wußten die Russen sehr genau, daß ihr eigener Handel von den Hansen abhängig war, ja daß diese unter Umständen in Zeiten großer Hungersnot durch ihre Zufuhren allein die Stadt Nowgorod vor völligem Untergange bewahrt hatten (1231). Das Mittel mußte aber versagen und der Hansa selbst gefährlich werden, als in fortschreitender Zeit andere Völker sich eindrängten und die Russen selbst über die Ostsee zu fahren begannen. Da blieb nichts übrig als seitens des Bundes die Beschlagnahme russischer Güter in den livischen Hansestädten vorzunehmen, und das ging doch nur an, solange dieser Zweig des großen Bundes sich willig finden ließ und nicht seine Sondervorteile höher stellte. Schließlich war man im 15. Jahrhundert der rohen Gewalt gegenüber doch ziemlich wehrlos, die Stadt war zu entlegen und hatte hinter sich zu große Massen, als daß man gegen sie hätte Waffengewalt versuchen können.

Wir haben ziemlich genaue Überlieferungen über einzelne Streitigkeiten. Im Jahre 1331 wurden Deutsche auf dem Gange zu ihrem Hofe von Russen mörderisch angefallen, wehrten sich und verwundeten oder erschlugen einige Gegner. Die Folge war Volksaufstand, Erstürmung des Hofes und Rückzug der Hansen in die Kirche und Einleitung von Unterhandlungen. Anfangs forderten die Aufgeregten 2500 Mk. Silbers, eine Summe, deren Höhe man ermessen kann, wenn man bedenkt, daß der Wert des ganzen Lagers eines einzelnen Kaufmanns höchstens 1500 Mk. betrug. Durch Bestechung des Woiwoden und seiner Hauptleute gelang es, die Summe auf 100 Mk. herabzusetzen. 1337 erstürmte das Volk schon wieder den Hof, weil ein russischer Schiffer auf der Newa von einem Deutschen erschlagen war. Drei Monate lang bedrohte es ihn, bis es der Vermittlung der livischen Städte gelang, Vertrag zu stiften. Diesmal zogen die Hansen fort und schlossen den Handel für mehrere Jahre. 1406 war ein ähnlicher Streit. 1469 berichten die livischen Städte dem Bunde, daß die Hansen ihre Kirche geschlossen und sich ganz aus Nowgorod fortbegeben hätten.

Besonders kann der Streit vom Jahre 1423 über die Unsicherheit der Verhältnisse unterrichten. Bekanntlich trat im vierzehnten Jahrhundert die Räuberplage in der Ostsee auf, und die Vitalienbrüder beherrschten lange völlig die See. Wenn nun auch durch einige glückliche Züge deren Macht von den Hansen gebrochen wurde, so fanden sich vereinzelt doch immer noch unternehmungslustige Räuber, die freilich nicht mehr den Hansen, sondern anderen Völkern Schaden zufügten. So mieteten sich drei mecklenburgische Ritter Vicke von Vitzen, Heinrich Tamenitz und Vicke Stralendorf in Wismar ein Schiff, angeblich um auf Kauffahrt nach Dänemark zu segeln. Sie legten auch am Bestimmungsorte an, machten sich dann aber auf die See und raubten. In der Nu (Newa) nahmen sie ein russisches Schiff, das vornehmlich Wachs geladen hatte, liefen auf der Rückfahrt Moen an und teilten dort ihr Gut. Drei Teile behielten sie in dem Hauptschiffe, einen Teil luden sie auf eine Snicke, segelten dann wieder nach Dänemark und setzten dort einen Teil der Ladung ab und brachten den Rest nach Wismar. Der Rat daselbst untersuchte das Schiff und fand darin noch 14 Schiffpfund und 8 Lispfund Wachs. Zu der beabsichtigten Beschlagnahme kam es nicht, weil die Räuber die Wismarschen durch Drohen mit dem Zorn des Königs von Dänemark ängstigten und weil letztere

fürchteten, daß man in Dänemark am Ende ihren Schiffen wieder Gewalt thun würde. Das Schiff wurde dann nach Rostock gebracht und kam angeblich dort leer an. Die gefangenen Russen wurden von den Rittern auf die Burg Eickhof geschleppt und dort wegen Lösegeld festgehalten. Auf die Nachricht vom Geschehenen hin griffen die Russen sofort zu in Nowgorod, nahmen verschiedene Hansen gefangen und beschlagnahmten Güter, um so Deckung für den Schaden und Befreiung der Gefangenen zu finden.

Gegen Wismar wandte sich nun der Unwille der Hansen, die Stadt erbot sich aber zur Rechtfertigung und es wurde ein Städtetag nach Lübeck anberaumt. Inzwischen hatte Wismar Unterhandlungen mit den Rittern geführt, außerdem war es gelungen, einen Räuber in den Thurm zu werfen. Durch Loslassung desselben und Zuzahlung von 1000 Mk. lübisch erreichte es die Losgebung der Russen. Diese erschienen nun in Lübeck und beschuldigten die Hansen, daß sie um den falschen Handel gewußt hätten und erklärten, daß man in Nowgorod erst dann Männer und Güter freigeben würde, wenn die verlorenen Güter ersetzt wären. Dem gegenüber bestritten die Wismarschen ihre Schuld, wiesen darauf hin, daß sie selbst getäuscht wären und daß sie doch schon hinreichend Opfer gebracht hätten. Die Ritter seien nicht ihre Unterthanen. Allerdings behaupteten die Russen, daß ein Vincke Gelveman, der auch bei den Räubern gewesen, sei lübischer Bürger, aber es konnte ihm nachgewiesen werden, daß derselbe schon lange vor der Unthat um anderer Schande willen der Stadt verwiesen war. Man erbot sich schließlich den Russen gegenüber, jenes Wachs, das im Schiffe nachweislich nach Wismar gebracht war, zu bezahlen, keinen Anspruch auf Ersatz des aufgewandten Lösegeldes zu machen und alles bei der Kreuzküssung als wahr und sicher zu bekräftigen. Die geschädigten Russen zogen nicht befriedigt von dannen, aber es gelang der Vermittelung der Städte Riga, Dorpat und Reval nach längeren Unterhandlungen die Angelegenheit gütlich beizulegen.

Die Verbindung mit den Russen wurde durch solche Dinge immer mehr erschüttert. Spätere Zeiten machten den Hansen den Vorwurf, daß sie die Russen oft übermütig behandelt hätten und ihre Überlegenheit mit Hochmut gezeigt. Außerdem lockerte sich das Gefüge des Bundes, die einzelnen Quartiere desselben trieben gesonderte Politik, und vor allem dachten die livischen Hansen darauf, den Handel mit Nowgorod mehr und mehr an sich allein zu ziehen. Durch solchen Zwiespalt kamen die Fremden, besonders Holländer und Engländer auf. Endlich war die Politik des Bundes allmählich von der früheren Bedachtsamkeit und Umsicht gewichen. Der Deutschorden, der Jahrhunderte lang ein treuer Bundesgenosse gewesen war, erhielt in Zeiten der Not nicht die genügende Unterstützung, er empfing in der Niederlage bei Tannenberg 1410 einen schweren Schlag, von dem er sich nie wieder erholte. Wenn dort zunächst auch Nowgorod und die Russen nicht beteiligt waren, so waren sie doch Nachbaren der frohlockenden Sieger, und der deutsche Kaufmann mußte bald merken, daß der Fall des Ordensmannes eigentlich auch als seine Niederlage angesehen wurde.

Wer solche Vorgänge ins Auge faßt, erkennt bald, daß der letzte Stoß zur Zertrümmerung des Kontors zu Nowgorod lange vorbereitet war.

Die russischen Großfürsten mußten zur Durchführung ihres Planes, alle russischen Kräfte unter einer Hand zu vereinigen, um die Tartaren zu vernichten, den Kampf gegen die Republik Nowgorod aufnehmen. Dieselbe teilte das Schicksal aller durch Handel großgewordenen Städterepubliken, daß sie allmählich in Üppigkeit versunken und entartet war. In wiederholten Feldzügen wurde ihre Macht gebrochen. Iwan der Große verleibte sie Rußland ein 1478. Alsbald hatten auch die Hansen zu fühlen, daß ein Herr über Nowgorod schaltete, der keine Selbständigkeit in seinem Reiche duldete. Als man in Reval einen Moskowiter, der falsche Schillinge gemacht hatte, nach deutschem Rechte zu Tode gesotten und in der gleichen Zeit einen russischen Edelmann wegen sodomitischer Sünde verbrannt hatte, nahm der Großfürst, der darüber unwillig war, daß die Hansen die ihm feindlichen Schweden unterstützt hatten, an diesen Vorgängen einen Vorwand, um am Tage St. Lambertin 1494 alle deutschen Kaufleute in Nowgorod, 49 an der Zahl, gefangen zu nehmen und ihre Güter sämtlich einzuziehen, die man später auf zehnmal

hunderttausend Goldgulden schätzte. Die Unglücklichen lagen in schwerer Bedrängnis in Türmen mit faulendem Grunde. Man sandte zwei Gesandte aus, die sich indessen nicht über Livland hinauswagten, weil sie die Wut des Tyrannen fürchteten. Dann wandte man sich an den deutschen Kaiser um Vermittlung, derselbe schrieb an den Großfürsten, und so erreichte man nach drei Jahren die Freigebung derer, die noch nicht den großen Qualen erlegen waren, mit Ausnahme von vier, die als Geiseln zurückbehalten wurden. Groß war der Jubel über die Befreiung, in Reval schifften sich die Geretteten ein, sahen aber die Heimat nicht, weil sie unterwegs im Schiffbruch ihr Ende fanden. Fernere Unterhandlungen wegen Losgebung der letzten vier verliefen ohne Ergebnis. So trat also den Hansestädten ein Feind entgegen, gegen dessen Willkür alle Schlauheit nichts nützte. Der Selbstherrscher der Russen verfolgte in seinem Vorgehen eine Politik großen Stiles, gewaltige Pläne, und die Hansen setzten denselben nichts als Bitten, Anträge, Anerbietungen von Geld, Geschenken und höchstens einige kleine Maßnahmen zur Unterstützung der russischen Gegner entgegen. Die Zeit der Blüte des Hansebundes war vorbei. 1579 zerstörte Iwan der Grausame die Stadt Nowgorod, die mit den Polen gemeinsame Sache gegen die Russen gemacht hatte, ließ 60000 Einwohner im Wolchow ertränken, alle Schätze nach Moskau führen und verjagte die deutschen Kaufleute aus allen seinen Gebieten.

Noch einmal rafften sich die Hansen nach seinem Tode zu erneuten Versuchen auf, da sich ein unternehmender Mann in Lübeck fand, der sich mutig in die Höhle des Löwen begeben wollte, um dort die Zustände zu untersuchen und neue Verträge wenigstens vorzubereiten. Zacharias Meyer war sein Name. In der That wurde 1586 die alte Naugardische Schrage wieder aufgerichtet, zunächst für Pleskow, wo man die deutschen Höfe wieder aufgebaut hatte. Wiederholt machte dieser Mann, dessen Zähigkeit und Unternehmungslust an die alten Hansen erinnert, Reisen zwecks Verhandlungen bis nach Moskau. Die beiden lübischen Bürgermeister sagten ihm, da er sich in der Sorge für das gemeine Wohl in seiner Nahrung versäumen mußte, stattliche Belohnung zu. 1590 reiste er zu Lande zur Pestzeit unter großer Gefahr über Prag, wo er eine kaiserliche Empfehlung suchte, durch Schlesien, Polen, Preußen, Kurland, Livland nach Moskau. Nachdem er über ein halbes Jahr unterwegs gewesen war und manche Zusagen und Erfolge erzielt hatte, viele lübische Güter vor der Beschlagnahme gerettet, kam er nach Hause. 836 Meilen hatte er im ganzen zurückgelegt. Inzwischen waren beide Bürgermeister gestorben, die ihm die Belohnung zugesagt hatten, er konnte keine Entschädigung erlangen, obwohl er so siech geworden war, daß er zeitlebens daran zu tragen hatte.

Bald begann dann in Deutschland jener fürchterliche Krieg, der den Handel der Hansen völlig lähmte, die bestehenden Ordnungen und Verbindungen zertrümmerte. Aus den Ruinen arbeitete sich langsam das neue Leben hervor. In Rußland aber übernahm dann unter dem gewaltigen Zaren Peter das an der Newa gegründete Petersburg die Erbschaft von Nowgorod. Die Stadt, die einst 400000 Einwohner hatte, zählt jetzt deren nur noch 20000. Die Stelle, wo der deutsche Hof stand, weiß man mit Sicherheit nicht mehr anzugeben. — So wie Nowgorod und mit ihm der Petershof fiel, so und deswegen fiel auch die Hansa. Als die Quelle ihres Reichtums im Osten versiegte, begannen auch die andern Quellen im Norden und Westen spärlicher zu rinnen und hörten bald ganz auf. Fürstenmacht stieg herauf im Osten und Westen und zwang nun die geschwächten Hansen, von ihrer Fürsorge für den engen Stadtbezirk allein abzulassen und ihre Arbeit zugleich dem weitern Lande zuzuwenden, um von diesem dann auch neue Förderung und größere Sicherheit zu erlangen. —

Doch wie? Was habe ich gethan? Ich bin ein gewissenloser Führer gewesen im Vergleich zu dem wackern Zacharias Meyer. Habe ich nicht im Anfange meine Leser über die See in den finnischen Meerbusen gelockt und nun bei dem vielen Schwatzen und Abschweifen in fremde Zeiten sie ganz dort vergessen? Da muß ich doch noch einmal umkehren und mein Führeramt aufnehmen. Zum Glück entdecke ich, daß unser Bekannter Johann David Wunderer noch nicht nach Hause gereist ist. Der verschafft uns willig Plätze in seinem Schiffe, auf dem er die Rückfahrt antreten will, denn die Landreise

durch die Scharen von Zauberern, Bären, Auerochsen, Hexen und Kobolden hat ihm wenig behagt. Aber er wird merken, daß man auch zu Wasser allerlei erleben kann.

Wir steigen ein und als befahrene Leute wundern wir uns nicht mehr über den feierlichen Anfang der Reise durch Gottesdienst und Verlesen des Seerechtes. Bei stillem Winde wird etliche Male Malefiz gehalten und, wo Mangel gefunden, Strafe und Verbesserung angebracht. Herbstzeit ist es, und die See ist schon unruhig. „Der Patron befiehlt den Baßknechten in die Mastkörbe zu steigen und diese vernehmen alsbald einen widerwerttigen Sturmwindt. Da befiehlt er, die drei Döpff- und zween Leidtsegel mit der Maste herabzuthun, den blinden Segel, daß schiff ein wenig damit zu leitten, aufgezogen zu lassen, die langsen sail auf der Gallion an Anker zu binden. Der Sturm bricht aus mit ungeheurer gewalt. Die Schiffleut versuchen, das Wasser aus der Schiffsbort auszuschöpfen, das Rohr (Ruder) können vier Boaßknechte kaum halten. Der Patron läßt die Kisten und groben Stuckbuxen sampt allen Wehr und Waffen under das Ober Tabulat einziehen und werfen, er kann weder Anker noch Lodt wegen der großen Tiefe zur Erhaltung des Schiffs auswerfen. Allgemeine Verwirrung, Speien, Schreien, Weinen, Beten, Psalmsingen (einige wollen aus dem Schiff springen in Angst), Heulen, Tröſten, bleiche Nasen, erstarrte Herzen. Man will eben Kisten und Waaren zur Erleichterung auswerfen, die Mastbäume abhauen, als der Sturm sich mit Regen entladet und austobt. Das Schiff ist weit hinter Finnland zurückgeworfen. Am 12. Oktober muß man abermals bei widrigem Wind lavieren. Auch nahen Seeräuber; da aber ein jeglicher mit seinem verordneten Wehr und Rudtern in Eill sich zum streit gerüstet, ziehen sie ab. Eines Tages früh vor Sonnenaufgang zeigen sich Delphine, Meerschweine, Seehund und Ranger, also daß die Boaßknechte, nachdem sie große angeln außgeworffen, viel Cablaw, Corsack, Delphin und Rontscher gefangen und eingesalzen, auch Walfische zeigen sich. An demselben Tage sieht man Gotlandt mit Wisby.

Angesichts von Travemünde hält der Kielherr oder Schiffspatron Rechnung, der Vogt dankt ab. Ein jeder muß die Feindschaft, so er auf den andern geschöpft, ablegen, bei Salz und Brod schwören, der sachen in argem nicht wieder zu gedenken. Wer sich mit Unrecht beschwert glaubt, darf zu Travemünde an den Strandvogt appelliren und vor dem Sonnen Untergang das Urteil begehren. Ein jeder nimmt also Salz und Brod und verzeiht Geschehenes von Herzens Grund. Endlich treffen wir in Travemünde ein, von Riga 180 Seewegs, das sind 270 „teutschen Meil." Stuckbuchsen werden abgebrandt und der Stock mit den Strafgeldern wird dem Strandvogt übergeben für die Lübecker Armen."

„Denn sitte wy imme Warmen
„Unde denken nichsto karmen,
„De Moige heft geweheft,
„Sunte Merten gaf uns Rest.
„Des wille wy em to Eren
„De Mertens goos verteren
„Und holden gut Gelag
„Am hilghen Mertensdach."





Glauben und Wissen.

Gedanken eines Rechtsgelehrten.

(Schluß.)

Wir meinen also: Das Wissen ist eng und schwankend; an der Kunst vornehmlich haben wir nachgewiesen, daß es außer und neben dem Wissen gewaltige Gebiete von unendlicher Berechtigung giebt; vornehmlich auch den Glauben.

Hiernach halten wir es für einen Irrtum, daß der Glaube durch die (auf einem ganz anderen Gebiete liegende) Wissenschaft bewiesen werden kann; noch weniger zulässig ist es aber demnach, den Glauben zu verwerfen, weil er nicht wissenschaftlich bewiesen werden kann. Das wäre eben so thöricht, als wenn man etwa auf dem Wege einer chemischen Forschung juristische Folgerungen ziehen und, weil dies nicht möglich, die betr. Lehrsätze der Rechtswissenschaft verwerfen wollte.

Nur das Eine müssen wir noch geltend machen: Der Glaube kann nicht wissenschaftlich bewiesen werden, aber andererseits **widerspricht** das, was wir als Glaubenssätze unserer christlichen Kirche verehren, keineswegs dem Verstande. Auch wenn man sich den Glauben (der Herzens- und nicht Verstandessache ist) nicht verstandesmäßig aneignen kann (Näheres darüber später), kann man ihn doch nicht verstandesmäßig verwerfen.

Legen wir dabei die Sätze unseres „apostolischen Glaubensbekenntnisses" zu Grunde, zu dem wir uns ganz und voll bekennen und welches wir von unserm Rechtsverstande aus zum Zusammenhalt der Christenheit als unentbehrlich bezeichnen müssen. Wir sehen in demselben eine göttliche Stiftung um deswillen, weil es einerseits mit dem Inhalte der heiligen Schrift übereinstimmt, andererseits aber alles Zweifelhafte ausscheidet und nicht mehr enthält, als was unbedingt nötig ist, um noch von einem gemeinsamen Glauben reden zu können.

Es giebt eine ganze Menge Menschen, die da annehmen, der Anstoß, den sie am Glauben der christlichen Kirche nehmen, liege in der Person des Sohnes und des Geistes und nicht in der des Vaters, des Gottes an sich. Unser Glaube steht und fällt mit dem persönlichen Gott, „dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde", d. h. nicht einem wunderbaren Gottes-Mischmasch, wie es sich manche Leute zurecht machen, sondern mit dem persönlichen Gott.

Wir lesen in der heiligen Schrift: „Denn ein jegliches Ding wird von jemand bereitet, der aber alles bereitet, das ist Gott." Der in dem ersten Satzteil enthaltene Erfahrungssatz führt also mit Notwendigkeit dazu hin, daß auch das, von dem wir nicht wissen, wer es bereitet, von jemand bereitet ist, den wir nicht kennen, aber an den wir glauben. Die Gegenstände, von denen wir wissen, daß sie von jemand auf der Erde bereitet sind — und das ist eben neben Gott selbst der Mensch, der Herr der

Schöpfung, den Gott als ein ihm gleiches Wesen erschaffen — mehren sich mit dem, was wir „Kultur" nennen, und mit dem Fortschreiten derselben werden der Gegenstände immer weniger, welche nicht der Menschenhand ihre Entstehung verdanken. Außer Dingen, die wir unter dem Begriffe „Haus" zusammenfassen, zählen hierzu nicht nur die Kleider, die Maschinen und Geräte, sogar die Wege (Eisenbahnen) u. s. w. u. s. w., sondern auch das Getreide, der (Kultur-) Wald und vieles andere, was in der Unkultur ungeregelt emporwächst; die von Menschen gebauten Schiffe durchkreuzen die Meere, selbst das Ungestüm der Wogen wird durch Menschenverstand geglättet, der von ihr geleitete elektrische Strom verbindet weit entfernte Länder; von Menschen gedruckte Bücher, erzeugte Bilder vermitteln die Gedankenwelt, auch die Einwirkung auf die Tierwelt ist eine unendliche.

Kultur ist eben Ordnung und es kann nur das Erzeugnis eines kurzsichtigen Verstandes sein, wenn man zuweilen die Ordnung gegen den Gottesglauben nutzbar machen will.

Wenn wir also bei so unendlichen Schöpfungen die schaffende Hand erkennen, was bleibt da anders übrig, als der Schluß, daß auch bei dem, bei welchem uns die schaffende Hand nicht sichtbar ist, eine höhere Gewalt, die wir Gott nennen, an unsichtbaren Fäden jenes gewaltige Getriebe leitet; wenn uns auch in der Menschenwelt eine gemeinsame Ordnung und Entwickelung vor Augen tritt (ohne Gott giebt es auch keine Geschichte, ohne ihn wäre sie ein wüstes Durcheinander), was bleibt da übrig als der Schluß, daß jener Gott auch die Menschenhand, den Menschengeist (jenes geheimnisvolle Etwas) leitet und führt?!

Der Gottesgedanke ist weder verstandes- und auch vernunftwidrig, wenn sich gleich Gott nicht beweisen läßt, weil er nicht sicht- und greifbar ist. Nun meinen kurzsichtige Menschen, daß sie nur dann an Gott glauben würden, wenn er ihnen sichtbar vor Augen träte, aber wir haben ja nachgewiesen, wie beschränkt das Wissen, das Sicht- und Greifbare, und wie thöricht es ist, aus dem Nicht-Sicht- und Greifbaren auf das Nichtbestehen zu schließen, daß neben dem Wissen etwas anderes unentbehrlich ist, eben (neben so vielen anderen) der Glaube!

Wir haben bereis darauf hingewiesen, daß der Kernpunkt des Glaubens der an den persönlichen Gott ist. Es haben sich nun die Menschen unserer Jahrhunderte einen „pantheistischen" Gott zurecht gemacht. Nun wissen wir ja, daß Gott durch und in allem wirkt und schafft, daß uns der kleinste Teil der Schöpfung (ja das Kleinste am meisten) zu Gott leitet, und daß das Bewußtsein dessen die ganze Schöpfung verklärt und verschönt, aber wenn wir im Pantheismus die leitende, schaffende Hand im **Geschaffenen selbst** erblicken wollten, so wäre dies verstandeswidrig, ja wir möchten es gerade aus dem Verstande eines Mathematikers, eines Rechtsgelehrten u. s. w. und aus dem, was wir gesunden Menschenverstand nennen, heraus als wahnwitzig bezeichnen, weil es dem widerspricht, was unsere Erfahrung, unser Wissen (soweit sie eben reichen) lehren. Wenn wir ein Haus sehen (um an diesem Beispiel zu bleiben), ist es aus sich selbst heraus und nicht vielmehr durch Menschengeist und Menschenhand außer dem Hause entstanden? So muß auch der oberste ordnende Geist (Gott) außerhalb der Schöpfung und also persönlich sein. Der größte Mathematiker des Altertums (Archimedes) verlangte einen Ort außer der Erde, um sie aus den Angeln zu heben. Wie groß ist er gegen die Kleinen unserer Tage, welche im Widerspruch mit der Vernunft die Hebelkraft im Gegenstande, die Schöpferkraft im Geschaffenen suchen statt außerhalb!

Eng mit dem persönlichen Gott zusammen hängt das, was wir Wunder nennen, es steht und fällt mit ihm. Wenn es einen persönlichen Gott giebt (und er besteht), so muß er allmächtig sein: „Unser Gott ist im Himmel" (er lebt und webt außer der engen sichtbaren Welt), „er kann machen was er will! Nun giebt es kleine Geister, die aus der Ordnung der Welt schließen, daß es nichts Außerordentliches geben kann, indem sie unter dem Wunder eine außergewöhnliche Erscheinung suchen und begreifen. Nun möchte es schon nicht ganz richtig sein, den Begriff des Wunders in so

unbedingter Enge aufzufassen, denn gerade das Regelmäßige ist eigentlich das wunderbarste und der Dichter hat recht, wenn er singt:

„Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alles schafft,
Anbetend überlege,
So weiß ich von Verwundrung voll
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater."

Und wo scheidet sich das Ordentliche von dem Außerordentlichen? Wenn ein lieber Angehöriger auf dem Krankenbette liegt, wenn wir ängstlich messen und beobachten, ob der Grad des Fiebers über den Grad steigt, bei dem der Tod einzutreten pflegt, und wenn dann dieser Grad um ein Geringes nicht erreicht wird, oder aber trotz dieses Ansteigens das teure Leben doch nicht erlischt, — und wenn wir an einen persönlichen Gott glauben, der auch über diesen Geliebten wacht, der der Krankheit sein „bis hierher und nicht weiter" zuruft, der dem Körper eine wunderbare Kraft verleiht, dem Ansturm zu widerstehen: ist dies dann kein Wunder? ist es nichts Außerordentliches? oder wenn wir es als etwas Ordentliches ansehen, ist es deshalb weniger wunderbar?

Ferner (wir wollen und können die von uns eingeleitete Gedankenreihe nicht erschöpfen, nur noch Einiges beitragen): ist es nicht thöricht, aus der Ordnung zu schließen, sie könne nicht unterbrochen werden. Wenn wir in eine der gewaltigen Fabriken unserer Zeit treten und die darin herrschende gewaltige Ordnung betrachten; wenn wir sehen, wie durch die Kraft und Übertragung des Dampfes hunderte von Webstühlen oder andere Maschinen in gleichmäßige Bewegung und Thätigkeit gesetzt werden; würden wir dann nicht den wahnwitzig nennen, der behaupten wollte, diese Ordnung könne und werde nicht unterbrochen werden, weil sie so ordentlich sei? Ein schwacher Druck an der Dampfmaschine und alles steht still! Warum soll dann Gott nicht die von ihm gegebene Ordnung unterbrechen können, wenn er es für nötig hält, um etwas von ihm Gewolltes zu erreichen oder für unsere blöden Menschenaugen verständlich zu machen?

Wir bewundern die Ordnung der Sternenwelt, aber vollziehen sich nicht auch innerhalb derselben gewaltige Veränderungen, gerade nach Forschungen der Wissenschaft? Giebt es innerhalb dieser Sternenwelt nicht Körper (oder besteht sie nicht vielmehr aus solchen), die entstehen und vergehen, sich zusammenballen und zerstäuben? Giebt es nicht außer den Monden, Planeten und Fixsternen auch Meteore, die plötzlich erscheinen und verschwinden? Sind die Bahnen der Sternenwelt alle die gleichen? Erinnern sie nicht alle an die Hand des Schöpfers und Regierers, von dem es heißt:

„Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da mein Fuß gehen kann."

Vollziehen sich nicht gerade in der Natur unendliche Regellosigkeiten? Ist nicht jedes Jahr verschieden in unseren Witterungserscheinungen? Wohl hat die Wissenschaft unserer Zeit (ein Dove und Genossen) den Ursachen und Erscheinungsformen der Witterung, der Winde mit verhältnismäßig großen Erfolgen nachgestrebt, aber gilt nicht dennoch noch heute jenes Heilandswort? (wenn es gleich als Beispiel jener Zeit vorgehalten wurde):

> „Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist." (Johannes 3, 8.)

Unsere Prometheusnatur will die Geheimnisse der Zukunft durchdringen und die Hand des Herrn meistern, sie hält sich an Prophezeiungen von Dingen, die doch unberechenbar sind, möge es nun der hundertjährige Kalender, der alte Schäfer Thomas oder ein Falb sein, aber alles umsonst! Man mag die Bedingungen erforschen, welche einer Erscheinungsform günstig sind oder sie zu ermöglichen scheinen, aber daß das Betreffende wirklich eintritt, liegt in einer anderen, höheren Hand.

Und wenn die Regelmäßigkeit in der Natur eben die Regel zu sein scheint, wie bald ist es damit vorbei, wenn es sich um das höchste unserer Schöpfungswelt, um den nach Gott geschaffenen Menschen handelt. Unser großer Dichter (Goethe) singt:

„Alles entsteht und vergeht nach Gesetz.
Doch über des Menschen Leben, dem köstlichen Schatz,
Herrschet ein schwankendes Los."

Mochte dieses Schwankende, das Eintreten unvorhergesehener und unberechenbarer Ereignisse und Vorgänge den Dichter nach seiner eigenen Eigenart und nach der seiner Zeit verstimmen, bei uns darf es nicht der Fall sein. Ist es denn nicht eben das Große (das Gottgleiche) an uns Menschenkindern, daß uns jener webende, wirkende und schaffende Geist, daß uns die Selbstbestimmung und das köstliche Gut der Freiheit gegeben ist, daß aus dem Ineinandergreifen so vieler verschiedener Menschen und in jedem einzelnen Menschen aus so vielen Fäden an Gedanken und Strebungen jenes wunderbare Gewebe entsteht, aus dem das sich zusammensetzt, was wir eben Leben und Geschichte nennen.

Indem wir zur Gestalt des Heilands übergehen, kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Augenfälligkeit des Wunders in den Zeiten seines Erdenwallens ganz besonders in die Erscheinung tritt, aber warum nicht? Wenn wir annehmen, daß es Gott darum zu thun war, die Aufnahme der göttlichen Sendung durch Christus bei unseren blöden Menschenherzen, bei unserem blöden Menschenverstand durch außerordentliche Thatsachen (eine augenfällige Beglaubigung) zu erleichtern, so wird es nicht weniger klar werden, wenn man annimmt, daß der Allmächtige nach der Erfüllung dieses Zweckes, dieses gnädigen freundlichen Hülfsmittels zu den gewöhnlicheren Kundgebungen seiner Weisheit und Güte zurückkehrte, zumal wenn man daran fest hält, daß die Folge der Heilandssendung doch eine Erneuerung der Herzen, ein Erfülltwerden mit dem heiligen Geist sein sollte und mußte, und nunmehr Gott mit Recht fordern darf, daß wir glauben, ohne zu sehen. Der Glaube in Jesu Christo, die Zeit der Gnade verlegt ja doch die Wesenheit des Menschen in das Innere, in die Herzen, während im Zeitalter des alten Bundes, des Gesetzes (das Gesetz findet seinen Schwerpunkt außer dem Menschen) die in die Erscheinung tretenden Thatsachen vorherrschen mußten. Hier (im alten Bunde) die Frucht an sich, dort (im neuen Bunde) die Frucht eben als Frucht, aus dem Herzen heraus, die (aus dem Glauben geborene) Herzensliebe als die Hauptsache, ihre Äußerungen nur notwendige Folge; das Äußere immerhin unvollkommen, die Vollkommenheit eben von und nach oben, durch den dreieinigen Gott.

Es ist ein ernstes Wort, wenn Jesus im Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus spricht:

„Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstünde."

Entweder man glaubt an die Auferstehung des Heilands, oder man glaubt auch dann nicht, wenn auch menschlichstarke Beweise vorliegen. Wer nicht glauben will, glaubt eben nicht, er wird auch starke Hindeutungen wegdeuteln; wir sollen nicht sehen und doch glauben und um unsere menschliche Schwachheit zu stützen, dazu haben wir die heilige Schrift. Nachdem wir der Botschaft durch Christus gewürdigt worden, soll das Fragen nach (außerordentlichen) Wundern und Zeichen unterbleiben, dessen immerzu wiederholtes Verlangen der Heiland schon selbst hier unten so entschieden verworfen. (Evangelium Johannis 10, 38, wo Christus den Glauben an ihn an sich — ohne Hülfsmittel, so zu sagen — über den Glauben der Werke halber stellt.) Wunder und Bezeugungen Gottes bleiben dem genug, der sie sehen will, vornehmlich im Gebet und durch dasselbe.

Gott der Vater ließe sich noch eher beweisen als Gott der Sohn. Dieser muß noch vielmehr im Glauben ergriffen werden. Aber einen Gegenbeweis giebt es nicht! Wenn es einen persönlichen Gott giebt (das ist die Grundlage), der allmächtig und weise ist, warum sollte er nicht aus Gnaden einen Teil seines Selbst der Erdenwelt persönlich mitteilen, da er es kann, da er schon nach den Sehern des alten Bundes gütig und barmherzig ist, da er weiß, „was für ein Gemächte wir sind" und daß wir deshalb eine persönliche Mitteilung brauchten, um zum rechten Glauben zu kommen. — Wenn die

Jahrtausende vor Christus es bewiesen haben, daß wir dem Gesetze nicht voll Genüge leisten können; wenn das Gefühl, Gott wegen unserer Sünde und Fehle zu versöhnen und dieses Gefühl durch eine persönliche Aufopferung (Opfer) äußerlich kund zu thun, nach dem Glauben alter Völker dem Menschenherzen tief eingewurzelt und eingeboren ist; wenn die Völker des Altertums die preisen, die sich für Familie und Volk in den Tod gaben: warum zwar nicht als bewiesen annehmen (das ist Sache des Glaubens), aber als vernunftwidrig annehmen, daß Gott seinen Sohn in den Versöhnungstod gegeben? Und wenn das: war dieses Opfer annehmbar, wenn der Heiland nicht von Gott war (durch den heiligen Geist) und auch Mensch (durch seine Mutter Maria)? Nur als Mensch konnte er für die Menschheit sterben, nur als Gott den Gnadenratschluß des Vaters vollbringen. Eben, weil er der Sohn eines Menschen sein mußte, zerstört die katholische Kirche diese Schlußfolgerung, wenn sie Maria zum Gott macht (unbefleckte Empfängnis).

Im Zusammenhang mit dem allen steht der Opfertod am Kreuz, der um nicht nur das auserwählte Volk, sondern die gesamte Heidenwelt zu berühren, nicht nur durch die Juden, sondern auch durch das römische Weltreich (Pontius Pilatus) erfolgen mußte; wenn er von Gott gesandt war, mußte er zu Gott zurückkehren (Auferstehung und Himmelfahrt); wenn er der Todüberwinder sein sollte, mußte er selbst den Tod besiegen; wenn er seine Erlösungsthat vollenden wollte, mußte er am Weltgericht Teil haben („sitzend zur rechten Hand Gottes"). Ferner: wenn Christus der Welt seine Erlösungsthat zuwandte, warum die von diesem Heil ohne ihr Verschulden ausschließen, die vor Christus gelebt haben, z. B. die Weisen des Altertums, einen Sokrates, einen Plato u. s. w., die so ernstlich nach Gott fragten. Deshalb brachte der Heiland („niedergefahren zur Hölle") seine frohe Botschaft auch jenen ins Totenreich (übersetzt mit Hölle) und schloß auch sie ein in den Kreis der Erlösten! 1. Petri 3, 19. 4, 6. Wir müssen die heilige Schrift ganz gelten lassen oder gar nicht! Damit, nur das herauszusuchen, was unserer Afterweisheit paßt, ist es nichts!

Und der heilige Geist? Warum soll der Gott über uns, der zur Erde gekommen ist, um uns zu erretten, nicht auch in uns sein? Steht nicht die Sonne weit, weit von uns im fernen Himmelszelt und dringt doch der Strahl auf die Erde, wo wir ihren Widerschein oft entzückt betrachten? Werden nicht auch unsere Räume von ihr erhellt, auch wenn die Strahlen nicht unmittelbar hereindringen? Nur wenn wir unsere Läden fest schließen, sendet sie umsonst ihr Licht herab. So kann auch der Geist von oben nicht unsere Herzen erleuchten, wenn wir die Herzensthür verschließen!

Wenn Christus zur Erde gekommen ist und uns Menschen Brüder nennt, wenn er von uns zuletzt nur verlangt, daß wir durch ihn zum Vater kommen sollen, daß wir uns mit ihm vereinigen sollen wie die Rebe am Weinstock, daß somit eine unlösliche Verbindung mit denen besteht, die ebenso zu ihm und durch ihn zum Vater kommen, wenn die Liebe zum Vater und Sohn (durch den heiligen Geist) die Liebe zu denen bedingt, die mit uns in diesem Brudernamen verbunden sind, warum sich nicht zu der allgemeinen christlichen Kirche, zu der Gemeinschaft mit denen bekennen, die mit uns geheiligt sind? Ist es nicht die wunderbare Eigenschaft unseres apostolischen Glaubensbekenntnisses, nur das aufzuführen, was zum Glauben unumgänglich, ohne welches wir eine Gemeinschaft, eine Gemeinde gar nicht denken können? So können wir mit herzlicher Liebe auch die umfangen, die zwar einer anderen „Konfession" angehören, aber doch im wesentlichen mit uns übereinstimmen. Wir können uns auch von unserem evangelischen Standpunkte aus sehr wohl denken, daß das Gebet eines Katholiken zu Gott dringt, auch wenn er irrtümlich meint, sich durch seine Werke die Erfüllung verdienen zu können; betet er im starken Glauben und tritt dadurch sein werklicher Hochmut und Irrtum in den Schatten des Glaubens zurück, so kann Gott sehr wohl den Irrtum der Werkheiligkeit übersehen und um des starken Glaubens willen das Gebet erhören.

Nun zu (unserer) Auferstehung (nachdem Christus der Erstling auferstanden ist) und zum ewigen Leben. Die Kenntnis der inneren Verbindung von Leib, Seele und Geist ist eine so kleine (daran werden keine „Vivisektionen" und dergleichen jemals etwas ändern, „ins Innere der Natur" wie auch des Menschen „tritt kein erschaffner Geist"), daß jeder Unbefangene bekennen muß: es giebt keinen wirklichen Beweis für die Fortdauer nach dem Tode, aber auch keinen Gegenbeweis. Wir meinen, nur der Befangene kann sich einer so durchschlagenden Beweisführung entziehen, wie sie Paulus im 15. Kapitel des 1. Corintherbriefes giebt. Wir wissen, daß das der Erde anvertraute Saatkorn trotz seines Absterbens ein Neues (die Ähre mit ihren vervielfältigten Körnern) erzeugt; wir wissen, daß so voneinander abweichende Dinge wie Puppe, Raupe und Schmetterling nur verschiedene Darstellungen eines und desselben Wesens sind; wir wissen, daß die Kräfte des Körpers und Geistes erlahmen, wenn die dazu dienenden körperlichen Hülfsmittel erschöpft sind, daß dann der Mensch in Bewußtlosigkeit, in Schlaf verfällt, daß aber dann nach Erneuerung dieser Hülfsmittel ein Erwachen folgt; wir wissen es, weil wir es gesehen und beobachtet haben, weil die gesamten Glieder dieser Folgerungskette uns vor Augen stehen: warum nun die Schlußfolgerungen jener anderen Betrachtung (hinsichtlich der Unsterblichkeit der Seele, des Zustandes nach dem Tode) verwerfen, weil die Glieder dieser Kette unseren Augen entrückt sind.

Haben wir ja doch schon von oben gezeigt und nachgewiesen, daß das Erkannte ein Nichterkanntes, ein noch nicht Erkennbares nicht ausschließt.

Wir sind uns ja allerdings bewußt, daß unsere Behauptung, die Wahrheiten unseres Glaubens seien nicht erweislich, aber auch nicht vernunftwidrig, in einem gewissen (scheinbaren) Widerspruch mit den betreffenden Ausführungen der heiligen Schrift steht. Sehr wichtig sind in dieser Hinsicht die ersten Kapitel des ersten Corintherbriefes. Auch wir bekennen uns rückhaltlos zu dem, was 1. Corinther 2, 14 gesagt ist: „Der natürliche Mensch" (insbesondere also der Mensch, der neben dem Wissen als dem rein Menschlichen nichts vom Glauben als einer besonderen dem Menschen innewohnenden Fähigkeit und Stärke, einem von oben kommenden, Außerweltlichen wissen will) „vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen" (ihm fehlt das Organ, der Geist von oben); „denn es muß geistlich gerichtet sein", kann also nur durch den Geist aus oben beurteilt werden.

Aber die Frage, welche wir soeben behandelt haben, ist eine andere, nämlich die: Kann denn der natürliche Mensch den Gegenbeweis erbringen? und da sagen wir: Nein!

Es würde Raum und Zweck dieser Schrift übersteigen, wenn wir Stellen der heiligen Schrift wie 1. Corinther 3, 19 in ihrer ganzen Tiefe erörtern wollten; wir stehen aber auf einem doppelten Standpunkte: als Mensch des Glaubens (als Bürger: Psalm 39, 13) verfechten wir die göttliche Weisheit, die vom Standpunkte der Welt insofern Thorheit sein und bleiben muß, als sie ohne das Organ des Glaubens unerkennbar und also Thorheit sein und bleiben muß; als Mensch der Welt d. h. als auf die Welt mit angewiesen, wenn auch nicht von der Welt, nicht von ihr (wesentlich) beherrscht (Evang. Joh. 17, als Pilgrim: Psalm 39, 13) meinen wir, daß die Weisheit dieser Welt aber die Weisheit aus Gott nicht widerlegen kann.

Christus ist den Juden ein Ärgernis (ein sie Verletzendes, ihnen tief Widersprechendes und deshalb zum starken ärgerlichen Widerstand und Widerspruch, ja zum Haß, zur tiefen Feindschaft Reizendes), den Heiden (Griechen) aber eine Thorheit (1. Cor. 1, 23 d. h. als für sie Verächtliches, gar nicht Bestehendes); dennoch brauchen wir den Standpunkt eines Paulus, weil er doch seiner Zeit galt, nicht unbedingt auf die unserige anzuwenden. Hat nicht der Geist des Christentums auch Kreise ergriffen, die sich dessen gar nicht bewußt sind? etwa dementsprechend, daß auch die katholische Kirche mehr vom Geiste der evangelischen angenommen hat als sie weiß und gesteht! Wir können dies am deutlichsten daran erkennen, daß Christus auch der nicht jüdischen Welt mehr und mehr weniger Thorheit und mehr Ärgernis geworden ist. Thorheit ist eben etwas

*) d. h. einer Beweisführung in unserem Sinne (daß diese Dinge nicht beweiswidrig sind)

unbedingt Verwerfliches, mit dem man gar nicht rechnet; zum *Ärgernis* gereicht nur das, dessen Bedeutung man nicht leugnen kann und das man eben deshalb *bitter bekämpft*. Als die französische Revolution das Banner einer angeblichen Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit erhob, begnügte sie sich keineswegs damit, die Freiheit des Glaubens geltend zu lassen und die brüderlichste aller Religionen, das Christentum, freizustellen, sondern sie wandte die Gleichheit in furchtbarer Verdrehung dahin an, daß sich alle vom Glauben lösen, gleich glaubenslos sein und sich dahin bekennen sollten, ja sie suchte die Gotteskinder mit dem Tode heim. So handelt man nicht gegenüber etwas, was man als Thorheit seinem Schicksal überläßt, sondern gegenüber etwas, was als gefährlich, als ärgerlich, schließlich zur Wut entflammt!

Wir meinen: es giebt kaum *Glaubenslose*, die nicht eben deshalb *Glaubensfeinde* werden; es giebt wenig Menschen, die den Glauben verwerfen und bei denen nicht eine innere Stimme sagt: Und wenn es doch wahr wäre! Wie oft ist das an Sterbebetten wahr geworden!

Nun, wenn sie die Möglichkeit nicht ganz in Abrede stellen, so meinen sie dieses quälende Bewußtsein, das eben zum *Ärgernis* wird, nur dadurch betäuben zu können, daß sie den Glauben vernichten und bis aufs Blut bekämpfen. Ein Voltaire begnügte sich nicht mit dem Verneinen, sondern er rief: écrasez l'infâme! so laut er auch behauptete, daß nach einem Jahrhundert der Christenglaube abgestorben sein würde.

Auch darin, daß unsere Zeit an Stelle der vielen *Lauen* der verflossenen Jahrhunderte (Offenbarung Johannis 3, 15) neben immer weiteren Kreisen, die das „Warm" auf ihre Fahne schreiben, die Zahl der *Kalten* setzt, d. h. die sich *offen* als Glaubenslose und damit als Glaubensfeinde (siehe oben) bekennen, vermögen wir im Anschluß an die eben angezogene Schriftstelle wenigstens kein schlechtes Zeugnis für die Zukunft zu erblicken. Ist doch der Ansturm der Gegner ein Beweis für das Machtvolle, das Bedeutende unserer Stellung, ein Hinweis (wenn auch kein Beweis) für den Glauben!

Jesus preist Gott, daß er „solches den Weisen und Klugen verborgen und den *Unmündigen* offenbart habe" (Lucas 10, 21; Matthäus 11, 25). Nun wir möchten in aller Bescheidenheit und ohne die Frage zu erschöpfen, darauf hinweisen, daß bei den „Unmündigen" gerade auf jene *Unbefangenheit* des Geistes hingedeutet wird, die wir bei den Kindern finden, wie ja auch der Dichter spricht: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das siehet in *Einfalt* ein kindlich *Gemüt*."

Um etwas richtig beurteilen zu können, ist es notwendig, das Gesamtgebiet der Erscheinungen zu beherrschen, welches erforderlich ist, um die Kette der Folgerungen zu schließen. Nun giebt es aber eine Menge im Grunde einfacher Dinge, zu deren Beherrschung ein ziemlich einfacher (angeborener) Gedankenkreis genügt, wie wir ihn z. B. beim Kinde finden. Treten nun mit dem Anwachsen des Menschen wissenschaftliche Errungenschaften in diesen Gedankenkreis, so tritt zunächst eine gewisse Befangenheit des Denkens ein, weil das Wissen ein lückenhaftes ist; es treten verwirrende Faktoren in die Gedankenreihe ein, die oben als erforderlich bezeichnete *Vollkette* schließt nicht, und das Denken wird auf allen den Gebieten *unklarer*, wo der Ring nicht voll schließt.

Wir dürfen also wohl sagen, daß ein unbefangenes Denken vornehmlich bei zwei Menschenarten gegeben ist: bei geistig und wissenschaftlich sehr hochstehenden oder bei solchen, die, von Natur mit einem guten Verstande (dem sogenannten gesunden Menschenverstande) ausgerüstet nur eine geringe Bildung genossen haben. Bei diesen finden wir oft einen außerordentlich klaren Verstand und gerade sehr überzeugte Christen, während sehr hoch entwickelte Naturen zwar bestimmte Gebiete ihres besonderen Berufes staunenswert bemeistern, aber auf dem Gebiete des *allgemeinen* Wissens und Denkens sich bescheiden, weil sie vermöge ihrer Klugheit (einem Sokrates gleich) die Grenzen und die Begrenztheit des Wissens wie des menschlichen Geistes überhaupt einsehen. — Die Hauptsache wird stets die sein, daß wir die uns von Gott gereichte Glaubenshand ergreifen

und die Glaubenswelt der irdischen Welt voranstellen; dann werden auch die zum Glauben kommen, die nicht (notwendig) zu den beiden Abteilungen gehören, die wir eben gekennzeichnet haben und bei denen die Glaubensfähigkeit in besonderer Weise verbürgt, d. h. nicht verwirrt und verdunkelt ist.

Wir neigen uns dem Ende unserer Darstellung zu.

Der Glaube ist etwas anderes wie das Wissen und mit dem Wissen mindestens gleichwertig; er ist etwas Hehres und Erhabenes, das aus den Gesetzen des Wissens weder erkannt noch widerlegt werden kann. Wir müssen Gott um so mehr dafür danken, da das Wissen ein Begrenztes, Wandelbares ist. Aber woher kommt der Glaube?

Der Glaube ist eine dem Menschen zugeteilte Fähigkeit, welche insofern etwas Unbedingtes ist, da wir ohne Glauben selbst im Gebiete des Wissens nicht auskommen, ferner aber auch Menschen, die die rechte Richtung des Glaubens (zu Gott) von sich weisen, doch eine Art Glauben, im Aberglauben, nicht entbehren können. Wir haben schon darauf hingewiesen.

Was aber den Glauben im eigentlichen Sinne, den Glauben zu Gott, anlangt, wie er in unseren drei Glaubensartikeln niedergelegt ist, so ist zur Aneignung allerdings noch etwas erforderlich. Freilich viel verlangt Gott nicht von uns, er will nur, daß wir die Hand ergreifen, die Gott uns mit der Glaubensfähigkeit zureicht. Fassen wir diese Hand, so erlangen wir jenes köstliche Gut; weisen wir sie zurück, so entsteht daraus jenes Glaubensfeindliche, was die heilige Schrift mit Verstockung bezeichnet.

Wir möchten auf den Glauben die Antwort eines weltlichen Dichters hinsichtlich der Liebe anwenden, wenn er auf die Frage, woher sie komme, sagt: „sie kommt und sie ist da.“

So entsteht auch der Glaube bei den Glauben-Wollenden aus Glauben in Glauben (Römer 1, 17); d. h. der Glaube wird durch Glauben geschaffen und besteht dann in dem Glauben selbst. Hieraus erklärt sich der furchtbare Irrtum von Nicht-Glauben-Wollenden, welche in jedem Glaubenden einen Heuchler sehen, weil ihnen der Glaube unfaßlich (weil von ihnen nicht erfaßt) ist.

Nach den Worten der heiligen Schrift kommt der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber aus dem Worte Gottes. In dieser Beziehung hat der Wandel der Zeiten insofern eine geringe Abweichung gebracht, als zur Zeit des Heilands und seiner Apostel für den großen Kreis der Menschheit nicht die Möglichkeit bestand, ohne Predigt zum Worte Gottes zu kommen. Das ist anders geworden. Sowohl durch die Vereinfachung der Sprachgebiete als auch die steigende (mit dem Christentum gestiegene) Bildung ist die Kunst des Lesens einerseits fast allgemein geworden (wenngleich eine große Anzahl der Menschheit noch unbedingt auf die Predigt angewiesen ist), andererseits hat auch die Erfindung des Buchdruckes die heilige Schrift allgemein zugänglich gemacht.

Wir vermögen also oder es vermögen viele Millionen ohne Vermittelung der Predigt zum Worte Gottes zu kommen. Aber hüten wir uns davor, die Predigt zu verachten. Wir bedürfen der Zuführung des göttlichen Worts durch den Mund anderer Menschen auch schon deshalb, weil wir sonst in die Gefahr geraten, uns die heilige Schrift so zurecht zu legen, wie „uns die Ohren jucken.“ Es ist sehr wichtig, daß wir uns etwas sagen lassen, sonst zerstört der Glaubenshochmut die schöne Blüte des Glaubens. „Verlasset also nicht die Versammlungen, wie etliche pflegen“, hüten wir uns auch davor, der Predigt mäkelnd zu nahen und mäkelnd davonzugehen. Sonst ist der Segen dahin. Jedenfalls ist die Grundlage des Glaubens die heilige Schrift, vorausgesetzt, daß wir sie uns ganz aneignen, und immer und immer wieder hineinlesen und

ihr mit einem gewissen Heilsbedürfnis, nicht aber in Glaubensfeindschaft (Verstockung) nahen mit dem Willen, etwas Glaubensfeindliches daraus zu schöpfen und aus der Schrift etwas gegen die Schrift zu sammeln.

Eins möchten wir noch sagen: wir haben oben darauf hingewiesen, daß auch das Wissen auf einen gewissen Hinzutritt des Glaubens (im weiteren Sinne) angewiesen ist; immerhin ist das Wissen (in den ihm unterworfenen Gebieten) eine gewaltige Kraft, wenn wir auch die bemitleiden und beklagen müssen, die neben dem Wissen der (selbständigen) Glaubenswelt entbehren.

Unser Heiland weist dem Glauben schon dann eine gewaltige Kraft zu, wenn er klein ist wie ein Senfkorn. Freilich sehen wir an diesem Bilde, daß auch dem kleinen Glauben alle wesentlichen Eigenschaften des Glaubens innewohnen müssen, denn im Senfkorn ist schon alles Wesentliche enthalten, um den Baum, den Strauch zu gestalten.

Immerhin kann aber der Glaube, auch wenn seine notwendigen Voraussetzungen vorhanden sind, ein kleiner oder großer sein, er kann wachsen und zunehmen. Mit diesem Anwachsen kann und soll er zu einer Kraft werden, die unerschütterlich ist, die sich nicht mehr von dem anfechten läßt, was in uns „rückständig ist vom Fleisch", zu einer Kraft, die zu einem solchen Überzeugtsein gelangt, wie sie dem Wissen innewohnt, wenn die Kette der Wissens-Folgerungen voll schließt.

Zu einer solchen Glaubensstärke steigt der Apostel empor, wenn er sagt: „Ich weiß, an welchen ich glaube" (2. Timotheus 1, 12), „denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn" (Römer 8, 38. 39). Auch dürfen wir in dem Sinne, daß wir trotz der augenfälligen Unbegreiflichkeit so mancher Schickungen Gottes aus dem Glauben heraus von seiner Vatergüte (auch in solchen Schickungen) unerschütterlich überzeugt sind, noch die Stelle Römer 8, 28 hinzurechnen: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen"; ferner aber in dem Sinne eines glaubensstarken Hinblicks auf eine selige Ewigkeit die Stelle 2. Korinther 5, 1: „Wir wissen aber, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel."

Wir könnten noch viel sagen, aber einmal würde es die unserer Auseinandersetzung gestellte Grenze hinausrücken; sodann würden wir uns in Gebiete begeben, von denen wir gern anerkennen, daß andere sie besser beherrschen. Klein haben wir angefangen und klein wollen wir enden.

Wenn der Wanderer in dunkler Nacht einem Dorfe zustrebt und sich nach der Heimat sehnt, wenn ihm der Weg oft mühsam und verhüllt vorkommt (wir denken an ein Bild wie im 23. Psalm), dann erfüllt ihn herzliche Freude, wenn das erste Licht menschlicher Ansiedelungen aus der Ferne schimmert. Es ist nur das Licht einer einsamen Hütte, nur ein Wegzeichen, aber doch war es ihm Nutzen und Freude. Es würde uns volle Genüge geben, wenn unsere Arbeit ein solches bescheidenes Lichtlein sein könnte für einen Wanderer auf dem Wege zum Heil, eine Stärkung für den, der seinen Glauben befestigen will, aber auch — will's Gott — für den, der erst den Glauben sucht.

H. v. Voß.



Die Indianermission und die Indianer des amerikanischen Nordwestens.

Von
Dr. J. Rudolph.
in Hoboken (Nord-Amerika..)

Die Tage jener Indianer, die uns Cooper und Ferris — und gewiß ziemlich wahrheitsgetreu — geschildert haben, sind längst vorüber. Im Kampfe um seinen Heimatboden ist er dem weißen Manne, seiner Übermacht und List, seinen Kugeln wie seinem Feuerwasser erlegen. Längst ist der rote Mann dem weißen kein Gegenstand der Furcht mehr. Dagegen giebt es für die Regierung in Washington in anderem Sinne eine Indianerfrage, die beständige Verlegenheit schafft und als ein rechtes Kreuz empfunden wird. Man hat den Indianern ihren Boden genommen und dafür Territorien ihnen „reserviert", wo weder Ackerbauer noch Jäger oder Viehzüchter leben kann. Und wo etwa noch größere fruchtbare Gebiete sich innerhalb jener Grenzlinien befinden, da ist die Regierung kaum und gewiß nicht auf die Dauer im stande, den gierig andrängenden Strom der Weißen zu stauen. Dabei kann man sich den Pflichten der Menschlichkeit und Rechtlichkeit nicht ganz entschlagen, auch gegen den überwundenen Mann. Den Indianern müssen regelmäßig Lebensmittel, Kleider, Decken, allerhand Gerätschaften u. dgl., sowie auch Geld geliefert werden. Das alles geht durch die Hände schier zahlloser Agenten Onkel Sams, und da der Himmel hoch und zum „großen Vater" in Washington es sehr weit ist, der rote Mann auch keine Rechte besitzt vor den Negern und dem Gesetze gegenüber rechtlos dasteht, so erhält er von den vertragsmäßigen Lieferungen recht oft nur wenig genug und wird also zu beständigen Klagen und Unruhe, ja blutigen Aufständen gereizt. Dafür giebt es dann natürlich nur ein Mittel: Pulver und Blei. Die Klageführenden sind dann „bad Indians" — was zu beweisen war. So beugt sich die Indianerpolitik der Regierung seit einem Jahrhundert vor dem Axiom: „The only good Indian is the dead Indian." (Ein guter Indianer ist nur der tote Indianer.)

Wohl erhoben sich von Zeit zu Zeit Stimmen für den armen roten Mann, aber sie verhallten ziemlich wirkungslos, bis einzelne Kirchen auf ihren Synoden die Indianerfrage aufnahmen, so besonders die Presbyterische und Wesleyanische, zwei große und einflußreiche Kirchenkörper, deren Wünsche unmöglich ignoriert werden konnten. Zudem traf es sich fast immer so, daß die Präsidenten der Republik der einen oder anderen der genannten Kirchen angehörten. Diese haben nun vorzüglich die Indianermission in Händen und suchen nach Kräften das Los der Unterdrückten erträglich zu machen. Aber die Arbeit ist schwer und es geht langsam damit. Im nördlichen Teile des Staates

New York, in den Neuenglandstaaten und in einigen Südstaaten bestehen Niederlassungen christlicher Indianer, die unter dem Schutze des Dawes-Gesetzes, von dem unten die Rede sein wird, friedlich leben und sogar hier und da zu behaglichem Wohlstande kommen. Diese Indianer haben ihre Stammesverbindungen gelöst und sind Bürger geworden. Hier leben sie natürlich innerhalb christlicher Civilisation, von ihren Kirchen geleitet und von den Gesetzen geschützt. Es fällt niemand ein, sie zu beleidigen, selbst wo und wenn man sie noch als inferior race (eine untergeordnete Rasse) erklärt. Ganz anders aber liegen die Dinge im fernen Westen und besonders Nordwesten, der der modernen und christlichen Kultur erst wenig erschlossen ist und wo der Indianer nur mit einer rauhen Pionierbevölkerung und den ebenfalls nicht galanten Grenztruppen und Fortbesatzungen der Regierung zu thun hat. Da ist heute sein Los noch immer traurig genug. Gegenwärtig ist wieder eine Bewegung zu Gunsten der Indianer im Gange, diesmal besonders von der alten holländischen, reformierten Kirche ausgehend.

Alle Furcht vor dem roten Manne ist geschwunden. Für die Kirchen aber ist er ein Missionsobjekt geworden. In den Vereinigten Staaten sollen noch etwa 275 000 Indianer wohnen und etwa ebensoviel in Kanada. Doch sind natürlich diese Schätzungen sehr unsicher. Also ein großes Missionsfeld!

Die Anfänge der Indianermission nun liegen auf Kanadischem Gebiete. Das riesige Land zwischen der Nordgrenze der Vereinigten Staaten und dem Eismeer, zwischen der öden Küste Labradors und den romantischen Fjorden von Britisch-Columbia, ein Land von 150 000 Quadratmeilen, wird heute die Dominion of Canada genannt. Der südliche Teil, besonders das Land an den großen Seen, ist herrlich und fruchtbar. Hier soll das Klima demjenigen Deutschlands ganz ähnlich sein und hier haben sich auch tausende von deutschen Bauern, der englischen Regierung besonders willkommen, niedergelassen. Die bei weitem größere Hälfte des Landes aber liegt in kalter, dem Ackerbau und dem Kulturmenschen feindlicher Zone. Die endlosen Wälder und unabsehbaren Prärien sind das Revier der Pelzjäger, die ungezählten Ströme und Seen das der Fischer. Kanada ist naturgemäß sehr dünn bevölkert und im Innenlande und vorzüglich im Nordwesten spielen noch heute die Indianer eine Rolle und leben als freie Männer unter teilweise günstigeren Verhältnissen als ihre Brüder in den „States“.

Die Länder um die Hudsonsbay, das sogenannte Rupertsland, wurden zuerst dem Handel und der Mission erschlossen. Das Klima ist hier keineswegs angenehm. Die Sommer sind kurz und sehr warm, die Winter lang und sehr kalt. Hitze wie Kälte mildert allerdings die reine Luft. Am unangenehmsten ist der Frühling, wenn der Schnee schmilzt, köstlich dagegen der Herbst. Kanada könnte vielleicht vierzig Millionen Menschen ertragen. Die, wie gesagt, dünne Bevölkerung dürfte auf fünf und eine halbe Million zu schätzen sein. Hiervon leben auf den 120 □ Meilen des Rupertlandes etwa 220 000, davon 100,000 Indianer, d. h. also die Bewohnerzahl einer großen Stadt verstreut über ein Gebiet, das mindestens zwölfmal so groß ist als das Deutsche Reich.

Die Indianer teilen sich in viele voneinander gänzlich verschiedene Stämme. Drei Hauptvölker aber lassen sich unterscheiden: nördlich die Chippewyans oder Tinné, südlich die Crees und am südlichsten die Sotos oder Chippeways. Diese Völker haben durchaus ihre eigne Sprache. Wenn von teilweise günstigeren Verhältnissen dieser Rothäute die Rede war, so galt dies nur beziehungsweise und mit Rücksicht auf ihre verhältnismäßige Freiheit von der Unterdrückung durch die Weißen. Aber dennoch führen sie ein erbärmliches, bedauernswertes Leben. Zum großen Teil noch Heiden, sind sie von wahnwitzigem Dämonenglauben und der Betrügerei der Zauberei geknechtet. Das Volk in dieser Furcht zu erhalten ist für die Medizinmänner ein Lebensinteresse. Im Frühlinge und Herbste werden die großen Medizinfeste mit schauerlichen Opfercermonien gefeiert. Darauf folgen die großen Jagdzüge. Der Medizinmann ist die einzige Zuflucht, bei Krankheit, wie bei Gewitterstürmen, und seine Dienste gegen die Dämonen und den Donnervogel werden teuer erkauft. Die Polygamie ist herrschend, das Weib führt ein jämmerliches Sklavenleben. Mädchenmord ist etwas gewöhnliches. Abscheuliches Tätowieren ist all-

gemein gebräuchlich. Jagd und Fischerei gilt als einzig würdige Beschäftigung. Die Tierwelt (Büffel, Pelztiere, Fische, Vögel) liefert dem Indianer Nahrung und Kleidung und zwar reichlich, und doch leidet er nur zu oft Mangel, denn er ist ein Kind des Augenblicks und kennt nicht die Vorsorge für die Zukunft. Heidentum, Frost, Mangel, Trägheit, Blattern, Schnaps, Stammesfehden, dazu die importierten Laster der europäischen Kulturwelt arbeiten mit schrecklicher Sicherheit an der Vernichtung der ganzen Rasse. Zeigt auch das Christentum seinen Salzcharakter, so ist es ihm doch auch hier wie in Grönland und auf den Inseln der Südsee beschieden, die Glöcklein seiner Missionskirchen die Totenklage wimmern zu lassen über verschwindenden Geschlechtern.

Die Kolonisation von Rupertsland wurde 1811 durch presbyterische Schotten begonnen, die sich am Red River (roten Flusse) niederließen. Neun Jahre lang blieben sie ganz ohne geistliche Pflege, und nur einmal im Jahre, im August, bot sich eine Gelegenheit zum Verkehr mit Fort York. Da erschien endlich 1820 der wackere Missionar West. In einem Indianerboote reiste er in 320 Stunden von Fort York nach dem roten Flusse und kam nach unsäglichen Mühen und Leiden am 13. Oktober dort an. Von hier aus unternahm nun West seine unermüdliche und rühmliche Missionsthätigkeit und fand einen Rückhalt bei den schottischen Glaubensgenossen und bei dem christlich gesinnten Gouverneur. Die Gründung der Hudsonbay-Companie im Jahre 1670 hatte eine Schar Abenteurer nach Rupertsland gebracht, die keineswegs an die schwere Arbeit der Kolonisation dachten, sondern sich als Herren des Landes geberdeten und mit indianischen Weibern jene widerliche Mischlingsrasse erzeugten, die alle Untugenden zweier Nationen in sich vereint. Für die geistlichen Bedürfnisse dieser Einwanderer wie der Indianer hatte die Companie kein Verständnis und wollte es nicht haben. Die 240 Aktionäre in London dachten nur an Fortbezug ihrer ungeheuren Jahresgewinne aus dem Pelzhandel. Man stellte sich sogar entschieden feindlich und erklärte offen, das Christentum ruiniere die Geschäfte der Companie. Es war ein Dogma dieser Kaufleute, daß der Indianer nicht kulturfähig und nur wie ein Sklave und Tier zu behandeln und zu benutzen sei. 1859 wurden endlich auf Andrängen englischer und amerikanischer Philantropen und Missionsfreunde die gesetzlichen Vorrechte der Companie aufgehoben, aber ihre Macht blieb zunächst ungebrochen. Noch vor 70 Jahren gab es in Rupertsland wohl 200 Forts und Faktoreien, aber nicht eine einzige Kirche oder Kapelle. Auch ein Verbot des Branntweinverkaufs an Indianer wurde vom Londoner Parlamente erwirkt — wer aber vermöchte seine Beobachtung zu erzwingen? Der arme rote Mann hat außer dem Missionar keinen Freund.

West also war unter den verwilderten Europäern, den Mestizen und Indianern der erste Verkündiger des Evangeliums. Nur zwei oder drei römische Priester waren vor ihm durchs Land gezogen, um mit ihren Götzenbildern den armen Wilden nachzustellen. Er fand in der That die schrecklichsten Zustände. Denn die Kolonie konnte, wie gesagt, nur einmal des Jahres mit dem Mutterlande in Verbindung treten, wenn im August die Schiffer die Einfahrt in die Hudsonbay ermöglichten, um nach schleunigem Umladen zurückzukehren, damit sie nicht zum Überwintern in Fort York gezwungen wären. Wests Arbeit blieb nicht ohne Erfolg auch unter Europäern und Mestizen, sein Hauptaugenmerk aber blieb die Indianermission.

Im Jahre 1821 unternahm er die erste arktische Missionsreise in die kalte, schaurige Wildnis, um auf den entferntesten Faktoreien der Companie die Eingeborenen aufzusuchen und ihnen das Lebensbrot zu bringen. Er fuhr im Hundeschlitten täglich 32 Wegstunden durch Büffel und Wölfe hindurch und war häufig von feindlichen Wilden bedroht. So legte er im ersten Monate 240 Wegstunden zurück. Er erkannte, daß er bei den Kindern zu reformieren anfangen müsse, wenn er die Indianer zu seßhaftem Leben, zu Ackerbau und Christentum erziehen wolle. Darum sammelte er eingeborne Knaben um sich in einer Art Missionsschule, baute eine kleine hölzerne Kirche am roten Flusse und hatte die Freude und Genugthuung, in derselben schon 1822 vier junge Indianer als Erstlinge taufen zu können. Aber die Arbeit und das rauhe Klima brachen bald seine Kraft, 1823 mußte er nach England heimkehren. Sein Nach-

folger war David Jones, der im Oktober 1823 ankam und 1825 eine zweite Kirche einweihen konnte. Beide Gemeinden und die Knabenanstalt gediehen fröhlich weiter. Da erschien im Oktober 1825, in Begleitung seiner Frau, William Cockran, der Oberlin von Rupertsland, wie ihn die dankbare Missionsgeschichte nennt. Vierzig Jahre lang hat dieser Mann im reichsten Segen daselbst gewirkt. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er die Kulturfähigkeit des Indianers unwiderleglich dargethan hat.

Der Indianer ist an sich zur eigentlichen schweren Arbeit zu träge, hält dieselbe, besonders auch den Ackerbau, für eine Schmach für einen Krieger und hat noch obendrein die abergläubige Furcht, durch „Erdwühlen" den großen Geist zu beleidigen, der seinen Vätern die Wälder, Prärien und Gewässer gegeben. Zweimal mißlang Cockran der Versuch, ein Indian Settlement (Niederlassung seßhafter Indianer) zu gründen, indem jedesmal Europäer und Mestizen mit eindrangen. Endlich wurde seine Mühe mit Erfolg gekrönt. Er sammelte eine ausschließlich indianische Gemeinde um sich und lehrte diese mit größter Hingebung die Künste des Ackerbaues und der Civilisation. Kopfschütteln, Spott, Feindschaft achtete er nicht und ließ sich nicht abschrecken. Als 1840 Missionar Smithurst ankam, konnte er bezeugen, daß er im Indian Settlement ebensogut Bauern und Handwerker gefunden habe, als in England. Die Sonntagsgottesdienste wurden jedesmal von mehreren Hundert besucht, ebenso die Bibelstunden, die fast täglich im Schulzimmer gehalten wurden. Sogar die Mischlinge von Grand Rapids zeigten sich als fleißige Kirchenbesucher. Gar oft wurde der Missionar von großen Scharen begleitet, wenn er den dreizehn Meilen weiten Weg zwischen den zwei Stationen zurücklegte. Auf diesen Reisen hatte er im Sommer von den Moskiten, im Winter von Kälte, Sturm und Schnee entsetzlich zu leiden. Seither ist unter Obhut der Church Missionary Society (anglikanische Kirchl. Missions-Gesellschaft) die Kanadische Mission in fröhlicher Entwicklung begriffen und hat ihr Liebesnetz immer weiter nach Westen hin ausgespannt und in mancher Weise der Indianermission in den benachbarten Freistaaten zu Antrieb und Vorbild gedient.

Wenn die Indianer im Gebiete der heutigen Vereinigten Staaten nur mit Weißen wie Penn und Zinzendorf zu thun gehabt hätten, so wäre ihre Christianisierung gewiß nicht schwierig gewesen. Aber das war nicht der Fall. Hier handelte es sich einfach um Landerwerb um jeden Preis und durch jedes Mittel, und gar bald sah der rote Mann im weißen nur noch den erbarmungslosen Feind. Das war die größte Schwierigkeit für die Mission. Da ja hier keine Geschichte der Indianermission gegeben werden soll, so genüge der gegebene Bericht über die Anfänge derselben, die auf Kanadischem Gebiete lagen. Was die Schwierigkeiten als auch die Methoden der Arbeit betrifft, so war das Werk hier wie dort sehr ähnlich. Die alte Frage, ob man zuerst civilisieren und dann christianisieren solle oder umgekehrt, wurde auch hier aufgeworfen. Der so einfach scheinende Mittelweg, d. h. die Verbindung beider Methoden, wurde erfolgreich eingeschlagen, indem die Kirchen, schließlich von Regierungszuschüssen unterstützt, eine große Anzahl christlicher Schulen errichteten und bald auch zu Unterweisung in Handwerk und Ackerbau wie auch in weiblichen Handarbeiten fortschritten. Am Schlusse soll der äußere Erfolg in einigen Ziffern dargethan werden.

Die Lage der Indianer im großen und ganzen ist innerhalb der Staaten noch immer keine beneidenswerte. Eine wahrheitstreue Darstellung wird für die Leser der Monatsschrift gewiß von Interesse sein. Wir beginnen mit einer Erzählung. Im Jahre 1879 erhielt der Pastor einer niederl. reform. Kirche in der Stadt Omaha in Nebraska die Nachricht, daß unweit der Stadt, bei Fort Omaha ein Trupp gefangener Indianer weile, und er beschloß sofort, sie aufzusuchen, um ihnen das Evangelium zu predigen. Eines Sonntags machte er sich nach dem Mittagessen auf den Weg. Er fand die roten Leute, zehn Erwachsene und zwanzig Kinder, und erlangte Zutritt. Sie gehörten zum Stamme der Ponca, der greise Häuptling „Stehender Bär" war bei ihnen. Fünfzehn der Kleinen waren Waisen, deren Eltern unlängst im Indianer-Territorium zu Grunde gegangen waren. Alle waren äußerst kümmerlich gekleidet und

ihre nackten Füße zerschnitten vom wilden Präriegras auf ihrer fluchtartigen Reise vom Indianer-Territorium. Der im Fort kommandierende General Crook hatte Befehl erhalten, sie als „bad Indians“ festzunehmen. Nun erwarteten sie weitere Bestimmungen von Washington.

Der Pastor glaubte heidnische Wilde vor sich zu haben und redete etwa zehn Minuten dieser Voraussetzung gemäß. Da erhob der Häuptling die Hand zum Zeichen, daß er reden wolle. Dazu aufgefordert erhob er sich und sprach: „Ich bin Ältester einer Presbyterischen Kirche“ und knüpfte an diese Worte eine ergreifende Ansprache, in ein brünstiges Gebet auslaufend, die von einem Begleiter des Pastors sofort stenographiert und bald darauf durch den Druck verbreitet wurde und große Wirkung erzielte. Der Pastor, aufs höchste befremdet, daß so christliche und allem Anschein nach völlig harmlose Leute als gefährliche Gefangene behandelt würden, ließ sich von dem Greise genau ihre Erlebnisse berichten und ging darauf zu General Crook mit der Frage: „General, hat mir der Häuptling die Wahrheit erzählt?“ „Es ist die genaue Wahrheit“, lautete die Antwort. Dies aber ist die Geschichte, die genau erzählt werden soll, weil sie leider durchaus charakteristisch ist. Der Stamm der Poncas zählte 1879 noch 717 Seelen und bewohnte eine liebliche, fruchtbare Gegend im Nordwesten von Nebraska zwischen den Flüssen Missouri und Niobrara. Etwa 96 000 Acker hatten sie sich reserviert, nachdem sie weite Landstrecken ringsum nach und nach an die Regierung in Washington verkauft hatten. Auf diesem übrigen Stücke aber hatten ihre Väter durch mehrere Geschlechter gewohnt und niemand hatte daran gedacht, ihnen diesen Besitz streitig zu machen. Auf dem kleinen Hügel neben dem Dorfe lag der Kirchhof, in dem die Väter ruhten und wo sie selbst einst bei ihnen zu schlafen hofften. Viermal war ihnen zu verschiedenen Zeiten der Besitz des Landes von der Regierung zugesprochen und garantiert worden und jedesmal festgesetzt worden, daß es ebenso wie ihnen ihren Nachkommen für alle Zeit gehören solle. Daraufhin erbauten sie sich bequeme Häuser und Ställe, errichteten Kirche und Schulhaus, fünfhundert Acker befanden sich unter Kultur, von der Regierung beanspruchten und empfingen sie nicht die geringste Hülfe. Außer auf ursprünglichen Besitz und jene vier Verträge gründete sich ihr Anrecht an das Land auch noch auf eine gesetzliche Kaufurkunde. Als einst die Sioux gegen die Weißen den Kriegspfad beschritten, stellten sich die Poncas, die noch niemals gegen die Weißen das Beil geschwungen hatten, zwischen die Sioux und die Ansiedler und retteten viel Eigentum und Menschenleben. Dafür gewährte ihnen der dankbare Kongreß 58 000 Dollars. Auf den Rat eines befreundeten Advokaten aber zahlten sie der Regierung diese ganze Summe zurück als Preis für eine gesetzliche Kaufurkunde und hielten sich nun für völlig und auf immer gesichert im Besitze ihres Bodens. Aber die Weißen neideten ihren Besitz. Eines Tages erschien beim Stehenden Bären ein Inspektor mit dem Befehle der Regierung, die Poncas sollten nach dem Indianer-Territorium ziehen. Das ist ein im Herzen der Vereinigten Staaten zwischen Kansas und Texas gelegenes Marschland, in dessen malarischem Klima südliche Indianer zur Not leben können, das aber den Indianern des Nordwestens sicheren Tod bringt. Diese nennen es daher „das Land des Feuers“. Es ist derselbe Name, mit dem sie die Hölle bezeichnen. So weigerten sich die erschrockenen Poncas zu gehen und beriefen sich auf ihre Verträge und Papiere. Als dies nichts half, verlangte der Häuptling nach Washington gebracht zu werden, um dem großen Vater die Sache vorzutragen. Sofort erklärte sich der Inspektor bereit, und der Häuptling brach mit einem kleinen Gefolge auf. Aber anstatt nach Washington, führte man die Vertrauenden und Nichtsahnenden nach dem Indian Territory, machte dort in einer riesigen Ebene zwischen kahlen Hügeln Halt und sagte ihnen: hier hätten sie fortan zu bleiben, auch sollten sie den Ihrigen Nachricht senden, ihnen zu folgen. Als sie sich weigerten, überließ man sie ohne Freunde, Geld, Lebensmittel und Landeskenntnis einfach ihrem Schicksale. Aber der Stehende Bär und seine Begleiter, neun Unterhäuptlinge, zwei davon sehr alte, gebrechliche Männer, verließen sich auf die Führung von Sonne und Sternen und traten den Heimmarsch an. Wenn die Alten nicht weiter konnten, wurden sie von den Jüngeren auf

den Rücken genommen. So wanderten sie über tausend Meilen weit unter den größten Mühsalen und Entbehrungen. Die Ansiedler hetzten die Hunde nach ihnen, nur einmal bewies ihnen einer, ein Franzose, einige Güte. So gelangten sie endlich wieder in ihr geliebtes Heimatdorf, gingen still an die gewohnte Arbeit und schwiegen über ihre Erlebnisse. Aber der Inspektor kam aufs neue, verhaftete den Stehenden Bär und einen andern Häuptling als bad Indians und sperrte sie in Fort Randall ein. Dann erschienen die Truppen, rissen die Häuser ein, zerschlugen die Möbel, vernichteten die Vorräte und trieben die Weiber und Kinder in einen Vieh-Kraal zusammen. Dann durften die beiden Gefangenen zurückkehren. Als sie die Vernichtung sahen, brach ihnen das Herz. Sie wußten, daß sie nun alle nach dem Lande des Feuers ziehen müßten. In jener Nacht zog der ganze Stamm in langer Prozession nach dem Kirchhofe und hielt dort an den Gräbern der Väter die Totenklage. Das war „die Zustimmung" der Poncas, von der man dem christlichen Amerika berichtete.

Am nächsten Tage brachen sie auf. Für ihren Umzug hatte der Kongreß eine große Summe Geldes bestimmt, wovon aber fast nichts in die Hände der Ärmsten gelangte. Die Männer marschierten, die Weiber und Kinder fuhren in ihren eigenen Wagen. An jeder Brücke wurde die von Kavallerie begleitete kleine Schar gezählt, damit keiner zurückkehre. Es waren kalte, regnerische Herbsttage und eine große Anzahl der Indianer starb auf der Reise. „Allen diesen (christlichen!) Indianern", heißt es im Berichte an den Kongreß, „gaben wir ein christliches Begräbnis, was eine große Ausgabe für die Regierung nötig machte. Aber ich glaube, daß der civilisatorische Eindruck dieser Feier (!) auf die Gemüter der lebenden Indianer als Ersatz für diese Auslagen zu betrachten ist." — Kommentar hierzu zu machen sei dem Leser überlassen.

Auf den neuen Wohnsitzen angekommen, starben die Poncas so schnell fort, daß der Kongreß abermals 30 000 Dollars auswarf, um sie in gesünderer Gegend anzusiedeln. Den Indianern wurde befohlen, aus der feuchten Ebene auf die Hügel zu ziehen. Davon erwüchsen der Regierung keine Kosten, das Geld aber verschwand. Indessen dauerte die Sterblichkeit an. Von 717 Menschen, die die nördliche Heimat verlassen hatten, waren nach anderthalb Jahren nur noch 236 übrig. Sieben von den acht Kindern des Stehenden Bär starben am Fieber, ein Jahr später auch noch das letzte. Einer der Söhne, ein frommer Jüngling, der auch gut englisch verstand, bat sterbend den Vater: „Nimm meine Gebeine fort und begrabe sie unter den hohen Bäumen daheim auf unserm lieben, alten Kirchhofe." Der alte Mann beschloß des Sohnes Wunsch zu erfüllen. Er nahm sein Weib und einziges übriges Kind, einige Verwandte und fünfzehn Waisenkinder und entfloh mit ihnen bei Nacht. Sie blieben unentdeckt, sonst hätte man sie wie wilde Tiere niedergeschossen, wie es später einem jüngeren Bruder des Häuptlings widerfuhr, der sich über die Grenze des Territoriums schleichen wollte. Die kleine Truppe hatte nur zwei Wagen und vier elende Ponies. So reisten sie unter unsäglichen Mühsalen 1000 Meilen bis in die Nähe der alten teuren Heimat. Da wurden sie von den Truppen der Regierung aufgegriffen und als Gefangene nach Fort Omaha gebracht, wo sie der Pastor aufsuchte, dem der alte Häuptling auch den Kasten mit seines Sohnes Gebeinen zeigte.

Ehe nun der weitere Verlauf dieser Angelegenheit berichtet wird, ist es nötig, zu zeigen, wie solche fast unglaubliche Dinge geschehen konnten, d. h. die Stellung des roten Mannes vor den Gesetzen der herrschenden Bleichgesichter. Das Verhältnis eines jeden weißen Mannes zum Gesetze ist ein doppeltes: er ist persönlich vor dem Gesetze haftbar für sein Thun, und er genießt persönlich den Schutz des Gesetzes. Dies gilt nicht vom roten Manne.

Hat ein Weißer das Gesetz übertreten, so wird er bestraft, wenn man ihn kriegen kann. Kein Mensch denkt daran, an seiner Stelle, sollte er entwischen, seine Dorfgenossen oder Familienglieder zu bestrafen. Vergeht sich aber ein Indianer und entflieht, so wird ohne weiteres sein ganzer Stamm gestraft, und oft genug haben sich die sonst wackeren Truppen dadurch entehren müssen, daß sie massenhaft Schuldlose, zum Teil Weiber und Kinder niederschießen mußten. Das war die hauptsächlichste Beschuldigung,

die der bekannte Nez Perze-Häuptling Joseph gegen die Regierung erhob. Er war ein entschiedener Christ und ergreifender Redner, dabei ein so tapferer und geschickter Krieger, das man ihn wohl den Napoleon der roten Rasse genannt hat. Einige junge Heißsporne seines Stammes konnten die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der Weißen nicht länger ertragen und beschritten den Weg der Selbsthülfe. Gern hätte der Stamm die Schuldigen ausgeliefert, aber die Regierung ging nicht darauf ein und begann den Krieg gegen die Nez Perze, ausnahmslos Christen und Mitglieder der Presbyterianer-Kirche. Joseph wurde gefangen gesetzt und gegen die Seinen mit Feuer und Schwert gewütet. Christliche Männer, die einen Ruf der Empörung erhoben, nannte Herr Karl Schurz, Minister des Innern unter Präsident Hayes, weichmütige Philanthropen. Aber diese Entrüstung hat doch solche Folgen gehabt, daß ein ähnliches Verfahren gegen die Indianer heute nicht mehr gewagt werden dürfte. Senatoren wie Dawes, Welsch und Smiley, sowie die kirchlichen Synoden und Konferenzen verschafften ihren Worten Beachtung. Doch sei noch ein anderes flagrantes Beispiel aus einer nur wenig späteren Zeit angeführt.

In Montana lebte ein kleiner indianischer Stamm in der Nähe einer Truppenstation. Einer der Indianer, vielleicht ein bösartiger Mensch, traf am Ziehbrunnen mit einem Soldaten zusammen, der dem Indianer, damit dieser seinen Durst lösche, den Eimer an den Mund hielt. Scherzend hob er dabei das Gefäß so hoch, daß das Wasser über des roten Mannes Leib floß. Dieser geriet dadurch in solchen Zorn, daß er einen Pfeil aus dem Köcher riß und damit des Soldaten Herz durchbohrte. Darauf entfloh er in die Berge. Nun kam von Washington der Befehl, den Stamm mit Krieg zu überziehen, wenn binnen zwanzig Tagen der Mörder nicht ausgeliefert werde. Die erschreckten Indianer durchstreiften die Berge und thaten das Mögliche, des Schuldigen habhaft zu werden — vergebens. Am Abend des neunzehnten Tages erhob sich in ihrer traurigen und hülflosen Ratsversammlung ein alter Mann und sprach: „Es ist besser, daß einer sterbe, als daß alle verderben. Ich habe doch nicht mehr lange zu leben. Nehmt mich hinaus an eine einsame Stelle des Gebirges, von wo der Knall eurer Flinten die Ohren meiner Kinder nicht erreichen kann, und dort tötet mich. Dann legt dem Kommandanten meinen Leichnam zu Füßen, damit er befriedigt sei und sich eurer erbarme.“

So geschah es, und der Major erklärte sich zufriedengestellt. Aber ein Mischling, der die Sache erfahren hatte und das Volk seiner Mutter haßte, wurde zum Verräter. Der Kommandant erstattete Bericht nach Washington, und — werden es kommende Geschlechter glauben? — erhielt umgehend Befehl, den Stamm zu bekriegen. Wie viele schuldlose Männer, Weiber und Kinder wie aufgescheuchte Rebhühner erschossen wurden, ist nicht festgestellt oder bekannt geworden.

Der mit der Kolonialgeschichte und den Methoden europäischer Mächte Vertraute wird sich übrigens nicht allzu sehr verwundern. Ihm ist die auch in Asien und Afrika durchgeführte Politik der Einschüchterung durch drakonische Strafen und wholesale (en-gros) Züchtigungen für individuelle Schuld wohlbekannt. In der That hat kein christliches Volk dem andern in dieser Beziehung etwas vorzuwerfen. Diese Politik mag in den Anfangsstadien der Besitzergreifung eine gewisse Berechtigung haben oder doch Entschuldigung finden. Diese Periode aber hat für die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten längst ihr Ende erreicht. Es wird ja auch von den besten Freunden des roten Mannes nicht geleugnet, daß die Indianer als Ganzes herabgekommene, schmutzige, faule, lügnerische und rachsüchtige Leute sind, aber das hat zum Theil die ungerechte Behandlung verschuldet. Und jedenfalls ist dieselbe nicht geeignet, sie zu bessern und zu erziehen. Von welcher Seite die meisten Greuel verübt wurden, das weiß allein Gott. Aber was immer die wilden, heidnischen Rothäute im Glauben an ihr gutes Recht den Eindringlingen gegenüber, gegen Pioniere und Farmer begangen haben, es wird aufgewogen durch das Massacre der Cheyenne, die Abschlachtung der Piganen, die Aushungerung der Pecots und viele ähnliche barbarische Thaten. Im Jahre 1868 fragte General Sherman, als er dem Kongresse seinen Bericht über die Lage der Indianer vorlegte: „Waren wir nicht ausnahmslos in

unseren Indianerkriegen die Angreifer und außerdem im Unrecht? — Ja, wir waren es!" —

In Beziehung auf den andern Punkt können wir uns kürzer fassen. Wenn der Indianer auch dem Gesetze gehorsam ist, so genießt er doch nicht den Schutz des Gesetzes. Ein noch zu Recht bestehendes Statut vom Jahre 1789 bestimmt: „Kein Indianer kann gerichtlich klagen oder verklagt werden oder Partei sein in einem Prozesse vor einem Gerichtshofe der Vereinigten Staaten." Anzuerkennen, daß der Indianer auch Rechte hat und ihn dann im Genusse dieser Rechte gesetzlich zu schützen, das sollte doch der erste und einfachste Schritt zu seiner Civilisierung und Christianisierung sein. Darin liegt für den Staat gewißlich keine Gefahr, dessen heilige Pflicht vielmehr der Schutz der Niedrigen und Hülflosen ist. In der Monatsschrift „North American Review" hat Karl Schurz die Grundsätze seiner Indianerpolitik niedergelegt: „Vor allem unterrichte den Indianer, dann mache die Arbeit für ihn lohnend und angenehm und endlich lasse ihm die Protektion des Gesetzes zu teil werden." Es sollte einleuchten, daß der Prozeß gerade ein umgekehrter sein sollte. Ist das Gesetz für unwissende und unerzogene Klassen unentbehrlich als Zucht-, Straf- und Schreckmittel, so ist das Bewußtsein, unter seinem Schutze zu stehen, durchaus nötig zur Erziehung und zur Ermutigung im Guten. Und wie soll je dem Indianer die Arbeit lieb werden, wenn jeder Weiße ihn um deren Ertrag und Lohn berauben kann, ohne daß er ihn dafür zur Rechenschaft ziehen darf? Auf westlichen Reservationen ist aber die Beraubung der Indianer etwas Gebräuchliches. Das gestohlene Vieh z. B. wird über die Grenze der Reservation auf das Gebiet des nächsten Unionsstaates getrieben, wo der Regierungsagent nichts mehr zu sagen hat, selbst wenn er seinen Schutzbefohlenen helfen wollte, und wo diese gänzlich außerhalb des Gesetzes stehend sind. Die an den Grenzen der Reservationen wohnenden Indianer wenigstens sind gänzlich der Willkür der umwohnenden Weißen überliefert. Ein einziger Fall möge dies illustrieren. Auf der Omaha Reservation befindet sich eine kleine presbyterische Kirche. Einer der Ältesten kam vor einigen Jahren zum Presbyterium (Versammlung der Pastoren und Gemeindevertreter eines bestimmten Distrikts) und legte den Brüdern eine Gewissensfrage vor. Ihm wohlbekannte weiße Diebe hatten alle seine Kühe gestohlen und ihn und die Seinigen in große Not gebracht. Er wußte, wo das Vieh stand, sah aber kein anderes Mittel, es wieder zu erlangen, als sein Eigentum bei dunkler Nacht zurückzustehlen. Er wollte vom Presbyterium wissen, ob ihm dies erlaubt sei? Die Brüder antworteten, er würde damit keinen Diebstahl begehen, möge aber lieber den Versuch unterlassen und das Unrecht leiden, da er im Falle der Entdeckung zweifellos erschossen werden würde, und niemand die Mörder würde zur Rechenschaft ziehen können. —

Kehren wir nun zum Stehenden Bären und seinem Häuflein zurück. Jener Pastor — es war Dr. Harsha, der in Vorträgen und Schriften den Fall bekannt gemacht hat — beschloß sofort sich der Ärmsten anzunehmen und ging dabei mit recht amerikanischer Energie zu Wege. Am Abende desselben Sonntages erzählte er statt der vorbereiteten Predigt seiner Gemeinde die Erlebnisse des Nachmittags und die Geschichte der Poncas. Am nächsten Tage hatte er 500 Dollars in Händen und die Zusage von zwei vortrefflichen Advokaten, die Sache der Indianer unentgeltlich zu verfechten. Die Gesetzlichkeit der gewaltsamen Zurückhaltung des Stehenden Bär und der Seinigen wurde bestritten und vom Richter Dundee ein habeas corpus Befehl erwirkt. Der menschenfreundliche General Crook hielt gegen empfangenen Befehl die Indianer neun Tage lang fest, damit sie könnten im Gerichte vorgeführt werden. Der Regierungsanwalt bestritt, daß ein Indianer vor dem Gesetze eine Person sei, wie der Vater für das Kind, so sei für ihn nur die Regierung verantwortlich. Der Vertreter der Kirchenpartei dagegen behauptete, daß der Indianer ein Mensch sei mit einer Menschenseele und als Person gelten müsse, soweit die Wohlthaten des habeas corpus in Betracht kämen. Mit Spannung wurde der Tag erwartet, an dem der Richter seine Entscheidung versprochen hatte. Der Saal war überfüllt. Der alte Häuptling, in seine Decke gehüllt, stand bei den Seinen und vor ihm in einer Reihe die fünfzehn Waisenkinder, für welche er Vaterpflichten übernommen hatte. Nach langer Rede entschied der Richter: „Obwohl es hierfür keinen

Präcedenzfall giebt, so erkläre ich dennoch diese Indianer für Personen und zu den Wohlthaten des habeas corpus berechtigt. Daher ordne ich hiermit ihre Freilassung an."

Sobald der Häuptling diese Entscheidung ganz begriffen hatte, nahm er seinen Kriegshelm, einen federbesetzten Ring, legte ihn vor des Richters Füße und sprach: „Seit vielen Generationen haben wir geglaubt, es gäbe kein anderes Mittel zur Wahrung unserer Rechte als den Krieg. Du hast uns den Schutz des Gesetzes gewährt — das ist ein besserer Weg!" Dann schritt er hinüber zum ersten seiner Verteidiger und legte ihm sein Schlachtbeil zu Füßen mit den Worten: „Ich werde es nie wieder zur Verteidigung meine Rechte brauchen, — ich habe jetzt das Gesetz — das ist ein besserer Weg!"

Aber nur so weit Richter Dundees Schutz reichte, waren die Indianer frei. Zum Glücke lag ihre alte Heimat innerhalb dieses Bezirkes. Der greise Häuptling konnte seines Sohnes Gebeine im alten teuren Kirchhofe begraben, und heute wohnen seine Nachkommen wieder ruhig und fleißig in mäßigem Wohlstande in der dem Vätern so teuern Heimat am Niobara.

Freilich mißlang der Versuch, der Entscheidung des Richters Dundee allgemeine Geltung zu verschaffen, aber in Omaha, Boston, Philadelphia und anderen großen Städten bildeten sich alsbald Komitees, welche die Sache in die Hand nahmen und jetzt seit 15 Jahren daran gearbeitet haben, das christliche Volk des Landes über die Lage der Indianer aufzuklären und für sie zu interessieren. Der schönste Erfolg dieser Arbeit ist neben Belebung des Missionsinteresses die Passierung der sog. Dawes-Bill. Dieselbe bestimmt, daß alle Indianer, welche ihre Stammesangehörigkeit oder besser Stammesverbindung und Stammesnamen aufgeben, Bürger des Staates werden dürfen, in dem ihre Reservation liegt. Hier und da im Osten und Süden hat das Dawes-Gesetz großen Segen gestiftet. Ist es auch im ganzen im Nordwesten nicht durchgeführt und vielleicht nicht durchführbar, so lange die Indianer nicht besteuert werden und Beamte unterhalten können, so ist doch damit ein großer Schritt vorwärts geschehen. Professor Thayer vom Harvard College hat eine neue Bill vorbereitet, welche das Dawes-Gesetz ergänzen soll, die aber den Kongreß noch nicht passiert hat. Es ist beschämend für ein großes christliches Volk, wenn öffentlich in seiner gesetzgebenden Versammlung es ausgesprochen wird, daß die Lösung der Indianerfrage sehr leicht und schnell geschehen könnte, daß aber das Hindernis solcher Lösung die dann verloren gehende Beute (spoils) sei. —

Den Schluß dieses Artikels mögen einige neue statistische Angaben bilden. Unter dem Schutze des Dawes-Gesetzes haben etwa 30000 Indianer Privatbesitz und etwa 20 Prozent oder 6000 von ihnen das Bürgerrecht erworben. Davon leben 2000 in Oklahoma. Es sind frühere Glieder der Cheyennen, Arapahon, Sac und Fox, Potawattomie, Iowa und Kickapu-Stämme. In Nebraska leben ebenfalls etwa 2000, die früher zu den Omahas, Winnebagos, Santis, Senecas und Schanis gehörten. Die Nez Perze in Idaho, die Jakimas im Staate Washington, die Jutes in Colorado, die Sioux in Nord-Dakota und andere zerstreut wohnende machen die übrigen 2000 aus. Es wird berichtet, daß sie bei der letzten Wahl ohne Ausnahme ihr Stimmrecht zu Gunsten Mc Kinleys und der republikanischen Partei gebraucht haben.

Alle seßhaften Indianer sind Christen und zwar nach dem übereinstimmenden Zeugnis ihrer Kirchenbehörden gute, zuverlässige, ernste Christen. Aber auch die Stammesindianer auf den Reservationen stehen ausnahmslos unter dem Schalle des Evangeliums. Die Saat ist reif zur Ernte, immer mehr willige Schnitter ergreifen die Sichel und die Zeit dürfte nicht allzufern sein, da auch der letzte rote Mann zum „großen Vater" im Himmel betet im Namen des Welterlösers.



Aus der neuern englischen Litteratur.

I.

Sir George Tressady by Mrs. Humphry Ward.

Von

Julius Penzlin.

Frau Ward hat in diesem ihrem neuesten Romane ihre früheren religiösen oder besser antireligiösen Tendenzen ganz beiseite gelassen. In „Marcella“ wetterleuchtete es manchmal noch so ganz schwach elsmerisch, in Sir George Tressady haben die Personen, wie sie es auch wohl selbst gestehen, keinerlei religiöse Interessen mehr. Es ist das bezeichnend für Frau Ward selbst. Wir kennen nun schon eine große Anzahl von ihren Romanen und wir kennen sie selbst aus diesen Romanen: eine ungewöhnlich talentvolle und begabte Dame, aber von mäßiger seelischer Tiefe, viel Talent und wenig Genie. Mächtig angeregt wurde sie zuerst von der modernen kritischen Theologie, mit ganzer Begeisterung stürzte sie sich auf die religiöse Frage, viele Leute meinten, eine neue Religionsstifterin in ihr begrüßen zu können. Aber wer jene ersten Bücher etwas aufmerksamer las, merkte, daß es Dilettantenarbeit sei und daß das innere Feuer fehlte, und wer so urteilte, dem hat der Erfolg recht gegeben. Die Dame hat das Interesse für ihre früheren Stoffe verloren, sie ist in ihrer impulsiven Art inzwischen von anderen Fragen angeregt worden und sie hat den Drang, sich darüber auszusprechen. Ein echtes Kind unserer Zeit ist sie, mitten im Getriebe des so komplizierten modernen Lebens stehend, von allen nur möglichen Dingen innerlich bewegt und zu Zeiten auch begeistert. Hat sie sich dann einmal in so eine Frage hineingelebt, dann muß ein Roman daraus werden, sie will ihre Gedanken darüber an den Mann bringen, und wenn es oft auch nur etwas dilettantenhafte Gedanken sind, so sind es doch wenigstens die Gedanken einer geistreichen Frau, so daß man es bei ihren Romanen wenigstens nicht mit der hohlen Fabrikarbeit des gewöhnlichen Büchermarktes zu thun hat. Aber das Herz erregende Epen entstehen auf diese Weise nicht, sondern Lehrgedichte für den gebildeten Leser, und je länger desto mehr tritt dieser didaktische Charakter bei den Romanen der Frau Ward zu Tage. In Robert Elsmere gab es noch Personen mit Fleisch und Blut, voll von mächtigem Pathos, die uns mit sich leiden ließen, in George Tressady haben wir Typen vor uns, Träger von Ideen, aus denen wir lernen sollen, Gestalten, die zusammen eine Frage des modernen Lebens lösen sollen. Mühe hat sich Frau Ward bei ihrer Arbeit gegeben, der Aufbau des Romans ist von künstlerischer Vollendung, man merkt bei einigem Nachdenken, warum jede einzelne Szene grade hier eintreten und grade so verlaufen mußte, das „Öl der mitternächtlichen Lampe“ ist nicht gespart. Aber doch treten wir nicht voll mitfühlend in das Leben dieser Personen ein, wir schauen sie von

außen an, wir wundern uns, wie alles an diesen Personen so trefflich gearbeitet ist, aber wir lieben und hassen nicht mit ihnen: mehr Talent als Genie.

Doch nun zum Inhalte des Romans und seiner Idee. Er ist eine Fortsetzung von „Marcella“, er hätte auch heißen können: „Marcella als Frau“, denn Marcella ist nun seit fünf Jahren Lady Maxwell und Mutter eines Knaben. Aber die Verf. benennt den Roman nach seiner anderen Hauptperson: Sir George Tressady, denn sie will nicht bloß, wie in „Marcella“ die Entwicklung eines weiblichen Charakters unter den Bedingungen der modernen sozialen Bewegung schildern, sondern sie will die moderne Ehe, oder genauer, die Schwierigkeiten, welche der Ehe unter den Verhältnissen des modernen Lebens erwachsen, zur Anschauung und zur Lösung bringen. Als Thema des Buches kann vielleicht ein in demselben einmal vorkommender Satz gelten: „Ehe ist so schwer, solch große Kunst, selbst für die glücklichsten Menschen, man hat von Tage zu Tage immer nur daran zu lernen.“ Dies ihr Thema entwickelt Frau Ward nun etwa in folgenden Rubriken. Satz: die glückliche Ehe, Lord Maxwell und Marcella; Gegensatz: die unglückliche Ehe: Sir George Tressady und Letty; Komplikation: Sir George und Marcella; Lösung: Marcella und Letty.

Den Roman „Marcella“ dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen und auf unsere ausführliche Besprechung desselben in der Monatsschr. (1895, S. 275 ff.) verweisen. Die impulsive, früher so leidenschaftliche Marcella hat sich innerlich geklärt und ganz in ihren Gatten eingelebt: she adores her husband. Ihr lebhaftes Temperament ist geblieben, sie ist damit ihres Mannes thatkräftige Gehülfin nicht bloß im Hause, sondern auch im öffentlichen Leben geworden. Maxwell ist ins Ministerium getreten, die soziale Frage ist es, die ihn als Minister bewegt, er hat eine Bill eingebracht, die seinen Namen trägt, the Maxwell-Bill, eine Bill zur Arbeiterschutzgesetzgebung und er ist entschlossen, vor dem Parlament mit ihr zu stehen und zu fallen. Auch Marcella lebt nur für diese Fragen, nicht bloß daß sie in ihren eleganten Salons des Westends besprochen werden, Marcella hat auch ein Haus im Ostende, wo sie alle Woche einige Tage sich aufhält, um die Arbeiterzustände an Ort und Stelle zu studieren, ja sie wagt sich sogar in eine Volksversammlung und greift in die Debatte ein, um Stimmung für die Bill zu machen. So ist sie in jeder Beziehung ihrem Gatten innig verbunden, und an einen anderen Mann auch nur zu denken, liegt ihr völlig fern. Eine Diana nennt die Verfasserin sie einmal, also keine Venus. Aber wenn sie nun auch an keinen anderen Mann denkt, wie wenn nun aber ein anderer Mann an sie, die ebenso schöne, wie geistvolle und durch und durch bedeutende Frau denkt? Sir George Tressady nun thut das.

Sir George war der Sproß einer weniger unglücklichen, als kalten, unbefriedigenden Ehe. Seine Mutter lebt noch, eine alberne, verschwenderische alte Kokette. Weil es ihm daheim nicht gefiel, ist er jahrelang auf Reisen gewesen, nun ist er heimgekehrt, ein Bergwerksbesitzer in, für englische Verhältnisse, knapper Vermögenslage. Zeitschriftsartikel aus seiner Feder hatten die Augen des Lord Fontenay auf ihn gelenkt, des Führers der antisozialen, kapitalistisch-manchesterlichen Gruppe im Unterhause, und durch dessen Einfluß wird George ins Parlament gewählt. Weder zu Hause noch auf Reisen hatte George Frauen kennen gelernt, die ihm Achtung abgewinnen konnten, er taxiert die Frauen sehr niedrig und er hat keine Ahnung davon, was eine Frau dem Manne sein kann. Andrerseits fühlt er, wie wünschenswert es für seine soziale Stellung sein würde, eine Frau zu haben; ihm begegnet die gesellschaftlich routinierte, aber ganz oberflächliche und intriguante Letty Sewell und er fällt ihrer Koketterie zum Opfer. Schon in den Flitterwochen merkt er, wie wenig sie ihm sein kann, für alles was ihn innerlich bewegt hat sie weder Verständnis noch Interesse, sie denkt nur an Toilette, society and flirt. Ostern haben sie geheiratet und Pfingsten treffen sie auf einem Landgute in größerer Gesellschaft mit den Maxwells zusammen. Hier schürzt sich nun der Knoten. Letty und Marcella stoßen sich entschieden gegenseitig ab, George aber lernt an Marcella, was eine Frau dem Manne sein kann. Marcella, die etwas älter ist als er, interessiert sich für ihn als für den jungen, begabten, aber noch völlig unabgeklärten Politiker. Politisch gehört er ja der Anti-Maxwell-Partei an, sie aber möchte ihn beein-

flussen, nicht zunächst daß er für die Bill stimme, sondern daß er die der Bill zu Grunde liegenden Fragen in einem anderen Lichte anschauen lerne. Sie sucht deshalb in gesellschaftliche Beziehungen zu dem jungen Paare zu kommen, Letty aber, der sie als die geistig bedeutende Frau ganz unsympathisch ist, lehnt die Einladung ab. George dagegen läßt sich von ihr in die Arbeiterverhältnisse des Ostendes einführen und fällt immer mehr unter den Zauber, den ihre Persönlichkeit auf ihn übt. Die jungen Eheleute entfremden sich so einander immer mehr, Letty droht ganz verloren zu gehen und ihrem Manne untreu zu werden, während George, ohne es recht zu merken, in Marcella immer mehr nicht die im öffentlichen Leben stehende Frau, sondern das leidenschaftlich begehrte Weib sieht. Der Konflikt ist ja nicht neu: der geistig bedeutende, aber noch unabgeklärte Mann, in der Ehe an eine unbedeutende, ihn nicht verstehende Frau gebunden, begegnet der Frau eines anderen Mannes, die geistig ihm ebenbürtig, aber in der Entwicklung ihm überlegen ist und die nun seine Erziehung übernimmt und unter deren Einfluß er merkt, was aus ihm hätte werden können. Es öffnet sich nun erst sein Blick für sein häusliches Elend und er wendet sein Herz der Frau zu, die er doch nicht begehren darf. Was an der Fassung des Konfliktes neu ist, das ist, daß es eben eine Marcella ist, die ihm begegnet. Marcella ist wohl eine leidenschaftliche Natur, aber ihr Mann und die politischen Interessen ihres Mannes erfüllen sie dermaßen, daß sie Menschen und Dinge immer nur im Verhältnis hierzu betrachtet. Sie will George politisch beeinflussen, daß sie ihn etwa auch als Weib beeinflussen könnte, liegt ganz außerhalb ihrer Berechnung. Und doch kommt der Augenblick, in welchem sie der Versuchung erliegt, bestimmend auf ihn einzuwirken, ein Augenblick, den ihr Gewissen später nie aufgehört hat, ihr als Schuld anzurechnen. Die Aussichten der Bill hatten sich verschlechtert, es wurde vorhergesehen, daß sie mit Hülfe der Gruppe Fontenay, wenn auch mit geringer Majorität, abgelehnt und damit das Ministerium Maxwell gestürzt werden würde. Aber man wußte auch, daß manches Unterhausmitglied geheime Sympathien für einzelne Bestimmungen der Bill habe und daß es vielleicht nur eines geschickten Eingreifens im rechten Augenblick durch den rechten Mann bedürfen würde, um diese Stimmen zu sammeln und so die Bill zu retten. Sollte vielleicht Sir George dieser rechte Mann sein und sollte er vielleicht in dieser Richtung beeinflußt werden können? Marcella, die nur das eine Interesse hat, das Lebenswerk ihres Gatten durch die stürmische Fahrt zu retten, fühlt, was sie über Tressady vermag, und erliegt der Versuchung, einen vor ihrem eigenen Gewissen nicht bestehenden Einfluß auf ihn zu üben. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser mit großem Geschick geschilderten Szene.

Es ist am Vorabende der entscheidenden Abstimmung. Viel Gäste sind bei Marcella versammelt, unter ihnen George Tressady. Marcella ist gedrückt im Gefühle der kommenden Entscheidung. Tressady könnte vielleicht helfen, darf sie ihn dazu veranlassen? „Nur etwa zehn Minuten war Marcella fern von den Gästen mit Tressady allein in dem stillen kleinen Garten, aber um diese zehn Minuten hat Marcella später manchen Monat bittere Reue empfunden. Indessen von Politik sprachen sie kaum mehr. Er ließ es sie merken, daß er unglücklich sei, unglücklich in Herz und Haus. Sie hatte das vorausgesehen von dem ersten Augenblicke an, da sie seine Frau kennen gelernt hatte, und in letzter Zeit war ihr sogar von glaubwürdiger Seite allerlei Bedenkliches über Lady Tressady mitgeteilt worden. Doch Lettys Name wurde jetzt gar nicht einmal genannt. Er sprach nur ganz im allgemeinen, aber so tief unglücklich, er klagte sich selbst an, und sie hörte zu, suchte ihn zu trösten, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sie redete von Geduld und Zeit, sie wies ihn hin auf sein öffentliches Leben, sie bat ihn, er möge bedenken, daß Sorge und Not des persönlichen Lebens gemildert, ja überwunden werden könnten durch Arbeit im öffentlichen Dienste. Das wurde alles so milde und freundlich gesagt. Sie ließ ihn fühlen, daß sie sich um ihn sorgte, daß sein Leben, sein Leid, seine ganze Entwicklung ihr zu Herzen ginge. Sie war Weib ihm gegenüber und dazu ein Weib voll holden Liebreizes. Und dann sprach sie nicht mehr von diesem rein persönlichen Weh, sondern sagte statt dessen so hier und da das antreibende, stachelnde Wort, welches einen Mann hinaus an seine Aufgabe sendet, daß er die Macht seines Willens für die-

selbe einsetze. Das alles aber ohne direkte Bezugnahme auf die vorliegende politische Lage; beide hatten das vorsichtig vermieden. Aber als sie zu den Gästen zurückkehrten, war seinem zehrenden Ehrgeize genug geschehen. Er wußte, das Marcella ihn für einen Mann hielt, mit dem gerechnet werden mußte. Später als die Gäste auseinander gingen, wanderte er allein nach Hause, versunken in leidenschaftliches Gedenken ihrer Augen und ihrer Stimme."

Am nächsten Tage ist die entscheidende Abstimmung im Unterhause. Tressady trennt sich von seiner Partei, er greift mit großem taktischen Geschicke im rechten Augenblicke in die Verhandlungen, er sammelt die unentschiedenen Elemente und die Bill wird mit einer geringeu Majorität angenommen. Wohl wird Maxwell, als er das Haus verläßt, zu seinem Siege beglückwünscht, aber es herrscht doch eine peinliche Stimmung, man läßt es durchfühlen, daß nicht er, sondern daß sie den Sieg davon getragen. Tressady fühlt, daß er als Abgeordneter sich unmöglich gemacht hat, er ist entschlossen, sein Mandat niederzulegen und wieder auf Reisen zu gehen. In der Nacht hat er noch eine erregte Aussprache mit der leidenschaftlich eifersüchtigen Letty und dann treibt es am Morgen den abgespannten, überwachten, kaum seiner selbst noch mächtigen Mann zu Marcella. Einmal sprechen möchte er sie wenigstens noch, bevor er alle Beziehungen zu ihr abbrechen muß. Marcella dankt ihm für das was er im Interesse des Arbeiterschutzes gethan hat, er aber antwortet: „An die Arbeiter habe ich gar nicht gedacht, wenigstens in keinem Vergleich zu einem anderen Motive, das mich bestimmt hat. Ich hatte mein Denken und Urteilen dem Ihrigen gegenüber aufgegeben, ich war dahin gekommen, einfach das für gut zu halten, was Sie wollten." Als Marcella hierauf erschreckte Worte erwiedert, fährt er fort: „Ich habe meine große Stunde gehabt. Ich hatte Sie wochenlang in Angst und Sorge gesehen. Ich konnte die Angst wenden, Trost und Freude konnte ich Ihnen geben. Ich sagte zu mir: sie wünscht grade dies, sie soll es haben." Und nun läßt er sie tief in sein armes Herz blicken: „Mir will scheinen, daß Menschen, die in so engen, trockenen Anschauungen aufwachsen wie ich aufgewachsen bin, auf verschiedenen Wegen sich daraus befreien können. Kunst, Religion, die können einen Menschen ändern, sein Innenleben erweitern. Mag sein. Aber ich bin kein Künstler und Religion spricht von Dingen, die ich nicht verstehe. Für mich hat die Bekanntschaft mit Ihnen die Wälle niedergerissen und die Fenster geöffnet. Bisher lag es in meiner Natur, von Menschen recht wenig zu halten, immer nur das Gemeine und Häßliche bei ihnen, namentlich bei den Frauen, zu sehen. Da habe ich Sie kennen gelernt und da sah ich, daß eine Frau von den Dingen des öffentlichen Lebens reden und doch sie selbst, doch Frau bleiben kann: das rein Menschliche rieb sich nicht ab, die Farbe war echt und blieb." Marcella ist es gewesen, die etwas Neues in ihm hat werden lassen, wodurch sein altes Wesen überwunden und in Stücke zerrissen ist. Er hat erkannt, daß dies Himmlische, Herrliche im Weibe, wovon manche so begeistert reden, keine Täuschung, daß es Wahrheit ist. „Es ist Wahrheit, weil Sie da sind, weil ich von Ihrem Wesen etwas kennen gelernt habe, weil mir eine Ahnung davon aufgegangen ist, was es für einen Mann bedeuten muß, das Recht zu haben — —." Hier bricht er ab, Marcella aber steht wie vernichtet, denn sie denkt daran, was für ein großes Elend sie durch ihr unbedachtes Benehmen über den Mann und über seine Ehe gebracht hat, sie denkt an das Unrecht, welches sie Letty zugefügt hat. „Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte Marcella und ließ sie wie in eine ihr bisher fremde Welt blicken. Wie würde sie selbst eine Frau gehaßt haben, mit welcher Bitterkeit und welcher Glut, eine Frau, durch welche Maxwell ideale Wahrheiten gelernt hätte."

Wir haben kein Recht an Mrs. Ward deswegen Kritik zu üben, daß sie zur Heldin ihres Lehrgedichtes eben eine Marcella gewählt hat, eine Marcella mit ihren hohen Begriffen von innigster Geistesgemeinschaft in der Ehe und ihrer bis in die Gedanken hinein absoluten ehelichen Treue. Wir können auch sagen: Gott sei Dank, es giebt noch Marcellas unter uns! Aber allerdings die Frau Ward hat sich damit die Lösung des Knotens erleichtert, ja sie überhaupt nur möglich gemacht. Indessen die Frage mag doch auch erlaubt sein: wie wäre es geworden, wenn die Frau, welche die

Erziehung dieses so unfertigen und so unglücklichen Mannes übernommen hatte, keine Marcella gewesen wäre, wenn sie auch nur in Gedanken an den Huldigungen dieses interessanten Mannes Wohlgefallen gefunden hätte? Jedenfalls hätte sie nicht so gehandelt, wie wir Marcella nun handeln sehen, um in herzlicher Reue den von ihr angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Sie eilt zu ihrem Gatten: „George Tressady war eben hier. Ich fürchte, ich habe an ihm und an seiner Frau ein großes Unrecht begangen. Ich tauge nicht dazu, dir zu helfen, dir zu helfen, Aldous! Ich mache so unbesonnene, blinde, thörichte Sachen, und alles was ich erhofft und erstrebt habe, schlägt zu Eigennutz und Unglück aus. Wem werde ich das nächste Mal wehe thun? vielleicht dir, vielleicht dir!" Darauf bekennt sie vor ihrem Manne alles was ihr Gewissen bedrückte, wenn es vielleicht auch vor Menschen noch so gering erscheinen mochte, und dann handelt es sich um die Frage: was nun thun? wie wieder gut machen?

Wir versagen es uns noch weiter ins einzelne zu gehen, wir begnügen uns mit kurzer Zusammenfassung. Maxwell tritt in Beziehung zu Tressady, Marcella aber eilt zu Letty und in einer wieder vortrefflich ausgearbeiteten Szene überwindet sie all dir beleidigende Unart dieser leidenschaftlichen und innerlich gemeinen Natur, bis diese endlich der überlegenen Macht der ihr gegenübertretenden sittlichen Persönlichkeit sich beugt und von da ab sich in deren erziehende Leitung ergiebt. Wie meist in den Büchern der Frau Ward erlahmt das Interesse etwas dem Ende zu. Die Gatten kommen sich näher, aber was in Letty nicht darin steckt, kann schließlich auch nicht herauskommen, die höheren Interessen ihres Gatten würde sie niemals völlig zu teilen vermocht haben. Frau Ward durchhaut zuletzt den Knoten, George verunglückt bei schlagenden Wettern in seinem Bergwerke und stirbt einsam in der Tiefe. Und nun diese Sterbeszene! oder vielmehr diese Phantasie, wie es in der drunten einsam sterbenden Seele zugegangen ist! Flatternde Gedanken, unbestimmte Worte, Allgemeinheiten, die unter den Händen zerrinnen, wenn man sie begrifflich fassen möchte, Fragen, auf die es keine Antworten giebt. Das ist die Elsmere-Religion der inhaltslosen, trostlosen Phrasen. Frau Ward ist wohl eine geistreiche Frau, aber doch, wie arm ist so eine geistreiche Frau, wenn es sich darum handelt Antwort zu geben auf die eine große Lebens- und Sterbefrage! Ihre Gedanken und Worte zerflattern; wie viel mehr hat doch der, welcher mit dem alten Valerius Herberger betet: „Erschein mir in dem Bilde zu Trost in meiner Not, wie du, Herr Christ, so milde dich hast geblut zu Tod."

II.

The mighty Atom by Marie Corelli, Tauchnitz Edition. 1 Vol.

Von

J. v. T.

„Unser keiner lebt ihm selber". (Röm. 14, 7.) An dies tiefsinnige Apostelwort wird der Leser von „The mighty Atom" sich unwillkürlich gemahnt fühlen.

Unter den sittlichen Problemen der gegenwärtigen Zeit, die in erschreckender Weise an jeden denkenden Menschen herantreten, wiegt vielleicht keins so schwer wie der immer häufiger werdende Selbstmord. Kaum eine Zeitung, deren Tagesnotizen nicht einen, ja mehr als einen Beitrag zu diesem traurigsten Teil der Neuigkeiten brächte! Und nicht genug, daß Männer und Frauen, Greise und Jünglinge die frevelnde Hand an sich legen: auch Kinder schon gehen, von Verzweiflung übermannt, in einen selbstgewählten Tod.

Der tiefste Grund zu diesem mit schauriger Gewalt um sich greifenden Übel ist ohne Zweifel eben da zu suchen, wo die Wurzel alles Bösen überhaupt liegt: in dem

Abfall von Gott. Gieb einem Menschen Gott und du giebst ihm das Leben. Störe ihm den Glauben, und du nimmst ihm das einzige, was ihn vor Verzweiflung schützen kann — er verfällt dem innern Tode. Nicht als ob aller Zweifel notwendig zum Selbstmord führte, aber die konsequente Leugnung Gottes wird unausbleiblich eine innere Öde und eine Verdunkelung des ewigen Zieles, für das wir geschaffen sind, herbeiführen: eine Verdunkelung, die innerer Tod genannt werden muß. Von dem inneren Tode ist aber nur ein kleiner Schritt bis zu der letzten, unwiederbringlich entscheidenden That des Selbstmörders. Was kann ihn noch zurückhalten, wenn er nicht erbebt bei dem Gedanken, ungerufen vor das Angesicht seines Schöpfers hinzutreten? Wenn er diesen Schöpfer selber leugnet, wenn er von Erlösung und Gnade nichts weiß, wenn er seine unsterbliche Seele dem Staube gleich achtet, der im Winde verweht?

Nur eines vermag ein dem Tode verfallendes Geschlecht zu retten: der Glaube an den Lebendigen, Barmherzigen, der den Menschen nicht nur geschaffen hat, sondern ihn auch mit seinem Odem erhält, der ihn väterlich versorgt und beschirmt, und der in Christo Jesu, seinem Sohne uns Sünder zu begnadigten Gotteskindern macht. Dieser selige Christenglaube ist's, der das Leben in jedem Sinne verbürgt, er ist's aber auch allein — außer ihm ist der Tod! Und wer einen Menschen dahin bringt, Gottes Dasein zu leugnen und die gnadenreiche Offenbarung des in unserer Mitte erschienenen „Menschensohnes“, das süße Evangelium von Christo, für eitel Märlein zu achten, der liefert ihn dem inneren Tode aus, der wird zum Mörder an einer unsterblichen Seele.

Wehe, wehe über die, so Ärgernis geben! Die vorliegende Erzählung hat es sich zur Aufgabe gemacht, nachzuweisen, welche furchtbare Verantwortung diejenigen auf sich nehmen, die hart und kalt genug sind, in einer Kinderseele den Glauben zu zerstören, anstatt ihn zu pflegen, und die von ihrer Feindschaft wider Gott sich so weit hinreißen lassen, aller pädagogischen Weisheit zum Trotz schon das Kind zum Atheismus zu erziehen.

In Frankreich soll das nichts Seltenes sein und gewiß liegt hier die Hauptursache für die entsetzliche Menge der dort nach Hunderten zählenden Kinderselbstmorde. Aber auch in anderen christlichen Ländern fehlt es, Gott sei's geklagt! nicht an Gottesleugnern, die grausam genug sind, ihren Haß gegen alles Transcendentale und Übersinnliche schon der Kinderseele einzupflanzen, und sie frühe mit Zweifeln gegen die göttliche Offenbarung zu erfüllen.

Die Verfasserin des uns hier beschäftigenden Buches zeichnet mit großer Feinheit und tiefer Seelenkunde das Bild eines solchen irregeleiteten, reich beanlagten, aber durch seine Führer seelisch zu Grunde gerichteten Knaben. Die kleine Gestalt hebt sich von der meist nur skizzenhaft angedeuteten Umgebung wie mit scharfen Federstrichen in lebendiger Durchführung, plastisch und sehr anziehend heraus. Mit größter Anteilnahme und tiefer Wemut folgt man dem Knaben Schritt für Schritt auf seinem umschatteten Lebensgange und fühlt sich durch sein ungewöhnlich trauriges Geschick aufs innigste bewegt, nicht ohne eine bange Vorahnung des letzten, furchtbaren Verhängnisses, dem er als unschuldiges Opfer verfällt.

Von einem ehrgeizigen, herzlosen, von Philosophenstolz aufgebläheten Vater auf das äußerste geistig vorwärts getrieben und zu den rastlosesten Anstrengungen gezwungen, ohne je eine Erholung oder Verkehr mit Altersgenossen zu haben, dabei von der anmutigen aber selbstsüchtigen Mutter nur selten einmal mit der Freundlichkeit beachtet, nach der sein Kinderherz sich sehnt, ist Lionel gleich einer im Schatten stehenden, Licht und Luft entbehrenden Pflanze, emporgeschossen, ohne Freude, ohne Liebe, ohne Sonnenschein und — ohne Gott! Der einzige unter seinen Hauslehrern, der mit frischem Jugendsinne den kleinen, angehenden Gelehrten gern noch zum Kinde gemacht und ihm den eigenen, fröhlichen Kinderglauben hätte mitteilen mögen, wird von dem gottentfremdeten Vater schleunig entfernt.

Die Erzählung beginnt mit dieser für Lionel so schmerzlichen Trennung. Sein kleines Herz erbebt unter dem Abschied, denn innig hängt er an dem jungen Lehrer,

aber mit stoischem Gleichmut zwingt er die Bewegung nieder voll einer frühreifen Selbstbeherrschung, die bei einem zehnjährigen Knaben schmerzlich zu sehen ist. Ungemein lieblich und wohl unstreitig der anmutigste Abschnitt des Buches ist die nun folgende Schilderung, wie der Knabe auf dem Kirchhofe die Bekanntschaft des ehrwürdigen Totengräbers und seiner kleinen Tochter macht. Der fromme Einfaltsglaube des Alten verfehlt nicht seinen Eindruck auf den zur Negative aller Offenbarung angeleiteten Knaben, doch mit kindlicher Naivetät und altkluger Weisheit wahrt er seinen Standpunkt. Das Gespräch zwischen den beiden ist ein kleines Meisterstück. Aber die glücklichste Veränderung geht mit Lionel vor, als das kleine Mädchen zwischen den Gräbern erscheint. Mit Jessamine wird er zum Kinde. Es hat nur dieses einen Sonnenstrahls bedurft, um aus dem frühreifen, kleinen Skeptiker einen fröhlich-spielenden Knaben hervorzuzaubern. Wie eine holde Idylle leuchtet dieser Tag in des einsamen Kindes Leben. Ein einziges Mal noch sieht er Jessamine wieder, die kleine Menschenknospe voll süßem Liebreizes, um die bei allem kindlichen Frohsinn schon etwas von Ewigkeitsluft weht. Bald darauf steht Lionel an ihrem Grabe und die ihn da zerreißenden Zweifel beschleunigen den letzten, tragischen Ausgang seines jungen Lebens. Der Verkehr der beiden so grundverschiedenen und eigenartigen Kinder ist von einem wunderbaren Zauber. Es ist der Verfasserin gelungen von diesen zarten, noch ganz im Werden begriffenen Individualitäten und ihrer gegenseitigen Wirkung aufeinander ein ebenso duftiges, wie klares und charakteristisches Bild zu zeichnen, das der Leser mit Entzücken anschaut.

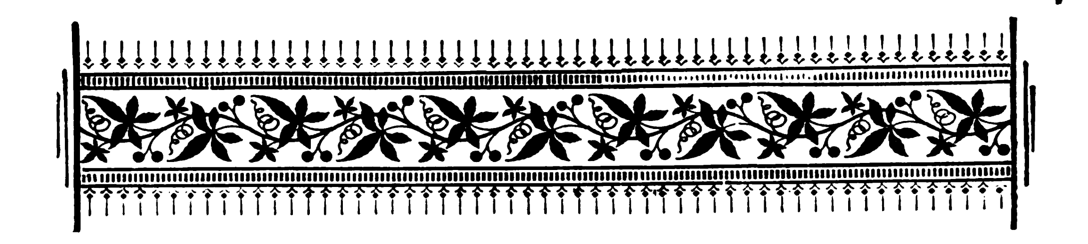
Ebenso gelungen ist die Gestalt des alten, sinnigen Totengräbers, der zugleich das Amt eines Kirchwartes an dem durch antike Holzschnitzwerke berühmten kleinen Gotteshause bekleidet. Auf höchst eigenartige Weise, die den zum erstenmal eine Kirche betretenden Knaben in Erstaunen setzt, führt der schlichte Mann ihn, der mit der klassischen Welt des Altertums weit vertrauter ist, an der Hand der vorhandenen Altertümer in ein Stück heimischer Kirchbaukunst und Kirchengeschichte ein und weckt nicht nur Lionels, sondern auch des Lesers Nachdenken.

Neben diesen drei Hauptfiguren wäre zunächst der hochgelehrte, seelisch fast verknöcherte Professor zu nennen, der an Stelle des liebenswürdigen, jungen Hauslehrers getreten ist. Noch ist er nicht ganz jeder menschlichen Regung abgestorben, und es erwacht bei dem längeren Verkehr mit dem zarten, physisch wie geistig erschöpften Knaben, dem Gelehrten selber fast überraschend, ein Stück Herz in ihm. Das erste Gespräch zwischen ihm und seinem Zögling ist von eigentümlichem Interesse und voll bewundernswürdiger psychologischer Feinheit. Die zutrauliche Art und fast männliche Offenheit, mit der Lionel bei dem berühmten Gelehrten Lösung seiner Zweifel sucht, hat etwas Herzbewegendes. Seine reine Kindlichkeit neben den vorzeitigen Grübeleien und tiefsinnigen Fragen wirkt um so rührender und zugleich um so tragischer, weil dem neuen Führer jedes, auch das leiseste Verständnis dafür fehlt. So muß das arme Kind weiter seinen Weg im Dunkeln tappen. Vergebens sehnt er sich nach Vater- und Mutterliebe, und an eine höhere Liebe zu glauben, hat sein kleines Herz nicht gelernt. Zu Jesus, dem Kinderfreunde, hat keine Hand ihn geführt. Die Mutter verläßt schließlich des Gatten Dach und unter der Wucht dieses schmerzlichen, ihm ganz unfaßbaren Konfliktes bricht der einsame Knabe zusammen. Dunkler und dunkler wird es um ihn. Endlich trifft ihn auch noch Jessamines Tod als ein neuer, unvorbereiteter Schlag, und das heiße Verlangen, zu ergründen, wohin die kleine Gespielin gegangen, treibt ihn zu dem letzten, verzweifelten Schritt. Daß manches dabei unnatürlich und überspannt ist, so namentlich des Knaben letztes Gebet, wollen wir nicht verschweigen.

Ebenso muß die sehr schemenhafte Behandlung der beiden Eltern gerügt werden, die es dem Leser schwer macht, ein seelisch begründetes, verständliches Bild von ihrer Persönlichkeit zu gewinnen. Der Vater ist die reinste Unnatur und die Mutter vollends bleibt ein unlösbares Rätsel. Da liegen Mängel der Darstellung, die nicht zu leugnen sind. Das ganze Buch darf aber jedenfalls als sehr lesenswert empfohlen werden. Auch die Naturschilderungen sind von großem Reiz und so treu, daß in einem Besucher der anmutigen Grafschaft Devonshire die Erinnerung daran lebhaft angeregt wird.

Kindern aber darf man das Buch, wenngleich es nur die Geschichte eines Kindes enthält, nicht zu lesen geben. Die Konflikte, die es schildert und die Fragen, die es behandelt, sind äußerst lehrreich für Kinderfreunde und von höchster Wichtigkeit für die Aufgaben der Pädagogik, liegen aber weit hinaus über den kindlichen Horizont und sollten demselben durchaus fern gehalten werden. Wenn die kleine Erzählung diejenigen, welche Gott mit der Erziehung der Kleinen betraute, zu der Erkenntnis führt oder sie darin bestärkt, daß nur bei Jesus, dem Kinderfreunde, auch ein Kinderherz zur Ruhe kommen kann und daß nichts so wichtig ist, als sie von zarter Jugend an mit Ihm, bei dem Freude, Friede und Seligkeit ist, bekannt zu machen, so hat es eine hohe Bestimmung erfüllt und wird Segen stiften.





Im Fluge durch Italien.

Von

Alfred Schwab.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Von der Lateranskirche wende ich mich nach S. Croce in Jerusalemme, einer der sieben Pilgerkirchen Roms zu und von da zurück der Scala Santa, ich sehe die 28 mit Holz verkleideten Marmorstufen, angeblich aus dem Richthause des Pilatus in Jerusalem, welche die fromme Kaiserin Helena 326 nach Rom brachte, der Bischofsstadt zum Geschenke; auf ihnen sollte Christus einst zu seinem Verhör vor dem Landpfleger emporgestiegen sein. Dann geht es in das Kapitolinische Museum, wo ich die herrlichen Meisterwerke bewunderte. Doch davon schweigt des Sängers diskreter Mund. Überdies muß ich hier abbrechen, denn was über alle einzelnen Werke dieses Museums schon geschrieben und gestritten worden, auch gedacht und gedichtet ist, das würde mehr als eine Bibliothek füllen. Komm und sieh selbst! Übrigens hat die Kunstbegeisterung hier ein gutes Werk gestiftet, gemeinsame Bewunderung hat mich in Bekanntschaft gebracht mit einem Hannoveraner, und da unsere Temperamente sich gut ergänzen, so beschließen wir, zusammen einen Ausflug in die Via Appia zu unternehmen. Die Piazza Venezia ist der Mittelpunkt Roms insofern, als von hier die verschiedensten Pferdebahnlinien nach allen Richtungen ausgehen. Hier tranken wir unsern Nachmittagskaffee, um sowohl die römischen und nichtrömischen Straßenbummler zu beobachten, als auch dann die nächste Route nach der Gräberstraße per Pferdebahn einzuschlagen. Wir halten an der Bocca della Verità = Mund der Wahrheit, weil dort die Römer beim Schwur ihre Rechte in eine Brunnenmündung legten. Daneben befindet sich in malerischer Situation am Tiberufer ein kleiner Rundtempel mit korinthischen Säulen, dem aber Dach und Gebälke fehlt. Jetzt hat sich eine kleine christliche Kirche dort eingenistet unter dürftigem Dach. Rechts von der neuen Eisenbrücke sahen wir einen mächtigen Pfeiler einer alten Brücke aus dem Tiber ragen. So treten uns Schritt auf Schritt, wohin wir nur den aufmerksamen Blick lenken, Spuren eines untergegangenen Zeitalters entgegen, einer Civilisation, die selbst in ihren Trümmern großartig genug ist, um uns verwöhnten Kindern der neuen Zeit Achtung abzugewinnen. Wir verfolgen den staubigen Weg auf der uralten Via Appia, die bis jetzt noch ihre Tüchtigkeit im Unterbau und übrigens in ihrer Konstruktion bewährt hat, eine vor 2200 Jahren angelegte Militärstraße, nach dem Erbauer Censor Appius so genannt, mit Recht „die Königin der Straßen“ betitelt. Zur Rechten und Linken zeigen sich jetzt Gräber. Wie wir Kirchhöfe, Gottesäcker haben, außerhalb der Stadt, so die Alten Gräberstraßen, wo ein Grab sich an das andere reiht. Das widerspricht ganz unseren Anschauungen, denn für uns ist die geräuschvolle Straße und ihr Staub nicht der Ort, da wir die letzte Ruhe wünschen, sondern wir begehren einen stillen abgeschiedenen, von allen Lärm des Alltagstreibens fernen Rarm, wo wir selbst unserer Lieben in Stille

und Andacht gedenken können. Die Straße steigt langsam an und eine reinere, frischere Luft macht sich angenehm fühlbar, je mehr wir aus dem Bereich der Weltstadt uns entfernen. Endlich gelangen wir an den durch einige Cypressen gekennzeichneten Eingang zur Katakombe des heiligen (Papstes) Calixtus.

Diese Katakomben haben uns gar manches Rätsel aufgegeben. Es giebt Gelehrte, die an dessen Lichtung und Aufklärung ihre ganze Lebenskraft gesetzt haben. Auch so sind sie immer noch eine befremdende Erscheinung. Wie ist sie zu erklären? Während die Heiden (auch die modernen) ihre Toten verbrannten, haben von Anfang an die Christen nicht bloß im Anschluß an die jüdische Sitte, sondern vielmehr im Einklang mit ihrer wesentlichen Auffassung vom Tode und dem Leibe des Menschen, der als ein Samenkorn in die Erde gelegt wird, ihre Toten be„erdigt". In Rom bildete sich schon frühe eine Christengemeinde, da war's bald eine ernste Frage, wo sie ihre Toten unterbringen sollte. Auch da, wo die Heiden es thaten, die über den verbrannten Aschenresten entweder große Grabmäler errichteten, oder diese in Urnen in Columbarien aufgestellt aufbewahrten? Ja, auch in der Gräberstraße, aber in anderer Weise. Die zunehmende Feindschaft des Pöbels und bald auch der Beamten und Kaiser des Reichs legte es nahe, sich möglichst der Öffentlichkeit zu entziehen. Die Not macht erfinderisch, und die Gelegenheit zu solcher Erfindung war günstig. Rom besitzt in seiner Umgebung einen Boden von Tuff, der bald hart, bald weich vorkommt. Hier legte man unterirdische Gänge von mäßiger Höhe und Breite an und rechts und links bohrte man Stollen, in die man den Toten horizontal hineinlegte, ohne Sarg, nur mit Leintuch umwickelt. Dazu wurden aromatische Stoffe zur Konservierung des Leichnams beigelegt und dann der Stollen mit einer Marmorplatte geschlossen, worauf eine Inschrift eingegraben war. Oft sind in solchen Gängen die Gräber in sieben Reihen übereinander. Diese Begräbnisplätze genossen anfangs gesetzliche Anerkennung. Erst später mit dem sich steigernden Gegensatz zwischen Juden- und Heidentum, wurden sie — selbst unsicher — Zufluchtsstätten der Christen, deren Zugänge geheim gehalten und verschlossen wurden; dort hielt man auch Gottesdienste mit Feier des Abendmahls. Auch diese Gottesdienste verbot man zuletzt den Christen und ein Papst (Sixtus II.), der dies Verbot nicht achtete, wurde getötet. Der Kaiser Diokletian, der letzte grausame Verfolger, zog die Katakomben ein; dann aber durch das Mailänder Edikt 311 wurden sie den Christen wiedergegeben. Von förmlichen Gottesdiensten darin kann schon deshalb keine Rede sein, weil der Raum viel zu klein und die Luft viel zu schlecht, auf die Dauer erstickend war. Aber in den Zeiten äußerster Not flüchtete man sich wohl zu diesem Zweck in kleineren Scharen auf kurze Zeit dahin. Es sind also die Katakomben nichts als ursprüngliche Gemeindebegräbnisplätze der Christen nach dem Vorbild der palästinensisch-syrischen Höhlen und Felsengräber. Als die Verfolgungszeit vorüber war, kam erst ihre rechte Blütezeit: denn nun war das Motiv: in der Nähe eines Märtyrers aus der früheren Zeit begraben zu sein. Aber sie war nur kurz, denn man konnte diese Gänge auch nicht ins Unendliche ausdehnen. So wurde dann aus dem früheren Begräbnisplatz eine Wallfahrtstätte. Aber mit den Verwüstungen und der zunehmenden Unsicherheit der Campagna infolge der Völkerwanderung und der Plünderungszüge der Goten und Longobarden kamen sie mehr und mehr in Vergessenheit. Jetzt suchte man die heiligen Märtyrerleiber resp. Gebeine vor diesen wilden Horden, denen nichts heilig war, zu retten. Vom Papste Bonifaz IV. wird uns berichtet, er habe 28 Wagen voll „Märtyrer"gebeine aus den Katakomben in das zum heiligen Tempel umgewandelte Pantheon schaffen lassen, und später noch wurden 2300 „Märtyrer"leiber nach der Praxediskirche verbracht. Damit war eigentlich der völlige Untergang und Vergessenheit der Katakomben besiegelt, nachdem man die Perlen ihnen geraubt. Ein halbes Jahrtausend verging so, ohne daß man von Katakomben etwas wußte. Erst im 15. Jahrhundert drangen Franziskaner und Humanisten in sie ein, und erst unser Jahrhundert hat eine eigentliche Erforschung dieser Labyrinthe gebracht. Bedeutsam sind aber auch die Katakomben, weil sie uns die Anfänge der christlichen Kunst zeigen. Dieser Gräberort war der Lieblingsort der ersten Christen, an dem sie begannen, das Dasein mit ihren schwachen Kräften und bescheidenen

Mitteln zu schmücken. Ja diese Welt des Grabes, die dem Heiden trostlos, dem Juden unrein und widerwärtig galt, ist die Stätte, wo das Christentum zuerst, in volkstümlicher Weise sich heimisch fühlend, seine jugendlich sieghafte Herrlichkeit zeigt und wenn uns in Pompeji das düsterblutige Abendrot des gottlosen genußsüchtigen Heidentums erhalten, so hier in der Gräberwelt Roms das vielverheißende Morgenrot des Christentums. Man sieht da alle die Sinnbilder und Figuren, die den Christen aus der heiligen Schrift bekannt und teuer sind, auch neu ersonnene. Nicht bloß Anker, Kreuz, Krone, Palmzweig, Taube, Ölblatt, das Lamm und den Hirten, auch den Fisch ι.χ.ϑ.ύ.ς, das *I. H. Σ.* 2c.

Doch ich muß jetzt um Entschuldigung bitten für diese meine Abschweifung, zu der mich theologische Reminiszenzen hingerissen haben. Also treten wir endlich einmal ein in die geweihte Unterwelt der ersten Christenheit! Ein Mönch, ich glaube ein Franziskaner, leider z. B. nur französisch redender übernimmt unsere Führung, übergiebt uns die Kerzen, mahnt zuvor uns etwas abzukühlen, damit wir in den kaltfeuchten Gruftgängen uns keine Erkältung zuziehen. Bis das geschehen erforscht er neugierig wie ein Mädchen unsere Personalia, natürlich hat er in uns Deutschen schon längst Ketzer gerochen und in mir gar einen Ketzerprediger gewittert aus meiner Physiognomie und meinem ganzen Habitus diagnostizierend. Ich bestätigte ihm das lächelnd. Sofort eröffnet er das Gefecht mit dem Rufe: Quand vous finirez de protester? ich antworte nur kurz: Jamais! Jamais! Doch nun geht's erst los. Ich betone, daß wir jetzt frères chrétiens sein wollen. Doch das scheint er nicht recht verstehen zu wollen. Endlich umfängt uns die frische Luft der noch ungespaltenen Christenheit in Grabesruhe. Es wird uns eine genaue Erklärung alles Einzelnen gegeben, der Zeit, aus dem es stammt, der Absicht und Urheberschaft nach, recht ausführlich, so daß vor lauter schwirrenden Zahlen, Namen 2c. oft der rechte Eindruck schwinden will. Ein größerer Raum dieser Unterwelt wird von der „Papstkammer" camera papale eingenommen, wo allein vier Päpste begraben liegen, während an Stelle des fünften, jenes obengenannten Märtyrers Sixtus II., der ursprünglich auch hier beigesetzt ward, eine ornamentale Inschrift angebracht ist. Nicht bloß die Kunst, sondern auch der Gedanken- und Gefühlskreis jener Christen gewinnt jetzt in diesen Symbolen vor unsern Augen Leben und Gestalt. Der Sinn jenes Christentums war mehr als je auf das Jenseits gerichtet, schmerzlich abgelenkt von einer sie hassenden, verfolgenden und nicht verstehenden Welt. Hoffnung auf Auferstehung kehren immer wieder. Doch die kühle dumpfe Luft drückt mehr und mehr auf unser Gemüt, abgesehen von solch ernstem Gang durch eine entlegene Grabwelt; dazu sind unsre Kerzenstücke herabgebrannt. Nachdem das weise Mönchlein seine Schuldigkeit gethan und uns durchs Labyrinth dem rosigen Licht wieder zugeführt, nehmen wir ihm auch von seinen Schätzen in Gestalt von Denkmünzen ab, ohne an den Aufschriften derselben weiteren dogmatischen Anstoß zu nehmen.

Unterdes ist ein herrlicher Abend angebrochen, die Luft ist so rein und mild, und indem wir die Gräberstraße noch weiter aufwärts steigen bis zum Rundbau des Grabes der heidnischen Römerin Caecilia Metella, erweitert sich uns die Aussicht zu einem großartigen Panorama, von dem wir uns stillstehend schwer trennen. Vor uns, unter uns Rom mit seinem Petersdom und 100 anderen Kuppeln, die weite Ebene begrenzt bis Nord-Südost von blauen Bergen der Volsker und Albaner. Doch die ablaufende Tageszeit mahnt uns vor etwaigen Straßengesindel die schützenden Mauern der Stadt aufzusuchen, denn auf Abenteuer sind wir nicht aus. Wir erfrischen uns noch in einer Osteria bei einem köstlich goldenen Wein und bald hält die staubige Straße mit ihren Mauern die Wandernden eingeschlossen. Eine kleine Kirche, die wir aber nicht weiter beachten, auf der Seite liegend, führt uns mit ihrem Namen: Domine Quo vadis? die Legende in Erinnerung, Petrus sei auf der Flucht vor dem Märtyrertode Jesu begegnet und habe ihn gefragt: Herr, wohin gehst du? und von diesem die Antwort erhalten: „Ich komme, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen" d. h. wenn du nicht sterben willst, muß ich selbst sterben für meine Gemeinde. Getroffen und tief beschämt sei Petrus dann nach Rom zurückgekehrt (d. h. wenn er je überhaupt nach Rom gekommen). Ein sinniges Seitenstück zu dem evangelischen Berichte von Petri Verleugnung. — Die

Dämmerung ist sehr stark und schnell über uns gekommen, wir befinden uns aber auch wieder in der schützenden Nähe der Stadt. Mit Pferdebahn erreichen wir schnell jeder sein Ziel, nachdem wir für morgen ein Zusammentreffen verabredet haben.

So früh es mir möglich war, trat ich morgens die Wallfahrt nach S. Pietro in Vaticano an, das zu Fuße ca. eine Stunde vom Bahnhof entfernt sein mag. An der Engelsbrücke vorbei und an der Engelsburg, dem gewaltigen Rundbau und Grabmal des Kaisers Hadrian und auch seiner Nachfolger innerhalb eines Jahrhunderts, später als Festung benützt und Stück für Stück zerstört, jetzt von einer Bronzestatue des Erzengels Michael überragt — an all dem und noch vielen anderem vorüber führt uns die Bahn ansteigend zum Tempelberg empor. Ich bin unterdessen in ein lebhaftes Gespräch verwickelt mit einem Kapuzinerfrater aus Bayern, der in mir einen Landsmann und geistlichen Kollegen entdeckt zu haben glaubt. Das anfangs lebhafte Gespräch kommt bei der zunehmenden Reserviertheit meiner Äußerungen über Kirchen ꝛc. zum Stocken und ich bin erst als Ketzer erkannt, als der gute Frater beim Eintritt in St. Peter entsetzt bemerkt, daß ich das päpstliche Weihwasser verschmähe. Übrigens bleibt trotzdem unser Verhältnis ein freundliches, wenn wir uns auch bald trennen, um uns da und dort wieder zu begegnen. Was diese Kirche vor allen ihren Schwestern in Rom auszeichnet, ist durchaus nicht bloß ihr Umfang, die Größe ihrer Kuppel; vor allem erhebt sie sich aus dem wüsten Häusergewirr und Dunst heraus auf der Spitze eines Hügels, wie es einem Tempel gebührt, zu dem wir selbst uns erheben müssen, wenn er uns erheben soll. Und weiter ein großartiger Vorplatz, Vorhof, führt uns in dies Heiligtum. Wir kommen vorbereitet hinein. Die Welt zur Seite verschwindet allmählich. In der Mitte erhebt sich gleich einem Fingerweis nach oben ein ägyptischer Obelisk ohne Hieroglyphen, rechts und links zwei hohe Springbrunnen, eine erquickende Frische und bewegte Luft um sich verbreitend mit ihrem stillen Geplätscher, endlich zu beiden Seiten, gleich zwei mächtigen Fangarmen, die die vor uns thronende Kirche nach uns ausstreckt, laufen bogenförmig den elliptisch runden Platz umschließend, gewaltige Säulenhallen, die zusammen 284 Säulen und 88 Pfeiler zählen. Und nun erst, nachdem wir diese großartigen Eindrücke empfangen, treten wir in die Kirche selbst. Das Bild dieser Kirche und ihres Innern fehlt wohl in keinem Lutherbuch, und wir wissen, in welchem traurigen Zusammenhang sie zu den Anfängen der Reformation steht, wir denken daran, daß die Sünden der guten Deutschen diese Kirche bauen helfen mußten. Doch darf sich daran nicht die falsche Vorstellung knüpfen, als habe sie erst zu dieser Zeit zu bestehen begonnen. Es handelte sich nur um den großartigen Umbau der alten Peterskirche, von der die Sage geht, Konstantin der Große habe sie an der Stelle erbaut, wo der Apostel Petrus i. J. 67 in dem Neronischen Circus den Märtyrertod erlitten habe. Hier empfing auch zu Weihnachten 800 Karl der Große die römische Kaiserkrone und nach ihm noch viele andere Fürsten. Die Zeit hatte allmählich dieser Kirche hart zugesetzt und so nahm der geistvolle kunstliebende Papst Julius II. (s. dessen Briefe an Rafael bei Schiller!!) den Plan des Neubaues wieder auf im Jahre 1500. Es wäre für Laien ermüdend, die ganze lange, schwankende Geschichte dieses Baues wiederzugeben; nur die Namen der drei größten Künstler, die in diesem Bau sich verewigt, seien erwähnt: Bramante, Michel Angelo und Rafael. Die große Idee, die ihnen vorschwebte, war, den Triumph des Christentums über das Heidentum auch architektonisch darzustellen, noch mehr der Welt-Gottes-Herrschaft (Universaltheokratie) der römischen Kirche den würdigsten Ausdruck zu geben: man wollte das Pantheon (den größten Rundbau des klassischen Heidentums) auf die Maxentiusbasilika (eine der größten Langbauten) setzen; das Pantheon ist die riesige Peterskuppel. Und in der That: kein Gebäude des Altertums kann als einheitliche Gesamtkomposition sich an Majestät damit messen. Aber dieser Triumph erinnert nur zu sehr an das, was von Nebukadnezar geschrieben steht: „Und da der König auf der Burg zu Babel ging, hub er an und sprach: Das ist die große Babel, die ich erbaut habe durch meine große Macht zu Ehren meiner Herrlichkeit (Dan. 4, 26 ff.). Und eine Stimme fiel vom Himmel: Dein Königreich soll dir genommen werden." — Vor allem zu seiner Selbstverherrlichung hat das Papsttum diesen Bau unternommen, aber er hat ihm auch seine Alleinherrschaft

im Occident gekostet; denn er war ein Anstoß zum Werke der Kirchentrennung. Ebenso wie, als das Papsttum zum Überschwang der Unfehlbarkeit sich verstieg, ihm auch der letzte Rest von weltlicher Herrschaft genommen ward. Wer Augen hat zu sehen und noch mehr, wer sehen will, der sehe! Doch wir wollen unsere Augen jetzt von der Weltgeschichte und dem Weltgerichte. — solche weltgeschichtlichen Überblicke sind in Rom unvermeidlich, ja man muß dorthin gehen, um sein weltgeschichtliches Interesse durch solche Anschauung zu beleben und zu befestigen — wir wollen unsern Blick wieder auf den Bau selbst lenken. Er nahm nur (im Vergleich zu den 500 Jahren des Kölner und Mailänder Doms) 126 Jahre nach dem eigentlichen Beginn durch Julius II. in Anspruch. Der Flächeninhalt der Kirche ist nahezu doppelt so groß wie der des Mailänder, 2½mal so groß wie der des Kölner Doms, welcher sie nur durch die Höhe des Turms übertrifft. Nur ein Fehler könnte diesem Bau nachgesagt werden, daß seine gewaltige Kuppel in der Nähe ganz verschwindet und unsichtbar ist, und nur in der Ferne, also verkleinert, wirken kann? Doch wie war das anders möglich? Vor der verwirrenden Unzahl von Nebenkapellen, Seitenaltären und Grabmälern, kurzum vor tausend bestechenden Einzelheiten verliert man zu leicht den Blick aufs große Ganze, ja es ist eine physische und psychische Unmöglichkeit, dies alles in einen einzigen Totaleindruck zusammenzufassen. Ja wer etwa hundertmal jeden Tag sechs Stunden diesen Bau studiert hat, der ist vielleicht am Schluß imstande, einen erhebenden Überblick zu genießen. Wer kann das? Für wen ist also dieser Bau? In der That, wir treten ein und sind überrascht; wir wissen nicht, wohin wir uns wenden sollen; darum bleiben wir lange stehen. Endlich raffen wir uns auf. Rechts und links laden zwei Engel uns ein, aus ihren Becken das geweihte Wasser auf uns zu sprengen. Doch aller lockende Zauber der Kunst und Phantasie vermag mich nicht dazu, auch die schönste Kunst, wenn ihr in unsern Augen der innere Wahrheitsgehalt fehlt, ist machtlos. Und nun verliere ich mich in all die tausend Einzelheiten, jede an sich groß und majestätisch. Wer zählt sie alle, die Denk- und Grabmäler der Päpste, die Statuen der Heiligen, die Mosaiken, Millionen an Wert darstellend. Von ganz besonderem Interesse ist die Bronzestatue des heiligen Petrus, deren rechter Fuß mit den Küssen der Gläubigen bedeckt wird. Weiter die Inschrift am innern Kuppelfries auf goldenem Grunde mit zwei Meter langen blauen Buchstaben: „Du bist Petrus und auf diesen Fels . . .“, natürlich in lateinischer Sprache. Weiter der Hochaltar von vier gewundenen ehernen Säulen flankiert, wo nur an hohen Festen und nur der Papst die Messe liest. Darunter der Sarkophag Petri, dessen Grab ja die Kirche umschließen soll; die Pietà Michel Angelos mit dem Leichnam Christi auf dem Schoß; ferner das ganze rechte Querschiff, das 1870 als Sitzungssaal für das Konzil diente, und zuletzt der Kuriosität halber das Grabmal Pius VII. von dem protestantischen Künstler Thorwaldsen, als Beweis für die Liberalität des auftraggebenden Papstes. — Und nun noch die Besteigung der Kuppel; ich habe zwar vergessen, den Permeß an Ort und Stelle zu holen, finde aber, da ein solcher immer für mehrere Personen gilt, Anschluß an ein gerade im Aufstieg begriffenes junges Paar; mit Französisch behalfen wir uns, um über die stärksten Eindrücke Austausch zu pflegen. Innerhalb des Treppenaufgangs zum Dach sind die verschiedenen hohen Herrschaften verewigt, welche S. Peter schon mit ihrem Besuch beehrt; selbstverständlich ist hier ganz Europa vertreten. Das „Dach“ ist eigentlich ein ganzes Häuserviertel, von Arbeitern bewohnt und Wächtern. Zugleich ragen eine Unzahl kleiner Kuppeln da und dort hervor; nach dem Platz zu wird der Rand der Deckfläche von einer Reihe von Heiligen- und Apostelstatuen geziert. Jetzt beginnt erst das Steigen, denn wir haben nur das erste Drittel zurückgelegt. Wir treten aber zuvor in die Kuppelgallerie — der Umfang derselben beträgt 192 m — und bewundern die herrliche Mosaik in der Nähe, Treppen führen innerhalb der doppelten!! Kuppelschalen gewunden zur Laterne, die eine herrliche Aussicht über den Kirchenkomplex, den vatikanischen Palast und Garten und noch mehr über die ganze Stadt und Umgebung fast bis ans Meer bietet. Um meinen Plan gewissenhaft durchzuführen, steige ich auch unterm Schweiße meines Angesichts die senkrechte eiserne Leiter zur kupfernen Kugel hinan, die 16 Personen faßt und Öffnungen zur Ventilation der glühenden

erstickenden Luft besitzt. In Schweiß gebadet komme ich unten wieder an und treffe hier meinen verspäteten Freund. Wir genießen noch einige Augenblicke die Rundschau und dann lautete die Losung: Auf! nach **Tivoli!** Wir haben sehr Eile und wenn ich nicht den Kondukteur der Straßenbahn ein wenig zum Halten gebracht hätte, damit mein Freund, der trotz seiner Herkunft ein wenig zum österreichischen Landsturm zu gehören schien, nachkäme, so hätte es nicht zur Abfahrt des Eisenbahnzuges gereicht, den wir glücklich erreichten, nachdem ich mehr fliegend als laufend zwei Billets erobert hatte. Dritter Klasse! zum erstenmal. Feine Nerven und Bedürfnis nach Ruhe darf man da nicht haben, denn das spuckt und qualmt, gestikuliert und schwatzt die ganze Zeit! Es war hoher Mittag, aber das Klima außerhalb Roms nach den umgebenden Gebirgen zu ist erfrischender. Hübsche Berglein, mit Dörfern und Schlößchen gekrönt, begleiten uns zur Seite. Schwefelbäder machen hier und da durch infernalische Gerüche sich bemerklich. Schon sehen wir Tivoli versteckt in den Berggründen. Es verschwindet wieder. Da sehen wir plötzlich seine Wasserfälle rauschen und stauben. Ein paar Tunnel und wir haben endlich im weiten Bogen diesen Landsitz reicher römischer Aristokraten und Kaiser erreicht. Am „Tempel der Sibylla" halten wir Siesta. Im Schatten der noch übrigen Säulen sehen wir hinüber auf den herabstürzenden Anio, der trotz der Periode der Trockenheit immer noch erkleckliche Mengen in die Tiefe schleudert. Mit dem Rheinfall läßt er sich an imposanter und geschlossener Einheit des Eindrucks nicht messen. Die Höhe ist ja eine größere (100 m!), aber die Wassermassen zerteilen sich auf verschiedene Austrittsstellen und fünf kleine Fälle geben noch lange nicht einen großen. Der Donner des deutschen Rheins ist ein ganz anderer als das angenehme, betäubende Geräusch des Anio, ungefähr ebenso verschieden, wie der furor teutonicus des Germanen von dem verfeinerten Feuer des in „Künsten und Wissenschaften" gebildeten Italiano. Nach dem Mahle besichtigen wir das D o r f, denn trotz seiner 10 000 Einwohner macht es auf uns den Eindruck eines schmutzigen Nestes. Mehr als in den Großstädten konzentriert sich hier das ganze Leben auf die Straße. Alles arbeitet vor dem Hause. Übrigens sind die Leute höflich, wenn auch meist nur um den Preis eines Trinkgeldes für gelegentliche Auskunft und gar die professionellen „Führer" verweigern dieselbe ohne eine solche Hoffnung. Nun, die Leute sind eben auch durch dumme d. h. protzige und renommiersüchtige Fremde ziemlich verdorben und anspruchsvoll gemacht, zu keiner ernsten „langweiligen" Arbeit mehr aufgelegt. Da mein Freund, als wir schon zehn Minuten wieder außerhalb, auf der via delle cascatelle ein paar Taschentücher zurückgelassen, so habe ich um so mehr Muße, mich dem Studium der Wasserstürze hinzugeben. Eigenartig sind gewiß die tiefen Schluchten und Felsspalten, zwischen denen das Wasser schäumt und zum Bache sich wieder sammelt.

Mit Untergang der Sonne — es war gegen abend mitten in der freien Landschaft herbstlich frisch geworden — erreichen wir wieder die dunstende, staubige Roma. Nach dem Abendessen treffen wir uns an der Piazza Venezia in einem Restaurant, um bei elektrischer Beleuchtung das Abendtreiben in der Hauptstraße bei erfrischendem Trank zu genießen und die Tageserlebnisse zu besprechen, jeder von seinem Standpunkte aus. Am Abend wird der Italiener erst recht munter. Da zeigt er sich in seinem Elemente: beständig zu paradieren. Gassenjungen sammeln jetzt eifrig unter jedem Tisch Cigarrenstummeln, dutzendmal werden uns Zündhölzer zum Verkauf angeboten, und ein Heer von jugendlichen Zeitungsträgern ruft unermüdlich sein Tribuna! immer noch klingt mir dieses Driwuunäh! in den Ohren. Ohne Spektakel thut der Vollblutitaliener nichts und selbst das Armseligste weiß er mit staunenswerter Pose und markerschütternder Lunge zu verkünden, als priese er das Himmelreich selbst uns an. Dazu gehört aber eine große und ungebrochene Freude am äußern Schein und Effekt und ein naturwüchsiges Selbstbewußtsein, was beides dem skeptischen Kulturmenschen abgeht.

S a n k t P e t e r ist auch am Morgen des dritten Tages mein erstes Ziel. Sie wird größer je öfter man sie sieht, und das ist gewiß das sicherste Zeichen wahrer Größe. Aber mein eigentliches Ziel ist die v a t i k a n i s c h e A n t i k e n s a m m l u n g, die erste der Welt und der v a t i k a n i s c h e P a l a s t, der größte aller Paläste. Ich muß nun freilich

gestehen, daß ich ein ästhetisches Unrecht begangen habe, indem ich den fabelhaften Reichtum der hier aufgespeicherten Kunstschöpfungen an einem Tage mir zu Gemüte führte; denn in einem Monat ist das kaum recht zu bewältigen. Zunächst die Antikensammlung. Der ganze griechische Götterhimmel fängt hier an lebendig zu werden und in den heitersten, edelsten Gestalten zu blühen. Ich brauche sie und all ihre Abenteuer nicht hier zu rühmen und aufzuzählen. Nur an zwei Perlen der Kunst kann ich nicht mit Stillschweigen vorübergehen, der Laokoongruppe, 1506 aufgefunden und von Michel Angelo das Wunder der Kunst genannt, woran Lessing seine berühmte Abhandlung geknüpft, und den Apollo von Belvedere. Leider wurde der ruhige Genuß des ersteren Werkes ziemlich beeinträchtigt durch einen Franzosen, der jedenfalls in einem übertriebenen Anfall von Galanterie seiner eleganten Damenbegleitung in roher Rücksichtslosigkeit gegen seine Umgebung — die war Luft für ihn — seine geistreichen Aperçus vordonnerte, dabei wie ein rasend gewordenes Tier dies Kunstwerk umkreisend, damit ihm ja keine antike Falte und auch die geringste der Kunst„offenbarungen“ entginge. Offen gestanden, ich habe keine so raffinierten scharfsinnigen Spekulationen darüber, warum der gottlose Priester Laokoon seinen Mund beim Schreien nicht weit öffne oder überhaupt nicht laut zu schreien scheine, angestellt; denn Lessing und sein scharfer Kriticismus passen herzlich schlecht zur Stimmung der reinen Bewunderung, die man vor einer solchen menschlichen „Schöpfung“ haben muß. Auch ihr hat die Tücke des Schicksals übel mitgespielt; nicht weniger als drei der in die Höhe ragenden Arme sind ergänzt — natürlich unrichtig! Aber viel mehr hat mich der Apoll von Belvedere gefesselt. Der stete Anblick des furchtbarsten Schmerzes und zwar in drei Gestalten vervielfacht und individualisiert, hat etwas für ein frisches Lebensgefühl zuletzt Abstoßendes, Abstumpfendes, und wenn auch das tragische Mitleid nicht ausgeschlossen ist, so weiß ich nicht, wie zu dieser blühenden Darstellung und dem Wohlgefallen in der Nachbildung des Schmerzes — cfr. Niobe — der sonst so sehr gerühmte lebensheitere, klare Geist der Antike stimmen soll. Ich glaube, daß es unter den alten Griechen und Römern in ihrer besten Zeit mindestens ebensoviele, wenn auch nicht so raffinierte Pessimisten gegeben hat wie jetzt. Anders bei Apollo. Einen so edel gebildeten menschlichen Leib mit so feinen zarten Linien habe ich noch nicht gesehen. Welcher Adel im Gesicht und noch mehr in der ganzen Haltung. Hier versteht man eigentlich die christliche Idee vom Leibe als einen Tempel des heiligen Gottes erst recht. Plato, wenn er dies Kunstwerk überhaupt gesehen — sehen konnte —, ist dagegen mit seiner traurigen Lehre vom Leib als dem Kerker der Seele der reine Mönch des finstern Mittelalters. Hier versteht man, der Leib ist nicht etwas Willkürliches, der menschlichen Seele Aufgezwungenes, sondern eine göttliche Notwendigkeit und fähig der vollendetste Ausdruck des menschlichen Seelenadels und Geistes zu sein, nicht eine der Vernichtung geweihte, sondern nur einer höheren Verklärung bedürftige, ewige und wahrhaft göttliche Idee. Auch nicht ein Zug an diesem Leibe verrät etwas von dem, was wir sinnlich, sinnlichen Reiz nennen, oder irgend eine Verwandtschaft und Erinnerung an die Tierwelt, mit der wir doch auch diesen Organismus teilen: so sehr vom Adel der Schönheit beherrscht, durchgeistigt vom Scheitel bis zur Zehe ist das Ganze. An einem solchen Leib könnten vielleicht unsere modernen Naturalisten in ihren verfaulten Kunstanschauungen ihre Damaskusstunde erleben! Freilich hat dieser Leib wohl nie, an keinem Menschenkinde, existiert — aber das ist's ja gerade. Die Kunst soll mich erheben, nicht zeigen die herbe, derbe Wirklichkeit, sondern die höhere Wahrheit und Wirklichkeit, der jene freilich nie gerecht wird, nach der sie aber stets streben soll als ihrem höchsten inneren Lebensgesetze. Man wird über solchen Werken unwillkürlich zum Kunstenthusiasten und Theoretiker, und das ist gewiß ein gutes Zeugnis für sie. Hervorragend sind noch eine Niobetochter, Augustusstatue und Ganymed, Antinous und Zeusbüste des Apoxyomenos. Ich verzichte aber auf weitere Exkurse, um nicht zu ermüden in Lobeswiederholungen und Variationen. Und nun zur Sixtinischen Kapelle, die ihren unsterblichen Ruhm dem herrlichen Freskenschmuck der Decke durch die Hand der gefeiertsten Künstler verdankt. Diese Feder ist zu schwach, um die Wunder, die hier in reicher Fülle eins ans andere, kaum daß man recht dazwischen Atem holen kann, sich

reihen, würdig zu beschreiben. Michel Angelo ist der große Wundermann im Reiche der Kunst. Er hat's — zitternd und höherem päpstlichen Befehle gehorchend — gewagt, die gewaltige Geschichte der Urmenschheit, wie sie uns die heilige Schrift von der Schöpfung bis zur Sündflut im Lapidarstil beschreibt, an der Decke der Kapelle in unauslöschlichen Farbentönen zu verewigen. Wie gesagt, hier muß der Griffel beschämt sich senken vor dem Pinsel des Meisters, dem auch selbst angesichts des gewaltigen Themas und Objektes der Pinsel oft genug aus der Hand fallen wollte. Goethe selbst, ein solch begnadigter Geist, hat vor diesem Werke Michel Angelos bekennen müssen: „Ich bin so sehr für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen sehen kann wie er. Ohne die Sixtinische Kapelle gesehen zu haben, kann man sich keinen anschaulichen Begriff davon machen, was ein Mensch vermag." Was das jüngste Gericht betrifft, das an der Altarwand der Kapelle in einer Höhe von 20 m und Breite von 10 m sich ausdehnt, so ist es nicht minder großartig; doch kann man im Lobe desselben nicht so ausschließlich sein. Zunächst muß ich vollständig einstimmen in das Urteil von Gregorovius: „Ein Paradestück von Leibern, die behandelt sind, wie Rubens Pferdestürze behandelt hat." Ein ganz verwirrendes Gemengsel von Leibern in allen denkbaren Situationen benimmt uns die Klarheit und Übersichtlichkeit der Anschauung und mit der Einheitlichkeit des Eindruckes geht auch das, was man „packend, ergreifend" nennt, unrettbar verloren. Vielleicht hat hier die Eitelkeit des Künstlers, der sich auf seinen gewandten Pinsel etwas zu gute thun wollte, zu sehr mitgespielt, er hat hier zu wenig sich selbst vergessen über dem furchtbaren Ernst des Gegenstandes.

Und nun zu den Stanzen Rafaels, über die schon lange ein Streit herrscht, ob sie nicht den Vorzug verdienen vor Michel Angelos Fresken. Ich kann nur zu meiner Schande gestehen, daß ich aus dem erhabenen, in allen Brechungen des Lichtes leuchtenden Farbenmeer, das uns hier wogend empfängt, wenig mehr gerettet habe, als den verblüffenden Eindruck der Großartigkeit, ich habe also vor lauter Farben kein Gemälde gesehen. Dazu überstiegen die zahllosen allegorischen Gestalten, die die Apotheose des Christentums d. h.! des Papsttums repräsentieren sollten, mein viel gequältes Begriffs- und Kombinationsvermögen und wer kann denn gleich immer einen Hieronymus von Augustin und die alt- und neutest. Heiligen auf den ersten Blick voneinander unterscheiden? Dazu sind die ewigen Apotheosen ermüdend, und man wird zu stark daran gemahnt, was ein solches aristokratisches, in ewiger Apotheose sich gefallendes Christentum mit den Armen im Geiste und den Mühseligen und Beladenen eigentlich zu schaffen habe. Wie gesagt, die ganze Kirchengeschichte ist hier — vom Standpunkte des Papsttums — weß Brod ich eß deß Lob ich sing — betrachtet ad majorem gloriam — papae. Von dem Vorwurf kann Rafael leider nicht freigesprochen werden, daß in seinem hohen Gedankenflug sich berechnende Schmeichelei dem Papste zu Gunsten sich mischte. — Damit schließe ich, mit Umgehung der vatikanischen Bibliothek, meine kümmerliche Betrachtung der vatikanischen Sammlungen und begebe mich wieder zurück in S. Peters Dom, um auch zu schildern, wie man dort Gottesdienst hält. Predigten sind dort unmöglich, denn dazu gehört der Umfang von vier Normallungen. Da man nichts hören kann, so muß sich ein solcher über die ganze Kirche erstreckender Gottesdienst in ein Schauspiel verwandeln. Das geschieht aber nur an hohen Festen und bei besonderen Anlässen. Die Kirche hat ja eine Unzahl Seitenaltäre, die gleichsam besondere Kapellen bilden mit besonderer Orgel und besonderem Klerus. Es mag diese Kirche allein 200 Geistliche beschäftigen mit Messe lesen, Beichte hören (für alle bekannteren europäischen Sprachen sind solche Beichtstühle da) und so vergeht wohl keine Stunde des Tages, wo nicht in diesem oder jenem Winkel ein „Gottesdienst" abgehalten würde. Die Musik, die ich dabei hörte, unterschied sich kaum von der einer Operette: rührend, leicht beweglich, aber ohne jede Würde, jeden Ernst und geistlichen Gehalt und die Bewegungen der Priester am Altar, in reichen gold- und seidedurchwirkten, buntfarbigen Gewändern stimmten dazu: theatralische Gesten, heftige leidenschaftliche Bewegungen, wenn auch nicht unschön und ungewandt, aber in beständiger Unruhe bald rechts und links vom Altar,

bald knieend, bald stehend auf- und abwärts tretend, bald allein, bald im Chore sprechend oder singend: ein die Sinne immer in Beschäftigung und angenehmer Abwechselung haltendes Schaustück. Imponierend? wie naiv! abstoßend bis zum Mitleid! Truppweise durchziehen ganze Scharen von Klerikern in eiligem Schritt die Kirche nach dieser und jener Richtung, hat doch Rom allein 28 Bischöfe; gesegnetes glückliches Land! Und Unterfranken hat nur Einen! Ganz Bayern nur acht, die Erzbischöfe mit eingeschlossen! Der Papst hat seine besondere Kapelle, die sich öfter in der Peterskirche produziert. Ich weiß nicht, ob der Gesang, den ich hörte, von ihr stammte.

Nun verlasse ich S. Peter für immer mit allem, was drum und dran hängt. Fast froh, das alles absolviert zu haben und der schwülen ausgemergelten Luft dieser Kunstsalons entronnen zu sein, machen wir uns auf den Weg nach der Villa Borghese, deren Sammlungen zwar geschlossen sind, deren Parkanlagen aber gegen geringes Entree uns offen stehen und zu den beliebtesten Promenaden Roms gehören. Vergebens suchen wir durch ihre Umfriedung einen Weg nach der Aqua Acetosa, der kohlensauren Quelle, die Goethe so gern morgens mit seinem Besuche ehrte. Endlich beschließen wir, den Abend auf dem nahen Monte Pincio zu beenden. Wir betrachten noch einmal die Piazza del Popolo, in deren Mitte ein ägyptischer Obelisk steht, von Augustus einst zum Andenken an die Unterwerfung Ägyptens nach Rom geschafft. Von hier laufen, als vom Fächergriff aus, die Hauptstraßen Roms von Norden nach S., SO., SW. Dieser Platz wird allein von drei Kirchen z. T. umschlossen, mit deren Studium wir uns jedoch, übersättigt von derartigem, nicht weiter bemühen. Da die Sonne zum Untergehen sich rüstet, so eilen wir, um die Bergeshöhe zu erreichen, die von schönen Anlagen und Restaurants gekrönt ist. Auch hier wieder der unvermeidliche Obelisk und eine Menge Büsten berühmter Volksmänner. Ein zahlreiches erholungssüchtiges Publikum treibt sich resp. sitzt da oben herum, Kindermädchen ganz wie in unseren Anlagen und nur auffallend sind die gruppenweise beisammenhockenden Mönchs- und Priesterscharen, die mit dolce farniente den Rest des Tages verbringen. Jetzt gießt die untergehende Sonne ihren sanft verklärenden Glanz über die Scenerie, und wir treten an den Rand des Plateaus, um in dieser Beleuchtung das Einzelne ins Auge zu fassen. Riesengroß überragt alles die Peterskuppel, unterhalb die Engelsburg und in der Nähe ein unübersehbares Gewirr von Dächern und Kuppeln, so daß uns fast der Mut entsinken will, die einzelnen Punkte genauer zu bestimmen. Nur die flache Pantheonkuppel ist deutlich erkennbar für uns Novizen der Weltstadt. Die Sonne ist längst untergegangen, und wir rüsten uns zum Heimweg durch die Via del Corso, wo gerade jetzt Corso stattfindet und ein erstickendes Gedränge herrscht. Die Straße erweitert sich in der Mitte zur Piazza Colonna. Hier ragt hochgewaltig und fast zu ernst für dies kleine lustige Kindergeschlecht, das in ihrem Schatten wandelt, die **Marc-Aurel**-Säule, zur Verherrlichung seiner siegreichen Kämpfe gegen die Markomannen, Quaden und wie die deutschen Stämme an der Donau damals hießen. Im Relief sind da verschiedene Scenen aus diesem Guerillakrieg dargestellt, die im einzelnen unter die Lupe zu nehmen wir verzichten. Über dem Philosophen und Stoiker auf dem Throne aber thront — höchst kontrastvoll — der Welteroberer ohne Schwert und Heer und Philosophie: St. Paulus. Ganz ähnlich ist's mit der Trajanssäule auf dem Trajansforum, auch ca. 30 m hoch, im Innern mit einer Treppe versehen, doch ganz aus Marmor. Zahlreiche Figuren von 2500! Menschen, Tieren, Kriegswerkzeugen aus dem Dacierkrieg erheben sich im Relief; unter der Säule liegt der siegreiche Kaiser begraben, die Spitze krönte einst sein stolzes Bild, aber St. Petrus hat ihn herabgestoßen und sich an seine Stelle gesetzt: es ist das Papsttum, der Nachfolger des römischen Imperatorentums. So ragen — es ist höchst trostreich und sinnreich — St. Peter und St. Paul über den Ruhmeszeichen des Heidentums schützend über der Stadt; wenn nur auch etwas von ihrem Geist in ihr wäre! Was die Trajanssäule besonders interessant macht und wirkungsvoll, ist ihre Umgebung: noch liegen die imposanten Granitsäulen (mit 2 m Durchmesser) und Marmorkapitäle des ehemaligen Trajanstempels herrenlos, zerbrochen umher. Wie oft bin ich an diesem Platze vorbeigefahren und gegangen! — So war der vierte Abend in Rom herangebrochen und

wir beschlossen ihn nach der Mahlzeit noch mit einem romantischen Mondscheinbummel. Mein Freund hatte sich jetzt in meinem Hotel einquartiert, um am nächsten Morgen nach Florenz abzudampfen, denn Neapel und Rom ward ihm zu heiß. Über all diesen Herrlichkeiten hätte ich fast meinen eigenen Geburtstag vergessen; so mußte ich eben ganz still ein Glas Roten auf mein Wohl leeren. Am nächsten Tage allein lenkte ich meine ersten Schritte auf altbekannten Pfaden nach dem Laterans Museum, das sich aber mit dem Vatikanischen und manchen anderen nicht messen kann. Hervorragend ist da nur die Sophoklesbüste und interessant jener Sarkophag mit der echt heidnisch-trotzig trostlosen Inschrift: „Ich bin entronnen! Hoffnung und Glück! lebt wohl! Habt lang genug mich genarrt! führt auch die nun an euerm Narrenseil herum!“ In der Nähe aber finde ich mich reichlich entschädigt durch das Baptisterium, der ältesten Taufkapelle Roms, in welcher der — von der römischen Legende stets wiedergekäute — unvermeidliche erste christliche Kaiser, Konstantin getauft worden sein soll, er ist erst kurz vor seinem Tode getauft worden. — Geradezu wohlthuend wirkt jetzt das schlichte prunklose Äußere dieses achteckigen Rundbaues, noch eigenartiger ist sein Inneres. In der Mitte das Taufbecken aus grünem Basalt. Rechts und links führen Bronzethüren mit seltsamer Musik sich öffnend, zu den Oratorien des Johannes Evangelist und Baptist; feine Mosaikdekoration und anderer Schmuck aus dem köstlichsten Material, Alabaster und Porphyr.

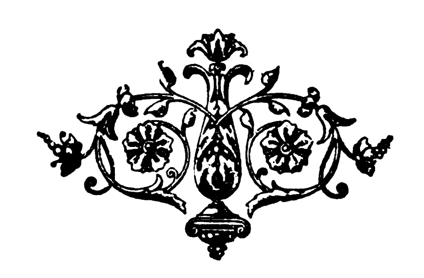
Die eigenartigste aller Kirchen Roms ist aber sicher S. Clemente! Man denke sich! eine dreistöckige Kirche. Altertum, Mittelalter, Neuzeit aufeinander gestellt. Erst seit 1861 ist man diesem Geheimnis zu Leibe gegangen. Sie ist äußerlich klein und bescheiden, mit den Schwestern verglichen. Ein Sakristan führt uns mit einem Lichte aus dem oberen und jetzt als Gotteshaus benutzten Raum in das kellerartige Untere. Hier stand vor 1500 Jahren eine altchristliche Basilika, viel größer im Umfang als die jetzige Kirche; von Interesse sind da noch erhaltene steife Wandmalereien. Unter diesem kellerartigen Raum befinden sich in dritter Etage — Schachte führen hinab — Trümmer von Bauten der römischen Kaiserzeit mit einer Mithraskapelle, und die allerunterste Schichte — eine Mauer — stammt aus der republikanischen Zeit. Das ist die Geschichte des Bodens von Rom, die sich hier erkennbar abgelagert hat in Schichten, sowie man das Alter des Baumes an seiner Rinde bestimmen kann. Unterdes ist der heiße Mittag herangekommen. Der Nachmittag ist einem Ausfluge nach St. Paolo fuori mura gewidmet. Diese majestätische Kirche liegt fast eine Stunde von dem Lärm der Stadt entfernt, man erreicht sie mit der Pferdebahn in etwa einer halben Stunde. Ich möchte sie, was die Größe des Eindruckes betrifft, gleich neben S. Peter stellen, ja darüber, denn hier wird die Einheitlichkeit desselben nicht durch Seitenkapellen zerstört. Man denke: vier Reihen von zwanzig gewaltigen hohen Säulen aus Simplongranit laufen auf den Hochaltar zu. Man wähnt sich in einem ägyptischen Tempel zu befinden, so imposant, edel, einfach und groß sind die Verhältnisse. Den Eingang schmücken zwei Säulen von orientalischem Alabaster, den Hochaltar vier solcher. Über den Säulen sind die Medaillons sämtlicher Päpste in Mosaik angebracht, Kolossalstatuen des Petrus und Paulus beim Aufgang zum Altar. Herrliche Mosaikgemälde. Kostbarstes Material ist hier überall verwendet, aber niemals in überladener Fülle verschwendet; es wirkt mehr durch die große Masse. Die eigentliche Kirche bestand schon seit 386 und wurde vielfach verschönert, bis sie 1823 durch Feuer vollständig zerstört wurde, der Chor und Glockenturm ausgenommen. 1884 wurde sie vollständig neu, aber nach dem früheren Plan und Verhältnis aufgebaut, ein Beweis für die Leistungsfähigkeit der Päpste in finanzieller Hinsicht. Nur wundert man sich, was ein solcher Kunstbau mitten in einer Einöde thun soll; welche unerschöpflichen Reichtümer müssen da vorhanden sein, wo man solchen Luxus entfalten kann! Man denke überhaupt die Reichtümer Roms, die in seinen Kirchen aufgespeichert liegen, für die Armen verwendet — ich glaube man könnte sie alle zu Privatiers damit machen, die Umgebung Roms noch dazu. Es wäre eine der interessantesten und edelsten Beschäftigungen, einmal diese Summen auszurechnen und dann — mit Zurückbehaltung des Notwendigsten auch zu dividieren! Ich glaube, die

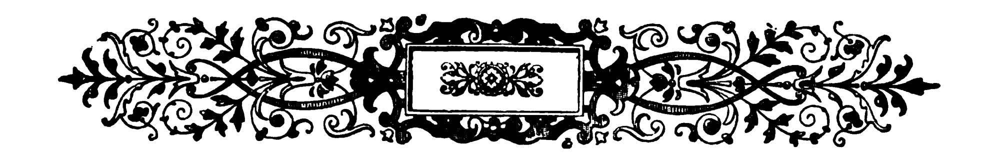
Römer würden dann nicht bloß zu reichen, sondern auch zu frömmeren Leuten. Aber es scheint, daß die Kirche alle Reichtümer in ihren bekanntlich großen Magen aufgenommen hat, um dann die Beraubten, arm Gewordenen als Bettler in Gnaden zu ernähren. Der Heimweg führt mich an der Pyramide des Cestius vorbei, 37 m hoch mit Marmorquadern bekleidet, das Grabmal eines vor 1900 Jahren verstorbenen Aristokraten und Sonderlings. Es scheint diese Art Grab etwas ebenso Besonderes gewesen zu sein, wie wenn jetzt sich einer im Crematorium verbrennen läßt. Daneben ist der protestantische Friedhof, eine stille Anhöhe mit Cypressen beschattet und mit hübschen Aussichten. Es sind meist englische Namen, auch deutsche, denen wir da auf Marmorkreuzen begegnen. Nachdenklich verlasse ich diese geweihte Stätte, am Monte Testaccio — deutsch Scherbenberg aus antikem Schutt von Amphoren gebildet — vorüber, wende ich mich durch neuere Stadtteile allmählich dem alten Rom wieder zu und den Tiber überschreitend begebe ich mich in den Stadtteil Trastevere (= jenseits des Tiber, in seinem Charakter ganz mit dem Mainviertel in Würzburg zu vergleichen). Ich bekomme es bald zu spüren, daß ich — zum erstenmal — in keinem vornehmen Stadtteile Roms mich befinde. Müde schleppen sich die Arbeiter nach Hause — es ist sechs Uhr vorbei — ich höre öfter mir Francese!! nachrufen oder sehe mich mit spöttischer Miene begrüßt. Um diese Zeit scheinen dort Fremde etwas Ungewohntes zu sein. Doch arglos schreite ich durch die engen, übelriechenden Gäßchen weiter und flüchte mich in eine Marienkirche dortselbst. Dann steige ich den Berg hinan zur Acqua Paola, auch eine Erbschaft aus der guten alten Römerzeit! Eine mächtige Fontäne mit großem Becken, in das ungestüm krystallhelle Wassermassen sich stürzen, eine reine frische Luft um sich her verbreitend. Da sammelt sich das Volk gern nach des Tages Last und Hitze und plaudert und sitzt und spielt und singt nach Herzenslust. Ja, man muß es dankbar anerkennen: die Römer verdanken ihren Päpsten neben manchem Zweifelhaften und Bedenklichen doch auch sehr viel Gutes. Denn Päpste sind's, die hier auf Bergeshöhe die alten Wasseranlagen so hübsch neu geschaffen haben. Ich steige durch Anlagen etwas herab zur Kirche S. Pietro in Montorio. Die Aussicht, die man vom Vorplatz dieser Kirche genießen kann, ist einzig. Der Himmel flammt jetzt in zorniger Röte auf. Die Sonne ist untergegangen und erhält noch lange die zarten Cirrhuswolken in Glut. In der Ferne blaue Berge: Sabiner-, Albanerberge, welche die Abruzzen in die Mitte genommen. Vor allem aber sieht man, ähnlich wie von der Festung in Würzburg, recht in die Stadt hinein. Kuppeln, Säulen und Museen ragen heraus, unten zieht sich der Fluß hin. Übrigens wird der, welcher Rom immer als die Sieben- oder Zehn-Hügelstadt hat nennen hören, von jeder Aussicht in diesem Betreff etwas enttäuscht sein; woher es kommt ist mir nicht klar — man merkt wenig von diesen Erhebungen; sie gehen sanft ineinander über und werden diese Übergänge durch hohe Kuppeln und andere Bauten ziemlich ausgeglichen. So zeigt sich auch hier der alles nivellierende Zug der modernen Zeit. Vor ihr giebt's nichts Hohes und Großes mehr. Alles gleich!! Ich rüste mich zum Heimgang, es ist schon starke Dämmerung in den unteren Stadtteilen hereingebrochen und wie froh bin ich, als ich endlich den unheimlichen Distrikt Trastevere mit seiner durch den nahen Tiber fiebersumpfigen Luft hinter mir habe.

Freitag, der 6. September soll, so ist's beschlossen, mein fünfter und vorletzter Tag in Rom sein. Ich habe jetzt nur noch einzelne unzusammenhängende Details zu erledigen, das wahrhaft Große und Neue ist für mich hier vorbei, es ist nur noch dieses und jenes nachzutragen und genauer zn fixieren. Auch vom gestrigen Tage habe ich den Besuch des National-Museums der Diocletiansthermen nachzutragen, eine sehr reichhaltige Antikensammlung, in der mir besonders die Bronzefigur eines ausruhenden Faustkämpfers auf drehbarem Gestell und die Marmorstatue eines knieenden Jünglings aus der Zeit Alexanders des Großen auffiel. Im Erdgeschoß und Kreuzgang des ehemaligen Karthäuserklosters eine Unzahl von Inschriften, Porträtköpfen, Sarkophagen und anderen Fragmenten. — Mein erster Gang am letzten resp. vorletzten Tage galt dem Museum für Völkerkunde und Urgeschichte, begründet von dem gelehrten deutschen Jesuiten A. Kircher im 17. Jahrhundert; mit dem Berliner gleichnamigen Museum kann

es sich durchaus nicht messen. Wie gerade ein Jesuit dazu kam, erklärt sich daraus, daß die Jesuiten im 17. Jahrhundert, um der katholischen Kirche das Gebiet, das sie in Europa verloren hatte durch die Reformation, in anderen Erdteilen zu ersetzen, sehr eifrig in Japan, China, Brasilien und Mexiko Mission trieben. Die Andenken, die die Missionare nach Hause brachten, wurden geordnet hier deponiert. So hat ihre Mission der Kultur und Wissenschaft, der Völkerkunde schon früh große Dienste geleistet, größere jedenfalls als der christlichen Religion, wie wir sie verstehen. An der Jesuitenkirche S. Ignazio und ihrer ehemaligen Hochschule, der Collegio Romano vorbei komme ich nach der Kirche S. Maria sopra Minerva. So hat die stille Maria den Sieg davongetragen über die gepanzerte Pallas Athene; vor 600 Jahren wurde sie über den Trümmern eines Minervatempels erbaut, zugleich die einzige gotische (in Rom selbst ist alles rom—anisch) Kirche Roms. Sie enthält schöne Fresken aus dem Mittelalter; von Interesse ist der Christus Michel Angelos vor dem Hauptaltar. Die Nacktheit der Gestalt wird damit gerechtfertigt, daß Michel Angelo den Auferstandenen mit dem Kreuze darstellen wollte; immerhin spielt auch dabei seine humanistische Auffassung Christi als eines Helden nach Art der Halbgötter, mit herein. Nicht zu rechtfertigen aber ist, daß man dieser nackten Gestalt außer einer Schürze um die Hüfte auch noch, und zwar bloß am rechten Fuß, einen Bronzeschuh gegeben hat, um sie gegen die zudringlichen Liebkosungen der Gläubigen zu schützen. Das wirkt unfehlbar komisch, stört aber die Frommen nicht in ihrer Verehrung.

(Schluß folgt.)





Gedichte.

Mount Washington
in den weißen Bergen von New Hampshire.

Riesiger Markstein der Schöpfung,
König dieser herrlichen Berge,
Genannt nach ihm,
Der unter seinen Brüdern ein König
Und ein Markstein war in der Geschichte dieser neuen Welt!

Um deinen Gipfel flossen ungezählte Jahrhunderte.
In ihrem Sturme und Sonnenbrande,
In ihrem klingenden, felssprengenden Eishauche
Bist du ergraut und verwittert,
Aber stolz und still wie im Anfange der Dinge
Ragt noch dein Haupt in die Wolken,
Den Ruhm verkündend des zeitlosen Schöpfers!

Stürzende Wasser
In der grausigen Öde deiner Schluchten,
Niederdonnernde Felsen,
Tosende Lawinen,
Das Sausen und Weinen, Heulen und Brausen
Der arktischen Windsbraut,
Die um dich geworben hat und noch wirbt,
Ohne deinen Busen zu erweichen,
Des Geiers Jagdpfiff,
Das abscheuliche Wutgekreisch der wilden Katze,
Des braunen Bären Grollen
Und der Brunstschrei des Monarchen deiner Waldthäler,
Des turmweihigen Hirsches,
Waren — wer sagt wie lange? — die einzigen Laute,
Die an deinem Fuße, um deine fichtengegürteten Seiten erschollen.

Dann erschien des roten Mannes wildes Geschlecht.
Eintönig klagten seine melancholischen Lieder
Und blutdürstig hallte sein Kampfruf.
Aber wie der Schnee deines Gipfels in der Julisonne
So schmolzen dahin die roten Kinder des großen Geistes.
In ihren Jagdgründen donnerte das Feuerrohr
Und klangen des fernen Europa
Harte Laute eines harten Geschlechtes
Von sieghaftem Glauben und granitnem Willen,
Das dem kalten Boden das karge Brot
Und den Mächten der Erde des Gewissens Freiheit abrang!

Und ihre Enkel herrschen
Soweit von deiner Höhe das Auge schweift,
Ja, von eines brandenden Meeres Ufer zum andern.
Werden sie bleiben in dieser Welt des Wechsels bis ans Ende? —
Dich kümmert's nicht! Was sind dir Jahrhunderte,
Das Kommen und Sterben der Nationen
Und des Menschenvolkes wechselnde Geschicke?

Ob sie dich jetzt auf eiserner Bahn erklimmen,
Du duldest schweigend ihre Bewunderung,
Bis du einst, überdrüssig des Zwergengewimmels,
Mit unwiderstehlichem Hohne sie abschüttelst,
Sie ihre Kleinheit lehrend. —

Und wenn am Ende der Tage
Der Menschen Jubeln und Jammern, ihr Sorgen und ihre Leidenschaften

Stumm werden und dann heilige Stille flutet
Wie am Schöpfungsmorgen, ehe Adam ward,
Und die wieder jungfräulich gewordene Erde deckt,
Die feiernd ihre Wiedergeburt erwartet,
Erhebst du noch dein Haupt in des Himmels Bläue
Wie im Anfange!

Prophet und Priester jenes ersten Bundes,
Den der Schöpfer machte mit seinen Werken!
Verrauschten Jahrtausenden rufst du zu: „noch bin ich!“
Und Ewigkeiten singst du mit gewaltiger Predigt
Den Ruhm des zeitlosen Gottes, der dich machte,
Der da ist, ehe die Berge wurden,
Ehe die Erde und die Welt geschaffen wurden.
Du bist sein Fußstuhl, und deine Herrlichkeit
Ist der Schimmer am Saume seines Kleides,
Das erstrahlt in unerschaffenem Lichte!

Berge, Meere und alle Tiefen,
Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!
Auch du, meine Seele!
Halleluja! Amen!

J. Rudolph.

Abendfrieden.

Am Walde hängt der Sonne letztes Glühen,
Kein Lüftchen regt die friedevollen Wipfel,
Und um des dunkeln Berges stillen Gipfel
Der Abendwolken ros'ge Flocken ziehen.

Kein Laut mehr — Feld und Wald so friedumfangen,
So traumbereit! Zu guter Ruh auf morgen! —
Du Menschenherz mit tausend Erdensorgen,
Voll Furcht und Hoffen, Zweifeln und Verlangen:

Der Feld und Wald und Berge konnte bauen,
Läßt seines Himmels Frieden niedertauen!
Dem wolle nun zur Rast auch dich vertrauen!

J. Rudolph.





Monatsschau.

Politik.

Nachdem die Kriegsschiffe der vereinigten Mächte am 21. Februar d. Js. ein Lager der Aufständischen auf Kreta in der Nähe von Kanea beschossen und so den ersten Beweis geliefert hatten, daß es noch ein „Europa“ giebt, ist es ihnen nach etwa vierwöchentlichen Verhandlungen gelungen, ein formelles Einverständnis über die gemeinsame Blockade von Kreta zu erzielen, welcher die der griechischen Festlandhäfen folgen würde. Um sich eine Vorstellung von der Tragweite dieses Vorganges zu machen, wird es gut sein, einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen, und sich zu erinnern, daß es im Herbst 1896, als ganz Armenien im Christenblute schwamm, und Konstantinopel selbst der Schauplatz furchtbarer Metzeleien geworden, bei einer bloßen Verstärkung der europäischen Wachtschiffe im Goldenen Horn blieb, während die Botschafter gleichzeitig beauftragt wurden, ein allgemeines Reformprojekt für die türkische Verwaltung zu entwerfen, dessen Durchführung die Pforte in der bekannten „dilatorischen“ Weise hintertrieb, sodaß nur für Kreta anscheinend etwas geschah, d. h. es wurde ein christlicher Gouverneur ernannt, der im strengsten Sinne des Wortes nichts anderes gethan hat, als beim ersten Alarmschuß „durchzubrennen“ und sich, wie es heißt, nach Triest zurückzuziehen. Von irgend welchen Zwangsmaßnahmen gegen die Türkei war keine Rede; der, wie man meinen sollte, sehr einfache Vorschlag, ein kombiniertes Geschwader vor Konstantinopel ankern zu lassen, wurde offiziös verlacht. Wenn seit etwa acht Monaten im Innern des Landes keine Metzeleien im großen Styl mehr vorgekommen zu sein scheinen, ist das also keinesfalls das Verdienst der Mächte, die dem Sultan gegenüber eine unerschöpfliche Geduld beweisen, und dabei auf ihre Glaubensgenossen nicht die geringste Rücksicht nehmen.

Mit dem kleinen Griechenland gehen sie immerhin schon anders um. Binnen sechs Wochen haben sie, wie wir wissen, es wenigstens zu dem Beschluß gebracht, etwas zu thun, um die Neu-Hellenen für ihr freibeuterisches Vorgehen und dessen friedensgefährdende Wirkungen zu bestrafen. Freilich aber geht aus der langsamen Entwickelung der Blockadeangelegenheit und aus der „Zartheit“, mit der sie behandelt wird, deutlich genug hervor, daß die Mächte sich bewußt sind, auf einem durchaus vulkanischen Boden zu stehen, und daß niemand an ihre innere Einigkeit weniger glaubt, als sie selbst. Daß die Börsenpresse aus Angst um die großen der Türkei anvertrauten Summen, und weil sich bei einem europäischen Kriege zunächst keine guten Geschäfte würden machen lassen, so zu sagen mit Händen und Füßen das Gegenteil vertritt, und vom gleichfalls „ergebenen“ Telegraphen unterstützt, unzählige auf die „Kursentwickelung“ berechnete Lügennachrichten verbreitet, — das alles versteht sich unter den obwaltenden Verhältnissen ganz von selbst und kann deshalb keinen halbwegs verständigen Menschen irre machen; am wenigsten aber natürlich die Lenker der griechischen Politik, die schon durch die Verwandtschaftsverhältnisse des Hofes in den Stand gesetzt sind, den maßgebenden Strömungen allüberall genau zu

folgen, und ihre Tragweite in allen Einzelheiten zu berechnen. Ebenso genau aber sind sie über etwas anderes unterrichtet; darüber, daß der sogenannte „Hellenische National-verein", von dessen wirklicher Bedeutung freilich niemand eine Vorstellung hat, noch haben kann, bei dem leisesten Schein von Nachgiebigkeit für die sofortige Vertreibung des Königs-hauses sorgen würde. Dieser Geheimbund scheint in der That die Lage zu regieren. Was kann der König da anders thun, als sich bis zum Äußersten wehren. Den Zorn seiner Unterthanen hat er jedenfalls weit mehr zu fürchten, als den der Mächte. Diese werden ihn weder absetzen, noch das Land den Türken überliefern, möge diese, im Fall eines Krieges selbst die Akropolis besetzen, was an sich nicht unwahrscheinlich ist, denn daran braucht kein Kenner des Orients zu zweifeln, daß die Rüstungen der Griechen, die die ersten Großprahler der Erde sind, praktisch nur eine sehr geringe Bedeutung haben und die Türken, wenn sie Ernst machen wollten, gewiß nicht lange aufhalten würden. Aus dem angedeuteten Grunde hätte das aber keinen Zweck und deshalb scheint die Pforte entschlossen, sich überall auf die Verteidigung zu beschränken. In diesem Punkt kann man ihr Glauben schenken; beim Kriege hat sie nichts zu gewinnen, im Frieden mag sie sich, Dank ihrem diplomatischen Geschick, noch lange halten.

Wir wollen hier aber nicht vorgreifen, sondern uns auf die Beleuchtung der Dinge, wie sie augenblicklich sind, beschränken. Diese ergiebt ganz klar — soweit dies natürlich vom Standpunkt des Laien möglich ist — daß mit der Blockade, selbst wenn diese sich später auf die Häfen des Königreichs erstreckt, für die Sicherung des europäischen Friedens sehr wenig gewonnen wäre. Bei der Bedürfnislosigkeit des Volkes und der geringen Entwickelung seines Außenhandels, wird man ihm auf diesem Wege die Kriegslust schwerlich austreiben können, ganz abgesehen davon, daß es unthunlich ist, die Blockade etwa jahre-lang fortdauern zu lassen. Gerade hier wird sich der, thatsächlich bestehende Gegensatz zwischen den englischen und russischen Interessen, der die Gesamtlage in Wahrheit beherrscht, vermutlich recht bald zeigen. Daß namentlich die russische Politik, wie sie augenblicklich erscheint, Griechenland gegenüber, aus Gründen persönlich familienhafter Art, sehr schwer und mühsam arbeitet, ist ebenso gewiß, als daß die Petersburger „Staats-raison" gegen Griechenland eingenommen ist, dessen großbyzantinischen Plänen sie von jeher entschieden widerstrebt, während England diese Pläne heimlich begünstigt, oder doch nichts dagegen hat, daß sie sich dereinst erfüllen. Selbst kann es Konstantinopel und den Bosporus nicht nehmen; in den Händen eines vergleichsweise schwachen Staates würde es sie darum nicht ungern sehen. Rußland denkt dagegen nur an sich und nimmt Frankreich einstweilen noch im Schlepptau mit, weil die Pariser Machthaber, trotz ihrer unverhohlen ausgesprochenen Sympathien für Griechenland sehr wohl wissen, daß sie sich in dieser Frage aus dem russischen Fahrwasser nicht entfernen dürfen, ohne das ganze „Herzensbündnis" zu gefährden. Mehr als sie gerade müßten, thun sie aber nicht. Wie Italien innerlich steht, ist schwer zu ergründen. Man schreibt ihm heimliche Absichten auf Albanien zu. Nach den in Afrika soeben gemachten Erfahrungen wäre das die größte Thorheit von der Welt. Damit ist jedoch nicht viel bewiesen. Der amtliche Eifer, den das Ministerium Rudini in der Blockadeangelegenheit entwickelt, soll vielleicht nur als „Deckblatt" für ganz andere Pläne dienen. Dazu würden die zahlreichen Freiwilligen-züge recht gut passen, die jetzt nach Griechenland hinübergehen, um später in Albanien vielleicht für die eigene Sache einzutreten. Doch das sind bloße Zukunftsmöglichkeiten; wir gehen darauf nicht näher ein. Daß das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn es mit dem Frieden vollkommen aufrichtig meinen, versteht sich von selbst. Wir können im Orient, wo es nach Bismarcks Ausspruch für uns nichts zu holen giebt, keine andere Aufgabe verfolgen. Nur so ist auch die unserer Ansicht nach, allerdings zu weit gehende Rücksicht zu verstehen, die wir der türkischen Politik jederzeit erweisen, nicht aus irgend-welchem, in der That unverständlichen Eifer, ihr zu dienen. Auch die große Zurück-haltung der übrigen Mächte ihr gegenüber erklärt sich so. Gegen Griechenland glaubt man gemeinsam vorgehen zu können, ohne das Problem der orientalischen Frage in seiner ganzen Furchtbarkeit aufzurollen. Mit der Pforte ist das etwas anderes. Da fürchtet man sich vor den Folgen der eigenen Entschließungen denn doch zu sehr; und

wie zugegeben werden muß, nicht ganz ohne Grund. Der unberechenbaren Elemente giebt es da eben viel zu viel. Wollte man auch nur die nächstliegenden Momente erörtern, so ließe sich ein Buch darüber schreiben. Die fast abergläubige Angst vor diesen Dingen steigt aber umsomehr, je geringer die Zahl der auch nur oberflächlichen Kenner ist. Die Masse des Publikums steht durchweg unter dem Einfluß der unsinnigsten Vorstellungen, wie sie, teils bewußt, teils unbewußt, von fast der ganzen europäischen Presse genährt und unterhalten werden. Auch die Regierungen vermögen sich dem Eindruck dieser Vorstellungen aber keineswegs ganz zu entziehen, und mit deshalb sehen wir sie so vorsichtig zögern und tasten. Der Weg führt eben in das ärgste Dunkel hinein, und überall gilt es halsbrechende Abgründe zu vermeiden. Da ist die Verantwortlichkeit groß und die äußerste Vorsicht ganz am Platz. Daß unter solchen Umständen die Neigung, auch dieses äußerste Maß zu überschreiten, beständig zunimmt, kann allerdings nicht geleugnet werden, und da läßt sich mit dem Tadel auch nicht sparen. Soweit wie manche kritiklose Armenierschwärmer gehen wir indessen nicht. Wer am Steuerruder steht, hat mehr zu thun, als die Wellenbewegungen zu betrachten.

Neben der orientalischen Krisis treten die übrigen Vorgänge auf dem auswärtigen Gebiet tief in den Schatten und brauchen deshalb hier nur kurz gestreift zu werden.

Was seit dem am 4. März stattgehabten Amtsantritt des Präsidenten Mac Kinley in den Vereinigten Staaten geschehen ist, deutet darauf hin, daß es mit der Hochschutzzoll-Politik ernst genommen werden soll, während man mit der Doppelwährung wahrscheinlich nur aus wahltaktischen Rücksichten spielt. Mac Kinley ist zwar selbst ursprünglich Bimetallist, seine üble Vermögenslage hat ihn aber vollständig unter den Einfluß der „Goldmänner" gebracht, denen er seine Wahl verdankt; nach ihrer Pfeife wird er sicher tanzen. Unsere Stellungnahme zu seiner Tarifpolitik wird solange ausgesetzt bleiben müssen, als man die Entscheidung des Kongresses noch nicht kennt.

Auf Cuba und den Philippinen führen die Spanier nach wie vor einen Kampf, von dem sich auch heute noch nicht sagen läßt, ob er aussichtsvoll ist, oder nicht. Der letzte Aufstand auf Cuba hat zehn Jahre gedauert (1868—1878). So angesehen haben die Spanier also noch viel Zeit. Auf ihre Siegesnachrichten ist aber freilich nicht viel zu geben; ebenso wenig als auf die, welche von den Aufständischen stammen. Auf beiden Seiten wird gleich ungeniert gelogen. Die Presse thäte also am besten, sich um diese Dinge gar nicht zu kümmern, sondern zu warten, bis das Ende kommt.

Der Präsident Krüger von Transvaal hat soeben wieder einmal gezeigt, daß er die europäischen Staatsmänner, namentlich aber seinen „intimen" Gegner Chamberley, an diplomatischer Geschicklichkeit weit überragt. Das Schutz- und Trutzbündnis, das er mit dem Oranje-Freistaat abgeschlossen, ist die beste Antwort auf die unverschämt offene Unterstützung, welche die südafrikanische Gewaltpolitik des Sir Cecil Rhodes in England findet. Die beiden Freistaaten können zusammen mindestens 60000 Mann aufbringen. Angesichts dessen will es wenig besagen, daß England seine Besatzungstruppen in Süd-Afrika um ein paar tausend Mann verstärkt.

Was uns auf dem Gebiet der inneren Politik hauptsächlich beschäftigt, sind Gegensätze höchst unerfreulicher Art. Auf der einen Seite steht die Hundertjahrfeier für Kaiser Wilhelm den Großen, zu der hier grundsätzlich schon Stellung genommen worden ist, auf der anderen Seite die Flottenpolitik, wie sie die Mehrheitsparteien im Reichstage treiben. In diesem Mikrokosmus faßt sich in der That alles zusammen, was unsere innere Entwickelung z. B. bewegt; von da aus kann sie ein Deutscher wenigstens verstehen, dem Fremden freilich würde das nicht leicht gelingen. In der Hundertjahrfeier drückt sich die uns nur zu geläufige Vorstellung aus, daß wortreiche Begeisterung und nationale Thatkraft gleichbedeutend seien; die Haltung der Parteien aber zeigt, wie beschämend unwahr diese Auffassung ist, wie wenig instinktives Verständnis, um es kurz zu bezeichnen, die Deutschen der Gegenwart für die Anforderungen haben, welche die, nun doch schon um ein viertel Jahrhundert zurückliegende Wiedererstehung des Reichs an die Opferwilligkeit und Hingabe seiner Bürger stellt. Dieser „vormärzlich" philisterhafte Sinn wird namentlich in der Haltung der vorgeschrittenen

Liberalen, als deren typisches Vorbild der Abgeordnete Eugen Richter erscheint, symbolisiert. Diese Leute vermögen den Gedanken, der der Verstärkung der Flotte zu Grunde liegt, gar nicht zu fassen. Unter einem Kriegsschiff können sie sich höchstens einen Oderkahn oder ein Floß auf dem Neckar denken, und deshalb sind sie förmlich stolz darauf, Nein zu sagen, wenn man die Bewilligung neuer Schiffe von ihnen fordert. Das hört der Steuerzahler am „Stammtisch" gern, über dessen Befriedigung aber geht ihr politischer Ehrgeiz nicht hinaus. Anders und ungleich bedenklicher noch sieht es beim ausschlaggebenden Centrum und den Sozialdemokraten aus; von den geborenen Reichsfeinden, Polen, Welfen, Protestlern und Dänen gar nicht erst zu reden. Daß diese Parteien die innere und äußere Entwickelung des Reichsgedankens bewußt zu hindern bestrebt sind, läßt sich unmöglich verkennen, wenngleich das Centrum, als die mächtigste von ihnen, alles aufbietet, um seine Feindschaft gegen das „evangelische Kaisertum" thunlichst zu verstecken. So hat es sich auch bei der Behandlung der Flottenfrage im Reichstage hinter alle möglichen Vorwände zurückgezogen, wobei die höchst unglückliche Berufung auf die „Finanzlage" und der ebenso durchsichtige Hinweis auf die „Stimmung der Wähler", die man doch selber macht, die Hauptrolle spielten. Dabei möchte man den Nimbus der „Regierungsfähigkeit" aber doch nicht gerne verlieren und kommt den leitenden Kreisen in Fragen zweiten Ranges deshalb gern entgegen, namentlich wenn dies auf Kosten der deutschen Landwirtschaft geschieht. Wir wollen hier nur an den plötzlichen Umfall des Centrums in der Margarinefrage erinnern, der auch zu den Ereignissen des März gehört, u. s. w. Auf Näheres einzugehen, verbietet uns der Raum. Überall aber tritt, wie gewöhnlich, der hemmende Charakter der Centrumspolitik unzweifelhaft hervor, nicht am wenigsten in der Polenfrage, was deshalb besonders bezeichnend ist, weil es sich hier um offene Parteinahme für nationale Gegner handelt, die zugleich als die willigsten und brauchbarsten Werkzeuge der römischen Kirche gelten. Rom aber will ein starkes Deutschland nicht, und das Centrum dient den Absichten Roms. Dazu ist es gegründet worden, dazu muß es erhalten werden, um jeden Preis. Diesem Ziel wird jede Rücksicht nationaler Art geopfert. Das haben wir 1887 und 1893 gesehen. Auch im März 1897 hat sich bei der Verweigerung der Flottenverstärkung, die doch eine Lebensfrage unserer Politik ist, das Nämliche gezeigt. Das Centrum aber kann, Dank der nationalen Gefühllosigkeit der Liberalen und Sozialdemokraten, im Reichstage herrschen! . . . .

Sozialpolitik.

Eine Reihe von Geistlichen und Laien, namentlich aus dem Westen, hat eine Erklärung veröffentlicht, welche sich gegen das Hereinziehen des Christentums in die Sozialpolitik wendet. Nach mancher Richtung hin kann man sich damit einverstanden erklären, aber es heißt doch über das Ziel hinausschießen, wenn man sagt, soziale Arbeit gehe das Christentum nicht an. Es ist wunderbar, daß so viele Leute es absolut nicht verstehen können, daß man für das Wohl seiner Mitmenschen, der Armen und Elenden, der geistig und körperlich Gefährdeten, der Verlorenen und Verirrten zu arbeiten vermag, ohne dabei einen politischen Hintergedanken zu haben. Und doch geschieht das tagtäglich. Am 17. und 18. haben in einem Kommissionszimmer des Herrenhauses der Gesamtverband deutscher Verpflegungsstationen und der Centralvorstand deutscher Arbeiterkolonien ihre Jahressitzungen abgehalten. Am 17. bildete der Wunsch auf Erlaß eines Gesetzes über die Beschäftigung und Unterbringung Arbeitsloser den Hauptgegenstand der Beratung. Natürlich ist das eine wirtschaftliche und ebenso im gewissen Sinne eine politische Frage, aber mit Parteipolitik und mit dem, was man für gewöhnlich irrtümlich unter sozialer Frage versteht, hat es nichts zu thun. So hat auch das Gesetz, welches im Jahre 1895 von der Preußischen Staatsregierung eingebracht und vom Abgeordnetenhause in 3ter Lesung abgewiesen wurde, Freunde und Gegner in allen Parteien. Man war darüber einig, daß etwas geschehen müsse, um der Not der Arbeitslosigkeit abzuhelfen; nur über das wie? war ein Verständnis nicht zu erzielen.

Heute steht die Sache so, daß demjenigen, welcher die Gesetze übertritt, der also z. B. bettelt oder stiehlt oder einen Beamten beleidigt, die Versorgung von Staats wegen offen steht; wird er dann zu einer gelinden Freiheitsstrafe verurteilt, so hat er Obdach, ausreichende Kost, er darf arbeiten und bekommt noch einen kleinen Überverdienst ausgezahlt, für das Gefängnis ist ein Geistlicher angestellt, ingleichen ein Arzt, für die Freistunden und den Sonntag steht die Gefängnisbibliothek zur Verfügung. Alle diese Vorteile entgehen demjenigen, der arbeitslos ist und keine Arbeit finden kann; ist er gesund und arbeitskräftig, so weist ihn die Armenbehörde ab und sagt ihm einfach: „Wir können nichts für dich thun." In vielen Fällen ist die Arbeitslosigkeit eine selbst verschuldete, aber doch nicht immer; es giebt auch Fälle, in denen eine Fabrik eine Anzahl Arbeiter, ein Handwerker Gesellen u. s. w. entläßt, einfach deshalb, weil die Geschäfte schlecht gehen. Aber auch wenn Verschuldung des Arbeitnehmers vorliegt, wenn er ohne Grund seine bisherige Arbeitsstelle verlassen hat, oder wenn ihm mit Grund gekündigt wurde, weil er sich in die Ordnungen nicht fügen wollte, so ist es doch ein überaus hartes, nicht zu rechtfertigendes und schädliches Verfahren, wenn man ihn thatsächlich zwingt, die Gesetze zu übertreten, sich gerichtlich bestrafen zu lassen, um weiter leben zu können, d. h. um ein Obdach zu finden und nicht zu verhungern. Zumeist sind solche Leute Arbeiter, aber nicht immer; es giebt auch viele Kaufleute, Schreiber, Privatbeamte u. s. w. unter ihnen, ja, man kann sagen, alle Berufsstände liefern ein Kontingent zu ihrer Zahl; die Versorgung der Arbeitslosen fällt daher nicht mit der Arbeiterfrage im eigentlichen Sinne zusammen.

Die Meisten von denen, welche an ihrem bisherigen Wohnort bei eintretender Arbeitslosigkeit keine Beschäftigung finden, nehmen den Wanderstab in die Hand und fragen von Ort zu Ort nach Arbeit. Für sie hat man Naturalverpflegungsstationen eingerichtet, d. h. in der Entfernung von etwa 3 Meilen auf den größeren Landstraßen Herbergen, in denen sie, wenn sie abends einkehren, einen Abendimbiß erhalten, desgleichen Nachtquartier und am anderen Morgen Frühstück. Dann müssen sie einige Stunden arbeiten im Garten, auf dem Felde, bei der Straßenreinigung, Holz klein machen u. s. w. Darauf werden sie wieder gespeist, dürfen noch etwas ruhen und wandern dann weiter. Diese Stationen, oder wie man sie neuerdings besser nennt, Wanderarbeitsstätten, sind von den landrätlichen Kreisen und städtischen Kommunen, zum Teil auch von Vereinen eingerichtet; ob ein Kreis oder eine Kommune aber diese Einrichtung treffen will oder nicht, steht in ihrem freien Ermessen. Einzelne Kreise und Städte haben sich ausgeschlossen, manche unter ihnen liegen abseits von den großen Wanderstraßen im Winkel. Da müssen denn die übrigen die Kosten für sie mittragen. Das wollen sie nicht. Und diejenigen, die es nicht wollen, haben zum großen Teil ihre Stationen wieder eingehen lassen. Darum muß das Gesetz helfend eintreten und namentlich die Kostenlast gleichmäßig verteilen. Die Bezirke, welche Stationen unterhalten, haben sich zu Verbänden und letztere wiederum zu einem allgemeinen deutschen Verbande zusammengeschlossen. Dieser hat nun am 17. März von neuem die Forderung nach dem Erlaß eines Gesetzes, sei es vom Reich, sei es von den Einzelstaaten ausgesprochen.

Aber auch die Frage, wie ein solches Gesetz beschaffen sein muß, ist noch nicht gelöst. Die Wanderarbeitsstätten haben den Nachteil, daß die Leute immer wandern müssen, auch dann, wenn sie aller Voraussicht nach keine Arbeit finden werden. Dadurch werden sie zum Müßiggang verleitet, durch Wind und Wetter, durch den beständigen Wechsel des Quartiers werden Gesundheit und Kleidung geschädigt; auch gesellen sich denen, welchen es mit dem Arbeitsuchen ernst ist, vielfach Elemente hinzu, welche nicht arbeiten wollen und beständig die Stationsstraßen auf und ab ziehen, weil ihnen das lieber ist, als feste Ordnung auf einer regelmäßigen Arbeitsstelle. Man hat deshalb vorgeschlagen, alle diejenigen, welche keine Aussicht haben, Arbeit zu finden oder im Verdacht stehen, sie nicht ernsthaft zu suchen, in Beschäftigungsanstalten (Hauptstationen) unterzubringen und nur den Rest, wie bisher, weiter wandern zu lassen. Dieser Vorschlag hat aber auch mancherlei Widerspruch gefunden, und es zeigte sich auch hierbei wieder, daß es nicht genügt, nach einem Gesetz zu rufen, sondern daß man, ehe man diesen Ruf erschallen läßt,

darüber einig werden muß, welchen Inhalt das gewünschte Gesetz haben soll. Solchen Inhalt müssen zunächst diejenigen Sachverständigen angeben, welche sich seit langen Jahren mit der betreffenden Materie befassen. Vermögen sie das nicht, so ist auch der Gesetzgeber nicht im stande, das Richtige zu treffen. Die Verhandlungen des Gesamtverbandes am 17. März lieferten deshalb einen Beweis für die Richtigkeit dessen, was auf Seite 197—199 dieser Zeitschrift ausgeführt worden ist.

Für diejenigen, welche, ohne Arbeit zu finden, sich unter Benutzung der Verpflegungsstationen längere Zeit hindurch auf der Landstraße aufgehalten haben, in ihrer Kleidung deshalb zurückgekommen sind und auch sonst das Umherwandern nicht länger aushalten, sollen die Arbeiterkolonien als Zufluchtsort dienen. Wir haben deren jetzt 28; unweit des Bodensees die südlichsten, in Schleswig-Holstein die nördlichste, im Westen links des Rheins und im Osten rechts der Weichsel. Hier hört das Wandern auf und feste regelmäßige Arbeit in Feld und Wald, auf Hof und Stall, im Handwerks- wie im Hausbetriebe tritt an seine Stelle. Man hat zumeist die Kultivierung von Öd- und Heideland, Sumpf und Moor in Angriff genommen. Über 90000 arbeitslose Menschen haben auf den Kolonien Beschäftigung gefunden, und an Stelle der früheren öden und wüsten Flächen erblickt das Auge jetzt fruchtbare Äcker und schöne Wiesen. Stattliche Wohn- und Wirtschaftsgebäude sind von den Kolonisten errichtet. Nach einer Aufnahme, die im November 1896 stattgehabt hat, zählten die Kolonien zusammen 162 Pferde, 1085 Stück Rindvieh, 1289 Schweine, 643 Schafe und Ziegen u. s. w., 3800 Hektar Grundfläche wurden von den Kolonisten bearbeitet.

Aber die wirtschaftliche Frage ist nicht die Hauptsache. Der eigentliche Zweck der Kolonien ist nicht, Ödland fruchtbringend zu machen, sondern verarmte, verlorene und verirrte Menschen wieder in geordnete Verhältnisse zurückzuführen. Das ist eine schwer zu lösende Aufgabe, und darüber, wie dazu die richtigen Mittel und Wege gefunden werden könnten, berieten im Anschluß an ein Referat des Pastors von Bodelschwingh und an ein Korreferat des Geheimen Oberfinanzrats Vierordt aus Karlsruhe die Delegierten der 24 deutschen Kolonievereine, welche zusammen den Centralvorstand deutscher Arbeiterkolonien bilden. Bei dieser Beratung fehlte das politische Moment gänzlich, sie war eine einfach sachliche, deshalb aber um so schwieriger und schwerwiegender. Auch hier kam man in der Hauptsache nicht zu endgültigen Beschlüssen, sondern überwies die Fragen, welche bei der Verhandlung der Sache zur Geltung gekommen waren, den einzelnen Vereinen zur Beratung und Berichterstattung, um sie dann in der nächstjährigen Sitzung des Centralvorstandes noch einmal in Angriff zu nehmen. Es waren am 18. März ausschließlich Männer vereinigt, welche im wesentlichen von denselben Grundprinzipien ausgingen, eine reiche und langjährige praktische Erfahrung auf dem einschlägigen Gebiet besaßen und sich deshalb niemals in allgemeinen Phrasen bewegten, sondern stets den Kern der Sache behandelten.

Das ist echte und rechte soziale Arbeit und wer an ihr einmal teilgenommen hat, der weiß nur zu gut, daß mit allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Theorien absolut nichts auszurichten ist. Erst einmal wissen, wie das, was man will, praktisch ausgeführt werden soll, erst einmal die großen Schwierigkeiten solcher Ausführung kennen und erkennen, zwischen verschiedenen Wegen den richtigen auswählen, darauf kommt es an, und das ist die Hauptsache. Ist diese Vorarbeit erst einmal gethan, so findet sich die Theorie und finden sich die Wege, sie in die Praxis zu übersetzen, von selbst.

Gott sei Dank giebt es ungezählte Männer und Frauen, welche sich dieser Arbeit widmen, aber seltsamerweise zählen die allerwenigsten Sozialpolitiker zu ihnen. Wer in der praktischen Arbeit steht, hat zu allermeist keine Zeit, sich mit allgemeinen Theorien zu beschäftigen, und die politischen Theoretiker haben die Weisheit so mit Löffeln gegessen, daß sie nicht dazu kommen, die Probe zu machen, wie sich ihre schönen Gedanken ausnehmen möchten, wenn sie einmal Leben und Gestalt gewinnen sollten. In die Tiefen des praktischen Lebens und seiner Not hinabzusteigen, die Schäden, von deren Bekämpfung sie so schön reden und schreiben, sich an Ort und Stelle anzusehen und an ihre Besserung Hand mit anzulegen, das hieße ihnen zu viel zuzumuten. Es herrscht deshalb auch in

denjenigen Kreisen, welche auf dem Boden christlicher Weltanschauung stehen, in unseren Tagen viel Verwirrung. Die sozialen Theoretiker müssen in die Praxis hinein und diejenigen, die in der praktischen sozialen Arbeit stehen, zeitweilig auch einmal ihren Blick über das Einzelne hinweg auf das Ganze richten. Dann kann es besser werden. Geschehen muß etwas zur Beseitigung unserer sozialen Notstände und zwar sowohl überhaupt, als auch deshalb, um die Arbeitermassen von den Banden der Sozialdemokratie loszulösen. Darüber sind wir wohl alle einig; aber die Hauptsache ist, daß das, was geschehen soll, auch in rechter Weise geschieht, und davon sind wir noch weit ab.

Wir können uns deshalb auch mit dem Vorgehen der konservativen Fraktion im Reichstage gegen die sogenannte Bäckereiverordnung nicht einverstanden erklären. Ein einfacher Antrag auf Abänderung der erlassenen Vorschriften konnte nicht genügen, es mußte klipp und klar und bis ins Einzelne hinein gesagt werden, worin diese Abänderung bestehen sollte. Daß Mißstände im Bäckereibetriebe herrschen, und zwar recht grobe und schwere, kann man doch nicht leugnen, und deshalb ist es der Regierung zu danken, daß sie die Beseitigung derselben erstrebt und zu diesem Zwecke Maßnahmen getroffen hat. Gehen letztere über das Ziel hinaus, so muß man genau angeben, in welcher Weise die erlassenen Vorschriften abgeändert werden sollen, ohne daß der Zweck der Verordnung, nämlich die Beseitigung der Mißstände, dadurch vereitelt wird. Das ist nicht geschehen, der Antrag ist vom Reichstag abgelehnt, und weil er eben nicht auf die Einzelheiten einging, hat er überhaupt keinen Erfolg gehabt. Das ist zu bedauern, denn nun bleibt nichts von der Sache übrig, als die Meinung der Arbeiter im Bäckereigewerbe, die Konservativen seien ihnen feindlich gesinnt.

Das neue Innungsgesetz, um ihm diesen Namen zu geben, ist dem Reichstag zugegangen. Wir werden seinen Inhalt in der nächsten Monatsschau des näheren besprechen.

Zuletzt noch eine sozialpolitische Bemerkung in Anknüpfung an die Centenarfeier. Man hat Feste aller Art gefeiert, und sie haben viel Geld gekostet. Aber verhältnismäßig hat man am allerwenigsten derer gedacht, die unter des alten Kaisers Führung dem Vaterlande die Einheit wieder erstritten haben. Es giebt viele alte Krieger, die sich in bitterer Not befinden. Mag auch zu allermeist die Ursache der letzteren nicht in den Kriegsstrapazen liegen, so sollte doch das deutsche Volk dessen eingedenk sein, daß sie alle ohne Ausnahme treu ihre Pflicht gethan haben, und daß ohne solche opferfreudige Pflichterfüllung es dem großen Kaiser und seinen Heerführern nicht möglich gewesen wäre, die Erfolge zu erzielen, die wir feiern. Wenn von jeder Mark, welche in diesen Tagen von den Fürsten herab bis zum schlichten Bürger, der mitgefeiert hat, 10 Pfennig beigesteuert worden wären, um den alten Kriegern Kaiser Wilhelms I. in ihrer Not zu Hilfe zu kommen, so wäre manche Thräne getrocknet worden und von allen Spenden, die dem Andenken des großen Kaisers gewidmet sind, wäre das diejenige gewesen, die seinem Sinne am meisten entsprochen hätte.

C. von Massow.

Kolonialpolitik.

Die dem Reichstage Mitte Januar zugegangene Denkschrift über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1895/96 ist, wie wir schon im Januarheft erwähnten, eine recht gut zusammengestellte und lehrreiche Übersicht über das, was in unseren Kolonien geleistet ist, aber sie würde noch viel nutzbringender sein, wenn sie auch die Fehler erwähnte, die gemacht sind — mit anderen Worten, wenn ihre Verfasser weniger Schönfärberei getrieben und dafür ein klein wenig Kritik geübt hätten. Denn daß dort drüben, jenseits des Meeres, im Schatten der Palmen gerade so gut und vielleicht noch etwas mehr Fehler gemacht werden wie bei uns zu Lande, wer wollte das leugnen oder sich darüber wundern? Die Völker, die seit Jahrhunderten kolonisieren, Engländer, Holländer, Franzosen, von Portugiesen ganz zu schweigen, sind nichts weniger wie frei von Irrtümern auf kolonialem Gebiet, und wie sollten wir es sein, denen jede

Erfahrung und vor allem auch das vorgebildete Personal fehlt, um die so außerordentlich schwierige Leitung unseres kolonialen Besitzes, die Behandlung der Eingeborenen u. s. w. in einigermaßen richtiger Weise zu besorgen. Liest man aber von Jahr zu Jahr die Denkschriften und wüßte man sonst nichts von dem, was in Dar-es-Salam, Tanga oder im Gouvernement zu Kamerun u. s. w. vorgegangen ist, dann müßte man denken: wie herrlich entwickeln sich alle diese Schutzgebiete, wie schnell und stetig wächst der Einfluß der deutschen Beamten, wie wohlthuend gestaltet sich der Verkehr zwischen dem weißen und dem farbigen Mann — mit anderen Worten: wie günstig ist der Erfolg unserer Kolonialpolitik.

Nun — wir wissen, daß es schwer ist, in einer solchen Staatsschrift die Verhältnisse wirklich objektiv zu besprechen. Die Verfasser denken wohl, das Kritisieren besorgen schon andere Leute; warum soll man ihnen das Vergnügen nicht lassen? Aber wir meinen, ein bißchen objektiver könnte die Denkschrift doch gehalten sein. Am meisten tritt uns die Schönfärberei in dem Bericht über Togo entgegen. Fast immer findet sich hier in jedem Jahresbericht der Satz wiederkehrend: „Der Handel hat sich gegen das Vorjahr, insbesondere hinsichtlich der wertvollen Artikel, wie Gummi und Elfenbein, wesentlich gehoben.“ Vergleicht man dann die betreffenden Zahlen, so stellt sich heraus, daß z. B. im Jahre 1895/96 die Ausfuhr von Palmkernen etwas höher, die von Palmöl etwas geringer wie im Vorjahre gewesen ist, und daß die Ausfuhr von Gummi 94 662 Kilo, die von Elfenbein 543½ Kilo erreicht hat. Die wichtigsten Ausfuhrartikel: Palmkerne und Palmöl haben sich so gut wie gar nicht geändert, während Gummi und namentlich Elfenbein in Mengen ausgeführt sind, die auf dem Weltmarkt fast gar keine Rolle spielen. Es hat sogar Jahre in Togo gegeben, namentlich 1891/92, in denen mehr Palmöl ausgeführt ist, wie 1895/96, und ähnlich steht es mit dem Gummi. Wie kann man also von einer wirklichen Vermehrung der Ausfuhr sprechen? Thatsache ist dagegen, daß die Ausfuhr und Einfuhr in den benachbarten englischen Gebieten sich in viel schnellerem Maße gesteigert hat, wie in Togo, und daß wir deshalb allen Grund haben, unsere Kolonie nicht als ein Musterländchen hinzustellen, sondern ernstlich darüber nachzudenken, wie wir mit unseren handelsgewandteren Nachbaren gleichen Schritt halten können. Auch der bekannte Afrikareisende G. A. Krause machte vor kurzer Zeit in der Kreuzzeitung darauf aufmerksam, wie falsch die regierungsseitig aus den statistischen Zahlen gezogenen Schlüsse über die Entwickelung Togos sind. Es ist ja sehr angenehm für die Reichskasse, keinen Zuschuß zu den Verwaltungskosten dieser Kolonie zahlen zu müssen, aber die Balanzierung von Einnahmen und Ausgaben wird doch hauptsächlich dadurch ermöglicht, daß die Verwaltung, namentlich die Zollverwaltung infolge der geringen Küstenentwickelung, wenig Kosten erfordert. Ein erfreuliches Wachsen der Einfuhr und Ausfuhr unter deutscher Herrschaft ist daraus keinenfalls herzuleiten.

Stimmen wir in dieser Beziehung mit Herrn G. A. Krause überein, so können wir doch der von ihm an der Regierung geübten Kritik nicht beipflichten, soweit sie sich auf das Bestreben der ersteren bezieht, gute Wege von der Küste nach dem Innern anzulegen. Herr Krause sagt: „Die Eingeborenen kümmern sich so wenig um die 4 m Breite des Weges, daß sie vielmehr auf solchem schönen, bequemen Wege sich wieder ihren fußbreiten Pfad austreten und im Gänsemarsch marschieren, als wären die übrigen 3¾ m nicht vorhanden.“ Die Thatsache mag ja richtig sein, aber die besseren Wege werden doch dahin führen, daß die Eingeborenen schneller aus dem Innern nach der Küste beziehungsweise zurück in die Heimat gelangen, wie das bisher möglich gewesen ist. Von dem System, die Wege in einer Breite von mehreren Metern anzulegen, ist die Verwaltung schon längst selbst abgegangen, wie auch aus der Denkschrift vom 13. Januar 1897 hervorgeht, und die von Herrn G. A. Krause geübte Kritik scheint uns deshalb zu spät an den Mann gebracht zu sein. Im übrigen aber hat der Wegebau sowohl zum Zweck der Verbindung der Küstenstädte, wie auch zur Aufschließung der mehr im Hinterlande liegenden Produktionsgebiete hohe Bedeutung, und es ist zu wünschen, daß er schnell fortschreitet. Weit wichtiger freilich dürfte die Verbesserung der Landungsverhältnisse

an der Küste von Togo sein, die zur Zeit unglaublich schlecht sind und einen großen Teil der Schuld tragen, daß die Kolonie sich nicht so schnell entwickelt, wie sie eigentlich müßte.

Ganz ähnlich liegen diese Verhältnisse in Südwest-Afrika, wo der von Monat zu Monat sich steigernde Verkehr in Swakopmund durch die gänzlich ungenügenden Einrichtungen zum Ein- und Ausschiffen der Waren gehindert wird. Geprüft und vermessen ist da lange genug, man sollte doch endlich einmal Ernst mit dem Bau einer Landungsbrücke machen. Der Verkehr in Swakopmund ist schon jetzt ziemlich bedeutend und hat den der Walfischbay, dem benachbarten englischen Hafen, weit überflügelt oder besser gesagt vollständig lahm gelegt, obwohl die Dampfer manchmal 8 Tage brauchen, um die Ladung ausschiffen zu können. Die Wege von Swakopmund nach Otjimbingue und Windhoek (oder wie jetzt meist geschrieben wird: Windhuk) werden nach Kräften verbessert, einzelne Stellen durch Anlage von Feldeisenbahnen leichter passierbar gemacht, zum Teil auf Kosten der Kaufleute u. s. w. — aber für den Ausbau des Hafens geschieht nichts. Man ist bei uns in Deutschland zu bedenklich, vergißt oft, daß das Beste der Feind des Guten ist. Wie energisch zeigen sich dagegen die Engländer! Alle ihre Kolonien werden möglichst schnell mit einem Netz von Eisenbahnen überzogen, die Ladungsstellen praktisch verbessert u. s. w., und die zuerst vielleicht sehr hoch erscheinenden Kosten sind bald eingebracht. Kaum ist z. B. Benin unterworfen, so regt sich schon der Gedanke, die Hauptstadt mit der Küste durch eine Feldbahn in Verbindung zu bringen, und es ist nicht zu zweifeln, daß der Absicht bald die Ausführung folgen wird. Bei uns giebt die Melodie des österreichischen Landsturmliedes leider das Tempo in allen kolonialen Angelegenheiten an, und die Musikanten, an ihrer Spitze Herr Eugen Richter als Kapellmeister, sind stolz, wenn es ihnen gelungen ist, durch ihr Konzert den Reichstag zu irgend einer Ablehnung gebracht zu haben. Nirgends feiert die Kirchturmspolitik größere Erfolge wie hier. Alles und jedes wird von dem Standpunkte aus beurteilt, ob es etwas mehr oder weniger kostet, man vergißt, daß nichts Großes ins Leben gerufen werden kann, ohne zuerst Opfer zu fordern. Das zeigte sich bei der Reorganisation der Armee im Beginn der 60er Jahre so gut wie jetzt, wo es sich darum handelt, die Flotte auszubauen und zu verstärken und wo wir im Begriff stehen, ein Kolonialreich zu gründen. Die großen Gesichtspunkte fehlen, der Standpunkt des Spießbürgers darf um keinen Preis aufgegeben werden! Während die Engländer, im Herzen froh über die Wirren in der Türkei und Griechenland, ein Territorium nach dem andern in Afrika, so die Fulbestaaten, Benin und große Gebiete Südafrikas, erobern, von Norden und Süden gegen den Sudan vordringen, in Abessynien sich einen Verbündeten suchen und neue Pläne gegen die Burenstaaten schmieden, während sie mit einem Wort Schritt für Schritt ein gewaltiges Kolonialreich in Afrika erwerben — streitet man sich bei uns im Reichstage darüber, ob 40000 oder 50000 Mark im Etat der Schutzgebiete gestrichen werden sollen, aber nicht eine Stimme hat sich bei der zweiten Beratung des Etats vernehmen lassen, die mit Ernst auf das beunruhigende Vorgehen Englands in Afrika hingewiesen hätte. Sachlich war ja diese 2. Beratung, erfreulich auch insofern, als der Etat im wesentlichen genehmigt wurde, aber von weitem Blick und von Verständnis für die großen kolonialpolitischen Ziele war in ihr nicht viel zu spüren. Die dritte Beratung des Etats steht noch bevor und es ist ja möglich, daß bei ihr noch eine oder die andere der schwebenden Fragen berührt wird, aber die hier zu Gebote stehende Zeit pflegt so kurz zu sein, daß die einzelnen Teile des Etats im sausenden Galopp abgethan werden müssen.

Am 16. März hat die erste Beratung des Gesetzes über das Auswanderungswesen im Reichstage stattgefunden und mit Überweisung desselben an eine Kommission von 21 Mitgliedern geendet. Die in früheren Zeiten, 1878 und 1892 vorgelegten Entwürfe waren ohne Erledigung geblieben, eine Einigung zwischen Regierung und Reichstag konnte nicht erzielt werden, und wir möchten hoffen, daß jetzt endlich ein Gesetz über die hochwichtige Frage zu stande kommt. Uns scheint der wichtigste Punkt der ganzen Materie der zu sein, daß durch das Gesetz das Deutschtum der Auswanderer erhalten, die Interessen des Mutterlandes bei der Auswanderung gewahrt und die Auswanderung nach hierfür

geeigneten Ländern gelenkt und von ungeeigneten Ländern abgelenkt wird, daß also die Auswanderung in nationalem Sinne geleitet wird. Inwieweit nun die jetzige Vorlage diesen Anforderungen entspricht — darüber gingen die Ansichten im Reichstage sehr auseinander, wenn auch ziemlich allgemein anerkannt wurde, daß die Regierung in ihrem Entwurf der Auswanderung nicht mehr so feindlich gegenübersteht wie 1892. Die Beratungen in der Kommission werden zweifellos noch manche Änderungen des Entwurfs herbeiführen und uns Gelegenheit geben, auf die Einzelheiten zurückzukommen. Eine Enttäuschung hat die Vorlage manchen Kolonialfreunden dadurch gebracht, daß die Ansiedlung in unseren Schutzgebieten in ihr überhaupt nicht berührt ist. Wir können dieses Gefühl der Enttäuschung verstehen, teilen es aber nicht. Das einzige Schutzgebiet, das für die Auswanderung in Frage kommt, ist Südwest-Afrika, alle anderen sind durch die klimatischen Verhältnisse deutschen Einwanderern verschlossen und Südwest-Afrika bietet noch auf lange Jahre hinaus nur für eine so beschränkte Zahl Ansiedler Raum, daß es als Konkurent anderer Auswanderungsgebiete, überhaupt als Auswanderungsgebiet gar nicht angesehen werden kann. Es scheint uns deshalb zweckmäßig zu sein, daß die Regierung die Besiedelung unserer Kolonien vorläufig bei seite gelassen hat und sie zunächst noch, wie bisher, auf dem Wege der Verordnung geregelt sehen will. Treten Verhältnisse ein, die eine gesetzliche Festlegung der Besiedelung der Kolonien erforderlich machen, so wird diese, wie wir dem Vertreter der Reichsregierung im Reichstage, Geh. Rat Reichardt. gern zugeben, unabhängig von dem Auswanderungsgesetz am besten in einem besondern Gesetz erfolgen können.

Aus den Kolonien selbst ist nichts von Bedeutung zu berichten. Der Meldung, daß die Massai sich am Kilimandscharo wieder regen und Raubzüge in Scene setzen, möchten wir vorerst kein zu großes Gewicht beilegen, zumal der Distriktschef, Hauptmann Johannes, rechtzeitig die Europäer und Eingebornen gewarnt hat. Auch sonst scheint in Ost-Afrika Ruhe zu herrschen, die Wahehe und im Süden der früher so gefürchtete Yao-Häuptling Matschemba geben jetzt zu Besorgnissen keinen Anlaß. Oberst Liebert, der neue Gouverneur ist mittlerweile in Dar-es-Salam eingetroffen, hat die Küstenstädte und Usambara besucht und beschäftigt sich damit, die Verwaltung mehr in Dar-es-Salam zu centralisieren und zu vereinfachen. Hoffentlich gelingt ihm das letztere, die Kosten. die der bisherige Beamten-Apparat verursacht, sind im Verhältnis zu den Einnahmen des Gebiets viel zu groß. In Südwest-Afrika scheint die Rinderpest noch nicht eingedrungen zu sein und dieser Umstand, sowie die vollständige Ruhe, die im ganzen Lande herrscht, ermöglicht die Verminderung der Schutztruppe auf die im Etat vorgesehenen 710 Mann.

Während so innerhalb unserer Schutzgebiete die friedliche Entwickelung durch nichts gestört wird, mehren sich die Anzeichen, daß in ihrer Nachbarschaft nicht alles denselben ruhigen Gang beibehalten wird. Kehrt Cecil Rhodes über kurz oder lang nach Süd-Afrika zurück, werden die englischen Begehrlichkeiten sicher zu neuen Vergewaltigungen der Burenstaaten führen, und wir sehen es als günstig für die Erhaltung des Gleichgewichts in Süd-Afrika an, daß, wie jetzt bestimmt verlautet, ein engeres Bündnis zwischen Transvaal und dem Oranje-Freistaat abgeschlossen ist. Es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn der englische Einfluß in unserer Nachbarschaft übermächtig wird. Letzteres scheint leider im Hinterlande der Goldküste und unseres Togo-Gebiets schon jetzt einzutreten. Die erfolggekrönten Feldzüge der Royal Niger-Kompagnie, die Expedition gegen Benin und neue Unternehmungen der Engländer von Accra aus lassen ihre Absicht, uns vom Niger zu trennen und damit Togo die Lebensader zu unterbinden, klar erkennen. Europa ist, wie es scheint, durch die Wirren in der Türkei und Griechenland vollständig in Anspruch genommen und kaltlächelnd benutzt England die Gelegenheit, um in Afrika eine Politik zu treiben, die an Rücksichtslosigkeit und Entschlossenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Daß wir die Kosten dieses Vorgehens in erster Reihe tragen werden — daran wird niemand zweifeln, der die Geschichte unserer Kolonien in Afrika verfolgt hat.

Ulrich von Hassell.

———

Kirche.

Die größte Schwäche der evangelischen Christen in Deutschland besteht gegenwärtig in dem Mangel an Einheit. Ich beklage damit keineswegs das Vorhandensein von Parteien. Deren Existenz ist vielmehr eine notwendige Vorbedingung für Gemeinsamkeit. Die in allen Stücken gleich Denkenden müßten sich zunächst unter sich zusammenschließen und dann müßten sich diese Gruppen wieder, mit dem vollen Bewußtsein der Unterschiede, auf dem gemeinsamen Grunde der Hauptsachen zur Gemeinschaft erbauen. Allein die verschiedenen positiven Richtungen sind heute von einer wunderbaren Selbstgenügsamkeit. „Ein jeglicher sehe auf seinen Weg." — Man sagt: die Schuld liegt am Landeskirchentum. Gewiß ist dasselbe dabei mit wirksam. Aber ich sehe in der Gegenwart kein Hindernis, welches es unmöglich machte, daß sich die Gesinnungsgenossen über die Landesgrenzen hinüber die Hand reichten. Gott Lob haben wir nun zwar solche Gemeinschaft bezüglich der praktischen Aufgaben auf dem Gebiet der christlichen Liebesthätigkeit, wir haben den Kongreß für innere Mission, wo aus allen Landeskirchen und allen Richtungen vereinigt die gemeinsamen Aufgaben besprochen und gefördert werden. Wir haben noch eine andere Arbeitsgemeinschaft auf Grund gemeinsamer Überzeugungen in dem evangelischen Schulkongreß. Aber darüber hinaus wüßte ich in Deutschland keine Stelle, wo diejenigen, welche in dem Glauben an den lebendigen Sohn Gottes eins sind, zur gegenseitigen Stärkung und Förderung sich treffen könnten. Alle übrigen sind Organe für bestimmte Parteien. Ich wiederhole, daß es absolut nicht auf Uniformierung ankommt; z. B. mag der Gustav-Adolfsverein sein Werk treiben neben dem Lutherischen Gotteskasten; die verschiedenen konfessionellen Ansichten müssen hier ihre freie Bahn haben. Aber welche großen weiten Gebiete giebt es noch, auf denen Verständigung und gemeinsame Arbeit möglich und nötig ist. Die Einmütigkeit ist eine viel größere, als sie gegenwärtig scheint. Ich nenne nur einige der Fragen, in deren Beantwortung bei einigermaßen wohlwollendem und weisem Verfahren sich eine weitgehende Übereinstimmung zeigen würde, die dann wieder von segensreichstem Einfluß auf die Einzelnen und die einzelnen Gruppen werden würde: die Abwehr der Angriffe auf die Heiligtümer unseres Glaubens aus den Reihen der modernen Theologie, das Verhalten der Christen überhaupt und der kirchlichen Organe insbesondere zum öffentlichen Leben, die Beurteilung der von den Sekten ausgehenden und mit ihnen verbundenen sog. Vollkommenheitsbewegung, die Stellung der evangelischen Kirchen zur römischen u. s. w. — Daß aber in diesen und anderen Fragen keine gemeinsame Orientierungsstelle vorhanden ist, kein gemeinsamer Ausdruck der christlichen öffentlichen Meinung zu stande kommt, ist ein Mangel, der sehr greifbare, positivschädigende Wirkungen im Gefolge hat; ich nenne hier nur die eine: den immer fortschreitenden Verlust der gebildeten Welt und namentlich der gebildeten Jugend für die Sache des Evangeliums.

Darum sagen wir: die größte Schwäche der evangelischen Christen in Deutschland ist gegenwärtig der Mangel an Einheit. Was thun wir dagegen? Die Hauptarbeit besteht gewiß im Gebet. Nur der Herr Christus selbst kann hier helfend eingreifen. Aber er wirkt doch überall durch menschliche Organe und er hat menschliche Hindernisse zu überwinden, darum dürfen wir auch unsere Gedanken haben über menschliche Mittel und Wege. Die Sehnsucht nach größerer Einmütigkeit geht durch weite Kreise. Sorgen wir dafür, daß sie zum rechten Ausdruck kommt. Ich kann es nicht für den richtigen Weg halten: eine neue Konferenz oder Kongreß zu berufen oder zu begründen, wie es jetzt von unseren Freunden Stöcker und Weber geplant ist. Es ist eine „kirchlich-soziale Konferenz" in Kassel für die zweite Woche nach Ostern in Aussicht genommen. Wahrscheinlich ist, wenn diese Worte gedruckt sind, auch das Programm der Konferenz bekannt. Ich wünsche den Bestrebungen alles Gute. Aber den Gedanken, dadurch auf Einmütigkeit der positiv gerichteten evangelischen Christen hinzuwirken, halte ich für verfehlt. Es werden durch neue Konferenzen und durch eine neue Parteibildung nur die alten geschädigt, indem hier und da einige Glieder abgesprengt werden. Ich könnte dem Gedanken also nur zustimmen unter dem Gesichtspunkte, daß eine solche Konferenz proviso-

risch dazu diene, die Verständigung unter den Gruppen und Richtungen zu fördern. Aber für eine derartige Verständigung und Bekämpfung von Vorurteilen, Bedenklichkeiten, Mißtrauen u. s. w. scheint mir eine öffentliche Versammlung nicht der Ort. Ich werde mich aufrichtig freuen, wenn sich meine Befürchtung betreffs dieser Versammlung als falsch erweisen sollte.

Wenn dieser geplanten Versammlung gerade zu diesem Zeitpunkt irgend etwas förderlich sein könnte, so wäre es wohl die Erklärung, welche vor einigen Wochen von ca. 80 evangelischen Männern gegen die Christlich-Sozialen, Evangelisch-Sozialen und Kirchlich-Sozialen veröffentlicht ist. Die Sache geht vermutlich von dem mitunterzeichneten Missionsinspektor Zahn in Bremen aus, einem Manne, der infolge eines unpraktischen theologischen Doktrinarismus sich einen politischen idealen Liberalismus konstruiert, der mit dem Christentum zu vereinigen sei, und jenen Liberalismus dann in den heutigen freisinnigen Parteien vertreten wähnt. Es wird zwar in der Erklärung mit Recht eingetreten für die Unabhängigkeit der Wirksamkeit des Evangeliums von äußeren politischen Verhältnissen, es wird protestiert gegen die Ableitung bestimmter wirtschaftlicher Ordnungen aus der Bibel, gewarnt vor den Gefahren, die dem Verkündiger des Evangeliums aus der Beschäftigung mit äußeren Dingen entstehen. Diese Warnungen und Proteste sind von unserer Seite so oft und so gründlich erhoben, daß wir darum jene Bremer Erklärung nicht zu erwähnen brauchten. Der Kern derselben aber liegt in dem Protest gegen den Einfluß der christlichen Predigt auf das öffentliche Leben. Dieselbe soll nach jenen nur christliche Persönlichkeiten zu bilden suchen; christliche Verhältnisse zu bilden, die über ein privates Verhalten hinausgehen, die sozialen Ordnungen nach dem Interesse des christlichen Lebens zu gestalten suchen — das erklären sie für Wege, „auf welchen die Wahrheit des Evangeliums verdunkelt, seine Kraft geschwächt werden muß, auf denen, wenn sie allgemein betreten werden, der volle Segen desselben dem Volke verloren gehen und die Zukunft der evangelischen Kirche ernstlich gefährdet werden wird.“ — Das Üble an dieser ganzen Erklärung ist die Unklarheit. Jemand, der wirklich weiß, um was es sich bei der sozialen Frage handelt, wird überall vor Fragen stehen, die ihm aus jener nicht beantwortet werden. Die Hauptsätze sind so allgemein, daß man sie in recht verschiedenem Sinne deuten kann. Es heißt z. B.: „Wir legen Verwahrung dagegen ein, daß man im Namen des Christentums, des Evangeliums, der Kirche bestimmte soziale Forderungen an den Staat stellt oder verlangt, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse nach angeblich christlichen Prinzipien geregelt werden sollen.“ Ferner: „Im Namen des Christentums hat der evangelische Christ vom Staate nichts zu fordern, als daß ihm Freiheit gelassen werde, seines Glaubens zu leben; die Kirche nichts mehr, als ihrem Berufe nachzukommen. Wer im Namen des Christentums mehr verlangt, verleugnet die reformatorische Erkenntnis von der Selbständigkeit des Staatslebens.“ Endlich: „Läßt sich die evangelische Kirche auf Dinge ein, die dem Evangelium fremd sind, so wird das Salz dumm werden.“ Mit diesen Sätzen könnte man der römischen Kirche entgegentreten; mit ihnen könnte man die Forderungen des christlichen Kommunismus nach Gütergemeinschaft bekämpfen; aber mit ihnen könnte man mindestens auch dem christlich begründeten Streben nach Aufhebung der Sklaverei entgegentreten, denn auch die Sklaverei ist ein gesellschaftliches Verhältnis, das man nach „nach angeblich christlichen Prinzipien“ umändern will. Nicht minder ist die Polygamie ein gesellschaftliches Verhältnis, — haben wir aber nicht „christliche Prinzipien“, welchen dieses Verhältnis widerspricht? Wird es aber in diesem einen Falle zuzugeben, warum dann nicht in anderen? Die christlichen Prinzipien der persönlichen Verantwortung jedes Einzelnen für sein und der Seinigen Durchkommen, der Verpflichtung zur Arbeit und zum Erwerb von Eigentum, die daraus folgende christliche Bekämpfung des Bettels, die christliche Forderung der Gerechtigkeit in der Vergeltung geleisteter Dienste — das alles soll doch hoffentlich nicht „angeblich“ christlich sein. Sollen wir nun eine dem entsprechende „Forderung an den Staat“ stellen? Die achtzig Unterzeichner sind mir noch viel zu römisch, wenn sie überhaupt im Namen des Christentums Forderungen an den „Staat“ stellen. Die Kirche hat nur

ein Recht an die Weltmacht, das ist verfolgt zu werden: so haben wir es wiederholt in diesen Blättern ausgesprochen. Aber daß sie so abstrakt vom Staate sprechen, ist eben der Grundirrtum jener achtzig evangelischen Männer. Es giebt keinen „Staat" **in abstracto**, das sind freisinnige Abstraktionen; es giebt ein chinesisches Reich, ein Reich der Matabelen, der Türkei, ein deutsches Reich u. s. w. Nehmen wir nun z. B. den Fall: Herr D. Zahn „fordert" von den Matabelen oder den Türken, daß die „Kirche" in jenen Ländern ihrem Berufe nachkommen dürfe, allein der Großtürke läßt die muhammedanischen Unterthanen, die Christen werden, köpfen und sagt zu dem edlen Menschenfreund, der dagegen protestiert: „Du verleugnest die reformatorische Erkenntnis von der Selbständigkeit des Staatslebens." Dasselbe antworten ihm die Russen, denen er Vorstellungen macht, daß sie die Stundisten nach Sibirien schicken, die Portugiesen, wenn sie den Bibelkolporteur in das Gefängnis setzen. Was heißt denn „Selbständigkeit des Staatslebens?" Hat denn keiner von jenen achtzig evangelischen Männern darüber nachgedacht, gegen wen denn die reformatorische Erkenntnis das Staatsleben selbständig machen wollte? — Selbständig und unabhängig von einer Macht, welche vermittelst der Sündenvergebung Deutschland zerriß und wirtschaftlich ausbeutete, von einer Macht, welche den Gehorsam gegen die Obrigkeit abhängig machte von ihrer vorangehenden Erlaubnis. Aber haben die Reformatoren das „Staatsleben" in Deutschland unabhängig machen wollen von christlich-sittlichen Prinzipien? — Und das wollen auch wir nicht, und wollen uns durch jene neuesten Abstraktionen nicht irre machen lassen, die für uns hauptsächlich die Bedeutung haben zu zeigen, wie schwer noch heute — 50 Jahre nach V. A. Hubers, nach Wicherns Auftreten — auch für treffliche Männer und hervorragende Christen das Verständnis der sozialen Frage ist.

Was uns an jener Erklärung am meisten geschmerzt hat, das ist, daß auch D. Warneck in Halle seinen Namen unter das Schriftstück mit hat setzen lassen. Niemand hat wohl in der Gegenwart mehr Verdienst als er bezüglich des Nachweises, daß das Christentum, wohin es dringt, die Kulturverhältnisse — oder wie wir jetzt meistens sagen — das soziale Leben durchdringt und verändert, — wie auch die Missionare, sobald ein Volk, ein Fürst, anfängt christlich zu werden und das Leben christlich zu gestalten, mit raten, helfen, bitten, daß „die gesellschaftlichen Verhältnisse" nach christlichen Prinzipien gestaltet werden, weil sie wohl wissen, daß die „evangelischen Persönlichkeiten", die aus den Heiden heraus durch das Wort Gottes geschaffen sind, einen von Gott gewollten Halt haben in solchen Lebensordnungen, welche das Unrecht strafen und das Recht schützen. Wie es einem jungen Christen in der Heidenwelt schwerer ist, treu zu bleiben, keusch und ehrlich, da wo keine christliche Zucht herrscht, so ist es auch dem deutschen und dem englischen Christen schwerer ein wahrhaft christliches Leben zu führen unter einer Gesetzgebung, welche wie die der verflossenen Manchesterperiode den Betrug schützt und den Egoismus zu wirtschaftlichen Thaten anfeuert. Diese Gesetzgebung, diese Wirtschaftspolitik hat jenen Klassenkampf groß gezogen, den die achtzig evangelischen Männer am Anfang ihrer Erklärung beklagen, der auch unser sittliches Volksleben vergiftet und der Wirksamkeit der Kirche Hindernisse bereitet. Danach ist es wirklich antiquiert, wenn uns jetzt die alte abgestandene Suppe noch einmal aufgetischt wird, daß das wirtschaftliche Leben mit dem Christentum nichts zu thun habe. Nur dann wäre dies zuzugeben, wenn das Christentum mit dem sittlichen Volksleben nichts zu thun hätte. Dies wäre wohl im Sinne unserer heutigen Deutschfreisinnigen, aber nicht im Sinne christlicher Patrioten.

In Deutschland ist überall am 16. Februar der 400jährige Geburtstag Philipp Melanchthons festlich begangen worden. Die dabei gehaltenen Reden können nicht umhin, auch dem theologischen Standpunkt Rechnung zu tragen. Im großen und ganzen hat sich wohl eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung im Urteil über Melanchthon herausgestellt. Er war der unschätzbare Gehülfe Luthers in der Förderung

der protestantischen Wissenschaft, durch sein Sprachstudium und durch seine feine dogmatische Formulierung; er war der demütige und hingebende Christ, der die ganze humanistische Bildung für das Christentum erobern wollte, er war der praeceptor Germaniae durch seinen unglaublich weitreichenden Einfluß auf das Schul- und Universitätswesen seiner Zeit. Aber er war nicht Reformator in demselben Sinne wie Luther. Als höchst bezeichnend führe ich eine Stelle aus der Festschrift Haußleiters an (die noch in dieser Zeitschrift wird besprochen werden), wo er aus den Disputationen Melanchthons neben den hellen Lichtseiten doch auch den Schatten aufweist: „Kirche und Schule (d. h. die theologische) lassen sich nicht ungestraft durcheinander mengen; sie haben zu verschiedene Richtung. Die Schule, um nicht zu erstarren, strebt danach, die Dinge, mit denen sie sich beschäftigt, in Fluß zu bringen; unwillkürlich verlangt sie nach neuer Erkenntnis, zum mindesten nach einer neuen Weise, alle Wahrheit zu lehren; damit erzeugt sie aber den Streit. Dagegen braucht die Kirche den Frieden eines festen, von ursprünglicher Glaubenskraft belebten Bekenntnisses; sie braucht zu Führern glaubensvolle, unbeugsame, entschiedene Bekenner. Luthers Vorzug vor Melanchthon war der des Bekenners vor dem Lehrer. Auch Luthers lehrhafte Schriften sind Glaubenszeugnisse; man hört in ihnen den Quell lebendigen Glaubens rauschen. Er strömt hervor aus den Tiefen der heiligen Schrift, er quillt mit frischer Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit des Geistes; er rauscht mit der unwiderstehlichen Gewalt des Bekenntnisses: ich kann nicht anders. Melanchthon konnte auch anders; er konnte in der besten Meinung anders; er freute sich, wenn er eine bessere, vorsichtigere, in engerem Anschluß an das Herkömmliche gehaltene Formulierung fand. Die Beweglichkeit des Lehrers war das Unglück des kirchlichen Führers; was in der Schule als Ausdruck unermüdlichen Strebens verständlich war, erschien im kirchlichen Leben als nachgiebige Schwäche." — Zur Feier des Gedächtnisses des großen Mannes ist in seinem Geburtsort Bretten in der Pfalz das Haus seiner Geburt einem Juden, in dessen Hände es geraten war, abgekauft und wird ein auf der alten Stelle ausgeführter Neubau zu einem Melanchthonmuseum hergerichtet.

In Preußen sind die Gemüter vielfach lebhaft mit den Pfarrgehältern beschäftigt gewesen. Mit Recht wurde von den konservativen politischen Organen darauf hingewiesen, daß während für alle Beamtenklassen die Gehaltsbezüge im Sinne der Aufbesserung reguliert wurden, allein die Geistlichen übergangen wurden. Es ist ein dem entsprechender Antrag im preußischen Abgeordnetenhause von der konservativen Fraktion eingebracht worden, und zwar in einer Form, die von grundsätzlicher Bedeutung ist. Der Antrag von Heydebrand und Gen. geht nämlich darauf aus 1. daß die im Etat für die Geistlichen ausgeworfenen Summen wesentlich erhöht werden und daß 2. „diese Staatsmittel in einer festen Summe den geordneten Organen der evangelischen Landeskirche und der katholischen Kirche zur eigenen Verwendung nach bestimmten staatsgesetzlich festzusetzenden Grundsätzen überwiesen werden." Also eine feste Dotation der evangelischen (wie der katholischen) Kirche, wenigstens für die Gehaltsbedürfnisse der Geistlichen, und diese Dotation gesetzlich festgelegt, um sie der Willkür der jährlichen Etatberatung in dem Abgeordnetenhause zu entziehen. Es war erfreulich, was man bei den Verhandlungen über diesen Antrag bezüglich der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche zu hören bekam, — und zwar nicht nur auf der uns befreundeten Seite durch Herrn v. Heydebrand, Schall und Stöcker, sondern auch von Gegnern. Wir kommen in der öffentlichen Meinung über diese wichtige Angelegenheit doch vielleicht ein wenig vorwärts.

Greifswald, 20. März 1897. D. M. von Nathusius.

Von der Kunst.

Die Theater-Saison geht zu Ende. Wer sie in Berlin aus Neigung oder Pflicht mitgemacht hat, dessen Nerven wissen davon zu erzählen. Es war eine Premieren-Hetz-

jagd, wie Berlin sie noch nicht erlebt hat. Der künstlerische und der geschäftliche Erfolg war aber für die meisten Theater der aufgewandten Mühe nicht wert. Und was ist die Ursache dieser Unterbilanz?

Fragt man die Theater-Direktoren, so klagen sie über die ins Unerfüllbare gewachsenen Ansprüche des Publikums, aber keiner giebt zu, daß auch nur ein Theater zu viel in Berlin sei. Die durchgefallenen Autoren klagen über unberechenbare Modeliebhabereien der Theaterbesucher. Und die Kritik ist so ziemlich darüber einig, daß unsre „Bretter" gar nicht mehr „die Welt" bedeuten, daß man also von einem gebildeten Menschen kaum noch ein ernstes Interesse für das Theater, wie es heute ist, verlangen kann.

Dies Verdikt muß allerdings mit einer Einschränkung verstanden werden. Die Schauspielkunst steht im allgemeinen so hoch, wie nie zuvor. Der Durchschnitt unserer Mimen, wenigstens der männlichen, leistet in der Menschendarstellung Vortreffliches und entläßt die Zuschauer nie ohne eine Bereicherung an intellektuellen und ästhetischen Eindrücken.

Aber selbst unsre beliebtesten Bühnenschriftsteller stehen nicht auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit, geschweige daß sie dieselbe förderten. Sie gehen nicht nur in der Form, sondern auch in der Tendenz mit den Modeströmungen, und je eleganter sie sich dabei benehmen, desto größer ist ihr Publikum. Dichter, die, wenn auch nur für Stunden, den geistigen Mittelstand um eine Stufe höher heben könnten, haben wir nur wenige, oder es kommen doch nur wenige auf unseren Spekulations-Bühnen zum Worte.

Ihren Bedarf an Bühnenstücken für die anspruchsvolleren Theaterbesucher bestreiten die Direktoren aus dem Schatze der klassischen Litteratur von Shakespeare bis Hebbel, und man darf den blasierten Bemerkungen Berliner Theaterkritiker nicht glauben, daß in solche Klassikervorstellungen vorzugsweise die bildungsbedürftigen, noch vom Schulmeister gegängelten Theaterneulinge gehen; wer das „Publikum" einigermaßen von Angesicht kennt, der entdeckt in den Besuchern der seltener aufgeführten Dramen von Shakespeare, Molière, Goethe, Grillparzer die ausgemachtesten litterarischen Feinschmecker Berlins, und das ist den auf ihre Modernität als ihren einzigen Vorzug stolzen Bühnenschriftstellern ein großes Ärgernis.

Man gestatte mir daher einmal eine kleine Abschweifung über das Thema „Theaterpublikum und moderne Kunst."

Bei den teuren Eintrittspreisen der guten Theater können sich natürlich nur die oberen Zehntausend einen häufigen Theaterbesuch gönnen, sagen wir einmal die Familien mit einem Einkommen von zwanzigtausend Mark und darüber, die also nach Berliner Begriffen „wohlhabend" genannt werden können, oder die Junggesellen mit einem entsprechenden Einkommen, die aber nicht so zahlreich sind, wie man vielfach glaubt. Theaterschwärmer, die sich das Geld für den regelmäßigen Theaterbesuch am Munde absparen, findet man wohl in Wien, aber nicht bei uns.

Mit einem so hohen Jahresbudget kann man hier nun in paradiesischer Bequemlichkeit leben, und man thut's auch. Es ist dafür gesorgt, daß dem, der Geld hat, jeder Wunsch auf telephonischen Befehl stracks erfüllt wird. Doch auch dafür ist gesorgt, daß selbst dem Reichsten das Paradies oder auch nur das Glück des goldenen Zeitalters nicht zurück kehrt. Nicht alle Spuren menschlicher Bedürftigkeit lassen sich mit Geld verwischen. Ja man kann beobachten, wie gerade die allgemein-menschlichen Leiden, besonders die seelischen Leiden, den im physischen und ästhetischen Genuß Verwöhnten doppelt angreifen, ihn „nervös machen."

Nun setzt die moderne Kunst gerade ihren Ehrgeiz darein, diese Nervosität als Merkmal an sich zu tragen, im Gegensatz zu der „brutalen, robusten, tierisch-gesunden" Kunst früherer Zeiten. Die Analyse der Nervenreize, zumal der pathologischen, ist der ganze Stolz der Modernen. Sie haben es sogar schon zu einer stattlichen Litteratur der perversen Sinnlichkeit gebracht; und wenn dies auch nur eine extreme Richtung ist, so klingen doch ihre Töne vornehmlich hinein in das Schaffen aller derer, die einem neumodischen Idealismus, Symbolismus oder Ästheticismus huldigen.

Darin aber liegt die Unmöglichkeit eines langen Bestandes der ganzen dekadenten Bühnen-Litteratur. Denn es ist eine bekannte Thatsache, daß jeder Neurastheniker wohl sein eigenes Leiden interessant findet, aber nicht mit der Schilderung fremder Leiden ähnlicher Art unterhalten sein will. Es geht damit, wie mit der Sünde. Jeder liebt seine eigene und findet die der anderen abscheulich, ekelhaft. Hier und da mag es einem an Nervenstörungen, an krankhaften Erregungen leidenden Menschen ein gruseliges Behagen verschaffen, wenn er Ähnliches in einem Buche geschildert findet. Aber dann ergötzt er sich doch nur im Geheimen daran. Auf der öffentlichen Bühne will er keine Krankengeschichte sehen, und immer bleibt der Wille zum Leben und zur Gesundheit stark genug in ihm, daß er sich an einer robusten Kunst mehr erfreut, als an einer knieschlotternden, willensohnmächtigen, wie sie unsere an allen denkbaren Leibesstörungen leidenden Kaffeehaus-Jünglinge verüben.

Daher sieht man denn auch immer seltener ein spezifisch „modernes“ Stück auf der Bühne, und den nachhaltigsten Erfolg erzielen diejenigen Bühnenschriftsteller, die in die Bahnen der älteren Kunst zurück lenken.

An erster Stelle ist Wildenbruch zu nennen. Sein „Kaiser Heinrich“ erfreut sich desselben Beifalles, wie der erste Teil des Dramas: „König Heinrich“. Hier haben wir nun allerdings keine Spur von Nervosität; im Gegenteil, Zuschauer mit angegriffenen Nerven werden es gar zu robust finden, wenigstens in den letzten Akten. Die ersten Aufzüge sind klar und schön, fast klassisch edel. Dann aber ist's, als ob der Dichter mit dem Furchtbaren und Schrecklichen spielte, wie ein Löwenbändiger im Käfige. Auch an politischen und philosophischen Tiraden im Volksversammlungs-Stile fehlt es nicht. Doch die Kraftentfaltung auf der Bühne imponiert immer, und das ist das ganze Geheimnis der Erfolge Wildenbruchs, dessen Formtalent nicht hervorragend ist. Die Akten über ihn sind geschlossen. Ich fürchte, meine Leser protestieren, wenn ich hier die Verhandlung pro et contra „Kaiser Heinrich“ noch einmal eröffne.

Am Tage nach der ersten Aufführung dieser Tragödie wurde Hauptmanns „Versunkene Glocke“ im deutschen Theater zum erstenmale gegeben. Man hörte alsbald den Schlachtruf: „Hie Wildenbruch!“ „hie Hauptmann!“ Aber größer ist doch der Gegensatz zwischen Ibsen und Wildenbruch. Diese beiden sind unvereinbare Gegensätze. Ibsen gilt als großer Menschenkenner; auch in seinem neusten Werke „John Gabriel Borkmann“ soll er uns die tiefsten Blicke in die Geheimnisse der Menschenseele thun lassen. So urteilen die Pessimisten. Ibsens Menschen haben alle, oder doch fast alle die Eigentümlichkeit, daß sie sich selbst belügen und etwas anderes sind, als sie vorstellen möchten. Das ist ein Tric, nach dem Ibsen ganz schablonenmäßig seine Tragikomödien aufbaut. Hat er recht? Oder verrennt er, der Einsiedler und Grübler, sich in eine fixe Idee? Man wird zugeben können, daß fast jeder Mensch in seinem Herzen ein Geheimfach hat, in das er sich hineinzuschauen fürchtet, und das er selbst vor seinen Freunden verbirgt. Alte Sünden, selbstische Wünsche, unreine Leidenschaften liegen darin, und sie gähren immer wieder auf, das Leben trübend und vergiftend. Aber es sind mir doch schon Menschen begegnet, die auch in diesem Winkel ihres Herzens auf Ordnung halten und mit Bewußtsein täglich, stündlich alle diese todbringenden Wucherungen bekämpfen, nicht bloß die sündhaften Regungen, sondern auch die intellektuellen Selbsttäuschungen; Menschen, die durch nüchternes Vergleichen mit anderen sich zu einer gesunden Demut erziehen, einer Demut, die nichts Kopfhängerisches hat, sondern als erfrischender Humor jedem Freude macht; Menschen, die sich selbst ganz objektiv beurteilen, sich dadurch im seelischen Gleichgewicht erhalten und ihre Umgebung geradezu bezaubern durch die Harmonie ihres Denkens, Sprechens und Handelns. Solche Idealmenschen mögen selten sein, in kleinerem Format laufen sie aber überall umher, und man begegnet ihnen jedenfalls viel häufiger, als den unheimlichen Ibsenschen Kerlen mit der „Lebenslüge“. Darum wendet sich auch das litterarische Interesse immer mehr von Ibsen ab. Was man bei ihm für eine besondere Art von Realismus gehalten hat, erscheint allmählich nur als eine Sonderlingsmanier. Seine Personen sind krank, geistig und körperlich; sie reden nie, was sie denken, sondern nur das darf man ihnen glauben, was sie verschweigen.

Das andere Extrem finden wir bei Wildenbruch. Dessen Personen sprechen jeden Augenblick ihre innersten Geheimnisse gerade heraus. Das hat etwas Erfrischendes. Man weiß doch wie und warum. Schade nur, daß es auch nicht ganz menschlich wahr ist, und noch schader, daß die Wildenbruchschen Personen nicht bloß das Herz auf der Zunge haben, sondern daß sie ihre Gesinnung in die Welt hinaus schreien.

Doch ich wollte nicht wieder von Wildenbruch sprechen, sondern nur bestreiten, daß man ihn als den Antipoden Hauptmanns bezeichnen kann. Hauptmann muß sich erst als Dramatiker ausweisen. Seine „Versunkene Glocke" ist ein lyrisches Gedicht in Bühnenform. Es ist gesättigt mit intimen lyrischen Schönheiten, die erst beim Lesen des Werkes recht zum Bewußtsein kommen. Reine Naturpoesie und Gedankenlyrik wechseln miteinander ab, und nur wo sie sich zu symbolischem Gerede mischen, entsteht ein Zwitter, der bei näherer Betrachtung nicht so gut wirkt, wie bei der Aufführung. Die „Versunkene Glocke" ist heute das gelesenste Buch, es ist Mode geworden, und unaufhörlich erscheinen Bücher und Essais über dieses Buch, die einander widersprechen. Vor dieser Kärrner-Litteratur muß gewarnt werden. Die „Versunkene Glocke" enthält keine Geheimnisse, die enthüllt werden müßten; sie ist auch kein Werk, das für die Bühnenlitteratur der Zukunft vorbildlich werden kann; sie ist ein lyrisch-dramatisches Selbstbekenntnis und als solches heute schon gewiß nicht mehr wahr, denn der Dichter ist nicht an den drei Bechern gestorben, er lebt und schafft weiter. Ja es scheint, als ob er an dem Tempel der Menschheit weiter bauen wollte, von dem ihn der Ton der versunkenen Glocke aus der Tiefe verscheucht hatte. Warten wir den Erfolg ab.

Die Kunst Gerhard Hauptmanns hat denselben neurasthenischen Zug, der auch um seine leiblichen Augen und um seinen Mund liegt. Nur in „Florian Geyer" fand ich nichts dergleichen, wenigstens nicht in der Bühnen-Bearbeitung. Der Mißerfolg dieses Stückes aber hat den Dichter sehr niedergedrückt, und damit ist das nervöse Jammern in der „Versunkenen Glocke" seelisch und physisch wohl erklärt. Hoffentlich wirkt der große Bühnenerfolg nun wie ein Jungbrunnen auf sein starkes und originales Talent.

Augenblicklich beschäftigt er sich ebenso wie Sudermann mit einem biblischen Stoffe. Soeben haben Wilbrandt und Adalbert von Hanstein biblische Tragödien auf die Bühne gebracht, der erstere mit entschiedenem Mißerfolge. Wilbrandts „Hairan" läßt es an der äußerlichsten Achtung vor seinem heiligen Gegenstande fehlen, und das ist — abgesehen von allem anderen — im höchsten Grade unkünstlerisch. Adalbert von Hanstein läßt seinen „König Saul" wahnsinnig werden, nicht aus eigener tragischer Schuld, sondern infolge eines Priesterfluches und zur Strafe für eine Handlung (Schonung des gefangenen Amalekiterkönigs), die aus edlen Motiven entspringt. Damit vergeht sich der Dichter gegen die unverbrüchlichen Gesetze des Dramas. Hier fehlt es also nur am Technischen, und man bereitete dem Autor einen Achtungs-Erfolg. Ermutigend sind beide Vorgänger auf dem neu zu erobernden Gebiete nicht.

Man kann aber dem biblischen Drama überhaupt, sofern es nicht rein historisches Drama sein, sondern symbolische Tendenzen verfolgen will, keine günstigen Aussichten versprechen. Alles Allegorische und Symbolische, in ein System gebracht und in den Mittelpunkt einer Bühnenhandlung gestellt, tötet die Illusion. Beispiele anzuführen ist kaum nötig. Doch seien unter den neuesten Werken wenigstens Sudermanns „Das Ewig-Männliche" und Hauptmanns „Versunkene Glocke" genannt, die beide nur durch lyrisch begabte Schauspieler einigermaßen bühnenwirksam dargestellt werden können und überall versagen, wo Routiniers in den Hauptrollen auftreten.

* * *

Die bildende Kunst wird nun bald wieder im öffentlichen Schauwesen das Theater ablösen. Den Ausstellungen gehört der Frühling und der Sommer. Diesmal machen Dresden und München gewaltige Anstrengungen, um die Reichshauptstadt wieder zu überflügeln. In Dresdens Kunstthätigkeit ist frisches Leben zurückgekehrt. Es hat im vorigen Jahre auf der Berliner Kunstausstellung trotz der ihm angewiesenen Nebensäle großes Aufsehen erregt, — nicht sowohl durch bedeutende originale Werke, als durch die

verständige Art, mit der seine jüngeren Kräfte die Anregungen der neuen Kunstlehre in sich aufnehmen und selbständig verarbeiten. In München haben sich Genossenschaft und Sezession zu gemeinsamer Benutzung des Glaspalastes geeinigt, und zwar unter dem Drucke äußerer Umstände, nicht weil die feindlichen Brüder sich innerlich genähert hätten. Lenbach leitet diesmal die Ausstellung, und als Meister der Dekoration wird er alles thun, um den wüsten Eindruck eines Massenaufgebotes bemalter Leinwand und gemeißelter Steine von der Ausstellung fernzuhalten.

Was der Winter an kleineren Ausstellungen in den Salons Berliner Kunsthändler bot, war nicht epochemachend. Die Mitläufer aller erdenklichen Richtungen und Parteiungen behaupteten fast allein das Feld. Die Tageszeitungen haben darüber genug gesagt. In einer Monatsschrift von allen Mißerfolgen und halben Erfolgen zu erzählen, gleichsam die Vorpostengefechte der entscheidenden Sommerfeldzüge zu kritisieren, will mir nicht zweckmäßig erscheinen.

Nur über die Wege und Ziele der neuesten Kunst, soweit sie aus diesen Ausstellungen erkennbar sind, sei einiges gesagt.

Gegen die „intime" Landschaftsmalerei, die in den Händen stumpfsinniger Nachahmer allerdings Unerträgliches geleistet hat, macht sich eine entschiedene Reaktion geltend. Jeder Landschaftsmaler, der noch etwas Besonderes werden möchte, sucht nach etwas Neuem, sei es in der Formgebung, sei es in der Koloristik. Daraus entstehen dann allerlei Wunderlichkeiten, von denen auch der erfahrenste Kenner der Kunst und ihrer Geschichte nicht mit Sicherheit sagen kann, ob sie jemals allgemeinere Anerkennung finden werden.

Zwei Richtungen lassen sich deutlich unterscheiden. Die eine, die koloristische, sucht nach der Farbenwirkung „an sich." Der Maler läßt sich durch einen landschaftlichen Farben-Eindruck in eine seelische Erregung versetzen, die er dann in der Phantasie verstärkt und vertieft, um nachher diesen Farbentraum, von allen Zufälligkeiten des ersten realen Eindruckes befreit, auf die Leinwand zu spiegeln. Das ist der neueste Impressionismus, der sich von der älteren impressionistischen Richtung durch seinen reinen Subjektivismus unterscheidet. Vor solchen Bildern hat der Laie den Eindruck, daß er nach zwei bis drei Malstunden genau ebenso malen könne. In der That verzichtet der Impressionist von heute mit stolzer Absichtlichkeit auf alles, was an „Technik" erinnern könnte. Er leitet die Kunst nicht mehr von Können (im Sinne der Handfertigkeit) her, sondern möchte sie so vergeistigen, daß sie ohne jeden materiellen Nebengedanken unmittelbar durch die Farbe zum Gemüte spricht, wie die Musik durch die Töne. Das sei die absolute Kunst.

Die formstilistische Richtung ist von diesem Impressionismus grundsätzlich nicht so sehr verschieden, wie man auf den ersten Blick glauben möchte. Auch sie giebt die Natur nicht mit ihren Zufälligkeiten wieder, sondern hebt das wesentliche aus den Sinneseindrücken hervor, nur daß sie neben der Farbe auch der Form ihr Recht werden läßt. Auf die Entwicklung dieser Richtung hat die mit so großem Eifer wieder aufgenommene Griffelkunst (Radierung, Lithographie und Holzschnitt) einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, und da sie jeder Individualität die größte Freiheit läßt, auch auf bereitwilliges Verständnis bei allen einigermaßen historisch gebildeten Kunstfreunden rechnen kann, so dürfte ihr eine große Zukunft bevorstehen.

Doch man soll nicht prophezeien. Wer den Menschenstrom beobachtet hat, der in diesen Wochen tagaus tagein die Wereschtschagin-Ausstellung im alten Reichstags-Gebäude heimsuchte, der kann auch heute noch den wirklichen Individualitäten in der Kunst keine Popularität versprechen. In Paris ist Wereschtschagin mit seinen historisch genauen, aber koloristisch rohen Napoleon-Bildern abgefallen, obwohl er in seinem gedruckten Ausstellungsführer dem französischen Chauvinismus die unglaublichsten Konzessionen gemacht hatte. In Berlin wurde seine Ausstellung zu einem „Kunstereignisse." Berlin ist eben sehr empfänglich für jede Art Reklame. Befiehlt die Litfaß-Säule: „Eßt Quäkers Oat", so ist binnen kurzem die amerikanische Hafergrütze auf jedem Tische; heißt es an

derselben maßgebenden Stelle: „Man muß die Barrisons gesehen haben", so sieht man eben mit Vergnügen die Barrisons.

* * *

Die Centenarfeier hat der Hauptstadt und dem Reiche ein Denkmal Wilhelms I. geschenkt, dessen Enthüllung eine große, freudige Überraschung für die Freunde wie für die Gegner des Entwurfes bedeutete. Obwohl in einigen Einzelheiten etwas dürftig, hat es doch als Ganzes in dem großen Schwung seiner Linien, in seiner aus dem Alltagsgetriebe herauszwingenden Feierlichkeit nicht seinesgleichen in Deutschland.

Es ist gar nicht mehr nötig, das Denkmal gegen seine Gegner in Schutz zu nehmen. Ich habe selbst zu ihnen gehört, weil es mir des Pompes zu viel für die schlichte Größe des Heldenkaisers zu bieten schien und weil mir auch der Platz zu beengt erscheinen wollte für ein solches Riesen-Monument. Die Ausführung widerlegt alle diese Bedenken. Das Reiterstandbild selbst hat, von unten gesehen, nichts mehr von jener Imperator-Pose, die man nach den älteren Abbildungen zu sehen befürchtete. Die das rhythmisch schön bewegte Roß führende Viktoria erscheint nicht als aufdringliche Allegorie, da sie sich in den Linien-Rhythmus des Ganzen prächtig einfügt und den Bauch des Pferdes, — dieses unvermeidliche Übel aller hohen Reiterstandbilder — teilweise verdeckt, menschliche Schönheit an die Stelle tierischer Unschönheit setzend.

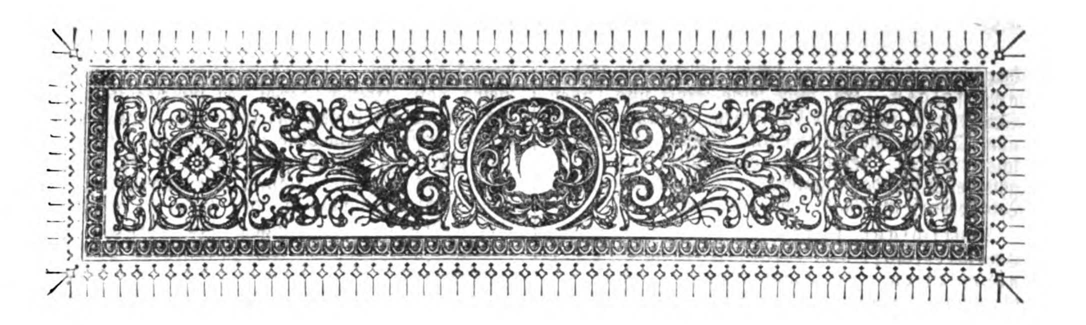
Von allen plastischen Teilen des Denkmals sind am schönsten gelungen die Löwen und die Trophäen, auf denen sie sich aufrichten. Hier konnte der Naturalismus des Bildhauers sich frei ergehen, und man wird unter allen seinen Werken keines finden, das diesen Löwen an Originalität der Durchbildung und an Unmittelbarkeit des Ausdrucks von Größe und Kraft gleichkommt.

Dicht daneben aber macht sich langweilige Unnatur breit. Die Gestalten des Kriegs und des Friedens, die sich an das Postament hingelagert haben, führen kein individuelles Leben, sondern füllen mit ihren langgestreckten Leibern nur einen leeren Platz aus. Dieselbe Armut an allegorischer Erfindungskraft macht sich bei den meisten Gruppen und Gestalten an der Säulenhalle bemerklich. Nicht nur, daß sie aus dem Barockstil der Architektur bedenklich in den Zopfstil hineinspielen, sie sind uns auch alle in ihrem Thun und Treiben herzlich gleichgiltig.

Die Säulenhalle selbst, das Werk des Schwaben Halmhuber, hat die schier unvereinbaren Aufgaben, festlich imponierend und doch wie eine leichte Umrahmung zu erscheinen, gegen die erdrückende Schloßarchitektur auf der einen Seite und gegen die blanke, glatte Wasserfläche auf der anderen Seite sich zu behaupten. Sie thut dies durch starke Betonung des malerischen Elementes, das auch in der Plastik des Denkmals überwiegt. Noch ist die Halle nicht ganz freigelegt, auch haftet ihr noch der Glanz der Neuheit an, den man den Bronzebildern des Denkmals durch künstliche Patinierung genommen hat. Doch läßt sich schon heute erkennen, daß trotz der etwas zu leicht ausgefallenen jonischen Kapitäle, der zierlichen Balustrade und der mit gemeißelten Guirlanden umwundenen Säulen an den Eingängen auch hier der Totaleindruck des Bauwerkes seine interessanten Perspektiven und seine glückliche Verbindung mit dem Denkmale selbst viel dazu beitragen wird, das Kaiser-Wilhelm-Denkmal zu dem anziehendsten und populärsten öffentlichen Kunstwerke Berlins zu machen.

Ist es erlaubt, hier das politische Gebiet zu streifen? Dann möchte ich darauf aufmerksam machen, wie dies dem Reichstage und der öffentlichen Meinung sozusagen abgetrotzte Denkmal am Tage seiner Enthüllung unverkennbar das Herz des regierenden Monarchen und die Seele seines Volkes näher gebracht hat. Dergleichen ist nichts Seltenes in der preußischen Geschichte. Und wie glücklich war der Preuße immer, wenn er sagen mußte: „Der König hat doch recht gehabt!"

24. März 1897. Dr. Th. Müller-Fürer.



Neue Schriften.

1. Politik.

— **Die Bedeutung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches für den Arbeiterstand. Vom Landgerichtsrat und Reichstagsabgeordneten Gröber.** (Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung.) 1897. 38 S. Pr. Mk. 0,80.

Wenn es schon für den Geschäftsmann und Gelehrten schwer sein wird', sich durch die 2385 Paragraphen des neuen, 1900 in Kraft tretenden bürgerlichen Gesetzbuches mit ihren Änderungen und Zusätzen hindurchzuarbeiten, so wird es für den Arbeiter vollends eine Unmöglichkeit sein. Um so verdienstvoller ist die Mühe des Verfassers, die für den Arbeiter — und wir können nach der Durchlesung des Werkchens hinzusetzen für die gesamten kleinbürgerlichen Stände — wichtigsten Bestimmungen der neuen Gesetzsammlung herauszuheben und, nicht in Gestalt trockener Paragraphen, sondern in lebendiger Darstellung ihrer Entstehung und Bedeutung, einzeln darzulegen. Daß eine große Wendung zum besseren in dieser Neufassung des bürgerlichen Gesetzbuches sich geltend macht, wird auch der Arbeiter erkennen, und doppelt wäre es zu begrüßen, wenn das kleine Werkchen des bekannten Centrumsmannes dazu beitrüge, die deutschen Arbeiter durch engere Fühlung mit unseren bürgerlichen und gesetzlichen Verhältnissen von der unfruchtbaren Arbeit bloßer Agitation mehr auf den Weg eigener, positiver, sozialer Maßnahmen hinzudrängen, den die englische Arbeiterschaft schon längst und mit soviel Erfolg betreten hat. Gern schließen wir uns dem Schlußworte des Verfassers an: „Es steckt in dem Bürgerlichen Gesetzbuch ein Stück guter christlicher Anschauung gerade in dem sozialen Teil, der besser gelungen ist, als die übrigen Teile; sorgen wir dafür, daß auf diesem Fundament weiter gebaut werde zur Ehre Gottes und zum Wohl des Vaterlandes."

B.

— **System der nationalen Schutzpolitik nach Außen. Ein Handbuch für die Gebildeten aller Stände von Dr. Johannes Wernicke.** (Jena, Gustav Fischer.) 1896. 332 S. Pr. Mk. 6,—.

Das Handbuch von Wernicke ist für jeden, der einen Führer durch die krausen Wege der gegenwärtigen Handels-, Währungs-, Getreide-, Kolonial-, Arbeiterschutzpolitik u. s. w. sich wünscht, eine vortreffliche Gabe. Der gewaltige Stoff, den die verschiedenen, in den bedeutenderen Handels-, Industrie- und Agrarländern bestehenden Systeme der Wirtschaftspolitik darbieten, ist kurz, übersichtlich und unparteiisch entrollt; wo der Verfasser sich bewogen gefühlt hat, Urteile über die Wirkungen der von ihm geschilderten Systeme abzugeben, ist es überall in gemäßigter, durch die Logik der Thatsachen, welche vorher dargestellt wurden, unwiderstehlich befestigter Weise geschehen. Das Resultat der Untersuchungen über das Verhältnis der Landwirtschaft zur Industrie können wir nicht besser als mit des Verfassers eigenen Worten (S. 18) wiedergeben, wo es heißt:

„Der Industrie und dem Handel Englands schwindet so der kräftige Unterbau des einheimischen Konsums immer mehr, die Landwirtschaft bildet dort nicht mehr den Grundstock des Staatsgebäudes. Eine Produktion, die immer ausschließlicher für den Absatz nach außen zugeschnitten wird, wird immer mehr vom Ausland abhängig, ihr Boden wird immer schwankender. Jede plötzliche Absatzkrisis ruft die größten Verheerungen hervor; im Falle eines ernsthaften Krieges aber muß das ganze künstliche Gebäude einen schweren Stoß erleiden, wenn nicht ganz und gar zusammenstürzen.

Bei Englands isolierter Lage und Überlegenheit im Marinewesen wird ja diese Gefahr bedeutend gemildert, gleichwohl besteht sie und wird in England selbst gefühlt.

Ein Land aber wie Deutschland, das von Feinden rings umgeben ist, das keine bedeutende Marine besitzt, kann und darf

England auf diesem schwindelnden Wege nicht folgen. Es muß seine Kraft und seinen Schwerpunkt in sich selbst suchen, es muß sich vor allen Dingen eine kräftige und blühende Landwirtschaft erhalten, denn nur dann sichert es sich ein genügendes Soldatenmaterial und den notwendigen Lebensbedarf im Falle eines Krieges.

Deutschland darf wie England seine Landwirtschaft auf keinen Fall zu Grunde gehen lassen. Die Landwirtschaft, welche nicht die gleiche Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit wie die Industrie besitzt, bedarf in noch viel stärkerem Maße eines ausreichenden Schutzes als wie die Industrie."

Der Inhalt des Buches verteilt sich so, daß nach einer Darstellung der Theorien, auf welche sich der Schutz der nationalen Arbeit nach außen hin überhaupt stützt, der Zollschutz, die Handelsverträge, Ausfuhrprämien, Freihäfen und Verkehrsmittel ihrer Wirkung nach gesondert betrachtet werden. Es folgt ein Kapitel über das Konsulatswesen und die Kolonialpolitik; letztere, besonders diejenige Deutschlands wird mit erfreulicher Ausführlichkeit behandelt, und ihre Notwendigkeit für das Gedeihen einer Weltmacht freimütig und überzeugend dargelegt. Das Kapitel schließt (S. 125) mit den Worten: „Wie weit sind wir noch hinter England und Frankreich in dieser Beziehung zurück. Wäre dort wohl das Wort des Grafen Caprivi denkbar, ihm könne nichts Schlimmeres passieren, als wenn ihm ganz Afrika geschenkt würde?"

Zwei starke Kapitel sind der Währungs- und Geldpolitik gewidmet, um zu beweisen, daß die Wiedereinführung des Silbers in die Weltwährung den Erfolg, den die Silberfreunde ihr zuschreiben, nicht — wenigstens nach der jetzt schon zum großen Teil vollzogenen Anpassung der Silberländer an die Entwertung des weißen Metalls nicht mehr — haben kann. Endlich finden die Fragen der Landwirtschaft ihre ausführliche Behandlung: die Reform des Getreideterminhandels, die Transitläger, vor allem der sog. Antrag Kanitz haben eine leidenschaftslose, auf das denkbar sicherste Material gestützte Besprechung erfahren, während ein Kapitel über den Schutz der einheimischen Arbeiterschaft gegen den fremden Zuzug und einige statistische Anhänge den Schluß des Buches bilden, dessen Verbreitung in den Händen aller national gesinnten Männer, die den Lebensfragen der Gegenwart ihre Aufmerksamkeit widmen, dringend zu wünschen ist.

B.

— **Hinter den Kulissen des modernen Geschäfts.** Von **Paul Dehn.** (Berlin, Wilhelmstraße 29. Trowitzsch und Sohn.) 1897. Pr. Mk. 0,80.

Zwei Männer, ein geschäftlicher Praktiker und ein juristischer Theoretiker, erörtern in einem Zwiegespräch alle Formen des Geschäftsschwindels, insbesondere die Nachahmungen, den Verrat von Betriebsgeheimnissen, die Maß- und Gewichtsverkürzungen, die Warenfälschungen, den Reklameschwindel, Betrug und Schwindel, die Ausverkaufsindustrie, die Konkurs- und Ausgleichsindustrie, die Scheinauktionen, die maskierten Gelegenheitskäufe, die Ramsch- und Schleudergeschäfte und Warenverschlechterung. Auch besprechen sie bereits eine Reihe von Urteilen gegen den Geschäftsschwindel auf Grund des neuen Gesetzes. Am Schluß macht der Verfasser verschiedene Vorschläge zur Abstellung der zahlreichen Unzuträglichkeiten des jetzigen Geschäfts und rät zur Bildung von Ausschüssen, die, aus Vertrauensmännern des Erwerbslebens zusammengesetzt, Umgehungen des Gesetzes und sonstigen gesetzlich nicht recht zu fassenden Praktiken des modernen Geschäftsschwindels vorbeugen sollen. Als letztes Ziel verkündet der Verfasser die Existenzvernichtung des unehrlichen Geschäftsmannes. Die zur Erläuterung des Schwindels eingestreuten Beispiele sind treffend gewählt und aus dem Leben gegriffen, das ganze Buch zeigt den auch publizistisch sehr geschulten Kenner. Die Schrift ist das erste Heft einer Reihe sich in ähnlicher Richtung bewegender Arbeiten, welche unter dem Titel: Zur nationalen Erstarkung bald erscheinen sollen. Wir begrüßen das Unternehmen mit Freude und empfehlen insbesondere das vorliegende Heft auf das angelegentlichste.

v. H.

— **Betrachtungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Reiches** von einem Süddeutschen. (Straßburg, Schlesier und Schweikhardt.) Pr. Mk. 0,60.

Eine Broschüre, die an Tagesereignisse anknüpft, insofern ähnlich einem erweiterten Zeitungsartikel. Es giebt ja solche Broschüren. Sie haben auch ihr Recht und ihre Bedeutung. Hier handelt es sich um Thatsachen, die schon im Mai und Juni vorigen Jahres liegen, um die Moskauer Rede des bayerischen Prinzen, um die Aufhebung des Jesuitengesetzes und um das neue bürgerliche Gesetzbuch. Der Verfasser ist Süddeutscher, aber er bekämpft den Partikularismus. Er ist Gegner der Stellung, welche das Centrum zum Papst einnimmt. Die Behandlung des Frauenrechts im Reichstage hat seinen ganzen Unmut erregt. Er hat drei Wünsche für Deutschland, drei Wünsche auf drei Männer, die Deutschland haben müßte, wenn es einig, mächtig, ehrbar bleiben will. Der eine sollte ein innerer Politiker sein, ein rücksichtsloser Reichsbannerträger, der andere ein Reformator, ein deutsch-nationaler Katholik, der seine Glaubensbrüder im nationalen, weltlichen Sinne von der Hierarchie löste, der dritte ein Philosoph, und zwar ein praktischer, reichsbürgerlicher; sie zusammen würden unsere überall unvollkommene Einheit vervollkommnen. Ob wirklich? Jedenfalls sind das vorab nur fromme Wünsche.

D.

— **Volksbibliothek und Volkslesehalle eine kommunale Veranstaltung!** Von Dr. jur. et phil. **P. F. Aschrott,** Landrichter in Berlin. (Berlin, Otto Liebmann.) 1896. 66 S. Pr. Mk. 1,—.

Der Verfasser hat in seinem lesenswerten Buche den Gedanken eines über ganz Deutschland ausgebreiteten Netzes guter und lebensfähiger Volksbibliotheken, durch welche die Volksbildung geistlich und sittlich zu vertiefen sei, überzeugend ausgesponnen. An den Beispielen der großen englischen und amerikanischen Städte zeigt er, wie weit in dieser Beziehung das Ausland dem „Volke der Denker" voraus sei; an beherzigenswerten Winken,

wie das Werk großer Volksbibliotheken mit Erfolg anzugreifen ist, läßt er es auch nicht fehlen, und so wäre denn nur zu wünschen, daß sein Werkchen in die richtigen Hände und an die richtigen Herzen gelangte. Das Bedürfnis nach guten Volksbibliotheken und noch mehr nach großen freundlichen Lesehallen, wie sie auch dem Verfasser vorschweben, ist allenthalben groß, und je länger seine Befriedigung hinausgeschoben wird, um so mehr greift besonders in den Städten Entsittlichung und Verrohung um sich, wo bis jetzt ein guter Kern und ein brennendes Bedürfnis, sich zu belehren, gar nicht zu verkennen ist. Berlin hat ja vor kurzem durch die Eröffnung seiner ersten öffentlichen Volksbibliothek mit Lesehalle einen zaghaften Schritt gethan, aber die trostlose Unzulänglichkeit dieses Anlaufs gegenüber dem täglich zu beobachtenden Bedürfnis macht die Abhandlung unseres Verfassers nur um so zeitgemäßer. B.

2. Kirche.

— **Religion oder Aberglaube? Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus. Von Graf Paul von Hoensbroech.** (Berlin S. W. Verlag von Hermann Walther.) 1897. VIII u. 136 S. Pr. ?

Der vor einigen Jahren aus dem Jesuitenorden ausgetretene Graf Paul von Hoensbroech hat in verschiedenen Schriften und in einer Anzahl öffentlicher Vorträge das römisch-katholische System bekämpft, welches er Ultramontanismus nennt. Er betont wiederholt, daß sein Kampf nicht der katholischen Kirche, sondern dem Ultramontanismus gelte. Theoretisch mag sich solche Unterscheidung, für welche in den 40er Jahren, um nur dieses Beispiel zu nennen, auch Franz von Baader plaidierte, hören lassen, aber sie ist nach dem vatikanischen Konzil von keiner praktischen Bedeutung mehr. Die dem Ultramontanismus zugedachten Hiebe fallen auf die römisch-katholische Kirche. Da diese in Preußen jetzt ihre Regierungs- und Salonfähigkeit erweisen will, suchen die Centrumsblätter wie „Germania“, „Kölnische Volkszeitung“ &c. die Teufels- und Spukgeschichten der Miß Diana Vaughan und Konsorten von ihren Rockschößen abzuschütteln. Unsere Schrift zeigt nun in aktenmäßiger Darlegung das Nutzlose und Widerspruchsvolle einer solchen Mohrenwäsche. Eine Reihe von Citaten aus den Werken der modernen Jesuiten Pachtler, Bresciani, Schneemann, H. Gruber und Lehmkuhl und der früheren Ordensbrüder Delrio, Busembaum, Tamburini, Vasquez, Petra Santa und Ludwig da Ponte lehrt, daß der Jesuitenorden über Teufelserscheinungen, Satanskult und Teufelsbuhlschaften dieselben Phantastereien vorträgt, wie Miß Diana Vaughan oder der Feldkircher Pelikan. Ja das Rituale Romanum, die für jeden katholischen Geistlichen maßgebende Agende, ferner die Schriften des Kirchenlehrers Alphons von Liguori, das vielgebrauchte Erbauungsbuch von Alphons Rodriguez, die dogmatischen Handbücher des Theologie-Professors Bautz in Münster über Hölle und Fegefeuer, die zahlreichen Broschüren und Werke über „Ignatius-Wasser“, Benediktus-Medaille, die Lehrbücher der Pastoralmedizin, Görres' Mystik und andere spinnen ganz denselben Faden mit einer vielfach noch gröberen Nummer, als Taxil und Vaughan. Es ist keine angenehme aber verdienstliche Arbeit, der Centrumspresse ad oculos zu demonstrieren, daß ihr Streit gegen den Aberglauben der Vaughan nur ein diplomatisches Manöver ist. Leider gelingt solches Unterfangen in manchen hohen und niederen Kreisen, weil ihnen katholische Dinge spanische Dörfer sind. Da das Mißtrauen gegen einen Konvertiten allgemein verbreitet ist, werden viele sich mit Hand und Fuß wehren, vom Grafen Hoensbroech Belehrung in Dingen anzunehmen, in denen sie nicht bloß aus Liebe zum alten Schlendrian, sondern auch aus Begeisterung für den konfessionellen Frieden unwissend zu bleiben wünschen. Aus diesem Grunde muß man, um nicht in Ungnade zu fallen, den Umstand, daß Luther und Melanchthon in dem Papste den Antichristen sahen und daß beide früher römisch-katholisch waren, nach Möglichkeit zu vertuschen suchen. Indessen es sei ferne, darüber Klage führen zu wollen, daß noch zu allen Zeiten die Wahrheit den Weg des Martyriums zu gehen hat. Dr. R.

— **Nach Jerusalem! Reisehandbuch zu täglichem Gebrauch für Zionspilger. Von F. Strehle, Pastor.** (Leipzig, Georg Wigand.) Pr. Mk. 5,—, eleg. geb. Mk. 6,—.

Ein neues Buch für tägliche Hausandachten. In welchem Sinne sie gehalten sind, das sagt die Form des Titels, — das sagt den Kundigen auch schon der Name des Verfassers, des früheren Redakteurs des Quellwassers und des jetzigen Herausgebers des Boten für Pommern. Die Einrichtung ist die, daß in Anlehnung an das Kirchenjahr ein kurzer Bibeltext gegeben wird mit einer längeren ($1\frac{1}{2}$—2 Seiten langen) Erklärung. Als Anhang jedesmal in kleinem Druck einige dazu passende Aussprüche bekannter älterer und neuer Lehrer der Kirche. Die Sprüche sind zumeist aus den Perikopen des vergangenen Sonntags entnommen, wenigstens in den ersten Tagen der Woche; sinnentsprechende schließen sich an. Nur in einer Zeit entsteht dadurch ein Übelstand, indem nämlich die Passionszeit keine Leidensgeschichte bringt, wenn auch die Beziehungen auf dieselbe selbstverständlich nicht fehlen. Die Betrachtungen, welche zur Erbauung des Tages dienen sollen, sind durchweg Texterklärungen; sie führen in verständlicher, erbaulicher Weise in den Text ein und führen andererseits auch den Text in praktischer Weise in das Leben ein. Man hat nirgends den Eindruck von bloß ausfüllenden Phrasen, sondern es ist immer von etwas Wirklichem die Rede, sei es der Aufschluß über eine christliche Lehre, über den Sinn eines Bibelwortes, oder eine bestimmte Mahnung oder konkrete Frage. Eine edle klare Sprache zeichnet das Buch aus. — Es bieten sich so viel tägliche Erbauungsbücher an; selten findet man eins, das einen für immer befriedigt; wir zweifeln nicht, daß dieses Reisehandbuch vielen suchenden Seelen und Hausgemeinden eine erwünschte Gabe sein wird, zu der sie immer wieder gern zurückkehren.

— **Betrachtungen und Predigten über die sonn- und feiertäglichen Evangelien, wie auch über die Leidensgeschichte Jesu für Freunde der alten Schriftwahrheit von M. Philipp Matthäus Hahn.** Mit

Hahns Bildnis und Lebensbeschreibung nebst einer Charakteristik seiner Persönlichkeit und seines Wirkens von Dekan Paul Wurm, Pfr. zu Echterdingen. (Basel, Jäger und Kober.) 1896. 357 S.

Ein Werk von homiletischer und erbaulicher, aber auch kirchengeschichtlicher Bedeutung. Denn es tritt uns darin die Gestalt eines Mannes von ausgeprägter Eigentümlichkeit entgegen. Hahn (nicht zu verwechseln mit dem Bauer Michael Hahn, nach dem die Michelianer benannt werden) gehört zu dem gesunden württembergischen Pietismus, den Bengel vertrat, und ist unzweifelhaft von großem Einfluß auf die Entwicklung Becks gewesen. Was die Gesundheit betrifft, so verweise ich auf die in der kurzen Biographie mitgeteilten Äußerungen von ihm, besonders über die pietistischen Studenten, denen er zwar vieles verdankt, deren Einseitigkeit er aber richtig zeichnet. Unglaublich ist, wie er sich in seiner Jugend durchgehungert hat, und höchst interessant, daß dieser Mann zugleich Mechaniker, Erfinder der Cylinderuhren ist und — wenn er Geld gehabt hätte — schon damals (Mitte des vorigen Jahrhunderts) Erfinder der Dampfmaschine geworden wäre. — Die mitgeteilten Predigten sind wohl nicht so gehalten, wie gedruckt, sondern scheinen meistens Entwürfe zu sein, die auf der Kanzel konkreter ausgeführt sein werden. Seine besonderen Lehren beziehen sich auf das Königreich Jesu, das den Mittelpunkt der ganzen christlichen Lehre bilden soll — dabei auch das tausendjährige Reich. Die Predigten sind nicht im strengen Sinne textgemäß, so daß sie sich an den einzelnen Text hielten, wohl aber hervorragend biblisch. Und das ist wohl noch heute ihr Hauptwert, daß sie in biblisches Anschauen und Denken einführen. Der selige Hahn sagt in seiner eignen Vorrede (denn die Predigten hat er selbst schon drucken lassen): „Des Verfassers Zweck war: seinen Mitchristen ein Nachdenken zu erregen über das, worüber die meisten gar nicht nachdenken und meinen, es sei eine Sünde, wenn sie es verstehen, und lieber alles blindlings glauben. Man muß zwar ernstlich glauben, aber alsdann auch verstehen; sonst bekommt man keinen Geist." —

M. v. N.

— Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer von Gustav Warneck, D. theol. 7. verbesserte Auflage. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1896. 189 S.

Ein Handbuch, welches in 9 Jahren die siebente Auflage erlebt, ist hinreichend eingeführt, um keiner weiteren Empfehlung zu bedürfen. Die Verbesserungen der neuen Auflage beziehen sich besonders auf die statistischen und litterarischen Angaben. Die Geschichtserzählung ist überall bis zum Jahre 1896 fortgeführt. Die Anlage des Werkchens hat sich als so praktisch und fruchtbar erwiesen, daß die Verlagshandlung ihm ein entsprechendes Werk über die innere Mission an die Seite gestellt hat (Th. Schaefer. Die Innere Mission in der Schule. 1895). Mögen beide Hilfsmittel dazu dienen, daß Religions- und Konfirmandenunterricht mit reichem Anschauungsmaterial, welches dem heutigen Stande des Reiches Gottes entspricht, ausgestattet werden, damit unsere Jugend in die großen Aufgaben der heutigen Christenheit hineinwachse. Das ist die rechte „Gleichzeitigkeit mit Christo." Wi.

— Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch von D. G. Warneck. Dritte Abteilung: Der Betrieb der Sendung. Erste Hälfte. (Gotha, Fr. A. Perthes.) Pr. Mk. 5,60.

Mit großer Freude begrüße ich die Fortsetzung dieses Werkes. Körperliches Leiden hat den Verfasser durch mehrere Jahre von der Arbeit zurückgehalten, hoffentlich folgt nun die abschließende zweite Hälfte desto bälder. Bisher fehlte uns ein Werk wie das Warnecksche. Es gab wohl einzelne Vorarbeiten, einzelne Ansätze, aber eine eigentliche Missionswissenschaft gab es nicht. Wer hätte auch eine solche liefern können? Die Vorbedingungen für eine solche fanden sich allzu selten, denn Theorie und Praxis mußten zusammenkommen, wenn die dafür geeignete Persönlichkeit erstehen sollte. Bei D. Warneck kamen sie zusammen. Er hat sich wie kein anderer auf die Mission eingearbeitet, und wenn er auch nicht selbst als Missionar draußen gewesen, hat er doch im Dienst einer Missionsgesellschaft den Betrieb kennen gelernt. Freilich zeigt sich nun auch gleich, wie vieles an der neuen Wissenschaft noch unsicher, strittig ist. Was ist Mission? Warneck versteht darunter die auf Pflanzung und Organisation der christlichen Kirche unter Nichtchristen gerichtete Thätigkeit der Christenheit, er hält also an der Grundbedeutung des Wortes fest, daß Mission Sendung ist, und zwar Sendung in die außerchristliche Welt. Damit stimmt der römische Sprachbrauch nicht, der begreift unter Mission auch die Thätigkeit unter solchen Christen, die eben akatholisch sind, die nicht zur römischen Kirche gehören. Andererseits stimmt auch der Sprachbrauch nicht damit, welcher den Ausdruck: „Innere Mission" geschaffen hat. Der römischen Kirche könnten wir ihren Sprachbrauch überlassen, ob es möglich sein wird, den Ausdruck: „Innere Mission" noch wieder abzuwandeln, zurückzubilden, dürfte fraglich sein. Jedenfalls denken wir bei „Mission" zuerst immer an das Werk der Heidenbekehrung. In dieser neuen Abteilung des wertvollen Werkes kommen große prinzipielle Probleme zur Behandlung, allerdings immer mit dem Bestreben, sie für den praktischen Missionsbetrieb fruchtbar zu machen. Denn dahin tendieren sie ja auch. Mag man das Sendungsgebiet oder mag man die Sendungsaufgabe ins Auge fassen, immer sind das praktische Fragen, so viele Aufforderungen sie auch zu theoretischer Behandlung in sich fassen. Wir sind ja jetzt besonders auf unsere Kolonien angewiesen. Es wäre nur zu wünschen, daß der heilige Ernst, welcher einst dem frommen König Friedrich IV. von Dänemark bezüglich seiner heidnischen Unterthanen Herz und Gewissen ergriff und ihn zur Mission hintrieb, auch in unserm Volk kräftig und lebendig würde. Aber wenn darin auch eine allgemeine Entscheidung betreffend das Sendungsgebiet gegeben ist, kann die Meinung doch nie sein, daß man nun alle Gebiete aufgeben dürfe oder daß man sich auf die Kolonialgebiete beschränken dürfe; und innerhalb dieser Gebiete selbst kehren denn auch noch viele Fragen im einzelnen wieder. Danken wir dem D. Warneck herzlich dafür, daß er uns dies Werk geschenkt und darin über viele wichtige Probleme ein helles Licht verbreitet hat. Er darf gewiß sein, daß viele Missionsfreunde mit Spannung und Verlangen der Vollendung desselben entgegensehen. Möge

der Herr ihm Gnade und Kraft geben, daß er nach all der Arbeit, die er für die Mission gethan, auch diese Missionslehre zum Abschluß bringen könne. Und dann, dann möchten wir, wenn's möglich wäre, noch um eine Missionsgeschichte bitten.
D.

— James Robertson. Die Alte Religion Israels vor dem 8. Jahrhundert vor Chr. nach der Bibel und nach den modernen Kritikern. Deutsche Übersetzung nach der 4. englischen Ausgabe mit Erlaubnis des Verfassers revidiert und herausgegeben von D. Conrad von Orelli, Professor der Theologie in Basel. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 368 S. Pr. Mk. 4,50.

„Es hat eine Zeit gegeben, — ja das große Publikum befindet sich noch in ihr — in der man die älteste christliche Litteratur einschließlich des Neuen Testaments als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurteilen zu müssen meinte; diese Zeit ist vorüber. Die älteste Litteratur der Kirche ist in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten litterarisch-historisch betrachtet, wahrhaft und zuverlässig. Im ganzen Neuen Testament giebt es wahrscheinlich nur eine einzige Schrift, die als pseudonym im strengsten Sinne des Wortes zu bezeichnen ist, der zweite Petrus-Brief."

So urteilt kein geringerer Kritiker als Adolf Harnack über die neutestamentliche Tendenzkritik. Da heißt's doch wahrlich: „Laß die Kritiker ihre Kritiker begraben!" Und was jetzt der neutestamentlichen Tendenzkritik geschieht, das wird über kurz oder lang der alttestamentlichen auch geschehen. Das vorliegende Buch Robertsons ist auch ein Spatenstich dazu.

Von vornherein berührt Eins äußerst sympathisch an diesem Buche, für dessen Übersetzung dem Professor von Orelli ein besonderer Dank gebührt: die Sachlichkeit, mit der es geschrieben ist. Es will nicht halten, was sich nicht halten läßt; aber es läßt sich auch nicht imponieren von dem, was sich nicht beweisen läßt. Es ist keine Streitschrift, sondern ein ehrlicher Versuch, den Gegner zu überzeugen durch objektive Begründung. Zu dem Zweck unternimmt es der Verfasser, einen gemeinsamen Boden zu suchen, der für beide Parteien theologisch unbestritten ist, und findet diesen Boden in der Periode der ersten „Schriftpropheten" Amos und Hosea. Indem ihre Schriften als litterarische und religiöse Erzeugnisse gewürdigt werden, ergiebt sich für jene Zeit 1. eine verhältnismäßig hohe Entwicklung litterarischer Thätigkeit und 2. eine verhälnismäßig hohe religiöse Bildung und tiefe Gotteserkenntnis. Die Frage nach den Ursachen für diese Erscheinung führt den Verfasser Schritt für Schritt zum Resultat der Richtigkeit der „biblischen Theorie"; mit andern Worten: zu dem Ergebnis: Die alttestamentlichen Schriften sind in historischer wie religiöser Hinsicht wahrhaft und zuverlässig; sie haben Anspruch darauf bona fide genommen und durch eine gerechte und verständige Kritik erklärt zu werden.

Wie dies Verfahren im einzelnen durchgeführt ist, läßt sich im Rahmen einer kurzen Anzeige nicht einmal andeutungsweise wiedergeben; es will an Ort und Stelle gelesen sein. Dazu kann man Geistliche und Laien nicht dringend genug einladen. Gerade den letzteren wird das Buch mit seinem „bedächtigen Gang und gemütlichen Tempo" die Möglichkeit bieten, einer Frage näher zu treten, die zu wichtig ist, um dem Streit der Parteien völlig überlassen zu werden, und zu der Antwort zu gelangen, die trotz aller Kritik die letzte bleiben wird: „Verbum divinum manet in aeternum."
Sch.

— Diener und Streiter Jesu Christi. Von P. D. von Blomberg. (Barmen, Wupperthaler Traktat-Gesellschaft.) 59 S. Pr. Mk. 0,60.

Titel des Büchleins, wie die Überschriften der einzelnen Abschnitte (Achtung! Stillgestanden! Rechtsum! Vorwärts!) könnten fast auf den Gedanken bringen, ob man es hier mit einem Produkt der Heilsarmee zu thun habe. Glücklicherweise ist das jedoch nur Schein. In schlicht biblischem Sinne wird hier vielmehr der Ernst des Lebens in der Nachfolge Christi und des Kampfes für sein Reich den Christen ans Herz gelegt. Es geschieht dies in einer außerordentlich frischen, erwecklichen Art, für welche die Verfasserin eine besondere Begabung hat, unter Vermeidung hergebrachter erbaulicher Redewendungen mit Benutzung geeigneter Geschichten und Bilder. Ich würde die Schrift mit ungestörter Befriedigung aus der Hand gelegt haben, wenn nicht in den letzten Kapiteln einiges Befremdliche mir entgegengetreten wäre. S. 34 heißt es: „Mir kommt nun das wie ein recht elendes, feiges Christentum vor, wo man nichts begehrt, als daß einem die gerechte Strafe erlassen werde."

Ich muß dagegen sagen, daß ich bisher den Zöllner im Tempel nicht für einen elenden und feigen Menschen gehalten habe. Es würde mich auch nicht traurig machen, über dem Bett einer Kranken die Worte „Nur selig" als Ausdruck all ihrer Wünsche zu finden (S. 37), vielmehr freue ich mich, wenn dies die Losung des Lebens geworden: Ringet, daß ihr durch die enge Pforte eingehet! und: Eins ist not! Hat es doch auch der Apostel dem Kerkermeister zu Philippi nicht verwiesen, daß er mit der Sorge für sein Seelenheil allein vor ihn trat. Was die Verfasserin tadeln will, ist klar. Ein egoistisches Christentum, welches nur für sich haben und genießen will und darüber die Hände in den Schoß legt und das Werk des Herrn vergißt, will sie bekämpfen. Aber ob die Weise die richtige ist? Daß es berechtigte Selbstbefriedigung giebt, die von dem Gewinn des Gnadenstandes ebensowenig, wie von der Hingabe an des Herrn Sache zu trennen ist, scheint außer acht gelassen zu sein. Wir würden doch lieber für die Fälle, welche die Verfasserin im Auge hat, auf die Gefahr des toten Glaubens hinweisen, der nicht die Kraft der Liebe hat und darum weder mich noch andere selig macht. Es muß doch dabei bleiben: Wo rechter, lebendiger Glaube ist, da ist auch Liebe; der Glaube fragt nicht, welche Werke zu thun sind, er thut sie von selber. Wir wollen uns doch ja nicht in Werkerei treiben lassen! In Christo Jesu gilt der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.
Wt.

— Im Königsgarten. Kinderpredigten von T. Teignmouth Shore, Kaplan J. M. der Königin von England und Pfarrer an der Kathedrale zu Worcester. Aus dem Englischen von Emanuel Christen, Pfarrer der franz.-reform. Gemeinde zu

Friedrichsdorf im Taunus. Mit Vorwort von D. theol. Emil Frommel. (Bremen, C. Ed. Müller.) 1897. 191 S. Pr. Mk. 2,—.

Den Predigten des bei uns unbekannten Verfassers konnte keine bessere Empfehlung mit auf den Weg gegeben werden, als die Emil Frommels. Derselbe schreibt im Vorwort: Das Schlimmste, was einer Kinderpredigt anhaften kann, ist: wenn sie langweilig ist. Ihm selbst war es ja in hohem Maße gegeben, zu Kindern und zum Volke zu reden und für sie zu schreiben. Sein Urteil wird darum von vornherein ein gutes Vorurteil erwecken. Der Leser braucht es auch nicht zu ändern, denn es ist an diesem Buch nichts Langweiliges. Vielmehr durch Beispiel und Gleichnis ist alles anschaulich gestaltet. Daß die Form zusammenhängender Rede gewählt ist, deutet schon an, daß die Größeren unter den Kindern als Hörer vorausgesetzt sind. Sie werden bei dieser herzlichen und lebensvollen Art der Rede nicht unberührt bleiben. Als nicht recht geeignet erscheint mir nur die Verwertung einer Geschichte S. 10. Dort wird erzählt, daß die Wahrnehmung eines bekannten Duftes, nämlich von Pflanzen, die in der Heimat die Jünglinge zu pflücken und als Zeichen der Liebe in das Gesangbuch ihrer Geliebten zu legen pflegten, eine Wandlung in den Gemütern vieler Soldaten hervorbrachte. Im übrigen ist nur zu wünschen, daß diese Gabe aus England in Deutschland dankbare Aufnahme fände. Vermißt habe ich eine Weihnachtspredigt, um so mehr, als die übrigen hohen Festtage bedacht sind. Zu sehr lebhaft erschien mir die letzte Predigt über die Bibel, ihre Sprache, Handschriften u. s. w. Dem trefflichen Inhalt des Ganzen entspricht die vorzügliche, ja wirklich vornehme Ausstattung, die wohl mit der Widmung an die Kinder des deutschen Kaiserhauses zusammenhängt. Wt.

— Der Evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit. Von D. Dr. Fr. Zimmer, Professor d. Theol. 4. vermehrte Auflage. (Herborn, Verlag des Ev. Diakonievereins.) 1897. 177 S. Pr. Mk. 1,—.

Der Verfasser und Vereinsbegründer hat sich eine zeitgemäße und umfassende Aufgabe gestellt. Einerseits bedarf ein immer größerer Teil unserer Frauenwelt in den gebildeten und mittleren Ständen der Ausbildung zu einem Berufe, der beim Mangel eines eigenen Heims dem Leben inneren Gehalt und äußeren Unterhalt gewährt. Es können und mögen nicht alle Diakonissen und Lehrerinnen werden, während andere weibliche Berufs- und Erwerbsarten durch häufigen Stellungswechsel oder wirtschaftliche Abhängigkeit oder bedenkliche Konkurrenz mit dem Manne die Gefahr sittlicher Haltlosigkeit und materieller Existenzlosigkeit in sich tragen; auch pflegt in diesen Ständen noch viel zu wenig für die künftige Selbständigkeit der Töchter überhaupt vorgesorgt zu werden.

Andrerseits wird der Bedarf an wohlgeschulten und christlich gesinnten Pflegerinnen durch die Diakonissenhäuser bei weitem nicht gedeckt, und fehlt es der Familie und Gemeinde noch vielfach an innerlich geeigneten und technisch gebildeten Erziehungs- und Wirtschaftsgehilfinnen, sowie besonders den Fürsorgebestrebungen für die weibliche Jugend an berufsmäßigen Organen.

Das beiderseitige Bedürfnis möglichst befriedigen zu helfen und damit sowohl zur Lösung der Frauenfrage im evangelischen Sinne beizutragen, als auch die Gaben des Weibes zur Diakonie im weiteren Sinn zu wecken und fruchtbringend zu leiten, erstrebt der genannte Verein durch regelmäßige Veranstaltung von Kursen in der Krankenpflege (einschließlich Wochenpflege, Geburtshilfe, psychische Krankenpflege und Heilserziehung) in entsprechenden Anstalten und durch Seminare für Lehrdiakonie (zur Leitung von Kindergärten, Kinderhort u. s. w.) und für Wirtschaftsdiakonie (zur Leitung von Haushalt und Kirche namentlich größerer Anstalten). Dazu haben sich ihm mehrere städtische und staatliche Anstalten angeschlossen, und hat er sich selbst ein Töchterheim (Pensionat) in Kassel geschaffen. Schon nach $2^1/_2$jährigem Bestehen zählte er Ende Oktober 1896 250 Schwestern, die meisten in Pflegethätigkeit. Außerdem haben sich dem Verein ca. 500 beitragende Mitglieder angeschlossen (juristische und Einzel-Personen, Anstalten und Vereine für evangelisch-kirchliche und für humanitäre Zwecke), denen im Bedürfnisfall die Inanspruchnahme diakonischer Leistungen zusteht. Diese bilden mit den Schwestern zusammen eine eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht mit dem Sitz in Herborn zu beiderseitiger Sicherstellung. Die Mitglieder sind verpflichtet zu einem Jahresbeitrag von mindestens 2 Mark (Gemeinden und Anstalten mindestens 6 Mark) und zu einer einmaligen Einlage von 10 Mark, auf welche sich die Haftpflicht beschränkt. Außer der Pensionsanstalt (in der jährlich 900 Mark zu zahlen sind) werden die Unterweisungen unentgeltlich (in den Krankenhäusern auf ein Jahr) und meist bei freier Station gewährt. Die vom Verein Ausgebildeten üben ihre Diakonie gegen Entgelt bei Genossenschaftsmitgliedern (ausnahmsweise auch darüber hinaus) und werden auf Wunsch und bei Bewährung in den „Schwesternverband" aufgenommen, der ihnen den Halt einer durch ideelle und materielle (Hülfskasse) Interessen eng miteinander verbunden, aber die persönliche Freiheit nicht beschränkenden Gemeinschaft giebt.

Über das Verhältnis des Vereins zu der seit 6 Jahrzehnten reich gesegneten Diakonissensache werden lebhafte Erörterungen gepflogen. Die Vertreter der letzteren sehen sich durch ihn zu mannigfacher Kritik, aber auch zu einer gründlichen Revision ihrer eigenen Grundsätze auf deren evangelischen Charakter hin aufgefordert. Daß die weibliche Diakonie in weiterem Sinne als bisher nötig und auch ohne Mutterhaus und Amtsbegriff, rein charismatisch möglich ist, wird nicht bestritten werden können. Es ist nur noch durch die That zu beweisen, daß die Schwestern des Evang. Diakonievereins das erforderliche Charisma haben, daß er es in der kurzen Ausbildungszeit genügend erweckt und echt evangelisch, im biblischen Vollsinn pflegt und daß sie auch in ihrer selbständigen Berufsarbeit sich wirklich diakonisch bethätigen, für ihre Person der ideell weit intensiveren Gemeinschaftsbande eines Mutterhauses nicht bedürfend. Möge es durch Gottes Gnade dem Verein gelingen! Die eingehende Darstellung seiner Aufgaben in der vorliegenden vermehrten Auflage ist der Beachtung und Verbreitung wert in allen Kreisen,

die ein Herz haben für den Beruf des Weibes in der evangelischen Kirche und im Leben des Volkes.

Rbk.

3. Geschichte.

— Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1897. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. Zwanzigster Jahrgang. (Zürich, Fäsi und Beer.) 1897. Pr. 5 Franken.

Das Jahrbuch enthält wieder eine ganze Reihe Beiträge namhafter Schriftsteller, die nicht nur für die Schweiz, sondern auch für Deutschland Interesse in Anspruch nehmen dürfen. Unter den 10 Artikeln möchten wir in erster Reihe die Arbeit Professor C. Dändlikers hervorheben: „Comthur Schmid von Küsnach, ein Lebensbild aus der Reformationszeit“, in der ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der Reformation in der Schweiz geliefert wird. Comthur Schmid war ein Freund Zwinglis und fiel ebenso wie dieser am 11. Oktober 1531 in der Schlacht bei Kappel. An seinen Tod knüpft sich die Legende, nach der sein Pferd über den See nach Küsnach geschwommen und dadurch die Nachricht seines Todes nach der Heimat gebracht haben soll; ein schönes Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer über diese Sage ist im Anhang mitgeteilt. Für Freunde des Mittelalters bietet der Artikel: „Wanderungen durch zwei Bündner Thäler“ von J. R. Rahn reiche Ausbeute; in ihm werden interessante Einzelheiten über die Schlösser des Bündner Feudaladels bei Marmels, Splüdatsch u. s. w. gegeben, hübsche Zeichnungen unterstützen die Darstellung. Pfarrer Urner macht mit der im vorigen Jahrhundert (1760) geborenen Schweizer Dichterin Anna Barbara Welti bekannt. Von kulturgeschichtlichem Interesse ist der von G. Meyer von Knonau erstattete Bericht über die Promotion eines jungen Zürichers, J. L. Meyer als Doktor der Medizin in Erlangen im Jahre 1774, aus der u. a. hervorgeht, daß die ganze Angelegenheit nicht weniger wie 459 Gulden kostete, von welcher Summe allein 102 Gulden auf Mahlzeiten, Wein, Konfekt u. s. w. entfielen. Der Präses der Prüfungs-Kommission erhielt 50 Gulden, die Fakultät 120. Über die Herkunft des Dichters Hartmann von der Aue stellt H. Zeller-Werdmüller Untersuchungen an, auf Grund derer er annehmen zu dürfen glaubt, daß der Dichter des „armen Heinrich“ als Dienstmann der Freiherrn von Tengen zu Eglisau am Rhein (unterhalb Schaffhausen) gelebt hat. Das „Taschenbuch“ enthält, wie aus Vorstehendem sich ergiebt, geschichtliche, kulturgeschichtliche und litterargeschichtliche Mitteilungen von allgemeinem Wert und kann deshalb jedem Geschichtsfreunde empfohlen werden.

v. H.

4. Biographie.

— Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben von Bernhard Rogge, Kgl. Hofprediger in Potsdam. Erster Band. Von 1831—1862. (Hannover und Berlin, Meyer.) 308 S. Pr. Mk. 4,—.

Ref. würde sich wahrscheinlich mit dem Herrn Verfasser in politischen, theologischen und kirchlichen Fragen schwer verständigen, aber trotzdem steht er nicht an, dem Herrn Verfasser für sein interessantes Buch lebhaften Dank auszusprechen. In der Vorrede sagt der Verfasser: „Mein Absehen ist darauf gerichtet gewesen, mich selbst hinter den auf mein Leben einwirkenden Personen und Verhältnissen möglichst zurücktreten zu lassen und ein möglichst anschauliches Bild der Zeit zu entwerfen, in die mein bisheriges Leben gefallen ist.“ Was Verfasser versucht hat, ist ihm auch gelungen, eine Selbstbiographie im eigentlichen Sinne hat er nicht geschrieben. Oft bedauert man das, man wüßte gerne mehr von den inneren Bildungsgängen des Mannes, wüßte gerne, wie er als Christ, als Theologe, als Mann der Kirche innerlich sich entwickelt hat, aber es hat ihm gefallen davon zu schweigen und jedenfalls ist er damit einer Gefahr entgangen, der andere Schriftsteller dieser Gattung erlegen sind, er hat sich nicht eitel selbst Weihrauch gestreut, sondern sein Buch ist das eines bescheidenen Mannes geblieben. Von den Personen und Verhältnissen, unter deren Einflüssen er gestanden hat, erzählt er, wie sie nun aber innerlich auf ihn gewirkt haben, das läßt er mehr erraten. Besondere Begabung hat der Verfasser für Charakterisierung von Menschen. Er entwirft solcher Charakterbilder sehr viele, alle treten plastisch hervor und der Leser gewinnt Interesse an den Menschen, auch wenn sie ihm ganz unbekannt geblieben sind. Dieser erste Band enthält sechs Kapitel: 1. „Im Vaterhause“, schöne Schilderungen des Pfarrhauses zu Groß-Linz bei Liegnitz, der Familienglieder und des Familienlebens; des Verfassers Schwager, der spätere Kriegsminister von Roon tritt uns schon hier entgegen. 2. „In Schulpforta“: das Treiben auf der berühmten Fürstenschule und scharfe Silhouetten der originellen Lehrerpersönlichkeiten. 3. „Auf den Universitäten Halle und Bonn.“ In Halle sind es die Familien Pernice und Volkmann, in Bonn mehr die Theologen: Dorner, Rothe und vor allem der in seinen Anfängen stehende Ritschl, welche uns entgegentreten. In Bonn gewinnt der Verfasser das rheinische Leben lieb, auch das der rheinischen Kirche. Sein Vater war strenger Lutheraner, oft zur Separation sich neigend, der Sohn wird entschiedener Unionsmann und bleibt daher gerne am Rhein. So hören wir denn in 4. „In Koblenz und Vallendar“, wie er 1854 Lehrer an einer Mädchenschule in Koblenz und zugleich Pfarrvikar in dem benachbarten Vallendar wird. Alle bedeutenden Persönlichkeiten von Koblenz werden uns geschildert, am oberflächlichsten und ungerechtesten der Oberpräsident von Kleist-Retzow, der dem Verfasser in seiner ganzen Richtung entgegen ist, am liebevollsten und eingehendsten der spätere Feldpropst Thielen, dessen Tochter Anna hernach die Gattin des Verfassers wurde. Von Koblenz siedelt der Verfasser 1856 auf seine erste Pfarre über: 5. „In Stolberg bei Aachen.“ Die Verhältnisse und Persönlichkeiten der Diasporagemeinde sind trefflich geschildert und das eingeflochtene ausführliche Charakterbild des Superintendenten Roßhof zu Aachen kann für ein Musterstück seiner Gattung gelten. 1859 geht es 6. „Wieder nach Koblenz“ und zwar als Divisionsprediger. Militärische Verhältnisse und Persönlichkeiten werden geschildert, auch nach Rastatt machen wir ver-

schiedene Abstecher, weil der Verfasser das dort liegende preußische Militär mit zu pastorieren hatte. Manche Umstände hatten den König Wilhelm auf Rogge aufmerksam gemacht, dazu waren der Schwiegervater Thielen und der Schwager Roon in Berlin. So wird er denn 1862 als Hofprediger und Divisionsprediger bei der Garde nach Potsdam berufen. Der Verfasser schließt mit dem Satze: „Ob und wann es mir vergönnt sein wird, aus den weiteren vier Jahrzehnten noch weitere Mitteilungen zu machen, wird von der Aufnahme abhängen, welche die hier vorliegenden finden werden." Ref. glaubt im Einverständnis mit vielen Lesern des ersten Bandes bitten zu dürfen, daß der zweite bald folgen möge.

J. P.

— Bürgermeister Benjamin Lieberkühn. Ein Lebensbild aus Halberstadts Vergangenheit von Lina Walther. (Gotha, Schloeßmann.)

Die Verfasserin erzählt uns, gestützt auf anscheinend genaues Quellenmaterial, die Lebensgeschichte jenes Bürgermeisters und Arztes, der sich während des siebenjährigen Krieges wiederholt große Verdienste um die alte Bischofsstadt erworben hat. Lieberkühn war der Sohn eines Berliner Goldschmieds, der als erster dieses Handwerk in der preußischen Hauptstadt wieder zu hohem Ansehen brachte und von Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. zahlreiche Aufträge erhielt, deren Ergebnisse zum Teil noch jetzt in den königlichen Schlössern vorhanden sind. Benjamin studierte zunächst Theologie und dann Medizin, war aber Zeit seines Lebens nicht nur den Kranken ein Arzt, sondern auch ein treuer Seelsorger. Die Verfasserin berichtet uns jede wichtige Einzelheit aus seinem Leben: seine Familienverbindungen, seine Freundschaften — Gleim und der Dichter des Messias gehörten zu seinem Kreise — seine Liebe zu dem jungen adligen Fräulein auf dem Regenstein bei Blankenburg und seine glückliche Heirat mit einem schlichten Bürgerkinde. Jede romanhafte Ausschmückung ist peinlich vermieden, alles wird mit denkbarster Schlichtheit erzählt, aber der Leser wird trotzdem gefesselt von den sympathischen Gestalten, die an uns vorüber ziehen und unsere Teilnahme erregen. In Halberstadt und seiner Umgebung dürfte das Büchlein besonderen Anklang finden.

— r.

5. Reisebeschreibungen.

— In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Von Fridtjof Nansen. Mit einem Beitrag von Kapitän O. Sverdrup. Deutsche Original-Ausgabe. Zwei Bände. Reich illustriert mit Abbildungen und Karten. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) 1897. Pr. Mk. 18,—, eleg. geb. Mk. 20,—. Auch in 36 Lieferungen zu je Mk. 0,50.

Wir wollen nicht unterlassen, von dem schnellen Fortschreiten des Werkes Kenntnis zu geben. Die uns heute vorliegenden Lieferungen 4—8 bieten eine solche Fülle von Belehrung und Unterhaltung, daß es ein wahrer Genuß ist, das Buch zu studieren und zu lesen. Nansen schildert die Erlebnisse seiner Fahrt mit packender Anschaulichkeit und zugleich mit allerliebstem Humor; wunderbar ist das Bild, das er von dem Leben der von aller Welt abgeschnittenen Expedition auf der vom Eise umschlossenen und eingepreßten „Fram" entwirft; herrlich sind die Naturschilderungen, die Beschreibung des Nordlichts, der abenteuerlichen Jagden auf Walrosse und Eisbären. Die von uns im Februarheft angezeigte 3. Lieferung hatte bis zum Karischen Meer geführt; in den Lieferungen 4—8 erzählt Nansen von der schwierigen Fahrt an der Küste Sibiriens bis nördlich der Neusibirischen Inseln, wo die „Fram" nach Norden gewendet wurde, bis sie Ende September 1893 einfror, und schildert das Treiben mit dem Eise, durch das das Schiff am 9. Dezember auf den 79. Grad nördlicher Breite und 139. Grad östlicher Länge gelangte. Durch diese Bewegung mit dem Eise in nordwestlicher Richtung war die im Februarheft S. 217 von uns erwähnte Theorie Nansens als richtig erwiesen. Die zahlreichen Bilder sind sehr hübsch.

v. H.

— Das heutige Rußland. Momentaufnahmen von Friedrich Schütz. 1. u. 2. Auflage. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1897. 208 S. Pr. Mk. 3,60.

Als Berichterstatter der „Neuen freien Presse", des bekannten liberalen Wiener Blattes, hielt sich der Verfasser mehrere Monate im Jahre 1896 in Rußland auf und wohnte der Krönung in Moskau bei. In seinem Buch schildert er mit sehr gewandter Feder das, was er dort gesehen und gehört hat. Das letztere Wort muß betont werden, denn als echter und rechter Zeitungskorrespondent ist er, wie er einmal sagt, „Visiten gereist", hat alle möglichen Leute interviewt und erzählt den Inhalt seiner Unterredungen. Besonderes Interesse nehmen die Besuche bei Pobedonoszew, General Kirejew und Leo Tolstoi in Anspruch; bei dem großen Idealisten durfte er sich sogar einen ganzen Tag aufhalten. Natürlich läßt es sich nicht kontrollieren, ob die Gespräche, von denen Herr Schütz berichtet, wirklich so verlaufen sind, wie seine Aufzeichnungen angeben, und er wird es wohl nicht übel nehmen, wenn man hier und da ein kleines Fragezeichen macht — aber die Plaudereien lesen sich ganz hübsch und enthalten auch einiges von allgemeinem Interesse. Besonders vorsichtig wird man den Berichten des Herrn Schütz gegenüber sein, sobald sie die Judenfrage in Rußland behandeln, denn wer die „Neue freie Presse" kennt, der weiß, daß „unsere Leut" ihr nicht fern stehen, und da kann man es verstehen, wenn einer ihrer Berichterstatter die russischen Juden durch eine gefärbte Brille ansieht. Die Momentaufnahmen, wie Herr Schütz sein Buch nennt, sind an dieser Stelle tüchtig retouchiert. Vorurteilsfrei und packend geschrieben sind diejenige. Abschnitte, welche sich auf das entsetzliche Unglück auf dem Chodinkafelde beziehen. Der Verfasser hat alles zusammengetragen und durch eigene Beobachtungen ergänzt, was sich über die Ursache und den Verlauf jener Katastrophe sagen läßt, durch die bei einem Volksfeste während der Krönungstage Tausende zertreten, erdrückt oder getötet wurden. Seine Darstellung läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß das Unglück in erster Reihe der mangelnden Initiative und dem ganz ungenügenden Ineinandergreifen der Polizeibehörden, der Festkommission und der Truppenbefehlshaber zur geschrieben werden muß. Das Buch bleibt bei den

Schilderung des heutigen Rußland an der Oberfläche haften, liest sich aber sehr gut und bietet einen beachtenswerten Beitrag zur Kenntnis des Zarenreichs. v. H.

— Spaziergänge in Süd-Italien. Von Ludwig Salomon. (Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg und Leipzig.) Pr. Mk. 3,—.

Bücher über Italien giebt es genug, auch das vorliegende hilft nicht gerade einem dringenden Bedürfnis ab, aber es ist sehr frisch und mit großer Kenntnis der Vergangenheit wie der Gegenwart geschrieben. Besonders interessant ist der Abschnitt über das neue Rom, das der Verfasser genau studiert hat. Daß er dabei des Schicksals der Juden unter der Herrschaft der Päpste besonders liebevoll gedenkt, wird man seiner Abstammung zugute halten müssen. Denen, die über die Alpen pilgern, wird es ein willkommener Führer sein, der nicht trocken aufzählt, sondern anschaulich schildert, denen, die das Wunderland gesehen haben, wird es die Erinnerung auffrischen und bei mir, der ich es weder gesehen habe, noch leider sehen werde, hat es große Sehnsucht danach erweckt. Die Illustrationen sind ebenso sorgfältig ausgewählt als ausgeführt. — r.

6. Militärwissenschaft.

— Militärische Schriften weil. Kaiser Wilhelms des Großen Majestät. Herausgegeben vom Königlich Preußischen Kriegsministerium. In zwei Bänden. (Berlin, E. S. Mittler und Sohn.) Pr. geh. Mk. 16,—, geb. Mk. 20.—.

Die auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs zum hundertjährigen Geburtstage des Kaisers Wilhelm I. vom Königlich Preußischen Kriegsministerium herausgegebenen „Militärischen Schriften weiland Kaiser Wilhelms des Großen Majestät" sind soeben im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler und Sohn in Berlin SW. 12 erschienen. Ihr Inhalt bezeugt am besten, wie unermüdlich der große Kaiser den Interessen der Armee und damit dem Wohle des Vaterlandes seine Fürsorge gewidmet hat.

Die Urkunden über die von dem hohen Herrn bei den Beratungen über wichtige Fragen der Wehrkraft entfaltete Thätigkeit, seine eigenhändigen Denkschriften, Gutachten und Vorschläge sind in diesem Werke wortgetreu nach den Handschriften zur Veröffentlichung gelangt, und zwar bis zum Abschluß des Werkes, das Er unermüdlich anstrebte, das Er als „Sein Werk" bezeichnete und das die Grundlage für die von Ihm geführten siegreichen Kriege bildete: bis zur Vollendung der Armee-Reorganisation.

Wir behalten uns vor, dieses uns soeben zugehende, hochbedeutsame Werk in einem der nächsten Hefte eingehend zu besprechen und beschränken uns deshalb heute auf diese kurze Anzeige. v. H.

— Der Kampf bei Mars la Tour von Carl Bleibtreu. (Berlin, Schall & Grund.)

Seit fast 26 Jahren haben wir Frieden in West-Europa und verdanken ihn nächst Gott den großartigen Erfolgen, die die deutsche Heeresleitung im Jahre 1870/71 den Franzosen gegenüber errungen hat. Merkwürdigerweise finden sich trotzdem auch bei uns Leute, die, anstatt das heranwachsende Geschlecht durch Hinweis auf die weltgeschichtliche Größe der damaligen Heerführer und namentlich Moltkes zu begeistern, einzelne Gefechtsbilder aus dem ganzen herauszerren, um an ihrer Zergliederung ihren Scharfsinn zu beweisen. Zu den Historikern dieser Art gehört Herr Carl Bleibtreu. Im vorliegenden Büchlein hat er sich als Objekt seiner Künste den Kampf bei Mars-la-Tour, insbesondere den mißglückten Angriff der 38. Infanterie-Brigade herausgesucht und polemisiert mit dem Militärschriftsteller Hauptmann a. D. Hönig über die Einzelheiten desselben. Was bei diesen Streitereien herauskommen soll, ist schwer zu sagen. Interesse können sie nur bei Offizieren erwecken, die Geduld genug haben, um sich an der Hand guter Karten durch die sehr ins einzelne gehende Darstellung durchzuarbeiten — aber welcher Offizier wird Belehrung bei Herrn Bleibtreu suchen, von dem ihm jedenfalls bekannt ist, daß er niemals in der Lage gewesen ist, Truppen im Manöver, geschweige denn im Gefecht persönlich zu führen, oder an der Thätigkeit eines Hauptquartiers teilzunehmen. Auch die Verlagsbuchhandlung scheint von der Leistung Herrn Bleibtreus keine große Meinung zu haben, denn die Ausstattung des Büchleins ist so bescheiden wie möglich und erinnert in nichts an die sonst auch äußerlich so schönen von ihr herausgegebenen Bücher. v. H.

— Die historische schwarze Tracht der Braunschweigischen Truppen von O. Elster, Premierlieutenant a. D. Mit 4 Gruppenbildern und 5 Abbildungen im Text, sowie den Skizzen der Schlachten bei Quatrebras und Waterloo. (Leipzig, Zuckschwerdt & Co.) 1896. Pr. Mk. 1,50.

Verfasser giebt in seiner Schrift nicht sowohl eine Geschichte der Tracht der Braunschweigischen Truppen als auch eine solche der braven Truppen, welche sie dem Feinde zum Schrecken, dem deutschen und braunschweigischen Namen zur Ehre getragen haben. Selbstverständlich steht in der Mitte seiner Schilderung die Heldengestalt des Herzogs Friedrich Wilhelm. — Die kleine Monographie ist anregend geschrieben, auch sind wir mit dem Verfasser darin sehr einverstanden, daß man die Erinnerungen an die ruhmvolle Vergangenheit der im großen deutschen Heere aufgegangenen Kontingente pflegt. — Die einheitliche Uniformierung, welche für den Kriegsfall aus naheliegenden Gründen wichtig, aber auch bei den an allen Ecken und Enden an dem Bau des eben erst neu erstandenen Deutschen Reiches rüttelnden inneren Gegnern im Frieden notwendig ist, möchten wir indes nicht zu Gunsten einer noch so pietätvollen Tradition aufgeben. v. Z.

7. Poesie.

— Christos Pantokratôr. Christus der Allherrscher. Offenbarung I, 8. Von Karl Lange, Königlichem Konsistorialrat, Hof- und Schloßprediger a. D. (Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Traktat-Gesellschaft.) Pr. Mk. 2,—.

Ein wundersames Buch, eine dichterische Behandlung der Offenbarung St. Johannis, besonders der

Kapitel XIX bis XXII. Wir haben von dem Verfasser schon eine apokalyptische Dichtung: Apollyon, der Gegenchristus, welche ihrer Zeit von befreundeten Kreisen sehr anerkennend beurteilt worden; mir ist dieselbe unbekannt geblieben. Dieser neuen Dichtung gegenüber bin ich nicht ohne Bedenken. Es widerstrebt etwas in mir, daß die Apokalypse, dies Riesenwerk der Prophetie, dichterisch wiedergegeben werden sollte. An dem Hohen Liede mochte man sich immerhin versuchen. Das konnte durch seinen dramatisch lyrischen Charakter dazu einladen, aber die Apokalypse hätte davor durch ihre Größe behütet bleiben sollen. Welche dichterische Kraft durfte es sich zutrauen, dies Epos der Zukunft nachzusingen! Das thut nun freilich Lange auch eigentlich nicht. Seine Gesänge begleiten mehr den Gang der Endgeschichte, sind wie der Chor zu der im Wort der Offenbarung selbst fortschreitenden göttlichen Handlung, welcher uns dieselbe verstehen lehren will. Der erste Teil giebt die Einleitung: Die antichristische Welt triumphiert, die Christen rufen nach Rettung, die Auserwählten werden entrückt. Der zweite beschreibt den Sturz des antichristischen Reiches. Der dritte feiert das Friedensjahrtausend, die Fesselung Satans, die erste Auferstehung, das Friedensreich, Satans Lösung und letzten Ansturm, Jerusalems Befreiung, die Auferweckung aller Toten und das Weltgericht. Der vierte führt uns ins Reich der Herrlichkeit nach Neu-Jerusalem, welches der Dichter als Herz der Weltverklärung vorstellt. Der fünfte endlich behandelt den Schluß der Offenbarung. In einem geschichtlichen Überblick legt Lange sein Verständnis der Offenbarung dar. Ich anerkenne gern, daß seine Dichtung voll heiligen Ernstes ist und durch die Macht ihrer Begeisterung mit sich fortreißt, doch kann ich mir eine ganze Reihe von Punkten wie die Entrückung der Gläubigen, die Schilderung des tausendjährigen Reiches nicht aneignen, darin tritt die modern chiliastische Auffassung, wie sie namentlich von England her gepflegt wird, zu Tage. Immerhin ist es den Gläubigen unserer Zeit geboten, sich eingehender mit dem Wort der Weissagung von den letzten Dingen zu beschäftigen, und so eigenartig diese Weise ist, mag sie doch auch mithelfen, die Geister darauf hinzulenken.

D.

— **Di mondo in mondo. Von Welt zu Welt.** Ein Dante-Album mit deutscher Übersetzung. Von B. A. Betzinger. (Herder, Freiburg.) Pr. Mk. 3,—, geb. in Leinwand Mk. 4,—.

Der Herausgeber hat in dem vorliegenden Werkchen mit feinem, auf eingehendem Studium basierendem Geschmack, eine Blütenlese aus den Werken des großen italienischen Dichters zusammengestellt, wobei besonders die göttliche Komödie berücksichtigt wurde. Der deutsche und der italienische Text sind nebeneinander gedruckt, sodaß dem Sprachkundigen ein Vergleich mit dem Original ermöglicht ist. Nicht viele werden sich dazu verstehen, Dantes großes Gedicht ganz zu lesen, ihnen wird hier ein Auszug geboten, der von der wunderbaren Schönheit dieser großartigen Dichtung einen Eindruck giebt und die Freude zu weiterer Lektüre anregt. Aus den zahlreich vorhandenen Übersetzungen ist das Beste ausgewählt und durch einen Anhang das Verständnis wesentlich erleichtert. Ein Register erleichtert die Aufsuchung der einzelnen Stellen. Die Ausstattung ist geschmackvoll und solid.

— r.

— Von den **Ausgewählten Schauspielen** des **Don Pedro Calderon de la Barca**, welche Professor K. Pasch im Verlage der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. B. in deutscher Übersetzung, mit Erläuterungen versehen, herausgiebt, sind die Bändchen 6 und 7 erschienen. Sie enthalten folgende Stücke: „Die Belagerung von Breda", „Was das Herz verschmäht und hofft, bloße Laune ist es oft", „Zufall spielt der Liebe Streiche" und „Besser ist's, man schweigt!" Die Belagerung von Breda ist ein historisches Drama aus der Jugendzeit des Dichters und durch seine eigenen Kriegsfahrten angeregt worden. Den Inhalt bildet im wesentlichen die Verherrlichung der spanischen Armee, der Held der Handlung ist der Oberfeldherr Spinola. Da es weniger dramatische als dichterische Schönheiten besitzt, wird die Lektüre den Freunden der Litteratur Genuß bereiten; einige Schwülstigkeiten muß man bei Calderon ja immer in Kauf nehmen, in einem Jugendwerke sind sie fast selbstverständlich. Ebenfalls ein historisches Drama ist das zweite Stück: „Was das Herz verschmäht und hofft &c. &c.", das die Erzählung von Don Pedro dem Grausamen, König von Aragonien und seiner Gemahlin, Donna Maria, behandelt. Der Stoff ist bekanntlich auch von Lope verarbeitet worden, was nicht auffällig ist, da er in ganz Spanien bekannt war. Der König, der eine starke Abneigung gegen seine Gemahlin hat, wird veranlaßt durch die Vortäuschung, daß es eine andere vornehme Dame sei, sie zu besuchen, aus welchem Besuch die Aussicht auf den Thronerben entspringt. Die Erläuterungen des Übersetzers, der die Behandlung des Stoffes durch Lope und Calderon vergleicht, sind ebenso instruktiv als interessant.

Ebenfalls ein Jugendwerk des Dichters ist das Drama „Zufall spielt der Liebe Streiche." Es wird von den meisten, die über Calderon geschrieben haben, als eine seiner besten Komödien bezeichnet. Die Sprache ist von seltener Anmut, die Handlung flüssig und unterhaltend und kühn durchgeführt. Das vierte der in der Übersetzung vorliegenden Stücke hat kein Geringerer als Graf v. Schack dahin charakterisiert, daß in ihm die Grazie der reizendsten Erfindung mit dem reichsten Farbenschmuck der Dichtung, die Frische mit der Glut, die innere Feinheit der Anlage mit der Zartheit der Ausführung und mit dem Zauber der wohllautendsten Sprache wetteifert. Diesem Urteile stimmt Professor Pasch vollständig zu.

Der Übersetzer hat somit bei der Auswahl einen guten Geschmack bewiesen; vieles, was Calderon geschrieben, mutet uns heute so fremd an, daß wir bei der Lektüre zu keinem reinen Genuß mehr kommen. Es ist deshalb ein dankenswertes Unternehmen, daß das Beste in guter Übersetzung und mit eingehenden Erläuterungen versehen, geboten wird. Der Preis des Heftchens beträgt 2 Mark.

— r.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Aus dem Verlage der deutschen evang Buch- und Traktat-Gesellschaft, Berlin liegen vor

1. Fäden in Gottes Hand von H. v. R. Pr. Mk. 0,25.

2. Auf dem Eckhof. Von H. v. R. Pr. Mk. 0,25.

3. Einer von vielen. Eine Geschichte aus dem Leben. Von H. v. R. Pr. 0,25.

Man merkt es den 3 Erzählungen an, daß die Verfasserin Liebe und Verständnis hat für das Volk und alle Notleidenden an Leib und Seele. Weil sie im Glauben an den Herrn den Reichtum ihres Lebens gefunden, möchte sie diesen Schatz auch vielen anderen zu teil werden lassen. Darin liegt wohl der Hauptvorzug dieser Erzählungen, daß sie das Christentum so lieb und anziehend machen; manche werden sie vielleicht pietistisch finden. In der ersten Erzählung ist ein Soldat die Hauptperson, der bei einem frommen Hauptmann Bursche gewesen ist und selbst Ernst mit seinem Christentum macht. Auch nach seiner Entlassung nimmt er ruhig den Spott der anderen auf sich, zieht durch seine Treue und Dienstwilligkeit schließlich auch seine ihm widerstrebende Stiefmutter auf seine Seite und bekommt als Krankenwärter vollends Gelegenheit, Zeugnis abzulegen. Solche Soldaten wie dieser Bursche werden selten vorkommen, aber es giebt doch in allen Ständen noch Leute dieser Art und gerade dieser Erzählung möchten wir den Preis zuerkennen; es sind so lebenswahre Gestalten, die uns darin begegnen.

„Auf dem Eckhof" gefällt uns am wenigsten. Der Eckhofbauer ist etwas weichlich, und die Ereignisse darin sind nicht gerade neu.

Die dritte Geschichte schildert in beweglichen Zügen die Leiden eines jungen Menschen, der wegen seines schwachen Körpers immer wieder aus der Arbeit entlassen wird und endlich im Krankenhause in Frieden heimgeht, sowie seine Schwester, die von allen wegen ihrer Vortrefflichkeit anerkannt und gelobt, plötzlich merkt, daß ihr das Beste fehlt: Liebe und Demut.

Wir möchten die Erzählungen zum Vorlesen in Jungfrauenvereinen, Verleihen an Kranke u. s. w. herzlich empfehlen. M. S.

— Ein doppeltes Ich. Roman von Hermann Heiberg. Zwei Bände. (Berlin, Janke).

Ein doppeltes Ich! Goethe wußte im Faust davon zu sagen, von den zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen, „die eine hält in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen, die andere hebt gewaltsam sich vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen", das ist der Kampf zwischen der niederen Sinnlichkeit und dem Zuge des Geistes nach dem Idealen. Noch viel gewaltiger und tiefer wußte Paulus Röm. 7 davon zu sagen, von der Lust, die er hat nach dem inwendigen Menschen an Gottes Gesetz, und von dem alten Menschen, der ihn immer wieder unter der Sünde gefangen nimmt. Sinnlichkeit und Ideal nach Goethe, Fleisch und Geist nach Paulus, aus beiden ließe sich wohl ein Romanthema machen, dem man den Titel „ein anderes Ich" geben könnte. Was will nun Heiberg schildern, den Kampf, den Goethe, oder den Kampf, den Paulus gekämpft hat? Seine Käthe von Rahden strebt nicht, während sie von den klammernden Weltorganen gehalten wird, zu den Gefilden hoher Ahnen, und noch weniger fühlt sie sich mit Paulus unglückselig, weil sie das geistlich Gute zwar vollbringen möchte, aber doch über das Wollen nicht hinauskommt, nein, seine Käthe ist ein mangelhaft erzogenes, flatterhaftes, launenhaftes und doch wieder liebenswürdiges, aber immer ganz haltloses Ding, welches an dieser ihrer Haltlosigkeit denn auch zu Grunde geht. Als zweite Hauptperson steht Käthe zur Seite Ulrich Storck, wie wir zugeben müssen, ein ernster, fester, achtunggebietender Mann, den Käthe liebt, soweit sie in ihrer Flatterhaftigkeit lieben kann, und der sich in aller Treue, wenn auch mit etwas schulmeisterlicher Überhebung, ihrer Erziehung annimmt. Erzogen aber wird sie nicht, bis zum Ende hin hat sie wohl einmal Anwandlungen von demütiger Selbsterkenntnis, aber sofort erstickt sie alles wieder in dem bittern Lachen der Selbstironie. Allerdings wollte der Verfasser auch wohl keinen Erziehungsroman schreiben, sondern eine Tragödie, in der der Held zwar durch eigene Schuld zu Grunde geht, aber im Leiden geläutert uns mit sich selbst versöhnt. Aber unbefriedigend bleibt's doch, denn man fragt sich: konnte so ein Charakter nicht gefestigt und, wenn auch durch Leiden, geläutert werden, ist das Sterben einer liebenswürdigen Schwindsüchtigen, nota bene durch ihr unbeständiges Leben schwindsüchtig gewordenen, die einzig mögliche Lösung? Paulus hat eine andere Lösung gekannt. In tiefem Weh über sich selbst ruft er: ich unglückseliger Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? aber er setzt hinzu: ich danke Gott in Christo Jesu, unsren Herrn! Da hatte er die Lösung: Christus unsre Versöhnung und unsre Heiligung! Davon aber weiß Hermann Heiberg nichts. Sein Roman spielt zur Jetztzeit in Holstein nahe bei Rendsburg. Aber daß Holstein ein christliches Land ist, daß dort die Menschen von Kind an die heilige Schrift wissen, das merkt man in diesem Buche nicht, es sind absolut ganz religionslose Menschen, die uns vorgeführt werden, sie sind nicht für, nicht wider, sie sind einfach ganz ohne Gott, und weil sie das sind, so giebt es auch keine Hülfe von solchen Charaktersünden, wie sie uns an Käthe geschildert werden. Im übrigen wollen wir gerne anerkennen, daß Heiberg ein begabter Erzähler ist und daß dieser Roman von Unsauberkeiten, offenen und verhüllten, frei ist. Die Mühe, die sich der Verfasser bei der Zeichnung seiner Hauptpersonen gegeben hat, vermißt man allerdings, wo es sich um die Durchführung der Nebenfiguren handelt. Die Bankierstochter Isabella Karg scheint zu Anfang keineswegs Nebenfigur sein zu sollen, aber allmählich entgleitet sie gewissermaßen den Händen des Schriftstellers und weder er noch der Leser wissen schließlich recht, was sie mit ihr anfangen sollen. Noch manches hätte bei größerer Sorgfalt besser gelingen müssen, so z. B. der etwas wunderliche Selbstmordsversuch Mortens und der zuerst so prächtig geschilderte, dann aber in seinen Folgen ganz unaufgeklärte Brand der Petroleumquellen. Über die Sprache nur eine Frage: ist „sie hakte ihn ein" d. h. „sie nahm seinen Arm" erlaubtes Schriftdeutsch? J. P.

— Aus dem bayerischen Wald. Erzählungen von Emerenz Meier. (Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann.) 140 S. Pr. Mk. 2,75.

Diese Erzählungen bilden den zweiten Band einer von Professor Weiß-Schrattenthal in Preßburg herausgegebenen Sammlung „Dichterstimmen aus

dem Volke.“ Das erste Bändchen, enthaltend Lieder von Franz Bechert, einem pommerschen Kürschnermeister, ist dem Referent leider nicht bekannt geworden, was er um so viel mehr bedauert, als der Herausgeber sich in diesem ersten Bändchen über den Zweck seiner Sammlung ausgesprochen hat. Die vorliegenden Erzählungen sind von einem Bauermädchen geschrieben, der am 3. Oktober 1872 geborenen Emerenz Meier zu Oberndorf bei Waldkirchen, im südlichen Teile des bayerischen Waldes (etwas nördlich von Passau) gelegen. Trotz ihrer schriftstellerischen Anlagen und trotz mancher Versuchungen, die dadurch an sie herangetreten sind, hat sich Emerenz von dem Wege, auf den sie durch Geburt und Erziehung hingewiesen war, nicht abwendig machen lassen, sie arbeitet in schwerer Arbeit auf der väterlichen Bauerstelle, und „daß sie in den wenigen freien Stunden, besonders zur Winterszeit, auch einmal der Lust zu fabulieren nachgiebt, das sehen wir nicht ungern, denn sie gewährt uns dadurch einen Einblick in das Leben, die Sitten und Gebräuche ihrer Landsleute.“ Denn Dorfgeschichten haben wir vor uns, von einer solchen, die das Leben des Bayerwaldes kennt, uns geschildert. Allerdings hatte ich beim Lesen zuerst den Herausgeber im Verdacht, daß er vielleicht hier und da eine Stelle überarbeitet habe. Denn Emerenz schreibt meistens ein recht konkretes Bauerndeutsch, nur bisweilen fällt sie aus der Rolle und schreibt abstraktes Buchdeutsch. Aber nach einer Bemerkung in der Vorrede werden wohl auch diese Stellen von ihr stammen, denn mit zehn Jahren hatte sie schon Werke von Schiller und Goethe und „unzählige Romane, gute wie schlechte“ gelesen. Die Romane werden denn wohl Schuld daran haben, daß sie bisweilen ihre sonst so prächtigen Geschichten mit Romanphrasen verunziert hat. Eine größere Geschichte ist es: „Aus dem Elend“ und drei kleinere, alle handeln von dem Bauern, wie er sich wohl allenthalben gleich bleibt, der „vom Wald nur gewußt hat, daß er Geld wert ist, und von den Wiesen und Blumen, daß sie ein gutes Viehfutter geben.“ Aber Emerenz zeigt uns dann auch, wie feiner und idealer Sinn aus der rauhen Hülle sich entwickeln kann. Namentlich ihre Mädchencharaktere haben etwas von ihr selber, wogegen die Männer meist erst nach langer Irre sich zurecht finden. Referent hofft sich den Dank der Leser zu erwerben, wenn er sie bittet, an diesen schönen Dorfgeschichten nicht achtlos vorüberzugehen.

J. P.

— **Ahn und Enkel.** Roman von Joachim von Dürow. (C. Reißner.)

Ein erfrischender Erdgeruch aus ostpreußischer Scholle entsteigt diesem temperamentvoll geschriebenen Buche. Nach den vielen schablonenmäßigen Großstadtgeschichten mit ihren Proletariern und verkommenen Mädchen, die die Flutwelle der modernen Litteratur an den Markt schwemmt, freut man sich, einmal Landluft zu atmen und Menschen geschildert zu sehen, denen man es anmerkt, daß der Verfasser sie, ihre Umgebung und ihr Thun und Treiben kennt. Das sind keine traditionellen Romanfiguren, sondern Leute, die auf ihren eignen Füßen stehen, keine Phantasieprodukte, sondern Menschen mit Fleisch und Blut, charakteristische Typen.

Die Rönnebergs auf Warnsdorf und die Vollandens auf Willbarsdorf sind Nachbarn durch Generationen hindurch gewesen. Die beiden Häupter der Familien fochten zwar ab und zu allerlei kleine Grenzstreitigkeiten vor den Gerichten aus, sind aber nichtsdestoweniger die besten Freunde, die in Freud und Leid unentwegt zusammenhalten. Bei den Rönnebergs hat es am letzteren nicht gefehlt. Der alte Freiherr von Rönneberg ist Witwer und hat seinen einzigen Sohn früh verloren. Sein Geschlecht steht auf zwei Augen, denen des jungen Enkels, der sich in der Kadettenanstalt auf den Beruf vorbereitet, den die Rönnebergs als den ihnen gewiesenen ansehen. Aber ein fremder Tropfen rumort in seinem Blute. Sein ganzes Sehnen und Denken wird von der Musik ausgefüllt und mehr als Ställe und Pferde, Wald und Feld fesselt ihn das alte Spinett des Herrenhauses. Der Großvater sieht mit unwilliger Verwunderung diese Verirrung des Erben seines Namens, und als der Junge eines Tages sogar aus der Kadettenanstalt ausrückt, um sich der Kunst zu widmen, ist jedes Band zwischen Ahn und Enkel zerrissen. Nicht eher soll der Junge wiederkommen, als bis er sich zurecht gefunden hat. Der Weg, den Heinz von Rönneberg beschritten, ist lang und dornenvoll. Aber er findet sich doch „zurecht.“ Noch zur rechten Zeit begreift er, daß sein Talent nicht über das Mittelmaß hinausgeht, daß ihm zum echten Künstler das Beste fehlt. Die Aufführung seiner Oper, die vom Publikum abgelehnt wird, bezeichnet den Wendepunkt.

In der Heimat wartet Eva von Vollanden, die Gespielin seiner Jugend, auf seine Rückkehr unter das väterliche Dach. Sie wird verzögert durch den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, den er als Füsilier mitmacht. Eine feindliche Kugel zerschmettert ihm den rechten Arm, der Künstlertraum ist vollends ausgeträumt, die Heimat, der Großvater und Eva haben ihn wieder und Freude herrscht nach langen Jahren wieder auf Warnsdorf.

Der Verfasser verzichtet völlig auf die grobe Spannungsmache, dafür fesselt er durch die feine Charakteristik der Figuren. Jede hat ihre eigene Ausdrucksweise, die uns ihr Seelenleben nahe bringt. Ganz vortrefflich ist das Leben und Treiben der benachbarten Kleinstadt und der Offiziere der Garnison geschildert. Auf diesem Boden ist der Verfasser zu Hause. Die unerwiderte Liebe des armen Lieutenants Kurt Eberty zu der schönen und reichen Eva von Vollanden ist eine rührende Episode der Erzählung, voll unmittelbarer Wahrheit und tiefer Poesie, einer Poesie, die so gesund und kraftvoll ist, wie die Bewohner der ostpreußischen Marken. Feiner und liebenswürdiger ist das Leben eines armen Offiziers, dessen Mittel zu den Anforderungen seines Standes nicht im Verhältnis stehen, wohl kaum geschildert worden. Alles in allem ein Buch, das nicht nur in Offizierskreisen — wo ihm der Beifall sicher ist — gelesen zu werden verdient.

—r.

— **Gesammelte Ähren.** Aus dem Nachlaß von R. Fries. (Rostock, Verlag von Ad. Nusser.) Pr. Mk. 2,80.

Die zahlreichen Erzählungen, die von der Tochter des Verfassers in einem ziemlich starken Bande gesammelt sind, werden den Lesern des „Nachbar“

bekannt sein, denn sie sind alten Jahrgängen dieses Sonntagsblattes entnommen. Die Auswahl ist aber so gut getroffen, daß auch solche Leser sich freuen werden, die alten Bekannten wiederzufinden. Ein großer Teil der Geschichten spielt auf den Halligen der Nordsee und an der Küste von Schleswig; man fühlt die Liebe heraus, mit der der Verfasser diese Männer schildert, in Sturm und Gefahr fest und treu geworden, und ihre Frauen, die Gottvertrauen und Geduld lernten, indem sie ihr Liebstes dem Meere und oft auch dem Tode preisgaben.

Dann wieder zeichnet Fries Originale aus seiner Dorfgemeinde oder schließt an ein kurzes Beispiel ermahnende Worte. Es scheint, als habe er in seiner Gemeinde mit den heranwachsenden Mädchen sehr gute Erfahrungen gemacht, denn ebenso wie in seinen anderen Büchern sind auch in diesen Erzählungen die Mädchen meist Muster von Fleiß, Tüchtigkeit und Tugend; wenn man an die vielen Klagen heute denkt über schlechte Dienstboten und untüchtige Frauen, so möchte man wünschen, daß wir recht viele von diesen dichterischen Gestalten unter uns hätten.

Sind die Erzählungen auch nicht alle gleichwertig, so sind sie doch im ganzen vortrefflich geeignet für Volksbibliotheken und zum Vorlesen in Vereinen.

Für eine neue Auflage möchten wir darauf aufmerksam machen, daß ein Inhaltsverzeichnis fehlt, und dadurch die Übersicht erschwert ist.

M. S.

— Die Ulanenbraut. Erzählung von A. von Liliencron geb. Freiin von Wrangel. (Barmen, H. Klein.) 1896. 109 S. Pr. M. 1,80, geb. M. 2,80.

Die Erzählung bringt seelische Konflikte zur Anschauung, welche dadurch hervorgerufen werden, daß ein junger Mann, Gutsbesitzer und früherer Offizier, die Schwester eines Kameraden liebt, dessen Tod er durch eine unvorsichtige Handlung herbeigeführt hat. Umstände verschiedener Art haben es ihm ermöglicht, seine Schuld geheim zu halten, und diese eine unglückliche That treibt ihn auf der Bahn der Sünde weiter, als er die Überzeugung gewinnt, daß die von ihm Begehrte nicht ihn, sondern einen anderen liebt. Er erlangt das Jawort durch die falsche Mitteilung, sein Nebenbuhler sei im Kriege gefallen — aber im letzten Augenblick erfährt die Braut, daß der von ihr geliebte nicht tot, sondern nur verwundet ist, zerreißt die Kette und wird die Frau des Totgeglaubten. Der Urheber der Verwickelungen sühnt seine Schuld durch den Heldentod auf dem Schlachtfelde. Das ist ganz hübsch erzählt, auch der Ton der Kreise, in denen die Geschichte spielt, ist gut getroffen, aber die Verfasserin läßt den Leser doch gar zu lange im Unklaren, wer eigentlich den Tod des jungen Offiziers veranlaßt hat, führt ihn gewissermaßen am Narrenseil herum, denn bis zur Seite 55 muß jeder Leser glauben, daß der ganz unschuldige Lieutenant von Schenkendorf der Thäter gewesen ist. Die Charakterisierung der Persönlichkeiten wird aber durch dieses Versteckspiel unklar und verschwommen, während die Spannung keine Erhöhung erfährt. Abgesehen von diesem Fehler in der Anlage der Erzählung verdient sie nach Form und Inhalt Anerkennung.

v. H.

— Auf Leben und Tod. Roman von A. Gundaccar von Suttner. 2 Bde. (Mannheim, J. Bensheimer.) 1896.

Der Roman ist insofern zeitgemäß, als in ihm eine nervenkranke Dame die Hauptrolle spielt. Margarete Gräfin Ansbach ist die Tochter eines reichen Wiener Industriellen, des Herrn „von“ Tanner und von ihm als junges, unerfahrenes Mädchen an einen liederlichen, genußsüchtigen vornehmen Herrn verheiratet, der ihr Geld durchbringt und schließlich im Duell fällt. Durch die Aufregungen ihres „Eheglücks“ wird sie krank, nimmt Morphium, weil „die zum Reißen gespannten Nerven ihre Rechte geltend machten“ und wird dann vom Arzt nach Venedig geschickt, um in anderer Umgebung und anderer Luft zu genesen. Das ist die Vorgeschichte des Romans.

In Venedig, wo die junge Witwe mit ihrem Vater, ihrer Gesellschafterin Adelina und zeitweise auch einem Jugendfreunde Hermann Feldberg lebt, führt sie ein träumerisches Stillleben, auf Gondeln in den Kanälen, am Lido. Hier macht sie die Bekanntschaft eines Polen, Wladimiroff, der ihr durch seine zur Schau getragene Melancholie auffällt und ihr Herz durch die Erzählung seiner fehlgeschlagenen Lebenshoffnungen rührt und gewinnt. Ähnlich wie Desdemona liebt sie den Polen, weil er Gefahr bestand oder doch im Unglück sich befindet. Sie verlobt sich mit ihm, zuerst heimlich, schließlich unter Mitteilung an ihren Vater und den Jugendfreund, die entsetzt sind, aber zuerst der nervenkranken Margarete gegenüber sich machtlos fühlen. Feldberg unternimmt es, Wladimiroff die Maske abzureißen, thut eine zeitlang freiwillig den Dienst eines Geheimpolizisten, bis ihm das Werk gelingt. Der Pole ist ein Abenteurer, ein Glücksritter ohne Ar und Halm, der sich, wie und wo es geht, an vertrauensselige Damen hängt, um sie auszubeuten. Durch zwei Bände stellt der Verfasser die Bemühungen Feldbergs dar, Margarete frei zu machen und versucht zugleich psychologisch zu erklären, wie es möglich ist, daß eine halbwegs vernünftige Frau, die schon einmal einem Betrüger zum Opfer gefallen ist, nach kurzer Zeit wieder auf der Leimrute sich fangen läßt. Schließlich erschießt sich der entlarvte Bösewicht, Feldberg und die ernüchterte Margarete werden ein hoffentlich glückliches Paar. Das Buch ist nicht ungeschickt geschrieben und als Charakterstudie nicht ohne Wert. Aber das Interesse an der morphiumsüchtigen Heldin liegt doch zu sehr auf pathologischem Gebiet, um den Roman wirksam zu machen.

v. H.

— Kleine Ursachen, große Wirkungen (a costly freak) von Maxwell Gray. Frei nach dem Englischen von Charlotte Schmid. (Schwerin i. M., Bahn.) 188 S. eleg. geb. M. 3,50.

Der Professor Seeberg in Erlangen hat diesem von einer Tochter des verstorbenen Kirchenhistorikers Heinrich Schmid in Erlangen übersetzten Roman ein empfehlenswertes Vorwort geschrieben, welches zugleich die geistvollste Rezension des Buches selbst ist. Das Thema des Romans, möchte man sagen, ist die „Einfalt“ in ihrer doppelten Bedeutung des Wortes. (Man denke auch an jenes unvergleichlich schöne Büchlein von Löhr „von der weiblichen Einfalt“). So ist auch der Held dieses Buches der alte Pastor Ray ein „einfältiger“ Mann

in dem doppelten Sinne des Wortes, ein schlichtes Gemüt, das ohne Hintergedanken und ohne Doppelsinn alles von dem Einen, von Gott, herleitet und allen Dingen die Richtung auf ihn zuweist, aber zugleich ist er so unpraktisch und weltunerfahren, daß er sich allenthalben in Sackgassen verrennt. Als er nach einem Gebete mehrere Banknoten in seiner Bibel findet, glaubt er wirklich, Gott habe sie ihm dahin gelegt, und als er darauf in Untersuchung wegen Diebstahls kommt, werden manche seiner Freunde an ihm irre, andere, die den Goldgrund seiner Seele kennen, halten an ihm fest, Gott aber ist es, der ihn endlich rechtfertigt. Die Engländer verstehen es, oft recht ernste, nachdenkliche Bücher zu schreiben, an denen auch der Nichtengländer seine Freude hat. Aber manche muß man auch in englischer Sprache lesen, um sie ganz zu genießen, denn sie sind für eine Übersetzung doch, daß ich so sage, zu englisch orientiert, und sie muten uns daher in der Übersetzung immer noch etwas fermdartig an. Liest man dergleichen Bücher in der Originalsprache, so weiß man, woran man ist, liest man sie aber in der Übersetzung, so dünkt einem auch vom allgemein menschlichen Standpunkte aus das Dargestellte oft etwas unwahrscheinlich, weil eben zu sehr englisch. Referent hat wenigstens bei diesem Buche, so gut es sonst übersetzt ist, immer wieder gewünscht, das englische Original vor sich zu haben. J. P.

— Beim Lampenschein mit Mütterlein. Erzählungen für die Jugend von 10—14 Jahren von H. Schätti. Mit 6 Originalzeichnungen von Meta Loewe und 4 Originalaquarellen von K. Storch. (Berlin, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) Pr. Mk. 3,50.

Freundliche Geschichten aus der Schweiz, ein wenig an die Spyri erinnernd, wenn auch nicht voll von der Gemütstiefe, welche wenigstens einen Teil von deren Geschichten so eigen anziehend auch für große Leute macht. Die Jugend muß man sich als Mädchen denken, denn alle fünf Erzählungen sind von Mädchen, wenn auch auf dem Titelbilde der Melcher wie ein tapfrer Held den Lämmergeier abwehrt, daß er nicht das Emerenzli und das Weißhärli, die in einen Spalt geraten sind, anfalle. Am meisten ausgeführt ist die erste Erzählung: Angelina. Aber sie lesen sich alle gut. Das Buch ist sehr hübsch ausgestattet und wird sicher eine Freude für Mädchen, die gerne lesen, sein. D.

— Bunte Blätter. Der Jugend dargereicht von Ernst Evers. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) Pr. Mk. 1,—.

Daß Evers gut erzählen kann, weiß man. Er bewährt es auch hier wieder. Diese bunten Blätter sind herrlich zu lesen. Und der Bilderschmuck ist auch ein recht hübscher. Ich empfehle das Buch aufs wärmste. Daß Christus der Grundton in allen Geschichten ist, braucht nicht erst gesagt zu werden, aber Evers versteht es, ihn einzuführen, ohne ihn aufzudrängen. D.

9. Verschiedenes.

— In alle Welt. Auf den Spuren des Apostels Paulus von Antiochia bis Rom. Von Ludwig Schneller, Pastor in Köln. (Leipzig, H. G. Wallmann.) 1897. 538 S. Preis Mk. 5,40, eleg. geb. Mk. 6,60.

„Im ganzen Neuen Testament giebt es, abgesehen von der Persönlichkeit Jesu Christi, keinen Charakter, der so hell und scharf umrissen in die Augen springt, wie die Persönlichkeit des Apostels Paulus." Diese Worte des Verfassers im Vorwort geben gewissermaßen die Begründung des Werkes, in dem er an der Hand der Apostelgeschichte zeigen wollte, in welchen Orten und unter welchen Volksstämmen der große Apostel das Evangelium gepredigt hat. Er führt uns Schritt für Schritt auf den Pfaden, die Paulus wählte, ihm nach, beschreibt aus eigener Anschauung Städte, Menschen und Sitten, die jener kennen gelernt hat, und erläutert an der Hand der so gewonnenen Kenntnis die betreffenden Stellen der Apostelgeschichte und der Briefe des Apostels. Auf diese Weise rückt er uns auch die großartige und gewaltige Gestalt des Paulus menschlich näher, indem er zeigt, wie die Örtlichkeiten beschaffen waren, in denen er wirkte u. s. w. Freilich hat sich in den letzten 1800 Jahren äußerlich unendlich viel in Südosteuropa geändert, die Städte sind verfallen oder ganz neu aufgebaut, wie z. B. Athen — aber die Gegenden sind doch dieselben geblieben und auch die Gewohnheiten der Bewohner haben manches aus der längst entschwundenen Zeit bis heute bewahrt. Viele recht gut gelungene Bilder unterstützen die formvollendet geschriebene Darstellung. Wenn wir etwas an dem Buche auszusetzen haben, so ist es seine Länge; manches hätte sich zum Vorteil des Ganzen wohl etwas kürzer fassen und mehr zusammendrängen lassen. Abgesehen hiervon aber schließen wir uns dem Wunsche des Verfassers an, daß es manchem Leser zu einem lebendigeren Verständnis jener zwanzig Jahre der weltbewegenden Arbeit des Paulus verhelfen möchte, welche nächst den zwei bis drei Jahren der Wirksamkeit des Herrn selbst die entscheidendsten Jahre in der Geschichte der Menschheit gewesen sind. Auch als Geschenk zur Einsegnung ist das Buch besonders geeignet. v. H.

— Die ländliche Spar- und Darlehnskasse als Stück der inneren Mission. Von Pastor W. Bode. (Verlag von Wolff und Hohorst Nachf. in Hannover.) 13 S. Pr. Mk. 0,25.

Aus seinen Erfahrungen als Vorsteher der Egestorfer Spar- und Darlehnskasse, hat der Verfasser seinen Amtsbrüdern im Hannoverschen Pfarrerverein die gute Sache, die er vertritt, lebendig und erwärmend dargelegt. Die neuesten religiös-humanitären Schwärmer für einseitige Industriearbeiterinteressen im Sinne eines national angestrichenen Radikal-Sozialismus können freilich dies Stück reeller Mitarbeit der Kirche und ihrer inneren Mission an der Lösung der sozialen Frage nicht würdigen. Wir wollen uns aber die Freude daran nicht verderben und den Eifer dafür nicht verdrießen lassen; möge nur der Schwerpunkt der bisher vielbewährten Organisation bei der persönlichen Vertrauensgemeinschaft am Orte verbleiben und nicht in eine kapitalistische Centralstelle abgelenkt werden! Wer sich noch eingehender über die Sache unterrichten will, dem seien neben dieser frischen, bündigen Besprechung noch empfohlen: Wuttig: Raiffeisen und die ländlichen Darlehns-

kassenvereine, herausgegeben vom Central-Ausschuß für innere Mission. Berlin 1890 und Duncker: Das christliche Genossenschaftswesen, herausgegeben vom Sächsischen Provinzal-Ausschuß für innere Mission. Magdeburg 1891. Rbk.

— Sonnenblumen. Herausgegeben von K. Henckell. (K. Henckell & Co., Zürich und Leipzig.) 1896. Jährl. 24 Nummern. Pr. Mk. 2,25; Einzelnummer Mk. 0,10.

Der Herausgeber will den vielen, die im Getriebe der Arbeit nicht oder nur selten die Zeit finden, sich mit den besten Erzeugnissen alter und neuer Poesie eingehend bekannt zu machen, Gelegenheit geben, die gehaltvollsten Erzeugnisse der Dichtkunst kennen zu lernen. Er hat auf zwanglosen Blättchen, die mit den Bildnissen der Poeten geschmückt sind, eine feinsinnige Auswahl getroffen, die man gern in müssigen Stunden in die Hand nehmen wird. Den Reigen eröffnet Conrad Ferdinand Meyer, dem zugleich das erste Blatt gewidmet ist mit drei stimmungsvollen Gedichten des Meisters: „Über einem Grabe", „Friede auf Erden" und „Ein bißchen Freude." Es folgen Ferdinand von Saar, Freiligrath, Heinrich Leuthold, von dem auch, wie bei den meisten eine kleine Biographie beigefügt ist, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Friedrich Theodor Vischer, Eichendorff, Fitger, Alexander Petöfi, Gottfried Keller, Mörike, Gustav Falke, Theodor Storm, die Italienerin Ada Negri, Annette von Droste-Hülshoff, Freiherr von Liliencron, Friedrich Hebbel, Ibsen, Béranger, Mackay, Uhland, Hamerling, Jordan und Byron. Die Porträts der Dichter sind künstlerisch ausgeführt, wie denn auch die ganze Ausstattung lobenswert ist. Die letzte Seite jedes Bogens enthält je eine Vignette. Die Blätter sind nicht geheftet, sodaß sie aus der Einbandmappe leicht herausgenommen werden können. Als Geschenkwerk ist diese Sammlung, der zweifellos noch Fortsetzungen folgen werden, warm zu empfehlen. — r.

— Die Struwwelliese oder lustige Geschichten und drollige Bilder für Kinder von Dr. J. Lütje. Zeichnungen von F. Maddalena. (Verlag von G. Fritzsche, Hamburg.) M. 2,—.

Ich weiß noch, wie der Struwwelpeter seinen Lauf in der Welt begann. Die Aufnahme war eine sehr verschiedene. Man trug doch vielfach ernste Bedenken dagegen, den Kindern solche Karrikaturen in die Hand zu geben, die zur Unart reizen. Manche witterten sogar politische Hintergedanken: Sollte der große Nikolas am Ende eine Anspielung auf den damals so mächtigen Kaiser Nikolaus sein? und wen mochte er denn ins Tintenfaß stecken? Aber die urwüchsige Komik siegte doch, und der Struwwelpeter wird noch heute in allerlei Sprachen der Welt gelesen. Es ist immer gewagt, einem solchen Buch ein Seitenstück zu geben. Vers und Bild waren so ursprünglich, wirkten so unmittelbar, waren so lachbar, daß eine Nachahmung von vornherein für ausgeschlossen gelten mußte. Ja, Leute, die derlei schaffen können, wachsen eben auch nicht allzuhäufig. Man möchte bei der Struwwelliese das Wort anwenden: Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. Das Titelbild der Struwwelliese paßt gar nicht zu den folgenden Bildern, denn da ist die Liese ein allerdings untugendliches, aber in ihrem Äußern ganz anständiges Mädchen, nach dem Titelbilde erwartete man andere Bilder, andere Thaten. Nun ist da eine Liese, die ihre Puppe mißhandelt, die sich mit Naschen den Magen verdirbt und die Rute erwirbt, die auf der Lügenbrücke ins Wasser plumpst, die morgens nicht aus dem Bette will, die nicht beten mag. Unarten, die vorkommen, aber das alles ist zahm, die packende Kraft, die einen zu lachen zwingt, wenn man auch nicht will, fehlt darin. Indessen hat die Struwwelliese auch schon die vierzigste Auflage erlebt, das ist ein sehr anständiger Erfolg, er beweist, daß sie Beifall gefunden hat. Und den will ich ihr gewiß nicht verderben. Ich wünsche ihr ein Alter und eine Lebensfähigkeit wie dem Struwwelpeter. D.

— Vom neuen Reich. („Deutsches Reich und deutscher Kaiser", „Die Deutschen und das Meer".) Zwei sprachlich geschichtliche Vorträge von Professor Dr. O. Schrader in Jena. (Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Jähns und Ernst in Berlin.)

Zwei hochinteressante Vorträge, die es verdienen, in weiterem Kreise bekannt zu werden. Auf sprachwissenschaftlichem Grunde werden im ersten die drei Wörter „Reich", „Kaiser" und „Deutsch" behandelt, jedes in seiner Entstehung und Bedeutung; dann wird in vaterländischem Geiste ihre lebensvolle Verbindung 1870—71 geschildert. Der zweite versucht es, von ältester Zeit her das wechselvolle Verhältnis des deutschen Volkes zum Meere und zur Schiffahrt, wie es sich in seiner Sprache dargiebt, klarzustellen. Wohl ist es darin wie Ebbe und Flut, neuerdings stehen wir wieder im Zeichen der Flut. Wir können beide Vorträge allen, die auch auf diesem Gebiet heimisch sind, warm empfehlen, sie sind reich an Anregung und Belehrung. D.

— „Kirchliche Monatsschrift." Organ für die Bestrebungen der positiven Union. Verantwortlicher Redakteur: G. Pfeiffer, Superintendent in Cracau bei Magdeburg. XVI. Jahrg. 1896/97. (Verlag von E. Baensch jun., Magdeburg.) Monatlich ein Heft von je 4½ Bogen. Preis halbjährlich 5 Mk. — Alle Buchhandlungen und Postanstalten (Nr. 3490 der Preisliste) nehmen Bestellungen an.

Inhalt zu Heft V.: Die Landeskirche und die Evangelisation. Von Wilh. Baur. — Die Neujahrslieder der evangelischen Kirche. Von Pastor Paul Boy in Badingen. — Ein Gesangbuchsstreit vor 100 Jahren. — Von Leopold Nachtigal. — Der Kopf des angeblichen Wodanrosses auf dem Giebel des Gehöftes unseres christlichen Landmannes. Von Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a. S. — Monats-Umschau. — Litteratur.

10. Neue Auflagen.

— Holbein, der jüngere. Von H. Knackfuß. Mit 151 Abbildungen von Gemälden, Zeichnungen und Holzschnitten. 2. Auflage. Band XVII der Künstler-Monographien. (Leipzig, Velhagen und Klasing.) Preis Mk. 3,—.

Der Anerkennung, die diese Künstler-Monographien in der gesamten Presse gefunden haben

können wir uns mit Bezug auf diesen Holbein-Band in vollstem Maße anschließen. Es ist fast ein Rätsel, wie für den billigen Preis von 3 Mark ein solches Buch geboten werden kann, mit einem Inhalt, der dem Verfasser, Professor Knackfuß alle Ehre macht und mit 151 Abbildungen, die durchweg vorzüglich gelungen sind und ein überraschend schönes Gesamtbild der Thätigkeit Holbeins d. j. geben. Die Feinheit, mit der die Besonderheiten des Holzschnitts, der Silberstichzeichnung, der Kreide- und Tuschzeichnung u. s. w. zum Ausdruck gebracht sind, ist geradezu erstaunlich, die zahlreichen Porträts sind überaus klar, auch die Wiedergabe der großen Gemälde ist im ganzen gelungen, wenn auch gerade bei diesen der Mangel der Farbe nicht ersetzt werden kann. Wer, wie der Schreiber dieser Besprechung, in fast atemloser Bewunderung im Baseler Museum die Originale der Holbeinschen Handzeichnungen, Skizzen u. s. w. gesehen hat, wird Professor Knackfuß warmen Dank für sein vortreffliches Buch zollen und mit Genuß die Wiedergabe jener Meisterwerke auf sich wirken lassen. Jedem Kunstfreunde können wir auf das wärmste diese Holbein-Monographie zum Ankauf empfehlen.

v. H.

— Im Verlage der Schulzeschen Hof-Buchhandlung (A. Schwartz) in Oldenburg ist soeben erschienen: „Dramaturgie des Schauspiels. I. Band. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Sechste durchgesehene und erweiterte Auflage. Von Heinrich Bulthaupt." Preis eleg. broschiert Mk. 5,—, in eleg. Original-Einbande Mk. 6,—.

Das große, bisher drei Bände umfassende dramaturgische Werk Bulthaupts, dessen erster Teil nunmehr bereits in sechster Auflage vorliegt, ist ein ausgezeichnetes Buch, dem wir gern die verdiente Anerkennung zollen. In diesem ersten Bande ist von der klassischen Periode unseres Dramas die Rede, die zwar schon 100 Jahre hinter uns liegt, aber trotz dieser langen Zeit und trotz der Orgien des neuesten Naturalismus immer noch weit mehr unser Interesse in Anspruch nimmt wie alle Dramen der letzten 50 Jahre. Den Zweck und Inhalt des Buches giebt Bulthaupt selbst an mit den Worten: „Es hält sich von der Thorheit, der Kunst Gesetze vorzuschreiben oder ihr gar den Weg ins neue Jahrhundert zu weisen, ganz fern. Es will nur fühlen, wo ihr das Herz pocht und die Geheimnisse ihres Lebens erlauschen, ohne sie als Leichnam auf den Seciertisch zu legen." Und weiter: „Des Buches letzter Zweck ist nicht die Zergliederung dieses oder jenes Dramas, sondern die Aufspürung der künstlerischen Gesetze, nach denen das Drama als Gattung sich gestaltet." Nicht sehr gefällt uns das Lessings „Nathan" gewidmete Kapitel. Die Auffassung, daß Lessing durch die Charakterisierung der Christen seines Stückes — die bekanntlich mehr oder weniger recht schlecht Türken und Juden gegenüber wegkommen — gerade seine großartige Gerechtigkeit gezeigt habe, ist doch zu gekünstelt, um ernst genommen werden zu können. Am bedeutendsten zeigt sich Bulthaupts Talent zu erklären und in den Geist eines Kunstwerks einzuführen in seiner Beurteilung der Wallenstein-Trilogie — sie ist thatsächlich meisterhaft. Der zweite Band wird sich mit Shakespeare, der dritte mit Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow und Laube beschäftigen.

v. H.



Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale).

Kirchenheizungen.



Gothischer Kirchenofen; Heizkraft 3000 cbm.

(400 Anlagen ausgeführt.)
Bestbewährtes und billigstes irisches System;

Schul-, Lazareth-, Saal- u. Zimmer-Oefen

in jeder Grösse.

Crucifixe u. Christuskörper



zu **Geschenken** u. zur **Ausschmückung** von **Krankenzimmern, Kirchen, Sakristeien, Sälen etc.** sehr geeignet, von **Mk 4.—** an **silberbronziert;**

des ferneren: **Grabkreuze, Grabeinfassungen, Altar-Geländer u. Säulen, Kunst-Guss** aller Art liefert ohne Zwischenhandel:

das

Königl. Württ. Hüttenamt
Wasseralfingen.

Näheres gratis durch den General-Vertreter:

H. von Bötticher, Hamburg I.

Im Verlage von Wiegandt & Grieben in Berlin ist soeben erschienen·

Hachfeld, H., Lic. theol., Pastor a. D.: **Der kleine Katechismus M. Luthers** in seiner jetzt erkannten Bedeutung. Erster Teil: Die Geschichte seiner Vorarbeiten. (IXX u. 150 S.) Pr. Mk. 2,50. Wichtig für alle Religionslehrer.

Das Töchterpensionat
Friedensheim
zu Ballenstedt a. Harz

bezweckt konfirmierten Töchtern gebildeter Familien eine allseitig gediegene Ausbildung auf dem Grunde positiv christlichen Familienlebens zu geben. Gründlicher Unterricht in allen wissenschaftlichen Fächern, fremden Sprachen, im Malen und in der Musik. Sorgfältige Ausbildung in allen feinen und Kunsthandarbeiten, in Putzmachen, Wäschenähen und Schneidern. Anleitung im Haushalt. Pension nebst Unterricht 700 Mk. jährlich. Prospekte durch die Vorsteherin Frau Oberpfarrer **Zeller**.

Tuch-Versandhaus

G. Klauss & Co.
Ballenstedt a. H.
empfiehlt seine

Herren- und Damenkleiderstoffe,

Teppiche, Schlafdecken u. Strumpfwolle
in vorzüglicher Qualität,
Gegen baar Rabatt

Muster **6 %** **franko!**

An Sonn- u. christl. Festtagen findet kein Versand statt.



Echtes Gold.

Eine Geschichte aus dem modernen Glasgow.

Von

Annie S. Swan.

Übersetzt von Elise Eckert.

Erstes Kapitel.

Verwaist.

Unsere Geschichte beginnt in einem Maler-Atelier, einem kleinen, ärmlichen Gemach, dessen einziges Fenster nach Norden geht. Nichts in der Ausstattung und Einrichtung des Zimmers ließ auf erfolgreiche Arbeit oder auf künstlerischen Geschmack schließen. Einige verblichene Goldrahmen lehnten an der bunt tapezierten Wand; das einzige vorhandene Bild stand auf einer altersschwachen Staffelei inmitten des Raumes. Es war ein sanftes Madonnenantlitz mit großen, flehenden Augen und einem wehmütigen Zug um den feinen Mund, als ob es über die Öde und Trostlosigkeit ringsumher trauerte. Die Palette und einige abgenutzte Pinsel lagen auf dem Boden zerstreut — der Künstler hatte sie für immer aus der Hand gelegt.

Es war nur ein lebendes Wesen im Zimmer, ein junges noch nicht 16 Jahre altes Mädchen, das auf einem Stuhle am Fenster sitzend achtlos hinaussah auf das öde, nebelumhüllte Moor. Einsam, kalt und tot lag die Gegend da, deren weite, grüne Flächen nur im Sonnenschein das Auge zu erfreuen vermögen. Während Gladys Graham so im matten Dämmerlichte des trüben Novembertages dasaß, hätte man sie eher für eine erwachsene Frau als für ein Kind halten können, trotz ihres kurzen Kleides und des dicken, goldblonden Zopfes, der auf ihren Rücken herabhing. Traurig und abgehärmt war das feine Gesichtchen, und die großen Augen darin waren rot und trübe von vielem Weinen. Es konnte ja auf der ganzen weiten Welt kein verlasseneres Geschöpf geben, als das sanfte, schlanke Mädchen, das gestern seinen Vater verloren hatte. Wie ein schöner Frühlingstag scheint sonst wohl das Leben dem eben erblühenden jungen Mädchen entgegen zu lachen: Gladys dagegen sah sich plötzlich Auge in Auge mit seiner härtesten, rauhesten Wirklichkeit. Nur das eine stand ihr fest, daß sie sich irgendwo und wie ihr Brot verdienen müsse. Sorge und Nachdenken hatten ihre klare Stirne in Falten gezogen und ließen ihren lieblichen Mund ernst und streng erscheinen, während sie ihr geringes Wissen und Können daraufhin ansah, wie viel es wohl klingenden Wert

haben möchte auf dem großen Weltmarkte. Sie konnte lesen und schreiben, auch etwas rechnen; sie spielte nicht ohne Talent Klavier und Violine, zeichnete ein wenig und träumte sehr viel. Das war die Gesamtsumme ihrer Fertigkeiten, und sie wußte nur zu gut, daß sie mit alledem sich ihren Lebensunterhalt nicht erwerben konnte. Was sollte also aus ihr werden? Das war eine schwierige Frage und es war ihr bis jetzt nicht möglich gewesen, eine Antwort darauf zu finden.

Das kleine, einfache Haus, in welches wir den Leser geführt, stand in der engen Gasse eines Dörfchens in Lincolnshire. Dieses Dörfchen hatte noch nichts von den segensreichen Wirkungen des Entwässerungssystems verspürt, das damals schon da und dort das Moor in einen fruchtbaren Garten umwandelte, der Sommer und Winter zu grünen und zu blühen scheint. Mit seinen alten Häusern und den altertümlichen Brücken, welche über die oft ganz unter Wasser stehenden Wege führten, erinnerte der kleine Ort an ein holländisches Gemälde und bot, wie viele seinesgleichen im Fennlande*), einen entzückenden Anblick für ein Künstlerauge.

Auch John Graham hatte das Moor geliebt mit seinen weiten ebenen Flächen, über die man meilenweit jeden Kirchturm sehen konnte. Vom Dorfe aus sah man in nicht zu großer Entfernung den stattlichen Turm von Boston in ehrfurchtgebietender Höhe sich gegen den Himmel abheben. Mit freudigem Stolze ward von allen denen auf ihn gezeigt, deren Herz mit Liebe am Fennlande hing und die deshalb das Wiederaufblühen seines Hauptortes mit Freude beobachteten.

Zehn Jahre lang hatte John Graham diese eintönigen Flächen und ihre kleinen Dörfer gemalt, aber, waren die Leute ihrer müde geworden oder wollten sie ihr gutes Geld nicht für die Werke eines unbekannten Künstlers hingeben: der Erfolg, von dem er geträumt hatte, kam nicht. Die meisten seiner Gemälde wanderten zu Händlern zweiten Ranges, um dort oft für ein Spottgeld verkauft zu werden. Irgendwie hatte er sein Ziel verfehlt — die Welt hielt ihn für eine verunglückte Existenz und sie hat nicht viel Teilnahme oder Geduld für solche übrig. Ein großes Unglück, etwa in der Form eines ungeheuren Bankerotts, der den davon Betroffenen mehr als Verbrecher denn als Unglücklichen erscheinen läßt, findet bei ihr fast eine Art achtungsvoller Bewunderung. Mit dem Armen aber, der im ehrlichen Kampfe gegen erdrückende Schwierigkeiten aller Art unterliegt, will sie nichts zu thun haben, und wenn er sich auch rein und treu bis ans Ende erweist — man verzeiht ihm nicht, daß er kein Glück gehabt hat.

Nun lag John Graham tot im Hause. Er war das Opfer eines kalten Fiebers geworden, das er sich bei dem Versuche, einen winterlichen Effekt für ein neues Bild zu erhaschen, an einer sumpfigen Stelle zugezogen hatte. Niemand trauerte um ihn, als sein mutterloses Kind. Gab es keine mitleidige Seele in der ganzen weiten Welt, die um Christi willen sich des Mädchens angenommen hätte? Gladys wußte von keiner solchen und glaubte nicht, daß es eine gäbe — sie war für ihre Jahre sehr alt an jener traurigen Art von Weltkenntnis, wie die Armut sie lehrt. Sie wußte, was es heißt, hungrig sein und nichts zu essen zu haben, und ihr vornehmer Sinn empfand den Mangel doppelt schwer. Er war das einzige Erbe, das John Graham seinem Kinde hinterlassen hatte. Die Dorfbewohner hatten sich in ihrer Weise wohlwollend und teilnehmend gegen die beiden Fremdlinge gezeigt, aber sie selbst aßen im Schweiße ihres Angesichts ihr sauer verdientes Brot und sahen je länger je mehr mit Verachtung auf den müden, hageren Mann, der mit seinen Skizzenbüchern unter dem Arme auf ihren Wiesenpfaden hin und her wanderte, begleitet von seiner Tochter, die, wie er, in Aussehen und Gebahren etwas Vornehmes bewahrte, obgleich ihrer beider Anzug alt und abgetragen war, und sie ihre einfache Nahrung kaum bezahlen konnten. Sie waren den guten Leuten ein Rätsel, das sie nimmer lösen konnten und dem sie daher mit wachsender Ungeduld gegenüber standen.

An jenem trüben Novembertage wurde es früh dunkel. Als Gladys nicht mehr über die enge Straße sehen konnte, ließ sie den Kopf in beide Hände sinken und saß

*) Fenn = Moor.

ganz still. Seit vielen Stunden hatte sie nichts gegessen und obwohl sie sich schwach und elend fühlte, dachte sie doch nicht daran, sich nach einer Stärkung umzusehen. Ihre Gedanken waren von Wichtigerem hingenommen. Wie sie so dasaß, halb betäubt von hoffnungsloser Traurigkeit, hörte sie, daß unten im Hause jemand gekommen war und vernahm deutlich eine Männerstimme neben den schrilleren Tönen von Fräulein Peck, der Hausbesitzerin. Es war nicht die Stimme des Pfarrers, die Gladys während ihres Vaters Krankheit ganz vertraut geworden war. Der Geistliche hatte sich sehr liebevoll gegen den Kranken gezeigt, so daß dieser, als sein Ende herannahte, ihn in seiner Ratlosigkeit angefleht hatte, sich seines Kindes anzunehmen — eine eigentümliche Aufgabe für einen jungen Mann. Clement Courtney hatte sie jedoch bereitwillig auf sich genommen und ihretwegen sogleich an seine verwitwete Mutter um Rat geschrieben.

Jetzt wurde Gladys in ihrer Einsamkeit durch Fräulein Peck gestört, die mit ziemlich erregter und wichtiger Miene eintrat. Sie war ein kleines, schmächtiges Geschöpf, über die mittleren Jahre hinaus, etwas wunderlich, aber wohlwollend, und hatte ihren Mietern viel Güte und Freundlichkeit erwiesen, obwohl sie wußte, daß sie es ihr nicht würden vergelten können. Aber die Zeiten waren schlecht, und manchmal konnte sie nicht umhin, mit Wehmut an das Geld zu denken, das sie von Rechts wegen zu beanspruchen hatte und von dem sie nun, da der arme Künstler gestorben, wohl nie etwas sehen würde. Sie trug eine kleine Lampe in der Hand, deren Licht jetzt voll auf das bleiche Gesicht des Kindes fiel. „Fräulein Gladys, liebes Fräulein Gladys, ein Herr ist da und fragt nach Ihnen. Er sagt, er sei Ihr Onkel," berichtete sie und ihre dünne Stimme zitterte ordentlich vor Aufregung.

„Mein Onkel?" wiederholte Gladys nachdenklich. „O ja, es wird Onkel Abel aus Schottland sein. Herr Courtney sagte, daß er ihm geschrieben habe." Sie erhob sich und schickte sich an, Fräulein Peck zu folgen.

„Er ist im Wohnzimmer," sagte diese, während ein Ausdruck innigsten Mitleids ihre etwas scharfen Züge mild und weich machte. „Ich hoffe — ich hoffe, Kind, daß er gut gegen Sie sein wird." Sie verschwieg was sie dachte, nämlich, daß ihr dies sehr zweifelhaft erschien, und führte Gladys die Treppe hinunter.

Ohne Zögern, aber auch ohne jede Spur freudiger Erwartung trat das junge Mädchen in das Zimmer. Sie hatte aufgehört, irgend etwas Gutes, Erfreuliches für sich zu erwarten, und vielleicht war es gut so — es verringerte wenigstens die sie erwartende Enttäuschung. Fräulein Peck enges Wohnzimmerchen war durch den milden Schein einer kleinen Lampe erleuchtet, die auf dem runden Tisch in der Mitte des Raumes stand. Das Feuer brannte nur schwach hinter dem blankpolierten Kamingitter, als ob die schwere Atmosphäre draußen und drinnen ihm den Atem hemme. Dicht am Tische stand ein sehr kleiner Mann in einem langen und weiten Überrock, in der einen Hand den Hut, in der andern einen großen nassen Regenschirm haltend. Er hatte einen unverhältnismäßig großen Kopf, ein glattes Gesicht mit unbedeutenden Zügen, das jedoch durch das Funkeln und Leuchten von einem Paar ungewöhnlich scharfer, durchdringender schwarzer Augen belebt wurde. Sein Haar war grau und ein struppiger Bart umgab das starke Kinn. Gladys fühlte sich von seinem Anblick abgestoßen, gab sich aber Mühe, es ihn nicht merken zu lassen, und streckte ihm mit schwachem Lächeln die Hand entgegen.

„Bist du Onkel Abel, Papas Bruder?" fragte sie — eine recht überflüssige Frage, aber sie kam ihr ganz unwillkürlich auf die Lippen — der Kontrast war so groß, daß sie beinahe geneigt war, den Fremden für einen Betrüger zu halten.

Der Fremde jedoch antwortete nicht besonders freundlich: „Ja — und du bist wohl meine Nichte?"

„Ja — kann ich dir den Überrock und den Schirm abnehmen?" fragte Gladys, „und möchtest du vielleicht eine Tasse Thee haben? Ich will es schnell Fräulein Peck sagen. Ich habe selbst noch keinen getrunken — hatte es ganz vergessen."

„Ich will meinen Überrock ausziehen — hier, bitte! aber bestelle jetzt noch keinen Thee. Wir wollen lieber zuerst reden — reden macht immer hungrig — dann können wir Thee trinken und brauchen kein Abendbrot. So müssen arme Leute sparen — ich

denke, du wirst das auch schon gelernt haben?" Wieder lächelte Gladys trübe. Sie war nicht im geringsten überrascht. Sie war an Armut gewöhnt und erwartete nichts Besseres. Sie nahm ihres Onkels Hut und Mantel, hing sie im Flur auf und kehrte ins Zimmer zurück.

„Frierst du vielleicht, Onkel?" fragte sie griff nach dem Feuerhaken und wollte eben das Feuer nun anfachen, als er ihr hastig den Haken aus der Hand nahm und mit wahrhaft schmerzlicher Miene sagte: „Laß laß; es ist ganz warm hier. Wir können uns keinen Luxus gestatten, und ich denke," — mit einer bezeichnenden Gebärde nach der Thüre — „sie wird zu rechnen verstehen, wie alle ihresgleichen. Hier, setz' dich nieder und laß uns reden."

Gladys gehorchte. Sie fühlte sich verletzt und niedergeschlagen. Waren sie und ihr Vater auch arm gewesen, so lang sie denken konnte, so hatten sie es sich doch nie absichtlich selbst zum Bewußtsein gebracht, sondern hatten stets das Wenige, was ihnen beschert war, mit dankbarem, ja fröhlichem Herzen genossen. Liebe war stets mit an ihrem Tische gesessen, und sie verklärt auch das Einfachste und Geringste.

Herr Abel Graham griff in die innere Tasche seines abgetragenen Rockes und brachte nach längerem Suchen ein viereckiges Couvert heraus, dem er des Pfarrers Brief entnahm. „Ich kam," sprach er langsam, „auf dieses Schreiben hin. Du weißt wohl darum?"

„Wenn es Herrn Courtneys Brief ist, ja," antwortete Gladys, unbewußt ihres Onkels geschäftsmäßige Art nachahmend. „Er sagte mir natürlich, daß er dir geschrieben habe."

„Und du erwartetest mein Kommen, natürlich?"

„Ich glaube nicht, daß ich viel darüber nachdachte," antwortete Gladys offenherzig. „Es ist sehr gut von dir, daß du sobald gekommen bist."

„Ich kam, weil es meine Pflicht war. Nicht viele Leute auf dieser Welt thun ihre Pflicht, aber wenn ich auch ein armer Mann bin, will ich sie doch nicht versäumen."

Er rieb langsam die Hände gegeneinander und nickte seiner Nichte über den Kamin hin zu. Aber anstatt daß diese über seine Ankündigung erfreut gewesen wäre, überflog ein Schauder ihre zarte Gestalt.

„Mein Bruder John," fuhr der alte Mann fort, „dein Vater und ich haben uns seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gesehen — seit wir das Unglück hatten, uns wegen einer Kleinigkeit zu entzweien."

Er hielt seine Augen fest auf das Gesicht des jungen Mädchens gerichtet, bis dieses ganz nervös unter seinem Blick wurde. „Die Zeit hat bewiesen, daß ich recht hatte, vollkommen recht; aber mein Bruder John war immer — du entschuldigst, daß ich es sage — ziemlich starrköpfig und —"

„Sprich nicht von ihm, wenn du ihn nicht lieb hast," rief Gladys, während ihre großen Augen blitzten und ihre schlanke Gestalt vor Entrüstung bebte. „Ich will es nicht hören, ich gehe fort und lasse dich allein, Onkel Abel, wenn du unfreundlich von Papa sprichst."

„So" — Abel Graham schlug sich auf die Knie, während er in gedehntem Tone diese Silbe sprach, und fuhr fort, seine Nichte scharf prüfend zu betrachten. „Ganz Johns Gemütsart — der reine Feuerbrand Meine Liebe, du bist noch so jung, daß du guten Rat nicht verschmähen darfst. Ich rate dir, diese wilde Leidenschaftlichkeit zu bezähmen. Sie trägt nichts ein — sie ist eines von den Dingen in der Welt, die nie und nimmer etwas einbringen. Nun, willst du vielleicht so gut sein und mir einen kleinen Einblick in den Stand deiner Angelegenheiten zu geben? Wenn der Pfarrer die Wahrheit schreibt, muß es ärmlich genug damit stehen; aber diese Pfarrer machen die Sachen oft ärger, nur um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. — Nun, meine Liebe, hast du mir gar nichts zu sagen?"

Gladys fühlte ihr Mißtrauen und ihre Abneigung gegen ihn wachsen und bemühte sich nicht mehr, es zu verbergen. Nun nannte er sie auch noch „meine Liebe" — es war empörend; er hatte kein Recht dazu nach solch kurzer Bekanntschaft.

„Ich habe dir nichts weiter zu sagen," sagte sie sehr kalt und gemessen, „als daß Papa tot ist und daß ich selbst mein Brot verdienen muß."

Zweites Kapitel.

Wohin mit ihr?

„Selbst dein Brot verdienen? Freut mich, daß du so verständig bist. Muß sagen, ich hätt's kaum erwartet," sprach der alte Mann mit gewinnender Offenheit. „Schön — aber nun sag mir doch erst, wie du heißt. Ich weiß ja deinen Namen noch gar nicht."

„Gladys," erwiderte sie, und ihre Antwort erregte ihres Onkels augenscheinliche Mißbilligung.

„Gladys?! Was in aller Welt soll ein solcher Name bedeuten? Deine Eltern sollten sich schämen! Warum müssen nur die Leute ihren Kindern Namen geben, daß andere Leute Augen und Ohren aufreißen, wenn sie sie hören? Johanna, Susanne, Margarete, Christine — ach es giebt ja hunderte von anständigen Namen, unter denen sie dir einen hätten auswählen können. Es sollte wirklich ein Gesetz geben, wonach jedes Kind erst dann seinen Namen bekommen dürfte, wenn es alt genug ist, sich ihn selbst zu wählen. Meiner ist wahrhaftig dumm genug — sie hätten mich ebensogut Kain taufen können statt Abel — aber Gladys — da hört doch alles auf."

„Ich habe noch einen anderen Namen, Onkel — ich wurde Gladys Grace*) getauft."

„Na, das ist besser. Gut, ich werde dich Grace nennen, das ist nicht so heidnisch. Nun sag mir einmal, womit du dir dein Brot verdienen willst."

„Ich habe es hin und her überlegt, aber ich konnte zu keinem bestimmten Entschlusse kommen. Papa und Herr Courtney meinten beide, ich sollte abwarten, bis du kämest."

„So hat dein Vater erwartet, daß ich kommen würde?"

„Ja, er hat bis zuletzt darauf gehofft. Er wollte dir so gerne etwas sagen. Am letzten Morgen, als er irre zu reden anfing, sprach er sehr viel von dir."

Grace, wie wir sie nun auch nennen wollen, machte diese Mitteilungen in ruhigem, gleichmäßigem Tone, es war, als entledige sie sich damit einer Aufgabe, die sie sich gesetzt.

„Ich kam, sobald ich konnte," sagte Herr Graham, „der Pfarrer schrieb sehr dringlich, aber ich kenne diese Pfarrer und hielt es deshalb nicht für nötig, mich zu beeilen. Das Geschäft darf nicht vernachlässigt werden, geschehe was da will. Du weißt nicht, was dein Vater mir sagen wollte? Hat er nie gewünscht, daß du mir deshalb schreiben solltest?"

„Nein, aber in seinen Phantasien sprach er viel von Geld, und er schien zu glauben, daß du ihm welches genommen habest. Es war natürlich nur im Fieber geredet; Kranke bilden sich ja oft solche Sachen ein."

„Wenn er bei Verstand gewesen wäre, hätte er es unmöglich sagen können, denn ich hatte nie Geld, so wenig wie er selbst — wie hätte da einer von uns den andern berauben können, eh?" Der alte Mann vermied es, dem klaren Blick seiner Nichte zu begegnen, während er dies sagte. „Nun, Grace," fuhr er fort, „ich bin bereit für dich zu thun, was in meinen Kräften steht, da du meines Bruders einziges Kind bist. Rüste dich also, mit mir nach Schottland zurückzukehren."

Grace wollte ihm nicht gerne ihre Abneigung gegen diesen Plan zeigen, aber ihr süßes Gesicht wurde womöglich noch ernster und trauriger, während sie ihm zuhörte. „Ich bin sehr arm," wiederholte er mit einem Nachdruck, der deutlich zeigte, wie viel ihm daran gelegen, sie von dieser Thatsache zu überzeugen, „sehr arm, aber ich denke, ich weiß was meine Pflicht ist. Du bist wohl nicht gelehrt worden, mit den Händen zu arbeiten, — im Hause meine ich — dem schönen Reiche der Frau?"

Diese poetische Redensart klang seltsam genug von den Lippen des alten Mannes, der durchaus nicht aussah, als ob er die Frau in höherem, idealem Lichte zu sehen geneigt wäre. Grace mußte unwillkürlich lächeln, als sie antwortete: „Ich fürchte, ich bin ziemlich unwissend, Onkel Abel. Ich hatte nie Veranlassung, mich in häuslichen Arbeiten zu üben."

„Nie Veranlassung! Hört, hört!" rief Herr Graham, als spräche er zu einem Kreise von Zuhörern. „Sie hat nie Veranlassung gehabt, sich im Häuslichen zu üben — sie

*) Grace — sprich Grähs.

ist im Schoße des Luxus aufgewachsen, und ich war ein Narr, daß ich eine solche Frage thun konnte!"

Das arme Kind fühlte die Bitterkeit seines Spottes und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Du verstehst mich nicht Onkel, und wirst mich nie verstehen; all mein Reden wäre vergeblich," rief sie erregt. „Ich will lieber Fräulein Peck sagen, daß sie uns jetzt den Thee bringt."

„Noch nicht; erst wollen wir alles ins reine bringen, dann brauchen wir nicht noch einmal davon anzufangen. Ich bin der einzige Verwandte, den du auf der Welt hast, und da ich, vielleicht recht überflüssiger Weise, hergerufen worden bin, so muß und will ich meine Pflicht thun. Ich habe die weite, kostspielige Reise von Schottland hierher nicht umsonst gemacht, das bedenke. Also setz' dich, Grace, und sage mir genau, wie die Sachen stehen. Wie viel Geld hast du?"

Das bleiche Gesicht des Mädchens färbte sich dunkelrot und ihr stolzer Mund zitterte. Nie zuvor hatte sie sich so im Gefühle ihrer Armut erniedrigt gefühlt. Das schien mehr als sie ertragen konnte. Doch sie überwand sich, blickte ihrem Onkel fest in das unschöne Gesicht und antwortete mit einer Ruhe, die sie selbst überraschte: „Es ist kein Geld da — gar keines — nicht einmal genug, um alles zu bezahlen, was bezahlt werden muß."

Abel Graham schien nach Atem zu ringen. „Alles was bezahlt werden muß! Und ums Himmels willen, wie viel ist das? Gieb dir Mühe, mir richtig und genau Auskunft zu geben, und denke daran, daß ich ein armer Mann bin, wenn ich auch bereit bin, meine Pflicht zu thun."

„Herr Courtney und ich sprachen heute früh darüber, als er mich wegen des Begräbnisses fragte," antwortete Grace in müdem Tone, „und wir dachten, daß alles zusammen etwa 5 Pfund kosten würde. Papa hat einige Bilder bei den Kunsthändlern stehen — zwei in Boston und drei in London, glaube ich. Vielleicht würden sie die Kosten decken." — „Du hast hoffentlich die Adressen dieser Händler?" fragte der Greis begierig. — „Ja, ich habe sie." — „Gut, ich werde mich an sie wenden und sie womöglich zum Zahlen nötigen. Sag' mir, bitte, wie lange habt ihr hier gewohnt?" — „O, noch nicht lange — d. h. in diesem Dorfe — erst seit dem Sommer. Ich glaube, wir waren jetzt fast überall im Fennlande; aber hier hat es uns am besten gefallen."

„Zigeuner, Vagabunden!!" sprach Abel Graham halblaut zu sich selbst und fuhr dann zu seiner Nichte gewendet fort: „Also hast du es mit dem Pfarrer für morgen ausgemacht? Ich hoffe, er weiß, daß er nichts für seine Mühe bekommen kann?"

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst," und ihre Lippen preßten sich fest zusammen — ihre Züge schienen während der letzten Stunden das Gepräge des Alters angenommen zu haben.

„Und welche Stunde habt ihr bestimmt?"

„Elf Uhr, glaube ich — ja, elf," antwortete Grace mit einem kurzen Aufschluchzen, von dem jedoch ihr Onkel keine Notiz nahm. „Elf?" wiederholte er langsam, nahm einen Penny-Fahrplan aus der Tasche und studierte nachdenklich darin. „Wir können um 12 Uhr nach Boston abfahren. Es ist gar zu unbequem hierher zu kommen, und ich weiß nicht, warum in aller Welt dein Vater gerade diesen Ort wählen konnte," — „um da zu sterben," hätte er beinahe hinzugefügt, unterließ es jedoch. „Wir können kaum vor Mitternacht nach Glasgow kommen. Hoffentlich hast du nichts dagegen bei Nacht zu reisen? Ich kann nicht anders; ich darf mein Geschäft nicht länger vernachlässigen. Ich hoffe, du kannst bis morgen mittag reisefertig sein?" — „Ich mache mir nichts daraus, bei Nacht zu fahren," antwortete Grace. Ihr Herz bäumte sich auf bei dem Gedanken an ihr unglückliches Los, allein, verlassen und hilflos wie sie war, blieb ihr keine Wahl. „Ja, ich werde bereit sein."

„Gut; beeile dich. Pünklichkeit ist eine Tugend, die man bei dem weiblichen Geschlechte nicht allzu häufig finden soll. Du weißt also jetzt, Grace, daß ich ein sehr armer Mann bin, der sich mühsam abkämpfen muß um sein täglich Brot. Ich hoffe, du hegst keine falschen, großartigen Erwartungen vom Leben? Von deinem

Vater her müßtest du wissen, daß es ein verzweifelter Kampf ist, in welchem sich die Menschen erbarmungslos mit Füßen treten. Der Himmel weiß, daß er es so an sich erfahren hat, so viel ich gesehen und gehört habe."

„Vater sagte mir nie so etwas. Wir waren immer glücklich zusammen, weil wir uns lieb hatten. Aber ich weiß, daß das Leben schwer ist und daß die Guten am meisten leiden müssen."

Abel Grahams selbstsüchtiges Herz fühlte sich in eigentümlicher, ungewohnter Weise von diesen Worten berührt, die so ernst von den jungen Lippen kamen. „Nun, nun," sagte er, „wenn das deine Meinung ist, so wirst du dich nicht so leicht enttäuscht fühlen. Also weiter — ich habe ein kleines, ärmliches Heim und ich hoffe, wenn du es mit mir teilst, wirst du mir darin eine Hilfe und nicht bloß eine Last sein."

„Ich will's versuchen. Ich kann arbeiten lernen; ich muß es jetzt lernen."

„Bisher hatte ich eine alte Frau, die jeden Morgen kam, um mein bißchen Hausarbeit zu thun. Die braucht jetzt nicht mehr zu kommen — sie hat mich lang genug mein teures Geld gekostet."

„Es überrascht mich zu hören, daß du so arm bist," bemerkte Grace und sah ihn mit ihren jungen, furchtlosen Augen fragend an. „Papa meinte, du seiest ziemlich wohlhabend und habest ein sehr gutes Geschäft."

Abel Graham sah ordentlich bestürzt aus bei dieser unerwarteten Darlegung seiner weltlichen Angelegenheiten. „Dein Vater, Grace," sagte er, „war in praktischen Dingen unwissender als ein neugeborenes Kind. Das konnte er nicht deutlicher zeigen, als indem er dir so etwas sagte. Ich treibe einen kleinen Handel mit Öl und Talg — nein, ich habe keinen Laden, nur ein kleines Warenhaus in einer Seitenstraße von Glasgow. Wenn du es siehst, wirst du dich wundern, daß ich überhaupt davon leben kann. Ein sehr gutes Geschäft! Ha ha — ausgezeichnet!"

„Wohnst du nahe dabei, Onkel?"

„Ich wohne im Geschäft, meine Wohnung ist im Warenhause. Allerdings keine sehr feine, vornehme Wohnung, aber gut genug für mich, und du wirst einsehen, daß ich meine Lebensweise um deinetwillen nicht ändern kann."

„Natürlich, Onkel. Wohnst du ganz allein?"

„Nicht ganz allein — Walter Hepburn ist noch da."

„Wer ist das?"

„Der Laufbursche — ein Teufel von einem Jungen, aber klug und geschickt und dabei billig."

„Sind wohlfeile Sachen immer gut, Onkel?" fragte Grace. „Papa sagte manchmal, daß billig und schlecht oft ein und dasselbe sei."

„Dein thörichter Vater war sein eigener schlimmster Feind und ich fürchte, auch deiner, wenn das alles ist, was er dich gelehrt hat. — So, jetzt laß den Thee bringen."

Grace begab sich in die Küche, setzte sich auf einen Schemel, legte das Gesicht in beide Hände und brach in einen Strom von Thränen aus, zur großen Bestürzung des kleinen Fräulein Peck.

„Kind, Kind, weinen Sie doch nicht so!" bat sie teilnehmend. „Nicht wahr, er ist unfreundlich gegen Sie gewesen; ich dachte mir's gleich. Aber lassen Sie's gut sein; bald werden bessere Zeiten für Sie kommen, und er bleibt ja nicht hier; ich hoffe er geht noch heute abend wieder."

„Nein, er bleibt bis morgen und dann muß ich mit ihm gehen. Er bietet mir ein Heim und ich muß es annehmen; ich weiß ja für den Augenblick keine andere Auskunft. Ach, ich kann kaum glauben, daß er wirklich Papas Bruder ist."

„Liebes Fräulein Grace, eine solche Verschiedenheit zwischen nahen Verwandten ist nichts so Seltenes — ich habe dergleichen selbst schon öfter gesehen," entgegnete Fräulein Peck nachdenklich. „Aber jetzt müssen Sie etwas zu essen haben, und er muß auch hungrig sein, sollte ich meinen."

„Ja, bitte, bringen Sie uns den Thee. Und, Fräulein Peck — hätten Sie wohl ein Bett für ihn?“

„Droben in der Dachstube steht eines — das wird gut genug für ihn sein; er sieht nicht aus, als ob er viel Besseres gewöhnt wäre,“ bemerkte Fräulein Peck freimütig. Grace nahm ihr Anerbieten an, trocknete ihre Augen und erbot sich, der kleinen Dame so gut sie konnte zu helfen.

Scharf und prüfend betrachtete Herr Graham seine Nichte, als sie ins Zimmer zurückkehrte und den Theetisch deckte. Er war kein Kenner und Bewunderer des Schönen, aber die eigentümliche Anmut jeder ihrer Bewegungen und die stille, gewinnende Lieblichkeit ihrer Züge sprachen zu seinem Herzen. Grace besaß nicht jene Art von Schönheit, wie sie die Menge sucht und liebt — dem gewöhnlichen Auge würde sie zu bleich und leblos erschienen sein. Aber aus ihren ernsten Augen sprach eine große, edle Seele, der alle Dinge rein und gut erschienen und ein weiches, liebevolles Gemüt. Was sollte der alte Mann mit einem solchen Geschöpfe anfangen? Diese Frage drängte sich ihm unwillkürlich auf, während das Bild seiner ärmlichen Häuslichkeit sich vor seinem inneren Auge erhob. Er dachte an ihre häßliche Lage, an ihren Mangel an Behaglichkeit, und er mußte sich sagen, daß Grace dort nicht an ihrem Platze sein werde. Ihr bisheriger Aufenthalt war, wenn auch nur ein gemietetes Obdach, doch reinlich und behaglich und ein wirkliches Heim gewesen. Diese Erwägungen machten ihn ganz verlegen, und unter ihrem Eindruck saß er fast schweigend beim Mahle. So aßen sie beide, fast ohne ein Wort zu wechseln. Trotzdem that sich der alte Mann gütlich an dem duftenden Thee, dem hausbackenen Brote und der köstlichen, frischen Butter — so gut war es ihm lange nicht geworden. Grace sorgte still für seine Bedürfnisse, und er bemerkte es gar nicht, daß sie selbst kaum einen Bissen genoß. Als er fertig war, wischte er sich den Mund mit dem Rücken der Hand und erhob sich vom Tische.

„Nun, wenn es dir recht ist, begann er fast heiter — das Essen hatte sein erregtes Gemüt wieder beruhigt — „möchte ich meinen Bruder noch einmal sehen. Ich hoffe, der Sarg ist noch offen?“

Grace zuckte zusammen. Das Wort war so häßlich; wie häßlich, kam ihr jetzt erst zum Bewußtsein, da es von den Lippen ihres Onkels fiel. Aber sie beherrschte sich. „Nein, ich ließ ihn noch nicht schließen,“ antwortete sie. „Komm, ich will dir die Thüre zeigen.“ Sie nahm die Lampe vom Tisch und bedeutete ihm mit einer gewissen Würde, ihr zu folgen. An der Thüre des kleinen Zimmers, wo der Künstler gelitten hatte und gestorben war, gab sie ihrem Onkel die Lampe und zog sich in das Atelier zurück. Doch nicht um sich aufs neue ihrem Kummer hinzugeben. Das mußte jetzt vorbei sein. Es gab viel zu bedenken und zu thun an der Schwelle ihres neuen Lebens und sie war bereit zu handeln. Sie machte Licht und begann sofort die wenigen Gegenstände zu sammeln, die ihr künftig als Andenken an ihren Vater heilig sein sollten. Zuerst nahm sie mit zarter Hand das kleine Bild von der Staffelei, betrachtete es einen Augenblick und berührte das Gesicht mit ihren Lippen. Es trug ihrer Mutter Züge, die sie nicht gekannt, die aber ihr Vater sie lieben gelehrt hatte, dessen Erinnerung an die Verstorbene den Charakter einer fast leidenschaftlichen Verehrung gehabt hatte. Grace wickelte das Bild in ein altes seidenes Tuch und sammelte dann träumerischen Blickes die alten Pinsel auf, mit denen John Graham so viel Gutes geschaffen, wenn es auch nicht die verdiente Anerkennung gefunden hatte.

Inzwischen befand sich Abel Graham allein im Sterbezimmer. Weder schwache Nerven noch überzartes Empfinden hatten ihm den Eintritt dort schwer gemacht. Ruhig, fast mit geschäftsmäßiger Miene war er eingetreten, hatte die Lampe auf den Tisch gesetzt und sich dem Sarge genähert. Aber wie er so dastand und in das weiße, stille Antlitz blickte, das so schön und edel aussah in seinem letzten Schlummer, da überflutete die Erinnerung wie eine Woge, ungebeten und unwillkommen, sein selbstsüchtiges, verhärtetes Herz. Er sah sich und seinen Bruder als Knaben in kindlicher Liebe vereint neben ihrer Mutter knieend ihr Abendgebet sprechen, glücklich, ahnungslos, was für trübe Zeiten ihnen

beiden bevorstanden. Fast schien es ihm, als trügen die stillen Züge des Toten einen vorwurfsvollen Ausdruck; es war ihm, als müßten die geschlossenen Lider sich plötzlich öffnen. Ein leichter Schauder ergriff ihn, ungeduldig trat er an den Tisch zurück, ergriff die Lampe und verließ eilig das Zimmer.

Drittes Kapitel.

Die neue Heimat.

Um die Mittagsstunde des folgenden Tages bestieg Abel Graham mit seiner Nichte einen Bauerwagen, den er für wenige Groschen gemietet hatte. Der Nebel hatte sich gesenkt, hell und warm schien die Sonne und ihr Glanz verklärte das alte Dorf im Moore, daß die kleine Fahne auf seinem Kirchturm schimmerte und blitzte wie eitel Gold. So sah es Grace, als sie, ihrem Onkel gegenübersitzend, mit ihm dahinfuhr. Nicht einen Augenblick wendete sie den Blick davon ab, bis die wachsende Entfernung es nach und nach entschwinden ließ. Sie weinte nicht, obwohl sie alles zurückließ, was ihr auf Erden teuer war. Würde sie die Stätte je wiedersehen, vielleicht in späterer, glücklicherer Zeit an ihres Vaters Grabe knieen? Oder sollte dies ein Abschied für immer sein? Ihr Onkel störte sie nicht in ihren Gedanken, er achtete kaum auf sie. Er versuchte es, sich mit dem Bauern, der vorne auf dem Wagen saß und die Zügel lose in sonngebräunten Händen hielt, in ein Gespräch einzulassen, aber er hatte kein Glück damit, und als der biedere Landmann sich endlich doch zu einer Bemerkung aufschwang, verstand ihn Abel Graham nicht, da der Venndialekt ihm fremd war. Sie erreichten Boston eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges, und der alte Mann benutzte die Zeit, um den Kunsthändler aufzusuchen, der zwei von seines Bruders Bildern in Händen hatte. Grace erhielt die Weisung, gut auf das Gepäck acht zu haben. Herr Graham machte ein viel besseres Geschäft, als der Künstler selbst es vermocht hätte, und kehrte innerlich gehoben mit 4 Pfund in der Tasche zurück, ohne jedoch seine Nichte von diesem günstigen Erfolge etwas merken zu lassen

Gegen 2 Uhr begann die ermüdende Eisenbahnfahrt. Spät in der Nacht, nach öfterem Aufenthalt und Wagenwechsel, erreichten sie den Ort ihrer Bestimmung. Halb betäubt stieg Grace aus dem Wagen und bemerkte, daß sie sich in einem großen, hellerleuchteten, aber menschenleeren Stadtbahnhofe befanden. All ihre irdische Habe befand sich in einem großen, alten Reisesack, den ihr Onkel erst in der einen, dann in der anderen Hand wog. „Ich denke, wir können ihn zusammen tragen,“ sagte er. „Wir haben nicht weit, und wenn ich ihn hier lasse, kostet es zwei Pence, und Walter muß morgen noch obendrein seine Arbeit im Stich lassen, um ihn zu holen.“

„Könnten wir nicht eine Droschke nehmen?“

„Nein, das können wir nicht; du solltest wissen, daß eine Droschke nach Mitternacht doppelte Taxe hat,“ sprach der alte Mann streng. „Sieh einmal schnell noch in den Wagen, ob nichts darin zurückgeblieben ist.“

Grace that wie ihr geheißen; dann traten sie hinaus in die stillen Straßen. Glücklicherweise war die Nacht ruhig und schön, wenn auch kalt, der Himmel sternbesäet. Wie unendlich groß erschien dem jungen Mädchen die Stadt mit ihren zahllosen Plätzen und Straßen! Große massige Häuser standen in endlosen, einförmigen Reihen, kein Baum dazwischen. Grace war ein poetisches Gemüt, deshalb empfand sie ihr trauriges Geschick doppelt schwer. Aber es kam die Zeit, wo sie den Segen desselben erkannte und Gott für alles dankte, selbst für die Augenblicke der Verzweifelung, die sie durchkosten und für die bitteren Thränen, die sie weinen mußte. Denn nur dadurch konnte sie den großen Jammer der Menschheit kennen und verstehen lernen, wie er an den dunklen Stätten der Welt sich zusammendrängt.

Auch nach Mitternacht sind die Straßen der Großstadt so belebt — es herrscht dann dort das Leben, welches das Tageslicht scheut, weil es den Stempel des Lasters trägt. Als Grace langsam mit ihrem Onkel in einer breiten, schönen Straße an den

geschlossenen Fenstern großer Läden vorüberschritt, überraschte es sie nicht wenig, vielen feingekleideten Damen zu begegnen. Manche von ihnen waren schön, doch ihre Schönheit war von eigentümlicher, fast wilder Art, die Grace halb anzog, halb abstieß. „Wer sind diese Damen, Onkel?“ fragte sie endlich. „Warum sind noch so viele Leute auf der Straße? Ich dachte, jedermann außer uns wäre im Bett.“

„Das sind die Nachtvögel, Kind. Frag' nicht weiter, sondern mach' die Augen zu und bleib dicht bei mir. Wir sind jetzt gleich zu Hause.“ Er sprach in unfreundlichem Tone, weil sein Gewissen ihm Vorwürfe machte. Grace schwieg, aber es war ihr nicht möglich, die Augen zu schließen. Bald kamen sie in eine andere Straße und hier waren noch mehr Menschen, doch offenbar einer anderen Klasse angehörend. Die Frauen waren weniger gut gekleidet, viele gingen ohne Kopfbedeckung, nur mit einem Tuch um die Schultern. Die Menge wurde dichter und der Lärm stärker. Auch Kinder mit ärmlichen Kleidern und mit hungrigen Gesichtern bemerkte Grace; sie liefen barfuß auf dem eisig kalten Steinpflaster dahin. Immer schwerer ward des Mädchens Herz. „Wie schrecklich ist es hier, Onkel,“ sagte sie endlich. „Es ist nicht schön,“ gab er zu, „ich sagte ja, du solltest die Augen schließen. So ist's in der Argyle-Straße am Samstag Abend immer; an anderen Abenden ist's natürlich ruhiger. O, er thut dir nichts.“ Ein stark betrunkener Kärrner war gegen das zu Tode erschreckte Mädchen gestoßen und blickte nun mit halb blödsinnigem Ausdruck in ihr Gesicht. Grace stieß einen schwachen Schrei aus und klammerte sich Schutz suchend an ihres Oheims Arm. Im nächsten Augenblick wurde der Mensch von einem Schutzmanne ergriffen und fortgebracht, um in der öffentlichen Gerichtssitzung am Montag die Zahl der wegen Trunkenheit Aufgegriffenen zu vermehren.

„Da sind wir. Das ist die Wyndgasse — jetzt sind wir gleich in der Colquhounstraße, in der ich wohne.“ In der engen Wyndgasse war es natürlich ruhiger, doch unheimlich genug. In den dunklen Thorwegen kauerten allerlei fragwürdige Gestalten und hier und da vernahm man das schwache Weinen eines Kindes oder einen halbunterdrückten Fluch. Grace befand sich in einem Zustande peinlichster Erregung. Sie war nie in einer größeren Stadt als Boston gewesen und auch dort nur am hellen Tage. Was sie jetzt sah und hörte, erinnerte sie an den Ort, von dem die Bibel sagt: „Da wird sein Heulen und Zähneklappern.“ Sie vergaß diese Nacht nie. Nach Jahren noch, als jene ganze dunkle Zeit ihr fast wie ein Traum erschien, lebte diese eine Erinnerung in schmerzlicher Deutlichkeit in ihr fort.

„So, jetzt sind wir da. Walter wird schon längst fortgegangen sein. Er geht jeden Samstag heim,“ sagte der alte Mann und suchte in seiner Tasche nach dem Hausschlüssel. Es dauerte lange bis er ihn fand, und Grace hatte Zeit sich umzusehen. Es war eine sehr enge Straße mit himmelhohen Häusern auf beiden Seiten. Grace wunderte sich, wie die Menschen hier leben und atmen konnten — sie wußte nicht, daß die Gebäude meist nur Warenlager, keine Wohnungen enthielten; sie hatte keine Ahnung davon, daß es sich in dieser engen Gasse ohne Vergleich besser wohnte, als in vielen anderen nicht weit entfernten Straßen — hier war es still und leer, während aus den benachbarten Bezirken ein schwaches Echo jener wogenden Flut nächtlichen Lebens herüberdrang, die erst in den Morgenstunden des Sabbathtages sich verlief.

„So, jetzt — bleib lieber stehen, bis ich Licht bringe,“ sprach Herr Graham, nachdem er den Schlüssel glücklich gefunden und das Haus aufgeschlossen hatte.

„Nein, laß mich mit dir gehen,“ bat Grace ängstlich.

„Gut. — Da kommt die Treppe — bleib jetzt nur einen Augenblick stehen — ich weiß, wo die Zündhölzer sind.“

Grace stand still. Sie fühlte sich beengt von der dumpfen Atmosphäre des Hauses, in der sich ein unangenehmer, öliger Geruch bemerklich machte. Die Tritte ihres Onkels wurden schwächer und schwächer, dann endlich wieder lauter, als er zurückzugehen begann. Jetzt erschien ein Licht am äußersten Ende des langen, weiten Ganges und Herr Graham kam, sie nach seiner jenseits desselben gelegenen Wohnung zu führen. Während sie den Gang durchschritten, bemerkte Grace mit Erstaunen eine Menge Kisten und Fässer, die rechts und links an den Wänden aufgeschichtet waren. Herr Graham ging voran, und

bald traten sie in einen großen, niedrigen Raum, der alles Schmuckes bar und wie eine Küche eingerichtet war, obwohl in der einen Ecke ein Bett stand. Die altertümliche Feuerstätte war mit toter Asche überfüllt und bot einen traurigen Anblick.

„So" — seufzte der alte Mann, „endlich! Ein Uhr morgens — und Sonntag noch dazu! Bist du hungrig?"

„Nein, nicht sehr."

„Oder friert es dich? Nein, das ist nicht möglich, wir sind ja so schnell gegangen. Leg' deine Sachen ab, Kind, während ich nachsehe, ob etwas im Schrank ist. Es muß ein Stück Brot und auch Käse da sein, wenn der Schlingel es nicht aufgefressen hat."

Grace ließ sich müde auf einen Stuhl sinken — ihre Augen wanderten in dem großen, öden Gemach mit seinen düsteren Winkeln umher, und es war als lege sich ihr eine eiskalte Hand auf das Herz. Ihr Onkel hing Hut und Mantel an die Thüre, öffnete einen Schrank, brachte daraus die Hälfte eines altgebackenen Brotes, ein Tellerchen mit einer winzigen Portion dunkelfarbiger Butter und ein in Papier gewickeltes Stück Käse hervor und legte alles auf den dick mit Staub bedeckten Tisch. „Iß einen Mund voll, Mädchen, dann wollen wir zu Bett gehen," sagte er. „Du mußt heute in meinem Bett hier schlafen; ich lege mich auf ein altes Sofa im Hinterzimmer. Am Montag kaufe ich einige Möbel, dann kannst du das Zimmer für dich einrichten. Müde, nicht wahr?" Seine Stimmung besserte sich sichtlich, seit er zu Hause war, während die des armen Kindes trüber und trüber wurde angesichts der Aussichten, die sich ihm eröffneten. „Nein — das heißt, nicht sehr," antwortete Grace. „Aber es scheint sehr lang seit heute früh." — „Gestern früh, willst du sagen. Ja, es war ein langer Tag. Macht nichts — heut ist Sonntag und wir brauchen nicht vor 10 oder 11 aufzustehen."

„Gehst du nicht in die Kirche, Onkel?"

„Manchmal am Nachmittag oder Abend. O, es giebt hier Kirchen genug; sie stehen so dick wie Pilze und nützen ungefähr gerade so viel. Magst du nicht essen?"

Das Mahl war nicht einladend; trotzdem gewann es Grace über sich, ein paar Bissen zu genießen, da sie sich wirklich schwach und elend fühlte. Es fiel dem Geizhalse nicht ein, ihr zum Willkommen ein Feuer anzuzünden und ihr eine Tasse Thee zu machen. Er war selbst auch kalt und hungrig genug, aber er hatte sich längst an dergleichen Entbehrungen gewöhnt und ertrug sie mit anscheinender Zufriedenheit.

Als sie gegessen hatten, entnahm er einer großen Kiste eine alte wollene Decke und ein Kissen, empfahl Grace schnell zu Bett zu gehen und das Licht nicht zu lange brennen zu lassen, und entfernte sich dann, ohne selbst ein Licht mitzunehmen. Als Grace seine Tritte auf dem langen Gange verhallen hörte, kam eine große Angst über sie. Es war alles so kalt, so fremd und sonderbar um sie. Eine Zeitlang wagte sie nicht einmal sich zu bewegen, endlich aber erhob sie sich und trat an eines der Fenster, um von dort aus vielleicht etwas Freundliches, Tröstliches zu sehen. Aber die Fenster gingen nach der Straße und hatten starke Eisengitter gerade wie ein Gefängnis. Die lebhafte Einbildungskraft des unglücklichen Kindes war überreizt, und tausend unbekannte Schrecken stiegen vor ihr auf. Hätten die Fenster ihr einen Aufblick zu den mitleidigen Sternen gestattet, sie wäre sich weniger verlassen und verloren vorgekommen. Ein durchdringendes Kältegefühl veranlaßte sie endlich, das Licht zu ergreifen und sich dem Bette zu nähern. Wenn der Maler und sein Kind auch immer arm gewesen waren, so hatten sie doch stets auf Reinlichkeit in allem, was sie umgab, gehalten. Als Grace die Decke des Bettes zurückschlug und das trübe schmutzige Aussehen seiner Bezüge bemerkte, deckte sie das Bett rasch wieder zu. Zuletzt legte sie sich angekleidet darauf, nachdem sie sich ein reines Taschentuch unter den Kopf gebreitet hatte, und erschöpft, wie sie war, fiel sie endlich in einen festen, traumlosen Schlaf, der ihr für mehrere Stunden Vergessenheit ihrer traurigen Lage brachte.

Viertes Kapitel.

Ein Lichtstrahl.

Es war ein trauriger Sonntag. Wieder regnete es, und der Nebel war so dicht, daß es in Graces neuem Heim den ganzen Tag nicht recht hell wurde. Ihr Onkel ging nicht aus, sondern schlummerte in der Kaminecke, wenn er nicht mit der Bereitung der spärlichen Mahlzeiten beschäftigt war. Am Sonntag besorgte Abel Graham seinen Haushalt selbst und freute sich, dafür Frau Macintyres kargen Lohn noch etwas verringern zu können. Grace half ihm gern, schon um die Zeit ein wenig schneller vergehen zu machen. Von seinem Winkel aus beobachtete der alte Mann höchst befriedigt, wie die schlanke Gestalt sich geschäftig hin und her bewegte. Er sah mit Freuden, wie ihre fleißigen Hände sich bemühten, Ordnung aus dem Chaos entstehen zu lassen, während ihre jugendliche Erscheinung den öden Raum lieblich belebte. Morgen gleich wollte er Frau Macintyre entlassen. Ja, er hatte klug gehandelt und hatte nun obendrein doch stets ein lebendes Wesen um sich, mit dem er sich unterhalten konnte, wenn er dazu aufgelegt war. „'s ist durchaus nicht so schlimm hier, meine Liebe," bemerkte er heiter. „Hinten im Hofe ist ein Baum und ein kleiner Rasenplatz. Wenn du willst, kannst du im Frühling für einen Penny Samen kaufen und dir ein paar Blumen ziehen."

Das war von seiner Seite eine großartige Erlaubnis. Grace empfand dankbar das freundliche Gefühl, dem sie entsprang. „Ein einziger Baum, ganz allein für sich! Wie einsam muß es ihm sein!"

Ihr Onkel sah sie verwundert an.

„Ein sonderbarer Gedanke! Wer hat je gehört, daß ein Baum sich einsam fühlt? Du hast kuriose Gedanken im Kopfe, aber hier wirst du bei niemand Sinn dafür finden. Glasgow ist durch und durch Geschäftsstadt — für anderes hat man hier nicht Zeit." Grace nickte ernsthaft. „Papa sagte mir das schon. Ist es sehr weit von hier nach Ayrshire, Onkel?"

Der alte Mann fuhr auf. „Nach Ayrshire? Warum fragst du? Wie kommst du auf diesen Einfall?"

„Papa sprach so oft davon. Er erzählte mir immer von dem schönen Dorfe, wo ihr geboren wurdet. Es that ihm so leid, daß ich den Namen nicht recht aussprechen konnte, — Mauchline "

Wieder durchbebte es das alte Herz des Mannes seltsam, als das junge Mädchen mit seinem hübschen englischen Accent den altgewohnten schottischen Namen aussprach. „Nein, du sagst es nicht richtig. Aber es wundert mich, daß er so viel davon sprach. Wir waren dort übel genug daran — arme Hirtenbuben."

„Aber es war doch ein schönes Leben — Papa sagte es immer — auf den Wiesen und in den Wäldern, wenn die Vögel sangen, gerade so wie Burns sie gehört. Es ist mir, als kennte ich dort jeden Schritt, all die Felder von Moßgiel und alle Bäume im Wald von Ballochmyle. Kurz ehe Papa starb, versuchte er zu singen — o es that so weh, seine liebe zitternde Stimme zu hören — und es war „Die liebe Maid von Ballochmyle." Wenn es nicht sehr weit ist, und wenn du einmal Zeit hast, Onkel, könnten wir nicht einmal hingehen, um Mauchline und Moßgiel und Ballochmyle zu sehen?"

Sie blickte den alten Mann treuherzig und ohne alle Scheu an, während sie ihre Bitte aussprach, und ihr Mut gefiel ihm. „Wir wollen sehen. Vielleicht geht's während der Messe, wenn die Fahrpreise ermäßigt sind. Aber nur dir zu Gefallen; ich hab kein Verlangen, das alte Nest je wieder zu sehen."

„O, ist das nicht sehr sonderbar, Onkel, daß du so anders darüber denkst wie Papa? Er hing so sehr an seiner Heimat und sagte oft, wenn wir reich wären, würden wir zusammen nach Schottland gehen."

„Und doch litt es ihn nicht hier. Wäre er in Glasgow geblieben und hätte sich dem Geschäft gewidmet, so hätte er ein reicher Mann werden können," antwortete Herr Graham unvorsichtig.

„Du bist hier geblieben und bist auch nicht reich geworden," sagte Grace rasch, und ich meine, Papa war besser daran als du, weil er immer auf dem Lande sein konnte und nicht hier leben mußte."

Diese unverhohlene Geringschätzung ihrer neuen Umgebung ärgerte den alten Mann; er gab ihr eine spitzige Antwort und erhob sich bald darauf, um in sein Magazin zu gehen. —

Am andern Morgen mußte Grace schon vor 6 Uhr aufstehen und unter ihres Onkels Anleitung Feuer anmachen, wobei er ihr umständlich auseinandersetzte, wie dieses Geschäft auf die sparsamste Weise zu besorgen sei. Sie war eine geduldige und gelehrige Schülerin. Als sie dann die Asche vor dem Herde zusammenkehrte, hörte sie Tritte im Flur und war verwundert, eine weibliche Stimme in überraschtem Tone rufen zu hören: „Du meine große Güte, wen hat er denn da?!" Diese Worte, im breitesten schottischen Dialekt und noch dazu mit dem unschönen Glasgower Accent ausgesprochen, berührten das Ohr des Mädchens wie eine fremde Sprache. Sie hielt in ihrer Beschäftigung inne und sah fast bestürzt auf die kleine, dicke Frau, welche, die bloßen roten Arme in die Seite gestemmt, unter der Thüre stand, ein breites Grinsen auf dem unschönen, doch wohlwollenden Gesicht.

„Bitte, was sagten Sie?" fragte Grace höflich, und der Ausdruck des Erstaunens in dem Gesichte der Schottin wuchs noch. „Sie sind wohl senie Nichte, seines Bruders Mädchen, nicht wahr? Und werden Sie bei ihm bleiben? Wenn das ist, so helfe Ihnen Gott, der Allmächtige!"

Grace schüttelte den Kopf; sie hatte noch kein Wort verstanden. In diesem Augenblick kam Herr Graham den Gang entlang geeilt, und Frau Macintyre wandte sich mit einem Knickse zu ihm. „Ich habe zu der jungen Dame gesprochen, aber sie scheint mich nicht zu verstehen. Ich sehe, meine Arbeit ist gethan; da brauche ich wohl künftig nicht mehr herzukommen?"

„Nein; meine Nichte kann das bißchen Arbeit besorgen, so brauchen Sie sich nicht weiter zu bemühen, Frau Macintyre, und ich danke Ihnen recht schön," sagte der alte Mann, zu dessen Politik es gehörte, stets höflich zu sein.

„Sie sind mir 1 Pfund und 9 Schilling schuldig, 'raus damit," war die Antwort, mit der die Frau ihm die schwielige Hand hinhielt. Zögernd zählte er die verlangten Geldstücke hinein. „Ihres Bruders Tochter?" fragte Frau Macintyre, mit dem Daumen nach Grace hinweisend. „Geben Sie ihr ordentlich zu essen; bedenken Sie, daß so ein junges Ding immer Hunger hat. Armes Kind, armes Kind!"

Herr Graham war froh, als er sie glücklich aus dem Hause hatte, aber sie wartete auf der Straße nur so lange, bis sie ihn an einem Fenster des oberen Stockwerkes erblickte. Dann stürzte sie sofort wieder in die Küche, faßte die erstaunte Grace an der Schulter und sagte:

„Wenn Sie einmal nicht satt zu essen haben — und das wird leider Gottes oft genug vorkommen — so laufen Sie zu mir, mein Töchterlein — Nr. 3 in der Wyndgasse, die 2. Thür, 3 Treppen hoch, und achten Sie nicht auf ihn, den alten Geizkragen!"

So schnell sie gekommen, so schnell war sie auch wieder weg. Grace hatte ihre Worte nur halb verstanden, hatte aber deutlich genug das liebevolle, ja zärtliche Gefühl erkannt, dem sie entsprangen und vergaß sie nie.

Als das Wasser kochte, kam der alte Mann herunter, um die Bereitung der Morgensuppe zu überwachen. Als sie fertig war, wurden drei Portionen davon auf Tellern angerichtet, dann ein ganz klein wenig Thee in einer kleinen brauneu Kanne angebrüht, und das Frühstück war fertig. Nun trat Abel Graham auf den Flur hinaus und rief mit lauter Stimme seinem jungen Gehilfen. Grace war sich eines Gefühles lebhafter Neugierde bewußt, während sie auf das Kommen desselben wartete, und als er eintrat, war sie sehr enttäuscht, einen ganz gewöhnlichen Straßenjungen, wie sie meinte, zu erblicken, der, obwohl nicht sehr groß, doch für seine Kleider zu groß war. Seine kurzen Hosen ließen nur zu viel von den über und über geflickten Stiefeln sehen, die unverhältnismäßig groß waren. Er trug keinen Kragen, nur ein altes baumwollenes

Tuch um den Hals, und aus den kurzen Ärmeln seiner abgetragenen Jacke kamen ein Paar rote, knochige, scheinbar ungeheuerlich lange Hände zum Vorschein. Als aber Grace ihm ins Gesicht blickte und die Augen sah, die unter dem dichten Gelock seiner braunen Haare hervorleuchteten, vergaß sie alles andere und fühlte sich ihm freundlich gesinnt, ehe er noch ein Wort gesprochen hatte.

„Das ist Walter Hepburn — meine Nichte Grace. Ich hoffe, ihr vertragt euch gut, denn ich mag hier keinen Zank und Streit haben.“ Mit diesen Worten machte der alte Mann die beiden miteinander bekannt. Dann fing er ohne eine Wort der Danksagung an, seine Suppe zu essen, nachdem er vorher die blaue Milch sorgfältig in drei gleiche Teile geteilt hatte. Die beiden jungen Leute begrüßten sich mit einem ernsthaften Kopfnicken und fingen gleichfalls an zu essen. Grace, die instinktmäßig die Nähe einer verwandten Seele fühlte, konnte kaum das Lachen unterdrücken, und Walter Hepburn antwortete ihr mit einem verständnisvollen, lustigen Augenzwinkern, das sie anmutete wie heller Sonnenschein. Übrigens war sie weit davon entfernt, ihn zu bewundern; sie nahm sich vielmehr im Stillen vor, bei näherer Bekanntschaft zu versuchen, ihm bessere Manieren beizubringen. Er saß z. B. weit ab vom Tisch und lehnte sich vornüber, bis sein Kopf fast in gleicher Linie mit seinem Teller war. Auch machte er einen schrecklichen Lärm beim Essen, was Grace sehr unangenehm berührte — ihre eigene feine Gewöhnung und Art machten es ihr nicht leicht, sich in die so ganz andere Weise ihrer Tischgenossen zu finden.

Als das stille Mahl vorüber war, zog sich der alte Mann in sein Magazin zurück und die Kinder blieben einige Zeit allein. Die brachte sie jedoch nicht in Verlegenheit, wie man hätte denken sollen. Es war merkwürdig, vom ersten Augenblick an fühlte sich eines dem andern gegenüber wie zu Hause. Walter sprach zuerst. Er lehnte am Kaminsims und sah nachdenklich zu, wie Grace den Tisch abräumte. „Glauben Sie, daß Sie gern hier sein werden, Fräulein?“ Er sprach in leidlichem Englisch, doch mit starkem schottischem Accent. „Nein. Wie könnte ich das,“ war Graces freimütige Antwort. „Aber ich weiß ja sonst nicht wohin und sollte deshalb dankbar sein.“

„Hm.“ Er steckte die Hände in seine winzigen Taschen und sah sie ernst und forschend an: „Sind Sie immer dankbar, wenn Sie es sein sollten?“ fragte er.

„Ich fürchte, nicht,“ antwortete Grace mit leichtem Kopfschütteln. „Sie sind nur die Woche über hier und gehen Samstags nach Hause, nicht wahr?“

„Ja und ich kann sagen, ich bin immer dankbar, wenn's wieder Montag ist.“

Verwundert sah ihn Grace an. „Froh, wenn's wieder Montag ist und Sie wieder herkommen können? Wie sonderbar! Haben Sie einen Vater und eine Mutter?“

„Ja, leider!“

Wieder sah ihn Grace an, diesmal mit starker Mißbilligung. „Ich verstehe Sie nicht, es ist schrecklich, wie Sie reden.“

„So? Wenn Sie an meiner Stelle wären, würden Sie es wohl verstehen. Ich wollte, ich wäre eine Waise. Wenn ein Mann keine Eltern hat, kann er vorwärts kommen, aber nicht, wenn er solche Eltern hat wie ich.“

„Sind sie — sind sie gottlos?“ fragte Grace zögernd.

Der Junge antwortete mit einem kurzen, bittern Auflachen. „Nun, vielleicht nicht geradezu. Sie trinken nur und streiten, und trinken wieder, sobald sie ein paar Pfennige haben. Samstag und Sonntag sind ihre Haupttage, weil Samstag der Zahltag ist. Aber ich hab's immer noch besser als Liß, die immer daheim sein muß?“

„Ist Liß Ihre Schwester?“

„Ja. Sie ist nicht übel, wenn sie nur in anderen Händen wäre, würde wohl was aus ihr werden, aber so nicht. Und wenn ich einmal so weit sein werde, für sie zu sorgen, ist's vielleicht schon zu spät.“

Grace verstand ihn nicht ganz, vermied aber, ihn weiter zu fragen. Was sie gehört, machte sie sehr nachdenklich.

„Er ist ein komischer, alter Kauz, der Herr, nicht wahr?“ sagte Walter, mit dem Daumen nach der Thüre weisend. „Die Leute sagen, er sei sehr reich; aber er führt ein elendes Leben — ich möchte keinen Augenblick mit ihm tauschen.“

„Das glaube ich,“ antwortete Grace, indem sie lächelnd in sein hübsches, offenes Gesicht sah.

„So? — Sagen Sie mir, warum Sie das glauben. Manchmal ist mir zu Mute, als sei niemand auf der Welt elender dran wie ich.“

„Oh, Sie sind so jung und sind ein Mann — oder werden es doch bald sein. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, wollte ich nie traurig sein und mich vor nichts fürchten.“

„Nun, vielleicht sollte ich wirklich dankbar sein, daß ich kein Mädchen bin; daran hab' ich noch nie gedacht. Die Frauen haben's meist schlechter als wir — 's ist wahr, und Sie thun mir leid.“

„Danke,“ sagte Grace und die jungen vereinsamten Herzen empfanden beide die Wohlthat gegenseitigen Verstehens.

„Ich bekomme fünf Shilling die Woche und die Kost,“ begann Walter wieder. „Aber sie nehmen mir alles ab zu Haus, und ich möchte doch für mein Leben gern in die Abendschule gehen. Glauben Sie, daß ich nur mit Mühe Wörter von 3—4 Buchstaben lesen kann?“

„O, wie schrecklich! Ich kann lesen; ich will Sie's lehren,“ rief Grace eifrig. „Vielleicht genügt das, bis Sie in die Schule gehen können.“

„Wirklich?! Wollen Sie?“

Das Gesicht des Jungen strahlte. Er war sich seiner Gaben bewußt und glaubte, daß er etwas würde leisten können, wenn die ersten Hindernisse aus dem Wege geräumt wären. Etwas von seiner Freude teilte sich Grace mit — ihre Wangen röteten sich und ihre Augen leuchteten.

Fünftes Kapitel.

Liß.*)

Abel Grahams Geschäft war trotz seiner anscheinenden Unbedeutendheit das eines Großhändlers. Die meisten von den Inhabern der kleinen Kramläden in der Nachbarschaft waren seine Kunden, da er gerne eine Zeit lang borgte. Es gehörte dies zur Geschäftspolitik des alten Geizhalses. Waren die Unglücklichen nur erst in einem gewissen Grade seine Schuldner, so waren sie selten mehr im stande, sich frei zu machen, sondern fuhren fort, hohe Preise und noch höhere Zinsen zu zahlen. Ein Vorwärtskommen in ihrem eigenen kleinen Geschäfte war dabei natürlich ausgeschlossen. Herr Graham lieh auch viel Geld aus und sein Einkommen daher hätte allein genügt, ihm und seiner Nichte ein behagliches Dasein zu verschaffen, wenn er es gewollt hätte. Aber sein Herz hing so sehr am Gelde, daß es ihm fast physischen Schmerz verursachte sich davon zu trennen, und es kam ihm nicht in den Sinn, um des Mädchens willen seine Lebensweise zu ändern. — Schneller und leichter, als man hätte denken sollen, fand sich Grace in ihren neuen Verhältnissen zurecht, ja sie nahm ihr kümmerliches Los mit einem beneidenswerten Gleichmute hin und verstand es, eine reine, sonnige Atmosphäre um sich zu verbreiten, welche ihre beiden Hausgenossen aufs Wohlthuendste berührte. Man kann sich denken, daß jeder von ihnen die glückliche Veränderung, welche um sie her vorging, von einem anderen Standpunkte aus ansah. Der alte Mann freute sich der Behaglichkeit und Reinlichkeit, welche die fleißigen Hände des jungen Mädchens in der ärmlichen Behausung schufen. Der Jüngling sah ihrem Walten mit großen bewundernden Augen zu. Mehr als einmal that sich ihm dabei ein Blick auf in ihre edle Seele, und er wußte, diese atmete in einer höheren, reineren Luft als die, welche sie hier umgab. —

*) Liß statt Liz von Lizzie im Engl.

Grace ging häufig aus, durchwanderte furchtlos immer aufs neue die Straßen — sie wußte noch nicht, daß es auch in dieser großen Stadt voll Lärm und Rauch stille Ruheplätze giebt, wo Gottes grüne Bäume stehen und seine Blumen blühen und dem empfänglichen Herzen eine Botschaft ewiger Verheißung vermitteln. Grace hätte solche Botschaft verstanden, denn sie war frühe gelehrt worden, darauf zu achten, aber leider glaubte sie bis jetzt, es gebe nur Straßen in Glasgow, graue, steingepflasterte Straßen. Und das Leben in diesen Straßen! Oft wurde ihr das Herz schwer vor Mitleid, wenn sie die vielen bleichen Gesichter mit den traurigen Augen sah, wenn sie so vielen müden, verkommenen Gestalten begegnete, denen man es ansah, daß ihnen alle Lebensfreude und Hoffnung verloren gegangen war und mit ihnen auch die Selbstachtung. Still und unbemerkt, einem trauernden Engel gleich, wandelte das Mädchen dahin. Manchesmal sah sie auf zum Himmel, den selbst die höchsten Mauern und Dächer nicht ganz ausschließen konnten und fragte sich, wie doch Gott, der die Liebe ist, dies Elend mit ansehen könne. Ihr Gemüt wurde von Zweifeln gequält, die sie bis in ihre Träume verfolgten. Zunächst sprach sie mit niemand von diesen Dingen, bald aber wurde es ihr und Walter zur Gewohnheit, die ernstesten Fragen menschlichen Daseins miteinander zu besprechen.

Herr Graham hatte nichts gegen die abendlichen Lesestunden einzuwenden, nur verlangte er, daß dabei nicht unnötig Lichter verbrannt würden. Er gestattete nur ein einziges für die große Küche. Abend für Abend war dort nach dem Thee dasselbe Bild zu sehen: der alte Mann im Lehnstuhl am Kamin schlummernd und die beiden jungen Geschöpfe an dem kleinen Tische eifrig mit Büchern und Schiefertafeln beschäftigt, während das unstete Licht der einsamen Kerze flackernd ihre ernsthaften Gesichter beleuchtete. Wie oft sahen die beiden — später darauf zurück und sprachen davon mit einem Lächeln, dem die Thränen nicht ferne waren. Der Umgang mit Walter war das einzige, was Grace ihr jetziges Leben einigermaßen erträglich machte; hätte seine Gegenwart sie nicht erheitert, sie hätte erliegen müssen unter der Last dieses Lebens, für das sie so gar nicht geeignet war. Sie trösteten sich gegenseitig und erhielten in einander den Glauben an Gott und Menschen warm und lebendig.

Nach einiger Zeit schien Walter noch weniger gern als sonst zu den Seinen nach Hause zu gehen. Ohne daß er sich darüber äußerte, bemerkte Grace, wie sich seine Miene regelmäßig gegen Ende der Woche verdüsterte. Er that ihr sehr leid, aber sie fühlte instinktmäßig, daß ihn ein Kummer drückte, an den sie nicht rühren durfte. Sie hatte gelernt, daß es Dinge giebt, die mehr zu fürchten sind als der Tod, der ja oft der größte Freund und Wohlthäter der Menschen ist. Eines Montag Morgens aber war Walter gegen seine Gewohnheit so niedergeschlagen, daß Grace sich nicht enthalten konnte, ihn um die Ursache zu fragen.

„'s ist Lizzies wegen," sagte er. „Sie ist krank und hat niemand, der sie pflegt. Wenn ich nur wüßte, was ich machen sollte."

Graces Teilnahme war sofort rege. „Was fehlt ihr? Haben Sie den Doktor geholt?"

„Ja; es ist Lungenentzündung. Ich glaube, sie ist abends viel draußen gewesen, wie es so naß war; da wird sie sich's geholt haben."

„Es thut mir sehr leid. Vielleicht könnte ich etwas für sie thun. Mein Vater war oft krank; er war nicht sehr kräftig und erkältete sich oft furchtbar, wenn er draußen malte. Ich habe immer gewußt, was ihm gut that. Wenn Sie wollen, will ich zu ihr gehen."

Das Gesicht des jungen Menschen wurde dunkelrot. Sorge um seine Schwester, die er wirklich liebte, und das Widerstreben, Grace sein Heim sehen zu lassen, stritten sich in ihm, aber die erstere siegte. „Wenn es Ihnen nicht recht unangenehm wäre," antwortete er, aber Grace schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Gar nicht; ich gehe so gerne. Sagen Sie mir, welchen Weg ich gehen muß, dann will ich mich gleich nach Tisch aufmachen, ehe es dunkel wird. Onkel hat's nicht gern, wenn ich am Abend draußen bin."

„Es ist sehr weit von hier und Sie werden einmal umsteigen müssen.“

„Ich kenne den Wagen der Bridgetoner Linie; aber kann ich nicht zu Fuß gehen?“

„Nein; bitte, nehmen Sie diese Pence. Wenn Sie zu meiner Schwester gehen, müssen Sie mich die Fahrt bezahlen lassen. Bitte, nehmen Sie — Sie thun mir einen Gefallen.“

Grace nahm die Kupfermünzen und steckte sie in die Tasche. Wußte sie auch, daß sie von dem Häuflein genommen waren, das er zum Ankauf eines langgewünschten Buches gesammelt, so wußte sie doch nicht minder, daß sie ihm mit der Annahme ein seltenes Vergnügen bereitete. Und wirklich, kein Unterthan war je stolzer auf die Annahme eines Geschenkes von seiten seines Herrschers, als Walter Hepburn an jenem Tage in dem Bewußtsein, daß Grace auf seine Kosten sicher und behaglich durch die nassen Straßen fahren würde. Am Nachmittag also schlüpfte sie in ihren warmen Mantel und verließ, von Walters besten Wünschen geleitet, das Haus. Der Mantel war ein Geschenk ihres Oheims und umhüllte ihre ganze Gestalt. Hätte Grace gewußt, woher er stammte und wer ihn vor ihr getragen, sie hätte wenig Freude daran gehabt; aber wenn ihr auch gesagt worden wäre, daß er ein uneingelöstes Pfandstück war, sie hätte nicht gewußt, was das sei.

Die Luft war kalt und der Himmel mit Wolken bedeckt, doch regnete es nicht. Weihnachten war nahe und die Läden voll festlicher Herrlichkeiten. Nachdem Grace den zweiten Wagen verlassen, mußte sie öfter fragen, bis sie die Straße erreichte, wo die Hepburns wohnten. Sie war nicht so schmutzig wie die unmittelbare Umgebung ihres eigenen Heims, aber unbeschreiblich öde, eine jener engen, langen Gassen, deren hohe Häuser in lauter schmale Abteilungen geteilt sind, gleichsam kleinere Häuser für sich, welche von den der ärmeren Arbeiterklasse angehörenden Bewohnern teilweise wieder an noch Ärmere vermietet werden. Es war eine von den Straßen, deren Überfüllung den Behörden schon zu ernsten Erwägungen Anlaß gegeben hatte.

Ein scharfer Wind fuhr Grace entgegen, als sie in die Straße einbog. Es war kein sehr freundlicher Willkomm, und sie blickte mitleidig auf die spärlich bekleideten Kinder, die auf dem Pflaster und auf den Steintreppen vor den Thüren spielten, wenn auch ihre blaugefrorenen Finger und ihre mageren Gesichtlein ihrem Vergnügen keinen Eintrag zu thun schienen. Vor der Thüre des Hauses, das Grace suchte, war eine kleine Schar von Knaben und Mädchen eben in das interessante Spiel „Die Räuber gehen vorbei, vorbei“ vertieft und Grace blieb stehen und beobachtete sie mit liebevollem Interesse, indem sie sich bemühte, die Worte und den Gang des Spieles zu verstehen. Ein derber Fluch, den die Lippen eines kleinen Knaben mit großer Geläufigkeit aussprachen, brach den Zauber. Entsetzt wandte sich Grace ab, trat in das Haus und eilte die schmutzige Treppe hinauf, von üblen Gerüchen aller Art empfangen. Die Stufen erschienen ihr endlos, aber sie bemerkte mit Befriedigung, daß es heller wurde, je höher sie stieg, bis sie endlich das oberste Stockwerk erreichte, wo das volle Tageslicht eine ganze Reihe von Thüren sehen ließ, deren jede den Eingang zu einer besonderen Wohnung bildete. Überlegend stand das junge Mädchen einen Augenblick still, dann, sich an Walters Anweisung erinnernd, klopfte sie an die mittlere der Thüren. Sofort wurde diese von einem jungen Frauenzimmer geöffnet, das ein verschossenes schwarzes Kleid und eine große karrierte Schürze trug, während sie ein kleines Tuch so eng um den Kopf gesteckt hatte, daß ihr kleines, schmales Gesicht noch kleiner und schmäler aussehen ließ. Es war ein auffallend bleiches Gesicht mit weißen Lippen und blauumränderten Augen — Grace dachte, sie müsse sehr krank sein.

„Was ist gefällig?“ lautete die kurze, kühle Frage, während welcher die Thür nur etwa 3 Zoll weit offen gehalten wurde.

„Wohnt hier Frau Hepburn?“ fragte Grace, die befürchtete, falsch gegangen zu sein.

„Ja, sie ist aber nicht daheim. Kommen Sie morgen wieder. He, Liß, ist deine Mutter morgen wieder da?“

„Ja; frag' sie, was sie will," ließ sich eine etwas heisere Stimme aus dem Innern vernehmen, deren Inhaberin von einem überaus heftigen Hustenanfall am Weiterreden verhindert wurde.

„O, ist das Walters kranke Schwester?" fragte Grace eifrig. „Bitte, fragen Sie sie, ob ich hinein darf. Sagen Sie, ich sei aus der Colquhounstraße gekommen, um sie zu besuchen. Ich heiße Grace Graham."

Das Mädchen verschwand hinter der Thüre. Es erfolgte eine im Flüstertone geführte Unterredung, ein Geräusch, wie wenn rasch dies und das in Ordnung gebracht würde, und Grace durfte eintreten. Durch einen kleinen engen Gang gelangte sie in die Küche, wo die beiden Mädchen sich befanden. Hier war es leidlich sauber und warm, die Luft dagegen dumpf und ungesund. Außer den notwendigen Küchengerätschaften hatte das Gemach zwei Betten, jedes in einer Ecke stehend, die den Raum ziemlich beengten. Auf einem derselben ruhte, halb sitzend, halb liegend Liß, Walters Schwester, mit einer wollenen Decke um die Schultern, ein Exemplar des Familienblattes in der Hand, das sie an der Stelle geöffnet hielt, wo auf einem in glühenden Farben gemalten Bilde eine junge Dame von unmöglicher Figur von einem Jüngling mit ungeheuerlichen Proportionen einem wild daherstürmenden Pferde entrissen wird.

Etwas zögernd war Grace eingetreten — das Mädchen mit dem blassen, mürrischen Gesicht hatte sie erschreckt; als sie aber Liß erblickte, ging ein helles Lächeln über ihre Züge und sie trat mit raschen Schritten auf sie zu. „Wie geht es Ihnen? Es thut mir so leid, daß Sie krank sind. Walter meinte, ich dürfte kommen und Sie besuchen. Ich hoffe, Sie werden bald wieder besser sein."

Liß nahm die dargebotene Hand und heftete ihre hellen blauen Augen auf das liebliche Gesicht des Mädchens. Grace fühlte das Forschende ihres Blickes, aber sie wich ihm nicht aus. Sie war überrascht von Lizzies Äußerem. Sie glich ganz und gar nicht dem Bilde, das sie sich von Walters Schwester gemacht hatte. Die Geschwister waren sich so unähnlich wie möglich. Viele würden Lizzie Hepburn schön genannt haben; sie war es auch in ihrer Art; sie hatte regelmäßige hübsche Züge, einen wohlgebildeten, wenn auch nicht gerade feinen Mund, leuchtende blaue Augen und eine Fülle rötlichbraunen Haares, das ihre ungewöhnlich zarte Hautfarbe doppelt hervortreten ließ. Grace fühlte sich zu ihr hingezogen, obwohl sie etwas Leidenschaftliches, ja Wildes in den Tiefen ihrer Augen zu bemerken glaubte. Die Kranke schien von ihrer Prüfung befriedigt; sie legte das Blatt, in dem sie gelesen, aus der Hand und nickte wiederholt mit dem Kopfe. „Bring ihr einen Stuhl, Tine, und rücke die Theekanne ans Feuer," sagte sie, bereit ihrem Gaste so viel Ehre zu erweisen als sie vermochte.

Sechstes Kapitel.

Bilder aus dem Leben.

Grace setzte sich und jetzt erst wurde sie sich bewußt, daß sie etwas in der Hand hielt. Es war ein kleiner Blumentopf mit einer Handvoll römischer Hyazinthen und ein wenig Farnkraut darin — ihr einziger Schatz, den sie sich eines Morgens auf dem Markte gekauft hatte — aber was hätte sie Liß sonst bringen können? „Mögen Sie dies? Es ist hübsch, nicht wahr? Ich liebe es sehr, aber ich habe es Ihnen mitgebracht. Wenn mein Vater krank war, freute er sich immer, wenn ich ihm Blumen brachte."

Liz begnügte sich damit, aufs neue mit dem Kopfe zu nicken, während um Tines Lippen ein schwaches, wehmütiges Lächeln spielte. Sie hatte das Feuer geschürt und den alten braunen Theetopf an die Kohlen gerückt und setzte sich nun wieder an ihre Arbeit. In dem Theetopfe befand sich ein schwarzes Gebräu, von dem die beiden Mädchen in bestimmten Zwischenräumen genossen; manchmal gab es dazu ein Stück Brot — selten etwas anderes. War es da ein Wunder, daß Tines Gesicht so aschfarben aussah?

Ein verlegenes Schweigen war Graces letzten Worten gefolgt. Liß spielte mit der abgenützten Kante der Bettdecke; Tine nähte eifrig an einer Jacke von sehr grobem Stoff. Ein ganzer Stoß eben solcher lag auf dem freien Bett, und Grace dachte im Stillen, ob Tine die wohl alle allein fertig machen müsse. Sie fühlte sich nicht besonders zu der melancholischen Näherin hingezogen, um deren Lippen ein kalter, harter Zug lag. „Haben Sie gelesen, ehe ich kam?" fragte Grace endlich die Kranke. „Ich fürchte, ich habe Sie gestört."

„Ja, ich habe Tine „Lord Bellews Braut" vorgelesen oder „der Fluch des Klosters Mountford." Herrlich, nicht wahr, Tine?" sagte Liß ganz begeistert. „Wir kaufen es uns jede Woche zusammen. Ich will's Ihnen leihen, wenn Sie's lesen wollen; es kommt jeden Mittwoch; Wat könnte es Ihnen jeden Montag bringen."

„Danke vielmals;" erwiderte Grace; „ich habe nicht viel Zeit; es giebt so viel im Hause zu thun."

„So? Ja freilich, Wat hat mir von Ihnen erzählt, und doch sehen Sie nicht aus, als ob Sie irgend was anfassen könnten. Ein rechter Geizkragen ist er, Ihr Onkel; ich möchte ihn schütteln." Sie sah ganz danach aus, als ob sie im stande wäre, ihre Drohung wahr zu machen. Grace erschrak vor dem wilden Blick ihrer Augen und zog sich unwillkürlich ein wenig zurück. „Sie sind viel zu sanft und gut für ihn," fuhr Liß fort. „Die Art braucht jemand, der sich nicht so leicht unterkriegen läßt. Wenn er mein Onkel wäre und so viel Geld hätte, wie die Leute sagen, ich würde in Sammt und Seide gehen, grad ihm zum Trotz. Die Rechnungen ließe ich ihm zuschicken, und er müßte sie bezahlen." Grace verstand sie nicht ganz, aber sie merkte, daß Liß ihren alten Onkel aufs schärfste verurteilte.

„O ich glaube nicht, daß er so reich ist, wie die Leute sagen, und er ist sehr gut gegen mich," erwiderte sie schnell. „Wenn er mich nicht zu sich genommen hätte, weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre."

„Der Thee kocht, Tine. Such doch einmal in meiner Kleidertasche nach einem Penny und lauf hinunter und hol zwei Brezeln."

Die kleine Näherin erhob sich gehorsam, schob den Topf vom Feuer zurück und verschwand.

„Wenn ich Sie wäre," begann Liß, sobald sie allein waren, indem sie sich vorbeugte, um Grace besser ins Gesicht sehen zu können, „ich würde nicht dort bleiben. Sie könnten's viel besser haben, wenn Sie für sich arbeiteten. Wenn Sie wollen, will ich Sie in der Papierfabrik, wo ich arbeite, empfehlen. Ich weiß, der junge Herr würde alles thun, um was ich ihn bitte." Mit einer Gebärde des Stolzes warf sie die üppigen Locken zurück, und ihre Wangen röteten sich dunkler.

„O, Sie sind sehr gütig, aber ich möchte nicht in einer Fabrik arbeiten; ich verstehe gar nichts davon und ich bin ganz vergnügt bei meinem Onkel — so vergnügt, wie ich es ohne Papa überhaupt noch sein kann."

Liß sah sie mit einer Mischung von Geringschätzung und fragender Verwunderung an. „Nun", sagte sie dann, „wenn Sie zufrieden sind, mich geht's ja natürlich nichts an. Ich meine nur, Sie sind nicht recht gescheit. Sie könnten ihre Freiheit haben und ich würde Sie da und dorthin führen, z. B. am Samstag Abend in die Tanzstunde. O, da ist's fein! Und an Fastnacht giebt's einen großen Ball! Ich bekomme ein neues Kleid dazu, weiß Musselin und mit grünen Blättern besetzt, und eine grüne Schärpe dazu. Tine macht mir's. Ich mag drum auch nicht in einen Dienst gehen, wie's meine Mutter immer haben will. Das fehlte mir gerade, mich wie ein Stück Vieh herumjagen zu lassen! Ich will meine Freiheit haben, und wer weiß, vielleicht habe ich später einmal selbst Dienstboten. Lord Bellews Braut in der Geschichte da war nur eines Thorwärters Tochter, und sehen Sie hier, da ist sie, zu Pferde, als Lady Bellew. Jetzt kommt Tine."

Atemlos und keuchend kehrte die kleine Näherin zurück, legte das Backwerk auf den Tisch und schenkte den Thee ein. Grace empfand keinen Hunger, aber sie wies die dargebotene Gastfreundlichkeit nicht zurück, obwohl der Thee wie ein Trank von bittern Kräutern schmeckte. Sie sah mit Entsetzen, wie Tine in gierigen Zügen davon genoß.

Obwohl sie auch wußte, wie der Hunger thut, kannte sie doch nicht jenes peinliche Gefühl körperlicher Erschöpfung, das die Folge angestrengter Arbeit bei fortgesetzter ungenügender Ernährung ist, und welches der Genuß des ungesunden Gebräues für den Augenblick überwindet. Unter seiner Wirkung lösten sich die Zungen, und „Lord Bellews Braut“ wurde nach allen Richtungen durchgesprochen. Grace wunderte sich im Stillen über die Vertrautheit der beiden Mädchen mit Herzogen und Herzoginnen und anderen hochstehenden Persönlichkeiten, von denen sie wie von ihren nächsten Nachbarn sprachen. Trotz ihrer Jugend und Unerfahrenheit erkannte Grace, daß sie schwer unter der traurigen Eintönigkeit ihres Daseins litten und deshalb begierig nach allem griffen, was sie über dieselbe hinaushob, seien es auch nur die eitlen Truggebilde eines ungesunden, unwahren Romans. Es war klar, daß Liß wenigstens ihr gegenwärtiges Los unerträglich fand, und daß sie den Kopf voll phantastischer Ideen und Träume hatte, die eben durch jene Lektüre in ihr geweckt und genährt wurden. Während der ganzen Zeit hatte sich Grace öfter gefragt, wo wohl Lizzies Eltern sein möchten, und als sie sich endlich mit einer Frage danach an sie wandte, brach die kleine Näherin in ein leises Lachen aus, das ihren Wangen einen Hauch von Farbe verlieh, sehr zum Vorteil ihrer ganzen Erscheinung. Auch Liß lachte kurz auf, aber es war kein fröhliches Lachen. „Nein, sie sind nicht daheim; sie sind auf Besuch in der Herzogenstraße,“ sagte sie. Das ernsthafte Kopfnicken, mit dem Grace diese Mitteilung hinnahm, schien die Heiterkeit der beiden noch zu vermehren. „Sie verstehen die Sache nicht,“ fuhr Liß fort, „ich will's Ihnen deutlicher sagen. Meine Eltern sitzen im Gefängnis, weil sie sich geprügelt haben — am Samstag Abend wurden sie festgenommen.“

„O!“ Grace sah so aufrichtig betrübt aus, daß es Liß, vielleicht zum erstenmale, in den Sinn kam, die Sache von einer andern Seite anzusehen als bisher. Sie war oft schon zornig gewesen über ihre Eltern; ihr Stolz hatte sich leidenschaftlich aufgebäumt gegen die Schmach, die sie über sich und ihre Kinder brachten; aber bis jetzt waren ihre Empfindungen durchaus selbstsüchtiger Natur gewesen, und sie hatte nie eine Regung des Mitleids gefühlt für das unglückliche Paar, das so sehr seine Pflicht gegen Gott und gegen einander vergessen hatte. „Sehr schlimm, nicht wahr?“ fuhr Lizzie ernsthaft fort. „Wir sind schon daran gewöhnt und beunruhigen uns nicht allzusehr darüber. Sie kommt übrigens heute abend heim; aber er hat 30 Tage bekommen, und so lang haben wir wenigstens Frieden.“ Voll Verwunderung blickte Grace in Lizzies gleichgiltiges Gesicht und ihr Blick, in welchem zugleich so viel Mitleid und Trauer zu lesen war, brachte Liß ganz aus der Fassung. Sie wandte sich ab und griff wieder nach „Lord Bellews Braut.“

„Werden Sie nicht recht müde bei dieser Arbeit?“ fragte Grace teilnehmend die kleine Näherin, die wieder emsig stichelte. „Müde! Ja. Die Finger thun einem weh.“ Sie hielt inne und streckte eine ihrer magern Hände aus. Grace sah, daß die Spitzen der Finger auffallend dünn und von vielen Nadeln zerstochen waren. „Wie schrecklich!“ rief sie. „Der Stoff ist so hart und steif. Was machen Sie eigentlich?“

„Männerjacken von Segeltuch — Nr. 5, 13 Pence das Dutzend,“ citierte Tine mechanisch, „und den Zwirn müssen Sie selbst dazu geben.“

„Was heißt das?“

„Ich bekomme einen Penny für das Stück und beim Dutzend einen drein.“

„Für 12 von diesen großen Dingern?“

„O, ich mache sie nicht ganz. Die Nähte sind schon mit der Maschine genäht, ehe ich sie bekomme; ich nähe die Ärmel ein, setze die Halsbünde auf und mache die Knopflöcher. Es macht mehr Arbeit, als man meint.“

„Ist das nicht sehr schlecht bezahlt?“

„Vielleicht; aber ich bin froh, daß ich überhaupt Arbeit habe. Für die Fabrikarbeit bin ich nicht kräftig genug und verhungern will ich auch nicht. Es hält doch Leib und Seele zusammen — nicht wahr, Liß?“

„Ja, mehr nicht,“ antwortete diese, ohne von ihrem Romane aufzublicken. „Aber unsere Zeit kommt vielleicht auch noch.“

Grace stand auf — sie durfte nicht länger bleiben. Ihr Herz war schwerer als bei ihrem Kommen. Das Elend der großstädtischen Zustände war ihr hier aufs neue in trauriger Gestalt entgegen getreten. „Ich fürchte, ich muß gehen," sagte sie. „Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit. Darf ich wiederkommen?"

„O, wenn Sie wollen," antwortete Liß leichthin. „Aber Tine werden Sie dann nicht sehen. Sie wohnt weiter unten in der Straße. Meine Mutter kann sie nicht leiden und schließt ihr die Thür vor der Nase zu; da müssen wir uns entschädigen, wenn sie eingesperrt ist." — „O bitte, sprechen Sie nicht so von Ihrer Mutter!" — Liß war wie vom Donner gerührt. „Warum nicht? Ich hab mein Lebtag nichts Gutes von ihr erfahren. Wenn ich ihrem Rate gefolgt wäre, so wäre ich längst eine schlechte Dirne geworden. Ich kann schwarz nicht weiß nennen, wenn sie auch zehn mal meine Mutter ist. Deshalb brauchen Sie nicht so entsetzt auszusehen, und wenn es Ihnen hier nicht gefällt, brauchen Sie ja nicht wieder herzukommen; ich hab' Sie's jedenfalls nicht geheißen."

„O nein, bitte, verzeihen Sie, wenn ich Sie gekränkt habe. Es thut mir so leid, aber ich kann es gar nicht verstehen." — „Seien Sie dankbar, daß Sie's nicht können," erwiderte Liß kurz. „Ich bin nicht sehr höflich gegen Sie gewesen. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind und auch für die Blumen, am meisten aber dafür, daß Sie Wat lesen lehren."

Ihre Züge wurden sanft und weich bei ihren letzten Worten und ihre schönen Augen leuchteten in feuchtem Glanze. Aufs neue fühlte sich Grace zu ihr hingezogen; ohne sich einen Augenblick zu besinnen, beugte sie sich zu ihr nieder und küßte sie auf die Stirne. Es war ihr dies etwas ganz Natürliches — sie war das Kind einer englischen*) Mutter und hatte von ihr gelernt, ihren Gefühlen auch äußerlich Ausdruck zu geben — aber die Wirkung, die sie damit auf Liß hervorbrachte, war höchst eigentümlich. Sie wurde dunkelrot und ihre Augen füllten sich mit Thränen; heftig zog sie die Decke über den Kopf, um das Schluchzen zu ersticken, das von ihren Lippen brach.

Nachdem Grace sich noch von Tine verabschiedet hatte, die sie bis zur Thüre geleitet, glitt sie die morsche Treppe hinunter und trat hinaus auf die schmutzige Straße, wo bereits die Laternen brannten. Voll von neuen, fremdenartigen Eindrücken trat sie den Weg nach Hause an und nur mit Anstrengung gelang es ihr dort, ihre Gedanken auf ihre einfachen Pflichten zu richten. Trotzdem stand das Abendbrot bereit wie gewöhnlich, als ihr Onkel und Walter herunter kamen, und es war nichts Außergewöhnliches an ihr zu bemerken, als daß sie etwas stiller war als sonst.

„Ja, ich habe Ihre Schwester gesehen, Walter," sagte sie, als die beiden jungen Leute Gelegenheit fanden, allein zn sprechen. „Sie sagt, es gehe ihr viel besser und hofft, bald wieder ausgehen zu können."

„Haben Sie sonst noch jemand gesehen?"

„Ja, eine Freundin, Namens Tine — ich habe ihren andern Namen nicht gehört."

„Tine Balfour — ich kenne sie. Und wie hat Ihnen Liß gefallen?"

„Ich habe sie liebgewonnen. Zuerst kam mir ihre Art sonderbar vor, aber sie hat ein warmes Herz. Und sie ist sehr schön."

„Finden Sie das auch?" fragte der Jüngling mit eigentümlicher Bitterkeit; „dann muß es wohl wahr sein."

„Warum sollte es das nicht? Es ist angenehm, schön zu sein, nicht?"

„Für Damen, für Sie z. B., vielleicht, aber nicht für Liß. Für sie wär's besser, wenn sie wie Tine aussähe." Grace fragte nicht, warum.

„Tine thut mir auch leid," sagte sie. „Es muß schrecklich sein, Tag für Tag nichts zu thun, als an diesen dicken groben Jacken zu nähen. Wie gut habe ich's dagegen! — Und sie bekommt so wenig dafür! Es ist eine große Sünde — meinen Sie das nicht auch?"

„O ja, freilich — aber das ist der Lauf der Welt," antwortete Walter mit anscheinender Gleichgiltigkeit. Wenn ich reich wäre und ein großes Geschäft hätte, würde

*) Nicht schottischen — Anm. d. Übers.

ich's gerad so machen — die Leute um wenig Geld so viel wie möglich ausnützen. Das ist ja das Evangelium der Reichen."

Grace legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Ihr Evangelium wird das nicht sein, Walter, das weiß ich gewiß. Wenn Sie einmal ein reicher Mann sind, werden Sie der Welt zeigen, was ein solcher thun kann. Heißt's nicht in der Bibel: „Gesegnet ist der Mann, der sich des Armen erbarmt?" Sie werden es thun, Walter, und ich will Ihnen helfen. Wir werden es nur um so besser können, weil wir selbst so arm gewesen sind."

Lange nachher sollte Grace erfahren, daß ihre aus einem Herzen voll Liebe und Verständnis kommenden Worte von Stund an Wurzel faßten in des Jünglings Seele und einen Mann aus ihm machten, der nach dem Höchsten strebte, was einem Menschen erreichbar ist.

(Fortsetzung folgt.)





Preußisch-Deutsche Geschichte in den Jahren 1858 bis 1871.*)

Von

D. Schnizer, Pfarrer in Altenmünster (Württemberg).

König Wilhelm I. von Preußen traf beim Antritt der Regierung, welche er im Jahre 1858 zunächst als Prinzregent für seinen unheilbar erkrankten Bruder Friedrich Wilhelm IV. übernahm, die preußisch-deutsche Politik in einer schwierigen Lage an. Friedrich Wilhelm IV., dieser geistvolle, wohlmeinende, für Deutschlands Macht und Größe begeisterte, aber völlig unstaatsmännische Regent hatte die brennende Frage des Jahrhunderts, die Einigung Deutschlands, nicht nur nicht zu fördern, sondern vielmehr in ganz unheilvoller Weise zu verwirren gewußt. Was seit Friedrich dem Großen jedem denkenden preußischen Staatsmann völlig klar sein mußte, daß nämlich ein starkes Preußen die Vorbedingung sei für ein starkes, einiges Deutschland, daß dagegen die Interessen Österreichs nicht nach der deutschen, sondern nach der außerdeutschen Seite hin, nicht nach Westen, sondern nach Osten hin gravitieren, daß also Preußen sich möglichst selbstständig gegenüber von Österreich zu stellen habe — dieses A B C aller gesunden auswärtigen Politik Preußens ist Friedrich Wilhelm IV. nie klar geworden. In seinem romantischen Idealismus hielt er fest an einem großdeutschen 70 Millionen Reich mit österreichischer Spitze. Daß Österreich das führende Reich in Deutschland sein müsse, war ihm fast zum Dogma geworden. Daraus ergaben sich die unheilvollsten Mißgriffe seiner Politik. In Österreich wußte man diese Idee des Preußenkönigs sehr gut zur Demütigung Preußens zu benutzen: vor allem galt für den Staatsmann, der seit 1848 in Österreich die Geschäfte leitete, den Fürsten Schwarzenberg, der Grundsatz: Zuerst Preußen erniedrigen, dann es vernichten. Die Abmachungen von Olmütz vom Jahre 1850, das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Österreich und Preußen vom Jahre 1854 bedeuteten den tiefsten Niedergang der preußischen Politik: Preußen verzichtete darin auf jedes selbständige Vorgehen in der deutschen Frage und machte sich vollständig zum Handlanger Österreichs, das seinerseits entschlossen war, in der deutschen Frage nichts zu thun, vielmehr Preußen und die Kleinstaaten nur für sein außerdeutsches Interesse auszunutzen. Eine Wendung zum Besseren nahm diese Politik erst, seit am Frankfurter Bundestag Preußen durch seinen Gesandten Freiherrn von Bismarck-Schönhausen vertreten war. Ihm gelang ein erster Erfolg: während Österreich gern für seine Interessen Preußen und die Kleinstatten in den Krimkrieg hineingezogen hätte, wußte Bismarck, der diesmal ausnahmsweise mit den Kleinstaaten die Mehrheit bildete, vielmehr die Nichteinmischung durchzusetzen und damit den Frieden zu erhalten. Von Jahr zu Jahr stieg unter seiner Amtsführung das Ansehen Preußens im Bundestage.

---

*) Quellen: Oncken, das Zeitalter des Kaisers Wilhelm.
Sybel, Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.
Jaeger O., Geschichte der neuesten Zeit.

Wilhelms I. Regierungsantritt. Die Armeereform.

Am 7. Oktober 1858 übernahm Prinz Wilhelm von Preußen die Regentschaft für seinen Bruder. Er stand dem letzteren vielleicht nach an blendenden Geistesgaben, übertraf ihn aber bei weitem an schlichtem, geradem Verstande, an reinem, redlichem Wollen, an unerschütterlichem Pflichtgefühl und vor allem an staatsmännischer Einsicht. Er berief sofort ein neues Ministerium unter dem Vorsitze des ihm befreundeten Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen. In einer Ansprache an das Staatsministerium verhieß er ein Regiment der Kraft, der Wahrheit und Redlichkeit. Preußen werde überall das Recht zu schützen wissen, bedürfe aber dazu einer starken Armee. Die Politik der Schwäche, die Preußen so lange geführt hatte, war mit seinem Regierungsantritte verlassen; an die Stelle trat die Politik der That. Der Prinzregent hatte sofort Gelegenheit seine selbständige Politik zu bethätigen: vor Beginn des Krieges von 1859 zwischen Österreich einerseits, Frankreich und Sardinien andererseits hatte Österreich das Ansinnen gestellt, Preußen und der deutsche Bund sollten den Krieg gegen Frankreich am Rhein führen, also für Österreichs Herrschaft in Italien und für Österreichs Vorherrschaft im deutschen Bunde sich in einen Krieg stürzen. Der Prinzregent lehnte dies rundweg ab, brachte jedoch, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein, seine Armee auf den Kriegsfuß. Nach dem Abschlusse des Friedens von Villafranca wurde die Armee nicht völlig auf den Friedensfuß zurückgeführt, vielmehr verstärkte Rekruteneinstellungen vorgenommen und damit die Maßregel vorbereitet, mit welcher der Prinzregent eine Politik der Kraft zu führen gedachte: die Reorganisation der Armee.

Diese Armeeorganisation war zwar des Königs eigenstes Werk, aber bei ihrer Durchführung gebührt dem am 5. Dezember 1859 zum Kriegsminister ernannten General von Roon das höchste Lob; tüchtiger Soldat, christlich konservativ gesinnt war er gerade der rechte Mann dazu. Die ganze preußische Heeresverfassung war bisher durch das Gesetz von 1814 geregelt, welches die allgemeine Wehrpflicht einführte. Da aber die Präsenzziffer seither gleich geblieben, dagegen die Bevölkerungsziffer von 11 auf 18 Mill. gestiegen war, so war die allgemeine Wehrpflicht in der That nicht vorhanden: es wurden nur 26 Prozent der wehrpflichtigen Bevölkerung eingezogen. Statt dessen ordnete nun der neue Gesetzentwurf, der am 10. Februar 1860 dem Abgeordnetenhause vorgelegt wurde, die Einstellung von 40 Prozent an. Da ferner bisher der Militärdienst in 3jähriger aktiver Dienstzeit, 2 Jahren bei der Reserve, 7 Jahren bei der Landwehr ersten und 7 Jahren bei der Landwehr zweiten Aufgebots bestanden hatte, so war die Landwehr in ihren ältesten Jahrgängen unverhältnismäßig schwer belastet worden. Statt dessen forderte der Entwurf die Heranziehung der drei jüngsten Jahrgänge der Landwehr zur Reserve, dagegen eine Verkürzung der Dienstzeit bei der Landwehr in der Weise, daß die Gesamtdienstzeit statt bisher 19 Jahre in Zukunft nur noch 16 Jahre betragen sollte. Die Landwehr sollte in Friedenszeiten gar nicht, im Kriegsfall zunächst nicht in erster Linie verwendet werden. Außerdem wurde, da die Präsenzziffer erhöht werden sollte, die Verdoppelung der Infanterieregimenter, jedoch, abgesehen von den alten Garde-Regimentern, mit geringerem Friedensbestande, und die Errichtung von 10 weiteren Reiterregimentern gefordert. Es handelte sich somit bei diesem Entwurfe um die Umwandlung der langen Dauer der Verpflichtung zum Kriegsdienste für eine kleinere Zahl in kürzere Dauer für eine größere Zahl — eine Forderung, die offenbar der Gerechtigkeit entsprach.

Der Ausschuß des Abgeordnetenhauses lehnte jedoch den Gesetzentwurf ab. Zwar war er einverstanden mit der Erhöhung der Präsenzziffer, auch mit der Entlastung der ältesten Jahrgänge der Landwehr; allein er war der fälschlichen Meinung, es handle sich um eine Aufhebung der Landwehr überhaupt, für welche man seit den Befreiungskriegen eine große Vorliebe hegte — daher die Ablehnung.

Daraufhin zog die Regierung den Gesetzentwurf zurück und ersetzte ihn durch einen andern, durch welchen der Kriegsminister ermächtigt ward, zur Vervollständigung der Maßregeln, die zur Erhaltung der Kriegsbereitschaft notwendig seien, 9 Millionen Thaler

pro 1860/61 zu verwenden. Diese Summe wurde bewilligt und nun wurden die neuen Regimenter errichtet.

Es ist sofort klar, daß diese Einrichtung eine dauernde ist; die Geldbewilligung aber war nur eine einmalige — und daraus ergab sich nun der Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung. Die Regierung stellte die durch die Neueinrichtung entstandenen Kosten in den Etat pro 1861/62 ein; die Volksvertretung weigerte sich, die Kosten im Ordinarium zu genehmigen, ehe die ganze Einrichtung durch Gesetz sanktioniert sei, und genehmigte die Kosten wieder nur im Extraordinarium. Allein der Konflikt sollte sich noch schärfer zuspitzen: Die Neuwahlen brachten ein großes Übergewicht der Fortschrittspartei, welche den abermals vorgelegten Reorganisationsentwurf verwarf. Nun schritt der König zur Auflösung und berief den Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen an die Spitze des Ministeriums. Jedoch die Neuwahlen ergaben eine noch größere Mehrheit gegen die Regierung; dieselbe beschloß die Ausgaben pro 1862 auch im Extraordinarium zu streichen. Damit mutete das Abgeordnetenhaus der Regierung etwas Unmögliches zu: denn die bereits geschaffenen, schon 2 Jahre bestehenden Regimenter wieder aufzulösen, war unmöglich.

Ministerium Bismarck. Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung.

Nun entschloß sich der König, indem er dem mehrfach geäußerten Wunsche des Ministers von Roon nachgab, zur Berufung des bisherigen Gesandten in Frankfurt, des Freiherrn von Bismarck-Schönhausen, an die Spitze des Ministeriums. Die inneren Schwierigkeiten hatten damals den König den Entschluß nahe gelegt, abzudanken; die Militärreform, deren absolute Notwendigkeit ihm feststand, wenn Preußens Politik in andere Bahnen gelenkt werden sollte, fallen zu lassen, war ihm unmöglich; sie durchzusetzen trotz dem Widerstand des Abgeordnetenhauses — dazu sah er kaum einen Weg. So war denn das erste Schriftstück, das er Bismarck überreichte, seine Abdankungsurkunde. Bismarck entgegnete: „Majestät, dahin darf es in Preußen nie kommen." In der darauf folgenden Unterredung erklärte Bismarck seine Bereitwilligkeit, zu regieren ohne Majorität, ohne Budget und ohne die Armeereform preiszugeben. So entschloß sich denn der König von der Abdankung abzusehen.

Zunächst entbrannte mit der Berufung Bismarcks der Kampf noch viel heftiger. Das Abgeordnetenhaus wußte wohl, was die Berufung Bismarcks bedeutete: nachgeben um keinen Preis. Aber es hegte gegen Bismarck noch ein anderes, tiefeingewurzeltes Mißtrauen. Man kannte diesen Mann aus seiner früheren Zeit als hochkonservativen Reaktionär, als Freund Roons und als Freund und Bewunderer Österreichs. Man befürchtete deshalb von ihm nach innen den Verfassungsbruch, nach außen ein Einlenken in die alten Bahnen der schwächlichen Politik Friedrich Wilhelms IV. Daß dieser Mann inzwischen aus einem Parteimann ein großer Staatsmann geworden war, daß er in Frankfurt aus einem Freunde Österreichs sich in dessen furchtbarsten Gegner verwandelt hatte — davon hatte man keine Ahnung.

Was zunächst geschah, schien die Befürchtungen der Majorität zu rechtfertigen; denn nachdem Bismarck zuerst vergebens eine Verständigung mit dem Abgeordnetenhause gesucht hatte, erklärte er: die Regierung sehe sich nun genötigt, ohne Budget zu regieren in der Hoffnung, daß dasselbe später die Genehmigung erhalten werde. Wenn die Majorität dies als einen Verfassungsbruch ansah, so war sie im Irrtum: es bestand zwischen Regierung und Volksvertretung wohl ein Kampf ums Heer, ums Recht und um die Macht, aber nicht ein Kampf um die Verfassung. Denn die Verfassung setzte zwar keine budgetlose Verwaltung voraus, aber auch kein Abgeordnetenhaus, das einen unmöglichen Beschluß faßt; hingegen war der Regierung für den Fall, daß ein Etatsgesetz nicht zu stande käme, ausdrücklich das Recht des Forteinzugs der bestehenden Steuern und Fortführung der Verwaltung gesichert. Von diesem Notrechte machte Bismarck Gebrauch; aber der Schein verfassungswidrigen Handelns ruhte auf der Regierung und König Wilhelm, der in seinem peinlich strengen Pflichtgefühl nichts mehr verabscheute

als einen Verfassungsbruch, litt schwer darunter. Gegenüber von Abordnungen aus den Provinzen bezeichnete er die Armeereform als sein eigenstes Werk. Als der Sprecher einer Abordnung, Hermann von Beckerath von der Trauer sprach, welche alle wahren Freunde Preußens über das Zerwürfnis zwischen Regierung und Volksvertretung empfänden, unterbrach ihn der König tief bewegt mit dem Ausrufe: „Traure ich denn nicht? Ich schlafe keine einzige Nacht."

Die Armeereform war ja für König Wilhelm nur das Mittel zum Zweck der Wiedererhebung der Politik Preußens, der Lösung von Österreich und damit der Entscheidung der deutschen Frage. Die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses wollte auch diesen Zweck, aber sie verwarf das Mittel; umgekehrt hielt die konservative Partei des Herrenhauses fest am Mittel der Armeereform, wollte aber vom Zweck, der Lösung von Österreich, nichts wissen.

Schon im März 1858 hatte Bismarck, damals noch Bundestagsgesandter, in einer Denkschrift die Notwendigkeit einer selbständigen preußischen Politik auseinandergesetzt. Er legte in dieser Schrift den großen Unterschied zwischen der alten Bundespolitik vor 1848 und der neuen des Fürsten Schwarzenberg dar. Während bis 1848 — unter Fürst Metternich — Österreich Preußen wenigstens nicht hinderte, sondern demselben in seiner deutschen Politik freie Hand ließ (so z. B. bei der Gründung des Zollvereins), so ist von 1850 an die österreichische Politik auf Erniedrigung Preußens bedacht. Zu Hilfe komme ihr dabei einmal der Preußenhaß der Ultramontanen und Demokraten in den süddeutschen Kleinstaaten; sodann das Interesse der Geldmänner, die an den Staatsanleihen Österreichs groß geworden seien; endlich eine bezahlte Tagespresse, die mit wunderbarem Erfolge Österreich als Schirm und Hort der Macht und Größe Deutschlands, Preußen dagegen als den Störenfried, als den Pfahl im Fleische der deutschen Einheit darzustellen wisse. Für Preußen sei daher dringend notwendig eine selbständige Politik, womöglich eine Lösung vom Bunde und damit von Österreich. Dies würde auch zu einer Entfaltung seiner inneren Machtmittel führen, unter denen Bismarck Kammern und Presse als die wirksamsten bezeichnet. Weit entfernt also Kammern und Presse knebeln und ihnen ihre Freiheit nehmen zu wollen, redet Bismarck vielmehr einer Freigebung derselben das Wort, da das stark monarchische Gefühl im Volk schon das nötige Korrektiv gegen etwaige Ausschreitungen derselben bilden werde.

Nur einer sah in der deutschen Frage noch ebenso klar wie Bismarck: das war König Wilhelm selbst, der schon im Jahre 1850 zu der Erkenntnis gekommen war, daß Preußen die deutsche Frage noch werde mit dem Schwerte lösen müssen.

Bismarcks Stellung war jedoch auf das Äußerste erschwert durch das Mißtrauen, das man ihm von liberaler Seite entgegenbrachte — doch der Parteihader konnte die Staatskunst der That nicht hindern. Den Umtrieben Österreichs an den Kleinstaaten, die damals ja stets in Anlehnung an Österreich marschierten, setzte Bismarck ein Ziel, indem er der württembergischen und den gleichgesinnten Regierungen den Zollverein kündigte, um ihnen dadurch zum Bewußtsein zu bringen, daß sie auf den Anschluß an Preußen angewiesen seien. Österreich selbst wollte damals ohne Befragung Preußens eine Delegiertenversammlung deutscher Ständekammern zum Bundestage einberufen zum Zweck der Reform des letzteren. Bismarck widersetzte sich diesem Vorgehen und hatte die Genugthuung, daß Österreichs Vorschlag auch im engeren Rate abgelehnt wurde. Ein richtiges Mittel zur Bundesreform erkannte Bismarck in der Berufung eines deutschen Parlaments.

Jedoch auch diese liberalen Anschauungen vermochten ihm die Sympathien der völlig verrannten liberalen Parteien nicht zu gewinnen. In einer Adresse klagte das Abgeordnetenhaus die Regierung des Verfassungsbruchs an. Bismarck hielt der Mehrheit entgegen, sie erstrebe die Alleinherrschaft des Abgeordnetenhauses; denn nur, wenn die Feststellung des Staatshaushalts durch das Abgeordnetenhaus allein geschehen dürfte, wäre seine Anschuldigung richtig. Nun werde aber nach der Verfassung der Staatshaushalt durch ein Etatsgesetz festgestellt, zu dessen Zustandekommen die Übereinstimmung der bekannten 3 Faktoren — Regierung, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus — erforderlich sei. Komme aber ein Etatsgesetz nicht zustande, so sei der Regierung durch § 109 der Verfassung

das Recht zugebilligt, die bestehenden Abgaben so lange weiter zu erheben, bis ein Etatsgesetz zu stande komme. Des Königs Anschauung deckte sich mit der seines Ministers: er lehnte die Annahme der Adresse ab.

Auch in einer Frage der äußeren Politik, in welcher Bismarck der jubelnden Zustimmung aller Deutschgesinnten hätte sicher sein sollen, erntete er nichts als ein Mißtrauensvotum. Friedrich VII. von Dänemark hatte in einem Erlasse alle Vereinbarungen über die Stellung Holsteins zur dänischen Monarchie über den Haufen geworfen. Bismarck protestierte dagegen als gegen einen Bruch der Abmachungen vom Jahre 1852. Das Abgeordnetenhaus richtete in dieser Frage eine Interpellation an die Regierung; ehe noch Bismarck dieselbe beantworten konnte, erklärte der Abgeordnete Twesten, er spreche gegenüber von allem, was das Ministerium in dieser Sache thue, sein unbegrenztes Mißtrauen aus. Er meinte, die Dänen würden diesen Rechtsbruch gar nicht gewagt haben, wenn sie nicht der Ansicht wären, daß Preußen durch sein gegenwärtiges Ministerium völlig mit Ohnmacht geschlagen und außer stande sei, Krieg zu führen. Das letztere sei auch richtig, und wenn die Regierung es je wollte, so würde ihr das Abgeordnetenhaus entgegentreten. Bismarck beeilte sich diesem Redner die Erklärung zu geben: „Ich kann Sie versichern und kann das Ausland versichern: wenn wir es für nötig halten, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen mit oder ohne Ihre Zustimmung."

Inzwischen wurde ein weiterer Versuch gemacht zur Umgestaltung des deutschen Bundes. Kaiser Franz Joseph beantragte einen Fürstenkongreß, König Wilhelm dagegen eine vorherige Konferenz der Minister. Ungeachtet dieses Widerspruchs erging die Einladung an sämtliche Bundesfürsten; Preußen lehnte ab. Der ganze Kongreß faßte jedoch nur zwei Beschlüsse: 1. Preußen noch einmal einzuladen. Darauf erfolgte jedoch eine abermalige Ablehnung. 2. Die deutsche Frage offen zu lassen. — Österreich hatte in einer Bundesreformakte nichts anderes als seine Alleinherrschaft im Bunde zu sichern gesucht.

Die Befreiung Schleswig-Holsteins.

Der Verlauf des Fürstenkongresses hatte wiederum deutlich gezeigt, daß die Dinge sich immer mehr auf eine Entscheidung der Frage: österreichische oder preußische Vorherrschaft zuspitzten. Indessen ehe es soweit kam, sah die Welt noch einmal mit Staunen beide Großmächte einträchtig vereint mit der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage beschäftigt, und zwar mit einer solchen Thatkraft, wie sie in den Tagen des deutschen Bundes noch niemals vorgekommen war.

Die staatsrechtlichen Verhältnisse von Schleswig, Holstein und Lauenburg waren durch das sogenannte Londoner Protokoll vom Jahre 1852 festgelegt. Nach demselben bestand eine Art von Personalunion zwischen den 3 Herzogtümern und Dänemark; doch war die Selbständigkeit jedes einzelnen Teiles ausdrücklich gewährleistet. Holstein und Lauenburg waren Glieder des deutschen Bundes, Schleswig nicht; doch gehörten naturgemäß die Herzogtümer zusammen, wie es denn auch schon bei der Belehnung des Königs Christian I. durch Kaiser Friedrich III. im Jahr 1474 ausgesprochen worden war, daß die Lande „auf ewig ungeteilt" bleiben sollten. Doch war auch eine Einverleibung Schleswigs in den dänischen Gesamtstaat ausdrücklich ausgeschlossen, und die Rechtsgleichheit beiden Nationalitäten in diesem Herzogtum zugestanden. In sämtlichen Herzogtümern sollten Provinzialstände mit beschließender Befugnis eingeführt, Holstein nach den bestehenden Gesetzen regiert werden. Außerdem war in dem Vertrage die Erbfolge des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg anerkannt; nach dänischem Erbrechte war dies unanfechtbar, während nach dem in den Herzogtümern geltenden deutschen Erbrecht die Erbfolge der Augustenburger Linie ebenso unzweifelhaft war. Dieser Vertrag war von den Großmächten unterzeichnet worden; die bestehenden Rechte des deutschen Bundes hatten durch denselben keine Einbuße erlitten.

1858 wurde nun aber eine Gesamtverfassung erlassen, welche mit den gegebenen Zusagen in schroffstem Widerspruche stand. Der Widerspruch des deutschen Bundes verhallte unter dem Kriegsgetümmel des Jahres 1859. Erst der Rechtsbruch vom 30. März 1863 brachte

die Sache wieder in Fluß. Preußen protestierte gegen denselben und forderte in Gemeinschaft mit Österreich die Zurücknahme, widrigenfalls — denn es handelte sich zunächst um Holstein — Bundesexekution stattfinden müßte. Während dieser Verhandlungen starb König Friedrich VII. von Dänemark; sein Nachfolger wurde Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg als Christian IX. So war mit einemmale die schleswig-holsteinische Frage, die bis jetzt nur eine Frage des Landesrechts gewesen, auch eine Frage der Erbfolge geworden. Kurz zuvor hatte der dänische Reichsrat ein Verfassungsgesetz erlassen, das mit allen bisherigen Abmachungen in direktem Widerspruch stand; trotzdem erteilte König Christian, gedrängt durch die drohende Haltung des Pöbels von Kopenhagen, seine Zustimmung.

Dies rechts- und vertragswidrige Vorgehen erregte in Deutschland überall einen Sturm der Entrüstung. Es war an der schleswig-holsteinischen Frage das deutsche Nationalgefühl recht eigentlich groß geworden; und mit tiefem Mitgefühl hatte man überall die Leiden Schleswig-Holsteins empfunden und auf allen Schützen-, Turn- und Sängerfesten den verlassenen Bruderstamm im „meerumschlungenen Schleswig-Holstein" gefeiert. So verlangte man denn auch jetzt stürmisch die Einsetzung des Prinzen Friedrich von Augustenburg als Herzog. Im Abgeordnetenhause forderte die liberale Mehrheit, vertreten durch die Abgeordneten Virchow und Stavenhagen, die Lossagung vom Londoner Protokoll.

Demgegenüber führte Bismarck aus, es handle sich jetzt zunächst darum die Einmischung der europäischen Mächte zu verhindern; denn durch diese sei bisher alles Unheil in Schleswig-Holstein angerichtet worden. Dazu bedürfe es aber des Festhaltens am Londoner Vertrag; derselbe werde erst dann hinfällig werden, wenn Dänemark sich dauernd weigere, seine vor und in demselben gegebenen Zusagen betreffs des Landesrechts in den Herzogtümern zu erfüllen. Ebendeshalb hielt die preußische Regierung zunächst fest an dem Landesrecht für die Herzogtümer, wie es durch den von den Großmächten unterzeichneten Vertrag gewährleistet war; an der gleichfalls durch den Vertrag gewährleisteten Erbfolge des Prinzen Christian hielt Preußen ebenfalls zunächst fest; sie fiel erst dann dahin, wenn Dänemark dauernd sich seinen Vertragspflichten entzog.

Aber die bloße Erwähnung des Londoner Vertrags genügte, um im Ageordnetenhause einen Sturm der Entrüstung gegen das Ministerium anzufachen. Festhalten am Londoner Vertrag war dem Abgeordnetenhause gleichbedeutend mit Auslieferung der Herzogtümer an Dänemark. Die Absicht der Regierung sei es, so glaubte man, die Herzogtümer entweder dänisch oder preußisch zu machen, und gegen diesen neuen Verrat an den Herzogtümern glaubte das Abgeordnetenhaus aus allen Kräften protestieren zu müssen. Daher lehnte das Abgeordnetenhaus den von der Regierung geforderten Kriegskredit von 12 Millionen Thalern ab.

Die inzwischen mit Dänemark geführten diplomatischen Verhandlungen hatten zu keinem Ergebnisse geführt. Der Antrag auf Bundesexekution wurde im Bundestag abgelehnt. Nun behandelten Preußen und Österreich die Sache selbständig und erklärten Dänemark den Krieg. Das Abgeordnetenhaus lehnte den zum zweitenmal geforderten Kriegskredit zum zweitenmal ab. Bemerkenswert für die Anschauung, die man damals von dem Ministerium Bismarck hatte, ist eine Äußerung des Abgeordneten Aßmann. Derselbe meinte, dieses Ministerium könne Preußen nur zur Ohnmacht oder zum Selbstmorde führen. Wenn also die Kammer ihm die Mittel verweigere, so erkläre sie damit, daß sie die Ohnmacht dem Selbstmorde vorziehe. In dem Bündnisse mit Österreich erblickte Aßmann und die ganze öffentliche Meinung ein Wiederaufleben jenes Bündnisses, das im Jahre 1850 die Schleswig-Holsteiner entwaffnet und gebunden den den Dänen überliefert hatte. „Im österreichischen Dienste und für österreichische Zwecke die preußische Politik zu leiten", erklärte er, „das ist unpreußischer Stolz."

Wie unrecht man Bismarck mit dem Verdacht that, er treibe preußische Politik für österreichische Zwecke, das hätte er damals schon schwarz auf weiß nachweisen können. Vorerst war das Zusammengehen mit Österreich für die Nichteingeweihten allerdings ein Rätsel. Österreich konnte bei einem Dänenkrieg in dem Falle gewinnen, wenn derselbe

die Einsetzung eines selbständigen Herzogs in Schleswig-Holstein zum Zweck hatte; denn sämtliche kleineren Staaten lehnten sich erfahrungsgemäß an Österreich an. Somit wäre die Einsetzung des Augustenburgers im österreichischen Interesse gewesen. In einem Abkommen Bismarcks mit Karolyi, dem österreichischen Gesandten in Berlin, ist nun aber ausgesprochen, daß nach erfolgter militärischer Besetzung die verbündeten Regierungen keine Volkskundgebungen weder für Dänemark noch für den Augustenburger dulden werden; die Frage der zukünftigen Rechtsverhältnisse der Herzogtümer werden sie nur in gemeinschaftlichem Einverständnisse ordnen. Dies war ein entscheidender Sieg der preußischen Politik über die österreichische.

Die kriegerischen Ereignisse, die zum vollständigen Siege der vereinigten österreichisch-preußischen Waffen führten, sind bekannt. Der Versuch der europäischen Großmächte, vor allem Englands, auf einer Konferenz die Sache zu ordnen, mißlang. Nun erklärte Bismarck: nachdem Dänemark sich den Forderungen des Londoner Vertrags völlig entzogen, habe derselbe auch für Preußen keine bindende Kraft mehr, wogegen der österreichische Minister Graf Rechberg noch am Londoner Vertrag festhielt. Endlich einigten sich beide auf die gemeinsame Forderung völliger Unabhängigkeit der durch gemeinsame Einrichtungen verbundenen Herzogtümer, eine Forderung, die eine Personalunion mit Dänemark noch zuließ. Da aber Dänemark hiervon nichts wissen wollte, so verlangten die beiden Mächte Lösung der Herzogtümer von Dänemark und Vereinigung derselben unter dem Augustenburger. Nochmals entbrannten die Feindseligkeiten und fanden ihr Ende mit der Eroberung der Insel Alsen. Diese Waffenthat besiegelte Dänemarks Niederlage; Dänemark trat im Frieden alle Rechte an die Herzogtümer an Preußen und Österreich ab und verpflichtete sich zum Voraus, die Verfügungen beider Mächte anzuerkennen.

Die deutsche Frage und der deutsche Krieg.

Vom dänischen Kriege an schritt die preußische Politik von einem wunderbaren Erfolge zum andern fort. Zunächst gegen die süddeutschen Staaten, die bisher beharrlich die Erneuerung des Zollvereins verweigert und einen solchen mit Österreich angestrebt hatten; allein in letzter Stunde noch eilten ihre Bevollmächtigten nach Berlin zur Erneuerung. Sodann gegen den Fortschrittsring des Abgeordnetenhauses: demselben waren durch die Erfolge der preußischen Waffen alle Waffen aus der Hand genommen. Die neue Heeresorganisation hatte sich durch die Erfahrung erprobt; es war als eine große Wohlthat empfunden worden, daß im dänischen Kriege die Landwehr nicht hatte einberufen werden müssen; ferner war die Meinung von der Erniedrigungspolitik des Ministeriums Bismarck durch die That widerlegt. Endlich zerfielen auch die finanziellen Bedenken in nichts: denn der Staatshaushalt hatte solche Mehrerträge geliefert, daß die von der Regierung geforderte Kriegsanleihe völlig überflüssig wurde. Daher forderte die Thronrede die dauernde Anerkennung der Heeresreform. Allein das Wort: „wir haben uns geirrt“ vermochte dieses Abgeordnetenhaus nicht über die Lippen zu bringen; es beharrte auf der Weigerung und wiederholte seinen früheren Beschluß.

Über die zukünftige Stellung der Elbherzogtümer hatte Preußen Österreich folgenden Vorschlag gemacht: die Herzogtümer schließen ein ewiges und unauflösliches Bündnis mit Preußen, stellen ihre Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen und treten in den Zollverein ein. Es war den Herzogtümern ein ähnliches Verhältnis zu Preußen zugedacht wie später den norddeutschen Kleinstaaten im norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten im Reich. Unter diesen Bedingungen war Preußen bereit die Erbfolge des Augustenburgers anzuerkennen. Daß Preußen sich ein solches Verhältnis ausbedang, war ein einfaches Gebot der Selbsterhaltung: denn es konnte unmöglich an seiner Nordgrenze einen Kleinstaat dulden, von dem es Gefahr laufen mußte, daß er, wie alle Kleinstaaten, österreichische Politik trieb. Allein sowohl Österreich als auch der Augustenburger lehnten diese Forderungen ab: letzterer, in dem sich der ganze Dünkel des Kleinfürsten regte, forderte zuerst die unumwundene Anerkennung der Erbfolge. Das Abgeordnetenhaus endlich, dem jetzt hätten die Augen darüber aufgehen

sollen, was für eine Politik das Ministerium Bismarck eigentlich treibe, vermochte es nicht über sich, eine Zustimmungserklärung zu der Angliederung der Herzogtümer an Preußen auszusprechen; es zog es vielmehr vor, über diese brennende Frage **nichts** zu sagen.

Es lag somit in der schleswig-holsteinischen Frage der Keim zum deutschen Kriege. Schon im Jahre 1865 hatte Bismarck dem bayerischen Minister von der Pfordten erklärt, der Krieg zwischen Preußen und Österreich sei unvermeidlich; er forderte ihn zur Neutralität auf, da der Ausgang des Krieges mit Gewißheit vorauszusehen sei: ein einziger Stoß, eine Hauptschlacht und Preußen werde in der Lage sein, den Frieden zu diktieren. Noch einmal wurde die Kriegsgefahr beschworen durch den **Vertrag von Gastein**, durch den Lauenburg an Preußen überging, Holstein unter österreichische, Schleswig unter preußische Verwaltung gestellt wurde. Doch daß das keine Lösung, sondern nur eine Vertagung der Frage war, war klar.

Daß einem Kriege Preußens gegen Österreich sofort auch ein Krieg Italiens gegen Österreich folgen mußte, lag in der Natur der Sache; denn Victor Emanuel strebte längst nach Venetien. Allein konnte er jedoch den Krieg gegen Österreich nicht wagen; daher wäre es zum Kriege gekommen auch ohne ein Bündnis mit Preußen. Bismarck aber brauchte ein Bündnis; denn der Fall war sehr leicht möglich, daß Österreich nach dem ersten Siege Preußens durch Abtretung Venetiens an Italien sich dieses Gegners entledigte und dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine ganze Macht gegen Preußen zu werfen. Daher bestand Bismarck auf einem Bündnis, und König Wilhelm, dem dieses Bündnis in der Seele zuwider war, willigte endlich ein. — Vorher jedoch war Bismarck nach Biarritz gereist, um sich der Neutralität des Kaisers Napoleon zu versichern. Er erlangte dieselbe auch ohne irgendwelche Zugeständnisse. Denn die Abtretung Venetiens an Italien und damit die Rettung Roms für den Papst war für Napoleon längst zur fixen Idee geworden; in dem bevorstehenden Kriege aber sah er ein Mittel zur Verwirklichung dieses Gedankens. Er wiegte sich, wie damals alle Welt, in der Täuschung, daß von einem Siege Preußens, auch wenn es mit Italien verbündet sei, keine Rede sein könne; jedenfalls würde es zu einem erbitterten Ringen kommen, nach welchem dann schließlich Frankreich in der Lage sein werde, zwischen zwei erschöpften Parteien zu vermitteln. Daß diese Vermittelung nicht umsonst sein dürfe, stand ihm fest; doch hielt er damals mit seinen Forderungen noch zurück. Napoleon hatte jedoch auch mit Österreich ein Sonderabkommen geschlossen, in welchem er sich zur Neutralität verpflichtete. Österreich aber verpflichtete sich zur Herausgabe von Venetien unter **allen Umständen** (also auch im Falle seines Sieges), zum Verzicht auf die deutsche Hegemonie und auf Gebietsvergrößerung. Diese unsinnigen Zugeständnisse hatte Napoleon nur durch sehr starke Kriegsdrohungen erreicht; da er an den Sieg Österreichs glaubte, so hielt er sich nach allen Seiten für gesichert.

Der Bündnisvertrag mit Italien ward geschlossen; Italien verpflichtete sich in demselben, sofort an Österreich den Krieg zu erklären, sobald Preußen ihn erklären würde; beide Teile verpflichteten sich, nicht einseitig Frieden zu schließen. Doch erlosch der Vertrag, wenn Preußen nicht binnen 3 Monaten den Krieg erklärte.

Am 9. April 1866 stellte Preußen im Bundestage den Antrag auf endgiltige Lösung der deutschen Frage durch Berufung eines aus direkten Wahlen hervorgegangenen deutschen Parlaments. Daß dies das Ausscheiden Österreichs aus dem deutschen Bunde und die Hegemonie Preußens bedeute, war jedermann klar. Österreich seinerseits legte die schleswig-holsteinische Frage dem Bundestag zur Entscheidung vor — ein Verfahren, das gegen den Vertrag von Gastein verstieß. Damit war der Krieg entschieden.

Österreich stellte nun im Bundestag den Antrag, die nichtpreußischen Bundeskorps gegen Preußen mobil zu machen — ein Antrag, der nach der Bundesverfassung ganz unmöglich war, weshalb auch der preußische Gesandte gegen jede geschäftliche Behandlung dieses Antrags Protest einlegte. Aber umsonst — mit 9 gegen 6 Stimmen wurde die Mobilmachung beschlossen und damit der Bundesbruch vollendet.

Die 9 Regierungen, die für Mobilmachung gestimmt hatten, befanden sich eigentlich schon im Kriegszustande mit Preußen, und letzteres hätte das Recht gehabt, sie sofort als Feinde zu behandeln. Dies geschah aber nicht, sondern Preußen bot den drei Regierungen von Hannover, Sachsen und Kurhessen ein Bündnis an, das ihnen nicht Teilnahme am Kampfe gegen Österreich, sondern nur Rückführung ihrer Heere auf den Friedensfuß zugemutet hätte. Die Regierungen aber in ihrer Verblendung lehnten ab und nun erfolgte auch der Einmarsch der Preußen in ihren Ländern mit solcher Schnelligkeit, daß die Regenten sich kaum noch flüchten konnten.

Mit einem Aufruf an sein Volk, in dem er sein Herz von all der Bitterkeit entlud, die er schon als Prinz über die österreichische Politik, über die jämmerliche Behandlung der deutschen Frage, über seine stete Unterdrückung Preußens empfunden hatte, zog König Wilhelm in den Krieg.

Der militärische Verlauf des Kriegs ist allbekannt. Es ging, wie Bismarck zu v. d. Pfordten gesagt hatte: ein einziger Stoß, und Preußen war in der Lage den Frieden zu diktieren.

Nach der Schlacht bei Königgrätz verlangte der österreichische Gesandte in Paris die Vermittelung Napoleons. Napoleon nahm an und bot sich den Königen von Preußen und von Italien als Vermittler an. Indessen war er nicht in der Lage, seiner Vermittelung auch bewaffneten Nachdruck zu verleihen; denn statt 80000 Mann, die der französische Minister des Äußern zur Aufstellung an der Rheingrenze verlangt hatte, konnte der Kriegsminister nur 40000 stellen, und auch diese ohne den nötigen Schießbedarf.

König Wilhelm nahm die Vermittelung Napoleons an und bezeichnete sofort die zwei Bedingungen, die er zu stellen habe: Gründung eines norddeutschen Bundes mit Ausscheidung Österreichs und eine Gebietsvergrößerung zur Vereinigung seiner beiden getrennten Gebietshälften. Napoleon war bereit, zum ersteren sein Zustimmung zu geben, machte jedoch bei den Gebietsvergrößerungen Schwierigkeiten; nach längeren Verhandlungen gelang es jedoch dem preußischen Gesandten in Paris Grafen v. d. Goltz bei Napoleon die Anerkennung der Abtretung von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt an Preußen durchzusetzen. Auch Österreich war bereit gegen Anerkennung der Integrität Sachsens und Österreichs Hannover und Kurhessen aufzuopfern.

Nach diesen Vorverhandlungen erledigten sich die Friedensverhandlungen in Nikolsburg rasch. Als erste Bedingung wurde in denselben aufgestellt, daß die Friedensverhandlungen nur Österreich, nicht die süddeutschen Staaten betreffen. Österreich erkannte das an, brach aber ebendamit die Vertragspflicht gegen seine Bundesgenossen. Im übrigen kam Österreich mit einer gelinden Kriegskostenentschädigung davon; seine und Sachsens Integrität wurden anerkannt. Wie Bismarck später des öfteren erklärt hat, hat er Österreich deshalb so milde Friedensbedingungen zugestanden, weil er damals schon ein zukünftiges Bündnis mit Österreich ins Auge gefaßt hatte.

Die süddeutschen Staaten waren in diesen Frieden von Nikolsburg nicht mit eingeschlossen. Nach der Schlacht bei Königgrätz hatte der preußische Gesandte in Paris dem dortigen bayerischen Gesandten erklärt: seine Regierung sei zu Friedensverhandlungen geneigt. Allein die bayerischen Regierung war durch einen Vertrag mit Österreich gebunden, in keine einseitigen Friedensverhandlungen einzutreten — und so ging denn der Krieg fort. Und was mußten nun die süddeutschen Staaten erleben? Daß Österreich in Nikolsburg einseitig Frieden schloß. Für ein österreichisches Interesse hatten sie sich in den Krieg gestürzt; um Österreich die Bundestreue zu halten, hatten sie das Blut ihrer Unterthanen vergossen bei Kissingen, Aschaffenburg, Tauberbischofsheim zu einer Zeit, als die Fortsetzung des Krieges lediglich keinen Zweck mehr hatte — und nun ließ Österreich seine Bundesgenossen schmählich im Stich, nur darauf bedacht sich zu retten. Das war der Dank vom Haus Österreich! Wahrlich, deutlicher konnte den süddeutschen Staaten der ganze Jammer des deutschen Bundes nicht ad oculos demonstriert werden! Und noch eine andere heilsame Lehre kam für sie von Frankreich: die süddeutschen Staaten hatten Napoleon um seine Vermittelung gebeten; derselbe hatte sie zugesagt, aber in einem

Vertragsentwurf, den er zu gleicher Zeit Preußen angeboten hatte, die bayerische Rheinpfalz verlangt. Diesen Entwurf, der natürlich von Preußen sofort zurückgewiesen worden war, zeigte Bismarck dem bayerischen Minister v. d. Pfordten und bot ihm zugleich recht milde Friedensbedingungen und jene bekannten, zunächst geheim zu haltenden Schutz- und Trutzbündnüsse an, durch welche sich die vertragschließenden Teile gegenseitig ihren Länderbesitz garantierten und für den Kriegsfall ihre volle Kriegsmacht einander zur Verfügung stellten. Als v. d. Pfordten hörte, was der freundschaftliche Vermittler Napoleon im Schilde geführt hatte, und wie milde und freundschaftlich dagegen der siegreiche Preußenkönig sich zeigte, da traten ihm die Thränen in die Augen, und er sagte tief ergriffen: „Jetzt sehe ich, daß auch Sie, Herr Graf ein deutsches Herz im Busen tragen." Die Verträge wurden denn auch von sämtlichen süddeutschen Staaten mit tausend Freuden angenommen.

Damit war denn schon ein großer Schritt gethan zur Begründung der deutschen Einheit; für den Fall eines Rheinkrieges war die Einigung Deutschlands schon festgelegt. Der Prager Frieden redete zwar von einem Verein süddeutscher Staaten, dessen Verbindung mit dem Nordbunde der näheren Verständigung beiden zwischen vorbehalten bleiben solle; allein dieser Verein war durch jene Bündnisse bereits zur Unmöglichkeit geworden.

Napoleons Gebietsforderungen.

Jene Forderung der bayerischen Rheinpfalz, die Napoleon erhoben hatte, war keineswegs eine vereinzelte gewesen; sondern sie war nur ein Glied in der Kette von Gebietsforderungen, die Napoleon unmittelbar nach dem Kriege von 1866 erhob und die in den Jahren 1866—1870 eine stete Bedrohung des Friedens bildeten. Seine Politik in dieser Zeit war, wie Bismarck sich treffend ausdrückte, eine Trinkgeldpolitik; er hatte den Vermittler gespielt, — ohne jedoch irgend etwas Wesentliches zu erreichen — und dafür verlangte er jetzt ein Trinkgeld.

Napoleon hatte seine Jugend in der Schweiz und in Deutschland zugebracht und hatte von daher eine gewisse Vorliebe für Deutschland, insbesondere für Preußen, dessen Heereseinrichtungen er bewunderte. Auch die Oberherrschaft Preußens in Deutschland erschien ihm als das Naturgemäße. Er war aber in der verhängnisvollen Täuschung begriffen, daß Preußen, wenn er ihm zur Vorherrschaft in Deutschland verhelfe, bereit sein werde, ihm dafür das linke Rheinufer zu überlassen. Diese Täuschung ist sein Unglück gewesen. —

Der französische Gesandte in Berlin, Benedetti, machte mehrfach darauf aufmerksam, daß in Preußen weder König noch Ministerpräsident, noch Kronprinz noch überhaupt irgend jemand mit derartigen Zugeständnissen einverstanden sei, und daß dieselben großen Schwierigkeiten begegnen werden. Nach dem Krieg aber erhielt er den Auftrag, sofort Frankreichs Ersatzansprüche anzumelden. Er berichtete nach Paris über die ungemeinen Schwierigkeiten, welche die Sache haben werde — und übersah völlig, daß an Stelle früherer Schwierigkeiten jetzt völlige Unmöglichkeit getreten war. Er übersah ferner dem Kaiser vorzustellen, daß man, wenn man derartige Forderungen stellt, entschlossen und bereit sein muß, denselben auch mit Waffengewalt Geltung zu verschaffen. So legte er denn Bismarck einen Vertragsentwurf betreffend die Auslieferung des linken Rheinufers an Frankreich vor. Er erfuhr selbstverständlich eine völlige Zurückweisung. Bismarck forderte ihn auf, die Note zurückzuziehen; dann solle die Sache wie nicht geschehen sein. Benedetti bestand jedoch auf seiner Forderung; den Schluß der Unterredung bildete das Wort Benedetti's: „Wenn Sie sich weigern, dann haben Sie den Krieg!" worauf Bismarck ohne Besinnen antwortete: „Gut, dann ist Krieg." Bei einem späteren Empfang bei König Wilhelm erfuhr Benedetti eine ganz ähnliche Zurückweisung: „Keinen Fuß breit deutscher Erde, keinen Schornstein von einem deutschen Dorfe," das war der Sinn der Antwort König Wilhelms.

Später hat jedoch Bismarck Benedetti erklärt: wenn auch von Gebietsabtretungen in Deutschland keine Rede sein könne, so wolle er doch nicht entgegen sein, wenn Frankreich außerhalb Deutschlands eine Gebietsvergrößerung anstrebe. Benedetti riet nach der

entschiedenen Zurückweisung, die er erfahren hatte, zu einem Verzicht, und Napoleon verzichtete dann auch auf Gebietsvergrößerungen in dieser Form.

Aufgegeben hat er aber seine Pläne keineswegs. Noch während der Friedensverhandlungen überbrachte ein Däne, Hansen, der damals als Agent Frankreichs zwischen Berlin und Paris hin und her reiste, einen Vorschlag, nach welchem die Rheinlande ein neutraler Staat unter dem Erbprinzen von Hohenzollern werden sollten. Auch dieser Vorschlag wurde entschieden abgelehnt.

Kaum aber waren die Friedensverhandlungen abgeschlossen, so erschien Benedetti schon wieder mit einem neuen Vertragsentwurf in Berlin. Er sollte in erster Linie fordern die Abtretung von Landau, Saarbrücken und Saarlouis, Unterstützung bei der Erwerbung von Luxemburg und ein Schutz- und Trutzbündnis zur Erlangung von Belgien. In zweiter Linie, wenn das erstere abgelehnt würde, sollte er sich auf Luxemburg und Belgien beschränken.

Die erste Forderung wurde von Bismarck sofort zurückgewiesen. Nun wurde von Frankreich Preußens diplomatische Unterstützung bei der Erwerbung von Luxemburg, die bewaffnete bei der Erwerbung von Belgien gefordert. Diesen Entwurf lehnte Bismarck nicht sofort ab, sondern behandelte ihn nur dilatorisch d. h. er redete über denselben hin und her, ohne sich zu etwas zu verpflichten. Auf erneuertes Drängen Benedettis erklärte er: zu einem Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich könne sich der König nicht entschließen, weil es ein Angriffsbündnis sein würde; eher könnte er sich zu einer wohlwollenden Neutralität verstehen. Damit aber verlor die Sache ihren Wert für Frankreich, und so zerrann auch dieser Plan in nichts.

Es blieb für Frankreich nur als einzig mögliche Erwerbung die von Luxemburg übrig; und an diese machte sich nun Napoleon mit aller Entschiedenheit. Die staatsrechtliche Stellung Luxemburgs war zur Zeit des deutschen Bundes folgende gewesen: Luxemburg war durch Personalunion mit Holland verbunden, war aber Glied des deutschen Bundes; Preußen hatte das Besatzungsrecht in Luxemburg. Das Verhältnis war also ein ähnliches wie bei Schleswig-Holstein, nur mit dem Unterschiede, daß die Luxemburger in keiner Weise von Holland in ihren Rechten beschränkt wurden und deshalb sich auch ganz gerne unter holländischem Regimente befanden. Nun aber der deutsche Bund aufgelöst war, fragte es sich: wie sich die zukünftige Stellung dieses Landes gestalten sollte? Von einer Angliederung an den Nordbund wollte weder Luxemburg noch Preußen etwas wissen; denn Bismarck hatte es sattsam erfahren, wie schwierig die Stellung derjenigen Länder war, die unter einem fremden, nicht zum Bunde gehörigen Souverän standen. Auch schien klar, daß mit dem Aufhören des deutschen Bundes auch das Besatzungsrecht Preußens erloschen war. Bismarck legte daher nicht allzuviel Wert auf die Erhaltung dieses Rechtes und auf die Erhaltung Luxemburgs bei Holland. Indessen war er weit davon entfernt, Napoleon zu unterstützen. Sein Rat war: geschehen lassen, aber nicht zustimmen.

Napoleon verfolgte die luxemburgische Frage weiter durch Agitation in Luxemburg selbst und durch Verhandlungen mit Holland. Der König von Holland war nicht abgeneigt, gegen eine angemessene Entschädigung das Land abzutreten; er befürchtete aber den Einspruch Preußens. Die französischen Staatsmänner bemühten sich deshalb von Bismarck eine schriftliche Zustimmungserklärung zu erlangen. Eine solche gab aber Bismarck nicht, sondern begnügte sich mit der mündlichen Erklärung: wenn der König Luxemburg an Frankreich abtrete, so habe sich der König von Preußen nichts vorzuwerfen.

Im gesetzgebenden Körper in Paris trat bei den Verhandlungen über die Luxemburger Frage die Erkenntnis zu Tage, daß Frankreich seine leitende Stellung verloren habe. Man suchte aber die Schuld dafür allein beim Kaiser und verschloß sich der Einsicht, daß dieses Zurücktreten Frankreichs eine natürliche Folge davon war, daß zwei bisher unmündig gewesene Nationen, Italien und Deutschland, nunmehr mündig geworden waren. Von dieser Erkenntnis war man in Paris himmelweit entfernt; man tröstete sich vielmehr damit, daß Frankreich nun statt der bisherigen Einheit im deutschen Bunde eine Dreiheit: Preußen, Österreich und die Kleinstaaten vor sich habe. Um auch diese

Illusion den Franzosen gründlich zu rauben, veröffentlichte Bismarck die Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten, eine Handlung, die große Bestürzung in Paris hervorrief.

Auch auf den Fortgang der Luxemburger Verhandlungen übte die Veröffentlichung einen Einfluß aus: der König von Holland fürchtete nun noch mehr eine Einsprache Preußens. Er fragte daher in Berlin an, wie sich Preußen zu einer etwaigen Abtretung Luxemburgs stellen würde. Bismarck antwortete ausweichend: er habe keinen Beruf, sich in der Sache zu äußern; jedenfalls aber müsse die preußische Regierung sich auch über die Stellung der im norddeutschen Reichstag verkörperten öffentlichen Meinung unterrichten.

Der König nahm diese Antwort für eine Ermutigung; er ließ den Kaiser Napoleon wissen, er willige in die Abtretung und müsse ihm die Verständigung mit Preußen überlassen. Schon waren die Verhandlungen zwischen Frankreich und Holland dem Abschlusse nahe; der Vertrag war nahe daran unterzeichnet zu werden, als in letzter Stunde ein Umschwung eintrat. Der norddeutsche Reichstag nämlich hatte sich in großer nationaler Erregung der Sache angenommen und eine Interpellation an die Regierung gerichtet, die Bismarck am 1. April beantwortete. Am Morgen dieses 1. April, erzählt H. von Sybel, erhielt Benedetti eine Depesche des Inhalts, daß der luxemburgische Ministerpräsident Tornaco nach dem Haag berufen sei, zur Unterzeichnung des Abtretungsvertrags; der Vertrag werde im Laufe des Tages unterzeichnet werden. Er begab sich sofort zu Bismarck und teilte ihm mit, er habe ihm eine wichtige Depesche zu eröffnen, Bismarck, der sich den Inhalt denken konnte, unterbrach ihn sofort und sagte: „Ich habe jetzt keine Zeit zu geschäftlichen Besprechungen; ich bin eben auf dem Wege in den Reichstag begriffen, um die Interpellation Bennigsen zu beantworten. Aber wenn Sie mich begleiten wollen, so können wir unterwegs über die Sache reden.“ Unterwegs setzte Bismarck dem französischen Gesandten auseinander, in welchem Sinne er die Interpellation zu beantworten gedenke. Er werde erklären, daß ihm von dem Abschlusse eines Vertrags amtlich nichts bekannt sei; die Regierung sei überzeugt, daß keine fremde Macht die anerkannten Rechte deutscher Staaten beeinträchtigen werde und hoffe auf dem Wege friedlicher diplomatischer Verhandlungen die Sache zu einem guten Ende zu führen. „Aber“, fuhr Bismarck fort, „bedenken Sie wohl: die Voraussetzung aller meiner Ausführungen ist die, daß mir von dem Abschlusse eines Vertrags nicht bekannt ist. Müßte ich dagegen jetzt dem Reichstage mitteilen, daß ein Vertrag abgeschlossen sei, so würden wir uns in einer Situation äußersten Ernstes befinden; es würde dies eine solche Explosion nationaler Erregung zur Folge haben, daß ein Krieg mehr als wahrscheinlich wäre.“ Sie waren inzwischen an der Thüre des Reichstagsgebäudes angekommen. „Nun“, sagte Bismarck, „wenn Sie sich diese Sachlage vergegenwärtigen, haben Sie mir dann eine Depesche zu eröffnen?“ Benedetti war kein kriegslustiger Mann; er sagte: „Nein“ und empfahl sich. Bismarck aber ging in den Reichstag und beantwortete die Interpellation in der angegebenen Weise.

Der König von Holland erkannte auf die Nachricht von den Verhandlungen des norddeutschen Reichstages hin, daß aus der Abtretung Luxemburgs angesichts der hochgradig erregten öffentlichen Meinung in Preußen ein Krieg entstehen müßte. Er zog daher seine Einwilligung zurück und auch dieser Plan Napoleons war somit zu Wasser geworden. Der französische Diplomat Rothan schließt seinen Bericht über diese Affäre mit den trostlosen Worten: „Luxemburg ward uns verweigert; das holländische Bündnis entglitt unsern Händen; wir waren schach und matt.“ Später wurde das Verhältnis Luxemburgs durch eine europäische Konferenz in London in der Weise geordnet, daß Luxemburg in seiner Stellung zu Preußen als neutraler Staat verblieb. Preußen verzichtete auf das Besatzungsrecht, wogegen die Festungswerke geschleift wurden.

Der ganze Verlauf des Luxemburger Handels lehrt nach Sybels treffender Bemerkung, wie unwahr die gedankenlose demokratische Phrase ist, daß an den Kriegen nur die Kabinettspolitik schuld sei. Hier haben wir vielmehr eins von den vielen Beispielen, wo die erregte öffentliche Meinung zum Kriege trieb, während der Vertreter der Kabinettspolitik mit großer Geistesgegenwart den Frieden zu erhalten wußte. (Schluß folgt.)



Christliche Philosophie.

Von

Dr. Rieks.

Der Name „Christliche Philosophie“ wirkt in weiten Kreisen wie ein den Stieren vorgehaltenes rotes Tuch. Konnte doch im Oktoberheft der „Preußischen Jahrbücher“ 1895 Major a. D. J. Friedheim die atheistische Ethik als die allein wahrhaft idealistische empfehlen! Ein Dorpater Professor H. von Samson-Himmelstjerna forderte im 2. Hefte der „Deutschen Revue“ 1896 sogar die „Religiöse Liquidation.“ Aber neben der Forderung des Verzichts auf religiös-philosophische Betrachtung fehlt es auch nicht an bedeutenden Vertretern der christlichen Philosophie. Die jüngst erschienenen Schriften des Philosophie-Professors M. J. Monrod in Christiana: „Die Mysterien des Christentums.“ (Leipzig, Janssen 1896), Professor Dr. Scholkmann in Berlin: „Grundlinien einer Philosophie des Christentums.“ (Berlin, Mittler 1896), Professor Dr. G. Thiele in Königsberg: „Philosophie des Selbstbewußtseins.“ (Berlin, Skopnik 1895) und andere zeigen, daß die Hochflut der materialistischen Weltanschauung christliches Denken nicht ganz beseitigen kann.

Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit kann auch der Aufruf der Görlitzer Schuhmacher-Innung zur Errichtung eines Denkmals für den deutschen Philosophen Jakob Böhme gelten. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß Superintendent Schönwälder in seiner „Lebensbeschreibung des berühmten Schuhmachers und Theosophen Jakob Böhme“ (Görlitz, Hoffmann. 1895) des großen Philosophen Franz von Baader nicht vergessen hätte, welcher zuerst das Verständnis der Böhme'schen Schriften angebahnt und den Impuls zu den Monographien Hamberger's, Peip's und Joh. Claassen's über den Görlitzer Theosophen gegeben hat. Ob der kürzlich in Berlin ins Leben getretene „Bund deutscher Mystiker,“ welche den Luxus, die Fleischkost, alle Spirituosen und Narcotica verwerfen, eine erfreuliche Zeiterscheinung ist, kann erst beurteilt werden, wenn über ihr Verständnis der Schriften der älteren deutschen Mystiker, auf die sie sich im wesentlichen stützen wollen, Näheres bekannt geworden ist.

Um die Schriften der deutschen Mystiker sowie der Philosophen zu verstehen, sind die „Philosophischen Schriften“ des Würzburger Philosophie-Professors Dr. Franz Hoffmann von hervorragender Bedeutung. (A. Deichert zu Erlangen 1868—1882. 8 Bände. Pr. Mk. 50,60.) Dieses Werk enthält eine einheitliche Zusammenstellung von Kritiken aller namhaften philosophischen Werke der neueren Zeit. In meisterhaften Berichten charakterisiert Hoffmann so treffend und fesselt durch eine unerschöpfliche Fülle eigener Gedanken, die in einem reinen und klaren Stil zum Ausdruck gelangen, den empfänglichen Leser so, daß niemanden die längere Beschäftigung mit diesen Schriften, die von der ersten bis zur letzten eine großartige Theodicee sind, gereuen wird.

Der erste „Den Manen meines unvergeßlichen großen Lehrers und Meisters Franz von Baader“ gewidmete Band bringt auf 580 Seiten treffliche Studien über die Uni-

versitäten, das Verhältnis Hegel's, Schelling's, Erdmann's und Thilo's zu Franz von Baader, ferner über den materialistischen Köhlerglauben, eine instruktive Würdigung der Schiller'schen Gedichte, Gottesidee des Anaxagoras, des Sokrates und Platon, Theismus und Pantheismus, Naturphilosophie und Naturwissenschaft, über Joh. Gottlieb Fichte und mehr. Im zweiten Bande, der dem Baron Friedrich von Osten-Sacken, dem hochherzigen Gründer der Gesamtausgabe der Werke Franz von Baader's gewidmet ist, wird die Gotteslehre J. G. Fichte's und Schelling's, die Philosophie Ernst von Lasaulx', Ulrici's, Schopenhauer's, Carriere's, Hamberger's, Herbart's, Fabri's, Joh. Jak. Wagner's, sowie die atomistische und dynamische Naturauffassung erörtert. Band III unterrichtet über Franz von Baader, Erkenntniswissenschaft und Metaphysik, Naturphilosophie, Anthropologie und Psychologie, Religionsphilosophie und Geschichte der Philosophie. Der vierte Band enthält Kritiken wichtiger Erscheinungen der philosophischen Litteratur aus den Jahren 1861—1871. Im fünften Bande unternimmt Hoffmann Streifzüge in das Gebiet der orientalischen, griechischen, mittelalterlichen und neueren Philosophie. Kritische Beleuchtungen neuerer Philosophen (Franz von Baader, Knauer, Hamberger, Melchior Meyr, J. H. Fichte, Frohschammer, Kuno Fischer 2c.), Magnetiker (Mesmer, Reichenbach, Ennemoser, Passavant), Idealisten und Realisten (Darwin, Haeckel, Virchow) folgen im sechsten Bande. Der siebente Band enthält spiritualistische Studien und der achte die Lehren namhafter deutscher Philosophen über die Unsterblichkeitsfrage. Von den übrigen Schriften Hoffmanns seien hier noch erwähnt: „Biographie Franz von Baaders“ (Leipzig, Bethmann 1857), „Kirche und Staat“ (Gütersloh, Bertelsmann 1872) und „Das Papsttum im Widerspruch mit Vernunft, Moral und Christentum nachgewiesen in seiner Geschichte“ (Stuttgart, Scheible 1872). Das an vorletzter Stelle genannte Buch orientiert in vorzüglicher Weise über die wichtigsten (35) gegen das vatikanische Konzil gerichteten Schriften und widmet auch einer Broschüre von mir den Raum von 9 Seiten (S. 160 bis 169). Zwei Jahre nach dem Erscheinen dieses Buches lernte ich den Verfasser in Würzburg als einen liebenswürdigen Greis kennen, welcher das Lob reichlich verdient, das ihm Dr. Alexander Jung zu Königsberg in der Vorrede zum 8. Bande der philosophischen Schriften, welcher erst nach seinem am 22. Oktober 1881 erfolgten Tode herausgegeben werden konnte, gespendet hat.

Das Hauptwerk Hoffmanns, der 46 Jahre an der Würzburger Hochschule thätig war, besteht in der Herausgabe der philosophischen Werke Franz von Baaders, die unter Mitwirkung von Professor Dr. Jul. Hamberger in München, Professor Dr. A. Lutterbeck in Gießen, Baron F. von Osten-Sacken auf Schloß Wormen in Kurland, Professor Dr. Em. Aug. von Schaden zu Erlangen und Professor Dr. Chr. Schlüter zu Münster von 1850—1860 zu Leipzig in 16 Bänden erschienen und für den christlichen Denker eine unerschöpfliche Fundgrube erhebendster und edelster Erkenntnisse bilden. Nachdem Hoffmann unter unsagbaren Mühen und Opfern die nachgelassenen Werke Baaders den Jüngern der Philosophie zugänglich gemacht hatte, erläuterte er dieselben in zahllosen Artikeln verschiedener Zeitschriften und verteidigte die christliche Philosophie seines Meisters mit großem Geschick und unermüdlicher Ausdauer. Während Kant den französischen Deismus und Fichte, Schelling und Hegel den ausländischen Pantheismus Spinoza's in sich aufgenommen hatten, knüpfte Baader an die deutschen Philosophen Meister Eckhart und Jakob Böhme an, die keine Pantheisten, sondern Theisten sind (IV, 79; V, 182; VI, 384; VIII, 153) und „durchschauete mit genialem Tiefblick sowohl die seichten .. Beschwichtigungsversuche der Deisten ... als die ungeheuerlichen blasphemischen Notwendigkeit-Erklärungsversuche der Pantheisten und Halbpantheisten aller Art und eröffnete mit Riesengeistesgröße den Blick in eine Erklärungsweise der Welträtsel, ... welche von unvergleichlicher philosophischer Tiefe ist und sich zugleich in den Offenbarungslehren des Alten und Neuen Testaments als geschichtlicher Vorgang angedeutet erweist (Philosoph. Schriften V, S. 201).“ „Es ist lächerlich,“ sagt Hoffmann VII, S. 19, „Baader, weil er Mysterien Gottes, des Geistes, der Natur, der Ethik und Religion anerkennt, als Mystiker und Theosophen in Gegensatz zu den spekulativen Philosophen Spinoza, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Krause, Wagner stellen zu wollen, da diese Philosophen

im angegebenen Sinne des Wortes sämtlich Mystiker und Theosophen sind, nur meist bei weitem nicht so verstandesklare, konsequente und wahrheitsgehaltvolle als Baader."

„Kant und Herbart behaupten unter dem Schein der Bescheidenheit die Unerkennbarkeit Gottes, wodurch Gott für die Wissenschaft aus dem Reiche des Wirklichen verbannt wurde. Wo immer Gott aus der Wissenschaft verschwindet, da verschwindet er auch bald aus dem Glauben, und wo Gott aus Wissenschaft und Glauben verschwindet, da trennt nur noch die Seifenblase des Idealismus als haltlose Scheidewand vom Naturalismus und Materialismus, um zuletzt in Naturalismus zu zerplatzen und in Materialismus zu endigen." (V, 30.) „All unser denkendes Erkennen in Spekulation wie in Empirie ist durchaus nur ein nachdenkendes Wiederbewußtwerden jenes ursprünglichen, den Dingen eingepflanzten Begriffes, und nur dadurch werden sie für uns erkennbar, durchdringlich unserem Denken, weil sie urgedachte sind vom göttlichen Geiste. Unsere Spekulation daher wie die Erfahrungswissenschaft will sich nur hineindenken in dies objektive System der Dinge, wie es das göttliche Urdenken entworfen, der göttliche Wille verwirklicht hat, und wie es sichtbar und als einziger Inhalt alles objektiven Erkennens vor uns liegt." (IV, S. 170.)

Der grundlegende Teil einer christlichen Philosophie gebührt der Lehre von Gott, den wir Christen uns anders vorstellen als die Juden und Judengenossen nebst Türken auf der einen und die Heiden früherer und heutiger Zeit auf der anderen Seite. Der Grundcharakter der in Hoffmanns „Philosophischen Schriften" erläuterten Gotteslehre liegt in der „Erfassung Gottes als des absoluten, seiner ewigen Natur ewig mächtigen und gewaltigen Urgeistes, der nicht erst in der Weltherdorbringung sich seine Selbstverwirklichung giebt, sondern in ihr als in dem freien, weder erzwungenen noch zufälligen Akte seiner geistdurchdrungenen Liebe das totale Ab- und Nachbild seiner Unermeßlichkeit schafft, nach dem Urbild seiner ewigen Dreipersönlichkeit, die sich in seiner ewigen Weltidee spiegelt, zur Dreigestaltigkeit der Weltkreatur, des geschöpflichen Daseins, als Geisterwelt (Engelwelt), als Menschenwelt und als Naturwelt auswirkt, jede derselben nach ihrer Wesenheit mit sich und unter sich der Vermittelung und Vereinigung zuführt und das vermittelte und vereinigte Weltall in die ewige Vollendung erhebt. Gleichwie Gott ewiger Vater, ewiger Sohn und ewiger Geist ist, gleichwie Geist, Gemüt (Seele) und Natur in ihm Eins sind, so spiegelt sich in der Weltkreatur die göttliche Dreifaltigkeit und Dreieinigkeit in der Dreifaltigkeit der Geisterwelt, der Menschenwelt und Naturwelt, und gleichwie das ewige Leben Gottes in dem ewigen Anfang, der ewigen Mitte und dem ewigen Ende ewig kreiset, so legt sich im geschöpflichen Nachbilde diese ewige Dreiheit in die drei Weltalter der Weltschöpfung, der Weltvermittlung (Erlösung) und der Weltvollendung auseinander, um am Ziele in ewige, den Unterschied nicht aufhebende, sondern bewahrende Inwohnung Gottes in der Welt einzugehen." (IV, 280.) „Die Gottes- und Weltlehre Baaders, wie sie einerseits tiefsinniger als die aller von ihr abweichender Philosophen ist und in keinem Widerspruche mit der Vernunft steht, erweist sich andererseits als die allein den Lehren der heiligen Schrift entsprechende." (IV, 281.)

Über das immanent göttliche Leben enthalten die genannten „Philosophischen Schriften" vieles Beherzigenswerte. Hier genüge es eine Stelle aus Dr. Ant. Lutterbeck's, „Hermenien aus dem Gebiete der religiösen Spekulation" (Gießen, Fr. Heyer 1845) S. 24 herzusetzen: „Nach der Theorie des Christentums erzeugt der absolute Geist, indem er als Vater sich selbst auf absolute Weise erkennt, d. h. sich zum Objekt seines Anschauens macht und so als Subjekt und Objekt innerlich auseinandertritt, damit den Sohn oder das Wort als den adäquaten Begriff und Ausdruck seiner selbst; Vater und Sohn wollen oder können sich nur ungeteilt und absolut in einem Dritten lieben, der als ihr gemeinsamer Liebeshauch oder Geist aus beiden hervorgeht und beide verbindet. Da nun aber das Sich-Selbst-Erkennen und Sich-Selbst-Wollen Gottes — seine Bethätigung als absoluter Geist in ihm selbst — ein ewiger Akt ist: so ist hiernach das in der Trinität sich abschließende, immanente Leben Gottes ein ewig von sich ausgehender und ewig in sich zurückkehrender Kreislauf, in welchem der Vater als der ewige Anfang und ewige Ende zugleich, sodann der Sohn als der ewige Ausgang, und endlich der heilige Geist

als der ewige Wiedereingang, zusammen die drei verschiedenen Momente des einen göttlichen Lebens, und zwar ein jedes in persönlicher Sichselbsterfassung darstellen, weil immer erst in einer absoluten Person der absolute Produktionsakt sein ihm ganz entsprechendes Resultat findet. Der Vater ist das Innerste, Verborgenste, der in unnahbarem Lichte Wohnende, der Sohn ist das Äußerste und Offenbarste als der direkte Gegensatz des Vaters, der Geist endlich die Mitte und Einigung beider. Ebenso ist der Vater die erste, der Sohn die zweite, der Geist die dritte Person, weil der Sohn nur den Vater, der Geist aber beide voraussetzt, obwohl alle gleich ewig sind und alle eines und desselben göttlichen Wesens." Vergleiche hierzu Maximilian Perty: „Die Natur im Lichte philosophischer Anschauung" (Heidelberg, Winter 1869) S. 14. Es ist mir nun nicht unbekannt, daß diese Baader'sche Gotteslehre, insbesondere seine Annahme einer ewigen Natur in Gott, manchem Widerspruche begegnet. So sagt z. B. der Hallenser Professor und Oberkonsistorialrat D. Jul. Köstlin in einem bei Reuther und Reichard in Berlin 1895 erschienenen Buche: „Der Glaube und seine Bedeutung für Erkenntnis, Leben und Kirche mit Rücksicht auf die Hauptfragen der Gegenwart" S. 146: „Verkehrt wäre es, wenn wir, um Gottes persönliches Wesen begreiflicher zu machen, mit manchen christlichen, philosophischen und theosophischen Denkern von einer Natur in Gott reden wollten." Demgegenüber sagt Hoffmann (V, 195): „Wie Baaders Philosophie menschenfreundlich, so ist sie naturfreundlich und unendlich weit entfernt von allem Naturhaß und aller Naturverachtung. Ziemlich starke Spuren des Naturhasses und der Naturverachtung sind aber sehr wohl bei J. G. Fichte und Hegel gerade wegen ihres überfliegenden Idealismus anzutreffen, wie selbst Erdmann nicht in Abrede stellt. Aller abstrakte Idealismus ist versteckter oder offener Naturhaß. Aller Materialismus ist versteckter oder offener Geisteshaß. K. Rosenkranz („Hegel als deutscher Nationalphilosoph") giebt zu, daß Baader mit Recht eine Natur in Gott annehme... Ein in sich naturloser Gott kann auch kein in sich naturfreier Gott sein, und die Schöpfung der realen Welt aus den reinen Gedanken Gottes bleibt, wie auch Schelling sagt, eine Unmöglichkeit; die ewige Natur in Gott ist immateriell, aber darum nicht wesenlos — unendlich, aber darum nicht unbestimmt — schrankenlos, aber darum nicht nichtexistent. Sie ist von der Allmacht Gottes unabtrennlich. Sie ist die unendliche Realisation Gottes in sich selbst und damit an sich selbst der reale Ausschluß alles Pantheismus, der ohne den Begriff der ewigen Natur in Gott genötigt ist, anzunehmen, daß Gott sich erst in der Welt und als Welt selbst verwirkliche, während in Wahrheit die Welt nur das universale Nachbild des ewigen in sich vollendeten Gottes ist... Baader ist mit der Nachweisung der ewigen Natur in Gott der radikale Widerleger des Pantheismus und der Begründer des wahren Theismus im Gegensatze des Deismus und des Pantheismus. Wenn nach Baader auf Veranlassung des Engel- oder Geisterfalles (nicht durch den bösen Geist) die geschaffene primitive immaterielle Natur materialisiert wurde, so geschah es gegen die Infektion des bösen Geistes und zum Schirme der Menschheit gegen sie. Das Böse kann nach Baader Veranlassung, aber nicht Prinzip des Materiellen d. h. Materialisierung der immateriellen Natur genannt werden, und das Materielle ist nur eine Verlarvung der primitiven Natur, welche der Schöpfung Gottes entstammt."

Es würde zu weit führen, einige Proben aus den acht Bänden „Philosophischer Schriften" Hoffmann's über den Urzustand des Menschen, Freiheit des Menschen, Ursprung der Sünde, Erlösung, Heiligung und letzte Dinge des Menschen hier mitzuteilen. Man kann diese Partien nicht ohne reiche Belehrung und Erbauung lesen, auch wenn man die Behauptungen über die Folgen des Geisterfalles, den Mittelzustand im Jenseits und die endliche Wiederherstellung aller Dinge unter Beseitigung der Hölle (Apokatastasis), die auch von Origenes, Scotus Erigena, Jakob Böhme, St. Martin, Oetinger, Fournier, Schleiermacher und Nitzsch gelehrt wurde, für problematisch hält.

Wie hoch Hoffmann die heilige Schrift schätzt, mag u. a. folgende Stelle in Band 5 S. 201 zeigen: „Das tiefsinnige Werk Rudolph Stier's: „Die Rede des Herrn Jesu" bestätigt die Schrift-Auffassungen und Schrift-Auslegungen Baader's in allen oder doch fast allen wesentlichen Lehrpunkten. Stößt Jesus die heilige Schrift des Alten Testa-

ments nicht um, sondern erklärt er, die Schrift könne nicht gebrochen werden, so bestätigt er die Lehren Moses vom Falle des Menschen, vom Verlust des Paradieses, vom Herabgesunkensein in die irdische Weltregion, vom leiblichen Tode als Sold der Sünde, von der Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, von dem Seufzen der irdischen Kreatur nach der Offenbarung der Kinder Gottes, wie Paulus, der von Jesus in Visionen Offenbarungen empfing, sich ausdrückt, von dem Bedürfnis des Menschen nach Erlösung und Heiligung. Der rechtverstandene Lehrinhalt der heiligen Schrift ist so tief und groß, daß unsere vorherrschenden philosophischen Systeme viel zu eng sind, um ihren Inhalt zu erfassen. Baader hat gezeigt, wie die Philosophie ihre Prinzipien vertiefen und erweitern muß, um die weltumfassenden Ideen und Lehren der heiligen Schrift verstehen zu können." „Ein für allemal" erinnert Hoffmann (I, 47) daran, „daß nur dem tieferen Kenner der heiligen Schriften das Verständnis der ganzen Bedeutung Baader's sich aufschließen kann." Gegen solche, welche das Vorhandensein der göttlichen Offenbarung leugnen, bemerkt Hoffmann in der Vorrede zum zweiten Bande XVIII: „Wenn ein Gott ist, so ist es widersinnig, seine Offenbarung zu leugnen, weil Gott die Liebe ist und es mit der göttlichen Liebe nicht vereinbar ist, sich neidisch verschlossen und verborgen zu halten. Wegen des untrennbaren innigen Verbandes des Gottesglaubens und der Offenbarung haben schon die älteren Theologen ganz mit Recht die Offenbarungsleugnung für zum Atheismus führend erklärt." Man kann sich hiernach vorstellen, daß unser Verfasser mit den rationalistischen Kritikern und allen halb oder ganz antichristlichen Philosophen scharf ins Gericht geht. Die „Philosophischen Schriften" Hoffmann's bilden eine reichhaltige Rüstkammer zur Abwehr und Bekämpfung der Angriffe auf das Christentum.

In neuester Zeit ist es in weiten pädagogischen Kreisen Mode geworden, die Herbartsche Philosophie als das Universalheilmittel für Gegenwart und Zukunft anzupreisen. Pastor O. Flügel schließt sein 1896 bei Hermann Beyer in Langensalza erschienenes Büchlein: „Der Rationalismus in Herbart's Pädagogik" mit den Worten: „Zur wissenschaftlichen Zurückweisung des Atheismus, Pantheismus, Monismus, Materialismus, des metaphysischen Idealismus ist keine Philosophie so geeignet, als die Herbartsche. Ja, ich gehe so weit, zu sagen: sie allein ist dazu geeignet. Aller falscher Rationalismus kann rationell allein durch Herbart überwunden werden." Hoffmann stellt nun die Herbart'sche Philosophie im achten Bande S. 233—243 dar und läßt ihr alle Gerechtigkeit widerfahren. Allein er zeigt auch im sechsten Bande Seite 146 sowie IV, 211 und 213 die Grundirrtümer der Herbart'schen Psychologie, die sich von ihrem realistischen Individualismus aus vieler Sprünge und Erschleichungen bedienen muß, um in „ein schlechthin einfaches, an sich vorstellungs- und bewußtloses Seelenleben zuerst den Gegensatz eines Subjekts und Objekts, zuletzt sogar die Einheit beider, das Ich hineinzuschieben. Durch nichts hat Herbart bewiesen, daß ein bloß einfaches, vorstellungsloses Wesen, welches jedem chemischen Stoffe oder jeder einfachen Natursubstanz gleich steht, zum Bewußtsein, zum Selbstbewußtsein, zum Ich werden und gelangen könne. Dies ist gerade so unmöglich, als aus dem Atom des Materialisten oder aus einem Komplex von Atomen das Bewußtsein hervorzuzaubern. . . Sein angebliches Seelenwesen ist gar keine Seele." Im III. Bande S. 4 werden die Einseitigkeiten des Herbart'schen Theismus gerügt. S. 389 bezeichnet Hoffmann es als ein vergebliches Bemühen Herbart's, den Pantheismus zu überwinden, da er (Herbart) sowohl Gott wie den Realen Absolutheit vindiciere und durch die Annahme von Selbsterhaltungen der Realen wirkliches Geschehen nicht begreiflich machen könne (IV, 273). Herbart vermag den Gegensatz des Guten und Bösen nicht festzuhalten, verfällt vielmehr dem Determinismus (IV 184), womit auch die Freiheit und Selbstverantwortung aufgehoben sind (IV, 193). Diese Irrtümer quellen aus dem falschen Schöpfungsbegriffe Herbart's, welcher neben Gott eine Welt absoluter, also ewiger Realen behauptet. (IV, 195 sowie II. Vorrede XXVII und S. 177 ff.)

Das Vorstehende möge genügen, um die Freunde der Herbart'schen Philosophie zu bitten, die Hoffmann'schen und Baader'schen Werke zur Förderung der Wissenschaft mehr

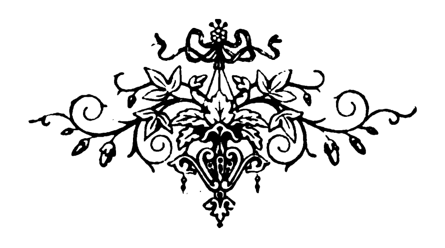
als bisher zu berücksichtigen. Die Lektüre der Philosophischen Schriften Hoffmann's sei auch all denen empfohlen, welche sich an einer Union aller Christgläubigen der verschiedenen Konfessionen interessieren. Hoffmann war wie sein Meister Franz von Baader antivatikanischer Katholik. Das Nähere hierüber kann man in der Schrift: „Blitzstrahl wider Rom. Die Verfassung der christlichen Kirche und der Geist des Christentums. Aus den Werken Franz von Baader's. Mit Vorreden und Anmerkungen von Professor Dr. Franz Hoffmann. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. (Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung. 1871)" nachlesen. Nimmt man das kleine Büchlein Joh. Claassen's: „Franz von Baader's Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform" (Gütersloh, Bertelsmann 1890) hinzu, so ist man über den konservativen Charakter Baader's und seiner Jünger vollkommen orientiert. „Sobald Baader bemerkte, daß die durch die geistvollsten Männer der katholischen Kirche . . . eingeleitete Wiedererhebung des religiösen Forschens und Lebens von Rom, den Jesuiten und Ultramontanen schlau genug dazu benutzt wurde, die Prätensionen der Päpste des Mittelalters wieder aufleben zu lassen und die katholische Kirche vollends in die Papstkirche mit allen ihren Schäden, Gebrechen und Greueln zu verwandeln, machte er mit einer nur mit Fichte's Geradheit und Energie vergleichbaren aber tiefer begründeten Ehrlichkeit, Charakterstärke und Entschiedenheit mitten in der Herrschaft des Ultramontanismus in Bayern Front gegen den Papismus und Jesuitismus in demselben Augenblicke, in welchem er sich öffentlich mit gleichem Nachdruck gegen Dr. Strauß' pantheistische Mythenverflüchtigung der christlichen Religion erklärte" (IV, 56). Am Schlusse der Vorrede zum V. Bande klagt Hoffmann die römische Kirche an, daß sie durch ihre Mißgestaltungen, inneren Widersprüche und Konflikte mit den Staaten den Atheismus ins Ungemessene steigere. „In diesen enormen Gegensätzen und Konflikten gilt es, von den tiefsinnigen Grundlagen aus, die Baader und nächst ihm kein Zeitgenosse annähernd mehr als Schelling gelegt haben, die Philosophie weiter zu bauen, in Hoffnung, daß von den hieraus entspringenden Wirkungen die schroffen Gegensätze sich mildern, und zuletzt deren Versöhnung werde erreicht werden."

Wenn Hoffmann aber (II, 182) hoffte, „daß Baader's Schriften in der katholischen Kirche mächtige Bewegungen hervorrufen werden," so ist das ein chimärischer Optimismus. Dagegen haben Männer wie Jakobi, Claudius, Lavater, Schubert, Raumer, Schlegel, Humboldt, Schelling, Steffens, Hegel, Marheinecke, Daub, Sailer, Adam Müller, Varnhagen, Goethe und Herbart die bedeutende Begabung Baader's anerkannt. Hoffmann selber bekennt (I, 48) daß „die Protestanten im ganzen sich mit lebhafterem Interesse mit den Schriften Baader's beschäftigt haben als die Katholiken."

Als deutscher Patriot war Franz von Baader für die Lostrennung der Politik Bayerns von dem Kaiser Napoleon I. thätig und beeinflußte 1814 und 1815 durch Denkschriften an den Kaiser von Österreich, den König von Preußen und den Kaiser von Rußland diesen zur Schließung der heiligen Allianz. Hoffmann begrüßte begeistert die Einigung Deutschlands. Sein Sohn fiel 1870 als Oberlieutenant in der Schlacht bei Wörth.

Ich schließe die Empfehlung der „Philosophischen Schriften" Hoffmann's mit folgendem Passus aus Band II, S. 245: „Der einheitliche Grundgedanke (das Realprinzip) der biblischen Urkunde, welche ein unzertrennliches Ganze bilden, ist nach dem einstimmigen Zeugnisse der gründlichsten Bibelkenner die Darstellung des Gottesreichs in der Menschheit nach seiner senfkornartigen Entfaltung vom ersten Lebenskeime an bis zu seiner herrlichen Vollendung. Das Wesen des Gottesreiches schließt Gottheit und Menschheit, Geist und Natur, Himmel und Erde, Ewigkeit und Zeitlichkeit zu einem unzertrennlichen Lebensorganismus zusammen. Die Bibel unterscheidet zwar die Eine höchste Vernunft als absolut selbständiges, allwirksames Schöpfungsprinzip von dem Wechsel der Weltdinge auf das Bestimmteste; sie weiß aber ebenso entschieden diese Lebenswurzel des All mit der reichen Mannigfaltigkeit und Lebensfülle der Natur im steten, notwendigen Zusammenhang. Das Grundgesetz dieses höchsten Organismus ist die Einheit in der Mannifaltigkeit und der Lebenszusammenhang sämtlicher Einzeldinge mit dem Urquell ihres Daseins.

Die Idee des Gottesreiches ist nach dem Zeugnisse der gründlichsten Forscher die realste und erhabenste Anschauung vom Wesen der Dinge, zu welcher der vernünftige Geist sich je zu erheben vermag. Sie ist der Herzpuls der Bibel, sie ist der Brennpunkt des Evangeliums von Jesus Christ. Sie bedarf zu ihrem Lobe weiter nichts, als daß man sie gründlich kennen lerne. Wie der Sternhimmel von selbst zeugt von der Majestät des Schöpfers, den Unkundigen dagegen kalt läßt und gleichgültig, so zeigt die schöpferische Lebensfülle des christlichen Prinzips bei jedem tieferen Eindringen in seinen Inhalt immer klarer die Macht seiner göttlichen Wahrheit. Die Hochachtung vor dem Christentume wächst in dem Maße der Vernunftreife und der wissenschaftlichen Gründlichkeit des forschenden Geistes."



Zum Gedächtnis William Shakespeares.*)

Sicherlich war es eine weise und vortreffliche Anordnung, der zufolge der heutige Gottesdienst mit den Festlichkeiten, welche die übrigen Wochentage ausfüllen, in möglichst enger Verbindung stehen soll. Ihr, die ihr darauf bedacht waret, daß eine solche Verbindung klar zu Tage tritt, legtet dadurch in verschiedener Hinsicht ein Bekenntnis ab. Erstlich habt ihr bekannt, daß ihr weder die Absicht noch den Wunsch heget, die Gabe von dem Geber zu trennen, jene zu verherrlichen und diesen zu vergessen oder außer acht zu lassen, einen Menschen zu erhöhen auf Kosten dessen, welcher aller Menschen Gott ist, und von dem alle Weisheit, aller Verstand, alle Erkenntnis, alle Güte, die je ein Mensch besessen, ihren Ursprung haben. Denn diese alle sind ja nichts anderes und können nichts anderes sein, als sozusagen kleine Bruchstücke des göttlichen Herzens und Geistes. Ihr habt bekannt, daß für euch, um mit den schönen und treffenden Worten unseres Textes zu reden, alle gute Gabe von oben herab, von dem Vater des Lichts kommt, von dem, der so gewiß der Vater „aller Lichter“ ist, daß jedes andere kleinere Licht nur von dem seinigen hergeleitet ist und an seinem ursprünglichen, selbsteigenen Lichtglanze hat entzündet werden müssen.

Ebenso bekennet ihr, daß wir, weil alle Dinge und Gaben von ihm kommen, auch verpflichtet sind, ihm für alles dankbar zu sein. Wie für die Pracht dieser Erde, welche er für den Menschen zur Wohnstätte eingerichtet, für die Hügel, die seine Allmacht festigte, für das weite, über uns sich hinziehende Firmament, an welchem die goldenen Lichter erstrahlen, so geziemt es uns, ihm zu danken vorab für den Menschen, der da ist die Krone der Schöpfung, das Kleinod der Welt; vor allem aber für diejenigen Menschen, welche ihre Mitmenschen in wunderbarer Weise überragen, welche, „von der Natur“ oder von der Gnade verschwenderisch ausgestattet, uns die Möglichkeiten der Größe oder der Güte offenbaren, die der Mensch in sich trägt. Ja, wir sind, abgesehen von der Freude oder von dem Gewinn, welche wir durch jene Menschen haben mögen, dazu verpflichtet, Gott dafür zu preisen, daß er den Menschen solche Gaben verliehen und sie für würdig gehalten hat, dieselben zu empfangen. Denn so sehr haben wir aneinander Teil, so innig ist unser Geschlecht unter sich verbunden, daß das, was einem einzelnen verliehen wird, gleichsam als aller Eigentum angesehen werden kann, und Ruhm und Ehre auf alle von diesem einzelnen zurückstrahlen.

Es ist ohne Zweifel eine treffliche Anordnung, daß der heutige Gottesdienst, ohne im mindesten seinen geistlichen Charakter einzubüßen, mit den übrigen Festlichkeiten dieser Tage in harmonischem Einklang stehen soll. Nur eines möchte ich wünschen, nämlich daß die Aufgabe, die Verbindung zwischen dieser Feier und den übrigen Festlichkeiten

---

*) Diese Rede, welcher St. Jakobus 1, 17 zu Grunde liegt, wurde bei der Feier der 300jährigen Wiederkehr von Shakespeare's Geburtstag — 24. April 1864 — von dem (am 28. März 1886 verstorbenen) anglikanischen Erzbischof Dr. Richard Chenevix Trench in der Kirche zu Stratford, dem Geburtsort des großen Briten, gehalten. Siehe auch Dr. R. Ch. Trench: „Erkoren, dennoch verloren“, im Verlag von E. Röttger in Kassel (1896).

klarzulegen und die Fäden zu verfolgen, welche beide ineinander verweben, einem anderen zu Teil geworden wäre, welcher ihr mehr gewachsen sein würde. Doch die wahre Demut zeigt sich oftmals darin, daß wir thun, was uns befohlen ist, obwohl wir wissen, wie unvollkommen es von uns geschieht, anstatt daß wir uns der gestellten Aufgabe entziehen in dem stolzen Gedanken, nichts übernehmen zu wollen, was wir nicht mit völligem Gelingen zu krönen vermögen. Nur in einer Hinsicht bin ich meiner Aufgabe gewachsen, nämlich darin, daß ich mir ihre Schwierigkeiten nicht verhehle. Zu ihr wende ich mich nun, indem ich um eure aufmerksame Nachsicht bitte.

Wenn ich über Shakespeare predige und die Art und Weise der Behandlung euren Ohren neu und ungewohnt klingt, so erinnert euch daran, daß gerade dies die Aufgabe sei, die mir geworden, wie es denn auch das einzige ist, das ich als Diener Christi kraft meines Amtes in dem heiligen Hause des Herrn zu thun vermag. Und wenn ich weiter, indem ich dieses thue, unzählige Beziehungen, in welchen Shakespeare sich uns darstellt, mit Stillschweigen übergehe und ihn nur in einer einzigen betrachte, freilich in der wichtigsten von allen, nämlich in der sittlichen, so geschieht solches nicht, weil andere Beziehungen mir gleichgiltig seien, oder weil ich annehme, daß sie euch gleichgiltig wären, sondern vielmehr deshalb, weil ich an diesem Orte nicht das Recht und sicherlich auch nicht den Wunsch dazu habe, ihn in irgend einer anderen Hinsicht zu betrachten.

Welche Gründe haben wir denn, die Thatsache, daß an diesem Tage vor dreihundert Jahren Shakespeare geboren wurde, durch ein Jubiläum zu feiern? oder, um die Frage in die Form zu bringen, welche durch diese Stunde und durch dieses Haus geboten erscheint: warum danken wir Gott dafür, welchen Grund haben wir, ihn dafür zu preisen, daß ein solcher Mann unter uns gelebt hat? Was macht uns seine Werke zu einem immerwährenden Gut und Besitz, so daß wir fühlen, durch dieselben werden wir reicher, weiser und, wenn wir sie richtig gebrauchen, besser, als wir ohne sie gewesen sein würden? Das ist die Frage, mit welcher sich unsere Betrachtung an diesem Morgen befassen soll.

Freilich wenn die Litteratur eines Volkes weiter nichts wäre, als eine Unterhaltung seiner Gebildeten, als ein Schmuck ihrer Mußestunden, dann würde ihre Beschaffenheit oder das Leben derer, welche sie hervorbrachten, von geringer Bedeutung für uns sein und kaum Veranlassung zu ernstlicher Danksagung geben. Wir könnten wünschen, daß sie schön und anmutig sei, wie wir auch unsere Wohnung und Kleidung schön und geschmackvoll sehen möchten; daß sie unterhalte, ohne zu verderben und zu verführen, — weiter würden unsere Wünsche kaum gehen. Doch die Litteratur eines Volkes ist viel mehr, wie dieses. Als das Erzeugnis seiner edelsten und begabtesten Söhne, als die Aussprache alles dessen, was ihrem Herzen am nächsten lag und sie am tiefsten bewegte, ruft sie hervor und erklärt sie die unausgesprochene Größe, welche in anderen verborgen ist und die ohne sie für die übrigen Menschen niemals ans Tageslicht gekommen wäre. Durch sie kann das Herz eines Volkes zu heldenmütigen Unternehmungen und zu würdigen Bestrebungen mächtig angeregt und begeistert werden. Durch den Lufthauch starker und reinigender Gemütsbewegungen kann sie die Gewässer eines Volkslebens, welche ohne sie dem Stillstand, der Fäulnis und dem Verderben anheimgefallen wären, in heilsame Erregung bringen. Da sie solche Pflichten hat und solche Wirkungen hervorzubringen vermag, wie unermeßlich wichtig ist es da, daß sie die erhabensten Probleme behandelt, welche das menschliche Leben bietet; daß sie dieselben zu lösen sucht, soweit sie auf Erden gelöst werden können; daß sie auf eine Lösung jenseits des Schleiers hinweist, wo diese allein nur möglich ist; daß sie gesund und heilbringend sei, sie möge behandeln, was sie wolle, Hohes oder Niederes, Ewiges oder Zeitliches, Geistliches oder Weltliches; daß sie rein sei, soweit als möglich davon entfernt, Anstoß zu erregen; daß sie in uns Sympathien erwecke für alles, was gerecht und edel, rein und wahr ist. Von größter Wichtigkeit ist es, daß die, welche in jener Weise dazu beitragen, das Leben eines Volkes zu bilden und zu gestalten, Menschen sind, die, mit Gott und seinem Weltenplan versöhnt, in ihrem Wirkungskreise die ihnen obliegenden Pflichten freudig erfüllen, indem sie Gottes Welt als die seinige hinnehmen mit all ihren seltsamen Rätseln und unendlichen Wirrsalen,

mit all der Last, welche sie einem jeglichen von uns auferlegt, und indem sie nicht gleich gefangenen Vögeln wild gegen die Gitterstäbe ihres Kerkers anrennen und sich zu Grunde richten noch in ihren eigenen und in anderer Herzen Gedanken der Unzufriedenheit, der Auflehnung und Verzweiflung mürrisch nähren.

Solch einen Dichter, das wage ich zu behaupten, besitzen wir in Shakespeare. Denn müssen wir nicht vor allem dankbar anerkennen die moralische Gesundheit und Reinheit alles dessen oder doch nahezu alles dessen, was er geschrieben hat? Müssen wir nicht sagen, daß sich bei ihm keine Trübung der ewigen Ordnungen findet, auf welchen die sittliche Beschaffenheit eines Menschenlebens beruht. Nichts von der verwegenen Art, welche die Zweckmäßigkeit dieser Ordnungen in Frage stellt, ist bei ihm zu merken, ebenso wenig eine Herausforderung Gottes, daß er sich vor dem Gerichtshofe des Menschen wegen der von ihm erschaffenen Welt verantworten solle. Wo er schreckliche Verbrechen zur Darstellung bringt, — wie dies ja nicht anders sein kann; denn in der Dichtung wie in der Wirklichkeit bilden dieselben die Tragödie des Lebens —, sind es doch immer solche, welche auf den gewöhnlichen Pfaden menschlicher Schuld wandeln; niemals versucht er den Kreis der menschlicheu Sünden auszudehnen und zu erweitern und niemals wünscht er sie mit anderen, als mit ihren eigenen Farben zu malen. Er spielt nicht mit verbotenen Dingen. Alles, was die lateinische Sprache mit einem richtigen moralischen Instinkt infanda und nefanda nennt, Dinge, welche ebenso wenig ausgesprochen, als gethan werden sollen, dies alles bleibt, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, von ihm unausgesprochen.

Wie weniges findet sich doch im Vergleich zu anderen Schriftstellern jenes Zeitalters in seinen Werken hinsichtlich dessen wir wünschen möchten, daß er es nicht geschrieben hätte. Es giebt unter seinen Zeitgenossen solche, welche in ekelhaften und widerlichen Bildern sowie in all dem zu schwelgen scheinen, das wir um der armen menschlichen Natur willen gerne ganz aus dem Gesichtskreis verbannt sehen möchten. Bei diesen müssen Edelsteine, falls solche sich überhaupt bei ihnen finden, aus dem Schlamm herausgelesen werden. Welch eine unermeßliche Kluft trennt unseren Dichter von jenen! Was wir aber bei ihm bedauern müssen, dürfen wir zum Teil mit Fug und Recht einem Zeitalter zuschreiben, welches, ich will nicht sagen, an Reinheit, aber an Feinheit in Bezug auf Form und Ausdrucksweise hinter dem unserigen zurückstand; und was sich auf diese Weise nicht erklärt, von dem können wir jedenfalls bemerken, wie es stets in sehr losem Zusammenhang mit dem eigentlichen Inhalte steht, so daß, wenn man es davon lostrennt, alles übrige völlig gesund und rein bleibt.

Es giebt Schriftsteller — aber Shakespeare gehört nicht zu diesen —, bei welchen das Böse als Einschlag in das Gewebe ihrer Schriften mit hinein gewoben ist; es giebt Schriftsteller, die alles besudeln, was immer sie berühren, für welche ebenso wie bald auch für ihre Leser nichts mehr rein ist, weil ein Pesthauch sie umhüllt und ein Giftstoff, der Verderben wirkt, in sie und in ihre Leser eindringt. Doch wenn Shakespeare in dem Punkt, wovon wir eben sprachen, Anlaß zur Mißbilligung gab, so laßt uns doch nicht vergessen, wie sehr er dies wieder gut gemacht hat, und daß wir ihm jene Ideale vollkommener Weiblichkeit verdanken, welche die lieblichsten und wohl die vortrefflichsten Schöpfungen seiner Kunst sind. Shakespeare's Frauen — welch eine Schar weiblicher Gestalten, deren Namen schon wie Musik in unserem Ohr erklingen — ziehen, wenn wir sie auch nur erwähnen, an unserem Geistesauge vorüber. Wenn das Weib nach Gottes Absicht die berufene Hüterin der Heiligkeit und Reinheit des häuslichen Lebens ist, so sind wir sicher dem Dichter großen Dank schuldig, welcher die Welt unserer Phantasie mit solch vollkommenen und unvergleichlichen Gestalten bevölkert hat. Freilich brauchen wir weit mehr, als Kunst, weit mehr, als das Höchste, was die Kunst uns geben kann, um uns rein zu erhalten und uns vor der Sünde unserer eigenen Herzen und der Welt, die uns umgiebt, zu bewahren, und es giebt keinen verhängnisvolleren Irrtum, als dies zu vergessen. Ja, wir dürfen von Shakespeare selbst nicht behaupten, daß er jenen Idealen weiblicher Anmut, die er geschaffen, nie untreu geworden ist. Wir haben unwiderliche Beweise dafür — er selbst bringt sie ja bei —, daß es eine Zeit in seinem

Leben gab, welche ihm später innige Reue und schwere Selbstanklage verursachte; eine Zeit, in welcher er, um mit seinen schönen, treffenden Worten zu reden, „seinen eigenen Gedanken den Todesstoß versetzte und das Teuerste billig dahingab“; denn was ist so teuer als Unschuld und Selbstachtung? Auch er war ein Diamant, der nur in seinem eigenen Staub geschliffen werden konnte, und hat, wie so mancher, der ihm nicht gleichkommt, in dem einen Teil seines Lebens solches gethan, was er in dem anderen nur zu bereuen hatte. Aber trotz alledem dürfen wir behaupten, daß in der Seele dessen, der in der Werkstätte seiner Phantasie eine Miranda, eine Imogen gestaltete, eine ständige Freude an dem Reinsten, Edelsten und Schönsten wohnte. Der Schmutz, die Unreinheit fühlt sich nur bei sich selber wohl; sie nährt sich nur von dem Unrat, der ihr allein Behagen giebt und möchte gern auch andere zu solcher Nahrung führen. Von Shakespeare ist jedoch zu sagen, daß er, der eine stattliche Reihe heiliger, reiner, guter Frauen, die in furchtloser Keuschheit durch die Welt gehen, gemalt hat, nur von einem einzigen unzüchtigen Weib, von der Cressida, ein einigermaßen lebensgroßes Bild zeichnete, und zwar nur deshalb, um sie dem Spott und der Verachtung preiszugeben.

Noch in anderer Hinsicht sind wir meines Erachtens in Bezug auf Shakespeare zur innigen Dankbarkeit verpflichtet. Ich meine seine Lindigkeit und Gerechtigkeit, welche er jeder Art von Menschen angedeihen läßt, selbst wenn er zum Gegenteil aufs Stärkste versucht wird. Hierdurch mag er uns wohl etwas zu gleicher Lindigkeit und Gerechtigkeit verholfen haben. Nehmen wir zur Erklärung dessen, was ich meine, ein Beispiel. Shakespeare war ein treuer Sohn von dem England der Reformation, aus dessen Geiste er geboren war. Niemals hätte er werden können, was er gewesen ist, wenn er nicht in der geistigen und sittlichen Atmosphäre der englischen Reformation gelebt haben würde. Er war aber kein gänzlich unbewußtes Erzeugnis seines Landes. Wer England, dieses „Halbparadies“, so liebt, wie er; wer mit solcher Wärme bei seiner ruhmvollen Vergangenheit verweilt, wie er; wer uns die Schläge seines patriotischen Herzens so deutlich fühlen läßt, wie wir es in seinem Bericht über die Schlacht bei Azincourt bemerken, der konnte der Behauptung nationaler Unabhängigkeit, welche die Reformation mit sich brachte, nicht gleichgiltig gegenüber stehen. Wir alle müssen es ja schon verspürt haben, daß wir keinen anderen, als Shakespeare selbst in jenen großartigen Worten reden hören, mit denen er den König Johann die Ansprüche, die ein fremder Priester auf „Zehnten und Zoll“ in dem Gebiete eines englischen Königs erhebt, zurückweisen läßt. Doch obwohl er aus dem Geiste der Reformation geboren war, so finden wir trotzdem, als die Nachwehen jenes mächtigen Kampfes sich immer noch fühlbar machten, wie willkommen es auch einer Menge seiner Zuhörer gewesen wäre, wenn er den stolzen Prälaten, den niederträchtigen Mönch, die unenthaltsame Nonne dem Haß oder der Lächerlichkeit oder der Verachtung preisgegeben hätte, — trotzdem finden wir in seinen Werken keinen einzigen unedlen Zug dieser Art. So oft er Mitglieder irgend eines religiösen Ordens einführt, so sind diese erfüllt von thätiger Nächstenliebe, würdevoll, ernst und fromm. Zählen wir doch unter diese die erhabene, strenge Isabella, die, wenn irgend etwas, die Tugend übertreibt. Die große Selbstachtung des Dichters läßt es nicht zu, daß er in das Geschrei des Pöbels miteinstimmt, mit den Wölfen heult und den Schwachen und Niedergeworfenen einen Fußtritt versetzt. In dieser Hinsicht hat er dazu mitgeholfen, das englische Volk eine Lektion zu lehren, welche es nicht ganz ungenügend gelernt hat. Daß wir hierin die Erklärung dessen, was ich vorhin erwähnte, zu suchen haben, und nicht etwa in einer bei ihm noch nicht ganz erstorbenen Neigung zur römischen Lehre und Praxis, erhellt deutlich daraus, daß er sich genau ebenso gegen die Puritaner verhält. Auch hier kann kein Zweifel darüber bestehen, daß jedes beliebige Maß von Spott und Schmähung den Puritanern gegenüber, welche gerade damals sich fühlbar und verhaßt zu machen anfingen, dem größten Teile der Theaterbesucher jener Zeit sehr willkommen gewesen wären, und daß ihre Eigentümlichkeiten und Extravaganzen zu einem trefflichen Gegenstand der Unterhaltung sich geeignet haben würden. Und in der That haben andere Dichter auch keine Bedenken getragen, sie dazu zu verwenden. Aber abgesehen von einigen flüchtigen, nicht boshaften Scherzen sind die Pfeile seines Spottes niemals gegen sie gerichtet, wie über-

haupt, was wir bei dieser Gelegenheit hinzufügen wollen, niemals gegen irgend eine aufrichtige Äußerung religiösen Lebens. Er kannte zu gut die Gefahr, das Falsche und Wahre der Religion in einem gemeinsamen Tadel zu vermengen; er wußte ja wohl, wie leicht die Verachtung, die dem Falschen gilt, davon abgelenkt werden und das andere, das Wahre, treffen kann.

Die Kritiker des vorigen Jahrhunderts haben an Shakespeare ausgesetzt, daß er, wie sie beklagen, „keinen moralischen Zweck verfolge," daß er „Gutes und Böses nicht gerecht verteile." Nur eine oberflächliche Auffassung der Kunst und des Lebens konnte solche Beschuldigung hervorbringen. Allerdings liegt die moralische Absicht in Shakespeares Dichtung nicht an der Oberfläche, sie drängt sich nicht auf; sie kann und wird dem gedankenlosen Leser leicht entgehen. Aber sie liegt in der Tiefe, wie fast alle die Lektionen, die uns Gott durch unser eigenes Leben oder das Leben anderer giebt. Unter allen Schriftstellern der Welt, abgesehen von den inspirierten, hatte, wie ich glaubte kein einziger so wie Shakespeare die Gabe, eindringlich zu Gemüt zu führen und deutlich sichtbar zu machen, daß die Menschen ernten, was sie gesäet haben, daß das Ende in dem Anfang verborgen ruht, daß früher oder später das Rad sich dreht, und „der Kreislauf der Zeit die Rache mit sich bringt." Wer sonst kann uns so tief und mit einem so feierlichen Schauer, wie er, fühlen lassen, daß die Gerechtigkeit „zögernd, aber nichts vergessend" nach der Weise der göttlichen Racheengel durch die Welt geht? Nimmt er ja doch keinen Anstand, uns zu zeigen, wie selbst vergleichsweise geringe Fehler, wie der der Cordelia ein Gefolge von Leiden wenigstens für dieses Leben nach sich ziehen kann. Gewiß werden wir bei ihm wie in der ganzen moralischen Welt vergebens jene, dem gewöhnlichen Verstande einleuchtende Verteilung der Belohnungen und Strafen suchen, woran manche sich erfreuen. Nicht der Tod, sondern ein Leben in Schuld und Schande ist nach seiner Meinung das schlimmste Übel. Denn oftmals ist der Tod ein sanfter Tod, der göttliche Hieb, welcher manchen verwirrten Knoten durchschneidet, den keine menschliche Kunst mehr zu lösen vermocht hätte. Wenn wir die Fußtapfen Gottes, die Nemesis des Lebens, welcher unser Dichter so sorgfältig nachforscht, erkennen wollen, so müssen wir seine leisesten Winke beachten; denn in ihnen liegt oft der Schlüssel und die Erklärung zu allem. In diesem Punkt erinnert er uns oft, in Ehrfurcht sei es gesagt, an die heilige Schrift: jedes ausdauernde und eingehende Studium, das wir auf ihn verwenden, wird er reichlich belohnen. Laßt mich näher erläutern, was ich sage. Einige wenige flüchtige, scheinbar bedeutungslose Worte in der Eingangsscene des Königs Lear machen uns nur allzu klar, daß Gloster auf die Sünde seiner Jugend, welche in der Gestalt seines unehelichen Sohnes verkörpert vor ihm steht, niemals mit ernstlichem Mißfallen zurückgeblickt hatte, daß er im Gegenteil immer noch mit Wohlgefallen bei dem Gedanken daran verweilt, wie wenn er einen süßen Bissen unter der Zunge hin und her wälzt und lange im Munde behält. Dieser Sohn, dessen ganzes Wesen durch das beständig gegenwärtige Bewußtsein des unvertilgbaren Makels seiner Geburt zernagt, vergiftet und in Galle und Bitterkeit verwandelt ist, wird das Werkzeug seines Unterganges, oder vielmehr giebt die Veranlassung dazu, daß er durch die bittersten Qualen, durch die Vernichtung und Zerstörung seiner ganzen weltlichen Glückseligkeit schließlich zur Buße gelangt. Allerdings diesmal giebt Shakespeare selbst die Moral in den oft, aber sicherlich nicht allzuoft angeführten Worten:

„Gott ist gerecht und macht aus unsern Lastern, die uns erfreuen, das Werkzeug unserer Strafe."

Allein wenn er diesmal die Moral eines Lebens selbst darlegt, so überläßt er es uns sonst hundertmal, sie selbst ausfindig zu machen, ganz so, wie es fast immer die Weise des Buches der Bücher ist, welches gleich Josephs königlicher Garbe mitten im Felde aufrecht steht, indem alle übrigen, auch die besten, vor ihm sich neigen müssen.

Anknüpfend an das soeben Gesagte, laßt mich auch darauf hinweisen, wie die idealen Charaktere von Shakespeares Kunst gleich den wirklichen Charakteren des Lebens niemals still stehen. Sie steigen oder fallen, werden besser oder schlechter und reifen ihrer verschiedenen Bestimmung entgegen. Wir sehen solche, welche ihr Leben zu größerer Klarheit und höherem Adel herausarbeiten, indem sie von ihrem eigenen toten Selbst zu Höherem

und Besserem immer mehr hinankommen. Zu ernsteren Aufgaben des Lebens berufen oder in die Schule der Leiden geführt, lernen sie, sich ihrer früheren Pflichtvergessenheit zu schämen und das Leben als etwas, das mehr ist, wie ein Scherz, aufzufassen; sie nehmen seine Pflichten und Mühen mutig auf sich und lassen Leichtsinn und Eitelkeit, Thorheit und Sünde, worin sie seither ihre Jahre verschwendeten, auf immer hinter sich. Kein Entwicklungsgang ist Shakespeare lieber als dieser, zu keinem kehrt er öfter zurück, als zu diesem. Auf der anderen Seite zeigt er uns die, welche sich durch die Zucht des Lebens nicht ziehen lassen wollen, welche die in die Tiefe ziehenden Versuchungen, die an uns alle herantreten, willkommen heißen und ihnen erliegen. Wir sehen, wie sie immer tiefer sinken, wie sie auch das Gute verscherzen, welches sie einst besaßen, wie das Böse immer mächtiger in ihnen wird, und wie sie aus einer Sünde in die andere fallen. Er zeigt uns, wie Macbeth dem Teufel nachgiebt, der ihm in der gefährlichsten aller Stunden, in der Stunde des Erfolgs, gegenübertritt, und wie er den schlimmen Einflüsterungen des Argen in seinem Herzen Raum gewährt. Dann folgt die entsetzliche Verkettung der Verbrechen, eines bringt das andere mit sich, macht es gewissermaßen notwendig, bis schließlich Trostlosigkeit und Verzweiflung, tiefe, ewige Finsternis das Ende ist. Wo, so frage ich mich beim Lesen oftmals, wo giebt es eine dieser gleichende Predigt über die Notwendigkeit, der Versuchung in den ersten Anfängen zu widerstehen und die Höllenfunken auszutreten, bevor sie den ganzen Lauf des Lebens in Flammen setzen?

Weiter, um nicht von dem zu reden, was Shakespeare geschrieben hat, sondern von dem, was er war, auch dafür haben wir zu danken, daß er bewiesen hat, wie das erhabenste Genie und die vollkommenste Besonnenheit sehr wohl nebeneinander bestehen können. Er hat für immer die Ungereimtheit der Ansicht dargethan, als sei es dem Genie durchaus unmöglich, sich den gewöhnlichen Bedingungen des menschlichen Daseins einzufügen oder sich ihnen freudig anzupassen. Zweifelsohne ist dies dem Genie oft nicht gelungen. Nur zu vielen sind die Gaben des Himmels verhängnisvoll geworden, sei es durch eigene Schuld, sei es durch ein geheimnisvolles Geschick. Das Gestade des menschlichen Lebens hat keine kläglicheren Trümmer, als diese aufzuweisen, und nicht ohne völlige Berechtigung hat ein Dichter unserer Zeit das Facit des Lebens vieler, die vor ihm dahingegangen sind, mit den Worten gezogen: „die mächtigen Dichter starben in ihrem Elend.“ Ja, die mächtigen; aber es sind nicht die mächtigsten von allen. Er, der alle anderen überragt, zeichnet sich aus in all dem, was wir von ihm wissen, durch das schöne Gleichmaß all seiner Fähigkeiten, durch die harmonische Entwickelung seines ganzen Lebens, durch die anspruchslose Einfachheit, so daß er keinerlei Ausnahme, keinerlei Vorrechte auf Rechnung des Genies für sich in Anspruch nahm. In keiner Weise war er excentrisch, in nichts unterschied ihn das gewöhnliche Auge von irgend einem anderen Bürger eurer Stadt; er kaufte und verkaufte in eueren Straßen, stattete seine Töchter aus, legte den Ertrag seiner ehrenhaften Arbeit in wohlüberlegten Ankäufen an, war bereit, das ehrlich Erworbene im Notfall mit der rechtmäßigen Hilfe des Gesetzes zu verteidigen, zog sich von keiner noch so niedrigen Pflicht des täglichen Lebens zurück und wußte doch — denn er mußte es wissen —, daß sein Gedächtnis bleiben würde, so lange die Welt steht.

Bevor ihr heute diese Kirche verlasset, werdet ihr gebeten, Gaben zur Wiederherstellung und Ausschmückung ihres Chors zu spenden, in welchem der Staub Shakespeares — denn so nahe sind wir ihm — sich mit dem gewöhnlichen Staube vermischt. Ich will jeden von euch nur bitten, sich einmal vorzustellen, was England ohne seinen Shakespeare wäre — ein England, in dem er niemals gelebt und gedichtet hätte. Welche Krone würde dann von seinem Haupte fallen! Wie würde es herabstürzen von seinem erhabenen Standorte, welchen es einnimmt als Nährmutter des größten Dichters, den die Welt je gesehen hat und — wir wagen es zu behaupten — jemals sehen wird! Bedenkt, wie viel ärmer jeder von uns in geistiger und fürwahr auch in sittlicher Beziehung sein würde; wie viele der weisesten Aussprüche, der tiefsinnigsten Grundsätze der Lebensweisheit, mit denen das Gewebe unseres Herzens und Geistes durchwirkt ist, wären nicht vorhanden! Wie leer und ausgestorben würde der Bereich unserer Phantasie sein, den jetzt jene

wunderbaren Gestalten voller Kraft, voller Anmut, voller Schönheit, voller Würde bevölkern, jene Wesen, die für uns mehr Wirklichkeit besitzen, als die meisten von denen, welchen wir auf unseren täglichen Wegen begegnen! Erwäget, daß nicht nur wir und die, welche vor uns gelebt haben, dies alles, wovon wir soeben sprachen, verlieren würden, sondern daß damit auch all das Entzücken, all die Belehrung schwinden würde, welche er, so lange die Welt steht, in immer weitere Kreise in dem Maße verbreitet, als die Erkenntnis seiner unnahbaren Größe sich mit jedem Tag unbezweifelter erweist, und als er sich in künftigen Zeiten auf immer breiteren Bahnen des Ruhmes bewegen wird.

Doch genug davon. Reden wir nicht mehr von Menschen. Laßt kein Wort hier gesagt sein, aus welchem gefolgert werden könnte, das Lob und der Ruhm, die Bewunderung und die Ehre, die einem Menschen von seinen Mitmenschen zu teil werden, seien das Höchste und Beste, der krönende Ruhm seines Lebens. Gut ist dieses alles; aber das Beste ist es nicht. Es liegt in der Natur der Sache, daß jener erhabenen Söhne der Erinnerung nur wenige sein können, welche, von ihren Mitmenschen abgesondert, auf den Berggipfeln ihrer einsamen Größe wohnen und von da aus ihre Zeit und die künftigen Zeitalter beherrschen. Nur sehr wenigen kann es zu teil werden, daß ihr Name durch die Jahrhunderte schallt, daß Menschen eine lange Wanderschaft nach ihrer Geburtsstätte unternehmen, die geringfügigsten Nachrichten über sie als etwas unendlich Kostbares sammeln, das unachtsame Zeitalter schelten, weil es so vieles, was sie betrifft und was für uns unschätzbar gewesen wäre, für immer zu Grunde gehen ließ. Nur sehr wenigen kann es zu teil werden, daß man die hundertjährige Wiederkehr ihres Geburtstages feierlich begeht. Alles dies kann als Erbe nur sehr wenigen zukommen. Aber gerade deshalb ist es nicht das Höchste. Denn der gerechte Gott würde niemals das Beste und Schönste, was er zu geben vermag, der Mehrzahl seiner Kinder vorenthalten haben. Das ist nicht das Beste. Das Beste ist das, was jeder sich zu eigen machen kann, mögen seine Gaben nun die größten oder die kleinsten sein: bescheidene Pflichten treulich erfüllen, Christo nachfolgen, sei es auch auf den Wegen der Demütigung, ungesehen von den Menschen, aber gesehen von den Engeln und angenehm bei Gott, und nicht auf Erden, sondern im Himmel eingeschrieben werden, nicht in die Jahrbücher irdischen Ruhmes, sondern in des Lammes Buch des Lebens. Brüder, ich würde mich schuldig machen einer Untreue gegen mein erhabenes Amt und gegen meine Verantwortlichkeit, welche ich niemals außer acht lassen kann, unterließe ich es, euch vor allem daran zu erinnern an dem heutigen Tage, daß Güte mehr ist, als Größe, und Gnade mehr, als Fähigkeiten; daß man nicht auf den Schwingen des Genies zum Himmel schweben kann, sondern daß man zu ihm auf dem steilen Pfade des Glaubens, der Liebe und des Gehorsams emporsteigen muß; daß die glänzendsten Kronen erbleichen müssen, wenn ihr Glanz nur von der Erde, und nicht vom Himmel ist; und daß es nur Eine unverwelkliche Krone giebt, welche Jesus denen verleiht — seien sie nun hoch oder niedrig, weise oder einfältig, Kaiser oder Knechte —, welche ihn geliebt, ihm gedient und gehorcht haben.

Diese Krone haben auch die ernsten und weisen Dichter erlangt, welche die Gaben, die sie von Gott empfingen, in seinen Dienst stellten. Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß einem, der so edel, so zart, so gerecht und so wahrhaftig, wie Shakespeare war, die Gnade, dem Herrn seine Gaben zu weihen, nicht vorenthalten wurde, und daß wir also ein Recht dazu haben, ihn mit Dante, Spenser, Milton jener erhabenen Schar von Dichtern einzureihen, die dichtend und singend ihre Bahn in ihres Ruhmes Glanze ziehen.

Shakespeares genaue, in mancher Hinsicht tiefe Kenntnis der heiligen Schrift und die Energie, womit er an ihren Wahrheiten festhielt, kann niemand in Abrede stellen. Er kannte die tiefe Verderbnis unserer gefallenen Natur, sowie den Trost und die Verzagtheit des menschlischen Herzens, sonst würde er niemals einem Fürsten von untadeligem Lebenswandel ein Bekenntnis, wie das folgende, in den Mund gelegt haben: „Ich bin leidlich ehrbar, was man so zu nennen pflegt; aber trotzdem könnte ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nie geboren. Ich habe so viel Böses in mir, daß ich nicht Gedanken genug habe, um es auszudenken, nicht Einbildungskraft genug, um ihm Gestalt zu geben, und nicht Zeit genug, um es auszuführen."

Er faßte Gottes Plan unserer Erlösung in so liebliche und ausgesuchte Worte, wie sie niemals trefflicher von den Lippen eines nicht inspirierten Menschen fließen können:

„Ach, alle Seelen waren einst dem Zorn des Ewigen verfallen; doch er, in dessen Schuld sie alle sich befanden, er ersann den Plan ihrer Heilung und Erlösung.“

Er hat es den Untadeligsten gesagt, wie sehr sie das unendliche Erbarmen dessen bedürfen, welcher Reinheit bis in den tiefsten Grund des Herzens von uns fordert:

„Was wäret ihr, wenn er, der auf dem höchsten Richtstuhl sitzt, euch richtete nach dem, was in euch ist?“

Wohl bewußt war er sich, daß er von all den wunderbaren Gaben, die ihm anvertraut waren, Rechenschaft zu geben habe; denn er selbst sagt uns:

„Der Himmel braucht uns so, wie wir die Fackeln: wir zünden sie nicht an um ihretwillen; und dienet unsere Tugend nicht dem Nächsten, so ist es gleich, als ob wir sie nicht besäßen.“

Und wieder sagt er uns:

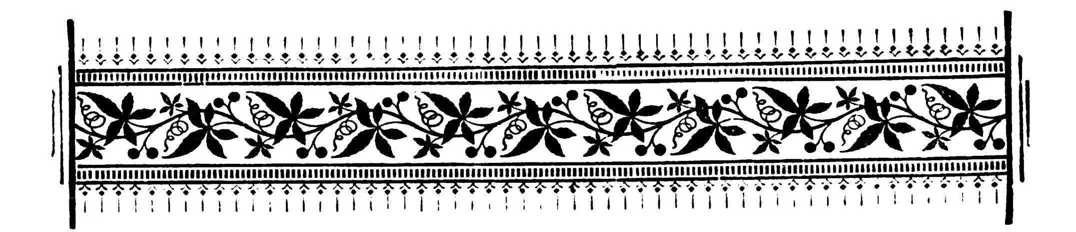
Edle Geister werden nur gebildet zu edlen Zwecken,“

und dabei ist er gewiß sich dessen wohl bewußt gewesen, wie edel sein eigener gebildet worden war, und was dafür von ihm verlangt werden würde. Er wußte aufs bestimmteste, daß niemandes Weisheit dazu ausreicht, „Gott zu umgehen“, und daß für jeden Menschen, mag der Ruf nun früher oder später an ihn ergehen, „Reife alles ist.“

Wer wollte uns überreden, daß Shakespeare dem heiligen Tempel unseres Glaubens, den er mit solch herrlichen Worten gepriesen, fern gestanden hätte, daß er seine Schönheit bewundert, ohne ihn selbst zur Stätte der Anbetung zu machen? Für eine so wahrhaftige und lautere Persönlichkeit, wie Shakespeare nach allem, was wir von ihm wissen, es war, ist es sicherlich kein leeres Spiel mit Worten gewesen, als er in jenem Testamente, das er kurz vor seinem Tode diktierte, vor allem seine Seele seinem Gott befiehlt, und zwar — wie seine eignen Worte lauten —: „in der Hoffnung und in dem festen Glauben, daß ich durch das Verdienst meines Heilandes Jesu Christi des ewigen Lebens teilhaftig werde.“

Möge Gott uns allen dieses verleihen!





Im Fluge durch Italien.

Von

Alfred Schwab.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Nicht weit von der Kirche S. Maria sopra Minerva ist das Pantheon, das einzige in seinen Mauern und Gewölben vollständig erhaltene Gebäude Roms aus der Zeit Hadrians. Wie gut die Alten gebaut haben, beweist außer der Existenz dieses Gebäudes selbst (man denke auch an die Appische Straße) die Dicke der Mauern von nahezu 7 m! An Stelle der geraubten vergoldeten Bronzedachziegel sind bleierne getreten. Während man früher fünf Stufen hinaufschreiten mußte zum Eingang, geht man jetzt sogar ein wenig abwärts. Jetzt ist eine Kirche daraus geworden, vom Volke „die runde Marie" (Maria Rotonda) genannt (es ist ein Rundbau). Von ihr geht das Wortspiel: quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini. Ein Papst aus dem Geschlechte der Barberini, der gegen Gustav Adolf eine Zeit lang so tolerante Urban VIII., ließ nämlich die Hohlbalken von Erz am Dachstuhl abnehmen und daraus die Säulen am Hochaltar von S. Peter sowie!! Kanonen für die Engelsburg gießen. Das Einzigartige aber an dieser Kirche ist die Lichtwirkung. Von nirgends sonst kann Licht eintreten als allein von oben durch die runde Öffnung des Dachgewölbes. Wie von einer zweiten Sonne flutet ein bläulich-weißer Lichtschein herab; der Durchmesser dieser Öffnung ist 9 m. In den Nischen der Rundwand, wo einst die Götterbilder aufgestellt waren (daher Pan-theon für alle Götter), befindet sich jetzt die stets bekränzte Gruft des Victor Emmanuel und auch die Grabstätte des früh geschiedenen Rafael mit der stolzen Inschrift: „Das ist jener Rafael, von dem, so lang er lebte, die (große Mutter der Dinge =) Natur übertroffen zu werden, und als er starb — auch mitzusterben fürchtete." Auch noch andere große Künstler sind hier begraben. Der protestantische Künstler Thorwaldsen hat sich durch ein Denkmal für Kardinal Consalvi verewigt. — Die Hitze an diesem Tage und besonders in diesem Stadtteile, wo keine frische Luft zudringen kann, ist unerträglich geworden. Doch es bleibt mir nichts übrig, als mit dem Sonnenschirm und Trinkbecher bewaffnet über heiße Plätze zu eilen und an der schattigen Häuserfront, selbst ein Schatten der Unterwelt, hinzuschleichen. Wieder flüchte ich mich in die schwülen Hallen der Kunst, in die Galleria Doria, eine der bedeutendsten Gemäldegallerien Roms mit verschiedenen Rafaels und Tizians, Claude Lorrain ꝛc. Nun aber habe ich mein Mittagsmahl wohl verdient und ebenso nach einiger Straßenbummelei auch ein Bad. Schon als ich an der Fontana di Trevi, dem imposantesten Brunnen Roms, der weithin das Rauschen seiner krystallenen Wogen erschallen läßt, vorbei komme, hätte mich's gelüstet hineinzustürzen. Man soll beim Abschied davon trinken, dann ziehe es einen wieder mächtig nach Rom zurück. Da ich's nicht gethan, so verspüre ich auch vorderhand noch keine große Lust zum Wiederbesuch. Nicht weit ist auch die Piazza di Spagna, der Mittelpunkt des Fremdenviertels — und ich Fremder kam erst nach fünf Tagen hierher! Nicht ungeschickt ist

für diese Fremden auch das nahe Collegio di Propaganda Fide angebracht — eine 1622 gestiftete Anstalt zur Ausbildung von Missionaren aller Nationen. Ziemlich nahe dabei erhebt sich die zur Verherrlichung und Bekräftigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariä 1854 errichtete Säule der Immacolata.

Den Schluß des Tages mache ich mit dem Forum Romanum und dem Palatin. — Das Forum war schon in uralten Zeiten der Mittelpunkt des Städtchens, hier haben sich alle großen Szenen der kleinen Republik abgespielt — doch es sei ferne, eine Geschichte dieses Platzes und seiner Ruinen geben zu wollen. Die jetzige Anordnung der Bauten stammt aus Augustus Zeiten. Von der damaligen Pracht an Gold und Erz und Marmor, die hier an allen Gebäuden wetteiferten, können wir uns keine Vorstellung machen. Noch sechs Jahrhunderte dauerte solche Pracht, dann aber begann ein wahrer Vernichtungskrieg gegen alles Heidnisch-Antike, der außer dem Anschein eines frommen Werkes auch irdischen Vorteil gewährte: aus dem Marmor, den man nicht erst im fernen Gebirge zu brechen brauchte, brannte man gemütlich Kalk, Kirchen und andere Bauten bezogen hier ihre Säulen und nachdem das Beste ausgenutzt war, als der Steinbruch und die Kalkbrennerei abgewirtschaftet hatten, machte man darüber die Überschrift: Hier kann Schutt abgelagert werden. Diese Schicht wurde stellenweise 13 m hoch. Die Bauern stellten hier ihre Ochsen- und Büffelgespanne ab und der Städter nannte diese wüste Fläche: Kuhacker! Ehemals Forum! Endlich kam die brennende Reue über solche Missethat. Die Sünden der Väter, die hier schichtweise abgelagert waren, mußten wieder abgetragen, aufgewühlt werden — so gebot es die Ehre der ewigen Stadt. Zur Betrachtung dieses Platzes mit einer solchen Geschichte gehört nicht die grelle Beleuchtung der Nachmittagssonne, die ich ja nur zum Einzelstudium wählte, sondern das fahle, melancholisch traurige Mondlicht. Hier gewinnen die Ruinen etwas Geisterhaftes, seufzend streicht der Wind durch die Hallen und erzählt uns eine lange Schmerzensgeschichte. Da ragt von ferne riesenhaft das Kolosseum auf, das dem Begriff „kolossal“ das Leben gegeben: das größte Theater der Welt und an Großartigkeit gleich nach den Pyramiden rangierend. Zahlen sind hier umsonst, sie geben keinen Begriff, nur daß 87000 Zuschauer darin Platz finden konnten sei gesagt. Es war die Kraftprobe des römischen Imperiums und steht jetzt noch da, freilich nur zu 1/3, aber unerschüttert im Fundament, „denn wenn das Kolosseum fällt, wird Rom fallen und mit Rom fällt die Welt,“ so lautet ein Spruch aus dem Mittelalter. Allerdings, wenn man an den Zweck dieses Baues denkt, so muß unsere anfängliche Bewunderung in Entrüstung und Abscheu umschlagen. Hier floß das Blut von Menschen, Gladiatoren und christlichen Märtyrern in Strömen gleich dem von wilden Tieren, die in Käfigen unterhalb des Baues aufbewahrt wurden. Hier ertönte der entsetzliche Ruf: Ave Caesar, morituri te salutant! Welch ein Volk, das an solchem blutigen Anblick seine Weide und Erholung suchte und fand, was für Kaiser — auch der menschenfreundlichste Titus, unter dem es vollendet wurde — die sich zu Ehren das geschehen ließen und ihren Unterthanen eine solche Bildung boten! Es ist nur ein Wunder, daß die allgemeine Verrohung der Sitten nicht zu schauerlicheren Ausbrüchen und Zuständen führte, als uns aus diesem „goldenen“ Zeitalter von Tacitus, Seneca, Juvenal berichtet wird. So ist das Symbol römischer Größe auch zugleich das seiner brutalen Roheit, von der Weltherrschaft und Waffenmacht getragen; denn mit Humanität lassen sich keine Weltreiche dieser Art gründen. Auch dies Gebäude hat man als Steinbruch benutzt, nachdem es den römischen Baronen einen Zeitlang als Festung gedient hatte. — Unser Blick lenkt sich weiter auf die verschiedenen Triumphbögen, siegreichen Kaisern zu Ehren errichtet. Am Interessantesten ist der des Titus, zur Erinnerung an den Sieg über die Juden und der Zerstörung Jerusalems, ein Relief, den Kaiser auf dem Viergespann, die gefangenen Juden, den Tisch mit den Schaubroten und dem siebenarmigen Leuchter darstellend. Weiter der Triumphbogen des Septimius Severus, zur Erinnerung an dessen Sieg über die Feinde des Reiches im äußersten Osten, die Parther und Araber, mit ähnlichen Reliefs; zuletzt der Siegesbogen Constantins, errichtet nach dessen denkwürdigen Sieg über seinen heidnischen Nebenbuhler, worauf er sich für das Christentum entschied und der erste christliche Kaiser wurde. Auch

zerfallene Tempel aller möglichen Götter — des Kastor und Pollux, des Saturn, der Faustina, der Venus und Roma, letzterer der größte und prächtigste unter allen, zeugen von einer schöneren blühenden Vergangenheit. Es ist unmöglich und auch für Nichtfacharchäologen ohne Interesse, auf das Einzelne da einzugehen. Erschütternd bleibt immer der Gesamteindruck dieser aus dem Schutt hervorgezogenen Trümmerwelt, die sonst in ewige Nacht der Vergessenheit versunken wäre. Wir fragen uns, wie wird's einst auch in 1000 und 2000 Jahren mit unsern Bauten und Kirchen aussehen? Auch welterschütternde Ereignisse ganz abgerechnet! zumal da wir nicht so gediegen und gründlich bauen wie diese Meister aller Baukunst?

Ich begebe mich noch auf den nahen Palatin, um hier im Grunde dasselbe Schauspiel zu genießen. Hier war der Lieblingswohnsitz der vornehmen Welt, der Geld- und Geistes-, der Geburts- und Beamtenaristokratie. Hier wohnten Varo und Hortensius, hier war die Residenz der ersten Kaiser Roms. Am besten erhalten ist da noch das Haus der Livia mit schönen Wandgemälden von Szenen der Mythologie. Man hat immer, auf der Höhe des Palatin wandernd, herrliche Aussicht nach allen Seiten und gute Luft; hier war auch ein Stadium zum Wettrennen gut angebracht. Ich nehme Abschied von dieser Trümmerstätte, mein letzter Gang in Rom gilt der Kirche Pietro da Vincoli. Hier ist Michel Angelos berühmte Moses am Grabmal Julius II. zu sehen, wie er über die Abgötterei der Juden ergrimmt von seinem Sitze aufspringen will. Es ist allmählich Nacht geworden, und mit dem Ave Maria werden ja auch die Kirchen geschlossen. So ist auch für mich der Schluß gekommen. Doch nachdem ich zu Abend gespeist, kann ich mir's nicht versagen, noch einmal im Mondenschein das Forum zu beschauen und meine Betrachtungen über das Erlebte dabei anzustellen: Nicht nur hier an diesem Orte zu dieser Zeit, sondern überhaupt ist Rom eine ernste, fast allzuernste Stadt, durchaus keine Stadt zur Erholung; sie erfordert ernstes, unablässiges Studium und auch Vorstudium. Man sieht eben nur soviel an dieser Stadt, als man bereits an geistigem, künstlerischem und religiösem Interesse mitbringt und je mehr man davon hat, um so mehr wird man sehen und lernen — ja man wird nie auslernen an Rom, man mag einen Monat oder ein Jahr oder zehn und zwanzig Jahre dort sein. Das ist das Große an dieser Stadt! Jeder findet da etwas und immer was Neues.

Offen gestanden, ich war sehr ermüdet, nicht bloß von den physischen Anstrengungen (des steten Pflastertretens und Salonbummelns und der ausgemergelten heißen Luft, die von dem Tuffsteinboden ausstrahlte — dazu herrschte noch die Fieberperiode), noch mehr war ich abgespannt und gedrückt von der ernsthistorischen Physiognomie dieser Leichen- und Ruinenstadt. Froh bestieg ich deshalb am Samstag, den 7. September, den Schnellzug nach Neapel. Es ist ein sonniger Morgen wie immer; der Zug ist voll besetzt, die Fahrt beginnt um $^1/_4$9. Links und rechts zeigen sich lange die Bogenreihen antiker Wasserleitungen, ganz links in der Ferne die Sabiner- und Albanerberge. Wir fahren durch ein Stück öden (durch die Sonne) abgebrannten Landes, immer noch die alte Campagna. Endlich biegen wir von der Küste ab in ein schönes Hügelland mit Weinbergen, in das Thal des Sacco und Liris, eine reizende Gegend. Anagni, der Geburtsort des größten aller Päpste nach Gregor VII.: Innocenz III., Aquino, die Heimat Juvenals, des beißenden Satirikers und — welch ein Kontrast — des Doctor angelicus, des frommgläubigen Dogmatikers Thomas von Aquino, der jetzt durch den gegenwärtigen Papst zum Normal- und Modedogmatiker der römischen Kirche geworden ist. Zuletzt Monte Cassino hoch auf dem Berge, wo 529 Benedict zum Segen der Kirche und der Wissenschaft sein Kloster gründete — jetzt ist ein Seminar droben. Wir treten nun ein in das Gebiet des Volturno und seine Ebene, eine der fruchtbarsten Gegenden Europas, wo man im Jahre schon zweimal Getreide ernten kann, abgesehen von den reichen Weinberg- und Baumpflanzungen. Der Mittelpunkt dieser Gegend ist — man begreift's — das ob seiner Üppigkeit gleich Tarent berüchtigte Capua, ein zweites Sybaris im Altertum. Mittag ist vorbei und eine lästige Hitze hat sich in dem überfüllten Wagen eingestellt, gesteigert durch einen feinen weißen Staub, den der Bahnzug mit sich reißt, besonders an Straßenübergängen. Wir befinden uns eben jetzt schon im

Bereich des Vesuv und seiner Auswürfe an Asche und Ähnlichem, dazu hat eine, Monate dauernde Trockenheit und Hitze — hier beginnt schon diese Art Tropensommer mit ewig heiterem Himmel — den Erdboden in Staub aufgelöst, der in die Augen und alle Ritzen und Falten dringt.

Endlich schlägt die Stunde der Befreiung, nach $5^1/_4$stündiger Fahrt sind glücklich 250 km (= München—Marktbreit) zurückgelegt. Ich befinde mich auf dem Boden von Neapel.

In der That! Hier ist eine andere Welt! Das gerade Gegenteil der römischen. Und das ist's ja, was ich suche und brauche, um mich von Rom zu kurieren. Hier ist alles Leben, sprudelndes, lachendes Leben, nicht eine Spur toter Vergangenheit, ernst und finster mahnender und dozierender Geschichte. Und vor allem welch eine Luft empfängt mich, als ich dem Hafen zu nach meinem Bestimmungsort fahre; fast muß ich — von Roms Luft verweichlicht und in der Eisenbahn erhitzt — fürchten, mich zu erkälten, so kräftig frisch ist die Seebrise, die beständig etwa von 10 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags vom Meer gegen das heiße Land zu weht in der warmen Jahreszeit. Auch der Typus des Volkes ist ein anderer, dem entsprechender: kräftige, derbe Gestalten, munter und gewandt — wie klettern doch die Hausierer auf den Trittbrettern der Pferdebahnwagen mit samt ihren Waren so sicher herum, springen katzenartig ab und auf, wenn ein anderer auf dem zweiten Gleise entgegenkommt. Da sieht man kein bleiches, schwindsüchtiges Gesicht, keine abgehetzte, müde Physiognomie, da scherzt und singt und springt und schwatzt alles in heiterster, lebensfroher Stimmung — und wer nicht mitthut, ist sicher kein Neapolitaner. Also in einer solchen Umgebung befinde ich mich von nun an, hier beginne ich wieder neu aufzuatmen. Ich steige nun hinan — wie Genua erhebt sich auch N. amphitheatralisch vom Meere aus — um das mir empfohlene Logis aufzusuchen — es ist das erste, das ich unter den im Plane schon bestimmten, und mir empfohlenen, nehme und ich bin auch mit keinem so außerordentlich zufrieden gewesen wie mit diesem. Ich fühlte mich hier zu Hause — auch aus dem Grunde, weil man hier am ehesten Heimat und noch vieles andere auf die müheloseste Weise vergessen kann, ja fast vergessen muß — es wäre Unrecht gegen diese auserwählte paradiesische Gegend, noch auf dem sonst wohlbewährten Grundsatz zu bestehen: In der Heimat ist's am schönsten. Ich habe mich durchgefragt und habe die Höhe erstiegen! Wie ein Schloß thront mein neues Heim, um so mehr ein Heim zu nennen, als man da gut deutsch spricht und auf gut deutsch bedient wird, und es sind sogar Glaubensgenossen. Mehr konnte ich nicht erwarten. Zwar ein Zimmer mit der Aussicht nach dem Meere bekam ich nicht — diese Seite war schon besetzt — aber ein hohes, kühles, schattiges mit dem Ausblick auf das Kastell — es erinnert mich ganz an die Würzburger Festung, — das an demselben Berge, aber ziemlich viel höher sich erhob. Alles nach Wunsch. Besser hätte ich es mir nicht einmal träumen lassen können. Vor allem wird einmal gründlich Toilette gemacht, und dann doppelt verjüngt mache ich mich auf die Wanderung. Ich hätte fast meinen Magen vergessen — man vergißt hier alles und was man am meisten nötig hat: ja sich selbst, über dem Paradiese das vom Meer her und von den Bergen und vom Himmel herabschimmert — ich habe seit Morgen nichts Vernünftiges mehr zum Munde geführt; ich steige die Stufen des Berges hinab, um mich gleich in das ärgste Straßengewühl zu stürzen — da muß es gewiß auch das Beste geben. Richtig! Da in der Chiaia — nach dem Toledo die belebteste Straße — ist ein schattiges Ristorante e Riposo und hier bekomme ich, was mein Herz begehrt, sofort. Hier habe ich auch — als an einem günstig gelegenen Ausgangspunkt für meine Unternehmungen, zumeist zum Mittag gegessen, zum Abend gespeist. Gestärkt begebe ich mich nun in das Straßengetriebe, um das Terrain zu rekognoszieren. Hier scheint die ganze Bevölkerung beständig auf den Beinen zu sein, ein solches Wogen ist auf den Straßen — wen litte es auch da zu Hause? Auf der Straße suchen die meisten ihren Erwerb durch Anbieten von Waren, Musizieren. Ich schlendere so durch die Straßen weiter, um dies noch nie gesehene Leben in aller Muße zu genießen. Je mehr es gegen Abend wird, um so betäubender der Lärm und verwirrender das Gedränge. Jetzt werden durch die Straßen

ganze Herden von Ziegen getrieben, um an dieses oder jenes Haus ihre Milch abzugeben. Es ist Abend geworden und nun ist's wie ein großer Volksauflauf. Ist doch heute der 8. Sept., der Tag Mariae Geburt, vorzufeiern. Ich komme jetzt in den hell beleuchteten Toledo zurück. Überall werden Trompeten ausgeboten und fast die Hälfte der Leute tutet gleich Kindern, daß es durch die Ohren gellt: ist das eine Freude für die Leute; nur die Fremden machen nicht mit! Es ist aber kaum mehr recht vorwärts zu kommen. Erwartungsvoll staut sich die Menge am Ferdinandsplatz, der besonders beleuchtet ist. Ich habe keine Lust hier stehend zu verharren und in aller Gemütlichkeit mich etwa bestehlen zu lassen. Ich gehe weiter und zwar in der Richtung auf die Hafenanlagen zu, an deren Ende die Kirche S. Maria del Piedigrotta das Ziel aller Strebenden ist. Zu einem Kirchenfest gehört natürlich ein Jahrmarkt. Alles mögliche Essen und Spielzeug wird da ausgeboten. Dort dominiert vor allem die Straßenjugend im Besitz aller möglichen Ohrmarterwerkzeuge, und nun erreicht der Lärm seinen Höhepunkt. Man begrüßt sich gegenseitig mit solchen Lärminstrumenten, ganze Banden, von einem kecken Burschen angeführt, ziehen umher und singen und tanzen dazu: alles zu Ehren der Maria! Ich habe keine Lust, weiter dies Schauspiel zu verfolgen. Langsam kehre ich um und finde auch in der mondhellen Nacht allmählich wieder den Aufstieg zur Rampe Brancaccio. Noch lange tönt der nächtliche Lärm, von dem die ganze Stadt vom Golf bis zum Vesuv wiederhallt — auch Kanonenschüsse dürfen nicht fehlen — leise in mein Zimmer, wo ich endlich einem wohlthuenden Halbschlummer erliege.

Ein neuer Tag, Sonntag der 8. Sept., ist endlich erwacht. Aber der Lärm der Nacht hat sich nicht erschöpft, sondern schlägt, wenn auch mit matterem Pulse weiter herauf zu mir. Der Neapolitaner überbietet den Römer hierin bei weitem: er ruft nicht seinen Kram aus, sondern er brüllt ihn aus mit einer Art tierischen Wohlgefallens an seiner gewaltigen Stimme. Das ist wahrlich kein Sonntagsmorgen, wie er in Schäfers Sonntagslied mit echt deutscher Innigkeit uns geschildert wird! Das giebt's hier niemals. Nicht einmal das Gedicht würde der Neapolitaner verstehen — denn feiern heißt bei ihm nicht still ruhen mit Leib und Seele, sondern Lärm schlagen, essen, trinken, tanzen, singen, spielen, so auch am Sonntag. Nachdem ich bei meiner Wirtin ein trefflich mundendes Frühstück eingenommen, gehen meine Gedanken nach dem deutsch-evangelischen Gottesdienst. Doch da er erst um $^1/_2$10 beginnt, so habe ich noch die passende Gelegenheit, in einem Seebade mich zu erfrischen. Das war freilich schöner eingerichtet als in Genua. Ich schwamm auch gleich ins offene Meer, doch nicht zu weit, denn immer drängte sich mir die Wahnvorstellung auf — ich war allein in dieser Partie — es möchte irgend ein hungriger Hai hereinschießen und Lust nach meinem Fleisch spüren. Übrigens ist oder war der Wellenschlag so gering, daß man getrost sich ins Weite wagen konnte. So gestärkt begebe ich mich zum Gottesdienst und finde mich mit 60—90 anderen Andächtigen in dem würdigen Raum zur Andacht ein. Prediger ist Herr Trede an der Piazza dei Martiri, der in der theolog. Welt berühmte Verfasser des umfangreichen Werkes über: „Heidentum in der römischen Kirche", wozu er eben in seiner Stellung hier gewiß genug Gelegenheit hatte, schwer belastenden Stoff anzuhäufen zu einer Art Scheiterhaufen für den religiösen Kultus spezifisch in Unteritalien. Ich bin deshalb nicht bloß andächtig, sondern auch theologisch sehr gespannt und bin auch recht erbaut gewesen von seinen Worten; wenn sie auch sehr allgemein sich hielten — er dachte gewiß mehr an sein Publikum als an seinen Text — so kamen sie doch aus dem Inneren seines Herzens und fanden deshalb auch den Weg dahin bei den Zuhörern. Ich habe verzichtet, den gelehrten, schon ziemlich alten Herrn zu interviewen, denn wenn jeder Fremde, der mal hierher kommt, in seiner Selbstwichtigkeit und Freude das thun wollte, hätte der Gelehrte keine Zeit gehabt, sein großes Werk zu schreiben und manches andere dazu. Ich wollte nun das Nationalmuseum besuchen, mußte aber unverrichteter Dinge umkehren, da es — des Feiertags!! wegen geschlossen war; den merkte man aber allein hier, sonst nirgends. Dann versuchte ich's, mir ein Billet für den Vesuv bei Cook zu verschaffen, auch da zu spät; doch erfuhr ich, daß die Fahrt dahin nicht wie immer bisher Morgens, sondern erst Mittags beginnt. Da bleibt mir allein noch Pompeji für

den Nachmittag übrig. Ich fahre auf den Bahnhof zu und speise dort in der Nähe zu Mittag. So gut hat mir's lange nicht geschmeckt; denn dieses Mahl war gewürzt durch einen unerwarteten musikalischen Genuß. Kamen da zwei einfach gekleidete Mädchen, ein älteres und ein jüngeres her mit ihren Musikinstrumenten (Guitarren) und spielten, und welch glockenhelle, kräftige Stimme begleitete die Finger! Die Gäste gaben ihre Soldi, der Wirt ein Glas Wasser zum Lohn und dann zogen sie nach einem andern Restaurant. Das ist so in Neapel Sitte zu speisen: alles mit Lied und Gesang. Aber merkwürdig! Es geht mitten in dieser herrlichen, heiteren Natur durch diese Lieder ein schwermütiger Ton, als wollten sie sagen: Ach laßt uns heute leben und lieben dies köstliche Leben, Tropfen für Tropfen es schlürfen, jede Sekunde dieses paradiesischen Traumes ausnützen auskosten! denn morgen, du Thor! ach morgen könnte Todesnacht uns umfangen! Und noch eines: gegenüber der schönen großen Natur, die uns auf allen Schrittten umgiebt, und wir alle gleich klein und arm. Nirgends als in Neapel geht so ein demokratischer Zug brüderlicher Gleichheit und Zusammengehörigkeit durch das ganze Leben. Der Neapolitaner ist gleich ohne viel Umstände mit jedem Duzfreund und wir lassen uns das gefallen. Es liegt in dieser ganzen Lebensart und Anschauung eine starke Poesie, gegen die die ausgemergelte Berufsprosa und fade Alltäglichkeit unserer konventionellen Scheinexistenz stark absticht.

Das waren ungefähr meine Gedanken und Empfindungen bei Betrachtung dieses Lebens in Neapel. Doch ich will jetzt endlich einsteigen in den Zug nach Pompeji. Er geht zwar 20 Minuten früher ab als nach meinem Fahrplan — man ändert hier alle Monate — aber dank meiner bewährten Reisegewohnheit $1/2$ Stunde vor Abgang auf dem Perron präsent zu sein, versäume ich ihn nicht; sonst wäre das heute der dritte Streich oder dritte Strich durch meine Rechnung gewesen. Die Fahrt am Meer entlang ist köstlich und wird durch keine Tunnels gestört. Wie immer am Feiertag, ist freier Eintritt. Ich betrete die Schauerstätte. Eine Art zweites Sodom. Einst ein Leben blühend in allen Sünden — dann plötzlich die Asche vom Vesuv daraufgestreut und es ist erstickt. Schon 63 nach Chr. hatte der Vesuv gespuckt und gewarnt. Schöner und herrlicher noch baute man das Zerstörte wieder auf in großem Styl. Man war noch nicht fertig damit (s. „Die letzten Tage von Pompei"), nach 16 Jahren, als am 24. August 79 die furchtbare Katastrophe eintrat, der auch der große Naturforscher, der ältere Plinius zum Opfer fiel. Der größte Teil konnte entfliehen. Der lockeren Aschendecke hat man an Kostbarkeiten und Marmor soviel entzogen, als nur möglich war; dann verließ man die ausgeraubte Trauerstätte, die weitere Ausbrüche des Vesuv noch mehr verschütteten. Im Mittelalter blieb Pompeji ganz verschollen. Erst 1758 lenkten zufällige Funde die Aufmerksamkeit auf die Trümmerstätte; aber nur auf Statuen und Wertgegenstände hatte man es abgesehen. Erst hundert Jahre später ging man an die planmäßige Ausgrabung. Erst $1/3$ liegt jetzt offen. Man geht jetzt wieder in den Straßen dieser Stadt spazieren; freilich haben sie sehr hohe schmale Trottoirs und zwei Wagen konnten jedenfalls mit Mühe einander ausweichen. Die Gleise auf dem Lavapflaster sind sehr tief, rinnenartig, die Häuser recht leicht gebaut; dort baute man nicht wie in Rom für tausend Jahre, sondern nur für hundert. Leider sind jetzt die Mosaiken und Malereien aus denselben in die Museen entfernt; doch ist's vielleicht gut für das Publikum; denn sie hatten einen derb naturalistischen Charakter. Das bedeutendste ist entschieden das **Museum**, welches die Gipsabgüsse von fünf Leichen enthält, darunter auch die von Haustieren und Geflügel. Die Asche, in der jene Unglücklichen erstickten, wurde allmählich zu einer festen Kruste, während die Fleischteile verwesten und nur die Knochen übrig blieben. Der so entstandene Hohlraum wurde nach Entfernung der Knochen ausgegossen mit Gips und giebt so ein getreues Bild der Haltung des Körpers und der Gesichtszüge. Ein sehr ernster Anblick, dieser Moment des Todes. Doch verraten die Züge nichts von einem schmerzlichen Todeskampfe, sie sind z. T. sogar stumpfsinnig. — Wir sehen das große und kleine Theater, das Forum, die Markthalle, verschiedene Tempel, vornehme Privathäuser, die Thermen mit frigidarium, tepidarium, caldarium, Marmorwanne, Kohlenbecken, verschiedene

Tempel und zuletzt begeben wir uns in die Gräberstraße, die zugleich landschaftliche Reize von hohem Grade besitzt. Dort hatte auch — ich weiß nicht wie unter die Grabmäler plötzlich diese Villa kommt — Cicero sein Landhaus. Das letzte Haus ist die Villa des Diomedes. Hier fand man allein 18 Leichen von Frauen und Kindern welche mit Lebensmitteln versehen unter dem festen Gewölbe Schutz gesucht hatten. Doch die Armen suchten zu spät die Thüre des Hauses zu gewinnen, nachdem die feine Asche auch hier eindrang. Sie verhüllten ihr Haupt in namenloser Verzweiflung und ließen langsam lebendig sich begraben. Auch der Hausbesitzer verunglückte vor der Gartenthür mit dem Schlüssel in der Hand, neben einem Sklaven mit Geld. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, das man bei solcher Wanderung durch untergegangene Wohnstätten hat, und immer sieht man den dampfenden Gipfel des eigentlichen Missethäters von weitem finster hereinragen. Wir machen den Schluß, indem wir über noch unausgegrabenes Schuttfeld das nahe Amphitheater mit Raum für 20000 Zuschauer aufsuchen; jetzt tummelt sich in der Arena statt wilder Tiere eine wild lustige Jugend. Damit verließen wir den Bereich der ausgegrabenen und ausgestorbenen Stadt, um zur Bahnstation zurückzukehren. An der Station waren wir Zeugen einer aufregenden Scene. Lange warteten wir auf den verspäteten Abendzug. Endlich tauchen in der Ferne seine Lichter auf, aber im selben Augenblick zeigt sich ein dunkler Körper auf dem Bahngleise. Der Stationsvorstand springt vor, um noch im letzten Moment die unglückliche Person hinwegzureißen. Mit der Nachtzeit treffen wir in Neapel ein und verabschieden uns. Ich speise dann noch zu Abend meine Maccaroni und zwar wieder mit Musikbegleitung.

Montag, den 9. Sept. eröffnet wieder ein Meerbad — ich ließ keinen Tag in Neapel vorübergehen ohne eine solche stählende Kur — dann machte ich mich auf, die reichen Schätze des Nationalmuseums in Augenschein zu nehmen. Früher war das Gebäude eine Kaserne, dann eine Universität und jetzt ist es eine der ersten Sammlungen der Welt, besonders wegen der pompeianischen Altertümer und der vom nahen Herculanum. Es ist unmöglich aufs einzelne einzugehen, wie Büsten, Gemälde, Münzen, Vasen, Skulpturen. So ist der Mittag für mich herangekommen. Und damit die Zeit zur Fahrt auf den Vesuv, die interessanteste Episode der ganzen Reise. Der Wagen der Cook'schen Reisegesellschaft faßt vier Insassen, ein recht internationales Publikum: einen Österreicher, eine Französin, Schriftstellerin eines Pariser Journals, und einen Piemontesen. Französisch wurde zur Unterhaltungssprache erwählt. Wir fahren durch die ganze Stadt, die gar kein Ende nimmt, — es schlingt sich ja um die ganze Bucht von Bajä Pozzuoli — — Castellamare und Sorrento ein einziger ununterbrochener Kranz von Städten und Villen — und es ist schwer zu sagen, wo Neapel aufhört und seine Vorstädte anfangen, — sie hören erst auf, wo der Aschenberg menschlichen Wohnungen keinen festen Grund und keine Sicherheit mehr gewährt. Jetzt beginnt das Viergespann seine Auffahrt. In den üppigen Weinbergen, die zur Seite uns umgeben — baumartige Gewächse — glühen die Lacrimae Christi — ein feiner Aschenstaub, den der Wagen aufwirbelt, benimmt uns öfter den Atem. Doch das hindert nicht eine Bande von lustigen Musikanten uns im Staube zur Seite zwischen den hohen Mauern und dem Wagen mit ihren Künsten die irdischen Mühen vergessen zu machen und höflich empfangen sie des Sängers Lohn. Noch weiter folgen uns Betteljungen, noch höher andere Schwindler mit allen möglichen Anerbietungen, die abzuschütteln uns nur zu viert mit vereinter Kraft gelingt. Jetzt sind wir bei der Eremitage angelangt, da ist nicht bloß die Luft erträglicher, sondern auch die Aussicht umfassender geworden, und wir geben uns mit wachsendem Entzücken und Staunen dem stets sich erweiternden Panorama hin. Die Weinberge und Baumpflanzungen zu beiden Seiten hören jetzt auf und vor uns sehen wir die riesenhaften Schlacken- und Lavafelder. Das 676 m hohe Observatorium steht auf einem Felsenvorsprung dieses Bergrückens, an dem sich anno 72 die gewaltigen herabfließenden Lavamassen in zwei Strömen nach rechts und links teilten. Und nun beginnt die von der Gesellschaft angelegte Straße nach der auch von ihr angelegten Drahtseilbahnstation. Doch die Ausbrüche und Abflüsse vom Juli dss. Js., infolge deren tausend Bewohner schon hatten flüchten müssen, gestatteten nicht, mit dem Gefährt bis dahin zu gelangen.

Also mußten wir dahin auf Mauleseln reiten. (So lernte ich wohl oder übel die edle Reitkunst aus dem Stegreif, und fühlte mich bald stolz und sicher hoch zu — Esel!) Es ging nun bergauf und bergab oft sehr steil über glühende aber bereits erstarrte Lavamassen, die oft eine Backofenglut ausstrahlten, welche nur durch schnelles Darüberreiten auszuhalten war. Am wenigsten waren die phlegmatischen Tiere dadurch befremdet; mit der Französin ging's am allerübelsten; kaum brachte man sie nur recht in den Sattel und als das endlich unter mehrmaligem Zusammensinken des Eseleins gelungen war, schaffte man die schwere Person nur mit Hilfe einer Eskorte von zwei Mann rechts und links vorwärts. Endlich nach dem 1/4 stündigen „kühnen" Ritt hatten wir die unterbrochene Straße erreicht, wo uns ein leichtes Gefährt vollends hinaufführte, dann setzte sich auch die Drahtseilbahn in Bewegung, um uns 400 m höher zu heben bei einer Länge von 820 m. Aber nun begann erst das Abenteuer; zum ersten mit den aufdringlichen Führern, die ich mit energischem basta abwies. Dennoch folgten sie einem den schmalen Fußweg zur Spitze nach, ihr trop de danger wiederholend, das wir ihnen mit ungläubigem Lachen wiedergaben; umsonst! jetzt hörte auch der Pfad auf, und man hatte keinen festen Boden mehr unter den Füßen, sondern stampfte sich recht ermüdend, ähnlich wie in ungebahntem Schnee, — in der lockeren heißen Asche aus der jetzt auch schweflige Dämpfe aufstiegen, in die Höhe. Zur Ehre Deutschlands will ich's sagen, daß ich unter den vier Nationen als der erste an dem Rand des Kraters anlangte. Dann kam Piemont — der österreichische Landsturm und! à la tête de la civilisation zuletzt auf einer Tragbahre die gelehrte reiche Französin, der hier ihr Embonpoint sehr wenig zu statten kam — doch sie kam gar nicht bis an den obersten Rand, sondern hatte schon übergenug von dem Schwefeldampf unterhalb zumal, als der Riese über die mutwilligen neugierigen Besteiger seines Rückens ein leises Brummen und Knurren vernehmen ließ und die Führer diese Gelegenheit benutzten, um ein imponierendes avanti! marsch weiter! uns zuzurufen, das uns in ihre rettenden Arme treiben sollte, falsch gerechnet! Wir blieben lange oben und weideten uns an dem jähen Kontrast zwischen der paradiesisch majestätischen Landschaft zu unsern Füßen und dem höllisch schwarzen Abgrund neben uns, der seine giftig heißen Dünste uns zu Zeiten ins Gesicht stieß. Mund geschlossen! hieß es in solchen Augenblicken und abwarten, bis ein Luftzug von entgegengesetzter Seite Atem zu schöpfen gestattete. Glücklicherweise hielt der über die Breite der Krateröffnung herüberwehende Luftstrom nie lange an, — sonst hätte man ersticken können im Schwefel — sondern wurde mit fast mathematischer Regelmäßigkeit innerhalb 1/4 Minute von einem frischen Meerwind abgelöst. Also nur mit angehaltenem Atem z. T. war dieses Panorama zu genießen! Jetzt ging auch die Sonne unter hinter Ischia, während unter uns schon alles im Schatten lag. Gewiß hätten die lebhafteren Lichter des vollen Tages den Farbenreiz des Landschaftsgemäldes noch erhöht; immerhin war's auch so einzigartig genug — unbeschreiblich; wer's nicht gesehen dies leuchtende Meer, den Golf umkränzt von Häusern und Städten von einem Ende zum andern, Ischia — Capri, dem kann man auch nicht die Vorstellung davon beibringen. Zu sentimentalen Betrachtungen freilich wie auf dem Rigi und anderen Gipfeln ist hier kein Raum — denn es darf hier nie die kluge Vorsicht das Regiment verlieren, man muß beständig um sein Leben kämpfen resp. nach Luft schnappen, soviel möglich ist. Endlich wird's auch dem Riesen zu lang. Ein Donnern und Zittern wie aus den tiefsten Erdenschlünden dringt an unser Ohr, und wir folgen seinem wohlgemeinten Warnungssignal; denn wer weiß ob er heute abend guter oder böser Laune ist? Dazu brennt uns allmählich der heiße Boden unter den Füßen. Einst grünten Wiesen auf seinem Gipfel und dufteten Wälder um den Krater, der jetzt Tod und Verderben nnd Gift speit.

Doch jetzt ist es Zeit, wieder abwärts zu fahren, nachdem wir noch den Führern einzelne Lava- und Schwefelstücke besonderer Art abgekauft hatten, und jetzt harrte unser ein neues Wunder. Je dunkler es wurde, um so mehr fingen die letzten Ausbruchmassen an zu leuchten. Nun erkannten wir erst die riesige Ausdehnung derselben und ihren Lauf. In dieser Beleuchtung mußten wir noch einmal über sie hinwegreiten und das ging, obwohl jetzt gefährlicher, dank der phlegmatischen Ruhe und Klettersicherheit der Reit-

tiere bei allen glücklich von statten. Endlich waren wir vor Ausrufen der Bewunderung ermüdet an einer Herberge angekommen, wo die Tiere Stallung hatten und wir uns ein wenig erfrischen konnten. Dann ging's noch zu Fuß mit Laternenlicht einen sehr steilen schmalen Pfad bis an die fahrbare Stelle der Straße hinab und weiter mit dem fackelbeleuchteten Gefährt heimwärts. Noch oft schauten wir rückwärts auf die glühenden Massen, bis endlich das Gewirr der Häuser sie verbarg und das Licht des aufgehenden Mondes und der Sterne sie ersetzte. So wurde es gegen 10 Uhr, als wir am Ferdinandsplatz ausstiegen. — Für Dienstag, den 10 Sept. war die Fahrt nach dem lieblichen Eiland Capri erwählt. Ein Tag so schön wie immer brach heran. Früh schon ging das Schiff ab, da hieß es sich zeitig am Hafen einfinden. Merkwürdigerweise war dieser Tag, wie keiner bisher, eine Kette von fortgesetzten Prellereien. Schon der kleine Barkenführer hätte uns gern das Doppelte abverlangt, bis er sich infolge meiner Appellation an einen Schiffsbeamten mit dem normalen Preis begnügte. Doch die auf dem Dampfer verstanden's noch besser. Trotz energischen Sträubens gelang es mir nicht, dem Tribut aller Fremden mich zu entziehen. Ich erhielt einfach ein Billet 1. Klasse für 10 fr. und zwar ein solches, auf dem keine Klasse verzeichnet steht, denn das Schiff führt auch 2. Klasse zu 5 fr. retour — aber nur für Einheimische — sonst ist überhaupt kein Unterschied in der Einrichtung der Klassen. Ich mußte mich also mit dem Schicksal der anderen trösten und vergessen. Vor dem Schiff bis zur Abfahrt produzierten sich kleine Jungen — selbstverständlich im vollsten Adamskostüm, Münzen, die vom Bord ihnen ins Wasser geworfen wurden, durch geschicktes Tauchen heraufzuholen; dazwischen hielten sie sich beständig über Wasser — eine Art Amphibium. Endlich kam Bewegung in die Wassermassen und unter den Klängen eines sentimentalen addio bella Napoli setzen wir uns in Bewegung nach Capri. Die vier Musikanten, darunter ein Blinder, machen allerlei geniale pantomisch-musikalische Scherze und entfalten eine staunende Grazie. Wir geben ihnen gern, was ihnen gebürt, obwohl wir sie nicht geladen hatten. Je weiter wir vom Lande uns entfernten, um so blauer — tiefblau wurde das Meer, um so großartiger, liebreizender das Panorama des Golfes und seines ernsten Hintergrundes. Jetzt schauten wir von unten da hinauf, wohin wir gestern von oben herabgeschaut. Hier und da flogen Scharen von Seemöven vorbei, nur Delphine und fliegende Fische wollten sich nicht zeigen. Wir landeten in Sorrent, der Wiege Torquato Tassos, des Sängers des befreiten Jerusalem, das sich auf einer jäh nach dem Meere abstürzenden Felsenmasse erhebt. Seine reizende Lage zu loben, ist hier ganz überflüssig — denn hier ist alles reizend und wetteifert alles in seiner Art um diesen Preis. Ich habe auf dem Schiff wieder einmal Bekanntschaft gemacht mit einem jungen katholischen deutschen Theologen, der mit ein paar Juristen und Studienfreunden aus den Ostseeprovinzen von seiner Fahrt nach Tunis zurückkam, um dann in Rom seine Reise zu beschließen. Wir hielten zusammen, was sich schon des Preises wegen empfahl. Endlich sind wir an der blauen Grotte angelangt und steigen in die bereitstehenden Barken ein, die uns durch die enge Öffnung der Höhle bugsieren, wobei wir uns recht zusammenducken müssen. Das Staunen ist freilich kein so großes mehr, denn ein Wunder, das man haarklein versteht und zerlegen kann in seine Elemente, hat schon seinen Reiz verloren und seinen Namen verwirkt. Dies saphirne Meer hat vorher noch viel schöner geleuchtet und wir sagen uns, daß diese Farbe auch in Dunkel sich zeigen müsse. Freilich gehört zu diesem Farbenspiel die Mittagszeit, wo der hohe Stand der Sonne den entsprechenden Reflexwinkel ermöglicht. Der Augengenuß wird aber beeinträchtigt durch den häßlichen, moderigen Geruch der Höhle; nachdem wir also unsere blauen Hände und Gesichter gegenseitig bestaunt, verlassen wir glücklich die Wunderhöhle ebenso gebeugt, als wir sie betreten mußten. Auch hier mußte wieder ein Fremder, und zwar ein Deutscher, der Dichter Copisch aus Breslau, den Einheimischen die verborgenen Geheimnisse ihres Landes zeigen. Unterdessen sind wir mit dem Dampfschiff gelandet und da ein deutscher Hôtelbesitzer, der mitgefahren uns eine günstige Fahrtgelegenheit ausfindig gemacht — natürlich unter der Bedingung, daß wir bei ihm zu Mittag speisen — so lassen wir uns gleich zu Vier nach dem Städtchen Capri, das eine Viertelstunde vom Strande entfernt auf

halber Inselhöhe liegt, fahren und von da nach dem hochgelegenen **Anakapri**, am Abhang des Monte Solaro, der halb so hoch wie der Vesuv ist und noch zur Mittagszeit mit leichten Nebelwölkchen umzogen ist. Diese Fahrt ist voll grandioser Aussichtsszenen. Die Straße windet sich im Zickzack die Felsen hinan, rechts und links die berühmten Weinberge, vor uns der steile senkrecht sich erhebende Berg, tief und immer tiefer unter uns der weiße Strand, das smaragdene Uferwasser und weiter das tiefblaue leichtbewegte Meer. Oben die Ruinen einer mittelalterlichen Burg, das Kastell des „Barbarossa" genannt, nämlich jenes Seeräubers, gegen den auch Karl V. zu Kriege zog.

Wir sind jetzt auf die Höhe von Anakapri angelangt und schauen hinüber in den Golf von Salerno, dem freilich ein Vesuv fehlt zum Wächter und Leuchtturm. Ein heiteres fleißiges Völkchen wohnt hier oben, überall grüßt uns ein freundliches Lächeln und zwar ohne den Anspruch, eine Erwiderung in metallisch klingender Form zu finden. Schnell sind wir den Felsenweg abwärts fahrend vor den Thoren des Hotels angekommen, wo der profitliche Wirt unser lächelnd harrt; denn der macht jetzt auch seinen Schnitt — so teuer habe ich auf meiner ganzen Reise weder vorher noch nachher gespeist. Es sind immer die eigenen Landsleute, die aus lauter Freude und Patriotismus ihre Stammesgenossen am stärksten ausbeuten — nur sehr wenige Ausnahmen, wie etwa meine Wirtin. — Nun die gute, jugendliche Gesellschaft und der nicht üble Wein lassen einen das bald verschmerzen und wir können dazu nicht lange in dieser Räuberhöhle weilen, da das Dampfschiff nahe der Abfahrtszeit etwas unruhig wurde. Wieder begann die Abfahrt mit einem leidenschaftlich steinerweichenden addio bella Capri! Immer kleiner wurde die Felseninsel, immer mächtiger tauchte der Vesuv und der von ihm beherrschte Golf vor uns auf und welch eine köstliche Luft durften wir einatmen. So erreichten wir unter allerlei Gesprächen, Monologen und Dialogen im Strahl der untergehenden Sonne das Ufer und würdig beschloß den Tag ein Bad in den Wogen, die mich so weit getragen hatten. Auch hier wurde ich zum Schluß mit einer Karte für vier Personen gründlich trotz Widerstrebens geprellt! nun es war das letzte Mal und der Entschluß, mir das nicht wieder beikommen zu lassen, tröstete mich über die Blamage. So endete der Tag von Capri mit manchem Nachgeschmack.

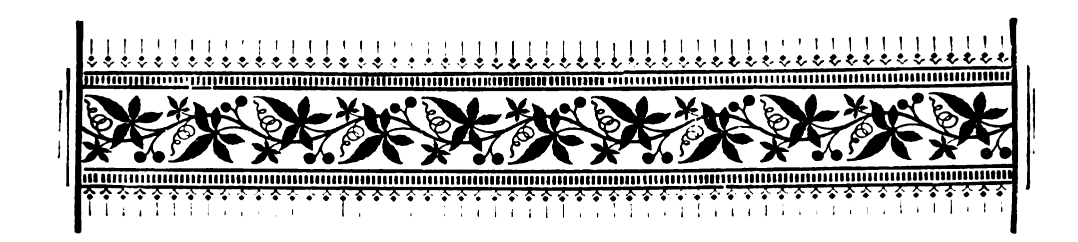
Der vierte Tag in Neapel, **Mittwoch der 11. Sept.**, war dem Besuch einiger Kirchen und sonstiger Gebäude und Stadtteile gewidmet. Voran die Kirche **S. Francesco di Paola**, dem römischen Pantheon nachgeahmt, prächtige Marmorsäulen und ein Hochaltar von Jaspis und Lapis Lazuli. Historisch interessanter ist die Kirche **Maria del Carmine**, das Grabmal jenes letzten Hohenstaufensprößlings Conradin, der nach einer unglücklichen Schlacht in die Hände seines Gegners Karl von Anjou fiel und nun am Marktplatz vor der Kirche 1268 enthauptet wurde. In der Kirche ist sein Standbild durch Maximilian II. aufgestellt wie auch sein Grabmal. Welch traurige Gedanken weckt dieser Anblick in einem Deutschen! Was mir in dieser Kirche auffiel, war der eigentümliche Gottesdienst; keinen Priester hörte man sprechen, wohl aber das Volk, Weiber zum größten Teil, bald lauter, bald leiser, bald viele Stimmen, bald nur wenige Gebete murmeln. Dann richtete ich den Schritt nach dem **Dom**, an dem umfassende Reparaturen vorgenommen wurden; vor 600 Jahren begonnen und oft renoviert. Sein eigentlicher Anziehungspunkt ist die Kapelle des hg. **Januarius** mit 8 Altären, die allein 4 1/2 Millionen Mark kosteten und deshalb auch Cappella del Tresoro genannt wird. Im Tabernakel des großen Altars befinden sich zwei Gefäße mit dem Blute des h. Januarius, Bischofs zu Benevent. „Ihm, der von Hunger, Krieg, Pest und Feuer des Vesuvs mittels des wunderthätigen Blutes die Stadt rettete, weiht Neapel diese Kapelle!" Durch Priestertrug, der hier mit Chemikerlist ein Bündnis geschlossen, erfolgt dreimal im Jahre mehrere Tage hintereinander ein Flüssigwerden (!) des getrockneten aufbewahrten angeblichen Märtyrerblutes und je nachdem das schnell oder langsam vor sich geht, gilt's als gutes oder schlimmes Vorzeichen.

Ich wende mich nun zu den höher gelegenen Stadtteilen und fahre mit einer Dampfzahnradbahn nach **Kastell S. Elmo**. Die Aussicht ist so entzückend, so zauber- und feenhaft, daß man sich gar nicht losreißen kann und man immer wieder sich umwendet

oder zur Seite dreht. In der äußeren Umfassung des Kastells steht auch das Karthäuserkloster S. Martino, dessen Museum recht originell ist. Interessant ist die Prachtbarke mit vielen Vergoldungen, deren sich Karl III. von Anjou bei seinen Wasserfahrten bediente, weiter die Prachtkutsche, auch reich vergoldet, die bei festlichen Gelegenheiten von der neapolitanischen Stadtbehörde gebraucht wurde; hervorragend ist weiter eine Weihnachtskrippe, ein förmliches Bauwerk, die Freude aller großen und kleinen Neapolitaner. Die reich mit Marmor ausgestattete Kirche enthält hervorragende Gemälde neapolitanischer Meister. Schöner und erhabener aber als alle Menschenkunst und -weisheit ist Gottes Schöpfung und ihr Anblick, wie man ihn hier oben vom Balkon des Belvedere genießt. Das ist unbeschreiblich und satt kann man sich dran nicht sehen. Hier ist der Punkt, von dem es gilt: Vedi Napoli e poi muori! Das ist nicht etwa ein Wort aus dem Munde nordländischer sentimentaler Naturschwärmer (diese sentimentale Manier ist dem Italiener lächerlich), sondern dies Wort führt der geringste Neapolitaner gern im Munde. Der Sinn ist freilich vieldeutig und doch fühlt jeder, was damit gesagt sein soll. Etwa das, was uns von Mosis Tod berichtet wird, es sei ein schöner gewesen, da er im Anblick des verheißenen Landes starb; der könne getrost sterben, weil der das Schönste auf Erden gesehen und es sich nicht verlohne weiter zu leben, da man doch nur Geringeres, Minderwertiges sehen werde, das ihn nicht mehr recht erfreuen kann, da er es doch mit dem Schönsten vergleichen müsse. Also der Anblick dieses paradiesischen Bildes soll der letzte Eindruck sein, mit dem die Seele in das Jenseits hinübergeht, vor Entzücken im Geiste schon dahin entrückt. Da oben auf Belvedere allein versteht man dies vielsagende Wort erst recht. Das was diesem Panorama seinen einzigartigen, unvergleichlichen Reiz verleiht, das ist der Reichtum seiner Kontraste, und die ausgesprochene Schärfe derselben. Auch in Luzern hat man ja die Berge — aber ihre Farben sind matt — und es ist kein feuerspeiender darunter. Auch das Wasser — hier aber das blaue unendliche Meer (und bei Genua fehlen ganz die majestätischen Berge und Inseln). Dort erhebt sich der Vesuv, leichte weiße Dampfwölkchen von sich stoßend, kahl, dunkelviolett ein Sinnbild der Unfruchtbarkeit, der Zerstörung, des Todes, ein drohendes Warnungszeichen: aber ihm zu Spott und Hohn muß er sehen, wie zu seinen Füßen alles von üppigem, heiterstem Leben strotzt und blüht in den buntesten Farben. Gleich einem weißen Perlenkranz ziehen sich im gewaltigen Halbkreis von 60—70 km Städte und Villen am Ufer des blauleuchtenden Meeres hin, dann die grüne Fruchtlandschaft und darüber lacht der reinste Himmel, ganz in der Ferne verschwimmen Capri und Ischia im glänzenden Himmels- und Wassermeer. Aber so groß die Natur dieser Stadt ist, so klein und beschämend ihre Geschichte, so arm an erhebenden idealen Momenten. Die Geschichte ist an ihr ohne Spuren vorübergegangen, sie ist ewig das geblieben, was sie von Anfang war; nur von der Natur hat sie ihre Größe und Reize empfangen und die kann ihr niemand auf Erden nehmen. Dies Volk lebt nur für den Augenblick, für die Gegenwart in seiner elysischen Natur; unpolitisch, unmännlich, verzogen und verzärtelt durch den verschwenderischen Segen dieser Erde, gilt's ihnen gleich, wer über sie herrschen mag: ob Griechen sie auch — wie ihr Name schon bekundet — längst vor Rom gründeten, unterwerfen sie sich ohne viel Mühe den spät geborenen Usurpatoren und Herrschern der Halbinsel; nur griechische Sprache und Sitte bewahrend. Der Lieblingsaufenthalt der römischen Großen, des Kaisers Augustus und die Stätte, wo in der Einsamkeit die römische Muse in Vergils (s. Scuola di Virgilio) Geist ihre zarteste, wunderbarste Blüte entfaltete. Entsetzlich litt die Stadt durch die Völkerwanderung, Goten, Byzantiner, Langobarden, Normannen, Deutsche, Franzosen, Spanier haben nacheinander hier geherrscht und ihre Despotie wurde ohne viel Widerstreben ertragen: die Natur, die unerschöpfliche, entschädigte sie immer, und sie die unverwüstliche ließ sie das leicht ertragen. Ein Bettler und Sklave in Neapel scheint sich noch glücklicher zu fühlen als der mächtigste König im trüben Norden; er braucht nicht viel zu sorgen und zu arbeiten, es fällt ihm von selbst in den Schoß. Die Natur macht hier aus einem Bettler einen König und der König kann kaum mehr haben und begehren, als die Natur ihm wie jedem seiner Unterthanen freiwillig spendet. Diese Stadt — das beweist ihre Geschichte oder will sie uns sagen, —

sie gehört nicht bloß einem kleinen Lande an, nein die ganze Welt hat Anspruch auf sie; ihr gehört sie durch ihre einzige unübertreffliche Schönheit und sonst nichts; wo die Göttin Natur selbst ihr Kind mit ihren Gaben ausstattet, da wetteifert Menschenkunst und -witz vergebens und N. braucht nie um seine Krone zu bangen, nie zu fürchten den blassen Neid und Eifer der eiteln Schwesterstädte; Rom aber gehört der Welt durch seine Geschichte an. Vom Kastell begebe ich mich in den jenseits des Berges liegenden Stadteil Rione Vomero, durch eine Drahtseilbahn mit der unteren Stadt verbunden. Hier speise ich zu Mittag in Gesellschaft eines italienischen Ingenieurs und zugleich — Sozialdemokraten. Doch aus dem französisch geführten, für mich recht reizvollen Gespräche erkenne ich, daß es keiner von den gefährlichen sei, die mit Dolch und Gift und Feuer ihr Reich zu gründen entschlossen sind. Da in Süditalien überhaupt keine große Industrie und entsprechende Fabrikbevölkerung vorhanden ist, so bilden dort auch die Sozialdemokraten keine besondere Klasse und geschlossene Masse, was allein sie gefährlich macht, wie besonders in den großen oberitalienischen industriösen Städten Mailand, Turin &c.! Er schien mir nur aus momentaner Unzufriedenheit und zum interessanten Zeitvertreib solche Anschauungen zu haben; und faul ist ja in **Italia felix** gar vieles! Auf dem Kamm des Höhenzuges mit dem Ausblick nach beiden Seiten wandere ich dann weiter; diese Höhe verdient wirklich den Namen Posilipo (παυσι-λυπον Sorgenbrecher) = Sanssouci, denn hier oben atmet man Freiheit, Licht, Leben. Allmählich aber — da hohe Weinbergsmauern mir die Aussicht nehmen, nehme ich die Richtung abwärts und ziehe es vor, mit der Dampfstraßenbahn von der Haltestelle Torretta nahe der Piedigrotta weiterzufahren — es existieren hier unzählige Fahrgelegenheiten und man hat überall die Qual der Wahl — nach Pozzuoli, dem Apostel Paulus zu Ehren, der hier auf der Reise von Jerusalem nach Rom im Jahre 62 nach Apostelg. 28, 13 zum erstenmal den Boden der Halbinsel betrat und eine ganz Woche auf Bitten der Christen hier verweilte. Doch nicht das Angenehmste wartete mein. Es war, als ob in dem Moment ein Schwarm Wespen auf mich sich stürzte, so umdrängten mich in der unverschämtesten Weise die Führer mit ihren Anerbietungen, schon in der Bahn hatte der Kondukteur einen „Eingeborenen" auf mich aufmerksam gemacht, der nun das meiste Anrecht auf mich zu haben schien. Ich gebe ihm wiederholt ironisch die Versicherung, daß ich gar nichts sehen wolle, ungläubig geht er an meiner Seite weiter in die Anlagen, wo das Volk sich tummelt und erholt. Und als ich zuletzt beharre, spuckt er entrüstet aus und wendet sich endlich in die Büsche. Aber nun weist man mit Fingern auf mich, das halbe Dorf zischt mich an — man nennt das die Camorra, die ihre einheimischen Führer resp. Faulenzer, die keine ordentliche Arbeit thun wollen, in dieser Weise unterstützt und einen gleichsam mit moralischer Gewalt zwingen will. Ich kehre jetzt um, denn die Sache schien mir bedrohlich zu werden, ich suche den Bahnhof, doch gleich springen Jungen heran, die mir den Bahnhof zeigen wollen und mir dahin vorangehen. Da pfeift's eben ab, es ist zu spät. Doch ein Junge läßt lange nicht von mir, bis er mit Berufung auf einen „Bürger" der Stadt, dessen Aussehen kein großes Zutrauen erweckte, einen Soldo von mir erpreßt hat; die Zeit war zu kurz, um etwa das Amphitheater zu sehen — und so trotte ich eben im Dorf herum, trete in eine sehr bescheidene Dorfkirche (NB. 16000! Einwohner) und kehre dann nach allerlei Zickzackwegen auf und ab — zurück zum Bahnhof. Ich bin froh, als die Kraft des Dampfes mich aus diesem schmutzigen Wespennest entführt hat. Überhaupt lungert in dieser ganzen Gegend zwischen Neapel und Puteoli (zu deutsch: Faulnest von puteo) ein entsetzliches Proletariat herum, das kreischend und johlend oft im pursten Urkostüm oder notdürftig mit ein paar Fetzen bekleidet neben der Straßenbahn herläuft, dabei wohlgenährt, freche Spatzenaugen im Kopfe. Endlich bin ich wieder in Neapel und welch ein Gegensatz; — die vornehmsten „Herrschaften" geben sich jetzt am Abend ein Rendezvous mit ihren Kaleschen d. h. sie halten Corso, ich aber wasche allen Schmutz und Ärger von Puteoli im Golf ab, kaufe noch Photographien, und dann steige ich zum letztenmal zur Rampe Brancaccio hinan, um zur Abreise am nächsten Morgen meine sieben Sachen in Ordnung zu bringen.

(Schluß folgt.)



Von der Balkanhalbinsel.

I. Abstammung und Charakter der Neugriechen.

Von

Spanuth-Pöhlde.

„Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenflug des Geistes, Ebenmaß und Einfalt der Sitte, Kunst, Rennbahn, Säulenpracht und Tempel, ja sogar der Name ist von der Oberfläche des griechischen Kontinents verschwunden. Die unsterblichen Werke seiner Geister und einige Ruinen auf heimatlichem Boden sind heute noch die einzigen Zeugen, daß es einst ein Volk der Hellenen gegeben habe. Und wenn es nicht diese Ruinen, diese Leichenhügel und Mausoleen sind; wenn es nicht der Boden und das Jammergeschick seiner Bewohner ist, über welche die Europäer unserer Tage in menschlicher Rührung die Fülle ihrer Zärtlichkeit, ihrer Bewunderung und ihrer Beredsamkeit ausgießen: so hat ein leeres Phantom, ein entseeltes Gebilde, ein nicht in der Natur der Dinge existierendes Wesen die Tiefen ihrer Seele aufgeregt. Denn auch nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenblutes fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands.“ Als Fallmerayer im Jahre 1830 mit diesen Worten die Geschichte der Halbinsel Morea der philhellenisch enthusiasmierten Welt übergab, erregte diese Behauptung eine gewaltige Entrüstung und erfuhr dementsprechend eine ganz mißfällige Beurteilung. Man war empört darüber, daß man für scythische Slaven, illyrische Arnauten, Blutsverwandte der Serbier und Bulgaren, für Dalmatiner und Moskowiten — als solches Mischvolk nämlich bezeichnete Fallmerayer die heutigen Hellenen — den Apparat hochgehender Begeisterung in Bewegung gesetzt haben sollte. Der Philhellenismus sah in Neugriechenland nur die Wiege der alten Hellenen, den klassischen Boden von Kunst und Wissenschaft, und rangierte die heutigen Bewohner in die Stammtafeln eines Perikles, eines Demosthenes. Aber schon nach anderthalb Dezennien, als inzwischen die Sympathien des Abendlandes für die Griechen erloschen waren, änderte sich diese Auffassung. Man fing an, sich den Ansichten Fallmerayers, welcher seine Behauptungen mit Geist und glänzender Beredsamkeit verfocht, immer mehr zuzuneigen, ja, sie mit Vorliebe anzunehmen, so daß selbst begeisterte Enthusiasten später die größten Tadler der Griechen wurden, als sie in Griechenland doch manches so ganz anders fanden, wie es nach ihrem System sein sollte. Englische, französische und deutsche Historiker traten in die Fußtapfen Fallmerayers und allmählich hatte die Ansicht von der Minderwertigkeit des griechischen Volksmaterials in ganz Europa Verbreitung gefunden.

Indes hat sich die Wissenschaft mit diesem Ergebnis nicht zufrieden gegeben und ist an der Hand eingehender Forschungen zu dem Resultate gelangt, daß jene Slaven-

theorie nur im beschränkten Maße auf einige Gegenden Anwendung findet, der bei weitem größere Teil des Volkes aber im allgemeinen die hellenische Abkunft bewahrt oder die fremden Elemente doch siegreich absorbiert hat.

Die Geschichte Neugriechenlands, die sich seit Ende der römischen Herrschaft überaus wechselvoll gestaltet hat, lehrt nun, daß dieses Land ein Jahrtausend hindurch der Tummelplatz der verschiedensten Völker gewesen ist. Mit dem Jahre 251 n. Chr. eröffnen die Goten den Reigen und etwa hundert Jahre später folgen auch schon die Hunnen. Während jene das Land fast in eine Einöde verwandelten, scheinen sich diese mehr auf die Plünderung der Küstenstädte beschränkt zu haben. Im Jahre 466 sind es die von Süden her über das Meer andringenden Vandalen unter Geiserich, welche Hellas und den Peloponnes heimsuchen. Unter Kaiser Justinian I. ward Griechenland wieder von den Bulgaren geplündert und verheert, und seit 577 begannen die Slaven ihre Einfälle, wiederholten diese von Zeit zu Zeit, durchzogen ungehindert ganz Hellas, drangen über den Isthmus in den Peloponnes und setzten sich hier, namentlich um den Taygetos herum, fest. So entstanden neben den altgriechischen Stadtgemeinden damals auf dem platten Lande slavische Gemeinwesen, welche sich unter eigentümlicher Stammesverfassung nach und nach zu besonderen Distrikten verbanden und anfangs im friedlichen Verkehr mit den gebildeteren Griechen viel von deren Art, Sprache und Sitte annahmen, später aber bei weiterer Ausbreitung mit den griechischen Städten mehrfach feindlich zusammenstießen. Doch vereinigten sich die Slaven nach ihrer Christianisierung allmählich mit der altgriechischen Bevölkerung immer mehr zu einem Ganzen.

Sehr hart wurde Griechenland im 11. und 12. Jahrhundert durch die Heerfahrten der apulischen und sicilianischen Normannen betroffen. Noch schwerere Wunden aber schlugen die Unternehmungen der fränkischen Ritter im 13. Jahrhundert dem unglücklichen Lande, welches damals eine der wohlhabendsten Provinzen des byzantinischen Reichs bildete. Dann wieder kamen im Lauf des 14. und 15. Jahrhunderts Kolonisten aus dem illyrischen Albanien, welche über fast alle Städte sich ausbreiteten, mehre Inseln besetzten, ihre Sprache aber bis auf den heutigen Tag behielten. Mitte des 15. Jahrhunderts beginnen die Türken unter Murad II. ihre Eroberungen auf dem Peloponnes und mit dem Jahre 1503 ist die Herrschaft der Pforte auf dem griechischen Festlande entschieden. Zwar blieben die Inseln, welche schon früher zum Teil von den Venetianern in Besitz genommen, noch etwa zwei Jahrhunderte lang unabhängig, fielen dann aber, wie das Festland, der Gewalt der Türken anheim.

Eins ist in diesem Überblicke von besonderem Interesse: die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß Slaven in Griechenland seßhaft geworden und eine Assimilation stattgefunden hat. Durch das Vorkommen slavischer Namen von Dörfern, Bergen und Flüssen wird dieses unwiderleglich bestätigt. Doch darf man wohl annehmen, daß die ursprüngliche Bevölkerung gewiß allezeit hinlänglich zahlreich geblieben und geistige Kraft genug besessen hat, um diesem fremden Elemente stand zu halten und es in wenigen Menschenaltern vollständig aufzusaugen. Mit Recht kann man behaupten: die Griechen sind nicht slavisiert, sondern die Slaven sind hellenisiert. Hätten wirklich die nordischen Eindringlinge den alten Stamm der Bewohner an Masse übertroffen und wäre das ganze Land von ihren Horden überflutet und geknechtet worden, so ist klar, daß wir anstatt der griechischen Sprache die slavische daselbst vorfinden müßten.

Freilich wollte Fallmerayer den Hellenenfreunden auch diesen Trost rauben, indem er eine entscheidende Einwirkung slavischer Sprachelemente auf das Neugriechische annahm. Ja, er behauptete sogar, daß man auf dem offenen Lande in Arkadien und Elis, in Messenien und Lakonien, in Böotien, Phocis und Akarnanien viele Menschenalter hindurch slavisch geredet habe, wie man es in Serbien und Dalmatien noch jetzt spricht; später sei alsdann von Byzanz aus durch die Bekehrer und Zwingherren der Slavenstämme die griechische Sprache wieder eingeführt. Dem aber stehen die Forschungen des berühmten Slavisten Miklosich entgegen, der zu dem Ergebnis gelangt, „daß weder in den Lauten, noch in der Stamm- und Wortbildung, noch auch in der Syntax eine Beeinflussung durch das Slavische sich nachweisen läßt.“ Andererseits hat auch Ernst Curtius hervor-

gehoben, daß von einer Wiedereinführung der griechischen Sprache nicht die Rede sein könne, weil wir in diesem Falle ein einförmiges, seinen Ursprung an der Stirn tragendes Sprachidiom in Griechenland vorfinden würden, während in Wahrheit eine reiche und lebensvolle mundartliche Mannigfaltigkeit herrscht, welche unmöglich aus einer erst späteren, durch äußere Verhältnisse herbeigeführten Abänderung des ursprünglich gleichartigen byzantinischen Griechisch sich erklären läßt.

Als Beweis dafür, daß nirgendwo im griechischen Lande eine völlige Unterbrechung hellenischer Bewohnung stattgefunden hat, darf es wohl angesehen werden, daß sich die deutlichsten Spuren der verschiedenen Dialekte, wie des Altdorischen und des Lakonischen, noch heute nachweisen lassen. Ebenso haben sich eine beträchtliche Anzahl klassischer Worte und Ausdrücke, welche der gebildeten Umgangssprache fremd sind und für längst verschollen galten, in der Rede des gemeinen Mannes erhalten. Am reinsten haben die Inseln den althellenischen Stamm bewahrt, da hier vorzugsweise ein großer Reichtum an altem Sprachgut vorhanden ist. Eilande, welche ehemals von den Doriern bewohnt waren, weisen auch heute noch vielfache Spuren des dorischen Dialekts auf, wie das bei den Bewohnern von Rhodos und Kythera unverkennbar der Fall ist. Daß auf den Inseln im ganzen genommen das Hellenentum unvermischter als im kontinentalen europäischen Griechenland sich erhalten hat, geht auch aus der Beschaffenheit der Ortsnamen und dem Verhältnis der griechischen zu den nichtgriechischen hervor, denn die Spärlichkeit slavischer Namen bezeugt, daß das slavische Element hier ein verschwindend geringes sein muß. Andererseits braucht man nicht anzunehmen, daß diejenigen Ortschaften des Kontinents, welche noch heute slavische Namen tragen, durchgehends eine nur hellenisierte von Haus aus rein slavische Bevölkerung aufweisen müßten. Umgekehrt giebt es in Griechenland ganz albanesische Dörfer, deren Namen der alt- oder neugriechischen Sprache angehören.

Die Sprache des jetzigen Griechenlands hat sich so wenig von der Sprache der klassischen Zeit entfernt, daß jeder gebildete Grieche die Klassiker versteht und der Unterschied bei weitem so groß nicht ist, wie zwischen der lateinischen und italienischen Sprache.

Schließlich hat man auch auf ethnologischem Gebiete — hier besonders Bernhard Schmidt — den Beweis geführt, daß noch viele antike Vorstellungen und althellenische Anschauungen bei dem heutigen Volke lebendig geblieben sind, was niemals möglich gewesen wäre, wenn sich nicht zahlreiche Bestandteile des alten Stammes fortdauernd erhalten hätten.

Wenn nun auch die Stammeseinheit der heutigen Griechen mit den alten Hellenen im ganzen und großen nicht geleugnet werden mag, so war es doch sehr übereilt, von ihnen nach so langer Zeit die hervorragenden Eigenschaften und glänzenden Gaben des klassischen Volkes zu erwarten. Ein Resultat scheint außer Zweifel: die Operation der Verjüngung mittelst der Substitution der hellenischen Idee oder des Hellenismus überhaupt an Stelle irgend einer anderen großen Staatsidee ist mißlungen. Die Griechen sollten von der Idee des Hellenismus erwärmt und groß gezogen worden, um letztlich ein gesunder, kräftiger Erbe der Osmanli zu werden und damit die orientalische Frage zu lösen. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß das Volk für diese Idee, deren sich seine Eitelkeit rasch bemächtigte, keine Lebenskraft, keine Aufnahmsfähigkeit hatte. Was hat seit sechzig Jahren das ganze illyrische Dreieck von der Erbschaft der Hellenen in Besitz genommen und in weiterer Ausbildung dem civilisierten Abendlande als erwähnenswerte eigene Schöpfung in Wissenschaft und Kunst geboten? Trotz langer Friedensjahre ist dieses Volk nicht vorwärts gekommen, im Gegenteil, die Hülfsquellen des Landes liegen vielfach noch geschlossen, die Industrie hebt sich nicht, wie sie könnte, die Finanzen sind zerrüttet, obgleich Europa sein Gold stromweise in dieses hohle Danaidenfaß gegossen hat; ein sicherer Beweis, daß niemand daselbst zu Genuß und Handhabung der Freiheit vorbereitet und das griechische Volk politisch nicht viel reifer war, als die anderen Völker der Balkanhalbinsel. Man hat wohl dagegen eingewandt, daß ein Volk, welches schon im späteren Altertum und im Mittelalter von beispiellos schweren Schicksalsschlägen heimgesucht wurde, unter der vierhundertjährigen Tyrannei eines barbarischen Stammes

nicht besser werden konnte und sich nach seiner Befreiung moralisch wie materiell erst wieder langsam emporarbeiten mußte. Kennt man die Aufgewecktheit, die Beweglichkeit und das Anpassungsvermögen des griechischen Charakters, so weiß man auch, daß dieses nicht zutreffend ist. Überblickt man die Begebenheiten seit den Tagen ihrer Befreiung, so gewahrt man an ihnen insbesondere eine Eigenschaft, die sie mit den Vorfahren gemein haben, daß sie nämlich noch immer so unruhig, wankelmütig, ruhmredig und eitel sind, wie zu den Tagen des Alcibiades.

Überhaupt hat der Umstand, von den alten Hellenen abzustammen, den heutigen Griechen erheblich mehr geschadet als genützt. Ihre Nationaleitelkeit und Selbstbespiegelung geht über das erträgliche Maß hinaus. Niemand wird ihnen verdenken, wenn sie auf ihre Abkunft stolz sind; wenn sie aber bei jeder Gelegenheit ihre Ahnen und ihren Stammbaum im Munde führen, wenn sie alle und jede Einrichtung aus dem griechischen Altertum in moderner Form nachzuahmen suchen, wenn sie jede Winkelgasse mit einem klassischen Namen belegen, so wirkt ein solches geflissentliches Hervorziehen des Altertums eher lächerlich und abstoßend. Können sie nicht auf andere Weise und auf nützlicherem Gebiete ihren klassischen Ursprung dokumentieren, so kommt leicht der Gedanke, daß das hellenische Blut, das bei Marathon und Salamis kämpfte, doch wohl etwas zu alt ist.

Mit ihrer Eitelkeit hängt eng zusammen, daß die Griechen zäh an ihren Anschauungen und Vorurteilen festhalten, sich nicht gern belehren lassen und allzu wohlgefällig auf die Errungenschaften zurückblicken, welche man ihnen auf einzelnen Gebieten wohl zugestehen kann. So hat das Schul- und Bildungswesen seit den letzten fünfzig Jahren unstreitig einen unverkennbaren Aufschwung genommen, es gehört in Griechenland sogar zum guten Ton, den Lehranstalten erhebliche Summen zuzuwenden.

Dagegen sind die eigentlichen Bedingungen eines gleichmäßigen Wohlstandes bisher noch wenig erfüllt. In der Kräftigung und Stärkung des bäuerlichen Elements müßte Griechenland die vornehmste Aufgabe erblicken, wenn eine wahre Konstruktion des Gemeinwesens mit Erfolg durchgeführt werden soll. Der größte Teil aber der Bevölkerung meidet den Ackerbau und seine Mühen, weil geringen Gewinn verleihend, gleichsam instinktmäßig, und nun läuft alles dem Handel nach. Diese mit großem Erfolg ausgebildete Erwerbskategorie dominiert weitaus alle übrigen, was wohl vom ökonomischen Standpunkte der Werterzeugung sehr zu loben, aber vom Standpunkte einer gesunden Politik beklagenswert ist. Wie alle Völker transakter Herrlichkeit scheuen die Griechen die anstrengende Arbeit des Ackerbaues und selbst des Gewerbsmannes mit nur wenig Ausnahmen. Der Neugrieche hat ein ausgesprochenes, enormes Talent für den Handel. Schmiegsam und versatil schwärmt die Hälfte der Bevölkerung, vom Besitzer mehrerer Seeschiffe herab bis zum Ladenjungen, zwischen den Inseln des Archipels, den vielzackigen Küsten des Peloponneses und des Festlandes der kleinasiatischen Küste, dann der Meeresstraßen entlang bis Odessa, Triest und Livorno, in rastlosem Schacher auf Mehrung von Hab und Gut bedacht, immer fleißig, nüchtern, enthaltsam. Er sieht es oft nur als einen erlaubten Beweis der Klugheit an, sich durch Überforderung unbilligen Vorteil zu verschaffen, und auch andere unlöbliche Mittel verschmäht er durchaus nicht. An allen Küsten des Mittelmeers und seiner Busen ist der Grieche ständige Erscheinung unter den Kaufleuten, und nicht minder, wenn der Krieg in seiner Heimat lodert. Rasch weicht er der Gefahr aus und bringt seine leicht transportabeln Werte in Sicherheit. Der Patriotismus kommt dieser Volksklasse erst im Alter, und es ist dann nicht selten zu hören, wie dieser oder jener reiche Grieche zu Alexandrien, Odessa oder Bucharest dem Königreiche Griechenland sehr ansehnliche Summen in patriotischer Absicht schenkte, freilich, nachdem er in der Jugend sich vielleicht durch Lieferung von Waffen und Munition an die Unterdrücker seines Vaterlandes oder durch Lieferung von Sand statt Pulvers an seine insurgierten Mitbürger und ähnliches bereichert hatte.

Dieses versatile Element in den Griechen kann für die Behauptung der Unabhängigkeit mehr als für die Nationalität selbst unter Umständen sehr gefährlich werden. Wenn nämlich die große Mehrzahl der Nation sich dem lockenden kaufmännischen Erwerb ergiebt, kann sie, bei andauernden Kriegsbeschwerden in der Heimat, die Lust, sie als

Vaterland zu behaupten, ganz verlieren, und dann entsteht die Zerstreuung einer Nation über die ganze Erde, wie es bei den Juden bereits der Fall ist, dabei dann grade der Verlust des gemeinsamen Vaterlandes zur um so strengeren Behauptung des Nationalcharakters herausfordert. ..

Die eigentlichen Träger des lokalen Patriotismus in Griechenland sind die Hirten und Ackerbauer, sie die hartnäckigsten Verteidiger des Landes, das sie bebauen, das ihre Heimat ist, und das sie lieben, wie alle Landbewohner. Einfache Sitte, Kraft und Lust zur Arbeit, strenge Religionsübung bei freilich geringem Rechtsgefühl und Neigung zur Räuberei im großen und im kleinen charakterisieren diesen Teil der Bevölkerung. Wie der Landbau selbst, steht der Bauernstand noch auf einer niedrigen Stufe, vereinigt in sich offenbar aber bildungsfähige Elemente und hat vor allem Mut.

Man hat den Griechen Treulosigkeit, Hang zur Lüge und Intrigue nachgesagt und unter gewissen Beschränkungen in Hinsicht auf die handeltreibende Bevölkerung wohl nicht mit Unrecht. Die Landbewohner stellen sich jedoch ohne Zweifel hierin besser. Auch mag zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß vorurteilsfreie Reisende neuerdings diesen Vorwurf erheblich abgeschwächt haben. Die ungünstigen Berichte dieser Art stammen meistens aus der Zeit, wo Europäer nach Griechenland gingen, um dort auf die eine oder andere Weise ihr Glück zu machen; gelang das nicht, so waren die Griechen daran schuld; übertraf der Grieche an Schlauheit und Gewandtheit den oft um nichts skrupulöseren Fremden, so war dieser auf ihn als einen verschlagenen Betrüger übel zu sprechen. Bei anderen haben unerfüllte Erwartungen ein unbilliges Urteil herbeigeführt, indem mancher Enthusiast in den jetzigen Griechen die Eigenschaften der alten Hellenen, wie er sie sich nach einseitiger Kenntnis des Altertums dachte, wiederzufinden voraussetzte und sich dann bitter getäuscht sah; so kam es, daß an die Stelle übertriebener Bewunderung eine ebenso ungegründete Geringschätzung und Ungunst getreten ist. Schließlich soll man nicht vergessen, daß die Griechen durch Lage und Geschichte halbe Orientalen sind und dem Occident seit vielen Jahrhunderten entfremdet, daher man sich bei ihrer Beurteilung nicht zu sehr auf den europäischen Standpunkt stellen darf.

Den mancherlei Schattenseiten des griechischen Volkscharakters gegenüber dürfen wir auch seine Vorzüge nicht verschweigen. Wie sehr die homerische Gastfreundschaft noch von den Landesbewohnern geübt wird, darüber geben die Reiseschilderungen hinreichende Auskunft. Sogar unter dem Dache eines Räuberanführers kann der Fremde ganz sicher ruhen und im Notfall auf seinen Schutz rechnen. Von der Natur reich begabt, lebhaften Gemüts, voll Witz und Munterkeit ist der seßhafte Grieche thätig und geschickt zu mancherlei Arbeit, trotz der elendesten Werkzeuge; ein guter Gatte und Vater seiner Kinder, sehr ordnungsliebend, reinlich und sparsam, durchweg mäßig und nüchtern. Hervorzuheben ist auch die Keuschheit der Griechen, denn darin stehen sie im vollsten Gegensatz zu ihren gefeierten Ahnen, die in diesem Punkte bekanntlich sehr lax waren. Die Reinheit und Innigkeit ihres Familienlebens ist einer ihrer schönsten Züge und muß um so höher angeschlagen werden, als sie sich dasselbe durch alle Zeiten, in allen Stürmen und Drangsalen treu bewahrt haben.

Bei aller Gewinnsucht ist der Grieche freigebig und wohlthätig, daher man Bettler nur selten trifft. In Aufopferungsfähigkeit haben im Befreiungskriege einzelne Unglaubliches geleistet, während freilich andere nur ihr eigenes Interesse verfolgten und den nacktesten Egoismus offenbarten. Natürliche Intelligenz und Lernbegier, Talent für die Aneignung fremder Sprachen besitzt der Grieche im hohen Grade; freilich hat man wohl nicht ohne Grund behauptet, der kaufmännische Kalkul beherrsche ihre Philosophie und die Wissenschaft werde mehr als ein Mittel zu Ehre und Reichtum, denn um ihrer selbst willen betrieben.

Alles zusammen genommen besitzen gewiß die Griechen die Eigenschaften und Fähigkeiten, etwas Ordentliches zu leisten, vorausgesetzt natürlich, daß sie ihre Prätensionen in klassischer Richtung aufgeben und einzig und allein ihr Streben dahin richten, ein nützliches Glied in der abendländischen Völkergemeinschaft zu sein. Aber eine andere Frage ist, ob sie im stande sind, sich selbst gedeihlich zu regieren, ob sie die politischen Eigen-

schaften besitzen, um sich zu einer geachteten Nation emporzuarbeiten und eine würdige Stellung einzunehmen. Denn bekanntlich giebt es Völker, die bei vortrefflicher intellektueller und moralischer Begabung fürs Privatleben doch diese politische Fähigkeit nicht besitzen und in der That ist sie den Griechen häufig abgesprochen worden. Als erste Bedingung der politischen Existenz eines Volkes gilt die Vaterlandsliebe und diese ist bei dem eigentlichen Kern des griechischen Volkes außerordentlich ausgebildet. Diesem Patriotismus steht nun allerdings als schlimme Schattenseite der schon aus dem Altertume ererbte Parteigeist, unmäßiger Ehrgeiz und die üble Sucht, sich im Staatsdienst zu bereichern, entgegen, Erscheinungen, die freilich auch in anderen Staaten kraß genug zum Vorschein kommen, ohne daß ihnen darum die Lebensfähigkeit abgesprochen wird. In Wahrheit ist dadurch die Entwicklung des jungen Staates vielfach gestört und beinahe scheint es, als sei der Grieche überhaupt nicht zur nötigen Unterordnung unter den Staatsorganismus fähig. Ob es möglich sein wird, jenes verderbliche Parteiwesen mit allen daran hängenden Übeln zu bewältigen und vollständig in das Bett der Gesetzlichkeit zu leiten, das muß die Zukunft noch lehren.

Eins ist sehr wohl zu beachten: man hat von vornherein den griechischen Staat nur zu halber Lebensfähigkeit geschaffen und ihm ungenügende Grenzen gegeben, und selbst in diesem engen Kreise hat man ihn sich nicht frei bewegen lassen, so daß Griechenland es oft nicht als ein Glück ansehen konnte, unter der Obhut sogenannter Schutzmächte zu stehen. Die leidige Rücksicht auf die Türkei hat zu allen Zeiten viel zur Beunruhigung und Erregung der Gemüter beigetragen. Die Bedingungen wenigstens hoffnungsvollerer Zustände würden gegeben sein, wenn man endlich mit der Türkei aufräumte, wobei Griechenland naturgemäß bedacht werden müßte. Vielleicht gelingt es dann, die Mißstände des griechischen Staatswesens zu überwinden und die Nation zu befriedigender Entwicklung zu führen.

II. Das griechische Heer und der Kriegsschauplatz.

Von

Ulrich von Hassell.

Ist nun durch den am 18. April ausgebrochenen Krieg mit dem „Aufräumen“ der Türkei wirklich ein Beginn gemacht? Werden sich die Balkanvölker, die Albanesen, Montenegriner, Serben, Bulgaren u. s. w., die Bewohner der Inseln des ägäischen Meeres gegen den Sultan erheben, wird in Armenien ein Aufstand ausbrechen, Rußland in Kleinasien einmarschieren, Kreta von der Türkei losgerissen, der „kranke Mann“ endlich des Todes sterben? Wird Griechenland nach der Niederlage bei Turnavo am 24. April noch imstande sein, den Krieg fortzusetzen — oder ist schon jetzt das Gebäude seiner Hoffnungen zusammengebrochen, die Zertrümmerung des Türkenreiches wieder einmal vertagt und der Thron des Königs Georg ernstlich bedroht?

Eine Antwort auf diese Fragen kann heute, am 28. April, wo ich diese Worte schreibe, noch niemand geben und möglicherweise wird noch geraume Zeit vergehen, ehe sie erfolgen kann. Sicher ist nur, daß die Türkei den Krieg, bei dem sie schwerlich viel gewinnen kann, nicht gewünscht hat, während Griechenland, der Leitung des Nationalbundes, der Ethnike Hetairia, folgend, mit vollen Segeln auf diesen Krieg zugesteuert ist, den Aufstand auf Kreta hervorgerufen und seit dem 9. April, dem Tage der Gefechte südlich Dissikata, den Sultan geradezu zum Kampf gezwungen hat. Ist es allein das Vertrauen auf die eigene Kraft, die gerechte Sache, die die Hellenen vorwärts treibt oder steht im Hintergrunde eine noch verborgene Macht, die ihnen zur rechten Zeit, wie einst Pallas Athene, Hülfe bringen soll? Alle Großmächte haben bisher in ihren Ver-

sicherungen gewetteifert, das Auftreten der Griechen sei völkerrechtwidrig und strafbar, aber es läßt sich nicht verkennen, daß die öffentliche Meinung Europas den Wunsch nach Beseitigung der Türkenherrschaft in Europa oft und laut geäußert hat. Doch von Worten zu Thaten ist ein großer Schritt, und es ist vielleicht für die Griechen eine verhängnisvolle Täuschung gewesen, wenn sie die Wünsche ihrer Freunde für stärker wie den Willen der leitenden Staatsmänner Europas, eine Intervention mit den Waffen zu ihren Gunsten für möglich gehalten haben.

Jedenfalls sind wir heute so weit noch nicht. Der Geschützdonner an den Abhängen des Olymps, im Thal des Cheristos und am Golf von Arta ist zunächst nur die Einleitung eines griechisch-türkischen Krieges, dessen Ausgang von Beginn an nicht zweifelhaft sein konnte, wenn man lediglich zahlenmäßig die Stärke der beiden Gegner veranschlagte. Da erscheint die Türkei mit ihren sieben Armeekorps, einem Friedensstande von 200000 Mann und mindestens 500000 Mann im Kriege wie ein Riese gegenüber den Hellenen, die im besten Falle 100000—120000 Mann im Laufe der Zeit mobil machen können und im Frieden in der Regel nur 20000 Mann, also den zehnten Teil des Türkenheeres auf den Beinen haben. Aber der Riese ist seit Goliaths Zeiten schon oft von dem Zwerge besiegt und ebenso, wie in den Jahren 1821—1829 die Hellenen sich vom türkischen Joch frei machten, lockte auch jetzt die Hoffnung, daß ihr Vorgehen von Erfolg begleitet sein könnte. Ähnlich wie vor 76 Jahren ist es wieder die Ethnike Hetairia, die den König und das Volk zum Kriege getrieben hat, und es mag deshalb mit kurzen Worten Entstehung und Zweck des griechischen Nationalvereins hier gegeben werden.

Der erste Präsident dieses Geheimbundes, welcher im Jahre 1814 gebildet wurde,*) war der vielbesungene Alexander Ypsilanti, damals russischer General. Der Zweck war in jener Zeit ebenso wie heute politischer Art, mit gegen die Türkei gerichteter Spitze. Damals verfolgte man die Loslösung Griechenlands von der Türkei, rief überall auf der Balkanhalbinsel Aufstände hervor und erreichte schließlich den Hauptzweck des Bundes. Heute ist das Ziel die Erneuerung des byzantinischen Reiches unter griechischer Führung. Die Aufstände in Kreta, die Ausrüstung der Freiwilligen, der jetzige Krieg sind das Werk des Bundes, dem fast alle gebildeten Griechen des Königreichs und der Türkei angehören und der über sehr große Geldmittel verfügt, weil fast alle wohlhabenden griechischen Bankiers, Kaufleute, Industrielle des In- und Auslandes in seinen Reihen zu finden sind. Dieser einflußreiche Bund beherrscht das ganze offizielle und nichtoffizielle politische Leben in Hellas, hat weit mehr Einfluß wie der König, leitet und macht die Stimmung des Landes, der Beamten und des Heeres und konspiriert im Auslande. Selbstverständlich ist seine Thätigkeit eine vorbereitende, und seitdem die Geschütze gesprochen haben, steht an seiner Stelle im Vordertreffen das Heer. Sehen wir uns dieses Heer, dessen Begeisterung von niemandem angezweifelt, dessen Schlagfertigkeit und Tüchtigkeit aber von Sachkennern nicht gerade hoch veranschlagt wird, etwas genauer an. —

Ganz ähnlich wie das Land selbst hat auch das Heer keine ruhige, ungestörte Entwickelung während der letzten 65 Jahre, seit der Losreißung von der Türkei hinter sich. An Versuchen zur Verbesserung hat es zwar schon unter dem ersten König, dem Wittelsbacher Otto nicht gefehlt, aber die ewig wechselnden Ministerien, die Machtlosigkeit der Könige, der Parteihader, der Mangel an Geld, der Eigennutz der besitzenden Klassen stemmen sich bis auf den heutigen Tag jeder ernstgemeinten Änderung oft mit Erfolg entgegen. Zugeben muß man, daß unter König Georg, seit Ende der 60er Jahre, immerhin etwas in dieser Richtung gethan ist. Dahin gehört vor allem die gesetzliche Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, ein den Einrichtungen der europäischen Staaten nachgeahmtes Wehrgesetz (21. Juni 1882) und eine Reihe organisatorischer Bestimmungen, die der griechischen Armee die bis heute bestehende Form gegeben haben. Ge-

*) Schon im Jahre 1790 wurde durch den Dichter Rhigas ein ähnlicher Bund gebildet, der sich aber auflöste, als der Gründer im Jahre 1798 von den Türken enthauptet worden war.

leitet wurden diese Bestrebungen durch französische Offiziere, die naturgemäß die in ihrer Heimat bestehenden Einrichtungen ihren Vorschlägen mit mehr oder weniger Erfolg und oft unter starkem Widerstande der Griechen zu Grunde legten.

An der Spitze des Heeres steht nominell der König, thatsächlich das Kriegsministerium, dessen Chef alle Augenblick, noch zuletzt während des Beginns der kretischen Unruhen, wechselt. Die drei im Frieden bestehenden Kommandobehörden (Athen, Larissa und Missolunghi) sind Verwaltungsbehörden und nicht geeignet, im Mobilmachungsfalle an die Spitze der großen Truppenverbände zu treten, weil sie für diesen Zweck nicht ausreichend mit Offizieren und Beamten besetzt sind. Alle höheren Stäbe und Befehlshaber sind auch im jetzigen Kriege erst nach der Mobilmachung zusammengetreten bzw. ernannt, eine durch Sparsamkeitsrücksichten im Frieden bedingte, aber höchst bedenkliche Maßregel, weil die Führer und Truppen sich erst im Angesicht des Feindes kennen lernen und einarbeiten müssen. Auch einen Generalstab giebt es im Frieden so gut wie gar nicht, man hat deshalb auch jetzt aus der Front Offiziere genommen und sie für den Generalstabsdienst verwendet. Erwägt man diese Verhältnisse, so wird sofort klar, warum schon ihretwegen die griechische Armee nicht im März die Offensive ergriffen, die noch im Aufmarsch begriffenen Türken überrascht und nach Ausbruch des Krieges keine zusammenhängende, klar gedachte Bewegung ausgeführt hat, obwohl die geringen Entfernungen und besseren Verbindungen die Vereinigung der griechischen Streitkräfte in Nord-Thessalien schneller ermöglichten wie die der türkischen.

Im Frieden verfügte Griechenland über 10 Infanterie-Regimenter zu je 2 Bataillonen (406 Mann) und je einem sehr schwachen Kadrebataillon, außerdem 8 Jäger (Euzonen-) Bataillone. An Kavallerie — zweifellos die untüchtigste griechische Truppe — sind 3 Regimenter zu 4 Eskadrons (128 Mann, 100 Pferde), an Artillerie 3 Feld-Artillerie-Regimenter mit im ganzen 11 fahrenden und 9 Gebirgs-Batterien vorhanden, während 2 Geniebataillone, 1 Telegraphen-, 1 Train- und 1 Sanitäts-Kompagnie die technischen Truppen bilden. Die für gewöhnlich im Lande verteilten starken Gendarmerie-Abteilungen haben mehrere Tausend Mann an die Feldarmee abgegeben. Im Frieden betrug die allerdings nie erreichte Sollstärke ohne die Gendarmerie 1872 Offiziere, 21350 Mann und 2499 Pferde. Bewaffnet ist die Infanterie mit dem ziemlich veralteten französischen Gras-Gewehr M. 74, von dem 120000 Stück vorhanden sein sollen, außerdem lagerten noch 50000 Chassepots in den Zeughäusern; die Artillerie besitzt hauptsächlich Kruppsche 87 bzw. 75 mm Geschütze, daneben aber auch solche nach dem französischen System Canet. Möglicherweise sind, wie vielfach behauptet ist, im Laufe der letzten Monate noch andere Waffen in Griechenland mit englischem Gelde eingeführt, wenn auch eine Beurteilung dieser Nachricht nicht möglich ist.

Dem türkischen Friedensstande von 200000 Mann gegenüber klingt das alles nicht sehr vertrauenerweckend. Selbstverständlich erhöht sich die Stärke des Heeres sofort im Mobilmachungsfalle durch Einziehung der Reserven. Jeder Grieche ist vom 21.—51. Lebensjahre dienstpflichtig und zwar 2 Jahre bei der Fahne, 10 in der Reserve, 8 in der Landwehr und den Rest im Landsturm. Nimmt man an, daß jeder der ersten 12 Jahrgänge im Durchschnitt 8000 Mann stark ist, so wäre das Heer jetzt auf 96000 Mann gebracht; außer diesen ist noch auf etwa 50000 Mann der Landwehr zu rechnen, während die zahlreichen Ersatzreservisten im Frieden fast gar nicht ausgebildet sind und zunächst als Soldaten nicht gelten können. Die Ausbildung der Landwehr und namentlich der letzten 10 Jahrgänge, also des Landsturms, ist ganz ungenügend, eine Organisation als Truppe ist überhaupt nicht vorgesehen. Im günstigsten Falle müßte Griechenland 150000 Mann mehr oder weniger gut ausgebildeter Soldaten auf die Beine bringen können, aber alle Kenner des Landes behaupten, daß daran gar nicht zu denken sei und daß selbst 100000 Mann schwerlich zusammengebracht werden können, während die Türkei schon jetzt in Europa über 200000 Mann mobil gemacht hat. Bei der Mobilmachung im Jahre 1885 waren etwa 72000 Mann bei den griechischen Fahnen versammelt, und damit unter den damaligen Verhältnissen das Höchste geleistet. Nun hat sich die Organisation seit jener Zeit etwas verbessert, ob aber deshalb 30000 Mann

mehr gestellt werden können, dürfte immerhin zu bezweifeln sein, namentlich jetzt, wo der Krieg von Beginn an unglücklich für die Griechen verlaufen ist. —

Allerdings werden die Kriege nicht allein durch die Übermacht entschieden, ein kleines, aber gut gegliedertes und ausgebildetes, begeistertes und von gutem Geiste beseeltes Heer braucht deshalb noch nicht die Flinte ohne Kampf ins Korn zu werfen. Leider steht es trotz allem Patriotismus auch in dieser Hinsicht bei den Nachkommen des Leonidas nicht zum besten. Die Offiziere, die sich — nebenbei bemerkt — bei der Infanterie und Kavallerie zum großen Teile aus dem Unteroffizierstande ergänzen, sind stark in die politischen Wirren des ewig vom Parteihader zerrissenen Landes verwickelt und mit ihrer Disziplin, mit dem Gehorsam gegen die Vorgesetzten, sieht es demgemäß oft geradezu trostlos aus. Auch die Mannschaften sind oft von dem Geiste der Widersetzlichkeit berührt, fühlen sich als freie Hellenen und kritisieren unverdrossen und ohne Scheu die Maßnahmen ihrer Offiziere und Unteroffiziere. Einer meiner Bekannten war als preußischer Offizier vor etwa 17 Jahren nach Griechenland kommandiert, um dort im Auftrage der archäologischen Gesellschaft in Berlin an der topographischen Aufnahme von Attika teilzunehmen. Das griechische Kriegsministerium hatte ihm zwei Soldaten als Instrumententräger kommandiert, die er selbstverständlich bezahlte, wie dies auch von den anderen dort arbeitenden preußischen Offizieren geschah. Aber schon nach zwei Tagen streikten diese Krieger, schickten eine Deputation an die Topographen mit der Mitteilung, sie seien Soldaten, müßten als solche verwendet werden, hätten aber nicht nötig, Meß-Instrumente auf die Berge zu schleppen. Ein Hinweis auf den Kriegsminister half ebenso wenig wie die Bemerkung, selbst der König wisse von der Sache, im Gegenteil ging die kleine Meuterei nun erst recht los. „Der Kriegsminister," so sagten die Soldaten, „hat uns das gar nicht zu befehlen, und was den König anbelangt, so hat der erst recht nichts Derartiges zu verlangen, wir haben ihn gewählt und bezahlen ihn, und wenn er etwas Unrechtes thut, so wählen wir einen anderen." Ein Heer, in dem das freie Hellenentum und die allgemeine Gleichheit und Brüderlichkeit solche Früchte zeitigt, wird mit einem gewissen Mißtrauen beobachtet werden müssen und auch die französischen Offiziere, welche in den 80er Jahren an der Organisation arbeiteten, waren durchaus nicht über die Verhältnisse innerhalb des Heeres erbaut. Im ganzen soll der Geist der Jäger (Euzonen-) Bataillone noch der beste sein, sie waren auch von Beginn der Mobilmachung an der Grenze aufgestellt, um die Blockhäuser zu besetzen. Aber englische Berichterstatter, welche im Beginn April sowohl die türkischen Truppen südlich Greveno und Elassona, wie die griechischen nördlich Larissa und Trikkala sahen, gewannen schon damals den Eindruck, daß die ersteren viel kriegsgeübter und kriegslustiger waren, wie die griechischen. Es ist eben eine andere Sache, in Athen auf dem Platze vor dem Schloß und in den Zeitungsredaktionen zu demonstrieren und nach Krieg zu schreien, als in den Biwaks und auf Doppelposten den Ernst des Krieges kennen zu lernen, die Strapazen und Entbehrungen mit Geduld und Ruhe zu ertragen. Auch bei der Mobilmachung im Jahre 1885/86 war die Begeisterung im Lande groß, aber aus den Lagern desertierten die Hellenen massenweise und schalten auf ihre Offiziere, die sich freilich schon im Frieden herzlich wenig um ihre Untergebenen kümmern. Als ganz besonders bedenklich für die Disziplin innerhalb des Heeres wird es bezeichnet werden müssen, daß ein großer Teil der Offiziere dem oben erwähnten griechischen Nationalbunde (Ethnike Hetairia) angehört, dessen einziges Ziel es ist, Unruhen auf der Balkanhalbinsel hervorzurufen, um Hellas vergrößern zu können. Daß diese Herren sich nicht scheuen werden, dem Könige oder dem von diesem ernannten Oberbefehlshaber, bisher Kronprinz Konstantin, den Gehorsam zu versagen, wenn er nicht den Weisungen des Bundes gehorcht — das ist wohl mehr wie wahrscheinlich.

Dieses Heer — ungenügend ausgebildet und schlecht diszipliniert — sammelte sich seit Mitte März in 3 Divisionen in Nordgriechenland und hat an der Grenze nach und nach eine Stärke von etwa 60000 Mann mit 110 (?) Geschützen und 1000 Pferden erreicht. Man machte den Fehler, nicht sofort alle Jahrgänge der Reserve und Landwehr einzuziehen, sondern that dies nach und nach und bildete, viel zu spät, eine ganze Reihe

neuer Bataillone. Daneben wuchsen Freischaren, zum Teil ausländische, aus der Erde, namentlich die Philhellenen-Legion der Hetairia, deren Stärke immerhin einige Tausend Mann betragen mag, und die seit dem 9. April überall an der Grenze die türkischen Vorposten angriffen. Sie versuchten zugleich in Macedonien und Albanien Unruhen hervorzurufen, sind auch auf türkisches Gebiet zu diesem Zweck übergetreten — ob mit nachhaltigem Erfolg, wird die nächste Zeit zeigen. Jedenfalls waren sie das unruhige, treibende Element im griechischen Heere, ihre Führer eine Art Nebenregierung neben dem Hauptquartier in Larissa. Die drei Divisionen des eigentlichen Heeres wurden im Beginn April derart verteilt, daß die 1. und 2. Division östlich des Pindus-Gebirges in Thessalien, bei Larissa und Trikkala, die 3. Division westlich des Pindus in Süd-Epirus bei Arta sich zusammenzogen. Die griechische Heeresmacht, an sich schon schwach, war also von Anfang an verzettelt, und selbst der östlich des Pindus stehende Teil zerfiel in zwei Hälften bei Larissa und Trikkala, deren Stabsquartiere gegen 60 Kilometer auseinanderlagen! Der türkische Oberbefehlshaber Edhem Pascha würde auf höchstens 30000 Mann gestoßen sein, wenn er am 11. April den von ihm beabsichtigten, aber dann auf Befehl des Sultans aufgegebenen Vormarsch auf Larissa angetreten hätte. Seitdem hat sich das griechische Heer verstärkt, ist aber trotzdem in Thessalien geschlagen und hat nur in Epirus, westlich des Pindus, einige Erfolge mit Hülfe der Flotte errungen. Aber merkwürdig wird es immer bleiben, daß sowohl die Griechen Ende März, wie die Türken am 11. April die günstige Gelegenheit zum Angriffe versäumten. Bei letzteren mögen die Schwierigkeiten des Aufmarsches in Süd-Macedonien ohne Eisenbahnverbindung nach Salonichi, Palastintriguen in Konstantinopel, Mangel an Geld mitgespielt haben; bei ersteren traten wohl die Mängel der Ausbildung der Mannschaften, die ungenügende Vorbereitung der Mobilmachung, allerlei Hemmungen in den erst neugebildeten Truppenverbänden, vielleicht auch Mangel an „Schneid“ und Geld so scharf hervor, daß die Sorge um den Ausgang die Thatkraft der Führer lähmte. —

Das Gebiet, in den sich die griechischen Truppen sammelten — der Kriegsschauplatz — gehört bekanntlich erst seit 1881 zum Königreich der Hellenen und wurde ihnen ein Jahr nach dem Berliner Kongreß zugesprochen, ohne daß sie irgend etwas zu seiner Gewinnung gethan hatten. Zufrieden waren aber die Heißsporne in Athen mit der leichten Erwerbung Thessaliens und des südöstlichen Teils von Epirus (13370 qkm mit etwa 300000 Ew.) nicht, weil der ihnen zugeworfene Brocken nicht groß genug war und namentlich, weil Janina in Epirus und die wichtigen Randgebirge Thessaliens (Olymp, kambunische Berge und die Landschaft Chassia) zum großen Teil der Türken verblieben. In den gebirgigen Grenzdistrikten Thessaliens haben sich denn auch hauptsächlich die Gefechte der Freischaren mit den Türken abgespielt, weil die Griechen wünschten, einige taktisch wichtige Punkte jenseits der Grenze vor Ausbruch des Krieges zu besetzen. Thessalien, das verbindende Glied zwischen dem eigentlichen Hellas, dem sonnigen südlichen Lande und Macedoniens rauhern Gegenden, ist von jeher das Thor gewesen, durch das in bunter Folge zahlreiche erobernde Völkerschaften nach Attika gezogen sind — Perser, Gallier, Slaven und Türken haben sämtlich den Weg über die Chassia und Pharsalus zum Durchmarsch benutzt. Große geschichtlich denkwürdige Schlachten sind hier geschlagen: Philipp V. von Macedonien mußte sich i. J. 197 v. Chr. auf dem Schlachtfelde von Kynoskephalä dem Römer Q. Flamininus beugen und nicht weit davon, in der Nähe des jetzt wieder viel genannten Phersala (Pharsalos) liegt das Gefilde, auf dem Cäsar im entscheidenden Kampfe i. J. 48 v. Chr. Pompejus besiegte, obwohl er, ähnlich wie heute die Griechen, ein viel schwächeres Heer wie der Gegner befehligte. Aber in den Reihen der Griechen ist der Cäsar, der sie zum Siege führt, schwerlich zu finden!

Die Hauptstadt des im Westen vom schwer überschreitbaren Pindus, im Norden durch die vorher genannten Gebirge, im Osten durch den Olymp, Ossa und Pelion, im Süden durch die Othrysberge umschlossenen thessalischen Tieflandes ist Larissa*), ein

*) Hier hat einst Hippokrates gelebt und gewirkt.

lebhafter, etwa 20000 Ew. zählender Ort, der durch eine Eisenbahn mit Volo am gleichnamigen Meerbusen verbunden ist; hier wohnen noch zahlreiche Türken, die allerdings seit einigen Jahren begonnen haben, nach der Türkei auszuwandern, einige tausend Juden und etwa 7000 Griechen. Die Stadt, in der sich seit Mitte März bis zum 24. April das Hauptquartier des Kronprinzen Konstantin befand, liegt am Salamvrias (Peneios) etwa 28 km vom Melunopaß; 15 km weiter nordwestlich das oft genannte Turnavo am Cheragis, einem aus Türkisch-Thessalien kommenden Nebenfluß des durch das Tempethal dem ägäischen Meere zuströmenden Peneios. Gegen 60 km westlich von Larissa liegt der zweitgrößte Ort Thessaliens, Trikkala (12000 Ew., im Winter nach Rückkehr der Hirten 18000 Ew.) gleichfalls durch eine noch 25 km weiter nördlich, nach Kalabakka führende Eisenbahn mit Volo verbunden. Die in der Nähe von Kalabakka liegenden Klöster, die Meteora „in der Luft hängenden" genannt, weil sie, auf Felskuppen liegend, nur in Körben, welche die Mönche nach oben ziehen, erreicht werden können, haben diese Orte zum Ziele der friedlichen Griechenland-Besucher gemacht. Bei Larissa und Trikkala marschierte also der Ostflügel des griechischen Heeres in zwei weit getrennten Massen auf und hat seit Ende März seine Vorposten an die Südwest-Abhänge des alten Göttersitzes, des Olymp, die kambunischen Berge, die Landschaft Chassia und den Zygospaß vorgeschoben. Über die Hänge des Olymp führt aus den Tempe-Thal kommend die Straße von Rhapzani über Nezeros am Analipsis-Berge vorbei nach Davia und Elassona, sowie weiter westlich die Straße von Larissa über Turnavo und den Melunapaß ebenfalls nach Elassona. Da die Höhen bei Meluna Elassona beherrschen, ist es hier sofort am 18. April zu Kämpfen gekommen, die nach Zeitungsnachrichten sehr heftig gewesen sind, thatsächlich aber trotz riesigen Munitionsverbrauches nirgends eine Entscheidung herbeigeführt haben. Erst am 24. April, nachdem es den Türken gelungen war, sich in Besitz aller Pässe nördlich Turnavos zu setzen und die Masse des Heeres am Südhange des Gebirges zu vereinigen, wagte es Edhem Pascha, bis dahin zaudernd und vorsichtig, vielleicht durch den Kriegsrat in Konstantinopel gehemmt, den Schlag gegen die Griechen bei Turnavo zu führen, der mit der Niederlage der letztern und dem zum Teil fluchtartigen Rückzuge nach Süden in die thessalische Ebene endete.

Diese Ebene dehnt sich südlich von Larissa und Trikkala aus, ein Komplex fruchtbarer Niederungen, welche durch niedrige Höhenzüge von einander getrennt sind. An einem dieser Höhenzüge, etwa 40 km südlich Larissa, liegt das schon vorher erwähnte Phersala (Pharsalos), wo nach der Niederlage vom 24. April die Griechen ihre Streitkräfte sammeln und von neuem dem Gegner entgegenstellen wollen. Ob dies möglich sein wird, muß abgewartet werden. Die thessalische Niederung wird dann weiter im Süden durch die Othrysberge abgeschlossen, ein niedriges, sehr dünn bevölkertes Gebirge, das aber dem Verkehr keine großen Schwierigkeiten bietet und an dessen Südfuß der Helladafluß (Spercheios) dem Meere zuströmt. Jenseits dieses Flusses erhebt sich das Otagebirge, der eigentliche Grenzwall des alten Griechenlands gegen Norden, dessen östlichster Paß, die Termopylen, freilich nicht mehr die militärische Bedeutung der alten Zeit hat, das aber auch heute noch die stärkste Stellung bietet, in der Athen gegen den von Norden kommenden Feind verteidigt werden kann. Durch diese sich von Osten nach Westen hinziehenden Gebirgszüge sind die Griechen immerhin in der Lage, schrittweise zurückzuweichen, den Krieg in die Länge zu ziehen, den Küstenstädten der Türkei mit Hilfe ihrer überlegenen Flotte Schaden zuzufügen und den Balkanvölkern Zeit zu geben, sich gegen die Türken zu erheben. Der thessalische Kriegsschauplatz begünstigt also die Defensive, nachdem die Gelegenheit, angriffsweise aufzutreten, fallen gelassen ist oder fallen gelassen werden mußte. Es macht den Eindruck, als ob die Griechen von vornherein diese Art, den Krieg zu führen, mit ins Auge gefaßt haben.

Hiermit mag es auch zusammenhängen, daß man einen Teil des Heeres, die 3. Division völlig abtrennte und in dem seit 1881 zu Griechenland gehörenden Süd-Epirus (westlich des Pindus) bei Arta versammelte. Die Hauptarmee wurde freilich dadurch geschwächt, was immer als großer Nachteil angesehen werden muß. Aber man

hat vielleicht gedacht, daß diese Division nach Norden vordringen, Janina — einst die Hauptstadt des in Albanien barbarisch hausenden Ali Pascha — erobern und womöglich die Albanesen zum Aufstande gegen die Türken erregen könnte. Die 3. Division hat denn auch Prevesa mit Hilfe der Flotte beschossen und eingeschlossen, Philippiadha am Meerbusen von Arta in Besitz genommen und sich dann nach Norden auf Janina gewendet. Die Folge dieses Vordringens sind Meutereien albanischer Truppen gewesen — ein Beweis, daß die Rechnung der Griechen nicht unbedingt falsch gewesen ist und das Geld der Hetairia seine Schuldigkeit gethan hat. Nachdem aber am 24. April der Rückzug des thessalischen Heeres auf Pharsalus angetreten war, wurde die isolierte Bewegung der 3. Division auf Janina gefährlich und scheint am 27. April aufgegeben zu sein.

Ganz ähnlich wie die Landarmee ist auch die Flotte in zwei getrennten Geschwadern aufgetreten, indem ein Teil an der Küste von Epirus, der andere an der Ostküste Macedoniens türkische Städte und Festungen wie Prevesa beschossen, Magazine zerstört und Zufuhren abgeschnitten hat. Die Flotte ist klein, aber sie besitzt verhältnismäßig neue und gute Schiffe und ist mit vortrefflichen Seeleuten bemannt; besonders in ihren 5 Panzerschiffen bezw. Kreuzern und etwa 30 Torpedobooten verfügt sie über eine Schlachtendivision, der die Türken nichts gleiches entgegensetzen können. Der Türke ist im Gegensatz zum Griechen überhaupt kein Seemann und die türkische Heeresleitung hat sich denn auch wohlweislich gehütet, ihre alten, unbrauchbaren, schlecht ausgerüsteten und ungenügend bemannten Schiffe der griechischen Flotte entgegenzuführen. Die macedonischen und epirotischen Küstenstädte überließ man mit edlem Gleichmut der Seele ihrem Schicksal, in der stillen Hoffnung, daß die Großmächte wenigstens eine Beschießung des stark von Juden bewohnten Salonikis, des zur Zeit wichtigsten Küstenplatzes, nicht zulassen würden und in der Gewißheit, daß die Entscheidung doch auf dem Festlande, in Thessalien fallen müßte. —

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Das Bild, welches die griechische Landarmee darbietet, ist nichts weniger wie erfreulich, und der Verlauf des Krieges hat bisher denen recht gegeben, die das Unternehmen der Griechen, einen Krieg mit der weit überlegenen Türkei zu beginnen, für wagehalsig und leichtsinnig erklärten. Dem Heere fehlen nicht nur die äußeren Eigenschaften, welche den Erfolg ermöglichen: gute Ausbildung und Bewaffnung, sorgfältige Vorbereitung der Mobilmachung, gut gesicherte Grenzen, vor allem vermißt man den innern Gehalt, Treue und Gehorsam. Der Einfluß der Hetairia im Offizierkorps untergräbt die Stellung der höchsten Befehlshaber, namentlich des Königs und des Kronprinzen, die Leidenschaften unterdrücken die ruhige Beurteilung der Lage; fortwährender Wechsel in den Stellungen Höchstkommandierender, des Generalstabschefs, der kommandierenden Admirale u. s. w. beweisen den Einfluß von Gegenströmungen und Parteiungen an leitender Stelle. Dazu kommt, daß der König — vielleicht gezwungen — sich beim Heere noch gar nicht gezeigt hat, der Kronprinz in keiner Weise bei den Kämpfen nördlich Larissa persönlich hervorgetreten ist. Alles in allem ist das griechische Heer ein treues Abbild des Volkes und Landes — ein Gebilde ohne innere Einheit! Als Christ möchte man hoffen, daß König, Volk und Heer sich noch einmal aufraffen, mit ganzer Kraft dem in Thessalien eingedrungenen Feinde sich entgegenwerfen und auf den blutgetränkten Gefilden von Pharsalus sich der Ahnen würdig zeigen wollten — aber soweit wir sehen, fehlt so ziemlich alles, um eine solche Wendung zum besseren vorzubereiten und durchzuführen, vor allem auch der Mann, der sein Volk aus der Erniedrigung zum Siege leitet. Ob die durch den Sturz des Ministeriums Delyannis neugeschaffene Lage einen solchen Mann hervorbringt, muß abgewartet werden. Aber der erste Erfolg der Griechen, das glückliche Gefecht des Obersten Smolenski am 30. April bei Velestino (Knotenpunkt der Bahnen von Larissa und Trikkala nach Volo) wird manchen Hellenen gewiß als der Anbruch einer besseren Zeit erscheinen.





Der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit.

Von

H. Wilhelmi.

Armenpflege und Wohlthätigkeit stehen zur Zeit nicht im Vordergrunde des Interesses noch der öffentlichen Gunst. Die katholische Schätzung der Wohlthätigkeit unter dem Gesichtspunkt der Besitzenden, die Almosenspende im Interesse des Gebers, als Mittel die Fürbitte der Armen zu erwerben und als verdienstliche Entsagung, ist abgethan. Der Einwand, daß Almosen den Empfänger herabsetzen und in eine drückende Abhängigkeit von seinem Gönner bringen, ist nicht ohne Eindruck geblieben.*) Der altisraelitische Grundsatz, es soll kein Armer unter dir sein, der Zustand der christlichen Urgemeinde, in welcher kein Dürftiger war, wird als Ziel wieder anerkannt. Darum haben „die jüngeren Schwestern" der Armenpflege auf dem Gebiete der Sozialpolitik: die Versicherung gegen Krankheit, gegen Alter und Siechtum, gegen Unfall, gegen Verwitwung und Verwaisung, kurz hat die Sozialpolitik heute das erste Wort bei den meisten, die ein Herz für die Brüder haben.

Allein die Wirkung einer sozialpolitischen Gesetzgebung kann naturgemäß nur eine sehr langsame und allmähliche sein. Noch giebt es zahlreiche Bedürftige, die von ihner nicht erfaßt werden, und mannigfache Notstände, auf welche sie keine Anwendung findet. So wird es auch einstweilen geraume Zeit wohl noch bleiben. Das Wort „Arme habt ihr allezeit bei euch" wird auch von einer viel weiter und tiefer greifenden Sozialreform vorderhand nicht Lügen gestraft werden. Damit bleibt der öffentlichen Armenpflege wie der privaten Wohlthätigkeit eine große Aufgabe gesichert. Und wenn sie durch die Sozialreform in etwas entlastet werden, so liegt darin die Möglichkeit und die Verpflichtung, ihre Arbeit um so besser zu thun, ihre Pfleglinge eingehender und erziehlicher zu behandeln, immer mehr das Almosen zur Linderung augenblicklicher Not zu ersetzen durch die Fürsorge für Erhaltung oder Wiederherstellung der Kraft zur Arbeit und Selbstthätigkeit.

Es vernotwendigt sich daher eine immer sorgfältigere Erwägung der zu befolgenden Methoden, ein regelmäßiger Austausch der Erfahrungen und grundsätzliche Bearbeitung der einschlagenden Probleme.

Dazu kommt, daß durch das Unterstützungswohnsitzgesetz vom 6. Juni 1870 für das ganze deutsche Reich (mit Ausnahme von Bayern und Elsaß-Lothringen)

---

*) Anmerkung: Eine umfassende „Schuld- und Verdienstrechnung" der Armenpflege und Wohlthätigkeit unter so zielpolitischem und moralischem Gesichtspunkt hat K. v. Mangoldt in der „Sozialen Praxis" (N. 13. 17.) begonnen.

zwar eine gemeinsame Grundlage für die Thätigkeit der Armenpflege gegeben ist, während damit die Anwendung des Gesetzes noch nicht überall dieselbe wurde. Die Leistungen der Armenpflege, die Behandlung ortsfremder, bedürftiger Personen blieb eine sehr verschiedene. Es ergab sich auch von dieser Seite her das Bedürfnis einer Verständigung über Fragen der Gesetzgebung und der praktischen Ausführung der Armenpflege.

So entstand im Jahre 1880 auf Anregung des Senators Doell in Gotha und unter dem Vorsitz des Vorstehers der Stadtverordneten in Berlin, Dr. Straßmann, der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit zum Zweck der „Zusammenfassung der zerstreuten Reformbestrebungen, welche auf dem Gebiete der Armenpflege und Wohlthätigkeit hervortreten, und fortgesetzter, gegenseitiger Aufklärung der auf diesem Gebiete thätigen Personen." Der Verein hat diesen Zweck verfolgt durch zahlreiche Wanderversammlungen. Die sorgfältig vorbereiteten Berichte und die Verhandlungen des Vereins bilden eine Fundgrube zuverlässigen thatsächlichen Materials und wohlerwogener Ratschläge für das ganze Gebiet. Die Benutzung dieser Vereinsschriften zu erleichtern durch einen systematischen Überblick über ihren Inhalt ist der hauptsächliche Zweck des jüngst erschienenen „Generalberichts über die Thätigkeit des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit während der ersten 15 Jahre seines Bestehens 1880—1895 nebst Verzeichnissen der Vereinsschriften und alphabetischem Register zu den Vereinsschriften, erstattet im Auftrage des Vereins von Dr. jur. Emil Münsterberg-Berlin." Schriften u. s. w. Heft 24. Leipzig, Duncker und Humblot. 1896. VIII und 127 S. Pr. Mk. 3,—.

Mitglieder sind gegenwärtig 182 Städte d. h. fast ausnahmslos alle Städte über 20000 Einwohner, aber auch 51 kleinere Gemeinden; 74 Korporationen und Vereine; 169 Privatpersonen. Der Verein hat damit die Grenzen seiner Ausdehnungsfähigkeit bei weitem noch nicht erreicht. Die Städte zwischen 10 und 20000 Einwohnern sind schon zu groß, um ihre Armenpflege in patriarchalisch-persönlicher Weise behandeln zu können. Zwar werden auch sie sich dem Einfluß des Vereins nicht ganz entzogen haben; ein weiter blickender Bürgermeister, ein Pfarrer oder sonst ein Helfer in der Armenpflege ist auch wohl persönlich Mitglied des Vereins. Aber im ganzen dürften gerade in diesen Orten viel alter Schlendrian und kurzsichtige Routine ungestört ihr Wesen treiben. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verein Mittel und Wege fände, diese Städte mehr zu interessieren. An dem geringfügigen Beitrage (für Kommunen und Korporationen 10 Mk., für einzelne Personen 5 Mk.) kann diese Teilnahmlosigkeit nicht liegen. Es ist die philisterhafte Selbstgenügsamkeit des Spießbürgers, die mit ernsten Fragen nicht beunruhigt werden will.

Von der Art, wie der Verein arbeitet, bekommt man am besten eine Vorstellung, wenn man das mit dem Generalbericht gleichzeitig erschienene 26. Heft der Vereinsschriften*) zur Hand nimmt. Es enthält zwei der Berichte zur Generalversammlung 1886, die schon Monate vorher den Mitgliedern zugestellt zu werden pflegen. Der erste, von Magistrats-Assessor Cuno-Berlin, behandelt die Fürsorge für arme Schulkinder durch Speisung bezw. Verabreichung von Nahrungsmitteln. Der zweite betrifft die Handhabung der Bestimmungen betr. den Verlust des Wahlrechts bei Empfang öffentlicher Armenunterstützungen. Dieser letztere Bericht ist besonders instruktiv für die Methode des Vereins, da er alle Stadien der Bearbeitung eines Themas vorführt. Zunächst hat der Ausschuß des Vereins beschlossen, zur Feststellung der thatsächlichen Verschiedenheiten, welche in den einzelnen Städten bei Beantwortung der Frage obwalten: welche Fälle der Armenunterstützung zur Streichung des Familienoberhaupts in den Wahllisten führen, — eine Enquete zu veranstalten (Februar 1894). Die zu diesem Zweck gewählte Kommission unter Vorsitz des Geh. Regierungsrats von Massow versandte sodann einen sorgfältig ausgearbeiteten Frage-

*) Leipzig, Duncker und Humblot. 79 S. Pr. Mk. 2,—. Über Heft 25 (Heranziehung von Frauen zur öffentlichen Armenpflege) und 27. (Das System der Armenpflege in Alt-Deutschland und in den Reichslanden) berichten wir an anderer Stelle.

bogen (welcher mitgeteilt wird) an die Mitglieder des Vereins, an die Regierungen der kleinen und die oberen Verwaltungsbehörden der größeren Bundesstaaten. Die Umfrage fand überall bereitwilliges Entgegenkommen; lediglich die bayerische Regierung hat geglaubt, dieser Untersuchung die Förderung versagen zu sollen. Aus den 196 eingegangenen Antworten hat dann weiter Dr. G. Berthold-Berlin eine übersichtliche Darstellung der in den verschiedenen Staaten und Landesteilen bestehenden Gesetze und Praxen zusammengestellt (S. 56—79). Hieraus ergeben sich nun allerdings sehr weitgehende Verschiedenheiten. Besonders gehen die Ansichten darüber auseinander, ob vorübergehende Unterstützung zur Entziehung des Reichstags-Wahlrechts führen müsse. In Bremen wird jeder, der Armenunterstützung empfängt, einerlei welche, aus den Reichstagswahllisten gestrichen; ist er minderjährig, das Familienhaupt; Gewährung von Schulgeld und Schulbüchern gilt nicht als Armenunterstützung; in der Landgemeinde Hastedt bei Bremen wird sogar auch in diesen Fällen das Wahlrecht zum Reichstag entzogen. In Preußen dagegen findet bei Gewährung freier ärztlicher Behandlung und Arzeneien in der Regel kein Verlust des Wahlrechts statt; nur $1/3$ der Gemeinden entziehen es in diesem Falle. Die Landgemeinden verfahren im ganzen strenger als die Stadtgemeinden. Noch größere Verschiedenheit zeigt sich bei den auf Landesgesetzen ruhenden Wahlen zu Landtagen und Gemeindevertretungen.

Weiter ließ dann die Kommission auf Grund dieser Ergebnisse durch Landrichter Dr. P. F. Aschrott-Berlin Vorschläge über die zweckmäßig und richtig scheinende einheitliche legislative Beordnung der Frage aufstellen (S. 37—48), denen Stadtrat Dr. Flesch-Frankfurt a. M. ein ausführliches Gutachten mit teilweise abweichenden Vorschlägen zur Seite stellte (S. 49—53). Auf Grund beider Meinungsäußerungen formulierte endlich die Kommission die Sätze, welche sie dem versammelten Verein zur Beschlußfassung vorlegt (S. 33). Und zwar beantragt sie, den Verlust des Wahlrechts nur dann eintreten zu lassen, wenn das Familienhaupt oder ein alimentationsberechtigtes Familienglied öffentliche Unterstützung erhalten und sie nicht vor Ausschreibung der Wahl zurückgezahlt hat. Nicht in Betracht kommen sollen freie ärztliche Behandlung, Arzeneien und Heilmittel und die Aufnahme in eine Krankenanstalt, falls die Natur der Krankheit diese Aufnahme erforderte. Auch die Unterstützung eines alimentationsberechtigten Familiengliedes soll nicht in Anrechnung kommen, wenn dasselbe sich bereits in wirtschaftlich-selbständiger Stellung außerhalb des Familienhaushalts befindet, wenn es sich infolge von Siechtum oder Gebrechen in voraussichtlich dauernder Verpflegung befindet, und wenn die Unterstützung zu Erziehungszwecken gewährt wird.

In dieser Weise sind die große Mehrzahl der Vereinsarbeiten entstanden, auf Grund thatsächlicher Erhebungen, von wissenschaftlich gegründeten und zugleich in der Praxis erfahrenen Männern bearbeitet, die „vor uferlosen und unausführbaren Plänen dadurch bewahrt werden, daß sie die Mäßigung besitzen, welche die Praxis dem Verwaltungsbeamten gewissermaßen anerzieht.“ Eine ganze Reihe dieser Veröffentlichungen besitzen daher einen hohen wissenschaftlichen und praktischen Wert. Wir erwähnen die armenstatistischen Arbeiten von Böhmert, insbesondere sein großes Werk über 77 deutsche Städte, die Berichte über den Unterstützungswohnsitz und Verwandtes, (von Elvers, Ludwig-Wolf, Ziller, Huzel, Graf Wintzingerode, von Wintzingerode-Knorr- die ländliche Armenpflege (von Reitzenstein und Münsterberg), Ferienkolonien und Kinderheilstätten (Roessel); hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen (Kalle und Kamp), Wohnungsfrage (von Jacobi), Grundsätze über Art und Höhe der Unterstützungen (Cuno), über Verbindung von öffentlicher und privater Armenpflege (Münsterberg), Arbeitsnachweis (von Reitzensteiu), Fürsorge für entlassene Sträflinge (Herse) und Obdachlose (Münsterberg und vou Massow).

Um den Einfluß zu konstatieren, den der Verein in der Praxis mittelbar und unmittelbar geübt hat, hat der Vorstand von seinen korporativen Mitgliedern Äußerungen erbeten; die Mitteilungen aus denselben geben ein schönes Zeugnis dafür, daß der Verein nicht umsonst gearbeitet hat.

Zur Verstärkung und Verallgemeinerung dieses segensreichen Einflusses soll und kann der „Generalbericht“ die besten Dienste leisten, indem er eine vortrefflich orientierende „Systematische Übersicht des Inhalts der Vereinsschriften“ darbietet. An seiner Hand wird ihre Benutzung und Nutzbarmachung wesentlich leichter sein als bisher. Es ergiebt sich daraus, daß kein wesentlicher Punkt des ganzen weiten Gebiets unberücksichtigt geblieben ist. Die Auszüge sind kurz und übersichtlich. Fragen von aktuellem Interesse (Arbeitsnachweis, Wohnungsfrage, Fürsorge für Obdachlose, hauswirtschaftlicher Unterricht) sind etwas ausführlicher behandelt.

Möge die mühevolle Arbeit des Verfassers den Lohn finden, den sie verdient: fleißige Benutzung aller derer, die in der Armenpflege und Wohlthätigkeit über die Schablone und das gedankenlose Mitthun hinausstreben.





Monatsschau.

Politik.

Das Bild der Lage im Orient hat sich im Laufe des April in soweit geändert, als an die Stelle des im Grunde schon seit zwei Monaten im Gang befindlichen „offiziösen“ Krieges zwischen Griechenland und der Türkei, zu Ostern der „offizielle“ getreten ist, dessen einzelne Phasen in einer Monatsschrift aber unmöglich berücksichtigt werden können. Nicht einmal die Tagespresse kann ihnen folgen; der Gesamteindruck aber wird durch die Lügenhaftigkeit der beiderseitigen Berichterstattung überdies bis zum Äußersten erschwert. Was wirklich vorgefallen ist, läßt sich erst nachträglich erkennen. Im allgemeinen kann die Überlegenheit der Türken auf dem Lande wohl kaum bezweifelt werden; zur See dagegen scheinen die Griechen die Stärkeren zu sein, in dem Maß sind sie es freilich nicht, daß hier die Entscheidung fallen könnte, wenn auch König Georg, der sich Zeitungsberichterstattern gegenüber sehr aufgeknöpft zeigt, geäußert haben soll, daß der griechischen Flotte eine sehr „wichtige Aufgabe“ zufallen werde.

Die europäische Presse, die zum größten Teil von der Börse abhängig ist, steht mit ihren Sympathien überwiegend auf Seiten der Türkei, und geht dabei so weit, die aus Konstantinopel kommenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz ohne jede Kritik als leere Münze hinzunehmen, während sie alles, was aus Athen stammt, als hohle Prahlerei belächelt. Wenn die Ereignisse, was ja sehr möglich ist, dem recht geben sollten, so wird sie sich ihrer Prophetengabe rühmen, während in Wahrheit doch allein das Interesse des Geschäfts maßgebend ist, und ihren Optimismus nährt.

Das in türkischen Werten angelegte Geld zählt eben nach Milliarden, die im Fall eines unglücklichen Krieges wahrscheinlich verloren wären. Griechenland dagegen hat nur für einige hundert Millionen aufzukommen, und gilt überdies als böser Schuldner, der seine Verpflichtungen ohnehin mißachtet. Daraus erklärt sich vom Standpunkt der sog. „öffentlichen Meinung“ alles; das geschäftlich nicht beteiligte Publikum verhält sich vollkommen kühl; an die Gefahr eines europäischen Brandes versteht es einstweilen noch nicht zu glauben. Wie die Stellung der maßgebenden Kabinette ist, läßt sich heute ebenso wenig klar erkennen, als vor vier Wochen. Äußerlich wird der Fortbestand des Einvernehmens mit gewohntem Nachdrucke betont; der Glaube daran hat aber durch den Verlauf der Blockade-Angelegenheit keine Stärkung erfahren, und ebenso wenig läßt sich jetzt, nach dem thatsächlichen Ausbruch des Krieges in Macedonien-Thessalien mit hinlänglicher Deutlichkeit übersehen, ob es sämtlichen Mächten so ernst damit ist, diesen Krieg zu „lokalisieren“, als sie fortdauernd versichern, oder ob nicht vielmehr einzelne von ihnen im Grunde ganz andere Ziele verfolgen. Daß England, nach wie vor, dabei am meisten beargwohnt wird, braucht man kaum zu sagen, Beweise für seine zweideutige Haltung aber hat man nicht, und selbst wenn man sie hätte, würde das an der Lage nicht viel ändern; mit einer Weltmacht muß eben vorsichtig umge-

gangen werden, und schon wegen der Überlegenheit seiner Flotte darf sich Großbritannien so manches gestatten, was anderen unzulässig schiene. So angesehen mag die Hilflosigkeit, mit der Europa als Gesamtheit den orientalischen Dingen gegenüber steht, ein anderes Ansehen gewinnen, wenn die Achtung vor seinem guten Willen und seiner Ehrlichkeit dadurch auch nicht wächst. Diese Eigenschaften aber werden doch nur da wirklich geschätzt, wo sich zielbewußtes Wollen und dem entsprechendes Können damit verbinden. Gerade das aber finden wir bei den „ehrlichen Maklern" von heute nicht. Als Deutschland zu Beginn der griechisch-türkischen Verwickelungen mit dem Vorschlag hervor trat, die griechischen Festlandhäfen zu blockieren, so hatte es damit, vom Standpunkt der Sicherung des Friedens, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Richtige getroffen. Andere Mächte, zu deren Hintergedanken das nicht paßte, durchkreuzten diesen Plan, indem sie die, der Natur der Sache nach, ganz unwirksame Blockade von Kreta zu Wege brachten. Nun hätte Deutschland sich zurück ziehen sollen. Statt dessen hat es sich dazu verleiten lassen an einer falschen Maßnahme teil zu nehmen, und ist dadurch gerade, weil es in gutem Glauben handelt, in eine völlig schiefe Lage geraten, wenn uns auch zum guten Glück der Anblick des komischen Übereifers erspart geblieben ist, den die österreichischen Schiffe bei Bekämpfung der aufständischen Kreter entwickeln, während Rußland und England bei ihren Truppennachsendungen sehr ernste Zwecke zu verfolgen scheinen. Was wir und die Österreicher mit „heiligem Ernst" behandeln, die Autorität des Sultans auf Kreta zu wahren, und Griechenland an der Erreichung seiner völkerrechtwidrigen Pläne zu hindern, muß jenen nur als Vorwand dienen. Die Briten möchten Kreta offenbar gerne für sich selbst behalten, die Russen sehen es für jetzt als ihre Hauptaufgabe an, dies zu hintertreiben. Deshalb bleiben sie nicht nur da, sondern suchen sich nach Möglichkeit fest zu setzen. Was dabei aus den Kretern wird, die angeblich gegen sich selbst geschützt werden sollen, gilt ihnen gleich, und in der That brechen sich Christen und Muhamedaner gegenseitig ungeniert die Hälse, und die gräulichste Anarchie beginnt sich unter den Augen der Großmächte zu entwickeln. Wir aber sehen das alles ruhig mit an, statt uns für die fernere Teilnahme an dieser widerwärtigen Komödie zu bedanken. Schon vom Standpunkt der völkerrechtlichen Unparteilichkeit sollte das jetzt, nachdem Griechenland und die Türkei sich förmlich den Krieg erklärt haben, nicht mehr geschehen. Wir können dabei keine Lorbeeren ernten. Ob nicht, falls Griechenland im weiteren Verlauf der Ereignisse genötigt sein sollte, die Vermittelung Europas anzurufen, derselbe Fehler der zu wenig nachdrücklicher Betonung des eigenen Willens begangen wird, muß sich zeigen. Leicht ist es ja nicht diesen Willen zur Geltung zu bringen, wenn man da nur ein einziges Kriegsschiff zur Stelle hat, wo andere Mächte über ganze Geschwader verfügen. Diese Schwäche der Rüstung ist auch der eigentliche Grund, weshalb unsere Ratschläge im Orient unbeachtet bleiben. Fürst Bismarck hat das stets gewußt, und sich deshalb immer so lange zurück gehalten, bis man sich ausdrücklich an ihn wandte. Nach Kreta wäre er sicherlich nicht gegangen, er hätte diesen Handel von denen ausfechten lassen, die daran ein unmittelbares Interesse zu haben glauben.

England und Rußland halten sich offenbar gegenseitig im Schach, ohne daß dies ausgesprochen würde. In diesem Sinne mögen die Vorgänge in Kreta symbolisch erscheinen; darin vor allem ist ihre Bedeutung jetzt zu suchen. An sich ist es ziemlich gleichgültig, was dort geschieht.

Ebenso unklar wie auf der Balkanhalbinsel ist die Politik Englands, bis jetzt wenigstens, Transvaal gegenüber noch, und da seit dem verunglückten „Ritt" Jamesons 1½ Jahre verflossen sind, ohne daß man in London über Drohungen hinaus gekommen wäre, so ist die Vermutung vielleicht nicht zu gewagt, daß Chamberlain und Rhodes keineswegs geneigt sind, alles auf eine Karte zu setzen, d. h. die Entscheidung der Waffen herbeizuführen, sondern ihr Ziel, die Unterwerfung ganz Süd-Afrikas, noch immer durch Einschüchterung zu erreichen hoffen. In dieser Richtung wird alles Mögliche versucht. Bald heißt es, gegen 40000 Mann sollten demnächst in der Capstadt landen, dann wird behauptet, daß Portugal sich endlich entschlossen habe, die Delagoa-Bay gegen „Bar"

an England abzutreten; ganz neuerdings aber muß ein Geschwader von sieben britischen Kriegsschiffen an der Südostküste kreuzen, bald in diesem bald in jenem Hafen anlegen, um mit „versiegelten Befehlen“ wieder abzudampfen. Alles das kommt uns nachgerade wie politischer „Humbug“ vor, mit dem man die Buren klein kriegen möchte, um sich die Gefahr eines Waffenganges mit ihnen zu ersparen. Das ist aber ganz umsonst. „Ohm Paul“ wird sich nicht aufs Glatteis führen lassen. Je mehr Rhodes wettert und prahlt, desto gelassener sieht man jenen lächeln; er kennt seine Leute und weiß genau, daß England eben jetzt am wenigsten in der Lage ist, überlegene Streitkräfte nach Süd-Afrika zu senden. Wo sollten die wohl herkommen, wenn man sich gleichzeitig anschickt den Sudan zu erobern, wozu die ägyptischen Truppen allein nicht reichen. Das stehende Landheer Großbritanniens ist nicht stärker als etwa 120000 Mann; das sagt, unseres Erachtens, hier genug. Man braucht die Macht Englands keineswegs zu unterschätzen, um die Grenze ihrer wirklichen Leistungsfähigkeit deutlich zu sehen. Diese liegt in der Regel da, wo man sich von den großen Worten, mit denen die britische Presse trefflich umzugehen versteht, nicht imponieren läßt, sondern den Kopf oben behält und ruhig abwartet, was da kommt. Etwas anderes ist es natürlich da, wo England es mit ganz oder halbbarbarischen Völkern zu thun hat. Mit diesen weiß es vortrefflich fertig zu werden, weil ihm die Erfahrung von Jahrhunderten zur Seite steht, die vor allem lehrt, daß die Macht des Goldes fast ausnahmslos alle Hindernisse besiegt, die der bloßen Gewalt vielleicht unüberwindlich wären. Aus der geschickten Anwendung dieses Mittels lassen sich die raschen außereuropäischen Erfolge Englands fast ausnahmslos erklären. Wahrscheinlich bahnt es ihm auch jetzt im Sudan den Weg.

Die Yankees sind furchtbare Renommisten, über die nationale Eitelkeit geht ihnen aber doch noch das Geschäft, und deshalb lassen sie sich, wenn man sie von dieser Seite zu fassen versteht, viel leichter einschüchtern, als man gewöhnlich meint. Diesen Eindruck gewinnt man auch jetzt. Die schüchternen Einwendungen, welche einige europäische Staaten, unter ihnen auch Deutschland, gegen die von dem neuen Hochschutzzolltarif bezweckte Vergewaltigung der europäischen Einfuhr erhoben haben, scheinen nicht ohne gewisse Wirkung geblieben zu sein. Die Gegner des neuen Tarifs beginnen sich zu rühren, und Sachkundige sehen es schon jetzt nicht als unmöglich an, daß der ganze Vorstoß schließlich scheitert. So viel aber ist gewiß, daß Europa, wenn es einig wäre, die Amerikaner sehr wohl unter seinen Willen zwingen könnte. Namentlich Deutschland und Frankreich, die sehr bedeutende Mengen von amerikanischen Roherzeugnissen einführen, wären in der Lage sich jede Benachteiligung ihrer gewerblichen Ausfuhr zu verbitten. Was sie daran hindert, ist lediglich die kurzsichtige Ängstlichkeit der nächstbeteiligten Geschäftskreise daheim, die sämtlich nur ihr nächstes unmittelbares Interesse im Auge haben, und gar kein Verständnis dafür besitzen, daß sich dasselbe mit dem der Gesamtheit auf die Dauer regelmäßig deckt. Was sich aus dem Interessenkonflikt mit den Vereinigten Staaten ergeben wird, läßt sich deshalb zur Zeit noch nicht annähernd übersehen. Die Amerikaner sind, w. g. nicht so schwer zu schlagen; etwas mehr Mut, als wir ihn bei solchen Gelegenheiten zu zeigen pflegen, gehört aber doch dazu.

In Paris ist die Panama-Angelegenheit letzthin wieder stark aufgerührt worden; wie schon früher, so wird es aber auch diesmal vermutlich bei bloßen Anläufen bleiben, die nichts als eine heuchlerische Verbeugung vor dem Grundsatz der öffentlichen Sittlichkeit bedeuten. In Wahrheit denken wenigstens die Machthaber sicher nicht daran fest zuzugreifen, weil sich dies mit dem parlamentarischen System schlechterdings nicht verträgt. Seiner innersten Natur nach ist es nie etwas anderes gewesen, noch wird es je etwas anderes sein, als möglichste Ausnützung einer mehr oder weniger vorübergehenden Lage zu Zwecken des Ehrgeizes oder Gewinnes. In diesem Sinn sind selbst die gegnerischen Parteien solidarisch und pflegen sich nach Möglichkeit zu schonen. Am meisten aber thun sie es natürlich da, wo das Börseninteresse im engeren Sinn sie allesamt verbindet, und jeder halbwegs einflußreiche Volksvertreter mit preßkapitalistischen „Ringen“ in Verbindung steht, die den Staat als „melkende Kuh“ betrachten. Von diesem Standpunkt aus kann niemand wünschen, daß mit den „Panamisten“ ernstlich abgerechnet werde; denn

ihre Bestrafung würde, im ideellen Sinne, alle treffen. Am wenigsten wäre das aber gerade jetzt erwünscht, wo die Gefahr einer großen europäischen Verwickelung, wenn auch einstweilen noch in einiger Entfernung droht.

In Wien ist Dr. Lueger am 8. April zum Oberbügermeister gewählt und vom Kaiser bald darauf als solcher bestätigt worden. Für den furchtbaren Niedergang des jüdisch beeinflußten Liberalismus ist es bezeichnend, daß er den Triumph dieses seines Todfeindes, in dem sich der österreichische Antisemitismus verkörpert, vergleichsweise gelassen hinnimmt, als könnte es kaum anders sein. Die Schwierigkeiten, mit denen Lueger zu kämpfen hat, fangen freilich jetzt erst an, weil er sich in seiner neuen Stellung gleichzeitig als Vertreter des Deutschtums und einer zielbewußten antisemitisch gefärbten Sozialreform zu bethätigen haben wird, ohne doch der Regierung, die ihm ein, noch vor kurzem undenkbar gehaltenes Maß von Entgegenkommen zeigt, unnötige Opposition zu machen. Jetzt nach Erlaß der Sprachenverordnung für Böhmen und Mähren, die eine schwere Schädigung des Deutschtums bedeutet, ist es doppelt schwer, hier den rechten Weg zu treffen, denn die Regierung ist den Slaven gegenüber gebunden und wird deshalb jeden Widerstand, dem sie im deutsch-nationalen Sinn begegnet, auf das Unangenehmste empfinden. Auf die Reformpläne der Christlich-Sozialen würde das aber wiederum hemmend zurück wirken müssen. Vom Standpunkt des Grafen Badeni ist freilich die Durchführung des Ausgleichs mit Ungarn für jetzt wichtiger als alles andere; gerade in diesem Punkt aber werden sich Dr. Lueger und die national gesinnten Deutschen überhaupt, besonders starr erweisen müssen, denn es giebt nichts, worin die westösterreichischen Volksstämme so einig wären, als gerade darin, daß der magyarischen Anmaßung keine neuen Zugeständnisse gemacht werden dürfen. Auch die verwöhnten Tschechen freilich sehen sich hier in der Freiheit ihrer Handlungsweise stark beschränkt. So gern sie an sich bereit wären der Regierung auf Kosten des Deutschtums, hinsichtlich des Ausgleichs, alle möglichen Zugeständnisse zu machen, sehen sie sich doch durch die Stimmung der eigenen Wähler, namentlich der ländlichen, sehr behindert. Mehr oder minder gilt dasselbe auch von den übrigen Parteien, so daß schlechterdings nicht abzusehen ist, was aus dem Ausgleich wird. Daß die Sprachenverordnung in Kraft bleibt, ist trotzdem nicht zu bezweifeln; der verspätete Widerstand der ohnehin in sich uneinigen Deutschen ändert daran nichts mehr. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Was die Minute dir verloren, bringt keine Ewigkeit zurück.“ Als sie die Macht hatten, haben sie es versäumt das Deutsche gesetzlich zur Staatssprache zu machen, vor den Interessen der Börse traten die des eigenen Volkstums damals weit zurück. Nun müssen sie die Folgen ihrer eigenen Saumseligkeit und nationalen Gleichgültigkeit tragen, und diese Folgen werden, wenn nicht Unberechenbares dazwischen kommt, härter sein, als man selbst jetzt noch ahnt.

In den letzten Apriltagen haben auch die kleinen Balkanstaaten, die man, aller offiziösen Ableugnungen ungeachtet, schon längst im Verdacht hatte, daß sie türkenfeindliche Pläne hegten, in Konstantinopel allerhand Forderungen gestellt, die in diesem Sinn beunruhigend wirken mußten. Bestimmte Schlußfolgerungen ließen sich jedoch daraus nicht ziehen.

Auf dem Gebiet unserer inneren Politik hat sich, der parlamentarischen Osterpause wegen, im Laufe des April nur wenig Bemerkenswertes zugetragen. Die Bewegung im Kleingewerbe gehört, insoweit sie einen sozialpolitischen Charakter trägt, nicht hierher; ihrer politischen Seite nach bildet sie begreiflicher Weise nach wie vor einen Hauptgegenstand des Streites der Parteien, denen die Stimmen der Handwerker bei den Wahlen samt und sonders sehr willkommen wären. Jetzt, wo sich alles schon für 1898 rüstet, tritt das natürlich besonders scharf hervor. Um so lieber ist es uns zu sehen, daß die Konservativen sich in ihrer Haltung durch wahltaktische Rücksichten nicht bestimmen lassen, sondern den Organisationsentwurf des Bundesrats streng sachlich prüfen, um daraus zu machen, was nach Lage der Verhältnisse irgend gemacht werden kann. An-

gesichts der Feindseligkeit, die ihnen überall begegnet, ist das nicht leicht, und unerfreuliche Erfahrungen, wie die bei der jüngsten Reichstagsersatzwahl in Torgau-Liebenwerda gemachten, scheinen den Gegnern recht zu geben. So wenig wir aber behaupten wollen, daß die Konservativen im Punkt der Organisation und Agitation im großen und ganzen so leistungsfähig seien, als es zu wünschen wäre, können wir die Ursachen ihrer vielen Mißerfolge bei den Ersatzwahlen zum Reichstage, doch nicht vorwiegend darin suchen. Auch früher ist in den konservativen Wahlkreisen wenig organisiert und agitiert worden, und es ist doch gegangen, überdies aber dürfen jene Mißerfolge keineswegs, wie es tendenziöser Weise jetzt häufig geschieht, den Konservativen allein zugeschoben werden; auch den „Bund der Landwirthe", dessen Rührigkeit niemand bestreitet, treffen sie mit; in Torgau-Liebenwerda sogar in erster Reihe. Die wahren Gründe liegen eben tiefer. Einesteils sind sie in der unsicheren Haltung der leitenden Kreise zu suchen, die als solche verstimmend und niederdrückend wirkt, anderenteils in dem immer heftiger werdenden Gegensatz der materiellen Interessen, der, wie jeder Sachverständige zugeben wird, bei den Reichstagswahlen fast durchweg entscheidet. Wer sich hier geschickt an die kurzsichtige Selbstsucht der Einzelnen zu wenden versteht, behält fast immer recht. Auch in den ländlichen Kreisen trifft das zu. Die Masse der Großgrundbesitzer und Bauern sind, um es mit einem Wort auszudrücken, für den Antrag Kanitz eingenommen; die Masse der Besitzlosen aber vielfach dagegen, weil man ihr eingeredet hat, daß niedrige Getreidepreise für sie weit erwünschter seien als hohe. Vom Standpunkt des Kleinviehzüchters läßt sich das auch in gewissem Sinn begreifen. Freilich hat aber der durch jene niedrigen Preise zeitweilig herbeigeführte Nutzen, wie ihn z. B. die Schweinezucht bietet, an der bald hervortretenden Übererzeugung seine Grenze, und man darf vielleicht hoffen, daß auch die kleinen Leute auf dem Lande diesen Zusammenhang mit der Zeit verstehen lernen und sich dann gegen den Antrag Kanitz nicht länger wehren. Einstweilen aber besteht das Bewußtsein eines gewissen Interessengegensatzes zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden noch fort, und eben daraus, w. g. lassen sich die Wahlerfolge, wie sie in den letzten Jahren namentlich von den Freisinnigen errungen worden sind, zum guten Teil erklären. In Torgau-Liebenwerda scheint überdies die Angst des Philisters vor „uferlosen" Flottenplänen und den damit verbundenen Kosten stark mitgewirkt zu haben. Die Redner der „Freisinnigen Volkspartei" haben diese Angst einmal geschickt benutzt, während sie sich gleichzeitig doch mit dem Mantel des Patriotismus und der Reichstreue zu umgeben wußten. So gelang es ihnen aus dem Strudel des allgemeinen Stimmrechts ein Mehr von fast 2000 Stimmen herauszufischen, während die Sozialdemokraten deren einige Hundert verloren, immerhin ein Anzeichen, wie es scheint, daß ihnen ihre grundsätzlich reichsfeindliche Haltung selbst bei den urteilslosen Massen schadet.

25. April 1897. E. Frhr. von Ungern-Sternberg.

Kolonialpolitik.

In Deutschland wiegen sich die guten Leute in dem stolzen Gedanken, daß der Ausfuhrhandel des Reiches beginnt, England gefährlich zu werden, und daß sichere Absatzgebiete dieses Landes durch uns bedroht und ernstlich gefährdet sind. Ein bedenklicher Irrtum! Unser Ausfuhrhandel ist zweifellos in den letzten Jahrzehnten bedeutend gewachsen, aber hinter dem riesengroßen und thatsächlich weltbeherrschenden Umsatz Groß-Britanniens steht er noch weit zurück. Wie sollte das auch anders möglich sein? Unsere Weltpolitik, auf der doch der Welthandel beruhen muß, zählt nicht Jahrhunderte, sondern Jahrzehnte, erst seit 1871 ist Deutschland-Preußen über die Maße einer europäischen Großmacht zu einer Weltmacht, fast ohne es zu merken, hinausgewachsen, wie Professor Hasse in seiner Broschüre „Deutsche Weltpolitik" sehr richtig bemerkt. Wie

können wir da verlangen, schon jetzt neben der großartig geleiteten und seit Jahrhunderten bewußt arbeitenden Weltmacht England als Rival genannt zu werden? Ist etwa in unserer Kolonialpolitik, abgesehen von ihrer ersten Einleitung durch Fürst Bismarck, nur ein Hauch des Großartigen und Weitblickenden zu spüren gewesen, der — mag man über das „perfide Albion" sagen, was man will — das englische Vorgehen in Afrika gerade jetzt wieder charakterisiert? Während die Augen Europas, vielleicht mit Ausnahme Rußlands, wie gebannt auf die Balkanhalbinsel gerichtet sind und nicht nur hinter den Stammtischen sorgenvoll von den Gefahren des Zusammenbruchs der Türkei geraunt und gemunkelt wird, lassen sich die Söhne Albions nicht hindern, in Afrika eine go ahead Politik zu treiben, die schwerlich ihresgleichen in der Geschichte findet. Mit unheimlicher Schnelligkeit wächst der britische Besitz, und Sir Ch. Dilke hat mit seinem: „die Welt wird mit Schnelligkeit englisch" gar nicht so unrecht. Diese Ländergier ist nicht etwa der Heißhunger eines Wahnsinnigen, sondern der klare Ausdruck der Erkenntnis, daß England in Afrika ein großes Reich erwerben muß, um ein unermeßliches Absatzgebiet für sich und seine Kolonien (greater Britain) zu haben, wenn in einer nicht zu fernen Zukunft Nord-Amerika und Süd-Amerika, sowie die Staaten des europäischen Kontinents sich gegen jede Einfuhr von außen nach Möglichkeit abschließen, Indien vielleicht selbständig wird und zugleich China und Japan eine eigene Industrie besitzen werden.

Sehen wir als Deutsche das Vorgehen unserer angelsächsischen Vettern an und vergleichen mit ihm unsere Kolonialpolitik der letzten 10 Jahre, so werden wir nicht gerade geneigt sein einen Triumphgesang anzustimmen. Verfahren ist leider so mancherlei. Die Insel Sansibar, der Stapelpatz der ganzen ostafrikanischen Küste ist an England vergeben und voraussichtlich uns für immer genommen. Die Kamerungrenze ist nicht besonders vorteilhaft gelegt. Am ungünstigsten erscheinen die Verhältnisse des Hinterlandes von Togo, wo Zustände herrschen, die ein vernünftiger Mensch für unglaublich und unmöglich erklären würde, wenn er nicht den vollgültigen Beweis für ihr Vorhandensein hätte. Hier sind deutsche, französische uud englische Expeditionen seit mehreren Jahren thätig, um mit den verschiedenen „Königen" Schutzverträge abzuschließen. In der Regel sind diese Expeditionen nicht stark genug, um alle unter den „Schutz" ihrer Regierung gebrachten Staaten auf die Dauer besetzt zu halten; sie geben also dem Herrscher eine Fahne und nehmen einen wohlunterschriebenen Vertrag mit, wenn sie weiterziehen. Da ist es denn ganz natürlich, daß die merkwürdigsten und drolligsten Mißverständnisse sich ereignen. Wir greifen einen Fall heraus. Das Gebiet Gambaga ist von Ashanti aus vor kurzem von Engländern besetzt; Frankreich behauptet aber Ansprüche vom Jahre 1895 zu haben, und Deutschland giebt an, daß das Land schon 1888 durch Hauptmann von François erworben sei. Welcher von den 3 Bewerbern ist nun am meisten berechtigt? In Afrika selbst natürlich der, welcher seinen Ansprüchen den meisten Nachdruck zu geben weiß, und das pflegt in der Regel England zu sein, aber auch Frankreich hat neuerdings gerade im Hinterlande von Togo eine Thatkraft entwickelt, die von uns nicht erreicht ist. Es ist sehr zu fürchten, daß viele Erwerbungen der Grunerschen Unternehmung stark bedroht sind, ganz besonders bezieht sich das auf das nördlich von Sansanne Mangu gelegene Sultanat Gurma, ferner auf die Landschaft Tschautscho (nördlich Bismarckburg), wo sich Franzosen eingenistet haben, sowie auf das jenseits des Niger liegende Sultanat Gandu, das dem Schicksal entgegengeht, von der Royal-Niger-Gesellschaft mit Beschlag belegt zu werden. Zum Glück hat Dr. Gruner den wichtigen Ort Sansanne Mangu Mitte Dezember 1896 erreicht, allerdings erst nach heftigen Kämpfen mit dem Sultan von Yendi (in der sog. neutralen Zone) und nachdem ein erster Versuch an dem Widerstande dieses Fürsten gescheitert war. In Sansanne Mangu hat Dr. Gruner mit Hülfe des ihn begleitenden Lieutenants von Massow eine Station eingerichtet, aber nicht verhindern können, daß das vorhin von uns erwähnte und etwa 100 Kilometer westlich gelegene Gambaga trotz seines Widerspruchs durch den englischen Residenten im Ashanti-Reich, Hr. Steward, unter Aufhebung des dortigen deutschen Postens besetzt ist. Alle diese Vorgänge haben die deutsche Kolonialgesellschaft bewogen, an den Reichskanzler am 1. April d. Js. die Bitte zu richten,

„diejenigen Maßnahmen anordnen zu wollen, welche geeignet sind, die von Deutschland erworbenen Rechtsansprüche gegenüber Gewaltakten anderer Nationen zu schützen.“

Ob und welchen Erfolg diese Eingabe, sowie der in allen deutschgesinnten Zeitungen ausgesprochene Unwillen über die Schwäche, mit der unsere Rechte in Togo vertreten sind, haben werden, ist noch nicht zu sagen. Zum so und sovielten Male wird verkündet, die Regierungen von Frankreich und Deutschland seien im Begriff, die beiderseitigen Ansprüche, zunächst auf Gurma, hier in Europa durch eine Kommission prüfen und feststellen zu lassen. Die Verwirklichung dieser Absicht, wäre mit Freude zu begrüßen, und wir halten es für sehr möglich, eine Einigung zwischen beiden Mächten herbeizuführen. Aber die Hauptsache ist und bleibt, wie bei allen afrikanischen Streitfragen, die Auseinandersetzung mit England — voilà l'ennemi!

Von einer solchen Auseinandersetzung ist aber noch nichts zu spüren, wenn man nicht Andeutungen Curzons im Unterhause am 2. April hierauf beziehen will. Im Anschluß an eine Rede Sir Ch. Dilkes, in der dieser auf allerlei Übergriffe des Kongostaats und der Royal-Niger-Gesellschaft, auf die Unzuträglichkeiten des Branntweinhandels und die eigenmächtigen Vertragsschlüsse europäischer Unterhändler in Westafrika hingewiesen hatte, erklärte Mr. Curzon, die englische Regierung sei bereit, an einer neuen afrikanischen Konferenz teilzunehmen und zwar besonders über den Branntweinhandel; es schwebten schon Verhandlungen mit anderen Mächten. Wir haben in dieser Zeitschrift mehrfach darauf hingewiesen, daß die, für 1898 in Aussicht genommene Revision der Brüsseler Generalakte (Kapitel 6) Gelegenheit geben kann, dem Branntweinhandel einen Schlag zu versetzen und möchten glauben, daß sich die von Mr. Curzon erwähnten Verhandlungen gerade auf diesen Punkt beziehen werden. Für aussichtslos halten wir eine solche Konferenz der europäischen beteiligten Mächte nicht. Weit weniger zuversichtlich stehen wir dagegen Verhandlungen gegenüber, die sich auf Abgrenzung der Machtverhältnisse in Afrika beziehen, sobald England beteiligt ist. Fast immer sind wir dabei im Lauf des letzten Jahrzehnts zu kurz gekommen.

Wie schwer es ist oder wenigstens zu sein scheint, noch so begründete Rechtsansprüche den Engländern gegenüber durchzusetzen, lehrt auch die Sache der Gebrüder Denhardt in Witu. Wir sagen mit Absicht: wie schwer es zu sein scheint, denn die Denhardtschen Rechte im Sultanat Witu würden vermutlich von der englischen Regierung in ganz anderer Weise respektiert sein, wenn das deutsche Reich sie im gegebenen Augenblick d. h. im Jahre 1890, beim Abschluß des Vertrages vom 1. Juli in genügender Weise vertreten hätte. Leider ist das nicht geschehen; man übersah, daß die Achtung einer Macht im Auslande ganz wesentlich davon abhängt, wie diese das Eigentum und die Rechte ihrer Schutzbefohlenen zu verteidigen weiß. Der Sachverhalt der Denhardtschen Angelegenheit ist kurz der, daß die beiden Brüder dieses Namens im Sultanat Witu 20 Quadratmeilen Landes mit allen Rechten und Pflichten erwarben, und das deutsche Reich auf ihren Antrag im Jahre 1885 Witu zum Schutzgebiet erklärte. Später kauften sie noch einen weiteren Teil des Landes und begannen in Verbindung mit anderen Deutschen allerlei Unternehmungen, die bei der großen Deutschfreundlichkeit des Sultans sehr guten Erfolg versprachen, bis der unglückliche Sansibarvertrag von 1890 allem dadurch ein Ende machte, daß Deutschland seine Rechte auf Witu an England abtrat. Die Deutschfreundlichkeit des Sultans Fumo Bakari verwandelte sich in Europäerhaß, Unsicherheit riß im Lande ein, kriegerische Unternehmungen folgten — mit der Entwickelung der Denhardtschen Unternehmungen war es zu Ende. Mit England sind Verhandlungen geführt, um die Brüder Clemens und Gustav Denhardt zu entschädigen, aber das Ende vom Liede ist bis jetzt gewesen, daß jene Macht sich nur bereit erklärt hat, sich einem Schiedsgericht über einen Teil (154 860 Mark) der Denhardtschen Ansprüche unterwerfen zu wollen. Die Brüder Denhardt berechnen ihre Forderungen aber auf etwa eine Million Mark; sie wollen von dem Schiedsgericht, welches in Sansibar abgehalten werden soll, nichts wissen, weil sie Bedenken gegen dessen Unparteilichkeit tragen, und haben eine Petition an den Reichstag gerichtet, in der sie nachzuweisen suchen, daß das Reich verpflichtet ist, sie schadlos zu halten. Ein Satz der Petition lautet: „Wir stehen nun vor

der Thatsache, daß die deutsche Reichsregierung unsere von dem Sultan von Witu erworbenen Rechte zum Eintausch der Insel Helgoland verwertet hat, und daß die britische Regierung seit 6¾ Jahren gegen uns eine Haltung einnimmt, die zu allen nationalen und internationalen Rechtsgrundsätzen im schärfsten Widerspruche steht."

Wir sind auf die Sache etwas näher hier eingegangen, weil sie vermutlich im Laufe der nächsten Monate den Reichstag beschäftigen wird, und weil sie charakteristisch ist, sowohl für die Rücksichtslosigkeit der englischen Regierung jedem Nichtengländer gegenüber, wie auch für die wenig kraftvolle Art, in der die Interessen deutscher Reichsangehöriger im Auslande früher oft vertreten sind. Die Ansprüche der Brüder Denhardt im einzelnen zu prüfen, ist für uns nicht möglich, aber selbst wenn sie übertrieben hoch sein sollten, bleibt doch die Thatsache bestehen, daß jene in ihren wohlerworbenen Rechten vergewaltigt und eine Beute des skrupellosen Englands geworden sind.

Stehen wir somit den Engländern mit nur allzu gerechtfertigtem Mißtrauen gegenüber, sobald Deutschland als kolonisierender und handeltreibender Staat, oder Deutsche als Privatpersonen in Afrika mit ihnen zusammentreffen, so darf uns das nicht abhalten das Gute, was von ihnen dort geleistet wird, anzuerkennen. Durch eine Verfügung des Sultans von Sansibar, bekanntlich nur eine Strohpuppe in englischen Händen, ist am 6. April die Sklaverei auf den Inseln Sansibar und Pemba abgeschafft, eine Maßregel von großer Bedeutung, die ihre Wirkung auch auf Deutsch-Ostafrika hoffentlich nicht verfehlen wird. Wir haben in dieser Zeitschrift wiederholt die Ansicht ausgesprochen, daß die Ausfuhr von Sklaven aus unserem Schutzgebiet erst dann wirklich aufhören kann, wenn der Sklaverei in Sansibar und Pemba ein Ende gemacht ist. Es wird nun freilich alles davon abhängen, ob und wie die Maßregel zur wirklichen Durchführung gelangt. Schon 1873 hatte der damalige Sultan von Sansibar, Said Bargasch mit England sich dahin geeinigt, daß in Zukunft keine Sklaven auf die beiden Inseln mehr gebracht werden sollten — thatsächlich aber hat diese Sklaveneinfuhr in etwas vermindertem Umfange bis auf den heutigen Tag gedauert. Man muß abwarten, wie jetzt der neue Vertrag durchgeführt werden wird. Die Schwierigkeiten sind nicht unbedeutend, sie liegen namentlich in der Regelung der den Arabern zu gewährenden Entschädigung für die von ihnen rechtmäßig gehaltenen Sklaven d. h. strenggenommen nur für die Sklaven, welche noch vor dem Jahre 1873 in ihren Besitz gelangt sind. Eine andere Frage ist die Lösung der Aufgabe, Arbeiter für die ausgedehnten Plantagen auf beiden Inseln zu beschaffen, wenn ein Teil der befreiten Sklaven die Arbeit aufgiebt. Und weiter: wo bleiben alle diese Leute ohne Heimat, ohne Vermögen, ohne Nahrung, womöglich mit Weib und Kind? Die Aufhebung der Sklaverei bedeutet für die Inseln eine vollständige Umwälzung der sozialen Verhältnisse, und es wird einer nicht unbedeutenden Geschicklichkeit, event. auch finanzieller Opfer seitens Englands bedürfen, um den Übergang ohne Unruhen und Ungerechtigkeiten zu überwinden, die arabischen Grundbesitzer existenzfähig zu erhalten und die Sklaverei thatsächlich, nicht nur dem Scheine nach zu beseitigen. Jedenfalls aber bedeutet das Gesetz vom 6. April d. Js. einen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit, ebenso wie der gleiche, in Madagaskar durch die Franzosen am 27. September 1896 gethane Schritt, durch den wenigstens in der eroberten Osthälfte der Insel die Sklaverei aufgehoben wurde, eine solche Aufwärtsbewegung darstellt. Gelingt es den Engländern in Sansibar, die Araber mit der Aufhebung der Sklaverei auszusöhnen und ihre thatsächliche Durchführung zu erreichen, so ist damit der Handel mit Sklaven nach Sansibar und Pemba gegenstandslos geworden und wird nach und nach von selbst aufhören. Daß man — ebensowenig wie bei uns in Deutsch-Ostafrika — im Sultanat Sansibar plötzlich, ohne jeden Übergang die auf dem Religionsgesetz der Muhamedaner, der „Scheria" beruhende und seit vielen Jahrhunderten eingebürgerte Einrichtung der Sklaverei, namentlich die Haussklaverei beseitigen kann, glauben wir nicht. In unserer Kolonie ist der gewerbsmäßige Sklavenhandel und die Sklavenausfuhr verboten und strafbar, eine milde Haussklaverei besteht aber noch und wird auch erst nach und nach verschwinden; eine Bestimmung, von wann ab jeder Einwohner unbedingt frei sein soll, fehlt noch. Wir sind nun gespannt, in welcher Form sich der Über-

gang im Sultanate Sansibar gestalten, ob mit der Aufhebung der Sklaverei wirklich Ernst gemacht, und wie die Wirkung der Maßregel auf die arabischen Grundbesitzer sein wird. —

In nächster Zeit, Mitte Mai, wird der Kolonialrat wieder in Berlin zusammentreten und sich vermutlich auch mit dem vielfach angegriffenen Zolltarif Südwestafrikas, mit der Besteuerung der Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika und vielleicht (?) auch mit der ostafrikanischen Eisenbahnfrage zu beschäftigen haben. Diese ist insofern in ein neues Stadium getreten, als die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, welche an der sog. Usambarabahn beteiligt ist, geneigt zu sein scheint, ihre Rechte an das Reich abzutreten, weil sie nicht imstande ist, fortwährend Zuschüsse zu der bis jetzt nur bis Muhesa (40 km) geführten und sich gar nicht rentirenden Bahn zu zahlen. Wir wollen so wohl wünschen, daß dem Reichstage noch in dieser Tagung eine Vorlage zugeht, die die Übertragung der Bahn auf das Reich, zugleich ihre Weiterführung bis Korogwe fordert, wie auch, daß in irgend einer Form beides erreicht wird. Ob dagegen die Verhandlungen der Neu-Guinea-Gesellschaft mit dem Reich über die Abtretung ihrer Hoheitsrechte weit genug gediehen sind, um schon jetzt in Form eines Gesetzentwurfs an den Bundestag und Reichstag zu gelangen, mag zweifelhaft sein. Aus Kamerun liegen keine Nachrichten von Bedeutung vor. In Südwest-Afrika scheint man über die Gefahr der Rinderpest weniger Unruhe zu hegen, wie früher, wenn auch aus Kapstadt gerüchtweise gemeldet wird, daß die Seuche in der Nordoststrecke des Gebiets aufgetreten sei. Im übrigen scheint Ruhe zu herrschen, der Landeshauptmann Major Leutwein hat die Kolonie mit Heimaturlaub verlassen, seine Amtsbefugnisse sind auf den Regierungsrat von Lindequist übergangen. Höchst bedauerlich ist es, daß unsere deutschen Beamten, so pflichttreu sie sonst gewiß sind, gerade in den Kolonien Anlaß zu ernster Mißbilligung geben. Ähnlich wie früher in Dar-es-Salam haben im Februar d. Js. in Südwest-Afrika ein Oberpostsekretär und ein Landmesser kein anderes Mittel gefunden, ihre Streitigkeiten auszutragen, wie die Pistole; der erstere soll jetzt gestorben sein. Man kann sich leicht denken, wie civilisatorisch solche Vorfälle auf die Eingeborenen wirken müssen! In dieses Kapitel gehört auch der allerdings schon über 5 Jahre zurückliegende, aber erst jetzt erledigte „Fall Peters". Der Reichskommissar z. D. Dr. Carl Peters ist am 24. April d. Js. durch die Kaiserl. Disciplinar-Kammer für Beamte der Schutzgebiete mit Dienstentlassung ohne Pension bestraft, weil er im Oktober 1891 am Kilima-Ndscharo den Neger Mbaruk widerrechtlich hat hinrichten lassen und dem Gouverneur falsche Berichte erstattet hat; das Gericht hat es als festgestellt erachtet, daß Dr. Peters zu dem harten Urteil durch die Beziehungen des Mbaruk zu seinem (Peters) weiblichen Personal, also durch persönliche Verhältnisse und Eifersucht, veranlaßt worden ist. Ein netter Reichskommissar! In den Verhandlungen ist zugleich festgestellt, daß der im Reichstage März 1896 von Bebel erwähnte angebliche Brief des Dr. Peters an den Missions-Bischof Tucker nicht vorhanden ist, weil ihn Peters niemals geschrieben hat. Der sozialdemokratische Führer hatte diesen Brief, den er nicht selbst gesehen hatte, als Hauptzeugnis gegen Peters verwendet; die von uns im Aprilheft 1896 gekennzeichnete „Methode Bebel", Abwesende zu verleumden, ist dadurch von neuem ins schönste Licht gesetzt. Auf die Verhandlungen des 24. April d. Js. kommen wir im Juniheft zurück; sie zeigen in erschreckender Deutlichkeit, wie deutsche Beamte ihre Stellung mißbrauchen und nicht davor zurückschrecken, in den Kolonien ihre Regierung zu kompromittieren unter der Maske der „Schneidigkeit" den großen Herrn zu spielen und ein schandbares Leben zu führen. Es giebt noch Freunde des Dr. Peters, die immer wieder auf seine Verdienste um die Erwerbung Deutsch-Ostafrikas hinweisen. Diese Verdienste stellen wir nicht in Abrede, aber der von ihm später angerichtete Schaden ist so groß, daß die ihm gegenüber seitens seiner vorgesetzten Behörde, der Kolonialabteilung, geübte Nachsicht trotz jener Verdienste geradezu unbegreiflich erscheint. Die leidige Sache wird, da Peters Berufung eingelegt hat, noch einmal die Disciplinarkammer (Leipzig) beschäftigen, außerdem aber hoffen wir, daß auch der Staatsanwalt Mittel finden wird, wegen der von Peters in Ostafrika begangenen Unthaten einzuschreiten. Die vom Regierungstisch in der Reichtstagssitzung vom 27. April d. Js. in dieser Hinsicht geäußerten formalen Bedenken scheinen uns nicht zutreffend zu sein.

Zum Schlusse meines Berichtes weise ich auf eine von mir verfaßte Schrift hin, welche unter dem Titel: „Deutschlands Kolonien. Ein Rückblick und Ausblick“ im April d. Js. bei Chr. Belser in Stuttgart erschienen ist (Heft 2 des XXII. Bandes der Zeitfragen des Christlichen Volkslebens. Pr. Mk. 1,—.). Die Leser finden in ihr einen Überblick über die Lage in unseren Schutzgebieten im Beginn des Jahres 1897. Die politischen Verhältnisse, Schutztruppen, Verwaltung, der Handel, die Pflanzungen und Verkehrsmittel, die civilisatorischen Bestrebungen und die Mission sind in ihren Hauptzügen und unter Vermeidung zu vieler Einzelheiten zur Darstellung gebracht. Mein Bestreben war es zu zeigen, daß mit der Ausnutzung und Ausbeutung der Kolonien und der Eingeborenen nur augenblickliche Erfolge erreicht werden können, und für Deutschland aus der Kolonialpolitik nur dann Segen kommen wird, wenn die idealen Bestrebungen, die Einführung des Christentums und die sittliche und kulturelle Hebung der Eingeborenen, zur ungehinderten Durchführung gelangen.

29. April 1897. Ulrich von Hassell.

Kirche.

Die römische „Schwesterkirche“ hat eine sehr betrübende Erfahrung gemacht. Vor zwölf Jahren hatte sich ein arger Kirchenfeind, Leo Taxil in Paris, „bekehrt“ und sich seit der Zeit mehr und mehr gegen den Hauptfeind, das Freimaurertum, als wackerer Kämpfer bewährt. Besonders das wahre Wesen der Loge als Teufelsdienst hatte er zu enthüllen sich bemüht, und dazu leistete ihm eine gleichfalls bekehrte ehemalige Mitwisserin der satanischen Logengeheimnisse, Miß Diana Vaughan, ihre wertvollen Dienste. Was sie ihrem Freunde Taxil anvertraute über geheime Sitzungen, in deren einer sogar ein Teufel persönlich erschienen war und seine Namensunterschrift gegeben hatte, berichtete er den Leitern der Kirche und stand mit einer Reihe der angesehensten Kardinäle in lebhaftem Briefwechsel. Das Nähere dieses ganzen Schwindels hat das Februarheft unserer Zeitschrift in einem besonderen Artikel gebracht.

Nun hat sich endlich Taxil in seiner wahren Gestalt offenbart und vor einer öffentlich geladenen Gesellschaft in Paris, in der sich Diana Vaughan zeigen sollte, vor hunderten von katholischen Geistlichen erzählt, daß die ganze Geschichte eine von ihm erfundene Komödie zur Verhöhnung der römischen Kirche sei. Man muß sich daran erinnern, in wie ernster und begeisterter Weise die römischen Organe jene Bekehrungen und Enthüllungen gefeiert hatten, um den Triumph jenes Spötters ganz zu verstehen. Aber es kommt noch etwas Weiteres hinzu. Taxil hat veröffentlicht, daß dem Papste von zweien seiner Bischöfe handgreifliche Unwahrheiten, die er — Taxil — in die Welt gesetzt hatte, aufgedeckt seien, daß der Bischof von Charleston, woselbst sich der Teufelstempel der Freimaurer befinden sollte, selbst nach Rom gereist sei, um auf den wahren Charakter jener Schwindeleien hinzuweisen, daß der Bischof von Gibraltar in ähnlicher Weise wenigstens geschrieben habe. Aber dieser Brief ist nicht veröffentlicht und jenem wurde Schweigen auferlegt. Und die römische Kommission zur Untersuchung der Vaughan-Frage schloß mit einem: non liquet.

Nicht nur der Aberglaube, die Beschränktheit und die Leichtgläubigkeit jener hohen geistlichen Herren und der gesamten römischen Geistlichkeit, welche den Schwindel mitgemacht hat, konnte kaum frappanter gezeichnet werden, sondern es ist von neuem einmal die Rolle aufgedeckt, welche die Wahrheit und die Lüge im römischen System spielen. Wenn sich einige römischen Organe in Deutschland etwas darauf zu Gute thun, daß sie seit vorigem Herbst der Sache nicht mehr getraut hätten, so ist alles Verdienst an diesem Verhalten ihnen dadurch genommen, daß, wie jetzt bekannt wird, Taxil selbst durch einen Abgesandten jenes Mißtrauen gegen ihn künstlich in die Presse gebracht hatte, um die ganz verbohrte Richtung (den Pelikan und die ganze Majorität des Antifreimaurerkongresses mit seinem Fürsten Löwenstein an der Spitze) zu desto wütenderem Eintreten

für die Vaughan mit ihren Teufeleien zu veranlassen. Auch haben diese selben deutschen Organe die früheren Taxilschen „Enthüllungen“ mit großer Andacht geglaubt und gefeiert (so die jesuitischen Stimmen aus Maria Laach u. a.).

Es muß in der That sehr betrübend sein, wenn einem der Teufel, den man schon so fest gepackt zu haben glaubte, daß man die Haare seines Schwanzes in den Fingern behielt (diese Reliquien spielten bekanntlich in den Memoiren der Diana Vaughan auch eine Rolle), doch wieder entschlüpft. Daß aber diese Sache außer vielfachem Ärger und Schimpfereien in der römischen Presse den Erfolg haben müßte, die gebildeten und frommen deutschen Katholiken zur Besinnung zu bringen oder dgl. — ist eine falsche Erwartung naiver Protestanten, die Rom nicht kennen. Erstlich ist es ein Irrtum, diese Düpierungen des Papstes mit der Unfehlbarkeitslehre in Verbindung zu bringen. Das kann nur thun, wer diese dämonische Lehre nicht versteht. Dieselbe besagt gar nicht, daß es nicht möglich sei, daß Se. Heiligkeit etwa Rinderbraten ißt und ihn für Rehbraten hält, sondern sie besagt, daß die oberste Autorität in allen zur Seligkeit gehörenden Fragen nicht bei der Hl. Schrift, nicht bei dem Konsensus der Gesamtkirche, sondern einzig und allein bei den amtlichen Aussprüchen des Nachfolgers Petri in Rom sei. Was aber in dem gegenwärtigen Schwindel an „Lehrwahrheiten“ zu Tage getreten ist, z. B. daß die Teufel Schwänze haben und ihren Namen schreiben können, — glaubte schon bisher jeder gute römische Christ. Eine Abweichung des Papstes von früheren Lehren liegt also hier nicht vor. — Sodann aber macht man sich ein falsches Bild von den richtigen römischen Katholiken, auch den gebildeten in Deutschland, wenn man glaubt, daß sie nicht seit Jahrhunderten daran gewöhnt wären, alle vom Vatikan und dem Jesuitenorden ausgehenden Schnurren und Gaunereien in ihr System aufzunehmen. Wie leicht werden sie darum auch diese harmlosen Dummheiten und frommen Lügen ihrer Kirchenfürsten hinunterschlucken. Seitdem mit der Unterwerfung unter das Unfehlbarkeitsdogma jede Idee von persönlicher Überzeugung grundsätzlich aufgegeben ist, ist jeder zum Denken fähige römische Christ verurteilt, der Wahrheit nirgends mehr gerecht werden zu können. Das ist das Verhängnis der römischen Kirche: auf der einen Seite noch immer einen Schatz von göttlichen Wahrheiten zu vertreten (ich hatte erst kürzlich wieder Veranlassung, verschiedenes Treffliche aus der römischen Litteratur über die soziale Frage lesen) — und auf der anderen Seite unter dem Fluch der inneren Unwahrheit zu stehen. Wo etwa innerlich, im Geheimen, sich im einzelnen eine Macht regt, welche mit diesem Fluche brechen möchte, da mag wohl auch ein solches Ereignis, wie die Aufdeckung des Vaughan-Schwindels, einen weiter treibenden Anstoß geben. Aber im großen und ganzen wird es auf die kirchlichen Kreise auf jener Seite keinen Einfluß üben. Die deutschen Katholiken haben sich mit römischen Lügen so auffuttern lassen, daß es ihnen ganz fromm erscheint, Reliquienfabriken, künstliche Wunder, erfundene Madonnenerscheinungen dem Volke zu bieten, weil denn doch die Religion dadurch gestärkt werde. So hat auch jetzt wieder ein hochgestellter Geistlicher einen im Entstehen begriffenen Visionsschwindel der Jungfrau von Orleans künstlich zu fördern gesucht, worüber Taxil die Briefe besitzt. Aberglaube und Schwindeleien gehören aber zum römischen System. Und daß hier und da einmal ein solcher recht kraß entlarvt wird, kann dies System nicht erschüttern.

Einen Wunsch nur hätten wir für die ernsthaften deutschen Katholiken. Möchten sie sich doch die Frage vorlegen, ob die fürchterlichen Verzerrungen, welche man ihnen von Luther und dem Protestantismus zeichnet, doch nicht am Ende einen ähnlich gesicherten Grund und Boden haben, wie der Teufelsdienst der Freimaurer und anderes Ähnliche.

Ein zweiter Wunsch aber, den wir hier aussprechen, geht unsere Glaubensgenossen an. Man spricht wohl hier und da etwas neidisch von dem festgefügten Kirchenbau auf römischer Seite, den gesicherten Ordnungen, dem Fehlen der kirchlichen Zwistigkeiten, der modernen kritischen Theologie u. s. w. Es muß doch nachdenklich machen, wenn man erwägt, um welchen Preis das drüben erreicht wird.

Eine große Sehnsucht, sich mit der römischen Kirche ganz eins zu wissen, empfindet man in gewissen Kreisen in England. Die dortige hochkirchliche Partei der bischöf-

lichen Staatskirche hat in sich eine Richtung entwickelt, welche ihre Sympathien mit der römischen Kirche immer deutlicher kund giebt. Der Ritualismus, die Vorliebe für die Ausbildung der Riten und Ceremonien, ist zur Parteibezeichnung geworden. Prozessionen mit vielen Fahnen und bunten Gewändern werden veranstaltet und die Abendmahlsfeier zur richtigen römischen Messe ausgestaltet. Ganz besonders lag nun dieser Partei daran, von der römischen Kirche die Anerkennung der anglikanischen Ordination zu erhalten. Da in der Reformation die gesamte kirchliche Organisation der englischen Kirche, mit Erzbischöfen und Bischöfen sich vom Papst in Rom loslöste, so besitzt die heutige anglikanische Kirche die sog. successio apostolica, d. h. die ununterbrochene Reihe der Ordinationen von der Apostel Zeiten her. Sie legen hierauf denselben Wert wie die römische Kirche und erkennen deshalb unsere Ordination nicht als giltig an. Man hatte sich nun direkt an den Papst gewandt, um eine Erklärung desselben darüber zu erzielen, ob die anglikanische Ordination, trotzdem die anglikanische Kirche in Unabhängigkeit von Rom besteht, anerkannt werde. Man hatte gehofft, der Papst würde dieses Entgegenkommen mit gleichem Wohlwollen belohnen und dadurch versuchen, die englische Kirche zu sich herüber zu ziehen. Diese Hoffnung schien sich zu verwirklichen durch die im Vorjahre erlassene Encyklika Satis cognitum, in welcher zwar der römische Primat scharf betont, aber doch Äußerungen über die Einheit der Kirche gethan wurden, welche englische hochkirchliche Organe als ein gutes Vorzeichen ansahen. Nun ist aber doch am Schluß des vorigen Jahres die Verwerfung der Weihen zur Thatsache geworden durch die Veröffentlichung der Bulle Apostolicae curae. Das „wahre sakramentale Priestertum“ haben danach die Anglikaner nicht. Ein katholisches deutsches Organ bemerkt dazu: „Wenn damit manche träumerische und verführerische Hoffnungen betreffs des Unionsgedankens (zwischen der anglikanischen und römischen Kirche) zu Grabe getragen sind, so wird man sich doch mit den englischen Katholiken, die nie eine andere Beendigung der Streitfrage erwarteten, wirklich freuen dürfen, daß es zu dieser Klärung der Sachlage gekommen ist. Im Interesse der vielfach so wohlmeinenden und aufrichtig die Wahrheit und Gnade Christi suchenden Anglikaner selbst muß es ja liegen, daß ihnen der Strohhalm, nach welchem manche wie ein Versinkender im Schiffbruch griffen, nun gänzlich — so viel es seitens der Kirche und des Papstes geschehen kann — genommen wird. Mögen recht viele von ihnen, durch die Gnade, die wir gemeinsam mit ihnen herabflehen, getragen und geleitet, um so schneller die feste Felsenburg erreichen, die allein sichere Rettung aus dem Schiffbruche der Häresie oder auch des Schismas beut.“ — Mögen sich die „wohlmeinenden“ Anglikaner diese wohlwollenden Worte des Herrn Emil Lingens, Societatis Jesu, gut bekommen lassen.

In der deutschen evangelischen Kirche bereitet man sich, während dies geschrieben wird, auf allerlei kirchliche Konferenzen vor, über welche die Leser vielleicht gleichzeitig mit diesen Zeilen schon die Berichte lesen werden. Die bedeutsamste davon ist die von Stöcker und Weber nach Kassel berufene, über die ich mich in dem vorigen Heft bereits geäußert habe. Der uns so nötige Einigungspunkt kann dieselbe schon darum an sich nicht werden, weil sie eine so scharf ausgeprägte Stellung zur sozialen Thätigkeit der Kirche einnimmt, daß alle diejenigen Positiven in Opposition treten müssen, welche — weil sie den Unterschied von sozialer und sozialpolitischer Thätigkeit nicht begreifen — eine Verquickung der Kirche mit Politik davon befürchten. Daß eine soziale Thätigkeit der Kirche nicht nur erwünscht, sondern unentbehrlich ist und daß eine sozialpolitische Thätigkeit der Kirche ein Unding ist — ist in diesen Blättern wahrscheinlich oft genug ausgesprochen; und daß wir demgemäß wohl eine christliche Politik erstreben, aber keine politisierende Kirche. Ob aber die Kasseler Verhandlungen diese scharfe Grenzlinie deutlich herausstellen werden, ist mir zweifelhaft.

Um so nötiger ist eine Verständigung über diese Fragen, weil wir auf anderen Seiten mit mancherlei Unverstand gegen jedes Heraustreten der Kirche in das öffentliche Leben kämpfen sehen. Die gleichfalls von uns bereits besprochene Bremer Erklärung

gegen alles was christlich-sozial heißt, ist dahin zu rechnen. Stöcker hatte in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung konstatiert, daß dieselbe bis auf das Evangelische Kirchenblatt für Württemberg von keinem der kirchlichen Organe gutgeheißen sei, und er hatte hinzugefügt: „Der württembergische Pietismus ist immer weltflüchtig gewesen. Darüber ist freilich das württembergische Staatsleben der Volkspartei anheimgefallen. Aber was thut das den guten Pietisten?“ — Das Kirchenblatt verteidigt sich dagegen in einem eingehenden, recht besonnenen Artikel, der aber in der hierhergehörigen Hauptfrage in derselben Unklarheit bleibt, welche es Stöcker vorwirft. — Darüber besteht ja keine Unklarheit und auch keine Differenz zwischen uns und den Württembergern, daß es einem Umsturz des Evangeliums gleichkommt, wenn man in demselben ein volkswirtschaftliches Ideal aufgestellt findet, das „Objekt unseres Glaubens“ ist, wie Naumann sich einmal ausgedrückt hat, — es ist ihm das Reich Gottes auf Erden. Es ist die Anschauung, von der uns die „Christliche Welt“ sagen kann: der Christ habe bei einem Konflikt zwischen Armen und Reichen sich mit seinen Sympathien auf die Seite der ersteren zu stellen, — dies wisse jeder, „der das Neue Testament kennt.“ Wahrscheinlich ist das Neue Testament der Christlichen Welt ein anderes als das unsrige. Jedenfalls habe ich in dem meinigen diese Verpflichtung zur Sympathie mit irgendwelchen Standesinteressen noch niemals gefunden. Ich finde, daß man Jesu einen Vorwurf machte wegen seiner freundschaftlichen Stellung zu den Reichen, er aß mit den Zöllnern, den damaligen Börsianern, und sein treuester Freund im Tode war „ein reicher Mann“, der seine Fähigkeit, Luxus zu treiben, in der Art bethätigte, wie er Jesu Leichnam zur Ruhe bettete. Und ich finde dann ebenso, daß er sich gern mit den Armen beschäftigte. Also absolut keine „Standesinteressen“, wie sie Naumann in der Christlichen Welt vertreten.

Also in dieser Opposition gegen die Verweltlichung des Evangeliums zu Anschauungen über die gesellschaftliche Gruppierung sind wir mit den Württemberger Pietisten einverstanden. Aber jene treten nun weiter für den Satz der Bremer Erklärung ein, daß man um des Christentums willen überhaupt keine Wünsche bezüglich der sozialen Gestaltung und Gesetzgebung geltend machen dürfe. In dem Art. heißt es: „Man kann nicht im Namen des Evangeliums für eine bestimmte Ordnung des politischen oder sozialen Lebens auf dem Wege der Macht eintreten. Denn erstlich kennt das Evangelium für den Bereich seiner Wirksamkeit nur zwei Waffen: Wahrheitszeugnis und Liebeübung; zweitens wissen wir, daß ausnahmslos jede Ordnung des Lebens zur Unordnung und zum Fluch wird, wo die Persönlichkeiten, die sie handhaben oder die darunter stehen, nicht in Gott gegründet sind.“ — Der letztere Satz ist unbezweifelt und gehört nicht hierher, weil niemand auf christlich-sozialer Seite jemals bloße Ordnungen ohne Persönlichkeiten gefordert hat. Aber der erstere Satz ist zum mindesten unklar. Wie weit geht „der Bereich der Wirksamkeit des Evangeliums?“ Der Herr Verf. wird jedenfalls für Schulzucht — auch mit Machtmitteln — eintreten, ohne für die Wirksamkeit des Evangeliums in der betreffenden Schule zu fürchten. Und nicht minder wird er zustimmen, wenn wir sagen, daß auch zum Liebeüben Zucht gehört, daß es u. a. eine sehr verkehrte Liebe ist, wenn man den arbeitsscheuen Menschen unterstützt. Das innerste Leben der Seele, wo das Evangelium seine befreiende Macht entfalten soll, steht in steter Wechselwirkung mit dem gesamten sittlichen Leben, und dieses wieder wird auf das stärkste beeinflußt von dem sozialen und gesetzlichen Gefüge, in dem sich der Mensch befindet. Um des Evangeliums willen muß ich also wünschen, daß die politischen Verhältnisse eines Landes so sind, daß sie das sittliche Leben der darin wohnenden Christen nicht fortwährend gefährden. Die innere Mission ist doch z. B. lediglich aus der Sorge um die Seelen geboren; einer ihrer schönsten Zweige ist die innere Mission an den Gefangenen. Welche Fülle von Einflüssen ist aber z. B. von der Rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft auf unsere Gesetzgebung, also auf unser politisches Leben ausgegangen! Und zwar sind die da beantragten gesetzlichen Einrichtungen nicht beantragt, weil jenen Männern der innern Mission das Betreffende „als Recht erschien“ (wie sich das Evangelische Kirchenblatt ausdrückt), sondern weil sie durch das Fehlen oder das

Vorhandensein jener Ordnungen die Wirksamkeit des Evangeliums an den Herzen der Gefangenen oder Entlassenen gefährdet oder geschützt sahen.

Ich bin gern davon überzeugt, daß weder der Herr Dekan Römer im Evangel. Kirchenblatt, noch die meisten Unterzeichner der Bremer Erklärung eine derartige Thätigkeit, wie sie die Rhein.-westf. Gefängnisgesellschaft in ihren Petitionen an die Regierung geübt hat, ausschließen wollen. Aber daß sie es durch die Art ihrer Polemik gegen „christlichen Sozialismus“ oder „christliche Politik“ dem Wortlaut nach thun, ist außer Zweifel. Und es erklärt sich dieser Widerspruch aus mangelndem Verständnis des politischen, des sozialen, des wirtschaftlichen Lebens in seiner innigen Verschlingung mit den sittlichen Fragen, — vielleicht auch aus einer abstrakten Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen dem Evangelium und dem sittlichen Leben. Veranlaßt ist ihre Art der Polemik durch den verkehrten „christlichen Sozialismus,“ von dem oben die Rede war. Aber es ist eine schlechte Praxis, gegen den Mißbrauch einer guten Sache diese selbst zu verwerfen.

Wie wir mit einem Blick auf die römische Kirche begonnen haben, so schließen wir mit einem solchen auf die griechisch-russische. Durch eine kleine Schrift von Dalton ist der Blick der evangelischen Christenheit auf ihre verfolgten Gesinnungsgenossen in Rußland gelenkt, denn so darf man die Stundisten im Süden des Reiches doch nennen, wenn sie auch nur eine Bewegung innerhalb der griechisch-katholischen Kirche bilden. Um so rücksichtsloser ist das Verfahren der russischen orthodoxen Behörden. Die Stundisten sind, wie ihr Name besagt, angeregt durch die württembergischen lutherischen Gemeinden in Südrußland; sie vereinigen sich zu „Stunden“, zur gemeinsamen Erbauung, insbesondere zum Schriftstudium. Wir werden unwillkürlich durch die Kunde von ihnen an die vorreformatorischen christlichen Vereinigungen des Mittelalters erinnert, welche durch das schauerliche Leben der damaligen römischen Geistlichkeit in Opposition mit der gänzlich veräußerlichten Kirche gebracht, sich um die hl. Schrift sammelten und mit den verschiedensten Namen belegt wurden. Daß es bei einer so aus dem Volke hervorgehenden Bewegung, wenn sie gewaltsam unterdrückt wird, leicht zu schwärmerischen Ausartungen kommt, kann nicht wunderbar erscheinen. Der Stundismus ist aber in der russischen Kirche schon eine Macht geworden, und es muß das aufrichtige Gebet aller evangelischen Christen sein, daß der Herr die armen verfolgten Bekenner stärken und auf gesunden Bahnen erhalten wolle. Wer weiß, ob nicht wie in den vorreformatorischen Kreisen im Mittelalter, auch hier nur Vorläufer zu einer noch mächtigen und tiefer greifenden Bewegung zu sehen sind, welche die russische Kirche und das russische Volk vor ernste Fragen stellen würde. Ohne eine Erneuerung der russischen Kirche wird jedenfalls der russische Staatskoloß sittlich verfaulen müssen.

Greifswald, 26. April 1897. D. M. von Nathusius.

Sozialpolitik.

Der dem Reichstage vorliegende, in erster Lesung bereits beratene und einer Kommission überwiesene Entwurf eines Gesetzes betreffend die **Abänderung der Gewerbeordnung** kommt vielen Wünschen des Handwerkerstandes nicht nach, wird aber doch von allen, diesem Stande freundlich gesinnten Kreisen als ein großer Fortschritt gegenüber den derzeitigen Zuständen bezeichnet. Er unterscheidet zwischen freien und Zwangsinnungen, behandelt sodann die Innungsausschüsse, führt Handwerkskammern ein, behält neben ihnen Innungsverbände bei, regelt die Lehrlingsverhältnisse und macht die Führung des Meistertitels von bestimmten Bedingungen abhängig. Es fehlt hier selbstverständlich der Raum, um diese Bestimmungen auch nur ganz flüchtig zu skizzieren, und wir können unser Urteil nur dahin zusammenfassen, daß wir anerkennen, wie die Vorlage bestrebt ist, dem Handwerk zu helfen und doch gleichzeitig den verschiedenartigen Strömungen innerhalb der Handwerkerkreise Rechnung zu tragen.

Die Verhältnisse und Ansichten in Nord- und Süd-, in Ost- und West-Deutschland weichen außerordentlich voneinander ab, und die Aufgabe, diesen Verschiedenheiten Rechnung zu tragen, ist schwer zu lösen. Die verbündeten Regierungen haben den Ausweg darin zu finden geglaubt, daß sie zunächst die Reorganisation der eigenen Initiative des Handwerkerstandes überlassen, da aber wo diese sich geltend machen d. h. wo die Mehrheit der Beteiligten einen engeren Zusammenschluß beantragen will, der Minderheit gegenüber den gesetzlichen Zwang walten lassen wollen. Sie gehen dabei von dem richtigen Gedanken aus, daß eine Organisation, welche sich der Hauptsache nach auf der Selbstthätigkeit der an ihr Beteiligten gründet, keine Erfolge erzielen kann, wenn sie der Mehrzahl dieser Beteiligten aufgezwungen werden muß. Für diese Ansicht spricht die Erfahrung. Unsere Zeit schreit immer nach neuen Gesetzen, aber mit den alten ließe sich vielfach sehr gut regieren, wenn sie nur wirksam ausgeführt würden, statt mit einem großen Teile ihres Inhalts auf dem Papier stehen zu bleiben.

Das Handwerk hat durch die Zustände, wie sie sich seit Einführung der Gewerbeordnung von 1869 entwickelt haben, schwer gelitten. In die Kreise derer, welche auf Grund gründlicher Vorbildung mit Eifer, Fleiß und Verständnis nach wie vor ihr Gewerbe ausüben, hat sich eine große Zahl von Forschern und halben Müßiggängern eingedrängt. Wer des öfteren in der Lage war, seinen Wohnort zu wechseln, z. B. als Beamter durch Versetzungen vermag ein Lied davon zu singen. In jeder Stadt giebt es tüchtige und ordentliche Meister, aber in manchen Städten sind sie unter den übrigen schwer herauszufinden. Der Neuankömmling, an den sich gerade die unsolide Sorte herandrängt, wird furchtbar übers Ohr gehauen, entweder dadurch, daß der Handwerker schlecht für ihn arbeitet oder dadurch, daß ihm übertrieben hohe Preise abverlangt werden. Dagegen vermag auch vorheriges Akkordieren nicht zu schützen, im Gegenteil, es führt mitunter erst recht zur Übervorteilung. Die Arbeit wird zu dem kontraktmäßigen Preise ausgeführt, aber nun tritt die Notwendigkeit ein, in irgend welcher Weise etwas abzuändern, wie das ja bei dem Einzug an einen neuen Ort und in eine neue Wohnung nur zu leicht der Fall ist. Und für diese geringen Abänderungen werden dann Preise angesetzt, bei denen dem unglücklichen Besteller, der in der Eile vergessen hatte, sie vorher zu vereinbaren, die Augen übergehen, wenn ihm die Rechnung zugestellt wird.

Diese unsoliden Mitglieder des Handwerkerstandes setzen sich zu allermeist aus solchen Elementen zusammen, welche nichts Ordentliches gelernt, ihren Lehrmeister öfter gewechselt oder die Lehrzeit nicht beendet haben und später weniger durch Fleiß und Geschick als durch glückliche Umstände, durch Geld, welches sie von Verwandten oder guten Freunden oder auch durch Heirat erhielten, in die Lage gekommen sind, ihr Gewerbe selbständig zu betreiben. Es fehlt ihnen durchaus nicht immer an Geschick, wohl aber zu allermeist an solider Gründlichkeit bei der Ausführung ihrer Arbeiten im Kleinen und Einzelnen und ebenso an der Stetigkeit. Sie arbeiten eine Zeit lang fleißig, dann kommt aber der Bummeltrieb wieder über sie. Haben sie Ware abgeliefert und das Geld erhalten, so muß erst einmal wieder eine ganze Woche hindurch blau gemacht werden. Ist das Geld zu Ende oder knapp geworden, dann wird wieder gearbeitet. Natürlich versäumen Gesellen und Lehrlinge, wenn der Meister sich in der Werkstatt nicht sehen läßt, ihre Pflichten; werden sie in die Häuser der Kunden geschickt, um dort irgend welche Arbeiten auszuführen, so geht der Meister ins Wirtshaus, statt sie zu beaufsichtigen, schreibt aber dafür eine um so größere Rechnung.

Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Verhältnissen eine große Zahl von Mitgliedern des Handwerkerstandes der Wiedereinführung fester Ordnungen widerstrebt und ebenso, daß es viel Mühe und Arbeit kosten wird, solchen Widerstand zu brechen und die gesetzlichen Bestimmungen zum Leben und zur That werden zu lassen. Mit besonderem Danke ist es deshalb anzuerkennen, daß der Gesetzentwurf die Bestimmungen über das Lehrlingswesen neu ordnet und verschärft, und ebenso, daß er die Meisterprüfung wieder einführt. Was von den Gegnern angeführt wird, daß Lehr- und Prüfungsordnungen nicht ausreichen, um einen guten und geschickten Handwerker und einen tüchtigen Staatsbürger zu erziehen, ist nicht zu bestreiten, ebenso wenig ber adaß, solche Ordnungen

zu den Resultaten guter Erziehung wesentliche, ja unentbehrliche Beihülfe sind. Wir Menschen sind nun einmal schwach. Wie weit würden unsere Schulen kommen, wenn auf denselben, auch auf den höheren Klassen der Gymnasien, die Erziehung nicht mit dem Unterricht Hand in Hand ginge! Lehren und lernen macht's nicht allein, ebenso wenig wie Geschick die alleinige Vorbedingung für die Tüchtigkeit ist, letztere vielmehr auch einen sittlichen Inhalt haben muß.

Im Reichstag scheint die Stimmung der Majorität dahin zu gehen, den Entwurf mit einigen Abänderungen anzunehmen. Wir können unsererseits nur den Wunsch aussprechen, daß dies geschieht. Dann wird es Sache des Handwerkes sein, aus den neuen Ordnungen etwas zu machen. Gelingt das und zeigt sich später, daß das Gesetz der Ergänzung bedarf, so ist zu solcher immer noch Zeit.

Das wesentlichste Moment in dem Entwurf ist die Einführung der Handwerkerkammern. Sie können dem Handwerk sehr wesentlich helfen, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfüllen; denn wenn sie demnächst ihre Stimme für das Handwerk erheben, so thun es nicht mehr wie bisher die Verbände und Vereine als private, sondern sie reden als amtliche, vom Gesetz anerkannte und eingeführte Organe. Bewähren sie sich und gelangen sie in Bezug auf Fragen, die heute noch zweifelhaft erscheinen, zu übereinstimmenden Ansichten, fordern sie auf Grund solcher Ansichten weitere Reformen, so werden sich Regierungen und Reichstag solcher Forderung nicht verschließen.

Als eine sehr wesentliche betrachten wir unsererseits die Aufgabe, welche der Entwurf den Staatsbehörden zuweist. Nach § 96 unterliegen die Innungen der Aufsicht der unteren Verwaltungsbehörde. Diese Behörde entscheidet über Streitigkeiten, sie hat das Recht einen Vertreter zu den Prüfungen zu entsenden, sie kann die Innungsversammlung berufen und leiten, wenn der Innungsvorstand die Berufung verweigert. Beschlüsse über Abänderungen des Innungsstatuts können von der Innungsversammlung nur im Beisein eines Vertreters der Aufsichtsbehörde geschlossen werden.

Die gleichen Bestimmungen gelten bezüglich der Innungsausschüsse. Bei der Handwerkskammer ist von der höheren Aufsichtsbehörde ein Kommissar zu bestellen, der zu jeder Sitzung der Kammer, ihres Vorstandes und der Ausschüsse eingeladen und auf Verlangen jederzeit gehört werden muß. Endlich kann die höhere Verwaltungsbehörde auch in die Versammlung der Innungsverbände einen Vertreter entsenden. In alledem liegen wichtige Befugnisse der Behörden. Sie haben es in der Hand, den Innungen u. s. w. mit ihrem Rat zur Seite zu stehen, sie zu fördern, ihnen zu helfen. Aber dazu gehört, daß ihre Kommissare für den Handwerkerstand Herz und Verständnis haben, daß sie sich nicht genügen lassen, darauf zu achten, daß alles den formellen gesetzlichen Bestimmungen entsprechend geschieht, sondern daß sie es auch nach oben zur Sprache bringen, wenn Bedürfnisse hervortreten, denen die Gesetze und Verwaltungseinrichtungen die erforderliche Befriedigung nicht gewähren. Ein alter Grundsatz für das deutsche Beamtentum ist es, daß es nicht allein die Staatsgewalt von oben nach unten, sondern auch die Interessen der Bevölkerung von unten nach oben vertreten soll. Und gerade die tüchtigsten Beamten haben zu allen Zeiten den Schwerpunkt in die letztere Aufgabe gelegt. Im absoluten Staat hat auf diese Weise das lokale Beamtentum vielfach die Obliegenheiten der nicht vorhandenen Volksvertretung den obersten Stellen, ja auch der Krone gegenüber wahrgenommen, und die Bevölkerung ist dabei nicht schlecht gefahren. Schwierig wird es sein, aus der Zahl der Beamten die entsprechenden Kräfte zu entnehmen, welche der ihnen durch den Gesetzentwurf gestellten Aufgabe gewachsen sind. Vielfach fehlt es an den elementarsten theoretischen Kenntnissen, was nicht so sehr Schuld der Beteiligten, wie diejenige ihrer Vorbildung ist. Noch häufiger ist die Unkenntnis der praktischen Verhältnisse, weil unserer Bureaukratie nur zu oft die Fühlung mit dem Volksleben fehlt. Die Beamten, welche die ihnen durch das Gesetz überwiesenen Funktionen auszuüben haben, werden daher zunächst selbst lernen müssen, wie sie dies am ersprießlichsten thun, und es ist für den Handwerkerstand zu wünschen, daß die Auswahl vonseiten der Verwaltungschefs wenigstens auf solche Elemente fällt, welche für den Handwerkerstand und seine Bedürfnisse Herz und Interesse haben.

Am 20. und 21. April hat die Abgeordnetenversammlung der evangelischen Arbeitervereine in Elberfeld getagt. Aus ihren Beschlüssen ist hervorzuheben: Begründung eines Unterstützungsfonds für Mitglieder des Gesamtverbandes in Fällen unverschuldeter Arbeitslosigkeit und die Einforderung einer Berufs- und Arbeitslosen-Statistik von den einzelnen Vereinen. Ferner: Einrichtung einer Centralstelle, an der alle für die Arbeitersache wichtigen litterarischen Erscheinungen gesammelt werden sollen.

In der 2. Sitzung wurde eine Erklärung beschlossen, welche auf die Einführung von Arbeitsämtern, die zu gleicher Zeit als Einigungsämter und Schiedsgerichte dienen sollen, hinzielt und wurde dabei als wesentlich bezeichnet, daß auch bei getrennter Organisation Arbeitgeber und Arbeitnehmer stets in engster Fühlung bleiben und daß bei eintretenden Streitigkeiten Instanzen vorhanden sein sollen, die das Vertrauen beider Teile genießen. Außerdem wurde die Centralisation des Arbeitsnachweises besprochen und endlich die Einrichtung sozialer Kommissionen. (Ausschüsse für wirtschaftliche und volkswirtschaftliche Angelegenheiten, die in positiver Arbeit die Wohlfahrt der minder bemittelten Volksklassen fördern und das notwendige Bindemittel zwischen der staatlichen Fürsorge und der freien Wohlfahrtspflege bilden sollen.) Dabei wird gefordert, daß die Arbeiter in solchen Kommissionen stets vertreten sind.

Wir sehen unsererseits in den evangelischen Arbeitervereinen ein wesentliches und wirksames Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Alle Stände haben in unserer Zeit ihre Berufsvereine und streben nach Berufsvertretung. Das Vereinsleben bildet einen der wichtigsten Faktoren innerhalb unserer gesellschaftlichen Bewegung. Darum ist es ganz natürlich, daß auch die Arbeiter das Verlangen haben, sich zu Berufsvereinen zusammenzuschließen und innerhalb derselben die Angelegenheiten ihres Standes zu besprechen. Daß die bürgerlichen Kreise diesem Verlangen keinen Vorschub geleistet, dasselbe vielmehr häufig bekämpft haben, war ein großer Fehler, der wie kein anderer dazu beigetragen hat, die Arbeiterschaft in die Arme der Sozialdemokratie zu treiben. Die evangelischen Arbeitervereine stehen auf dem Boden des Christentums und der monarchischen Ordnung und deshalb im lebhaftesten Widerspruch zu der Sozialdemokratie, welche Gott leugnet und den Umsturz unseres geltenden Staatswesens auf ihre Fahne geschrieben hat. Daß es gelungen ist, über 56000 Mitglieder in den evangelischen Arbeitervereinen zu sammeln, ist eine große That und zwar um so mehr, als vonseiten des Vorstandes der christlich evangelische Charakter der Verbände „das Bekenntnis zu dem Gekreuzigten" scharf betont wird. Je mehr die evangelischen Arbeitervereine diesen Charakter vertiefen, desto größeren Erfolg werden sie haben, denn das Evangelium bestimmt für alle Dinge, auch für die Standesforderungen und für die Mittel, mit welchen ihre Geltendmachung und Durchführung erstrebt werden soll, das rechte Maß. Im übrigen legen wir unsererseits das allerwenigste Gewicht auf Arbeitsorganisation und alles, was damit zusammenhängt; viel bedeutsamer erscheinen uns die Schäden, welche nicht nur an dem Arbeiterstande, sondern an dem gesamten Volksleben, namentlich auch den unteren Schichten fressen. So lange die mangelhaften Wohnungsverhältnisse dieselben bleiben wie bisher, so lange die Pest des Schlafstellenunwesens in den Großstädten herrscht (in Berlin allein 100000 Schlafstellengäste und 50000 Familien, welche an solche vermieten), so lange diese Verhältnisse und über das Maß ausgedehnte Arbeitszeit ein wirkliches Familienleben unmöglich machen, so lange dementsprechend die Kinder ohne rechte Aufsicht und Pflege aufwachsen, so lange die erwerbsarbeitende Jugend im Alter von 14 Jahren ab jedweder Erziehung entbehrt und allen Gefahren und Versuchungen des jugendlichen Lebens mit seinen Ausschweifungen ohne jegliche Schutzwehr ausgesetzt ist, werden wir nie dahin kommen, einen echten und rechten christlichen und gesitteten Arbeiterstand heranzuziehen; und wenn diesem Stande die benötigten Charaktereigenschaften fehlen, so hilft ihm auch alle Organisation nichts.

E. von Massow.





Zuschriften an die Schriftleitung.

Evangelischer Gottesdienst in Kurorten.

In der Thätigkeit des Vereins für Einrichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Kurorten gewährt der neuerschienene zweijährige Bericht (zu beziehen von dem Vorsitzenden, Herrn M. Bernus, 4 Taunus-Anlage, Frankfurt a. M., gegen Einsendung von 3 Zehnpfennig-Marken) ausführlichen Einblick. Derselbe ist mit der Abbildung einer sehr hübschen Vereinskapelle, die gegenwärtig in Gardone-Riviera am Garda-See gebaut wird, geschmückt. Die am 16. Mai 1896 stattgefundene Jahresversammlung beschloß, den Bau einer deutschen Kapelle auch auf Capri ins Auge zu fassen, trotzdem, wie der Bericht sagt, die Mittel des Kapellenfonds durch die bereits an anderen Orten eingegangenen Verbindlichkeiten festgelegt sind. Es wird von dem Vorstande gehofft, „daß durch größere und kleinere Spenden derer, die die Wohlthat einer gemeinsamen Gottesdienstfeier in der Fremde erfahren und sich davon ein dankbares Gedächtnis bewahrt haben, die Kosten dieser verschiedenen Unternehmungen gedeckt werden." Dem Verzeichnis der Predigtstätten am Schlusse des Berichts zufolge unterhält der Verein Gottesdienste während der Kurzeit in: Bordighera (Hotel Lozeron), Ospedaletti (Hotel de la Reine), Nervi (Hotel Eden), Santa Margherita-Rapallo (Hotel Bellevue), Capri (Hotel Quisisana), Gardone (Pension Aurora), Gries-Bozen (Kursaal), Riva (Hotel Riva), Bellagio (Grand Hotel Bellagio), Sand (Kuranstalt), Falkenstein (Heilanstalt), Blankenberghe-Heyst (Saal der Rue Breydel), Ostende (Kapelle der Rue Longue). Anfragen und Wünsche, die das Unternehmen betreffen, sind an die obengenannte Adresse des Vorsitzenden, Gaben zur Unterstützung des Werkes an diejenige des Schatzmeisters, Herrn C. de Neufville, 4 Barckhausstraße, Frankfurt a. M. zu richten.

Das Diakonissenhaus Bethanien zu Berlin

gedenkt am 10. Oktober d. Js. das Fest seines fünfzigjährigen Bestehens zu feiern. Es besteht der Wunsch, diesen Tag auch durch die Begründung einer Jubiläumsstiftung auszuzeichnen, welche, wie das ganze Haus, den leidenden Mitmenschen zu gute kommt, und den Dank für die während jenes langen Zeitraums erfahrene reiche und mannigfaltige Gottesgnade zum sichtbaren Ausdruck bringt.

Nun hat das Haus, welches jährlich zwischen 2000 und 3000 Kranke in seiner Heilanstalt verpflegt, es stets als eine Härte empfunden, daß es sich in der Aufnahme ansteckender Krankheitsformen Beschränkungen auferlegen mußte, um seine anderen Kranken nicht zu gefährden. Die Anlage des im übrigen auch heute noch vielfach mustergültigen Baues machte dieses zu einer Notwendigkeit. Durch Erbauung eines getrennt liegenden

Absonderungshauses für ansteckende Kranke,

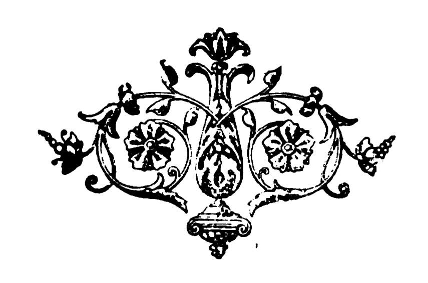
namentlich masern- und scharlachkranke Kinder und Frauen, würde es möglich werden, die Arbeit des Hauses auch nach dieser Seite hin zu erweitern. Das Bedürfnis dazu macht sich, gerade in dem stark bevölkerten Südosten der Stadt, von Jahr zu Jahr mehr geltend. Dennoch ist die Anstalt, welche sich bei dem stetigen Sinken des Zinsfußes und der gleichzeitigen Steigerung der Lebensmittelpreise seit Jahren in Geldverlegenheit befindet, völlig außer stande, einen solchen Bau aus eigenen Mitteln auszuführen. Daher wendet sie sich, um des besonderen Anlasses willen, den das Jubiläum bietet, an weitere Kreise mit der herzlichen Bitte, die dazu nötigen Geldmittel darzureichen. Sie giebt sich dabei der Hoffnung hin, daß die gesegnete Stiftung König Friedrich Wilhelm des Vierten, welche auch Vielen hat dienen dürfen, hin und her im Lande Freunde genug besitzen werde, die geneigt sein möchten, jenes Liebeswerk ausführen zu helfen. Mit Freuden werden dann die Schwestern des Hauses bereit sein, auch diesen Zweig der Pflege in ausgedehnterem Maße als bisher zu übernehmen.

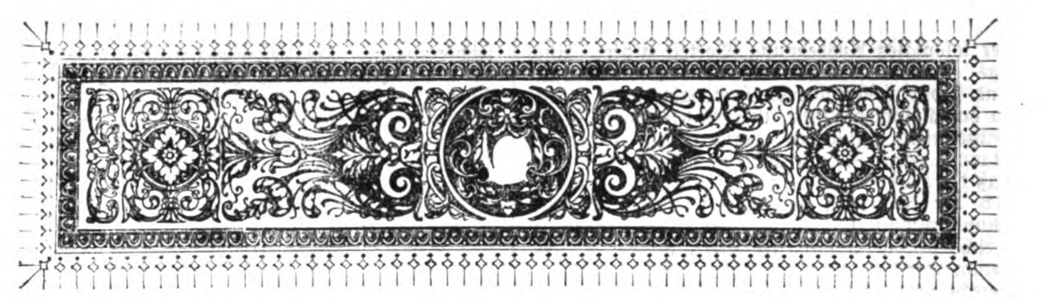
Die Kosten des Baues, zu dem das Gartengrundstück Bethaniens noch Raum bietet, sind auf etwa 50000 Mark veranschlagt. Sobald sie beisammen sind, soll mit der Ausführung unverzüglich begonnen werden. Auch kleine Gaben werden von dem unterzeichneten Kuratorium dankbar entgegen genommen.

Berlin, März 1897.

Das Curatorium des Central-Diakonissenhauses Bethanien.

von Lattre, General, Berlin W., Kleiststr. 3. Jenny Gräfin Keller, Oberin, Berlin SO., Mariannenplatz 2. von Rifselmann, Geh. Regierungsrat, Berlin W., Nettelbeckstr. 23. Dr. Schaper, Generalarzt, Berlin W., Klopstockstr. 7. Knak, Pastor, Berlin W., Wilhelmstr. 28. Heimbach, Rechtsanwalt, Berlin, Neue Roßstraße 1. Frau Konsistoralpräsident Hegel, Berlin W., Genthinerstr. 11. Frau Hausminister v. Wedel, Berlin W., Wilhelmstr. 73. Frau Präsident Hermes, Berlin W., Nollendorfstr. 19. Prof. Dr. Edmund Rose, Geh. Medizinalrat, Berlin W., Tauenzienstr. 8. Sanitätsrat Dr. von Steinau-Steinrück, Berlin W., Königin Augustastr. 19. Schulze, Pastor von Bethanien, Berlin SO., Mariannenplatz 1.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Principes de colonisation par J. L. de Lanessan. (Paris Boulevard Saint Germain 108 Felix Alcan.) 1897. Pr. Frcs. 6.

Wenn wir doch ein ähnliches Buch in unserer Kolonial-Litteratur besäßen! Aber es fehlen für ein solches so ziemlich alle Vorbedingungen. Wo findet sich in Deutschland ein Mann, der ähnlich wie de Lanessan im Alter von 19 Jahren als Marinearzt fast alle Kolonien seines Landes im Laufe der nächsten 7 Jahre kennen gelernt hat, der während längeren Aufenthaltes als Professor und Parlamentarier in der Heimat sich mit Kolonialpolitik beschäftigen konnte, dann im Auftrage der Regierung englische und französische Kolonien bereisen und ihre Einrichtungen studieren durfte und schließlich von 1891 ab mehrere Jahre General-Gouverneur einer großen Kolonie (Indochina) gewesen ist? Aber gerade weil solche Leute bei uns noch nicht zu finden sind und noch Jahrzehnte vergehen werden, ehe wir auf sie rechnen können; weil unsere eigenen Erfahrungen in den Kolonien noch viel zu jungen Datums sind, um auf ihnen Systeme aufbauen zu dürfen, wird es gut sein, das Gute zu benutzen, was andere Nationen darbieten. Hierzu gehört das Lanessansche Buch, in dem Theorie und Praxis sich in glücklichster Weise die Hand reichen. Nicht, daß wir uns mit jeder in ihm ausgesprochenen Ansicht einverstanden erklären wollten; so geben u. a. die beiden ersten, geschichtliche und philosophische Erklärungen enthaltenden Kapitel Anlaß zu Einwendungen verschiedener Art. Auch paßt manches in dem zum großen Teil sich auf Hinterindien beziehenden Buche nicht auf unsere afrikanischen Kolonien — aber es sind so viele treffende und aus dem praktischen Leben geschöpfte Ratschläge darin, daß auch deutsche Beamte, Offiziere, Unternehmer, Pflanzer, Kaufleute u. s. w. außerordentlich viel aus ihm lernen können. Ganz besonders bezieht sich das auf das Schlußkapitel, in dem von der Machtbefugnis der Kolonialbehörden die Rede ist. Nach dem Verfasser ist die Auswahl der Beamten der erste und wichtigste Punkt, auf den sich die Aufmerksamkeit der heimatlichen und der in den Kolonien befindlichen Behörden richten muß. In Paris giebt es eine Kolonialschule für die Kolonialbeamten, die gute Dienste leistet, aber nur theoretisch vorbildet; erst nach längerer Arbeit an Ort und Stelle unter älteren bewährten Beamten sind diese so vorgebildeten Leute imstande, wichtigere Stellungen in den Kolonien zu bekleiden. Man kann nur hoffen, daß das orientalische Seminar in Berlin sich mit der Zeit auch zu einer solchen Kolonialschule auswächst, und daß auch bei uns vor allem die Kolonialbeamten in den Kolonien selbst praktisch ausgebildet werden, ehe man sie in selbständigen Stellungen verwendet. Als prinzipiell wichtig stellt de Lanessan die Kenntnis der Landessprache durch alle Kolonialbeamten hin, eine Ansicht, der man auch bei uns unbedingt zustimmen wird. Ganz ausgezeichnet ist das, was der Verfasser im Kapitel 4 über die Behandlung der Eingeborenen sagt; Milde und Menschlichkeit sind für ihn die ersten Bedingungen des Erfolges. Für absolut notwendig, sowohl aus Gründen der Civilisation wie des eigenen Interesses, erklärt er das Aufhören der hergebrachten Grausamkeiten durch die Kolonialtruppen und die Verwaltung, sowie die Achtung des Eigentums, der Sitten, der Gewohnheiten und der Religion der Eingeborenen. Sehr interessant sind die Grundsätze, welche er für das Verhalten der Kolonialbehörden den europäischen Kolonisten gegenüber in den Kapiteln 5 u. 6 aufstellt. Jene sollen die Einwanderer mit allen Kräften unterstützen, ohne aber die Interessen der Kaufleute, Fabrikanten und der Landwirtschaft in der Heimat, welche die ersten Opfer für die Kolonie gebracht hat, zu vergessen. Die Geschicklichkeit der Verwaltung besteht eben in der Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den sich gegenüberstehenden Interessen derart, daß alle gleichmäßig von

der kolonialen Ausdehnung Vorteil ziehen. Auch das, was de Lanessan über die Kolonialarmee und Flotte, sowie über die Handhabung der Polizei in den Kolonien äußert, ist recht lesenswert — auf Einzelheiten einzugehen, verbietet uns leider der Raum. Zum Schluß mag noch bemerkt werden, daß der Herr Verfasser seinen Landsleuten, namentlich der Regierung gegenüber kein Blatt vor den Mund nimmt und andererseits der Bedeutung, welche den germanischen Völkern bei der Kolonisation Afrikas und der Südsee zufällt, durchaus gerecht wird. Wir empfehlen das Buch allen denen, die sich für Kolonialpolitik interessieren, auf das wärmste. v. H.

— Die Lage der englischen Landwirtschaft unter dem Drucke der internationalen Konkurrenz der Gegenwart und Mittel und Wege zur Besserung derselben, von Dr. F. Ph. König. (Jena, Gustav Fischer.) 1896. 442 S.

Nach einer allgemeinen statistischen Beleuchtung der englischen Landwirtschaft, die am Schlusse des Bandes in einer starken Anzahl ausführlicher Tabellen ihre Ergänzung findet, giebt der Verfasser eine sehr ausführliche Darstellung der Lage in einzelnen Distrikten des vereinigten Königreiches, von denen die Grafschaften Lincolnshire und Norfolk als Typen der in England sog. „Corn county“ Wiltshire und Cumberland als Typen der „Grazing county“ angeführt werden. Während in ersteren, wo der Bodenbeschaffenheit zufolge der Ackerbau vorwiegt, die Notlage im beständigen Wachsen begriffen ist, und in erster Linie die ländlichen Großgrundbesitzer, in zweiter Linie ihre Pächter seit 15 Jahren oder mehr unaufhörliche Opfer zu bringen haben, scheint in den Grazing county's, wo die Viehzucht überwiegt, der tiefste Stand der Depression überwunden und eine langsame Hebung der Landwirtschaft, allerdings nur nach einer allgemeinen Wertabschreibung des Landbesitzes, sich vorzubereiten. Auch in Schottland liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Ausgenommen sind hier, wie überall, einzelne Güter, deren Besitzer, durch Glück, Intelligenz, Kapital oder irgend eine Spezialität, in der sie Weltruf erlangt haben, begünstigt, in der Lage sind, selbst zu ungünstigen Zeiten ohne Verluste durchzukommen. Die Schuld des tiefen Standes der landwirtschaftlichen Lage liegt in England fast an denselben Gründen wie in Deutschland, so sehr, daß man beim Durchlesen der dankenswerten Arbeit Dr. Königs nur noch lebhafter empfindet, wohin wir mit unserer einseitigen Förderung der Industrie nach englischem Muster treiben. Zölle zur Fernhaltung der übermächtigen ausländischen Konkurrenz wagt man in England selbst in Landwirtschaftskreisen bis jetzt kaum zu fordern, obwohl wir glauben, daß England der Rückkehr zu einer gemäßigten Schutzzollpolitik, sei es für das Mutterland allein oder für den ganzen Ring der Kolonien, viel näher steht, als man in weiten Kreisen denkt. Um so nachdrücklicher wird eingetreten für die Verringerung der Eisenbahntarife, welche die Landwirtschaft ganz offenbar zu Gunsten der Industrie vernachlässigen, für Verminderung der auf dem Boden lastenden Steuern, die dem heutigen wirklichen Bodenwert nicht mehr entsprechen, für gerechtere Verteilung der Wege- und anderer Lasten und ähnliche Erleichterungen. Die genossenschaftliche Bewegung ist unter den Farmern Englands ebenfalls im Wachsen, und man hofft viel davon, sie ebenso wirksam und ausgedehnt, wie sie im Einkauf bereits ist, auch im Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte zu machen und so den Zwischenhandel, der die Landwirtschaft schwer belastet, zu vermeiden. — In den letzten Kapiteln des Buches wird die Getreide- und Fleischeinfuhr Englands, und ebenso die Produktion der größeren Landwirtschaftsstaaten an Korn und Vieh auf Grund sorgfältiger Erhebungen dargestellt, dann folgt eine ausführliche Besprechung der Tarife und Transportbedingungen für landwirtschaftliche Produkte, wobei sehr charakteristische Seitenblicke auf unsere heimischen Transportverhältnisse und ihre Konkurrenzfähigkeit gegen den überseeischen Verkehr bemerkenswert sind. Danach haben sich die nordamerikanischen Getreidebahnfrachten gleich den überseeischen Wasserfrachten seit 1870 um die Hälfte verringert, die Bahnfrachten in Deutschland sind $3^1/_2$ mal höher als in Nordamerika, die deutschen Binnenwasserfrachten viermal so hoch als die amerikanischen und etwas höher als die dortigen Bahnfrachten, endlich ist die Fracht zu Wasser von Königsberg bis Mannheim beinahe 6 mal teurer als die amerikanische Fracht über See. Ein Kapitel über die allgemeine Neigung der englischen Landwirtschaft, vom Körnerbau sich immer mehr der Viehzucht, und von der Schafhaltung sich immer mehr der Viehweidewirtschaft und dem Molkereiwesen zuzuwenden, reiht sich weiterhin an, und den Beschluß des Werkes bildet eine kurzgefaßte Generalübersicht über die landwirtschaftliche Krisis in England, den britischen Kolonien, den Vereinigten Staaten und zum Schluß in Deutschland. „Daß die landwirtschaftliche Basis Englands“, heißt es, „gesunder ist, als z. B. die heutige Basis Deutschlands, ist klar. In Deutschland haben die Güter, bei den immer noch zu hoch geschraubten Güterpreisen, noch lange nicht ihren Wert den Zeiten gemäß geändert. Die Güter haben meist einen viel zu hoch gesetzten Verkaufs- und Verpachtungspreis und können unmöglich bei solchen hoch gehaltenen Preisen rentieren; auch sind sie meist mit viel zu hohen Hypothekenschulden belastet. Sie können kaum die Zinsen dieser Hypotheken erschwingen, und natürlich bleibt für die Verzinsung des jeweiligen Besitzerkapitals und für Unternehmergewinne garnichts übrig; endlich kommt die unausbleibliche Subhastation, die den Gütern auf Jahre hinaus schadet, denn der ehemalige Besitzer, solange er sich noch irgendwie halten konnte, thut es auf Kosten des Bodens, indem er die letzte Kraft aus dem Gute aussaugt. Es ist also klar, daß die landwirtschaftliche Krisis für Deutschland ungemein viel schwerer zu ertragen ist als für England. Abgesehen von den zu teuer übernommenen Gütern und von den schweren Schulden hat Deutschland noch den Nachteil, daß es an den Getreidebau gebunden ist. Es kann die Wirtschaftsweise nicht von heut auf morgen ändern, wie es der englische Farmer, sich den Verhältnissen anpassend, that, weil Deutschland kein See- und Küstenklima besitzt, und es ihm einfach unmöglich wäre, den Acker in üppige Viehweiden umzuwandeln; das Gras würde eben nicht wachsen.“ Es ließe sich diesen Ausführungen

wohl zweierlei hinzusetzen; erstens, daß die Reduktion der Güterwerte und -preise bei uns nicht so ganz einfach ist, denn uns fehlt fast ganz jene unermeßlich reiche Landaristokratie, die in England den Verlust von Millionen in Gestalt von Bodenrente verschmerzen kann; zweitens aber scheint uns die zukünftige Prosperität der englischen Landwirtschaft durch Einführung der Viehzucht keineswegs so gesichert, wie Verfasser wenigstens seinen Schlußbemerkungen nach anzunehmen scheint. Dieselbe internationale Krisis, die für den Körnerbau durch den Wettbewerb einiger Staaten mit verschwindenden Erzeugungskosten herbeigeführt worden ist, kann sich von Australien, Nord- und Südamerika aus recht wohl auch für die Viehzucht wiederholen, und irren wir nicht sehr, so sind die Anzeichen für diesen zweiten Akt der landwirtschaftlichen Tragödie bereits stark in der Zunahme begriffen. B.

— Liberalismus, Sozialismus und christliche Gesellschaftsordnung. Von Heinrich Pesch S. J. Erster Teil, erste Hälfte (Schluß) und zweite Hälfte. (Heft 9, 10 und 11 der „Sozialen Frage", beleuchtet durch die Stimmen aus Maria-Laach.) (Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung.) 1896. S. 195 bis 732. Pr. Mk. 4,40.

Der gelehrte Verfasser setzt hier die Erörterungen fort, die er in dem seinerzeit besprochenen Hefte 8 der „S. Fr." begonnen hatte. Nachdem an jener Stelle die Lehre vom christlichen Staatsbegriff erörtert worden, giebt Pesch in Heft 9 eine sehr ausführliche Begründung und Verteidigung der Notwendigkeit des Eigentums, die ihm zu den „Grundwahrheiten der christlichen Gesellschaftslehre" gehört. Diesen Grundpfeiler einerseits gegen die sozialistischen Verallgemeinerungsbestrebungen, andererseits gegen die persönlichen Freiheitsgelüste der Liberalen zu verteidigen und die rechte Mitte zwischen beiden Bestrebungen zu finden, hat sich Verfasser hier zunächst zur Aufgabe gemacht. Er beginnt mit der rechtlichen und logischen Entwicklung des Begriffes „Eigentum" überhaupt, um dann nach der Wiedergabe und Widerlegung einer Reihe von fremden Ansichten über den Ursprung des Privateigentums dasselbe, wie in den Heften der „S. Fr." schon öfter geschehen, vollständig auf eine naturrechtliche Grundlage und damit auf den Boden der Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit zu stellen. Diese Notwendigkeit ergiebt sich nicht nur aus der Natur des Menschen als Einzelwesen und Familienmitglied, sondern auch als eine allgemeine gesellschaftliche Notwendigkeit, die wohl in den urchristlichen Gemeinden von beschränkter Mitgliederzahl, aber niemals in modernen Staats- und Gemeinwesen zu gunsten der Gütergemeinschaft umgangen werden könnte. Hier wird nun die naturrechtliche Deduktion zur energischen Fehde gegen den Sozialismus, über deren Wert und Unwert, solange sie nur auf dem Papier geführt wird, wir unsere Ansicht schon so oft ausgesprochen haben, daß wir hier darüber hinweggehen können. Es ist übrigens hoch anzuerkennen, daß Pesch den oftmals gerade vom christlichen Standpunkte gegen das Privateigentum und für den Sozialismus gemachten Einwendungen nirgend ausweicht, sondern sie geflissentlich sucht und mit dem ganzen Gewichte seiner scharfen Logik und seines Wissens widerlegt.

Weniger glücklich erscheint uns sein, den vierten Teil dieses ganzen Heftes umfassender Vorstoß gegen Henry George und die Bodenreform, der größtenteils mit dem Wortlaute der päpstlichen Encyklika „rerum novarum" geführt worden ist und die wuchtigen, weil allzutief aus dem Elend der Massen herausgeholten Beweisgründe des Amerikaners nicht allenthalben trifft. Wie ernst George gerade von den katholischen Sozialpolitikern genommen wird, zeigt sich hier schon zum öfteren. Pesch erschöpft Logik, Wissen, Autorität, Satire, Spott und jedes andere Mittel gegen die bis zur Naivetät einfachen Deduktionen Georges, und — er kann dennoch nicht vermeiden, in seinem Kampfe zu Mitteln zu greifen, die seinen eigenen Standpunkt nur schwächen. Das ironische Bild der kapitalistischen Millionäre, welche „darbend an der Hütte der Bauernthüre stehen, um einen Trunk Wasser bittend," — es kehrt bei Pesch in mehreren Variationen wieder — ist aus George's Schriften nur durch Unverstand oder Übelwollen herauszulesen; auch die George'sche „Bodenrente" ist, wie gewöhnlich, wieder ganz falsch aufgefaßt oder angewandt. Dagegen stellen die letzten Abschnitte des Heftes, von der Erwerbung des Eigentums und den Pflichten und Schranken, die sein Besitz auferlegt, wieder eine glänzende Leistung von Wissen und Scharfsinn dar, selbst der Nichtpolitiker wird sie, wie das ganze Buch, schon um des Vergnügens der Belehrung und geistvollen Darstellung willen gerne lesen.

Der, Heft 10 und 11 der Sammlung bildende zweite Teil des Werkes hat es lediglich mit der Frage: Freiwirtschaft oder Wirtschaftsordnung? d. h. Liberalismus oder vom Staat weise geleitete und geregelte Volkswirtschaft, — zu thun. Die Polemik des Verfassers gegen das System der Freiwirtschaft gehört ohne Zweifel zu den gelungensten Teilen des Werkes, obwohl er selbst starke Ausdrücke nicht scheut, um die Verwerflichkeit des Manchestertums in volkswirtschaftlicher und sittlicher Hinsicht seinen Lesern zur Anschauung zu bringen. „Die Geschichte", heißt es S. 428, „kennt furchtbare Kriege und Raubzüge, welche Berge von Leichen auftürmten. Aber wenn heute die zahllosen Arbeiter, Arbeiterfrauen und Kinder, welche dem liberalen Wirtschaftssystem in langsamem qualvollem Leiden zum Opfer fielen, wenn sie alle aus ihren Gräbern hervorgehen und zur großen Heerschau sich versammeln könnten: die Welt würde mit Entsetzen und Grauen erkennen, was für ein Geselle der von freimaurerischen Humanitätsphrasen triefende Liberalismus gewesen ist und — soviel an ihm liegt — heute noch sein möchte." — Man sieht hier aus dem Mantel des Nationalökonomen ein wenig den Priester der Gesellschaft Jesu herausblicken, es sei daher gestattet, gleich hier auf eine Stelle in einem späteren Absatz, von der genossenschaftlichen und berufsständischen Organisation handelnd, hinzuweisen, wo der Katholik schon deutlicher spricht. Nach höchst beherzigenswerten Abschnitten über den sozialen Charakter der Arbeit, über die Rolle des Staates der Genossenschafts- und Innungsbildung gegenüber, und verwandte Wirtschaftsprobleme heißt es da zum Schluß (S. 567): „Zugleich verkennen wir nicht, daß die berufsgenossenschaftliche Organisation nur dort ihre volle Kraft und Bedeutung erlangen

kann, wo Einheit des Glaubens herrscht.... Soll die Gesellschaft vollständig gesunden, so muß sie eben zum Christentum, wie Jesus Christus es gebracht, d. h. zur heiligen katholischen Kirche zurückkehren." Man wird es uns nicht verdenken, wenn wir in diesem Punkte sehr entschieden der entgegengesetzten Ansicht sind und es bedauerlich finden, daß den so wertvollen katholischen Beiträgen zur neueren Nationalökonomie fast immer durch den offenen oder versteckten Pferdefuß des Protestantenhasses ein Teil ihrer Genießbarkeit geraubt wird!

Das letzte Kapitel des ersten Teiles enthält in einer interessanten historischen Darstellung, von Griechenland über Rom bis ins Mittelalter und an die Schwelle der kapitalistischen Produktionsweise führend, gleichsam die Probe aufs Exempel, indem es die früheren Perioden der Freiwirtschaft und der gebundenen Wirtschaft neben und gegen einander hält; wir befinden uns hier, bis auf die schiefe Beurteilung des Colbertismus in Frankreich und auf die gelegentlichen Ausfälle auf den Protestantismus, in Übereinstimmung mit dem Verfasser und sehen dem angezeigten Schlußbande des Werkes mit hohem Interesse entgegen. B.

2. Kirche.

— 1. Unter dem Schirm des Höchsten. Morgen- und Abendandachten auf alle Tage des Jahres nebst einem Anhang für besondere Fälle von Karl Keeser. (Heilbronn, Kielmann.) 848 S. Pr. Mk. 5,50.

— 2. Passionale. Die Leidensgeschichte des Herrn in 46 Lektionen von D. theol. G. Chr. Dieffenbach. 3. Auflage. (Gotha, Schlößmann.) 146 S. Pr. Mk. 1,60.

Nr. 1 ist nach dem Muster von Spenglers Pilgerstab entworfen, um abwechselnd mit diesem Buche gebraucht zu werden. Hat man längere Zeit dasselbe Buch zur Hausandacht benutzt, so greift man gerne zu einem andern und freut sich, wenn man eins findet, welches denselben Geist atmet wie das, was uns bisher vertraut geworden. Nur daß bei dem Gebrauche von Andachtsbüchern das Bibellesen auch in der Hausandacht nicht versäumt werde! Das vorliegende Buch bietet für jeden Morgen und Abend des Kirchenjahres ein kurzes Bibelwort, ausgewählt in Anlehnung an die beiden ersten württembergischen Perikopenreihen und dazu eine ganz kurze Betrachtung, entlehnt aus meist neueren homiletischen und asketischen Werken, immer gläubigen Inhaltes, wenn auch im übrigen Namen wie Ahlfeld, Wenger, Stöcker und dann wieder Achelis, Bornemann, Kaftan auf sehr verschiedene kirchliche Richtungen hinweisen. Der Verfasser will eben nicht bloß dem bereits erfahrenen Christen, sondern auch dem noch fernerstehenden modernen Menschen dienen. Die Gebete sind kurz und meist dem altbewährten Gebetsschatze unserer Kirche entnommen. Der Anhang umfaßt Andachten für das persönliche und häusliche Leben: Geburtstag; Konfirmation; Beichte und Abendmahl; Verlobung und Hochzeit; für die Kinder; in Krankheit und Todesnot; bei mancherlei Not; zur Reise u. s. w. So möge denn auch dies vom Verleger schön ausgestattete Buch hinausgehen und Segen bringen. — Eine Bitte an den Verleger und an alle Herren Verleger möchte ich anfügen, nämlich als Rezensionsexemplare nicht ungeheftete zu schicken, die beim Aufschneiden auseinanderfallen. Der Referent kann doch nicht jedes Buch gleich vor dem Durchlesen binden lassen.

Nr. 2, ein treffliches Buch im kirchlich gläubigen Sinne, wie es von dem Verfasser, der ein Meister auf dem Gebiete asketischer Arbeiten ist, nicht anders zu erwarten war. Aber gerade bei ihm, dem Kenner hätte ich doch in diesem Buch etwas noch anderes erwartet. Er verteilt die Leidensgeschichte auf die 46 Tage von Aschermittwoch bis Ostern und teilt jedem Tage seine Lektion zu. Aber das ist doch wider die kirchliche Tradition, die für diese Zeit nur 40 Fastentage kennt, indem die 6 Sonntage abgezogen werden. Auf die Sonntage gehören als Lektionen die Perikopen und nicht Abschnitte aus der Leidensgeschichte, eine Anordnung, wie sie richtig z. B. in dem „Allgemeinen Gebetbuch" der lutherischen Konferenz getroffen ist. J. P.

— Die ewige Gottheit Christi. Präexistenz und Menschwerdung. Vortrag von Dr. Friedrich Braun Hofprediger und Oberkonsistorialrat in Stuttgart. (D. Gundert, Stuttgart.) 1897. 48 S. Pr. Mk. 0,60.

Nicht bloß die Ritschlesche Schule und der Protestantenverein, sondern auch die Führer der Mittelpartei stehen mit der christlichen Trinitätslehre auf gespanntem Fuße. Dabei läßt es keine dieser Richtungen, welche unserem Geschlechte die Menschensündlein der Ebioniter, Arianer und Unitarier mundgerecht zu machen suchen, an apotheosierenden Versuchen fehlen, aber die Präexistenz und göttliche Natur Christi werden als katholisierende Eindringlinge oder hellenistische Philosopheme abgewiesen. Unsere Schrift, die den modernen Irrgängen mit Scharfsinn und Klarheit nachgeht und die in der Confessio augustana niedergelegte Lehre der Reformatoren über die Gottheit Christi als die bibelgemäße nachweist, kann daher als eine zeitgemäße begrüßt werden. Die vier Fragen: 1. ob die Lehre von der Gottheit Christi im Glauben der ältesten Gemeinde und weiter zurück im Zeugnis der Apostel und Christi selbst eine Grundlage habe; 2. welche dogmatische Bedeutung ihr für die Erkenntnis von Christi Person und Werk zukomme; 3. ob und wie weit sie ethischen Wert habe und damit die Probe bestehe, die jedes lebenskräftige Dogma bestehen muß; 4. welches ihre Stellung im christlichen Gottesdienste, und Gemeindeleben sei, werden bündig und sachgemäß beantwortet. Mit Recht geht der Verfasser von der Thatsache aus, daß schon die ersten Christen dem Heilande göttliche Ehre und Anbetung gewidmet und ihm als ewigen Gott, der Knechtsgestalt angenommen und unter uns gewohnt hat, anerkannt haben. Zu diesem Glauben sahen sie sich sowohl durch den Gesamteindruck des Lebens Jesu wie die Zeugnisse der Evangelisten und Apostel veranlaßt. Die Ablehnung der Präexistenz und Menschwerdung des Sohnes Gottes hat die anfangs angedeuteten Parteien zu einer Konstruktion Christi von unten her geführt, welche mit ihren Vergottungen und Verhimmelungen ein widerliches Bild von inneren und abenteuerlichen

Widersprüchen bietet. Der milde Melanchthon hat in der Confessio Augustana (1. u. 3. Artikel) derartige Versuche als eine grundstürzende Ketzerei verworfen. Braun will indessen den modernen Arianern, deren Vorgänger sich nach dem Ausdrucke eines Historikers in der alten Kirche nirgendwo kulturfähig erwiesen haben, Toleranz angedeihen lassen und sie in ihren Vorhofsarbeiten nicht stören. Schon Augustin hat gesagt, daß wir den Irrtum verwerfen, die irrenden Menschen aber lieben müssen. Gewiß dürfen wir das nicht vergessen, aber wir müssen uns auch der Pflichten gegen die Kirche Christi bewußt bleiben, welche durch Leugnung ihres Centraldogmas nicht unterwühlt werden darf, vielmehr wie zu allen Zeiten so insbesondere heute einen ähnlichen Bekenntnismut erheischt, wie ihn Athanasius und Luther bethätigt haben.

Dr. R.

— **Die Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus.** Ein erweiterter Vortrag von Lic. Ed. Riggenbach, Docent in Basel. (Stuttgart, Verlag von D. Gundert.) 1897. 28 S. Pr. Mk. 0,40.

An der Rechtfertigungslehre haben sich die Wege der evangelischen und römisch-katholischen Kirche endgültig getrennt. Die Rechtfertigungslehre hat daher ein historisches Interesse, aber nicht minder ein aktuelles religiöses. Die Frage: Wie werde ich gerechtfertigt, muß jeden Christen bewegen. Die Reformation hat sie im paulinischen Sinne beantwortet. Das talmudische Judentum mit Einschluß der Pharisäer aber machte wie der Pelagianismus die Seligkeit von eigenen Verdiensten abhängig oder mit anderen Worten von der Selbsterlösung; Paulus dagegen betont mit allem Nachdruck die Verderbtheit des Menschen, dessen Gerechtigkeit nur in der Geltung bestehen kann, welche wir in Gottes Urteile (forensisch) haben. Was das talmudische Judentum so wenig wie die Pelagianer auszusprechen wagten, daß die ganze Menschheit ihrer notorischen Sünde wegen dem göttlichen Strafgerichte verfallen sei: das vertrat Paulus darum mit so großer Energie, weil ihm in Christo eine Gerechtigkeit offenbar geworden war, die nicht von des Menschen eigenen Leistungen, sondern von Gottes Gnade bedingt ist. Nach Römer 4, 5 ist der Glaube zwar Voraussetzung, Mittel und Wirkung, aber nicht Grund der Rechtfertigung. Dieser liegt vielmehr in der göttlichen Gnade, die der Mensch durch den Glauben sich persönlich aneignet. Ihrem Inhalte nach umfaßt die Rechtfertigung die Sündenvergebung und das positive Moment, daß er Gottes Urteil für sich hat und damit die Anwartschaft auf weitere Segnungen Gottes.

Man hat von jeher eingewandt, daß die Lossprechung eines Schuldigen dem Rechte widerstreite. Daher wurde vielfach der forensische Begriff der Rechtfertigung in einen ethischen umgesetzt. Diese Ummodelung kann aber nur im Widerspruche mit Paulus geschehen, dessen δικαιοῦν τὸν ἀσεβῆ bei den LXX wiederholt von der Freisprechung eines Schuldigen vor Gericht gebraucht wird. Die ethische Ummodelung widerspricht auch dem Wesen des Christentums. Durch sie wird der Gläubige von Christus isoliert. Gott spricht den Sünder darum gerecht, weil er in einem Verhältnis der Zugehörigkeit zu Christus steht und dadurch eine gerechte Sache hat. Der auf sich angewiesene Sünder untersteht dem Zorne Gottes, aber durch den Glauben identifiziert er seine Sache mit derjenigen Christi und erlangt eine Stellung zu Gott, welche ganz und gar durch Christus vermittelt ist. Er kommt für Gott nicht mehr anders in Betracht, denn als Knecht seines himmlischen Herrn und als Glied der neuen Menschheit, die in Christo ihr Haupt hat. Der Verfasser zeigt die Richtigkeit der paulinischen Rechtfertigungslehre und weist im einzelnen nach, daß Paulus die sühnende Wirkung des Todes Christi in seinem stellvertretenden Strafleiden gefunden hat (2. Kor. 5, 21; Röm. 5, 9 und Gal. 3, 13). Ritschl trennt die Idee des Opfers und die der Stellvertretung, was historisch unzulässig ist, da die Begriffe des Opferwesens und die des Rechtslebens im Judentum aufs engste miteinander verknüpft waren. Der sündenlose Christus ist dadurch in seinem Sterben ein Sühnmittel für unsere Sünden geworden, daß er durch das willige Leiden des Todes als der Folge und des Fluches der Sünde das Recht Gottes gegenüber der Menschheit wie die Fluchwürdigkeit der Sünde thatsächlich anerkannt hat. Der Tod Christi ist aber nicht eine einmalige Rechtsleistung an Gott, durch welche die Person des Herrn fernerhin überflüssig würde, sondern eine grundlegende freiwillige Liebesthat, durch welche Christus das Recht erwarb, für die Sünder einzutreten. Daher bleiben die Gläubigen an Christi Person gebunden.

Den Rechtsformen, in denen Paulus die Erlösung durch Christus zum Ausdruck gebracht hat, geht in den paulinischen Briefen eine ethische Gedankenreihe zur Seite. Diese bewährt ihre innere Einheit mit der juridischen darin, daß sie von demselben Mittelpunkte ausgeht, nämlich Christus. Die Frage der Sittlichkeit ist auf das Innigste an Christus geknüpft. Doch die Ausführung vorstehender aphoristischer Gedanken wolle der Leser in dem Schriftchen nachlesen, das zur Widerlegung der Ritschleschen Rechtfertigungslehre treffliche Fingerzeige giebt und den Stern und Kern der Reformation, die Rechtfertigung aus dem Glauben allein, würdigen und schätzen lehrt.

Dr. R.

— **Jahrbuch der Sächsischen Missions-Konferenz für das Jahr 1897.** 10. Jahrgang (Leipzig, Verlag von G. H. Wallmann.) 180 S.

Dieses Jahrbuch hat für alle Missionsfreunde Interesse und kann all denen, welche an Missionsfesten und in Missionsstunden mitzuwirken haben, als ein gutes Hilfsmittel empfohlen werden. Neben dem Titel des Buches befinden sich die Bilder der jungen Missionare Kämpf, Ovir und Segebrock, die im vergangenen Jahre in Mbungu und am Meru gestorben resp. ermordet sind. Das Jahr 1896 war für die Leipziger Mission wegen der Zerstörung der im Merugebiete angelegten Station und der dabei umgekommenen zwei Missionare ein Trauerjahr. Aber der stetige Fortgang der Missionsbestrebungen ist dadurch nicht gehemmt worden. Die Einnahmen des Hauptmissionsvereins beliefen sich auf 116553 Mk. und 5806 Mk. für die Judenmission. Auf den Kopf der Bevölkerung des Königreiches Sachsen kommen ganze drei Pfennige Missionsbeitrag, während die Evangelischen Bayerns 7 bis 8 Pfennige, Hannovers

und Holsteins über 10 Pfennige, Rheinpreußens 18 Pfennige, Westfalens 19 Pfennige und Württembergs 20 Pfennige auf den Kopf geben, um von den tief beschämenden Leistungen der Brüdergemeinde ganz zu schweigen. Die 16 deutschen Missionsgesellschaften, über welche das Jahrbuch gut orientiert, haben 454 Stationen mit 699 Missionaren, 4565 Nationalgehilfen und 303400 Heidenchristen. Die Gesamteinnahme belief sich im vorigen Jahre auf 3818535 Mark. Die evangelische Missionsgesellschaft in Paris nahm 340000 Mark, die englischen Missionsgesellschaften über 27½ Millionen und die amerikanischen gegen 15 Millionen Mark ein.

Sehr lesenswert sind die Essays des Jahrbuches über „die Apostelgeschichte oder das Missionsbuch der Bibel“ S. 5—30; die Bemerkungen über die Schatten, welche Herr von Wissmann in seiner bekannten Voreingenommenheit für katholische Bischofsmützen auf die evangelische Mission wirft; die Schilderung der Berliner Missionsausstellung im vorigen Sommer; der Bericht über die armenischen Greuel; die Skizze über „die Tamulischen Landprediger“, Leipziger Mission in Ostafrika, die Beschreibung des Meruberges, der Fortschritte in Uganda, des Verhältnisses der Universitäten zur Mission u. s. w. Gegen 42 Missionsschriften finden in dem Jahrbuche eine kurze Besprechung. Mit Recht ist auch der Kirchengeschichte Haucks eine längere Besprechung gewidmet, da diese mehr als Rettberg und andere Vorgänger über die Missionsarbeit des Mittelalters aufklärt. Möge das Jahrbuch der Mission neue Freunde erwecken, insbesondere im Königreiche wie in der Provinz Sachsen! Dr. R.

3. Schule und Erziehung.

— **Praktische Winke für die Revision des religiösen Memorierstoffs, zugleich als Antwort auf die Denkschrift des sächsischen Lehrervereins betreffend den religiösen Memorierstoff von Dr. R. Lempe, Pfarrer zu Kieritzsch.** (Leipzig, Fr. Richter.) Pr. Mk. 0,60.

Die Schrift hat zunächst nur sächsisches Interesse. Der religiöse Memorierstoff bedarf einer Revision. Radikale Lehrerkreise haben sehr weitgehende Forderungen aufgestellt. Ginge es nach denen, so würde vom Katechismus und von den Gesängen ein gut Teil als nicht mehr zeitgemäß wegfallen. Der Verfasser ist im vollen Recht, wenn er solche Anmutungen ernstlich zurückweist. Der Religionsunterricht würde allen Halt und alle Gewähr verlieren, wenn man darauf einginge. Es ist übrigens lehrreich zu sehen, wohin ein Nachgeben an diesem Punkt führt, zuletzt bleibt nichts mehr übrig als das Belieben des jeweiligen Lehrers. Der Verfasser selbst hat aber auch Wünsche bezüglich des Spruchbuches. Er unterscheidet Lehrsprüche und Lebenssprüche, und verlangt mit Recht, daß die Schule jedem Kinde eine Anzahl von Sprüchen mitgebe, an denen es Licht und Trost fürs Leben haben kann, und an diesem Punkt besonders wünscht er eine Erweiterung, das ältere Spruchbuch verfolgt meist zu einseitig den Lehrzweck, den Beweiszweck aus der Schrift. Wie gesagt, die Broschüre hat zunächst nur sächsisches Interesse. Die Fragen aber, welche dort auf der Tagesordnung stehen, haben eine allgemeine Bedeutung, sie sind auch anderswo strittig. Und da sie in dieser Schrift eine gesunde richtige Behandlung erfahren, mag auch für weitere Kreise auf dieselbe hingewiesen werden. D.

— **Leben und Lehre Jesu nach den vier Evangelisten.** Für das Bibellesen und den Katechismusunterricht in Schule und Haus bearbeitet von **Karl Völker**, Rektor. Mit Karte von Palästina. (Berlin, Reuther und Reichard.) 1896. 234 S.

Ein sehr brauchbares Religionsbuch. Im ersten ausführlicheren Teil wird ein Handbuch der biblischen Geschichte neuen Testamentes gegeben, die einzelne Geschichte gleich in kurze Abschnitte mit charakteristischen Überschriften geteilt, zu den einzelnen Sätzen in Anmerkungen unter dem Text Erklärungen und Winke. Im zweiten Teil folgt eine Katechismuserklärung in der Weise, daß in vier Kolumnen nebeneinander 1. der Text des Katechismus, 2. die denselben erklärende Lehre, 3. Sprüche und Liederverse, 4. Hinweise auf die biblischen Geschichten des 1. Teiles gegeben werden. — Der Hauptgedanke des Verfassers, daß nämlich die Lehre (die 2. der vier Kolumnen) dem Leben Jesu entnommen sein soll, beruht auf Selbsttäuschung und einem unrichtigen Urteil. Jesus wollte und konnte gar nicht alles lehren, was unser Katechismus sagt. Die Sätze, welche der Verfasser an jener Stelle bringt, sind also nicht „die aus dem Leben Jesu gewonnenen Lehren.“ Trotzdem sind diese seine Erklärungen im ganzen sehr gut, im einzelnen oft recht treffend. Auch gewinnt der Unterricht durch diese straffe Beziehung von Lehre und Geschichte unzweifelhaft. — Auch die den biblischen Geschichten beigegebenen Erklärungen sind überwiegend trefflich; manchmal sind sie mir noch nicht einfach genug. — Im Anhang giebt Verfasser einige sehr erwünschte didaktische Anweisungen durch Lehrproben. Auch hier würde ich manche Fragen noch einfacher stellen oder noch mehr zergliedern (z. B. würde ich nie fragen: wie verstehst du den letzteren Satz?). Aber ich erkenne trotzdem gern an, daß in dieser Vorführung von Vorbereitung, Unterredung und Zusammenfassung viel lehrreiche Anregung liegt. Der Standpunkt des Verfassers ist ein entschieden bibelgläubiger und der Katechismus wird in gesunder und praktischer Weise ausgelegt.

— **Der Deutsche Evangelische Schulkongreß**, welcher in jedem Jahre zusammentritt, berichtet über seine Verhandlungen jedesmal in einer ausführlichen Denkschrift. Vor uns liegt noch immer die **Denkschrift** über den 9. Kongreß (1895; Verlag der deutschen Lehrerzeitung, 3 Mk.). Dieselbe ist überreich an trefflichem Stoff zum Erziehungs- und Schulwesen. Es sind nicht nur die Hauptreferate, sondern auch die abendlichen Ansprachen in den Volksversammlungen abgedruckt, so fünf Ansprachen über die Macht des Beispiels in der Erziehung, von hervorragenden Geistlichen und Pädagogen. Der Vortrag des Seminardirektors Voigt über die Bedeutung des christlichen Religionsunterrichts für die Charakterbildung verdient besondere Beachtung. Nur darf die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß er für den

Hörer etwas hohe Anforderungen des Verständnisses gestellt zu haben scheint; er will nachdenklich gelesen werden. Viel einfacher redet z. B. Hauptlehrer Hindrichs über die Regelung der Lehrerlaufbahn. Die anderen Hauptvorträge handeln von dem Geschichtsunterricht in den oberen Klassen der höheren Schulen und über das Unzureichende einer vermehrten intellektuellen Ausbildung zur Begründung des Glückes der Einzelnen oder der Nation.

— Das Göttinger Rektorenseminar im Winter 1895/96 von D. Knoke, Prof. d. Theol. in Göttingen (Berlin, Reuther und Reichard.) 1896. 88 S.

Es hat sehr viel Aufsehen erregt, als Professor Knoke vor nunmehr $1^1/_2$ Jahren diese Einrichtung traf, durch welche akademisch gebildete Theologen für den Schuldienst vorbereitet werden sollen. In der vorliegenden Schrift erzählt Knoke die Entstehung des Gedankens, berichtet über den Verlauf im ersten Winter und handelt im 3. längsten Abschnitt von der Aufnahme und Beurteilung, die das Seminar gefunden hat. Die Schrift ist von hervorragender Bedeutung wegen der Sache, um die es sich handelt, — nämlich um nichts anderes als um die Stellung der Kirche und insonderheit des Pfarramtes zur Volksschule. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß wenn eine organische Verbindung zwischen den beiden festgehalten werden könnte, dies für beide Teile segensreich wäre. Bedingung dazu ist freilich, daß die Geistlichen sich in noch ganz anderer Weise didaktisch ausbilden als das meistens zu geschehen pflegt. Handhabe dazu sollte die Institution Knokes bieten, von der wir leider hören, daß sie vorläufig nicht fortgesetzt sei. Immerhin hat das Unternehmen und die vorliegende Schrift darüber eine verdienstvolle Anregung nach dieser Seite gegeben.

— Die biblische Gesetzeseinteilung in einem Gütergebote an die Gemeinde und ein Lehrgebot an das Erzieheramt von W. Müller, Prediger. (Potsdam, A. Stein.) 1895. 30 S.

Man hätte kaum gedacht, daß zu den Hypothesen über die Einteilung der 10 Gebote noch eine neue kommen könnte. Herr Pred. Müller hat eine solche aufgestellt, nach welcher die beiden Lustverbote des Lutherischen Katechismus ein einziges bilden, das 9., und das 10. heißt: „Alle diese Gebote sollst du lehren.“ Er schlägt auch schon eine, den übrigen Lutherischen entsprechende Erklärung dazu vor. Es ist sachlich unmöglich, dem zuzustimmen. Der evangelische Katechismus kann nicht das Lehramt in das erste Hauptstück bringen. Aber ganz interessant und förderlich zu lesen ist das kleine Heft und es ist ein Verdienst des Verfassers, den Umstand hervorgehoben zu haben, daß es sich nicht um eine Zweiteilung der Gebote handelt, sondern um eine Vierteilung, denn die zwei Tafeln waren „auf beiden Seiten“ beschrieben.

— Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Bibliographisches Verzeichnis und Inhaltsangabe der Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft nebst Mitteilungen über Lehrmittel. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. (Berlin, J. Harrwitz.) 1896.

Eine Zeitschrift, die vierteljährlich 5 Mark kostet und monatlich ein Heft von mehreren Bogen bringt (das 1. Heft zählt 96 Seiten in gr. 8°), worauf nur verzeichnet und kurz beschrieben ist, was in dem einen Monat an selbständigen Schriften, Broschüren und Zeitungsartikeln veröffentlicht. Ein Riesenwerk, — nur einer so umfassenden Gesellschaft möglich, und für jeden Pädagogen und Schulmann von höchstem Interesse. M. v. N.

— Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter von Dr. Adolf Matthias, Direktor am städt. Gymnasium und Realgymnasium in Düsseldorf. (München, C. H. Becksche Buchhandlung.) 1897. 236 S.

„Allerlei Ratschläge, die hier und da gesammelt sind in Haus und Schule, allerlei Fragen, die früher oder später dem Verfasser sich aufgedrängt haben im Drange der Erziehung, allerlei Betrachtungen, zu denen eigene und fremde Erziehungsfehler angeregt haben, werden hier in harmloser Form und zwangloser Weise niedergelegt; freudiger Ton ist in ihnen Grundaccord, weil er die Hoffnung des Gelingens stärkt, die doch bei aller Erziehung die Hauptsache ist.“ Mit diesen Sätzen des Vorworts hat der Verfasser selbst trefflich den Inhalt seines Buches bezeichnet. Es ist ein vorzüglicher Ratgeber daraus geworden, dem zu folgen den Eltern und durch sie den Kindern großen Gewinn bringen wird. Der Name Benjamin ist nur gewählt, um blasse Allgemeinheiten zu vermeiden. Die Langeweile, welche uns in pädagogischen Schriften recht oft begegnet, ist hier glücklich gebannt und alles leuchtet in farbenfrischer Darstellung. Nicht selten erhebt sich die Rede zu kernhaften, volkstümlichen Aussprüchen. „Daher kommt's, daß junge Lämmer vielfach gescheiter in die Welt sehen als alte Schafe.“ „Frühreife Kinder leben nicht lange, oder es werden Gecken daraus.“ „Die gefährlichste Kost für Eigensinnige ist Einsamkeit.“ „Bei guter Erziehung hilft eben Maulspitzen nicht, es muß gepfiffen werden.“ „Meist kommen Flegel aus Tanzstunden doch nur heim als lackierte Barbaren.“ Eine gesunde, erfrischende Luft, bei welcher die Erziehung wohl gedeihen kann, weht uns nur aus diesen Blättern entgegen. Reiche Erfahrung wie sorgfältige Beobachtung der Menschenseele befähigen den Verfasser, auch auf recht schwierige Fragen eine deutliche und überzeugende Antwort zu geben. Man lese z. B. das dritte Kapitel: Benjamin lügt. Hier ist der Unterschied zwischen Phantasie- und Wortlüge, Angst-, Verlegenheits-, Trotz- und Gewohnheitslügen genau in Betracht gezogen und die entsprechende Behandlung angegeben. Dabei scheut sich der Verfasser nicht, zugleich den Eltern ernst ins Gewissen zu reden, daß sie nicht durch ihr Beispiel die Lüge pflegen. Was über Affenliebe gesagt wird, enthält gleichfalls für Eltern wenig Schmeichelhaftes, dafür eine ernste Warnung durch in echtem Humor geschriebene Beispiele. Auf gesunde Frömmigkeit legt der Verfasser großes Gewicht. Davon zeugt

das betr. Kapitel. Doch möchte ich hier eine kleine Einwendung machen. Der Verfasser hält es, wie er gelegentlich sich äußert, mit der uns Deutschen geschichtlich eigentümlichen religiösen Zurückhaltung und übt dieselbe offenbar auch in diesem Buch. Daß es auf Phrasen nicht ankommt, daß man sie hassen muß, darüber kann ja kein Zweifel bestehen. Aber ob es nicht zu weit gegangen ist, wenn in dem bezeichneten Kapitel wohl von überflüssigen unverstandenen dogmatischen Worten und Vorstellungen und „all dem historisch-theologischen Lehrstoff" die Rede ist, nicht aber davon, daß es gilt, die Jugend zu dem zu führen, der da will die Kinder zu sich kommen lassen. Das Christentum ist doch auch nicht vor allem Religion der allgemeinen Menschenliebe, sondern zuerst die Religion der Liebe Gottes zu uns. Der Wert der biblischen Geschichten wäre doch auch wohl ein wenig zu berühren gewesen. Etwas weniger Zurückhaltung hätten wir hier lieber gesehen und ebenso im Schlußkapitel: Benjamins Glück, wo beim Blick auf das höchste Ziel ein Hinweis im Sinne des Augustinischen: cor nostrum inquietum etc. vermißt wird. Mit dem allen aber möchte ich das vorhin ausgesprochene Lob des Buches durchaus nicht einschränken, vielmehr bleibt es dabei: Herzlicher Dank gebührt dem Verfasser für seine Gabe. Mögen deutsche Väter und Mütter sie willig annehmen und dann sich anweisen lassen, wie „aus ihrem Ben-Oni ein Ben-Jamin werden kann durch gute und gesunde Erziehung." Wt.

— **Unsere Kleinen und deren erste erziehliche Leitung.** Ein Buch für Mütter von H. Kietz, Regierungs- und Schulrat a. D. (Gera, Theodor Hofmann.) 1896. 220 S. Pr. Mk. 2,50.

Im Unterschiede von dem angezeigten Matthias'schen Buche über Benjamins Erziehung hat der Verfasser sich auf die eigentliche Kindheit beschränkt, darum nennt er sein Werk auch ein Buch für Mütter. Das wichtigste aus der pädagogischen Psychologie und systematisch geordnete Anweisungen für die Erziehung werden den Müttern als Handreichung für ihre wichtige Berufsarbeit dargeboten. Ohne Zweifel ein tüchtiges und empfehlenswertes Buch. Hat man freilich, wie Referent, vorher das Buch von Matthias gelesen, so fällt von der Ähnlichkeit des Inhaltes ein Unterschied besonders ins Auge. Kietz beginnt: „Der Gegenstand der Erziehung ist der Mensch und zwar in seiner Jugend." Geht es nun auch in dieser Tonart nicht immer weiter, so vermissen wir doch recht oft den Griff hinein ins Menschenleben, die anschaulich faßliche Darstellung, die der Verfasser selbst für nötig erklärt. Sagt er doch auch von dem Mädchen — und das gilt auch noch von Müttern —: es lebt mehr in der Anschauung und Vorstellung und hält das Einzelne und Konkrete fest. Auf der andern Seite hat das Buch den Vorzug der Vollständigkeit und gründlichen Unterweisung, auch in leiblicher Pflege, und wird so manchen Müttern und ihren Kindern zum Segen gereichen können. Wt.

4. Geschichte.

— **Das Zeitalter der Fugger.** Geldkapital und Kreditverkehr im 16. Jahrhundert. Von Dr. Richard Ehrenberg. Zweiter Band. Die Weltbörsen und Finanzkrisen des 16. Jahrhunderts. (Jena, Gustav Fischer.) 1896. Preis Mk. 7,—, geb. Mk. 8,—.

Im Oktoberheft 1896 ist der erste Teil dieses ausgezeichneten und bedeutenden Werkes von uns angezeigt, und die Erwartung, mit der wir dem vorliegenden Bande entgegensahen, ist nicht getäuscht worden. Der Stoff ist ein äußerst spröder und schwer zu behandelnder, aber dem Verfasser kommt zu statten, daß er 10 Jahre lang in kaufmännischer Thätigkeit gestanden hat, ehe er sich dem Studium der Staatswissenschaft und Geschichte zuwendete; ihm sind die Praktiken des Börsen- und Geldverkehrs nicht so fremd, wie der Mehrzahl unserer anderen Historiker. So gewinnt das Treiben der Börsen unter seinen Händen Leben und Gestalt, und die gewaltigen Zahlenmengen dieses Bandes wirken nicht so abschreckend auf den Leser. Allerdings treten hier die Schilderungen bedeutender Persönlichkeiten, an denen der erste Band reich ist, mehr in den Hintergrund; es sind die Weltbörsen und der Kapitalverkehr, die großen Finanzkrisen und die Entwickelung der Genueser und Frankfurter Messen im 16. bezw. 17. Jahrhundert, mit denen wir es hier zu thun haben. Unter den Weltbörsen ist Antwerpen und Lyon ein großer Raum gewidmet. Hier konzentrierte sich, nachdem die „isolierten" Geldmächte allein wie die Fugger u. a. dem Geldbedürfnis der Fürsten u. s. w. nicht mehr genügen konnten, die Macht des Kapitals; hier bildete sich ein großartiger Kapitalverkehr, der zwar etwas Fieberhaftes, Ungesundes an sich trug und die verderblichsten Finanzkrisen, wie z. B. den spanischen Staatsbankerott 1675 begünstigte, der aber doch einen Kulturfortschritt bedeutete, u. a. auch den Zinsfuß herabdrückte. Höchst interessant ist die Entwickelung der Frankfurter Messe geschildert, unter deren Matadoren Johann von Bodeck hervortritt, welcher einer aus Thorn stammenden und über Antwerpen nach Frankfurt a. Main übergesiedelten ostpreußischen Adelsfamilie angehörte.

In einem Schlußabschnitt schildert Herr Ehrenberg in großen Zügen die Entwickelung des Geldwesens vom Zeitalter der Fugger bis zur Gegenwart, insbesondere des Staatsschuldenwesens in Spanien, Frankreich, den Niederlanden und England im 17. und 18. Jahrhundert, sowie der modernen Fondsbörsen in Deutschland und den anderen europäischen Ländern. Für uns war in diesem Kapitel von besonderem Interesse die Darstellung des englischen Geldwesens im 17. und 18. Jahrhundert. Aus ziemlich trostlosen Finanzverhältnissen erhob sich England nach der Revolution zu einer großartigen Finanzpolitik, die dem Lande freilich eine riesige Staatsschuld auferlegte, aber den Staatskredit hob und das Königreich auf die Höhe der Weltmacht führte. Im Jahre 1694 erfolgte die Gründung der englischen Bank, die, wie Ehrenberg sagt, „schließlich alle staatlichen Einkünfte in Empfang nahm, alle Kassenbestände des Staates aufbewahrte und alle Staatszahlungen leistete, eine Aufgabe, welche sie dank ihrer centralen Stellung im Zahlungswesen fast ohne Bargeld zu lösen vermag." Nicht ohne Interesse ist es, daß bei der Wiener Börse schon im Jahre 1771 die Stellung eines Regierungskommissars vorgesehen wurde. Sehr vielversprechend war es nicht, daß

der erste k. k. Börsenkommissar ein halbinvalider Subaltern-Offizier namens Schweinsgruber war, und es ist denn auch weder von ihm, noch von seinen Nachfolgern viel gegen die Mißbräuche an der Börse ausgerichtet worden. Hoffentlich bewährt sich die bei uns seit kurzem erfolgte Anstellung eines Börsenkommissars besser wie die gleiche Einrichtung in der Donaustadt.

Das große zweibändige Werk Richard Ehrenbergs gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte. Er wollte — wenn wir ihn recht verstehen — das Wesen und Wirken der großen Geldmächte des 16. Jahrhunderts, sowohl der einzelnen großen Häuser wie der Börsen schildern, wenigstens Material für eine solche Schilderung sammeln und zugleich den Einfluß dieser Mächte und des Kapitals auf den Gang der allgemeinen Geschichte darstellen. Eine Riesenaufgabe, die Herr Ehrenberg, mag hier und da auch die Darstellung noch Lücken oder Irrtümer aufweisen, in glänzender und bahnbrechender Weise gelöst hat. Möge die Anerkennung nicht ausbleiben! v. H.

5. Lebensbeschreibungen.

— August Hermann Francke. Ein Lebensbild von R. J. Hartmann. 41. Band der Calwer Familienbibliothek. (Calw u. Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung.) 1897. Pr. Mk. 2,—.

In unserer Zeit regte sich in der evangelischen Christenheit an vielen Stellen und in vielen Herzen der Wunsch, für das Reich Gottes auf Erden zu wirken, lebendiges Christentum zu fördern und den Glauben an den Heiland, den gekreuzigten, gestorbenen und auferstandenen Christus in den Vordergrund des Denkens zu stellen. Insofern berührt sich die Anschauung der bibelgläubigen Christen unter uns mit der des Pietismus in seiner ersten Zeit und eine gute Biographie Franckes kann deshalb mit Sicherheit auf aufmerksame Leser rechnen, namentlich wenn sie zugleich ein Bild der kirchlichen Richtung giebt, als deren wichtigster Vertreter neben Spener der Pfarrer von Glaucha, der Gründer der großartigen Anstalten in Halle, der tapfere Verkündiger der reinen Lehre dasteht. Wir stehen nicht an, das Hartmannsche Buch als eine sehr gute Lebensgeschichte des herrlichen Gottesmannes zu bezeichnen. Ohne allzu sehr in Einzelheiten einzugehen, sind die wichtigen Ereignisse in Franckes Leben richtig und ansprechend erzählt; mit Recht hat der Verfasser es vermieden, zu viele Citate aus seinen Predigten und Schriften zu geben, deren Stil uns nicht immer geläufig genug ist, um reinen Genuß an ihrem Gedankengange zu haben. Auch die Schattenseiten in der Art Franckes zu wirken, sind in gebührender Weise erwähnt, sodaß das Charakterbild auf volle Zuverlässigkeit Anspruch machen darf. Erwähnen wollen wir bei der Gelegenheit noch, daß die Allg. Konservative Monatsschrift, Jahrgang 1889, aus der Feder des verstorbenen Herrn G. E. von Natzmer eine Reihe von Artikeln über die Franckeschen Stiftungen gebracht hat, welche zur Ergänzung des Hartmannschen Lebensbildes dienen können. Das Buch wollen wir allen Lesern der Monatsschrift warm empfehlen. v. H.

— Allerlei Bilder aus meinem Leben auf lose Blätter gezeichnet von W. Duisberg. (Basel, Missionsbuchhandlung.) Pr. Mk. 1,60.

Der Verfasser war Kaufmann im Dienst der Basler Mission. Er beschreibt auf diesen losen Blättern zuerst die Geschichte seiner Kindheit. Welch ein Segen ist doch eine Mutter, die ihre Kinder auf fürbittendem Herzen trägt! Wenn das alle Mütter recht wüßten und bedächten! Solche Fürbitte schafft, daß Schutzengel vom Throne Gottes herniedergesendet werden. Schwäbische Jungen sind in Stuttgart nicht anders, als wie sonst deutsche Jungen, aber nun wirkt in ihr Leben die eigene Art der schwäbischen Frömmigkeit herein, und das bringt denn einen tiefen Zug da hinein, der uns Norddeutschen freilich fremdartig vorkommt, der aber seinen hohen Wert für Innerlichkeit und Ausgestaltung des christlichen Lebens hat. Wir lernen zuerst eine ganze Menge süddeutscher Charakterköpfe kennen. Die Geschäftsreisen führen dann den Verfasser nach Ägypten, Chartum, Jerusalem und an die Goldküste. Mancherlei interessante und anderswie bekannte Menschen begegnen ihm, und was er über Land und Leute schreibt, ist, wenn auch nicht gerade neu und bedeutend, doch immer frisch und lebendig, so daß es sich gut liest. Wie ein roter Faden zieht sich durch das ganze Buch die göttliche Führung und der Glaube an diese Führung, und das giebt denn diesen losen Blättern einen bleibenden Wert. D.

— Joh. Matthäus Meyfart, Rektor der Universität und Senior des evangelischen Ministeriums in Erfurt, Dichter des Liedes: Jerusalem, du hochgebaute Stadt.

Der Verfasser giebt einen kurzen Abriß vom Leben Meyfarts. Das Lied: Jerusalem u. s. w. ist eine Perle unter den Liedern der Hoffnung und der Sehnsucht nach dem ewigen Leben. Es entspricht der ganzen eschatologischen Richtung seines Dichters und der ganzen eschatologischen Stimmung, welche der dreißigjährige Krieg mit seinen furchtbaren Greueln über die Frommen im Lande ausbreitete. Köstlich ist auch die Melodie zu demselben. Während die anderen Werke Meyfarts kaum verdienen, an die Nachwelt überliefert zu werden, wird dies Lied leben, so lange der Glaube lebt, der ein ewiges Leben glaubt. Wir müssen es dem Verfasser des Programms zur Gerstenbergfeier Dank wissen, daß er die Erinnerung an den Sänger unter uns wieder lebendig gemacht hat D.

6. Erdkunde.

— In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893–96. Von Fridtjof Nansen. Mit einem Beitrag von Kapitän O. Sverdrup. Deutsche Original-Ausgabe. Zwei Bände. Reich illustriert mit Abbildungen und Karten. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) 1897. Preis Mk. 18,—, eleg. geb. Mk. 20,—. Auch in 36 Lieferungen zu je Mk. 0,50.

Im Februar- und Aprilheft der Monatsschrift haben wir schon auf dieses Buch hingewiesen, und es bleibt uns jetzt, nachdem das vollständige Werk am 7. April herausgekommen ist, noch übrig den Gesamteindruck, den es auf den Leser hervorbringt, zu schildern. Nansen versteht vortrefflich zu erzählen.

In den langen unfreiwilligen Ruhepausen auf der „Fram“, während sie nach Nordwesten im Eise trieb, und auf dem Eise im Winter 1895/96 konnte er meistens sein Tagebuch führen. Das Buch beruht unmittelbar auf diesen Aufzeichnungen, es bringt in lebensvoller Weise die Einzelheiten des einsamen, stillen und doch oft so aufregenden Lebens; berichtet von den Jagden auf Eisbär und Walroß, von dem wunderbaren, monatelangen Marsch über die Eiswüste des Polarmeeres und von dem plötzlichen, unerwarteten und doch so sehnlich erhofften Zusammentreffen mit Menschen, der Jackson-Expedition, am 17. Juni 1896 auf der Insel Northbrook. Man muß diese Schilderungen gelesen haben, um zu verstehen, mit welcher Hingabe und welcher Begeisterung die Mannschaft der „Fram“ ihrem Führer folgte, wie niemals eine Meuterei in den langen Jahren entstanden ist, wie alle nur von dem einen Wunsch beseelt waren, das Ziel der Reise zu erreichen. Auch da, als Nansen mit nur einem Gefährten, dem wackeren Johannsen, das Schiff verließ (14. März 1895), um mit Hundeschlitten über das Eis dem Nordpol näher zu kommen, verlor die Besatzung des Schiffes den Halt nicht, sondern verharrte in ihrer Disciplin und Ruhe bis zur glücklichen Heimkehr. Und doch waren das enge Zusammenleben auf dem Schiff, die langen, dunkeln Winterzeiten, die gewaltigen Kältegrade, die vielen Enttäuschungen, die das Kreuz- und Quertreiben im Eise mit sich brachte, gewiß geeignet, Unruhe, Zwiespalt, Meuterei hervorzurufen. Für Nansen und seinen treuen Johannsen steigerten sich alle Beschwerden fast ins Maßlose, als er die „Fram“ verließ — wie ein Wunder erscheint seine Rückkehr, ohne daß er und einer seiner Begleiter ernsten Schaden an der Gesundheit genommen haben.

Was sind die Ergebnisse der dreijährigen Reise? Sie erscheinen im Verhältnis zu den Anstrengungen recht gering. Allerdings müssen die zahlreichen wissenschaftlichen Beobachtungen meteorologischer und anderer Art erst noch wissenschaftlich geordnet und bearbeitet werden, aber Nansen faßt die Ergebnisse seiner Forschungen doch in einem Schlußwort seines Buches vorläufig zusammen. Daraus ergiebt sich, daß über die Fauna und Flora der von ihm besuchten Polargegend nur wenig zu sagen ist. Von Wichtigkeit ist aber die Feststellung, daß das dortige Meer und vermutlich das ganze Meer an unserer Polseite eine Tiefsee und kein seichtes Meer mit vielem Land und mit Inseln ist, daß das Treibeis von der Beringstraße und Sibirien her über die Gegenden am Pol nach dem Atlantischen Ozean wandert, daß wahrscheinlich auch unter dem Eise eine langsame Strömung sich findet, daß das Wasser unter dem Eise wärmer ist, wie man meist gedacht hat, oft + 1° Celsius erreicht und starken Salzgehalt aufweist. Nansen glaubt einen Teil des Schleiers, der über jenen Gegenden bisher lag, gelüftet zu haben und hofft, eine neue Expedition möge nicht lange auf sich warten lassen, an der Hand der von ihm gemachten Erfahrungen sich für eine lange Reise gut ausrüsten, von der Beringstraße aus nach Norden oder etwas nach Nordosten gehen und sich dann, ähnlich wie die „Fram“, nach Westen und Nordwesten dem Pol zutreiben lassen.

Wir haben das prächtig ausgestattete Buch mit großem Interesse gelesen. Allerdings enthält es einzelne Längen, und die Verlagshandlung entschließt sich deshalb vielleicht später dazu, eine etwas abgekürzte Volksausgabe mit billigerem Preise zu veranstalten, um weiteren Kreisen die Nansenschen Entdeckungen und Erlebnisse zugänglich zu machen. Auf jeden Fall ist die Nansensche Polarreise ein großartiges Zeugnis germanischer Thatkraft, sein Buch eine fesselnde und belehrende Darstellung der gefahrvollen Fahrt und Wanderung durch Eis und Schnee. v. H.

7. Militärwissenschaft.

— **Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870 bis 1871 von Major Kunz.** I. Heft. Nachtgefechte. 1. Das Nachtgefecht vom 18. August 1870 auf der Hochfläche von Moscou Ferme-Point du Jour. Mit einem Plane in Steindruck. II. Heft. Nachtgefechte gegen die kaiserlich französische Armee. Mit vier Skizzen im Text und einem Plane in Steindruck. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) 1897.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, alle Eigenarten des Gefechtes durch überaus zahlreiche Beispiele aus dem Kriege 1870/71 dem Leser zur klaren Anschauung zu bringen und hierdurch gewissermaßen in einer Reihe von Bildern dem Leser das Wesen des heutigen Krieges zu schildern. — Es ist gewiß nicht zufällig, daß er seine Arbeit mit einer Betrachtung der Nachtgefechte begonnen hat. Für eine Anzahl von Militärschriftstellern und für eine noch größere Zahl von nicht berufsmäßig sich mit der Darstellung der Kriegsgeschichte beschäftigenden Litteraten hat der Gedanke etwas sehr Verführerisches, daß die so unendlich gesteigerte Wirkung der heutigen Feuerwaffen die Aufgabe nahe lege, durch Benutzung der Dunkelheit zur Annäherung an den Feind die Zone der Gefahr zu verringern. — Das klingt ja allerdings sehr verführerisch — gestaltet sich aber in der Wirklichkeit ganz anders. — Der Mensch mit seiner sich ewig gleichenden seelischen und physischen Natur ist es, welche alle schönen Kombinationen der Theorie grausam zerstört. — Die Unsicherheit der Orientierung über den Feind und das Gelände erzeugt Verwirrung, die Dunkelheit im Verein mit dem Aufblitzen der Schüsse, deren Richtung und deren Zielobjekt von Feind und Freund nicht zu beurteilen ist und die Nacht mit ihren „Schrecken“ wird Veranlassung zu Paniken, die oft die besten Truppen erschüttert. — Wir stimmen daher dem Verfasser bei in seiner Abneigung gegen „die Taktiker der Dunkelheit“, namentlich aber warnen wir vor der Klasse derselben, welche unsere heutigen Festungen in der Nacht zu stürmen beabsichtigen. Sind wir aber gezwungen in der Nacht zu kämpfen, dann gilt es schnellen Entschluß des Führers, dessen Handlungen in Minuten über das Wohl und Wehe der Truppen entscheidet, kaltes Blut der Mannschaften — und für den Angreifer statt der Feuer- — um mit den Russen zu sprechen — die „kalte Waffe.“ — Vor allem aber gilt es, den Entschluß durchzuführen, komme auch, was wolle, niemals zurückzugehen. — Die Erinnerung an das großartige Nachtgefecht bei St. Hubert gehört für den

Schreiber dieser Zeilen zu den schönsten seines Soldatenlebens, weil es ihm gelang, seine Truppe der Panik zu entziehen. Daher glaubt er sich aber auch zu dem scheinbar vielleicht schroffen Urteil über die „Taktiker der Dunkelheit" berechtigt. v. Z.

— **Militärische Schriften weiland Kaiser Wilhelms des Großen Majestät.** Herausgegeben vom **Königlich Preußischen Kriegsministerium.** In zwei Bänden. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) 1897. Geheftet Mk. 16,—, geb. Mk. 20,—.

Auf das von uns schon kurz im Aprilheft angezeigte Buch kommen wir heute noch einmal zurück, weil es in geschichtlicher, wie militärischer und namentlich auch biographischer Hinsicht sehr interessant ist. Die beiden Bände beziehen sich auf die lange Zeit von 1821 bis 1865, umfassen also die Jahrzehnte, in denen Kaiser Wilhelm in der besten Kraft seines Lebens stand und für das Heer und das Land wirken und schaffen konnte. Jeder weiß, daß er mit Leib und Seele Soldat war und bis zu der Stunde, die ihn, zunächst als Regent, auf den Thron führte, nur für das Heer sorgte und arbeitete; die hohen Stellungen, die er seit Mitte der 20er Jahre als Kommandierender General des 3. und später des Garde-Korps, schließlich als General-Oberst der Infanterie bekleidete, verschafften ihm Überblick und Kenntnis aller die Armee betreffenden Fragen, und bei der ihm eigenen Sorgfalt, Treue und Gewissenhaftigkeit war ihm trotz der Höhe seiner Lebensstellung nichts zu gering, sobald es für die Armee von Bedeutung war. In den vorliegenden Bänden nun haben wir es mit den schriftlichen Äußerungen zu thun, die vom Kriegsministerium aufbewahrt und zur Veröffentlichung für wichtig genug gehalten sind, zum Teil dienstliche Berichte, Briefe, auch Schreiben an Friedrich Wilhelm III., ferner Protokolle über Sitzungen, denen er beigewohnt oder die er geleitet hat, schließlich Randbemerkungen zu Eingaben, Denkschriften u. s. w. anderer Offiziere — alles in allem eine Fülle von Material, das einen wertvollen Beitrag zu der Geschichte des preußischen Heeres und zur Charakterisierung Wilhelms I. liefert.

Im ersten Bande (1821—1847) sind es ausschließlich rein militärische Angelegenheiten, auf die die Schriften sich beziehen — Bekleidungs- und reglementarische Fragen, Avancement der Offiziere, Dienstzeit der Einjährig-Freiwilligen u. s. w. wechseln in bunter Folge miteinander ab. Neben Fragen dieser Art finden sich im zweiten Bande (1848 bis 1865) auch Gegenstände, welche das politische Gebiet streifen, so die Bemerkungen des Prinzen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung 1848, die Schriftstücke über die Räumung des Großherzogtums Baden 1850, die über die Reorganisation der Armee 1857—1865 u. s. w. Durch beide Bände zieht sich die Frage hin, ob die zweijährige oder dreijährige Dienstzeit für die Infanterie gewählt werden soll. Wie bekannt, verfocht Wilhelm I. mit der größten Thatkraft die Beibehaltung bezw. Wiedereinführung der letzteren und mit Schmerz mußte er es im Beginn des 30er Jahrzehnts sehen, wie aus Sparsamkeitsrücksichten die zweijährige Dienstzeit eingeführt wurde. Ein wahrhaft ergreifender Brief des Prinzen Wilhelm an seinen königlichen Vater vom 24. Februar 1833, welcher sich auf diese Verhältnisse bezieht, ist dankenswerter Weise von der Verlagsbuchhandlung in Faksimile beigegeben. Bekanntlich wurde erst im Mai 1858 die volle dreijährige Dienstzeit wieder eingeführt. Liest man die zahlreichen, logischen und scharf zugespitzten Äußerungen Wilhelms I. über diese bei uns neuerdings wieder zu Gunsten der zweijährigen Dienstzeit erledigten Fragen, Äußerungen, denen eine langjährige Erfahrung zu Grunde liegt, so kann man nicht umhin, an der Zweckmäßigkeit der jetzigen Regelung zu zweifeln. Von hervorragendem geschichtlichem Interesse ist das letzte, über 200 Seiten lange Kapitel: die Reorganisation der Armee; in ihm tritt die Sachkenntnis und das Zielbewußte des Prinzregenten und Königs ganz besonders hervor, war doch diese Reorganisation, die er mit Roons Hülfe durchführte, sein eigenstes Werk. Daß jeder Offizier, auch jeder Reserve- und Landwehr-Offizier, die „militärischen Schriften" studieren muß, ist wohl selbstverständlich; aber auch für jeden, der an der Geschichte des Preußischen Staates Anteil nimmt, bieten sie viel des Interessanten. Das Buch ist sehr schön ausgestattet; außer dem schon erwähnten Brief vom 24. Februar 1833 ist noch ein anderer Brief, sowie eine Zeichnung mit Bemerkungen des Prinzen und Bleistiftnotizen Friedrich Wilhelms III. in Faksimile beigegeben. Letztere beanspruchen deshalb besonderes Interesse, weil sie vermutlich die letzten handschriftlichen Äußerungen dieses Königs sind. Wir empfehlen das Werk angelegentlichst.

v. H.

8. Poesie.

— **Schlichte Lieder für schlichte Leute.** Von H. v. R. (Berlin, Verlag der Deutschen Evangel. Buch- und Traktatgesellschaft.) 1894. Preis Mk. 1,50.

Mein Friedensanker	Die helle Sonne
Im Sturm der Welt,	Im dunklen Thal,
Die Kraft, die einzig	Ich rühm es täglich
Mich aufrecht hält,	Viel tausendmal;
Die liebste Habe	Das ist und bleibt mir
In dieser Zeit,	Zu aller Frist,
Das schönste Kleinod	Doch deine Liebe,
Der Ewigkeit,	Herr Jesu Christ!

Das ist der Grundton dieser sinnigen und formschönen Gedichte und wer sie liest, der wird inne werden, daß die Verfasserin sich nicht Mühe gegeben hat, Gedichte zu machen, sondern was sie in der Natur sah, was das Leben ihr brachte an Leid und Freud, vor allem aber das Glück und den Frieden, den die Gemeinschaft mit dem Herrn ihr gab, das gestaltete sich zum Gedicht.

Unmittelbar wie sie geschrieben, wirken die Lieder auch, weil man meint, die eigenen Gedanken und Stimmungen darin zu finden. Unsere realistisch gesinnte Zeit hat ja nicht viel Freude an Gedichten, aber diese „schlichten Lieder" sind wohl imstande, Kranke zu erquicken, Traurige zu stärken und die „schlichten Leute", an die sie gerichtet sind, auf wahren Frieden und rechte Freude hinzuweisen.

M. S.

— **Aus Welt, Zeit und Herz.** Gedichte von **Johannes Rudolph.** (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) 1897. Pr. geb. Mk. 2,—.

Eine ganze Reihe dieser schönen Gedichte sind von uns im Laufe der letzten Monate in der „Monats-

schrift" veröffentlicht (Sassoun, Profil-Felsen, Faust, und auch im Aprilheft: Mount Washington und Abendfrieden), um auf den Dichter, den in Hoboken, Nordamerika, als Pfarrer thätigen Dr. Joh. Rudolph, hinzuweisen. Unsere Leser kennen also Ton und Geist der kleinen Gedichtsammlung, und wir hoffen, daß recht viele von ihnen den Wunsch haben werden, die ganze Sammlung zu erwerben. Rudolphs Gedichte spiegeln Selbsterlebtes, wirkliche, nicht gemachte Empfindungen wieder; sie sind der Ausdruck eines christlich gläubigen Gemüts und auch in der Form genügen sie hohen Ansprüchen. Dichter mit diesen Eigenschaften sind heutzutage nicht gerade oft anzutreffen und unserem, auch auf dem Gebiete der Erzählung tüchtigen Mitarbeiter wird gewiß der Erfolg nicht fehlen. v. H.

9. Unterhaltungslitteratur.

Unterhaltungslitteratur soll nicht bloß dazu dienen, die Zeit totzuschlagen. Wir wollen uns dabei zugleich belehren oder anregen, oder irgendwohin erheben lassen. Es sind Verhältnisse, in die wir uns hineinversetzen, Menschenseelen, mit denen wir empfinden, die unser Urteil, auch unsere Selbstbeurteilung anregen, Probleme, Zeitaufgaben, die wir von neuen Seiten ansehen lernen. Unterhaltungslitteratur kann sehr verschieden wirken. Es giebt eine Reihe nicht unbedeutender Leute, welche aus einem Roman den Antrieb zu innerer Wahrheitsentwickelung erhalten haben. Vielfach wirkt die Unterhaltungslitteratur ungesund, weil die Phantasie in krankhafter Weise angeregt, das Gemüt den Wirklichkeiten entzogen wird; es wird Unlust, Verstimmung über das eigene platte Leben erzeugt, wenn die Seele aus dem interessanten Scheinleben zurückkehrt, in das sie durch das Unterhaltungsbuch versetzt war. Leider giebt es endlich eine Litteratur, die unterhält, indem sie die niedrigsten Leidenschaften weckt, den Menschen gemein macht und verführt.

Es ist nun von unserem Standpunkt aus keineswegs als notwendig zu fordern, daß in der Unterhaltungslitteratur nur Ideales beschrieben wird. Durch welche traurigen Wirklichkeiten führt uns Dickens! Und kann man furchtbarer Not und sittliches Verderben beschreiben, als Hesba Stretton in ihren Geschichten aus der Londoner Stadtmission? Aber der Schriftsteller, der nicht dem rohesten Pessimismus ergeben ist, wird durch seine Darstellung irgend einen Hinweis darauf geben, daß das Menschenleben nicht in solcher Nacht und solchem Grauen zu versinken braucht, wird uns Lichtpunkte zeigen, und wenn sie noch so schwach sind, die den Weg zeigen — ich meine noch gar nicht: zu Gott zur Seligkeit — sondern nur zur wahren Menschlichkeit, zu idealem menschlichen Verhalten, erfreulichen menschlichen Verhältnissen. — Wie altmodisch! wird mir dabei freilich entgegnet werden, der moderne Mensch will Realismus, wie er's nennt, er will die nackte, scheußliche Wirklichkeit; er will sich durch das Gräßliche durchschauern — und nebenbei durch das Lüsterne kitzeln lassen, wenn's nur gut geschrieben ist!

Es ist uns von befreundeter Seite ein Roman zugeschickt, der in diesem beschriebenen Sinne hochmodern ist. Und wir sind gebeten, davor zu warnen. Er liegt bereits in 6. Auflage vor: Gabriele Reuter, Aus guter Familie, Leidensgeschichte eines jungen Mädchens. (Berlin, S. Fischer.) 1897. Der Erfolg, den dieser Roman in kurzer Zeit gehabt hat, erklärt sich teils aus der wirklich geschickten Schreibart. Einzelne Scenen und einzelne Personen treten plastisch hervor; die Verfasserin hat gute Beobachtungsgabe und eine gewandte Feder; lauter greifbare Gestalten des modernen Lebens. Teils aber verdankt das Buch seinen Erfolg eben dem modernen Charakter: Lüsternheit und Pessimismus. Was das erstere betrifft, so ist es ein Zeichen von Auflösung der guten Sitten, daß eine unverheiratete Dame darüber gefeiert wird, daß sie derartiges schreiben konnte, wie es in dieser Leidensgeschichte eines jungen Mädchens beschrieben ist. Ein sinnlich erotischer, lüsterner Zug geht durch das ganze Buch. Mir widerstrebt es auf Einzelheiten einzugehen. Pessimistisch aber nenne ich es deshalb, weil jeder Ausblick auf Hilfe, auf Besserung, auf Bessermachen abgeschnitten ist. Um nicht ungerecht zu sein, will ich hinzufügen, daß vielleicht der eine Gedanke kommen könnte: die Mutter hätte mehr mit der Tochter und für dieselbe leben sollen; also eine pädagogische Mahnung. Aber wie das zu machen sei, mit welchen Hilfen — das bleibt aus. Nun könnte man ja als Christ sagen: so traurig ist eben das Leben in der Welt; vielleicht hat die Verfasserin das Elend des gesellschaftlichen Lebens ohne Gott und Religion beschreiben wollen? — Allein das ist gerade das Allertraurigste an dem Buche, daß die Verfasserin — ob ohne es zu wollen? — das Ungenügende des christlichen Glaubens gegen das Elend und die Kämpfe des Lebens zu erweisen unternimmt. Agathe, die Heldin, versucht es eine zeitlang mit der Frömmigkeit — und die versagt. Wie parteiisch ungerecht ist aber hier die Verfasserin! Gleich am Anfang läßt sie einen Pastor auftreten, der am Mittagstisch nach der Konfirmation einen Toast ausbringt, in dem er seine Konfirmandin vor „unzüchtigen Bildern" der Phantasie warnt. Eine andere Vertreterin des Christentums ist eine Diakonisse, die „in fröhlichem Gottvertrauen" ihre alten Eltern allein läßt, um sich dem Sport der Kinderpflege zu widmen. Dann kommt noch eine Sekte der Jesubrüder vor, wo der Fleischer Unverzagt pharisäische Ansprachen hält. Die Heldin, Agathe, betet auf der Fahrt zur Gesellschaft zwei Verse von Eins ist Not, versucht es überhaupt mit dem Mittel des Lebens öfter, aber es schlägt nicht an, Gott offenbart sich ihr nicht, sie greift zu Häckels Schöpfungsgeschichte, und da sie niemand heiraten will, was sie sich lechzend wünscht, wird sie wahnsinnig. Das Christentum, mit dem es die Heldin versucht, ist das gesetzliche, die Religion der Furcht, der Pflicht, der Verdammnis. Daß es nun aber auch noch ein Evangelium giebt, scheint der Verfasserin unbekannt zu sein.

Es war keine leichte Aufgabe, das Buch zu lesen. Hauptsächlich darum, weil es einem die Verfasserin schwer macht, sich für irgend einen ihrer Helden wirklich zu interessieren. Auch für die Hauptperson gelingt es einem erst ziemlich spät, eine Art von Interesse zu gewinnen. Die übrigen — bis auf einige Nebenfiguren — bleiben durchweg nichtssagend oder widerwärtig. Am meisten hat mich noch der sozialdemokratische Vetter angezogen. Aber jenes Nichtssagende oder Widerwärtige ist wahrscheinlich gerade — modern.

Drei weitere, sehr moderne Schriften mögen hier angefügt werden, die sich aber zum Teil vorteilhaft von dem Roman „Aus guter Familie“ abheben. Sie sind in dem Verlage „Kreisende Ringe“ erschienen (Leipzig, Max Spohr, — alle drei 1897). Ich nenne zuerst Ninive von Marie Janitscheck. Dieser Verfasserin steht eine so gewandte Feder wie Gabriele Reuter nicht zu Gebote; immerhin aber kann sie gut erzählen und man folgt mit lebhaftem Interesse den Geschicken ihrer Heldin, einem einfachen Landmädchen, das für einige Zeit nach Berlin kommt, das sie sich als ein Paradies geträumt hat und wo sie nun eine Enttäuschung nach der anderen erlebt. Ninive ist ein symbolischer Scherzname für die Großstadt. Nicht recht verständlich ist mir der Bildungsgang der Heldin in ihrer ländlichen Einsamkeit geworden. Nach der trefflichen Bewährung in der großen Stadt zu urteilen, hat viel mehr in ihr gesteckt, als man zuerst glaubt. Gänzlich vereinsamt nährt sie ihren Geist an einer ganz unpassenden Leihbibliothek, schwärmt für Litteratur, Poesie, alles Edle und Große. Sie gerät in Berlin, wo sie ein Fröbelseminar besucht, in Kreise, wo sich die unterste Hefe der litterarischen Welt zusammenfindet, sucht sich da anzuklammern, wendet sich aber überall mit Ekel ab und kehrt zum heimatlichen Dörfchen zurück. Die ehelichen und sittlichen Verhältnisse, welche Marie Janitscheck schildert, sind die trostlosesten, die man sich denken kann; Ninive ist darum kein Buch für junge Mädchen, aber der Charakter der Lüsternheit, der in dem oben besprochenen Buch so unangenehm hervortritt, fehlt hier, und der Eindruck der wirklich edlen, zwar gänzlich unerfahrenen, aber für Erfahrungen zugänglichen Johanna wirkt versöhnend. — Die Absicht des Buches geht dahin, zu zeigen, wie in der Großstadt alles geistige Leben gefälscht wird. Gegen den Schluß heißt es: „Religion und Kunst werden gefälscht in Ninive. Schade um die vielen Gläubigen.“ Wenn nun das bezüglich der Kunst (doch ist in dem Buche nur von der litterarischen Kunst die Rede) erwiesen ist, so ist der Versuch, das auch bezüglich der Religion zu erweisen, gänzlich mißglückt. Johanna gerät eine Zeit lang in eine schwindelhafte Sekte, und das ist ja ganz interessant. Aber von dem Leben der Kirche, dem Suchen der Verlorenen, der Stadtmission kommt nichts vor, und das ist für ein Buch, das sich die obenbezeichnete Aufgabe stellt, ein Mangel, der natürlich in der religiösen Lücke der Verfasserin ihren Grund hat. Die Kirche fertigt sie mit den Worten ab: Priester, die das selbst nicht glauben, was sie predigen.

Das zweite aus dem Verlage „Kreisende Ringe“ uns vorliegende Buch ist von Johannes Schlaf und heißt Frühling. Ich habe — obgleich ich auch viel Philosophie getrieben habe — noch niemals so viel Unsinn auf 93 Seiten zusammengedruckt gefunden, als in diesem Buche. Oder muß ich besser sagen: Wahnsinn? Der Verfasser wird wahrscheinlich jeden für einen erbärmlichen Philister halten, der sich nicht mit ihm als Käfer in das bunte, süß verwirrende Gekrissel von Grasdolden, rauchflaumigen Stielen u. s. w. versetzen mag und da „jauchzende, berauschende, glockenklar süße, brüllende, wiehernde, zwitschernde, millionenstimmige Lust“ empfindet, wie er selbst. Rezensent bekennt, daß auch er für romantischen Unsinn sich sehr gern hat begeistern lassen, aber auch der Unsinn muß doch irgend einen Sinn haben, wenn er nicht für Kinder und Narren ist. Die paar pantheistischen Gedanken, die der Verfasser wahrscheinlich seinen Lesern empfehlen will, sind aber der Fülle von sinnlosem Geschwabbel nicht entsprechend, welches uns in diesen Phantasien eines im Frühlingsgrase liegenden Menschen geboten wird.

Von ganz anderem Schlage ist Willy Pestor: der Andere. Ein in seiner Art bedeutendes Buch. Dafür spricht schon, daß es durchweg fesselt, obgleich es eigentlich kaum eine Erzählung genannt werden kann; es sind „Aufzeichnungen eines Dichters“, eine Seelengeschichte zweier Menschen. Aber die dabei skizzierten Situationen, im Berliner Salon, am nordischen Strom, sind nicht minder treffend, wie der Dialog wahr ist und natürlich. „Der Andere“ ist nicht eine andere Person, sondern die Bezeichnung für einen psychologischen Kampf. Im Menschen sind zwei, manchmal sogar drei, miteinander im Ringen, nicht etwa das Gute und das Böse, sondern das Eigene, Wahre und das Fremde, der Schein. Die Menschen helfen sich nun gegenseitig, den anderen im anderen zu befreien. Ja es geht noch weiter: auch ein Abgeschiedener wird zum anderen, von dem ein Mädchen befreit werden muß, bei welchem Kampf um „sie“ auch „er“ fast in die Gewalt jenes anderen Abgeschiedenen gerät. Dies ist aber dem Verfasser kein Spiel, sondern es ist wirklich seine Religion, die auf eine Art von pantheistischer Spirosophie hinausläuft. Hier ließen sich ganz interessante, religionsgeschichtliche und philosophische Betrachtungen anknüpfen, die uns aber leicht über den Rahmen einer Bücheranzeige hinausführen möchten. Nur sei noch erwähnt, daß der Gedankenkreis des anderen mit Ibsens Frau vom Meere berührt. Auch der ganze „nordische“ Charakter gehört zum Modernen. Aber ein Buch von so reinem Idealismus und so schöner Form wird auch der nicht ohne Genuß lesen, der was Willy Pestor dunkel sucht, im klaren Glaubenslicht erkennt. Auch dem offenbarungsgläubigen Christen ist es gut, sich in diese ringenden Gedanken der heutigen Welt einmal hineinzuversetzen, um seine Zeit zu verstehen und seine Stellung zu ihr richtig zu nehmen. Er wird freilich einige spöttelnde Bemerkungen über das unverstandene Christentum mit in den Kauf nehmen müssen. Vielleicht möchte jemand sagen: ist denn das Leben, das Seelenleben wirklich so kompliziert, wie es sich Rizzi Hallan und Enga Nielsen einbilden? Ich möchte im Gegenteil fragen: ist das Leben, die Erlösung, wirklich so einfach, wie es hier geschildert wird? — Dies ist der eigentliche Mangel jener Anschauung: eine Selbsterlösung vermittelst einer Reihe von Stimmungen und Gedanken. Nein, nein, lieber Rizzi, deine Formenlehre besteht aus Phantasien, die wohl in Büchern, aber nicht im Leben, Kraft geben, neue Menschen zu machen und eine verlorene Welt zu retten. **M. v. N.**

— 1. Das große Los. Eine Erzählung für Jung und Alt von Louise Zehnder. (Stuttgart, Gundert.) 127 S. geb. Mk. 1,—.

— 2. Deutscher Mittelstand und Bauernstand in Erzählungen von Friedrich Traugott. (Calwer Vereinsbuchhandlung.) 311 Seiten. geb. Mk. 2,—.

Gute Volksschriften von ausgesprochen schwäbischer Art. Nr. 1 zeigt, welche Drangsale die Auswanderer ums Jahr 1840 in Amerika zu bestehen hatten. Recht interessant sind die Mitteilungen aus jener wunderlichen, von dem Württemberger Georg Rapp am Ohio gegründeten kommunistischen Gesellschaft Economy. Jedenfalls bietet das Büchlein eine auf wahrheitsgemäßer Grundlage beruhende gesunde Lektüre. Dasselbe können wir auch von Nr. 2 sagen. Was der Verfasser im Vorworte verspricht, hat er gehalten: „Mein Streben ist, den geehrten Lesern gesunde Kost, wie sie in Deutschland für die Seele wächst, zu bieten. In allen Erzählungen liegt das Elend der Sünde und der Gnadenlohn des Gottesgehorsams im Vordergrunde.“ Es ist allewege gutes Geistesbrot, was die Calwer Familienbibliothek (deren 39. Band dies Buch des Pseudonym Traugott bildet) unserem Volke bietet. J. P.

— Leidenschaft. Von Felix von Stenglin. (Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.) 1896. 250 S. Pr. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Wenn man diese in Berliner Offizierkreisen spielende Geschichte gelesen hat, fragt man sich: was will der Verfasser mit seinem Buch und für welchen Leserkreis ist es bestimmt. Ein junger Offizier aus vornehmer, ehrenhafter Familie, gut begabt, talentvoll und nicht ohne ideale Anlage, verliebt sich in die Tochter eines Museumdieners und früheren Feldwebels, beginnt mit ihr ein Verhältnis und „geht mit ihr,“ wie der Berliner sagt. Aus der Liebelei wird eine Leidenschaft, die den jungen Lieutenant innerlich und äußerlich verändert, und zwar eine Leidenschaft, die einzig und allein durch Sinnlichkeit hervorgerufen ist. Sein Benehmen erregt bei Kameraden und Vorgesetzten Anstoß; die ersteren warnen ihn, auf Wunsch seines Vaters wird er schließlich in ein Linienregiment versetzt. Aber das alles hilft nichts, der Bann bleibt bestehen. Nach kurzer Zeit kehrt er, ohne Urlaub zu haben, nach Berlin zurück, erschießt seine Geliebte und dann sich selbst, weil er mit ihr nicht leben darf und ohne sie nicht leben will. Solche Geschichten kommen leider vor, ob gerade in Offizierskreisen mit solch tragischem Ausgang, wollen wir dahingestellt sein lassen — wir kennen mehr Fälle, in denen Abschied und Heirat den Abschluß gebildet haben. Aber unmöglich sind sie auch in diesen Kreisen nicht, und die Berechtigung, einen solchen Fall im Roman darzustellen, soll nicht angezweifelt werden. Es kommt nur darauf an, wie dies geschieht und ob künstlerische und sittliche Ziele mit der Schilderung verfolgt werden. Leider vermissen wir beide in dem vorliegenden Roman vollständig. Das einzige Gute, was man hervorheben kann, ist eine erträgliche Charakteristik der Hauptpersonen, im übrigen ist nichts Erfreuliches zu sagen. Um die ganze widerwärtige Historie möglich zu machen, schildert der Verfasser das Offizierkorps, in dem sich der junge Köslau bewegt, als eine Bande liederlicher, gewissenloser Gecken, denen jede höhere Regung fehlt. Man hat das Gefühl: diese Leute würden St. Privat sicher nicht gestürmt haben. Neben dieser traurigen Gesellschaft sind Berliner Grisetten die Hauptpersonen, und der Verfasser schildert den Verkehr der jungen Herren mit diesen „Damen“ mit einer Deutlichkeit, die geradezu schamlos ist — der Naturalismus feiert wahre Orgien in dem Buche. Noch widerwärtiger wie diese Schilderungen ist aber der gänzliche Mangel an sittlichem und christlichem Gefühl; der Selbstmord der beiden Unglücklichen und durch die Leidenschaft Verblendeten wird geradezu glorifiziert. Am Grabe des freiwillig in den Tod gegangenen Mädchens sagt der Pfarrer: „Gott hat den lieb, den er mit allen Hoffnungen und Erwartungen im Herzen jung hinaufzieht zu sich in sein ewiges Himmelreich!“ Also Gott der Herr soll einen Selbstmörder lieb haben, noch dazu einen in niedrigster Leidenschaft verkommenen Menschen, der ohne Reue, ohne das Gefühl, ein Sünder zu sein selbst Hand an sich legt. Der Selbstmörder wird an anderer Stelle ein glücklicher Toter (!) genannt. „Der hat das Schönste genossen, was diese Erde bieten kann, und dann hat er das Gefühl unwandelbarer Liebe und Treue mit hinübergenommen in die Ewigkeit...“ Es ist kaum möglich, das gewaltige Wort: „die Ewigkeit“ mehr in den Staub zu ziehen, wie das hier geschehen ist. Nach dieser Übersicht über den Inhalt und Geist des Buches ist die von uns im Beginn gestellte Frage nach seinem Zweck und dem Leserkreise, für den es bestimmt ist, leicht beantwortet. Es wendet sich an die niedrigsten Leidenschaften des Menschen und spekuliert auf unreife junge Leute beider Geschlechter, die noch zu unerfahren sind, um seine Inhaltlosigkeit zu erkennen. Wie in so vielen modernen Romanen gehen Sinnlichkeit, Pessimismus und Glaubenslosigkeit auch hier Hand in Hand, und es ist kein Wunder, daß wahre Kunst diesem Bündnis fern bleibt. v. H.

— Anemonen. Einfache Geschichten aus dem Leben. Von J. Rudolph. (Stuttgart, D. Gundert.) 1896. Pr. Mk. 1,—.

Eine ziemlich große Anzahl kleiner Geschichten, die sämtlich aus dem Leben gegriffen sind und teils auf schlesischem, teils nordamerikanischem Boden sich zutragen. Manche von ihnen — und vielleicht gerade die besten — beziehen sich auf den Vater des Verfassers, der der Gründer des manchem Besucher des Riesengebirges bekannten Rettungshauses in Schreiberhau war. Rudolph erzählt viele ergreifende Züge aus dem Leben dieses wahrhaft christlich denkenden und handelnden Mannes. Wer freilich an die Macht des Gebets, an das unmittelbare Eingreifen Gottes in das menschliche Leben nicht glaubt oder nicht glauben will, der wird über einzelnes ungläubig oder höhnisch lächeln, auf den Christen werden die Erzählungen Rudolphs aber Eindruck machen. Der Schreiber dieser Besprechung hat am Morgen, wenn ihn der Vorortzug von Friedenau nach Berlin führte, die kleinen Geschichten nach und nach in der Eisenbahn gelesen, jedesmal einen treffenden Gedanken oder ein gutes Wort mit in seine Arbeit genommen und wünscht deshalb, daß die Leser der Monatsschrift das Buch in die Hand nehmen und sich an ihm erfreuen.

v. H.

— Barbara Blomberg. Historischer Roman von Georg Ebers. Zwei Bände. 437 u. 364 Seiten. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Der letzte Roman von Ebers, der uns bekannt geworden ist, war „Im Schmiedefeuer“, ihm haben wohl die meisten Leser die Note „sehr langweilig“ gegeben.

Seine langweiligen Partien hat „Barbara Blomberg" auch, aber der Roman entschädigt etwas dafür durch Abschnitte, die mit wirklich dichterischer Kraft geschrieben sind. Sein Fehler liegt in seiner Anlage, er ist ein Zwitterding von Roman und biographischem Charakterbild, zu Anfang ein sich schön aufbauender und seine Spitze erreichender Roman und dann eine Charakterstudie, die uns durch ein langes Leben durchführt und wo von diesem weniger zu sagen ist, sich oft in Zeitgeschichte verläuft. So wird der Leser zu Anfang interessiert, aber nachdem zu Anfang des zweiten Bandes der Höhepunkt erreicht ist, kann er sich oft schwer entschließen nur noch weiter zu lesen und leider wird er auch nur gegen Ende noch einmal durch eine etwas interessantere Szene für seine Beharrlichkeit belehrt. — Die Heldin des Romans, Barbara Blomberg ist die Geliebte Karls V., welche ihm den Don Juan d'Austria geboren hat. Wie weit das, was der Verfasser von Barbara erzählt, geschichtlich feststeht und wie weit es freie Dichtung ist, vermag Referent nicht zu sagen, es kommt aber auch nicht darauf an, sondern es fragt sich nur, ob der Charakter der Barbara richtig durchgeführt und ob Karl V. historisch treu geschildert wird. Beiläufig bemerken wollen wir nur, daß die Geburt des Juan meist in das Jahr 1545 gesetzt wird, wogegen Ebers ihn am 24. Februar 1547 geboren werden läßt. Warum er anders datiert, entzieht sich unserer Beurteilung. Man hat wohl gesagt, die Charakterzeichnung sei Ebers schwache Seite, er schriebe den Professorenroman und wolle seine antiquarischen Kenntnisse an den Mann bringen. Dem vorliegenden Roman aber kann man doch diesen Vorwurf mit Recht nicht machen. Er führt uns durch die Zeit von 1546—1578, er schildert mit guter Kenntnis den geschichtlichen Hintergrund, er wird aber nirgendwo aufdringlich mit antiquarischer Gelehrsamkeit, ja auch bei Beschreibung von Festen und Staatsaktionen bringt er nur das Allernotwendigste bei, was, daß wir so sagen, zum Kostüm der Zeit gehört. Andererseits werden wir aber auch nicht in die großen geistigen Strömungen der Zeit eingeführt. Wohl erfahren wir zuerst von Regensburg aus, wie sich alles zum schmalkaldischen Kriege rüstet, und dann von Brüssel aus, wie die Geschicke der Niederlande verlaufen, aber die treibenden Mächte der Zeit lernen wir nicht verstehen. Allerdings war dazu wohl keine Veranlassung, denn alle uns vorgeführten Hauptpersonen stehen mit ganzem Herzen bei der alten Kirche und der habsburgischen Politik, vielleicht aber sind diese geistigen Mächte in ihrer ganzen Tiefe dem Verfasser selbst etwas fremd geblieben, denn wo er sich einmal an die religiösen Gegensätze der Zeit heranwagt, wie z. B. in dem Gespräche zwischen dem altgläubigen Wolff Hartschwert und dem Wittenberger Magister Erasmus Eckhart bleibt die Sache doch sehr auf der Oberfläche und erinnert an moderne Phrasen. Doch wir werden eben nicht mehr in dem Buche suchen dürfen als was der Verfasser geben will, nämlich die Geschichte des kurzen Liebesverkehrs des Kaisers mit der schönen Regensburger Sängerin und dann die Charakterentwickelung dieses leidenschaftlichen, eigenwilligen Weibes, das sich verletzt und beleidigt fühlt und doch von der Liebe zu dem Kaiser nicht loskommen kann, das nun nur noch ein Ziel im Leben kennt, nämlich den Sohn, den man ihr gleich nach der Geburt genommen, mächtig und glänzend werden zu lassen, würdig ein Kaisersohn zu sein. Alle Opfer, die sie bringt, scheinen nicht vergebens gebracht zu sein, der Sohn steigt von Ruhm zu Ruhm und endlich ruft der, welcher von König Philipp zum Statthalter der Niederlande ernannt ist, die Mutter, die ihn bisher kaum gesehen hatte, zu sich. Da aber bricht die bittere Stunde ihres Lebens an, sie sieht den Sohn, der tief verzagt vor einer Aufgabe steht, an der er scheitern mußte. Und nun beginnt sie das zu lernen, was wohl als die Idee des Romans zu bezeichnen ist: „So war denn auch das Schwerste vergebens, und was das Leben mir Thörin lebenswert machte, Lug und Trug. Was ich dich wie mit Flügeln des Adlers erheben sah zu den Sternen, ein hemmendes Gewicht ist es gewesen; was mir wie ein lichter Sonnenschein, der den Weg dir bestrahlte, blendend hell aus der Ferne entgegenleuchtete, ein ins Elend lockendes Irrlicht ist es gewesen. Was ich für weiß hielt, war schwarz, das strahlende Tageslicht Dämmerung und nächtliches Dunkel." (II. 350.) Sie lernte, „daß jedes Opfer, das wir für das Glück eines andern bringen, vergebens ist, wenn es ihm zu Glanz und Herrlichkeit, Ruhm und Ehre nicht auch die inneren Güter erwirbt, deren Besitz jenen Gaben erst den rechten Wert verleiht." (II. 364.) Der maßlos leidenschaftliche, immer nur das Plus, Ultra, Mehr, Weiter ihres kaiserlichen Geliebten vor Augen habende Charakter muß erkennen, daß mit all dem ehrgeizigen Ringen weder das eigene Glück noch das des Sohnes hat erjagt werden können, Barbara muß jenes Plus, Ultra in das „Lerne dich bescheiden" umwandeln. Ist der Roman auch an vielen Punkten verfehlt, hat er seine Höhe zu früh überschritten und dehnt er sich dann skizzenhaft schildernd durch Jahrzehnte aus, um nur in der Begegnung zwischen Barbara und Don Juan noch einmal wieder einen Gipfel zu erreichen, so ist doch zu sagen, daß der Verfasser viel Fleiß an die Schilderung der Charakterentwickelung Barbaras gewandt und daß er seine Aufgabe interessant gelöst hat. Bei Barbara handelt es sich um einen vom Dichter frei geschaffenen Charakter, bei Karl V. um einen Charakter, den der Historiker dem Dichter zum nachempfindenden Schildern übergiebt. Im Jahre 1546 war Karl zwar erst 46 Jahre alt, aber doch ein früh alternder, von der Gicht heimgesuchter Mann. Überarbeitet und leidend finden wir ihn zu Anfang des Buches, aber noch einmal wacht das Leben der Jugend in ihm auf. Ein ritterlicher Held, jeder Zoll ein Kaiser, so wird er uns geschildert; als er um Barbaras Liebe wirbt, als er ihr, die ihm „quia amore langueo" vorgesungen, mit eben diesen Worten: „weil ich mich nach Liebe sehne" entgegentritt. Daß das kraftvolle, hochstrebende Mädchen in ihm nicht bloß den Kaiser, sondern auch den Mann liebt, ist völlig begreiflich. Für den Leser aber, der das Bild von Karl im Gedächtnis hat, welches uns Baumgarten in seiner großen, leider unvollendet gebliebenen Geschichte desselben gezeichnet hat, ist dies Aufwachen des Jünglings in dem früh alternden Manne ganz verständlich, aber ebenso die schon in den wenigen Wochen des Liebesrausches beginnende Selbstsucht und hinterhaltige Falschheit, die uns Ebers bei Karl zeigt. Bei aller Niedrigkeit und kalten Berechnung bleibt doch immer ein großer

Zug in diesem Kaiser und daher wird es uns begreiflich, wie Barbara empört sein kann über die unedle, nur von Selbstsucht diktierte Behandlung, die sie erfährt, und wie doch jene Maitage in Regensburg ihr unvergessen bleiben und wie ihr Herz doch bis in ihr Alter hinein dem Kaiser gehört, den sie wirklich geliebt hatte. Gerade die Mischung verschiedenartiger Elemente in den beiden Hauptcharakteren scheint mir diesmal dem Verfasser glücklich gelungen zu sein. Um so viel mehr ist zu bedauern, daß das Interesse des Lesers nicht durch die beiden dicken Bände hindurch gefesselt bleibt. Szenen wie die mit dem quia amore langueo, wie jene andere, als Barbara in Landshut zu dem Entschlusse kommt, auf ihr Kind zu verzichten, und endlich wie jene Schlußszene der Begegnung zwischen Barbara und Don Juan d'Austria zeugen von dichterischer Kraft, aber dazwischen gilt es durch zu viel lang sich streckende Wüsten zu wandeln. — Im wesentlichen liest sich der Stil des Buches gut. Moderne Zeitungsphrasen wie „die seltene Begabung" und „der seltene Knabe" wären wohl zu vermeiden gewesen. J. P.

10. Musik.

— 211 Geistliche Männerchöre für höhere Schulanstalten, Kirchengesangvereine u. s. w. geordnet von Gustav Zanger. op. 27. (Frankfurt a. O., Bratfisch.)

— Dreistimmige Gesänge geistlichen und weltlichen Inhalts bearbeitet von Carl Köckert. (Frankfurt a. O., Bratfisch.)

Die 211 geistlichen Männerchöre bilden die größte Sammlung, die bisher von frommen Gesängen für das praktische Bedürfnis für Schule und Gottesdienst herausgegeben ist. Namentlich der beigefügte Anhang von 80 liturg. Gesängen weist auf den gottesdienstlichen Gebrauch dieser Sammlung hin. Unter den übrigen Gesängen finden sich die berühmtesten Chornummern aus den Oratorien und Messen unserer großen Tonheroen. Auch viele Sologesänge, die sich für Männerchor gut eignen, sind von Zanger geschickt vierstimmig gesetzt. Was aber der Sammlung einen ganz besonderen Wert verleiht, das ist die große Berücksichtigung älterer Meister. So begegnen wir Perlen aus den Werken eines Palestrina, Orlando di Lasso, Hasler, G. Croce, Vittoria Nanini, Handl, Joh. Crüger, J. Eccard, M. Prätorius u. a. Diese alten Gesänge gehören mit zu dem Schönsten, was in geistlicher Musik bisher hervorgebracht ist. Ihre Modernisierung durch Zanger berücksichtigt soweit wie thunlich den Charakter der Kirchentonarten und besteht im wesentlichen in einer für Männerstimmen geeigneteren Versetzung der Lage mancher Stücke, sowie in der Zusammenziehung der vier Stimmen auf die üblichen zwei Systeme mit Violin- und Baßschlüssel, Angabe einer modernen Tonart durch die gebräuchlichen Vorzeichen und moderner Tempo- und Taktbezeichnung. Alle Schwierigkeiten, die sich sonst für die heutigen Chorsänger aus dem Lesen der alten Schlüssel, den älteren Notenwerten und Ligaturen ergeben, sind somit hier gänzlich vermieden, auch die Texte sind, soweit wie es dem Verfasser möglich war, nicht nur lateinisch, sondern auch deutsch gegeben, wodurch vielen Chorsängern der Sinn der originalen lateinischen Texte erst erschlossen wird. Demnach können wir diese Sammlung auf das Wärmste allen Interessenten empfehlen, um so mehr als der Preis so niedrig wie möglich (Mk. 1,80) gesetzt ist. Ist die Reihenfolge dieser ausschließlich religiösen Gesänge durch die Feste des Kirchenjahres bedingt, so sind die 38 dreistimmigen Gesänge von Karl Köckert in Frühlingslieder, Sommerlieder, Wanderlieder, Vaterlandslieder, Lieder gemischten Inhalts, Abendlieder, religiöse Lieder und Trauergesänge eingeteilt. In ihnen sind die bekanntesten und schönsten Chorlieder enthalten, der dreistimmige Satz ist vollklingend gesetzt und kann sowohl von Frauen-, wie auch von Männerstimmen bequem ausgeführt werden. Die Sammlung dürfte nicht nur in der Schule, sondern in jeder Familie, wo musikalischer Sinn gepflegt wird, bald eine heimische Stätte finden. G.

— Paraphrasen über Choräle von Paul Blumenthal op. 70 Nr. 1 u. 2, op. 79 Nr. 1 u. 2. (Frankfurt a. O., Bratfisch.)

Für Freunde häuslicher religiöser Erbauung dürfen diese Klavierbearbeitungen der Choräle: „So nimm denn meine Hände"; „Großer Gott wir loben dich"; „Harre meine Seele"; „Ich bete an die Macht der Liebe" willkommen sein. Nach einer stimmungsvollen Einleitung folgt der betreffende Choral einfach gesetzt, dem sich dann eine klaviermäßige Variation mit ausgeführterem Schluß anschließt. Das Ganze ist zwar nicht hervorragend interessant, aber doch gut musikalisch gemacht und der Charakter würdigen, religiösen Ausdrucks wohl gewahrt. Der Klaviersatz bietet keine Schwierigkeiten für den Spieler.

— Neues Klavier-Album von Richard Kügele, op. 168. (Frankfurt a. O., Bratfisch.)

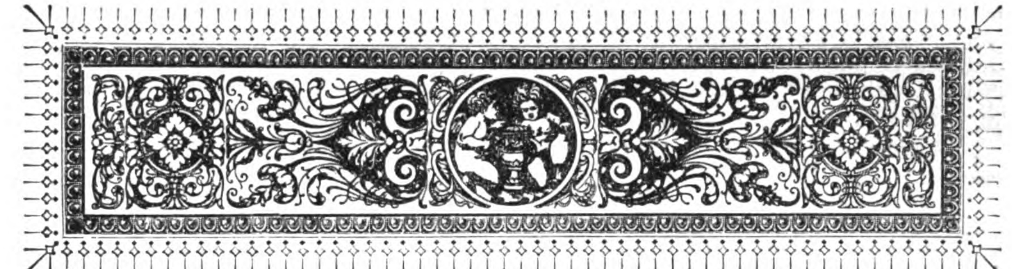
— Leichtes Salon-Album. (Frankfurt a. O., Bratfisch.)

Das erstere Werk enthält 20 Unterrichtsstücke für den Anfänger im Klavierspiel; sie sind methodisch geordnet und können auf pädagogischen Wert Anspruch erheben. Das Salon-Album enthält leichte gefällige Kompositionen von Georg Scheel, Kügele, Otto Fischer und Fritz Wenzel. Sie können als gute Hausmusik warm empfohlen werden. G.

11. Verschiedenes.

— Aus dem Inhalte der uns heute vorliegenden Nr. 4 (Aprilheft) des „Tropenpflanzer" Zeitschrift für Tropische Landwirtschaft (Berlin, Mittler u. Sohn) erwähnen wir: Ramie, ihre Rentabilitätsaussichten und Anbaubedingungen. Zusammengestellt vom Kaiserlich Deutschen Konsul in Singapore. — Kultur des Canaigre. — Dr. Johannes Buchwald: Westusambara, die Vegetation und der wirtschaftliche Wert des Landes. (Schluß.) — Pflanzungsgesellschaften: Panganigesellschaft. Sigigesellschaft. Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft. — Aus deutschen Kolonien: Orleansfarbstoff in Togo. Kopalsorten aus Lindi. — Aus fremden Kolonien: Tierschädlinge der Theepflanzen. Zuckerernte auf Java. — Vermischtes: Der Export Mexikos. — Neue Litteratur: Über Düngung tropischer Pflanzen. — Marktbericht. — Personalnotizen. — Sprechsaal.

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale).



Echtes Gold.

Eine Geschichte aus dem modernen Glasgow.

Von

Annie S. Swan.

Übersetzt von Elise Eckert.

Siebentes Kapitel.

Lizzies Gegenbesuch. (Fortsetzung.)

„Wat", redete Liß ihren Bruder an, als er das nächste Mal nach Hause kam, „was für eine Art von Mädchen ist das eigentlich?"

Walter fand es nicht leicht, ihre Frage zu beantworten, und stellte deshalb, als echter Schotte, lieber gleichfalls eine Frage. „Was denkst du von ihr?"

„Ich weiß nicht; sie ist nicht wie andere Leute."

„Aber sie hat dir doch gefallen, Liß?" sagte Walter mit offenbarer Sorge.

„O ja, aber sie ist ein sonderbares Geschöpf. Wie kommt sie denn mit dem alten Knicker zurecht?"

„Ganz gut. Ich glaube, er hat sie gern; er will's nur nicht merken lassen."

Liß schnitt eine Grimasse. „Wenn der überhaupt jemand gern haben kann. Ich hab' ihr offen meine Meinung gesagt und ihr angeboten, ihr einen Platz in unserer Fabrik zu verschaffen."

„O Liß, du hättest doch gescheiter sein können. Sie in einer Fabrik arbeiten!"

„Und warum nicht? Ist sie soviel besser als ich?" fragte Liß in heftigem Tone.

„Seid ruhig, ihr zwei!" rief jetzt eine keifende Stimme aus dem Herdwinkel, wo die Mutter der beiden mit trübem Blick, in unordentlicher Kleidung, die Ellbogen auf die Knie gestützt, bisher in dumpfem Brüten gesessen hatte. Sie war schwächlich und hatte sich noch nicht von den Folgen des traurigen Vorganges der letzten Woche erholt. Es war am Samstag Abend, aber das Haupt der Familie konnte heute keine Zahlung empfangen, sondern saß noch im Gefängnis in der Herzogenstraße. Walter blickte seine Mutter an, und der Schatten auf seinem Gesicht ward dunkler. Sie war in der That nichts weniger als lieblich anzusehen in ihrem schmutzigen Gewande, mit den halb auf den Nacken herabhängenden, ungekämmten Haaren und einem Gesichte, das schon lange nicht mehr mit Wasser und Seife in Berührung gekommen zu sein schien und dessen stumpfer Blick kaum eine Spur von Intelligenz verriet. In letzter Zeit hatte es Walter zweckmäßig gefunden, seinen Wochenlohn bis zum Anfang der neuen Woche zurückzu-

halten, da er darin das einzige Mittel sah, seine Eltern vor Hunger zu schützen, denn nach den Exzessen des Samstags und Sonntags war von ihrem eigenen Verdienst selten mehr etwas übrig.

„Fehlt dir was, Mutter?“ fragte Walter sanft, von plötzlichem Mitleid mit ihr bewegt.

„Nein, nichts; ich bin nur so todmüde. Magst du mir nicht einen Tropfen holen, Wat?“

Sie sprach in einschmeichelndem Tone und einen Augenblick erhellte sich ihr Gesicht in lebhaftem Verlangen. „Es nützt ja nichts, Mutter, du weißt's ja,“ antwortete er und bemühte sich, sanft zu bleiben, obwohl sich in ihm jetzt ein Gefühl des Unmutes mit dem Mitleide verband. „Ein Teller gutes Essen wäre viel besser für dich. Ich will ein Stück Fleisch holen, wenn du's kochen magst.“

„Mein Magen verträgt heut kein Fleisch,“ erwiderte sie und sank in ihre vorige Apathie zurück. „Ich werd' so nicht mehr lange auf dieser Welt sein; meine paar Tropfen sind mein einziges. Vielleicht wirst du noch einmal wünschen, du wärest nicht so hart gegen mich gewesen.“

„Ich werd' einmal abends kommen, Wat,“ sagte jetzt Liß, welche derartige Bemerkungen ihrer Mutter stets verächtlich ignorierte. „Glaubst du, daß dein alter Knicker mich hineinläßt?“

„Warum nicht?“ war Walters kurze Antwort; er hatte sich auf das Fenstersims gesetzt und blickte durch das unverhüllte Fenster hinaus auf die dunklen Massen von Dächern und auf die unzähligen funkelnden Lichter der Stadt. Sein Herz war schwer, seine Seele so müde. Nie noch war sein ärmliches Heim ihm so öde und freudlos erschienen, wie heute. Nicht der enge Raum und die geringe Behaglichkeit desselben bekümmerte ihn, sondern die menschlichen Wesen, die es barg, sie waren sein Kummer und Herzeleid. Lizzie war jetzt außer Bett; einen alten roten Shawl um die Schultern kauerte sie am Feuer — eine hübsche Erscheinung trotz ihres unordentlichen Aussehens, ein Mädchen, das die Blicke der Männer und auch der Frauen auf sich ziehen mußte. Wie sehr wünschte Walter, sie wäre häßlich, damit ihr Äußeres eher ihren Verhältnissen entspräche. „Was fehlt dir, Wat?“ fragte sie jetzt und sah ihn scharf an. „Warum bist du so niedergeschlagen?“

Walter antwortete nicht. Es wäre ihm schwer gefallen, seinen Gedanken Ausdruck zu geben.

„Er ist jetzt immer niedergeschlagen, wenn er heimkommt, Liß,“ bemerkte die Mutter spöttisch. „Wir sind freilich auch gar zu arme Leute für den Herrn; er wird viel zu vornehm für uns!“

„Wird der alte Geizhals deinen Lohn nicht bald erhöhen, Wat?“ fragte Liß weiter. „Es ist hohe Zeit, daß er's thut.“

„Ich will ihn in den nächsten Tagen darum bitten; aber vielleicht behält er sein Geld noch lieber als mich. Und was soll's denn auch helfen? Der Abgrund hier ist ja bodenlos — er würde 1 £ gerad so verschlingen, wie jetzt meine 5 Schilling, und niemand hätte was davon.“

„Da hast du recht, Wat. Übrigens rate ich dir doch, bei ihm zu bleiben — er hat Geld, heißt's, und vielleicht siehst du doch noch einmal mehr davon.“

Eines Abends nicht lange nachher erschien Lizzie in dem Hause in der Colquhounstraße, um Grace einen Gegenbesuch zu machen. Walter war nicht da — er hatte kürzlich von einer Abendschule gehört, die so billig war, daß er es erschwingen konnte, sie zu besuchen.

Grace sah aufrichtig erfreut aus beim Anblick ihres Gastes, wenn sie auch in der nach neuester Mode gekleideten jungen Dame kaum das elend aussehende Mädchen wiedererkannte, das damals mit der Romanzeitung in der Hand im Bett gelegen hatte.

„Darf ich hinein? Wird er nicht wütend werden?“ fragte Liß, als sie an der Außenthüre sich begrüßten.

„Meinen Sie meinen Onkel?“ erwiderte Grace. „Er wird sich gewiß freuen, Sie zu sehen. Kommen Sie nur; es ist so kalt hier.“

„Für Sie, freilich; aber ich bin so warm wie eine Pastete, sehen Sie, mit meinem neuen Pelzkragen — 4 Schilling 11 Pence im „Großen Bazar“ — ist er nicht wundervoll? und sündhaft billig dazu!“

Während sie so eifrig schwatzte von dem, was ihr das Höchste war auf dieser Welt, führte Grace sie in die Küche, wo Herr Graham wie gewöhnlich um diese Zeit in seinem Lehnstuhl am Kamin saß und in der flackernden Beleuchtung der Talgkerze noch älter und gebrechlicher aussah wie sonst. „Hier ist Walters Schwester, Onkel,“ sagte Grace. Ein ganz leises Knurren ließ sich hören, dann bat Herr Graham die Besucherin, sich zu setzen. Er sprach selbst nicht viel, aber er beobachtete die beiden Mädchen um so schärfer und merkte sehr wohl, wie gänzlich verschieden sie voneinander waren.

Liß sah sehr hübsch aus; der Ganz durch die Luft hatte ihre Wangen gerötet, der dunkle Pelz hob noch die Schönheit ihrer zarten Farben. Ihr Benehmen war frei von jeglicher Schüchternheit oder Zurückhaltung. Liß Hepburn fürchtete sich vor niemand unter der Sonne.

„Geht es Ihnen jetzt wieder ganz gut, Liß?“ fragte Grace, sie mit liebevoller Teilnahme ansehend.

„O ja, ausgezeichnet. Wat ist nicht da?“ sagte Liß, sich suchend im Zimmer umsehend.

„Nein, er hat von einem Lehrer gehört, welcher Unterricht in der Buchführung und dgl. erteilt, und ist zu ihm gegangen.“

Nie zuvor war ihre schöne, reine Sprache und ihr ganzes liebliches, feines Wesen ihrem Onkel so zum Bewußtsein gekommen, als in diesem Augenblick. Wie sie so dastand, blaß und schlank, halb Kind noch, halb Jungfrau, empfand er mit Befriedigung, wie unähnlich ihr Wesen dem Lizzies war. Nicht daß er dieser Schlimmes zugetraut oder ihr hübsches Äußere nicht bemerkt hätte, aber er fühlte, daß seines Bruders Kind hoch über der rotwangigen, helläugigen, von vielen bewunderten Schönen stand.

„Wann sind Sie zum letztenmal draußen gewesen, wenn ich fragen darf?“ forschte Lizzie. „Sie sehen elend genug aus.“

„Am Sonntag.“

„Du meine Güte! Und heut ist Freitag. So wird sie bald im Grab liegen, Herr Graham. Frische Luft muß der Mensch haben. Warum schicken Sie sie nicht alle Tage hinaus?“

„Sie kann ausgehen, so oft sie will, Fräulein. Ich halte sie nicht zurück,“ entgegnete der alte Mann mürrisch.

„Kann sein, aber wahrscheinlich hat sie so viel zu thun, daß sie nicht fort kann,“ war Lizzies furchtlose Erwiderung.

„Der Abend ist schön — wollen wir einen Spaziergang machen? Die Läden sind noch offen.“

„Soll ich gehen, Onkel?“

„Wenn du Lust hast, ja; aber bleib' nicht länger fort, als bis neun.“

„Ja, Onkel,“ antwortete Grace und lief in ihr Zimmer, um sich fertig zu machen.

„Ich hab's wohl gemerkt, wie Sie sie eben ansahen, Herr Graham,“ begann Liß, sobald Grace draußen war, „und vielleicht haben Sie dasselbe gedacht wie ich — daß sie nicht allzulang auf dieser Welt sein wird. Ist's nicht eine Sünde und Schande, daß solch ein Geschöpf sich hier“ — sie warf einen bezeichnenden Blick um sich — „so abarbeiten muß, und vollends, wenn's wahr ist, was die Leute sagen, daß Sie nämlich gar nicht arm sind?“

Starr vor Staunen blickte Abel Graham das Mädchen an, das er nie zuvor gesehen und das mit ihm zu reden wagte, wie es noch niemand gethan.

„Ja, sehen Sie mich nur an — sie ist gerad von dem Stoff, aus dem man Engel macht, ganz anders wie ich oder Sie. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich sie besser in acht nehmen; Sie könnten es sonst noch bitter bereuen.“

Glücklicherweise kam jetzt Grace zurück, um ihre Stiefel zu holen. In ihrer freudigen Erregung darüber, einen Spaziergang in Gesellschaft einer Gefährtin machen zu dürfen, bemerkte sie den eigentümlichen Ausdruck nicht, den das Gesicht ihres Onkels bei Lizzies letzten Worten angenommen hatte. Um so weniger entging er dieser, die sich innerlich nicht wenig darüber belustigte.

„Wie geht es Ihrem Vater und Ihrer Mutter?“ fragte er, um seine Erschütterung zu verbergen.

„O, sie befinden sich so wohl, als sie es irgend erwarten können. Er ist am Montag aus dem Gefängnis entlassen worden. Ich fragte, ob sie ihm vielleicht ein Retourbillet für eine Woche gegeben hätten.“

Das harte, kurze Lachen, das diese Worte begleitete, vermochte nicht, Grace zu täuschen; teilnahmsvoll ruhte ihr Blick auf des Mädchens Gesicht.

„O weh!“ bemerkte Abel Graham in überraschtem Tone. Liß hatte ihm in fünf Minuten mehr Einblick in ihre Familie gestattet, als Walter in den zwei Jahren, die er bei ihm war. Ihr gewährte es eine gewisse Erleichterung, das Schlimmste herauszusagen, während ihr tiefer angelegter Bruder seinen Kummer in sich verschloß und darüber brütete, bis ihm sein ganzes Leben vergiftet und verdorben schien.

„O, sie trinken eben,“ erklärte Liß leichthin — „'s ist immer dieselbe Geschichte. Alles muß in Branntwein aufgehen; zuletzt ersaufen sie noch gar selber drin. Vor dem Laster sind Wat und ich sicher, wir haben genug und übergenug davon gesehen. Mich wenigstens wird das Trinken einmal nicht ruinieren. Sind Sie fertig, Grace?“

„Im Augenblick, nur noch meinen Hut und meine Handschuhe,“ antwortete diese und verschwand wieder.

„Was meinen Sie, Herr Graham, sollten Sie Wat jetzt nicht mehr Lohn geben? Das ist das andere, was ich Ihnen heut sagen wollte. Ereifern Sie sich nicht — ich fürchte mich nicht vor Ihnen. Wenn Sie ein reicher Mann sind, wie die Leute sagen, so sind Sie schlechter als unser Alter daheim, denn der giebt her, so lang er was hat.“

„Sie sind eine unverschämte Person,“ brachte Abel Graham jetzt heraus, „und ganz und gar kein passender Umgang für meine Nichte. Ich kann sie nicht mit Ihnen gehen lassen.“

„O, heut geht sie mit mir, ob's Ihnen recht ist oder nicht,“ antwortete Liß gleichmütig. „Und wenn Sie sagen, ich sei unverschämt, na, es giebt Leute, die nennen die Wahrheit Unverschämtheit, weil sie nicht gewöhnt sind, sie zu hören. Was Wat betrifft, so wissen Sie so gut wie ich, daß Sie in ganz Glasgow keinen mehr finden, wie ihn. So ehrlich, wie er ist, giebt's gar keinen mehr, er ist nur zu gut. Wenn Sie seinen Lohn nicht erhöhen, so geht er, und wenn ich selbst eine Stelle für ihn suchen müßte.“

Das sichere Auftreten und die ruhige Bestimmtheit des Mädchens imponierten dem alten Manne, ja sie nötigten ihm sogar wider seinen Willen ein beifälliges Lächeln ab. Fast that es ihm leid, daß jetzt Grace wieder eintrat, und Liß aufsprang, um zu gehen. Sie nickte ihm noch huldvoll zu und sagte: „Gute Nacht denn, und bedenken Sie wohl, was ich gesagt habe. Es war mein Ernst und ich hab recht, Sie werden's vielleicht noch sehen. Es ist immer besser, man hütet einen Schatz, so lang man ihn hat.“

Achtes Kapitel.

Auf gefährlichem Boden.

„Nun, wohin möchten Sie am liebsten gehen?“ fragte Liß, als sich die Hausthüre hinter ihnen geschlossen hatte.

„O, irgend wohin; ich bin so gern draußen; aber hier ist die Luft nicht besonders gut; meinen Sie nicht auch?“

„Vielleicht. Wir wollen zuerst einmal die Läden ansehen und dann Tine aufsuchen. Erinnern Sie sich ihrer noch?“

„Jawohl. Geht's ihr gut? Sie sah damals so elend aus. Ich konnte ihr bleiches Gesicht nicht vergessen.“

„O sie ist ziemlich wohl, glaube ich. Ich frage sie nie. Unsereins macht so fort, bis es einmal liegen bleibt und dann stirbt es meist,“ bemerkte Liß mit Seelenruhe. Aber Tine hält schon noch eine Weile aus; sie ist zäh. Ich seh' nicht sehr viel von ihr, weil Mutter sie nicht leiden mag. Jeden Freitag bringt sie mir das „Familienblatt“. „Lord Bellews Braut“ ist nun zu Ende. Alles hat sich zuletzt aufgeklärt, und der junge Mann, auf den Lord Bellew eifersüchtig war, ist nur ihr Bruder gewesen. Im letzten Kapitel wird von der Taufe des Erben erzählt, und die Lady hat dabei ein weißes Brokatkleid an, mit echten Perlen und Straußenfedern verziert. Denken Sie nur, wenn wir so ein Kleid anhätten! Wären wir dann nicht gerad so schön?“

„Ich weiß nicht, ich habe nie an so etwas gedacht,“ antwortete Grace, innerlich belustigt.

„Nicht? Ich schon oft. Wenn ich in einem großen Hause wohnte und jeden Tag ein seidenes Kleid anhätte und im Wagen ausfahren könnte, so wäre ich glücklich und vielleicht auch fromm — und gut — es muß sehr leicht sein, fromm zu sein, wenn man reich ist.“

„Die Bibel sagt anders. Wissen Sie nicht, wie es heißt, daß die Reichen schwer in das Reich Gottes kommen können?“

Verwundert blickte Liß ihre Gefährtin an. „Lesen Sie in der Bibel?“ fragte sie. „Ich nie, also kann ich's auch nicht wissen. Ich hätte nicht gedacht, daß jemand die Bibel liest — oder daran glaubt, meine ich — außer den Pfarrern, die dafür bezahlt werden.“

„O, da irren Sie sehr,“ erwiderte Grace warm. „Sehr viele Leute lesen die Bibel, weil sie sie so lieben und weil sie ihnen hilft im Kampfe des Lebens. Ich könnte nicht ohne die Bibel leben. Walter und ich lesen jeden Abend darin.“

Mit wachsender Verwunderung hatte Liß ihr zugehört. „Auf Ehre, Sie taugen noch weniger für diese Welt, als ich gedacht. Sie werden sich nie durchschlagen können,“ sagte sie mit einer Art mitleidiger Verachtung.

„O doch. Vielleicht, wenn's darauf ankommt, bin ich stärker als Sie, Liß, gerade weil ich diesen Halt habe. Liebe Lizzie, es ist schrecklich, so zu leben wie Sie. Fürchten Sie sich denn nicht?“

„Ich fürchte mich vor nichts, als vor der Schwindsucht. Wenn ich die bekäme und dabei niemand hätte, der mich pflegte, so würde ich einfach was nehmen, um ein Ende zu machen. Das habe ich mir schon längst vorgenommen.“

„Aber Liß, das wäre ja eine große Sünde,“ rief Grace bestürzt. „Gott legt uns nie mehr auf, als wir tragen können. Sie haben gewiß nicht recht bedacht, was Sie sagten. Ich glaube, Sie haben viel Mut, zu viel, um so etwas zu thun.“

„Hören Sie auf zu predigen,“ antwortete Liß fast unfreundlich. „Sehen Sie hier die schönen Hüte in diesem Fenster. Nächsten Zahltag muß ich mir einen neuen kaufen. Dort der rotsammtne mit den schwarzen Federn — er ist prächtig und kostet nur 6 Schilling 9 Pence! Glauben Sie nicht, daß er mir stehen würde?“

„Wahrscheinlich. Sie sehen immer so nett aus,“ antwortete Grace aufrichtig, und Lizzie freute sich des Lobes, wenn sie es auch nicht sagte. „Ei, schon 10 Minuten nach 8 — um viertel 9 sollen wir Tine am Tronthore treffen — wir müssen schnell umkehren.“

„Und wohin wollen Sie denn gehen? Die Läden werden bald geschlossen werden.“

„Das werden Sie schon sehen. Ich habe einen Plan, Sie sollen auch einmal ein Vergnügen haben.“ Sie legte ihren Arm vertraulich in den von Grace und begann aufs neue zu schwatzen, meist von Putz und Tand, an denen nun einmal ihre arme Seele hing. Grace fand wenig Interesse daran; sie war merkwürdig frei von dieser weiblichen Schwäche. Es war dies ohne Zweifel eine Folge ihrer Erziehung. Sie hörte geduldig auf die genaue Beschreibung der Frühjahrstoiletten, für die sich Liß begeistert

hatte; war aber froh, als sie endlich die schmächtige Gestalt und das bleiche Gesicht Tinens unter der Menschenmenge erblickte. „Guten Abend," begrüßte diese die beiden mit ihrer eintönigen Stimme, ohne daß ein Lächeln ihre Züge erhellt hätte. „Schöner Abend heut! Wir kommen 10 Minuten zu spät, Liß."

„O, das ist egal! Wir werden Aufsehen machen," erwiderte diese. „Doch jetzt schnell, daß wir unsere sechs Pence doch nicht vergeblich ausgeben."

„Wohin gehen wir?" fragte Grace ängstlich.

„Das werden Sie schon sehen. Ich habe Ihnen ein Vergnügen versprochen," antwortete Liß, und die drei beschleunigten ihre Schritte, bis sie ein hell erleuchtetes Gebäude erreichten, dessen Eingang mehrere große Plakate mit grellfarbigen Bildern schmückten. Ehe Grace wußte, wie ihr geschehe, war sie hineingezogen, erhielt ein Billet gelöst, und wurde die Treppe hinauf in einen großen, glänzend erleuchteten Saal geschleppt, in dessen dicker Atmosphäre es stark nach Tabak und schlechten Cigarren roch. Eine hohe, unschöne Stimme sang in schrillen Tönen, und als Grace nach der Bühne blickte, sah sie dort zu ihrem Entsetzen ein großes, gewöhnlich aussehendes Frauenzimmer, das so wenig wie möglich bekleidet war, während ihr Gesicht geschminkt und gepudert, ihr Haar mit vergoldeten Spangen geschmückt und Hals und Arme mit falschen Steinen behängt waren. „Wer ist das? Wie gräßlich!" flüsterte Grace, welche Äußerung die stille Tine in das ihr eigentümliche leise Lachen ausbrechen ließ, während Liß etwas geärgert drein schaute. „Fragen Sie nicht so dumm. Das ist Madame Frivole, und sie erscheint heut in einer ganz neuen Rolle. Sie singt offenbar was sehr Komisches — seht, wie sie lachen. Seid still und hört!"

Schweigend nahm Grace ihren Platz neben Liß ein und blickte halb ängstlich, halb verwundert um sich. Sie befanden sich auf einer Galerie der Bühne gegenüber. In dem unteren Raume waren die Sitzplätze nicht sehr dicht beisammen, so daß das Publikum sich nach Belieben frei bewegen konnte. Es waren sehr viele Leute da, darunter viele junge gutgekleidete und selbst fein aussehende Herren. Auch viele junge Mädchen sah man, manche kaum erwachsen, und zwischen ihnen und den jungen Herren fand lebhaftes Plaudern und Scherzen statt. Die Zuschauer auf der Galerie gehörten offenbar der ärmeren Klasse an. Von ihnen wurde der Kehrreim des Gesanges stets mit Pfeifen und Trampeln begleitet. Nachdem Madame Frivole ihre Vorstellung mit einem Tanze beendet hatte, welcher das ganze Haus zu einem lauten Beifallssturme hinriß, trat eine kleine Pause ein, die einige Herren sofort benützten, um die drei jungen Mädchen aufzusuchen und in einer nachlässig vertraulichen Weise zu begrüßen, welche Grace das Blut in die Wangen trieb, ohne daß sie wußte, warum. Sie kannte keine jungen Herren und wäre zu unerfahren gewesen, um die feineren Schattierungen in ihrem Benehmen gegen Frauen zu unterscheiden; aber jenes angeborene Zartgefühl, das der Hüter und untrügliche Führer jedes Weibes ist, so lange sie es nicht mit Willen für immer von sich wirft, sagte dem reinen Mädchengemüt, daß hier kein guter Ort sei und daß sie nicht hierher gehöre.

„Wer ist Ihre Freundin, holde Lizzie?" fragte ein plumper Jüngling, mit einer Busennadel und einem Ring, in dem große falsche Diamanten funkelten. „Stellen Sie uns vor, Fräulein Hepburn."

Ohne die Cigarre aus dem Munde zu nehmen, sah er Grace mit beifälliger Vertraulichkeit an, welche sie verletzte und das Verlangen in ihr verstärkte, von diesem Orte fliehen zu können.

„Nein, nichts da; lassen Sie sie in Ruhe," antwortete Liß kurz. „Haben Sie ein Programm?"

„Ja, aber Sie verdienen nicht, es zu sehen, wenn Sie so unartig sind," sagte der junge Mann, der inzwischen ein Augenglas aufgesetzt hatte und Grace noch immer ansah. „Ich hoffe, Fräulein, Sie amüsieren sich gut," redete er sie an. „Haben Sie die Frivole singen hören? Famos — das Beste des ganzen Abends."

Grace öffnete den Mund nicht. Die kalte Gleichgiltigkeit, die ihre Miene ausdrückte, überzeugte den Jüngling bald, daß seine Aufmerksamkeiten nicht willkommen

waren. Liß wandte sich nach ihrem Schützling um, und als sie den Ausdruck stolzer Verachtung in Graces Zügen erblickte, lachte sie dem Herrn ins Gesicht. „Da ist nichts zu machen, Herr Sinclair. Zeigen Sie mir jetzt das Programm, bitte!"

Aber der tiefgekränkte Herr Sinclair entfernte sich so unhöflich wie er gekommen. „Ihnen wird's an einem Liebhaber nicht fehlen, Grace," flüsterte Liß. „Er ist ganz weg, das kann man sehen. Und er hat ein eigenes, schönes Geschäft. Ich meine, der wäre auch für Sie vornehm genug — soll ich ihn zurückrufen?"

„Ich gehe heim, Liß. Das ist kein Ort für mich oder für eines von uns, das weiß ich," stieß Grace erregt hervor. — „O, Sie gehen jetzt noch nicht. Wir müssen doch erst was haben für unsere sechs Pence — bleiben Sie wenigstens bis neun — es sind nur noch 20 Minuten. Da sind die Akrobaten; die werden Ihnen gefallen."

Grace fühlte sich gegen ihren Willen gefesselt von den Leistungen dieser „Künstler", wenn sie auch mit Entsetzen und Abscheu die Verrenkungen ihrer Glieder verfolgte und sich fortwährend bewußt war, wie häßlich alles sei. Ihre Wangen glühten vor Aufregung. Als die Akrobaten die Bühne verließen, erhob sich Grace von ihrem Sitze. „Ich gehe, Liß; dies ist kein guter Ort; ich weiß es." Ärgerlich sah Liß nach der Uhr. „'s ist zu toll — 18 Pence hinausgeworfen; aber ich seh schon, es hilft alles nichts. Um neun müßte ich so wie so gehen. Bleibst du noch da, Tine?"

„Bewahre; 's ist nicht viel los heut," antwortete diese, während ihre schwarzen Augen ruhelos über den Saal hinirrten, als suchte sie vergebens jemand, der nicht da war. Im nächsten Augenblick hatten die drei den Saal verlassen. Ein Herr, der sie beobachtet hatte, ohne daß sie es bemerkt, ging gleichzeitig zu einer anderen Thüre hinaus, und als die Mädchen in der belebten Straße dahin schritten, berührte jemand Liß an der Schulter und Grace fühlte ihre Hand auf ihrem Arme zittern. „Ich muß Ihnen hier gute Nacht sagen Grace," sagte Liß hastig, während ihre Wangen dunkel erglühten. „Es thut mir leid, daß es Ihnen nicht gefallen hat. Ich hab's gut gemeint. Du begleitest sie heim, Tine?"

„Ja", antwortete diese, und im nächsten Augenblick war Liß fort. Grace blickte sich um und sah sie an der Seite eines großen, breitschultrigen, anscheinend schönen Mannes über die Straße gehen.

„Das ist ihr Liebhaber," bemerkte Tine, „ein feiner Herr; deshalb hat sie heut ihre besten Kleider angezogen. Sie machen jetzt einen Spaziergang zusammen."

„Wird er sie heiraten?" fragte Grace mit Interesse.

„Sie hofft es; aber — ich möcht' nicht drauf schwören. Er ist ein unbeständiger Patron und ist's immer gewesen. Ich kenne ein Mädchen in Deniston, mit der er's gerad so hatte, wie jetzt mit Liß. Aber ich fürchte nichts für Liß — sie wird sich schon in acht nehmen."

Ein eigentümliches Gefühl der Wehmut und eine unbestimmte Furcht ergriff Grace. Tag für Tag entrollte sich vor ihrem inneren Blick ein anderes trauriges Stück Leben und vermehrte ihre Unruhe und ihre Zweifel. Was sie heute abend gesehen und gehört hatte, erfüllte sie mit Grauen. Fast ohne ein Wort zu sprechen, gelangten die beiden Mädchen an die Ecke der Colquhounstraße, wo sie sich trennten. Eilig, fast als ob jemand sie verfolgte, lief Grace dem Hause ihres Onkels zu, dessen Thüre sie atemlos erreichte. Walter war eben von seiner ersten abendlichen Schulstunde zurückgekehrt und sehr enttäuscht gewesen, Grace nicht daheim zu finden. Bei ihrem Eintritt fiel ihm sofort ihre Erregung auf, und verwundert fragte er sich, wo sie gewesen sein könnte.

„Es ist fast ½10 Uhr," bemerkte Herr Graham mürrisch, „zu spät für dich, um auf der Straße zu sein. Geh jetzt schnell ins Bett, damit du morgen frühzeitig an die Arbeit kommst."

„Ja, Onkel", antwortete Grace demütig und betrat mit einem Gefühle der Dankbarkeit ihr Stübchen, um Hut und Mantel abzulegen. Walter verweilte noch an dem verlöschenden Feuer, während der alte Mann nach oben ging, um sich, wie jeden Abend, zu versichern, daß dort alles in Ordnung sei. Da kam Grace noch einmal zurück. „War es schön in der Stunde, Walter?" fragte sie mit schwachem Lächeln.

„O, herrlich. Wie schön ist doch das Lernen! Es ist mir, als wäre mir nichts zu schwer, nun ich einmal angefangen habe,“ rief er begeistert. „Herr Robertson war so lieb und nett. Er will mir noch mehr Stunden geben, als den anderen, und es soll doch nicht mehr kosten. Er sagte, er sehe, daß es mir ernst ist. Das Leben ist doch schön, manchmal.“

„Ja.“ Grace sah ihm in das von edler Begeisterung glühende Gesicht, und eine Empfindung des Neides regte sich in ihr. Sie selbst fühlte sich so müde und niedergeschlagen.

„Und Sie sind mit Liß ausgewesen?“ fuhr er fragend fort, da er sah, daß sie nicht das gewöhnliche Interesse für seine Erlebnisse zeigte. „Wohin hat sie Sie geführt?“ „In ein Variété-Theater — kein guter Ort,“ antwortete das Mädchen fast mit Beschämung. Die helle Röte des Ärgers stieg Walter ins Gesicht.

„Ins Variété-Theater! Wie konnte sie das wagen! Ich seh', ich muß ihr einmal ordentlich den Standpunkt klar machen, und das will ich, sobald ich sie sehe.“

In diesem Augenblick kam Herr Graham zurück, und die beiden jungen Leute schwiegen. Aber die Ereignisse des Abends gingen ihnen bis in ihre Träume nach, wenn auch in verschiedener Weise.

Neuntes Kapitel.
Eine drohende Veränderung.

Einförmig ging das Jahr dahin. Auf Winterfrost und Nebel folgte warmer Frühlingssonnenschein. Die anspruchslosen Blumen, welche Grace in dem kleinen Hofe pflanzte, wuchsen und gediehen; der einsame Baum trieb frische grüne Knospen und entzückte mit seinen Blüten das schönheitsdurstige Mädchenherz. Der alte Mann machte nach wie vor seine Geschäfte und zeigte sich dabei vielleicht nur etwas weniger gewandt und eifrig als in früheren Jahren. Der Jüngling that treu und unverdrossen Tag für Tag seine Arbeit und lernte nebenher eifrig weiter. Mit dem Erkennen seiner Kraft und seiner Fähigkeiten wuchs auch sein Mut, erstarkte sein Streben. Grace erfüllte mit demütigem und zufriedenem Herzen ihre bescheidenen Pflichten. Auch sie hatte ihre Träume und sie fragte sich hier und da, wie lange wohl dies farblose, einförmige Leben währen würde; aber sie sehnte ein Aufhören desselben nicht herbei aus Furcht vor neuem unbekannten Unheil. — Wieder war es Winter gewesen und der Frühling brach an. Es war an einem kalten Märztage — ein eisiger Ostwind fegte durch die Straßen — als Herr Graham, der in der letzten Zeit älter und kränklicher als sonst ausgesehen hatte, fröstelnd aus seinen Geschäftsräumen herunter kam und vergebens seine kalten Glieder am Feuer zu erwärmen suchte. Auf Graces teilnehmende Fragen gestand er, daß er sich sehr krank fühle. „Ich meine, du solltest dich zu Bett legen, Onkel, und Walter nach dem Doktor schicken,“ sagte das Mädchen besorgt. „Soll ich ihn rufen?“

„Nein; ich will mich legen und du kannst mir etwas Grog machen. Da sind meine Schlüssel; du findest die Flasche auf dem obersten Brett in meinem Schrank droben. Einen Doktor brauch' ich noch nicht. Wenn man erst einmal einen einläßt, wird man ihn so leicht nicht wieder los, und sie rechnen alle schauderhaft. Nein, ich will keinen Doktor haben.“

Grace wußte nur zu gut, daß es nutzlos sein würde, ihm zu widersprechen; sie nahm die Schlüssel und eilte nach oben.

„Ich fürchte, Onkel ist richtig krank, Walter,“ sagte sie, indem sie den Schrank aufschloß. „Er hat starken Frost und sieht so sonderbar aus. Meinen Sie nicht auch, daß er einen Arzt haben müßte?“

„Freilich; aber er leidet's nicht, daß wir einen holen. Er war schon Tage lang elend und hat oft arg gehustet — aber er giebt sich nicht.“

„Wenn er morgen nicht besser ist, gehen Sie zum Doktor. Ist er einmal da, so kann Onkel nicht viel dagegen machen,“ bemerkte Grace nachdenklich. „Einstweilen will

ich thun, was ich kann, aber ich fürchte, er sieht aus wie Papa an dem Tage, wo er krank wurde.“ Sie nahm die Flasche herab und entfernte sich mit freundlichem Kopfnicken. Als sie gegangen, dachte Walter nicht an seinen kranken Herrn, sondern an sie, die ihm wie eine Verkörperung alles Schönen und Guten erschien.

Der dampfende Grog verschaffte dem Kranken einige Stunden festen Schlafes und damit ein Ausruhen von seinem quälenden Husten. Spät am Nachmittage erwachte er und sah Grace im Dämmerlichte am Kamin sitzen, wunderbarerweise müßig, obwohl sie die Arbeit im Schoße liegen hatte. Sie konnte nicht mehr sehen und wollte nicht aufstehen, um den Schlafenden nicht zu stören. Er lag jedoch schon einige Zeit wach, ohne daß sie es bemerkte, und seine Blicke ruhten in ernstem Nachdenken auf ihr. Sie schrak zusammen, als er ihren Namen rief. „Ja, Onkel — du hast prächtig geschlafen, viele Stunden lang,“ sagte sie heiter. „Sieh, es ist schon beinahe dunkel, Walter wird gleich herunter kommen. Magst du jetzt deinen Thee haben?“

Sie trat zu ihm an das Bett und sah mit liebevoller Zärtlichkeit auf ihn nieder.

„Du bist ein gutes Mädchen,“ sagte er rasch — „das beste Mädchen in der Welt.“

Sie errötete freudig über dies ungewohnte Lob. „Es freut mich sehr, wenn du das denkst, Onkel,“ sagte sie sanft. „Aber jetzt, was kann das beste Mädchen in der Welt für dich thun? Hast du keine Schmerzen mehr?“

„Fast keine mehr; jedenfalls viel weniger. Glaubst du, daß ich sterben werde, Grace?“ Sie fuhr betroffen zurück und ihr Gesicht ward ganz blaß bei seiner plötzlichen Frage. „O nein! Warum fragst du so etwas, Onkel? Du hast dich nur sehr erkältet oben in den kalten Räumen. Ich habe mich schon oft gewundert, daß du es so lange aushieltest.“

„Ja, es ist ziemlich kalt da oben. Ich war oft bis auf die Knochen durchfroren, und Walters Finger waren oft blau vor Kälte. Lauf nachher hinauf und sag ihm, daß er die Seifenkisten vom Kamin wegräumt und alles einrichtet, daß man morgen früh gleich ein tüchtiges Feuer hat.“

„Schön, Onkel; aber ich glaube nicht, daß ich dich morgen schon hinauflassen darf.“

„Nicht für mich, sondern für Walter. Wenn ich morgen besser bin, habe ich was anderes zu thun.“

„Nun, wir wollen sehen. Jetzt muß ich aber den Kessel aufsetzen. Willst du nicht etwas essen zum Thee?“

„Nein; ich habe keinen Hunger,“ antwortete er, und seine Blicke folgten ihr, als sie das Zimmer durchschritt und sich mit der ihr eigenen anmutigen Gewandtheit mit den Vorbereitungen zum Abendbrot zu thun machte.

„Du bist ein fleißiges Geschöpf. Nichts ist dir zu viel,“ bemerkte er sinnend. „'s ist freilich ein trauriges Leben für ein junges Mädchen wie du. Ich wundere mich, daß du es so lange ausgehalten hast.“

„Es war doch eine recht gute Zeit, im ganzen, Onkel,“ entgegnete Grace fröhlich. „Ich habe so viel zu danken; ich komme nie von einem Ausgange heim, ohne es aufs neue zu fühlen. Und ich habe mich immer bemüht, zufrieden zu sein.“

„Hast du mir nie gezürnt?“ fragte er plötzlich.

„Nein, nie; aber —“

„Aber was?“

„Du hast mir oft leid gethan.“

„Warum?“ — „Weil du dir und andern das Leben nicht so schön gemacht hast, als du gekonnt hättest.“

„Wieso? Kann ein armer Mann sich Luxus gestatten?“ fragte er etwas gereizt.

„Das nicht, Onkel; aber ich meine, manche arme Leute verstehen auch bei geringen Mitteln glücklich zu sein. Aber wir dürfen jetzt von nichts Unangenehmem reden — es ist dir nicht gut.“

„Doch, ich möchte reden. Sag' mal, warst du sehr enttäuscht, daß wir letzten Sommer nicht nach Ayrshire gingen?“

„Ja, Onkel, zuerst schon. Aber du gehst gewiß mit mir hin, wenn es wieder Sommer ist, nicht wahr?"

„Du wirst jedenfalls hinkommen, ob ich hingehe oder nicht," antwortete er mit großer Bestimmtheit. „Sag' mir, Kind, was denkst du von Walter?"

„Von Walter?!" fragte sie überrascht.

„Ja. Hältst du ihn für einen klugen Kopf?"

„Gewiß. Ich glaube, er könnte alles lernen, Onkel," erwiderte sie warm. „Jawohl, Walter ist sehr gescheit."

„Und brav?" — „Ja gewiß — du und ich, wir wissen, daß es wenige giebt, wie er," antwortete sie ohne zu zögern.

„Und du hast ihn gern?" — „Natürlich; es wäre sehr sonderbar, wenn ich ihn nicht möchte," erwiderte Grace ohne die geringste Verlegenheit. — „Glaubst du, daß er im stande wäre, eine viel höhere Stellung auszufüllen, als seine jetzige?"

„Gewiß, Onkel; und, wenn du mir's nicht übel nimmst, ich habe oft gedacht, du solltest ihn besser bezahlen."

„Es ist dem Manne gut, daß er das Joch trage in seiner Jugend — es wird sein Schade nicht sein, das verspreche ich dir."

„Vielleicht nicht; aber wenn er noch mehr gelernt hat — und er kommt wunderbar schnell vorwärts, Onkel — so wird er nicht hier bleiben. Wir könnten es auch nicht verlangen."

„Warum nicht, wenn das Geschäft gute Zinsen trägt?"

„Thut es das?" fragte Grace mit leichtem, schelmischen Lächeln.

„Jedes Geschäft macht sich bezahlt, wenn es gut versehen wird," antwortete Abel Graham in seiner gewöhnlichen, ausweichenden Art; „und ein tüchtiger junger Mann kann ein kleines Geschäft leicht in die Höhe bringen, wenn er die Gelegenheit zu benutzen weiß."

„Geld ist nicht alles," bemerkte Grace sinnend, während sie gleich nachher den Tisch deckte; „aber es läßt sich viel damit ausrichten."

„Ja, da hast du recht, mein Mädchen; es ist ein Elend, wenn man keines hat. Angenommen, du wärest reich, was würdest du mit deinem Gelde anfangen?"

„Denen helfen, die keines haben; das ist das einzige, wozu das Geld gut ist."

„Du sprichst ohne Einsicht und Erfahrung," sagte der alte Mann streng. „Weißt du nicht, daß es eine Sorte Leute giebt, — Walters Eltern z. B. — die mit Geld zu unterstützen nicht nur nutzlos, sondern sündlich ist? Denk' nur an den armen Jungen. Er hat ja wirklich nur einen kleinen Lohn gehabt, aber wenn er doppelt und dreifach so viel bekommen hätte, wäre es ganz dasselbe gewesen."

Graces klare Stirne zog sich in ernste Falten. „Es ist traurig, Onkel, ja. Man müßte aber suchen, ihnen auf andere Weise zu helfen."

„So — wie denn? Es giebt in Glasgow genug reiche und thörichte Frauen, die von unwürdigen Armen systematisch ausgeplündert werden, von Leuten, die durchaus nicht arm wären, wenn sie ihren Kopf und ihre Hände brauchen wollten und nicht moralische Lumpe wären. Man sollte keiner Frau die unumschränkte Verfügung über große Summen gestatten. Ihre Weichherzigkeit wird zu sehr mißbraucht und ihr Vertrauen zu oft schmählich getäuscht."

„Du beurteilst die Frauen sehr hart, Onkel," antwortete Grace halb belustigt von seinem Eifer. Sie fürchtete sich nie vor ihm. Obwohl sie nicht allzu viel gemein hatten, bestand doch ein gegenseitiges Verständnis zwischen ihnen, und Unterredungen solcher Art waren nichts Seltenes in der großen, stillen Küche. „Ich möchte lieber immer arm bleiben, Onkel," fuhr das Mädchen fort, „wenn ich mit meinem Gelde nicht thun dürfte, was ich wollte. Durch Erfahrung würde ich schon lernen klug und vorsichtig zu sein."

„Ja, durch Erfahrung, die dich ins Armenhaus bringen würde. Hättest du kein Vergnügen an Dingen, die andere Frauen lieben — schöne Kleider, Schmuck u. dgl.?"

„Ich weiß nicht, Onkel, weil ich nie etwas davon besessen habe," lachte Grace. „Ich glaube, ich würde sie auch nicht verachten."

Herr Graham gähnte und drehte sich gegen die Wand um, als ob er des Redens müde wäre. Grace machte das Abendessen fertig und rief dann Walter dazu. Es war

ein lieblicher Anblick, sie um den Kranken beschäftigt zu sehen, für dessen Bequemlichkeit sie in der zartesten Weise sorgte. Als sie später das Haus verlassen hatte, um ein hustenstillendes Mittel für ihn zu holen, während Walter am Tisch bei seinen Büchern saß, setzte sich Herr Graham plötzlich im Bett auf und sagte: „Was machen deine Studien, Wat? Du bist ja recht ausdauernd. Wenn der Fleiß noch was vermag, so muß es dir gelingen."

„Es geht nicht gar zu leicht, wenn mau schon älter ist."

„Älter?" wiederholte der Kranke mit leisem Lachen. „Wie alt bist du denn?" — „Neunzehn." — „Neunzehn? Ja, ja, so siehst du auch aus. Du hast dich zu deinem Vorteil verändert in letzter Zeit. Du meinst wohl, ich habe dich recht schlecht behandelt, hm?"

„Ich meine, Sie bezahlen mich nicht gut genug," antwortete Walter lachend, „und ich habe auch vor, Sie um eine Aufbesserung zu bitten."

„Warum bist du denn noch so lang bei mir geblieben? Niemand hat dich dazu gezwungen."

„Nein; aber ich bin jetzt hier eingelebt und bin gern da," erwiderte der junge Mensch aufrichtig; aber er hatte den Blick auf seine Bücher gerichtet, als ob sich hinter seinen Worten noch etwas verberge, was er nicht gerne sehen lassen wollte.

„Ja, ja — jeder ist sich selbst der nächste. Gesetzt den Fall, du wärest Herr in diesem Geschäft, was würdest du thun?" — „Es fortführen, so gut ich immer kann." — „Ja, aber wie? Ich denke mir, du würdest alles anders einrichten." — „Wohl, das würde ich," gab Walter freimütig zu. „Erst würde ich so oder so mit all den alten Schulden aufräumen und dann das Geschäft nach andern Grundsätzen neu anfangen. Wenn ich Sie wäre, möchte ich nicht immer neue Rechnungen zu den alten Schulden schreiben. Man verliert dabei fast den Überblick, und es ist grausam gegen die armen Teufel, die nie von Schulden loskommen; sie können sich nie unabhängig machen. Es ist eine elende Art, Geschäfte zu machen."

„So so! Du nimmst kein Blatt vor den Mund, du Grünschnabel. Bitte, sag mir, woher hast du diese hohen, großartigen Anschauungen?"

„Ich weiß nicht, ob sie hoch oder großartig sind, aber sie entsprechen dem gesunden Menschenverstande," antwortete Walter unbeirrt. „Sie wissen's am besten, wie Sie sich selbst fast zu Tode geplagt haben und wie scharf diese unzuverlässigen Kunden beobachtet sein wollen. Es kommt wirklich nichts dabei heraus."

„Nicht? Bitte, wie weißt du das?" fragte Abel Graham mit funkelnden Augen. — „Ich weiß es natürlich nicht, aber Sie sagen ja immer, Sie seien ein armer Mann." — „Und du glaubst es nicht, he? Deshalb bist du vielleicht so lang bei mir geblieben?" sagte der alte Mann mit seinem unangenehmsten Lächeln. Walter erwiderte kein Wort. Sie waren schon mehrere Jahre beisammen gewesen, und es herrschte ein gewisses Verständnis, ja eine Art gegenseitiger Zuneigung zwischen ihnen. In letzter Zeit hatte Walter mehrmals seines Herzens Meinung mit einer Offenherzigkeit ausgesprochen, die seinen sonderbaren Herrn zugleich in Erstaunen setzte und ihm gefiel, wenn er sich auch stets entrüstet darüber zeigte. „Das Mädchen ist meine einzige Sorge," murmelte er jetzt vor sich hin. „Aber sie wird Freunde finden — mehr vielleicht, als ihr lieb ist — armes Ding, armes Ding!"

Walter fuhr überrascht und erschrocken auf bei seinen Worten. Aber da Grace in diesem Augenblick eintrat, unterdrückte er die ängstliche Frage, die auf seinen Lippen schwebte.

Zehntes Kapitel.

In Ayrshire.

Herr Graham hatte eine ruhige Nacht und fühlte sich am Morgen so viel besser, daß er darauf bestand, aufzustehen. „Wie ist das Wetter?" war seine erste Frage an Grace, als sie kurz nach 6 Uhr in die Küche trat.

„Wunderschön, Onkel, — so köstliche, weiche Luft! Ganz anders wie gestern. Auf meinem Baume sitzt ein Vogel und singt ein Frühlingslied.“

Die graue Eintönigkeit ihres Daseins hatte ihren poetischen Sinn nicht zu ersticken vermocht.

„Ist's warm? Scheint die Sonne?“

„Noch nicht, aber sie wird bald kommen. Wie hast du geschlafen, Onkel?“ — „Ziemlich gut; es geht mir besser — wirklich ganz gut; sobald das Feuer brennt, will ich aufstehen.“

„Sei nicht zu schnell, Onkel. Ich meine wirklich, du solltest heute noch im Bett bleiben.“

„Nein; ich habe etwas vor. Wie bald kannst du mit deiner Arbeit fertig sein? Und hast du etwas, was du für Walter zum Mittagessen hinstellen könntest?“ — „Warum, Onkel?“

„Weil wir einen Ausflug zusammen machen wollen.“

„Du darfst heute keinen Fuß aus dem Hause setzen,“ antwortete das Mädchen rasch. „Es wäre sehr gefährlich.“

Herr Graham lächelte beifällig — die Entschiedenheit, welche sie in der Sorge für sein Wohl an den Tag legte, mißfiel ihm durchaus nicht. „Nun, wir wollen sehen, ob die Sonne heraus kommt,“ sagte er. „Ich muß heute gehen, mögen die Folgen sein, welche sie wollen, und du mußt mich begleiten. Ich hab's schon zu lange hinausgeschoben.“

Grace fragte nicht weiter, sondern beeilte sich, das Feuer zu schüren und ihrem Onkel eine Tasse Thee zu bereiten, ehe er das Bett verließ. „Zieh deine warmen Sachen an, Grace, und mach dich fertig zu einer Reise mit der Eisenbahn,“ sagte er nach dem Frühstück. Das junge Mädchen sah ihn fragend an, fast als fürchte sie, er sei nicht recht bei Sinnen.

„Onkel Abel, wo denkst du hin? du bist nicht gewöhnt zu reisen und nun willst du heute fort, wo du so erkältet bist!“ rief sie ganz bestürzt. — „Ja, meine Liebe, ich gehe, und du kommst mit; also eile dich, damit wir den Tag ausnützen können.“ —

„Fahren wir weit?“ — „Das wirst du schon sehen,“ antwortete der alte Mann ziemlich kurz, und Grace beendete, immer noch höchlich verwundert, eilig ihre Morgenarbeit und fing an, sich für den unerwarteten Ausflug anzukleiden. Aber sie wurde ein Gefühl des Unbehagens und der Sorge nicht los; es drängte sie, Walter aufzusuchen, und als sie fertig war, lief sie zu ihm hinauf. Der junge Mann war eifrig beschäftigt und schwelgte dabei in dem ungewohnten Genusse eines tüchtigen Feuers. „O, wie behaglich!“ rief Grace, „ganz anders wie sonst, nicht wahr? Denken Sie nur, Walter, Onkel macht eine Reise mit der Eisenbahn, und ich soll ihn begleiten. Hat er Ihnen etwas darüber gesagt? Haben Sie eine Idee, was das bedeutet?“ — „Nein; er ist ein wunderlicher, alter Kauz. Hoffentlich hat er den Verstand nicht verloren.“ — „O nein; er sagt, er sei ganz wohl. Ich weiß wirklich nicht, was ich denken soll. Sie finden Ihr Essen im Ofen, Walter, und nicht wahr, Sie schüren ordentlich unten, damit es schön warm ist, wenn Onkel vielleicht recht müde und durchfroren heimkommt. Wenn er sich nur nicht auf's neue erkältet!“

Walter stützte die Ellbogen auf seine Seifenkiste und blickte Grace mit eigentümlichem Ernste an. „Es liegt was in der Luft — es geht was vor — ich fühle es, etwas was mir nicht lieb ist. Mir ist's so eigen — wenn's nur zu Haus nicht schlechter steht, als gewöhnlich.“

„Ach, bilden Sie sich nichts ein. Ich hoffe, Sie haben heute so viel zu thun, daß Sie nicht solches Zeug denken können.“ Sie wünschte ihm guten Morgen und lief schnell wieder hinunter zu ihrem Onkel.

Und nun, zum erstenmal seit jener denkwürdigen, traurigen Reise aus dem Venndorfe in die Großstadt, machten sich die beiden, der Greis und das junge Mädchen, auf den Weg nach einem gemeinsamen, Grace noch unbekannten Ziele. Beide dachten an jene frühere Reise, wenn auch keines davon sprach. Grace bemerkte in dem Wesen ihres

Onkels eine gewisse Erregung, die sich in der Ruhelosigkeit seiner Bewegungen und in dem ungewöhnlichen Glanze seiner durchdringenden Augen verriet. Grace hatte längst alle Scheu vor diesen Augen verloren. Ein ruhiges Vertrauen war zwischen ihnen erwachsen, und sie liebte ihren Onkel aufrichtig. Es wäre ihr ja unmöglich gewesen, neben irgend einem nicht durchaus abstoßenden menschlichen Wesen zu leben, ohne ihm etwas von dem Reichtum der in ihr wohnenden Liebe zuzuwenden. Was sie ihrem Onkel war, davon hatte sie selbst kaum eine Ahnung, wußte nicht, daß sie in seinem einsamen alten Herzen eine tiefe warme Zuneigung erweckt hatte, deren Stärke ihn selbst überraschte. —

Herr Graham hieß seine Nichte zurückbleiben, während er die Fahrkarten löste, und erst als sie schon im Zuge saßen, wiederholte Grace ihre Frage nach dem Ziele ihrer Reise. Statt der Antwort hielt er ihr das Billet entgegen, und zu ihrem großen Erstaunen las sie darauf: Mauchline. Sie wurde dunkelrot vor Erregung. „O, Onkel, was bedeutet das? Warum willst du gerade heute hin?"

„Ich habe meine Gründe, und du wirst sie vielleicht früher erfahren, als du denkst."

„Ist es weit, Onkel? Ich bin so in Sorge um dich. Laß mich das Fenster schließen. Fahren wir also wirklich jetzt nach Ayrshire?" Sie war wie ein Kind in ihrer freudigen Aufregung, setzte sich dicht ans Fenster und blickte, als der Zug die Stadt verlassen hatte, mit dem regsten Interesse in die noch ziemlich winterliche Landschaft hinaus. „Ach Onkel, es ist so köstlich, das weite Land zu sehen und den hellen, klaren Himmel darüber! O, hier kann man frei atmen!"

„Ich meine, es sieht alles kahl und winterlich genug aus," antwortete der alte Mann mit einem Seufzer, „ich wenigstens sehe nicht viel von Schönheit."

„Wie sonderbar! Mir kommt alles schön vor. Sind wir schon in Ayrshire? Sag mir, wenn es anfängt."

Mit stillem Lächeln beobachtete er sie und freute sich an ihrer jugendlichen Begeisterung. Aber bald schienen ihn trübe Gedanken zu beschäftigen; er seufzte plötzlich tief auf und zuckte schaudernd zusammen. Fühlte er sich unwohl oder suchten ihn schmerzliche Erinnerungen heim? — In wenig mehr als einer Stunde hielt der Zug an einer kleinen, ländlichen Station und unsere Reisenden verließen den Wagen. Es war ein köstlicher Frühlingstag; die Sonne schien hell und warm vom wolkenlosen Himmel; die Luft war voll verheißungsreicher Düfte; neues, frohes Leben herrschte überall. „Nun, mein Kind, wir haben viel vor uns," begann Herr Graham. „Was möchtest du denn alles sehen?"

„Moßgiel und Ballochmyle, und das Haus, in dem ihr in Mauchline gewohnt habt."

„Gehen wir zuerst dahin; 's ist kein großartiges Gebäude übrigens, nur ein weißgetünchtes, strohgedecktes Häuschen in einer Seitengasse. Wenn wir es gesehen haben, wollen wir ein Wägelein nehmen und nach den anderen Orten fahren." — „Aber das wird sehr viel kosten," bemerkte Grace nachdenklich, vor deren Augen plötzlich die täglichen, kleinlichen Sorgen des Lebens in der Colquhonstraße auftauchten. — „Vielleicht; aber es wird sich machen lassen. Gehen können wir auf keinen Fall, also müssen wir fahren. Gieb mir deinen Arm."

Das that Grace und nie seit jenen alten Tagen im Moore hatte sie sich so glücklich gefühlt. Unter ihren Füßen die grünende Erde, über ihr die leise vom Winde bewegten Bäume, dazu der Gesang der Vögel anstatt des betäubenden Lärmes in den Straßen der Stadt. Schweigend schritten sie dahin, bis sie die stille breite Straße des alten Dorfes erreicht hatten — da war es, als ob die Hülle der Zurückhaltung von Abel Graham gefallen wäre, er ward gesprächig und mitteilsam wie ein Knabe in der Heimat seiner Kindheit, die er nie vergessen hatte. Er führte Grace an Poosie Nancie's Schenke vorbei und ließ sie einen Blick in das klassische Innere derselben thun; dann bogen sie in eine schmälere Gasse ein und standen vor dem kleinen Hause, in dem er und Graces Vater geboren und aufgewachsen waren. Das junge Mädchen wurde ganz stille, während sie versuchte, sich den geliebten Vater als Knaben auf seiner Mutter Schoß vorzustellen oder sich zu denken, wie er durch die niedere Thüre aus und ein gesprungen

oder mit anderen Knaben auf der Straße gespielt und gesungen; und als sie sich zum Gehen wandten, war ihr Auge feucht.

„Ich bin so froh, Onkel, daß du mich hierher geführt hast," begann sie nach einer kleinen Weile. „Aber sage mir, was hat dich gerade heute hergetrieben? Hat dich eine plötzliche Sehnsucht überkommen, die alte Heimat wiederzusehen?"

„Nein, das war es nicht. Du wirst's schon einmal erfahren, warum ich heute her mußte. Jetzt gehen wir ins Gasthaus und lassen uns was zu essen geben, während der Wagen besorgt wird. Sieh, da ist die alte Kirche; in dem Kirchhofe liegt ein Menge berühmter Leute begraben. Gehen wir zuerst einmal hinein, damit ich dir zeigen kann, wo ich hingelegt werden will."

Sie traten ein und gelangten, an ziemlich unordentlich gehaltenen Gräbern vorübergehend, zu einem unebenen Hügel, der eine uralte, moosbedeckte steinerne Einfassung und einen ebenso alten Grabstein hatte. „Es steht ein Name auf dem Stein, Kind, aber du wirst ihn nicht lesen können," sagte Herr Graham. Grace bückte sich nieder, entfernte das hohe Gras von dem Stein und las: „John Bourhill-Graham von Bourhill und seine Gemahlin, Nancy Miller." — „Wer war das, Onkel — dein Vater und deine Mutter?" — „O nein; sie waren keine Grahams von Bourhill," antwortete er trocken. „Das liegt Generationen zurück." — „Aber es ist dieselbe Familie?" — „Wohl, ja. Du möchtest dich wohl noch weiter hier umsehen; aber es geht nicht. Jedenfalls wäre es auch keine sehr erheiternde Beschäftigung. Komm mit, wir müssen essen." Die verschwenderische Art, in welcher ihr Onkel heute mit seinem Gelde umging, setzte Grace in Erstaunen, aber sie machte keine Bemerkung darüber. Sofort nach einem reichlichen warmen Mittagessen fuhren sie an die Stellen, welche durch Burns verewigt sind und die Grace längst gerne gesehen hätte. Ballochmyle besonders, schon halb im Frühlingsschmuck, übertraf all ihre Erwartungen — und sie konnte keine Worte finden, ihr Entzücken auszudrücken. „Laß uns nicht so eilen, Onkel," bat sie, als sie an einer besonders schönen malerischen Waldlichtung ausgestiegen waren, „wenn du nicht sehr müde bist. Es ist so warm und schön und es kann noch nicht spät sein." — „Nein, 's ist erst ½3 Uhr; aber ich möchte dir noch Bourhill zeigen, wo unsere Vorfahren lebten. Hat dein Vater nie von Bourhill gesprochen?" — „Nein, nie; ich weiß gewiß, daß ich den Namen nie gehört habe, bis ich ihn heute auf dem Kirchhofe las." — „Ich kann dir sagen, warum. Er hatte einen Traum, einen thörichten Traum, wie es sich zeigte — nämlich, daß er eines Tages das Haus Graham auf Bourhill wieder aufrichten würde. Er hoffte, sich mit seinen Bildern die Mittel dazu zu erwerben — aber es war eine leere Täuschung."

Ein Schatten flog bei diesen Worten über Graces fröhliches Gesicht. „Ist Bourhill ein großes Besitztum?" fragte sie dann.

„Jetzt nicht mehr. Vor 100 Jahren gehörten mehrere Pachthöfe dazu, und es war ein stattliches Erbgut; aber es ist längst verschleudert." — Wie denn?" — „Durch Trunk und Spiel und dergleichen. Mein Großvater David Graham kannte den Geschmack von Poosie Nancies Bier zu gut, um in seinem Eigenen nach dem Rechten zu sehen, und so schlüpfte es ihm durch die Finger wie eine Schnur ohne Knoten." Der alte Mann wurde immer gesprächiger und brachte aus der Vorratskammer seines Gedächtnisses eine Fülle von Erinnerungen zum Vorschein, denen Grace mit atemloser Aufmerksamkeit lauschte. So frisch und lebendig hatte sie ihn noch nie gesehen; erstaunt blickte sie ihn wieder und wieder an, während sie gemächlich im hellen Sonnenschein durch das schöne, weite Land dahin fuhren, an Feldern vorüber, wo die junge Saat schon kräftig grünte und sproßte, und an anderen, wo jetzt erst gesäet wurde. Allüberall erfreuten vertraute Bilder und Klänge das Herz des jungen Mädchens, das in der großen Stadt nie und nimmer heimisch werden konnte. „Ach Onkel, es ist zu schön hier! Sieh nur dort die blauen Berge und die Wälder ringsumher. Kein Wunder, daß Burns hier dichten konnte, wo alles Poesie ist."

„Ja, für deine Augen, weil du jung bist und noch nichts Schöneres gesehen hast. Sieh, dort hinaus liegt das Meer. Wenn es etwas klarer wäre, könntest du die Schiffe

im Hafen von Ayr sehen. Siehst du die kleinen Hügel dort links? Unter seinen Bäumen liegt Bourhill.“ — „Es ist eine lange Fahrt bis dahin, Onkel. Ich hoffe, sie hat dich nicht zu sehr ermüdet?“ — „Nein, nein, es ist mir ganz wohl. Wir wollen die Allee hinauf bis an das Haus fahren und dann umkehren. Ich möchte, daß du das Haus sähest.“

„Wohnt niemand darin?“ — „Jetzt nicht.“

Eine Viertelstunde später fuhren sie durch ein eisernes Gitterthor in eine Allee schöner alter Bäume ein, die wohl 10 Minuten lang war und in einer scharfen Biegung endete, welche sie ganz plötzlich vor das Haus brachte — ein einfaches, viereckiges massives Gebäude mit säulengeziertem Eingangsthore und hohen, weiten Fenstern, die von hundertjährigem Epheu umrahmt waren. Fenster und Thüren waren geschlossen, der Kiesplatz vor dem Hause mit Moos und Unkraut bedeckt, das Gras auf den Rasenplätzen zwischen den dichtverwachsenen Gebüschen lang und ungepflegt. Trotzdem machte das Ganze einen anheimelnden, einladenden Eindruck.

„Das ist Bourhill, mein Kind — und wie auch dein Vater später darüber gedacht haben mag, einst war es jedenfalls sein Wunsch, es für die Grahams zurückzugewinnen. Gefällt es dir?“

„Ja, Onkel; aber es sieht so einsam und verlassen aus.“

„Es wird nicht lange so bleiben,“ sagte der alte Mann, hüllte sich fester in seinen Mantel und hieß den Kutscher umkehren. Ehe jedoch das Haus außer Sicht kam, sah er mit eigentümlich verlangendem Blick auf dasselbe zurück und wiederholte leise: „Es wird nicht mehr lange so sein, nicht mehr lange — und es wird eine große Sühne sein.“

Elftes Kapitel.

Dunkle Tage.

In der folgenden Nacht wurde Grace durch ihres Onkels Stimme geweckt, welcher laut ihren Namen rief, und als sie zu ihm eilte, fand sie ihn in großen Schmerzen und schwerer Atemnot. Sie hatte ihren Vater mehr als einmal in ähnlichem Zustande gesehen und wußte, was sie zu thun hatte. In wenigen Minuten hatte sie ein helles Feuer angemacht und den Kessel aufgesetzt; dann lief sie, um Walter zu wecken, damit er den Arzt hole. Die einfachen Hausmittel, die ihr durch Erfahrung bekannt waren, brachten dem Kranken bedeutende Erleichterung, und er atmete schon viel leichter, als der Arzt kam. Dieser untersuchte ihn gründlich und machte ein sehr ernstes Gesicht. „Ich vermute, meine Stunde ist gekommen?“ sagte Abel Graham in trockenem Tone. „Ich halte nicht viel von Ihrer Sippschaft — bin ihr aus dem Wege gegangen, wo ich konnte — aber Sie können einem Manne wohl sagen, was er meist schon selbst weiß, ob der Tod vor seiner Thüre steht?“

Der Arzt sah ihn mit eigentümlichem Lächeln an. Er war ein junger Mann, der sich mühsam den Weg bahnen mußte, ein ehrlicher, aufrichtiger Mensch, der seinen Beruf verstand und liebte. „Sie haben keine hohe Meinung von uns, Herr Graham; aber manchmal sind wir doch von Nutzen. Die junge Dame hier scheint eine vortreffliche Krankenpflegerin zu sein; sie hat gethan, was unter diesen Umständen das Beste war.“ Er sah Grace an und in seinem Blick lag das Erstaunen, in einer solchen Umgebung eine Erscheinung wie die ihrige zu treffen. Walter, der im Hintergrunde stand, empfand dabei, ohne sich darüber klar zu sein, seine erste Anwandlung von Eifersucht.

„Wir können nicht viel thun in einem solchen Falle,“ fuhr der junge Arzt fort. „Ich habe nie etwas so Thörichtes gehört, als was Sie mir eben erzählt — daß der Kranke gestern, an einem Märztage, stundenlang auf offenem Wagen gefahren ist. Ein Mann, der so wenig auf sich achtet, muß auch darauf gefaßt sein, die Strafe dafür zu leiden, Herr Graham.“

„Nun, nun, wenn meine Zeit um ist, so ist sie um, das weiß ich," erwiderte dieser gereizt. „Wie lange geben Sie mir noch Frist?"

„Jahre lang, vielleicht, wenn Sie sich schonen — wenn dieser Anfall glücklich überstanden ist." Der Kranke lächelte sarkastisch. „Wollen sehen, wer von uns beiden recht hat," erwiderte er; „Sie können jetzt gehen."

Grace nahm das Licht und geleitete den Doktor hinaus. „Glauben Sie wirklich, daß er wieder gesund wird?" fragte sie, als sie außer Hörweite waren.

„Es kann sein, aber nur bei sorgfältigster Pflege. Beide Lungenflügel sind stark entzündet, und er hat nicht viel zuzusetzen. Ist er Ihr Großvater, wenn ich fragen darf?"

„Nein, mein Onkel."

„Und leben sie ganz bei ihm?"

„Ja, ich bin hier zu Hause", antwortete Grace und konnte kaum ein Lächeln unterdrücken bei des Doktors verwundertem, mitleidigem Blick. — „Wirklich? Und Sie sind zufrieden hier — Sie sehen so aus," sagte er, einen Augenblick länger an der Thüre stehen bleibend, als notwendig gewesen wäre.

„O ja; Onkel ist sehr gut gegen mich," antwortete sie. „Nicht wahr, Sie kommen morgen früh recht bald wieder." — „Gewiß; guten Morgen. Haben Sie auch acht auf sich selbst. Sie sehen auch nicht aus, als ob Sie viel aushalten könnten." — „O, ich bin ganz gesund," antwortete Grace lächelnd; „adieu!" Sie ging zurück ins Krankenzimmer, um dort die Wacht zu halten. Auf ihre bestimmt ausgesprochene Bitte suchte Walter sein Lager wieder auf, während sie am Feuer sitzen blieb, keinen Augenblick schlummernd, stets bereit, dem Kranken jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. Er sprach wenig, aber er schien Grace zu beobachten und sich innerlich mit ihr zu beschäftigen. „Erinnerst du dich noch des Abends, an dem ich kam, als dein Vater gestorben war?" fragte er einmal. — „Ja," antwortete sie leise, „ich weiß es noch sehr gut." — „Du hieltest mich damals für hart und lieblos, nicht wahr?" — „Wenn ich es that, Onkel, so ist es längst vorüber. Es nützt nichts, das Vergangene zurückzurufen." — „Vielleicht nicht; aber, Kind, wenn man auf dem Sterbebett liegt, geht man gerne in die Vergangenheit zurück und sucht daraus einen Trost zu schöpfen für die Zukunft — in meinem Falle leider vergeblich." — „Ich hoffe, du stirbst nicht, Onkel; du bist noch nicht so alt," sagte Grace aufmunternd. — „Nein, den Jahren nach nicht — kaum 60 — aber alt genug, um Leid zu tragen über mein verlorenes Leben. Hast du noch dieselben Ansichten in Bezug auf das, was du thun würdest, wenn du reich wärest?"

„Ja; aber es ist so unwahrscheinlich, Onkel, daß ich je reich sein werde. Und es ist natürlich leicht zu sagen, was man thun würde, wenn das und das der Fall wäre. In der Wirklichkeit ist wohl manches anders und schwerer."

„Du bist sehr weise für deine Jahre. Wie alt bist du eigentlich?"

„Siebzehn und ein viertel."

„Ja, und du siehst nicht jünger aus; man könnte dich gut für zwanzig halten — kein Wunder übrigens —"

„Ich wollte, du redetest nicht so viel, Onkel; es regt dich auf und strengt dich an," sagte Grace mit sanftem Vorwurf.

„Ich muß reden, so lang ich kann. Wenn ich nun sterbe, was wirst du anfangen?"

„Es wird mir gewiß ein Weg gezeigt werden; irgendwo muß ein Plätzchen für mich sein," sagte Grace tapfer. Trotzdem ward ihr Gesicht bleicher und sie fröstelte leicht, während sie ihre Augen in dem Raume umhergehen ließ, der bei all seiner Armseligkeit ihr doch zu einem friedlichen, behaglichen Heim geworden war. Dem Kranken entging ihre Bewegung nicht, und um seinen Mund spielte ein schwaches wehmütiges Lächeln. „Du glaubst, der Herr wird für dich sorgen?" fragte er in seinem alten, grimmigen Tone. — „Ja, das glaube ich." — „Läßt er nie jemand im Stich, he?" — „Nein. Er sorgt nicht immer in der Weise für uns, wie wir es erwarten und wünschen, aber es ist doch stets für uns gesorgt," antwortete das Mädchen und ihre Augen leuchteten in ruhigem Glanze.

„Ein sehr bequemer Glaube, schade nur, daß er nicht stichhält und, wie mir scheint, auch nicht ehrlich und rechtschaffen ist. Willst du sagen, es sei recht, die Hände in den Schoß zu legen und darauf zu warten, daß der Herr uns versorgt und dabei einstweilen auf anderer Leute Kosten zu leben?" — Grace lächelte. „Nein, das ist nicht recht, sondern unrecht, sehr unrecht und wird nicht unbestraft bleiben. Weißt du nicht, daß es heißt, Gott hilft dem, der sich selbst hilft?"

„Hm — ja; ich muß bekennen, ich verstehe deine Theologie nicht. Aber sage mir, was glaubst du, daß mit mir werden wird, wenn ich nicht mehr da bin?"

„Ich weiß nicht, Onkel. Du weißt selbst am besten, was du zu hoffen hast."

„Ich habe keine Hoffnung, und ich kann nicht einsehen, wie irgend jemand wagen kann, das Gegenteil zu behaupten. Was man von einem zukünftigen Leben sagt, ist alles nur Vermutung. Wie kann man etwas Bestimmtes darüber wissen? Es ist noch nie jemand zurückgekommen, um uns Bericht zu erstatten."

„Nein; aber wir wissen trotzdem, daß im Himmel viele Wohnungen sind, die Gott für seine Kinder bereitet hat."

„Mich würdest du wohl nicht zu diesen rechnen," sagte der Greis anscheinend spöttisch, während sich in seinem Blick ein tiefer Ernst, ja eine verzehrende Angst aussprach. Grace sah ihn liebevoll an und antwortete: „Warum nicht, Onkel? Ich habe dich nicht zu richten. Gott ist es, der die Herzen kennt."

„Das mag sein. Aber was ist deine Meinung über mich? Deine Augen sehen scharf genug, obwohl du so still durch die Welt gehst."

„Aber ich kann es nicht wissen, Onkel. Wenn du glaubst, daß Christus für dich gestorben ist, so bist du ein Kind Gottes, obwohl" — fügte sie etwas zögernd hinzu — „du ihm vielleicht nicht sehr treu gedient hast."

„Also du meinst, ich habe ihm nicht gedient, — he?" forschte er mit eigentümlicher Hartnäckigkeit.

„Vielleicht hättest du es mehr thun können, Onkel. Ich glaube, wenn du wieder besser bist, wirst du mehr für andere thun," erwiderte Grace. „Aber nun mußt du unbedingt still sein und ruhen. Ich rede jetzt auch kein Wort mehr, kein Wort."

Abel Graham wandte sich gegen die Wand und schloß die Augen, aber nicht um zu schlafen; Kopf und Herz waren ihm zu voll von beunruhigenden Gedanken und Gefühlen. In der Morgendämmerung schlummerte Grace etwas ein, da sie glaubte, der Kranke schliefe. Als es Tag wurde, erhob sie sich und ging mit raschen, aber lautlosen Schritten umher, bemüht, ihn nicht zu wecken. Aber der Kranke schlief nicht. Er hielt Rückschau über sein Leben, das er abgeschlossen vor sich liegen sah. Ach, er wußte selbst am besten, was es für ein armes, selbstsüchtiges Leben gewesen war, wie wenig es zum Wohle und zur Glückseligkeit anderer beigetragen hatte, und diese Erkenntnis erfüllte ihn jetzt mit bitterer Reue. Niemand außer ihm selbst und seinem Schöpfer wußte, welche Qualen ihm sein erwachtes Gewissen in diesen stillen Morgenstunden bereitete. Grace und Walter sahen ihn in anscheinender Ruhe liegen und sprachen nur flüsternd miteinander, während sie ihr Frühstück verzehrten, und nachdem Walter an die Arbeit gegangen war, fuhr Grace so leise als möglich in der Besorgung ihrer täglichen Geschäfte fort. Aber so oft sie einen Blick auf das bleiche, abgezehrte Gesicht mit den geschlossenen Augen warf, wünschte sie sehnlich die Ankunft des Arztes herbei.

Ungefähr um $^1/_2$10 Uhr klopfte es an die Hausthüre und Grace eilte fast fröhlich hinaus in der Meinung, es sei der Erwartete. Aber eine Persönlichkeit ganz anderer Art stand vor ihr, als sie die Thüre öffnete — ein Mann in unordentlicher, schmutziger Arbeiterkleidung, den Ausdruck der Verkommenheit in dem aufgedunsenen Gesichte. Grace trat einen Schritt zurück und hätte am liebsten die Thüre wieder geschlossen, während sie höflich nach seinem Begehren fragte. „Ist Wat da? Ich möchte meinen Sohn Wat Hepburn sprechen," sagte er und als er den Mund öffnete, kam ihr ein starker Branntweingeruch entgegen, der sie mit Ekel und Abscheu erfüllte. Das also war Walters Vater! Armer Walter! Ein unendliches Mitleid erfüllte ihre Seele. „Ja, er ist da, oben im Magazine. Bitte, kommen Sie herein," sagte sie. In diesem Augenblick kam

Walter, der seines Vaters Stimme erkannt hatte, die Treppe heruntergestürzt. „Nun, was soll's?“ fragte er kurz, und Grace beeilte sich, die beiden allein zu lassen. Fast fünf Minuten lang hörte sie in der Küche das Murmeln ihrer Stimmen in angelegentlichem Gespräch. Dann wurde die Hausthüre geschlossen und Walter kehrte nach oben zurück mit schweren, zögernden Schritten, wie es ihr schien. Gleich darauf richtete sich der Kranke auf und verlangte zu trinken. „Fühlst du dich besser?“ fragte Grace, während sie ihm die Kissen aufschüttelte. — „Nein. Hier — hier liegt es“ — er deutete auf seine Brust — „das drückt hinunter — bis ins Grab. Wenn das nicht weggeschafft werden kann, bin ich ein toter Mann. Hat der Grünschnabel von einem Doktor noch nichts von sich sehen lassen?“

„Nein; soll ich nach ihm schicken, Onkel?“

„Nein, nein; er kommt schon — öfter als man ihn braucht. Wer war vorhin da?“

„Walters Vater.“ — „So? Walters Vater? Was hat der gewollt? Vielleicht sich umsehen, ob er nicht was erwischen kann? — Wenn du mir den Thee gegeben hast, so nimm die Schlüssel aus meiner Rocktasche und gehe hinauf an den feuerfesten Schrank. Schließ ihn auf und bring mir die alte Brieftasche mit der roten Schnur darum.“

„Schön, Onkel.“

Als Grace hinauf kam, fand sie zu ihrer großen Überraschung den sonst so eifrig thätigen Walter mit verschlungenen Armen auf seinem Stuhle sitzend, und sie las in seinem düsteren Gesichte sofort, daß ein neuer Kummer ihn bedrückte. „Ach Walter, wie sehen Sie aus! Hoffentlich keine schlechten Nachrichten von zu Hause?“ — „Doch,“ stieß er heraus. „Ich wußte, es würde was geschehen — hab ich's nicht schon seit Tagen gesagt?“ — „Was ist's?“ fragte Grace. „Hoffentlich ist's nicht so sehr schlimm?“

„So schlimm wie möglich — Liß ist fort!“

Zwölftes Kapitel.

Abel Graham bestellt sein Haus.

Mit weitgeöffneten Augen starrte Grace den jungen Mann an. „Fort? Wie? Wohin? Ich kann es nicht verstehen.“ — „Um so besser,“ antwortete er rauh. „Sie ist davon gelaufen, und sie sind schuld daran. Jetzt kommen sie zu mir, nachdem das Unglück geschehen ist, und meinen, ich kann's wieder gut machen — — keinen Fuß reg' ich dafür. Meinetwegen mögen sie miteinander zum Teufel fahren.“

Er sprach mit einer Bitterkeit, wie Grace sie noch nie an ihm gesehen hatte. Sie stand da mit den Schlüsseln in der Hand, verwirrt und bekümmert. Sie verstand nicht, um was es sich handelte und zerbrach sich den Kopf darüber, wohin Liß wohl gegangen sei. „Haben sie Streit gehabt, oder was?“ fragte sie. — „Nein, ich glaube nicht mehr als gewöhnlich,“ antwortete er mit bitterem Lächeln. „Ich verurteile Liß nicht; sie ist nur, was sie aus ihr gemacht haben. Ich will Ihnen was sagen, Fräulein Grace,“ fuhr er fort, und seine Rechte ballte sich und sein junges Gesicht glühte vor Zorn und Scham — „wenn es keine Strafe giebt für die, welche Kinder in die Welt setzen und sie dann dem Verderben preisgeben, so giebt's keine Gerechtigkeit im Himmel, und ich glaube nicht daran.“

Grace trat einen Schritt zurück, und ihre Wangen entfärbten sich unter dem wilden Strom seiner Rede. So erregt hatte sie ihn noch nie gesehen. Er stand auf und ging in dem engen Raume zwischen den Kisten in einem wahren Sturme leidenschaftlicher Entrüstung auf und ab. „Fassen Sie sich, lieber Walter,“ bat Grace. „Vielleicht ist's nicht so schlimm, als Sie jetzt meinen.“

„Es ist so schlimm, daß es gar nicht schlimmer sein könnte. Das arme Ding! Jetzt ist sie verloren. Und sie war die einzige von ihnen, an der mir was gelegen war. Wenn sie anders erzogen worden wäre, hätte sie eine prächtige Frau werden können. Sie hat ein gutes Herz, aber es fehlte ihr an der rechten Leitung.“

Grace schwieg. Sie hatte nur eine dunkle Vorstellung von dem, was er meinte; eine eigentümliche Zurückhaltung verschloß ihr den Mund; sie that keine weitere Frage. „Und gerad jetzt, wo ich anfing, vorwärts zu kommen," rief Walter zornig, „muß so was vorfallen und mich zurückwerfen. Es war vergebens, daß ich mich empor zu arbeiten versuchte. Wäre ich doch lieber mit den anderen im Kot versunken! Wenn ich's jetzt noch thue, wird's das allerbeste für mich sein."

Das konnte Grace nicht mitanhören. „Es ist nicht recht, so zu reden, Walter," sagte sie, „und ich will es nicht hören. Was auch andere thun mögen und wie bitter und schmerzlich dies auch für Sie sein mag, Ihrer Ehre kann es nie schaden, bedenken Sie doch das!"

„Doch, es kann," versetzte er ungestüm. „Diese Art Schmach hängt einem Manne sein Leben lang an. Er muß die Sünde anderer tragen; das ist eben die grenzenlose Ungerechtigkeit. Die Unschuldigen müssen für die Schuldigen und mit ihnen leiden. Da giebt es kein Entrinnen."

Grace seufzte und ihr Gesicht nahm einen müden, traurigen Ausdruck an. Nie noch war ihr das Leben so schwer, so voll von Jammer und Herzeleid erschienen, als in diesem Augenblick. „Sie haben ihn also gesehen und hoffentlich auch bewundert," fuhr Walter mit bitterem Hohne fort. „Zehn Uhr früh, und schon halb betrunken! Was für Aussichten hat einer mit einem solchen Vater! Zehn gegen eins, daß ich noch selbst zu trinken anfange. Es wäre nicht das Schlimmste. Der Branntwein ersäuft die Sorgen, sagt man, und ich weiß, daß er das Gefühl abstumpft, das uns, so viel ich sehen kann, nur zur Qual gegeben ist."

Mit einem leisen Aufschluchzen wandte sich Grace von ihm und trat an den Schrank. Dieser Ton rief Walter zu sich selbst zurück und sofort änderte sich seine Stimmung. Mit feuchten Augen sah er auf das blasse, schlanke Mädchen, dem er mit seinen Worten weh gethan, ohne es zu wollen. „Verzeihen Sie mir. Ich weiß nicht, was ich sage; aber ich habe kein Recht, Sie zu betrüben, den einzigen Engel, den ich in dieser bösen Welt kenne."

Seine Worte zauberten ein schwaches Lächeln auf ihr Gesicht; sie wandte sich zu ihm, während sie vor dem offenen Schranke kniete, und heftete die großen, ernsten Augen auf ihn. „Wie Sie reden! Sie müssen sich ein wenig mehr beherrschen lernen, Walter. Selbstbeherrschung ziemt dem Manne," sagte sie ruhig. „Ich weiß nicht, wie ich Sie in diesem Kummer trösten soll. Aber glauben Sie mir, zuletzt muß das Allerschwerste uns zum Besten dienen, Sie wissen ja — alle Dinge — denen die Gott lieben."

Ihre gläubige Zuversicht hatte eine überzeugende Kraft. Wie Balsam fielen ihre Worte auf sein zerrissenes Herz und gaben ihm in etwas den Frieden der Seele zurück. Ehe er antworten konnte, belehrte ein rasches Klopfen und das Rufen einer schwachen Stimme von unten die beiden, daß der Kranke ungeduldig Graces Rückkehr erwarte. Sie nahm hastig die Brieftasche an sich, verschloß den Schrank wieder und eilte hinunter. „Was hast du so lang droben zu schwatzen?" fragte ihr Onkel ärgerlich. „Euch würde es nicht im geringsten kümmern, wenn ich in diesem Augenblick stürbe."

„O Onkel, sage das nicht; du weißt, daß es nicht wahr ist," antwortete sie rasch. „Walter ist in großer Sorge um seine Schwester." — „So? Was ist mit ihr?" — „Ich weiß nicht genau; aber sie ist fortgegangen." — „So, so. Das wundert mich gar nicht. Sie ist ein leichtsinniges Ding und hat keine Achtung vor irgend etwas in der Welt. Und Walter nimmt sich's sehr zu Herzen?" — „Ja, sehr. Ich habe ihn noch nie so betrübt gesehen." — „Nun, es ist auch hart für einen jungen Menschen, der etwas auf sich hält. Ja, ja, es ist schlimm, wenn einer aus einem schlechten Neste stammt; das geht ihm sein Leben lang nach. — Hier, nimm die Schnur weg — meine Finger sind so kraftlos wie ein Bindfaden." Grace öffnete die mit alten Papieren vollgestopfte Brieftasche. Vorsichtig blätterte der Kranke darin, bis er das eine gefunden, das er suchte. Es war ein ziemlich großes Schriftstück auf blauem, amtlich aussehenden Papier, mit mehreren Siegeln versehen. Er las es von Anfang bis zu Ende aufmerksam durch und atmete befriedigt auf, als er es wieder hinlegte. „Hat Walter im Augenblick viel zu

thun?“ fragte er dann. — „Ich glaube, er hat heute nicht viel Sinn für seine Arbeit, Onkel.“ — „Ruf' ihn herunter; er muß einen Gang machen. Oder halt, es wäre besser, du gingest selbst, für den Fall, daß jemand ins Geschäft kommen sollte. Weißt du die St. Vincentstraße?“ — „Ja, Onkel.“ — „Du weißt wohl nicht, in welchem Hause die Anwaltskanzlei von Fordyce ist?“ — „Nein, aber ich kann es ja erfragen.“ — „Gut. Geh sogleich hin und frage nach dem alten Herrn Fordyce. Wenn er nicht da ist, so kommst du gleich wieder zurück.“ — „Und was soll ich ihm sagen?“ — „Sage ihm, er soll so schnell als möglich zu mir kommen. Ich muß ihn sprechen und es ist durchaus keine Zeit zu verlieren.“

Die Lippen des Mädchens zitterten; ein Gefühl der drohenden Vereinsamung schnürte ihr die Brust zusammen. Abel Graham bemerkte den kummervollen Ausdruck ihres lieblichen Gesichtes mit tiefer Rührung.

So schnell als möglich eilte Grace nach der bezeichneten Straße und hörte zu ihrer Befriedigung bei ihrem Eintritt in die großen, schön eingerichteten Räume der alten Firma, daß Herr Fordyce sen. sogleich zu sprechen sein werde. Nach wenigen Minuten wurde sie in sein Privatzimmer geführt und sah sich einem schönen, ältlichen Herrn mit frischem, heiterem Gesicht, weißem Haar und Bart und scharf aber wohlwollend blickenden blauen Augen gegenüber. „Nun, mein liebes Fräulein, womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er und sah sie über seine goldene Brille hinweg freundlich und ermutigend an.

„Mein Onkel schickt mich zu Ihnen, um Sie zu bitten, daß Sie sofort zu ihm kommen möchten, da er sehr krank ist.“ — „Und wer ist Ihr Onkel? Das werden Sie mir doch wohl sagen müssen,“ sprach Herr Fordyce mit schelmischem Lächeln. — „Herr Graham in der Colquhounstraße.“ — „Abel Graham? So. Ist er krank? Und sind Sie seine Nichte?“ — „Ja, ich bin seine Nichte. Bitte, können Sie sofort kommen? Er ist sehr krank — ich fürchte, sterbend.“ Die Stimme des Mädchens zitterte und eine Thräne fiel von ihren Wimpern. Dieser Anblick setzte den alten Herrn noch mehr in Verwunderung. Daß irgend jemand um eines so unliebenswürdigen Geizhalses willen, wie Abel Graham es war, eine Thräne vergießen sollte, erschien ihm höchst merkwürdig, und vollends verwunderlich war es ihm, dies junge, schöne Wesen aufrichtig um den alten Mann trauern zu sehen. Er stand auf, hieß den Diener eine Droschke holen und zog seinen Überrock an. „Wir wollen zusammen fahren, wenn Sie nicht noch weiter zu gehen haben,“ sagte er. „Also Sie sind seine Nichte? Nun, der alte Mann ist klüger und verständiger, als ich es ihm zugetraut hätte.“

Diese Bemerkung war für Grace vollkommen unverständlich; aber die kraftvolle, wohlwollende Persönlichkeit des fröhlichen alten Herrn übte eine wohlthuende tröstliche Wirkung auf sie aus. Er hinwieder empfand ihr gegenüber eine Mischung von aufrichtigem Mitleid und neugieriger Verwunderung. Die letztere war wohl vorherrschend. In seiner langen Praxis hatte es nicht an merkwürdigen Erfahrungen und Erlebnissen aller Art gefehlt; aber ein so interessanter Fall wie dieser war ihm noch nicht vorgekommen. „Es ist ein Roman, ein richtiger Roman,“ sagte er laut vor sich hin, als sie in der Droschke saßen. Verwundert blickte Grace ihn an; aber obwohl sie keine Scheu vor ihm empfand, war sie doch nicht kühn genug, ihn zu fragen, was er meine.

„Nun, sagen Sie mir einmal, meine Liebe, sind Sie gerne hier gewesen?“ fragte Herr Fordyce in mitleidigem Tone, als der Wagen über das holperige Pflaster der Wyndgasse in die Colquhounstraße rumpelte.

„Ja. Ich weiß es jetzt erst, wie gerne, wenn ich daran denke, daß ich dies Obdach bald verlieren werde.“

Herr Fordyce sah sie scharf an. „Armes Kind, sie weiß von nichts,“ sprach er bei sich selbst. „Welche Überraschung steht ihr bevor! Ja, es ist ein vollständiger Roman.“

Die Begrüßung zwischen dem Rechtsanwalt und seinem sonderbaren Klienten beschränkte sich auf ein wechselseitiges Kopfnicken und ein kurzes „Guten Morgen.“ Dann wurde Grace aufgefordert, die Herren allein zu lassen, was sie gerne that, um eilig zu Walter hinauf zu laufen, dessen Kummer sie schwer bedrückte.

„Ihre Nichte hat mich überrascht, Herr Graham," begann der Rechtsgelehrte. „Ja wirklich, sogar sehr überrascht."

„Wie so? Was hatten Sie zu sehen erwartet? eh?"

„Nun, jedenfalls nicht eine feine, schöne junge Dame an einem Orte wie dieser hier," erwiderte Herr Fordyce aufrichtig und sah mit unverhohlenem Abscheu umher. „Haben Sie nie bedacht, wie ungenügend Fräulein Graham für die Stellung, welche Sie ihr zugedacht haben, vorbereitet worden ist?"

„Das ist nicht Ihre Sache," versetzte der Kranke spitzig. „Sie braucht keinerlei Vorbereitung, das sag ich Ihnen. Hütte oder Palast sind für sie gleich; sie wird da und dort eine Königin sein."

Diese wunderbaren Worte veranlaßten den Rechtsanwalt, den alten Mann aufmerksam anzusehen. Es war klar, daß sich hinter seinem rauhen, abstoßenden Äußeren eine tiefe Zuneigung zu dem Kinde seines Bruders verbarg, und das war gewiß das Wunderbarste von allem. „Ich habe Sie nicht kommen lassen, damit Sie Bemerkungen über meine Nichte machen," sagte Abel Graham mürrisch. „Hier, lesen Sie das durch, und sagen Sie mir, ob alles in Ordnung ist. Dann möchte ich noch eine Klausel beigefügt haben, den Jungen Walter Hepburn betreffend. Er ist schon lange bei mir, und wenn er auch ein Feuerbrand ist, war er doch treu und ehrlich. Er soll's nicht zu bereuen haben."

Herr Fordyce rückte seine Brille zurecht und breitete das Testament vor sich aus. Und während die beiden jungen Leute oben, durch gemeinsame Sorge eng verbunden, sich gegenseitig für die Zukunft zu ermutigen und zu stärken suchten, wurde unten in einer Weise für diese ihre Zukunft gesorgt, von der sie keine Ahnung hatten.

(Fortsetzung folgt.)





Preußisch-Deutsche Geschichte in den Jahren 1858 bis 1871.

Von

D. Schnizer, Pfarrer in Altenmünster (Württemberg).

(Schluß.)

Innere Lage Preußens, des norddeutschen Bundes und der süddeutschen Staaten von 1866—1870.

Gleich nach Beendigung des Krieges von 1866 gedachte König Wilhelm Frieden mit der Volksvertretung zu machen. Die Neuwahlen brachten der bisher herrschenden Fortschrittspartei eine vernichtende Niederlage, und nun erachteten König und Ministerpräsident es für ihre Pflicht, das Versprechen, das sie im Jahre 1862 gegeben, einzulösen und um Indemnität nachzusuchen. Die Regierung hatte bisher von dem Notrechte, das ihr die Verfassung eingeräumt, Gebrauch gemacht und ohne Budget regiert, weil in einer Frage, die für Preußen eine Existenzfrage war, die Volksvertretung ihren Widerspruch nicht aufgeben wollte. Sobald aber dieser Widerspruch aufhörte, war auch jeder weitere Grund für Ausübung dieses Notrechtes hinfällig und der Zeitpunkt gegeben, die nachträgliche Genehmigung des Abgeordnetenhauses nachzusuchen. Dies sprach die Thronrede aus: die nachträgliche Genehmigung wurde nachgesucht und damit der deutlichste Beweis geliefert, daß die Regierung von dem Verfassungsbruche, den man ihr schuld gegeben, himmelweit entfernt war. Um so bereitwilliger wurde die Genehmigung erteilt, als die Finanzlage Preußens eine geradezu glänzende war. So war denn endlich der innere Friede wiederhergestellt.

Für die Feststellung des Verhältnisses zu den übrigen deutschen Staaten dienten zwei neu berufene parlamentarische Körperschaften: der norddeutsche Reichstag und das Zollparlament. Zur Konstituierung des norddeutschen Bundes bediente sich die Regierung des seiner Zeit im Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt beschlossenen allgemeinen direkten Wahlrechts. Schon in ihrem Antrag auf Bundesreform vom Juni 1866 hatte sie die Einberufung eines deutschen Parlaments verlangt; am 18. Aug. 1866 wurde von den Regierungen der norddeutschen Staaten ein Bündnis geschlossen, welches weit über den Rahmen eines gewöhnlichen Schutz- und Trutzbündnisses hinausging, indem es eine förmliche Bundesverfassung verhieß, deren Entwurf einem zu berufenden Parlamente zur Beschlußfassung vorgelegt werden sollte. Damit war die Unentbehrlichkeit der Mitwirkung des Volkes bei der Schaffung neuen Rechtes anerkannt.

Das Wahlgesetz der Paulskirche gestattete die sofortige Einberufung eines norddeutschen Reichstags. Bei der Versammlung der Regierungsbevollmächtigten, die in Berlin zusammentrat, erklärte Bismarck, es handle sich darum zwei Dinge zu schaffen, die der deutsche Bund niemals habe schaffen können: eine einheitliche Wehrkraft und Organe nationaler Gesetzgebung.

Am 24. Februar 1867 trat der norddeutsche Reichstag zusammen. Die Bundesverfassung, die derselbe zu beraten hatte, ist bekannt, sofern sie sich in der Hauptsache

deckt mit unserer deutschen Reichsverfassung. Der Entwurf der Regierung wurde gut geheißen mit geringen Abweichungen. Auch über zwei Punkte, über welche eine Differenz zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus bestand, einigte man sich schließlich, nämlich über die Diätenlosigkeit der Abgeordneten und die Feststellung der Präsenzziffer. Erstere wurde endlich angenommen; über letztere einigte man sich in einem Kompromiß.

Die Lage der süddeutschen Staaten war in den Jahren 1866—1870 eine schwierige. Ein sofortiger Anschluß an den Nordbund, zu welchem einsichtige Staatsmänner des Südens — z. B. der bayerische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe — Lust zeigten, war nicht möglich: einmal wegen der äußeren Gefahren, die ein solcher heraufbeschworen hätte, sodann aber wegen des in Bayern und Württemberg stark verbreiteten Preußenhasses. In dem überwiegend katholischen Bayern waren die Sympathien für das katholische Österreich und die Antipathie gegen das protestantische Preußen immerhin begreiflich; ebenso im württembergischen Oberschwaben. Völlig sinnlos aber war der Preußenhaß der württembergischen Demokratie; denn das Land hatte von Preußen niemals Übeles, von Österreich niemals Gutes empfangen. Vielmehr war das Land erst in allerjüngster Zeit von Österreich beim Friedensschlusse schmählich im Stiche gelassen worden und hatte dagegen von Preußen sehr milde Friedensbedingungen bekommen. Ein Südbund war nicht lebensfähig; Jäger (Geschichte der neuesten Zeit) sagt, die Unmöglichkeit eines solchen sei schon dadurch bewiesen gewesen, daß er einen Punkt im Programm der württembergischen Demokratie gebildet habe, und dieser Partei habe keine Partei in ganz Deutschland den Preis in politischer Unfähigkeit streitig machen können.

Indessen war ja Nord- und Süddeutschland schon ziemlich eng miteinander verbunden, einmal durch die Schutz- und Trutzbündnisse und sodann durch den Zollverein. Das Bekanntwerden der ersteren erregte in Bayern und Württemberg unter Demokraten und Ultramontanen große Entrüstung; diese Parteien hätten sie am liebsten verworfen. Bismarck ließ jedoch in einer Erklärung im norddeutschen Reichstag keinen Zweifel darüber, daß beiderlei Verträge miteinander stehen und fallen; sollte an den Bündnisverträgen gerüttelt werden, so müßten auch die Zollvereinsverträge fallen. In Baden und Hessen wurden die Verträge fast einstimmig angenommen. In Bayern bereitete die Kammer der Reichsräte dem deutschgesinnten Ministerpräsidenten Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst große Schwierigkeiten. Zwar die Bündnisverträge bedurften hier verfassungsmäßig der Zustimmung der Kammer nicht; wohl aber die Zollvereinsverträge. Endlich, nachdem die Kammer von allen Seiten mit Adressen und Telegrammen bestürmt worden war, nahm sie mit 35 gegen 13 Stimmen den Zollvereinsvertrag an. Diese Abstimmung veranlaßte auch die württembergische zweite Kammer mit 57 gegen 32 Stimmen sowohl den Bündnis- als den Zollvereinsvertrag anzunehmen, obgleich der Berichterstatter der Mehrheit, Moritz Mohl — von dem Jäger sagt, daß er einen unermüdlichen Fleiß und eine ungemeine Gelehrsamkeit darauf verwendet habe, stets neben das Ziel zu treffen — den Untergang der württembergischen Industrie von der Annahme derselben weissagte.

An den Zollvereinsverträgen hatten bis dahin nur die Regierungen Anteil gehabt, um aber auch hier dem Volke eine Mitwirkung zu sichern, wurde nach demselben Wahlrechte wie der norddeutsche Reichstag ein Zollparlament berufen. Während in Baden und Hessen die dem Anschlusse an Preußen geneigten Parteien siegten, erlitten dieselben in Bayern und Württemberg eine völlige Niederlage. In Württemberg feierte noch einmal der Preußenhaß einen großen Triumph: 17 demokratische und ultramontane Abgeordnete wurden nach Berlin gesandt. Was das Zollparlament Positives leistete, war nicht viel; indessen zeigte schon die Thatsache der Existenz eines Zollparlaments, daß die deutschen Staaten jetzt schon von einem viel festeren Bande gemeinsamer Interessen umschlungen waren als seit Jahrhunderten. Bekannt ist der Auftritt aus dem Zollparlament, wie Bismarck den württembergischen ultramontanen Abgeordneten Probst, der vor Beschlüssen warnte, die den Frieden mit dem Auslande gefährden könnten, mit den Worten abfertigte: „Ich gebe dem Vorredner zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht im deutschen Herzen niemals ein Echo findet."

In den von Preußen neuerworbenen Landesteilen waren die Zustände in den Jahren 1866—70 zum Teil recht bedrohlich; namentlich in Hannover. Dort hatte die welfische

Partei eine völlige Organisation des Landesverrats eingerichtet; sie hatte sämtliche protestierenden Parteien im Lande zu vereinigen gewußt; sie hatte auf einem in Bamberg abgehaltenen Parteitag beschlossen, Frankreich um seine Mitwirkung bei der Befreiung Deutschlands zu bitten; sie hatte endlich eine welfische Legion gebildet, welche die Bestimmung hatte, sobald Frankreich den Krieg erklärt haben würde, in der Stärke von 10000 Mann der französischen Armee zuzuziehen. Außerdem war eine bewaffnete Volkserhebung vorbereitet: sobald an den Grenzen der Krieg mit Frankreich entbrennen würde, sollte im Rücken der Aufruhr losbrechen. Der friedliche Ausgang der Luxemburger Frage war für die welfische Sache das größte Unglück, das sie treffen konnte; denn gerade damals war der Auszug der welfischen Legion zur Unterstützung Frankreichs geplant. Nun kam er zwar dennoch zur Ausführung, diente aber zu nichts als zum Selbstverrat. Im Mai 1867 trat die Welfenlegion nach Holland über und ließ sich bei Arnheim nieder; von dort ausgewiesen, begab sie sich in die Schweiz. Mittlerweile hatte die preußische Regierung dem entthronten König Georg von Hannover die Hand zum Frieden geboten: es wurde durch Vermittlung Windthorsts ein Vertrag mit dem König geschlossen, nach welchem demselben sein Barvermögen verbleiben und als Abfindung für sein früheres Grundeigentum die Summe von 11 Millionen Thalern gezahlt werden sollte. Die preußische Regierung war der Ansicht, daß der König sich durch Annahme dieses Vertrags, wenn auch nicht rechtlich, so doch moralisch verbindlich machen würde, nichts mehr gegen Preußen zu unternehmen. König Georg unterschrieb nun zwar den Vertrag, erließ aber kurz darauf eine Art von Kriegserklärung gegen Preußen. Bei einem Feste, das er mit seinen Getreuen zu Hietzing feierte, trank er auf baldiges Wiedersehen im Welfenreiche und sprach die Hoffnung aus, daß er bald wieder als selbständiger König seinen Einzug in Hannover halten werde. Gleichzeitig erfuhr man, daß die welfische Legion auf französisches Gebiet übergetreten und an der deutschen Grenze im Elsaß aufmarschiert sei, wie wenn es einem sofortigen Krieg mit Deutschland gälte. Nun ordnete König Wilhelm die Beschlagnahme des Vermögens des Königs Georg an, weil, wie später Bismarck ausführte, es doch eine allzugroße Gutmütigkeit, ja unverzeihliche Nachlässigkeit wäre, wenn die Regierung dem König Georg die Mittel zum Kampf gegen Preußen in die Hand geben würde. — Nochmals bot sich im Jahre 1868 dem Welfentum Gelegenheit, in Gemeinschaft mit Frankreich das Schwert gegen Preußen zu ziehen. Napoleon hatte sich vor einem Bündnisse mit Italien immer gescheut, weil er für Rom fürchtete; auch für den Fall, daß er allein ohne Italien in den Kampf eintreten würde, hätte er Rom von französischen Truppen entblößen und damit Italien preisgeben müssen. Nun hatte er sich aber mit der Königin Isabella von Spanien geeinigt; sie hatte versprochen in Rom die Schildwache gegen Italien zu stellen. Aber kaum war der Vertrag geschlossen, so entbrannte in Spanien der Aufruhr, Isabella wurde verjagt und auch diese schöne Gelegenheit, die das Welfentum im Zustande der Kampfbereitschaft angetroffen hatte, zerrann im Sande.

Wieder war der Weltfrieden durch eine außer aller Berechnung liegende Katastrophe gerettet worden, ähnlich wie bei Luxemburg. Und wie der Entscheidung der Luxemburger Frage der Ausmarsch der Welfenlegion, so hinkte der spanischen Katastrophe eine verspätete Kriegserklärung des entthronten Kurfürsten von Hessen nach. Dieser, längst der geheime Mitverschworene des Königs Georg, erklärte in einer Denkschrift, die er sämtlichen deutschen Fürsten, auch dem König von Preußen, zuschickte, daß die durch 1866 geschaffenen Zustände nicht fortdauern könnten, daß vielmehr Hessen wieder unter sein angestammtes Herrscherhaus zurückkehren müsse. Auf das hin wurde auch die Beschlagnahme des Vermögens des Kurfürsten angeordnet

Diese unterirdische Grubenarbeit in Hannover und Hessen bildete in den Jahren 1866—1870 eine stete Bedrohung des Friedens. In Deutschland wußte man sehr wenig davon; der französischen Regierung aber waren alle diese Dinge wohlbekannt, ja man sah dort die innere Unsicherheit in Preußen für noch viel gefährlicher an, als sie thatsächlich war. Dies erklärt, wie die französische Regierung dazu kam, für den Fall eines Krieges auf den Verrat im Innern und den Abfall der süddeutschen Staaten zu spekulieren. —

Vorderhand aber war man in den liberalen Kreisen Deutschlands von der völligen Sicherheit des Weltfriedens auf das Bestimmteste überzeugt; und dieser Überzeugung entsprangen zwei Anträge, die im norddeutschen Reichstage gestellt wurden: einer von Virchow auf Abrüstung und einer von Lasker auf Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund. Virchow führte damals aus, daß es selten eine Zeit gegeben habe, in welcher die Völker Europas so wenig Grund zu steter Kriegsbereitschaft gehabt hätten wie damals. In der That war genau das Gegenteil wahr: die Zeit von 1866—1870 war eine Zeit beständiger Kriegsdrohungen. Auch übersahen die beiden Antragsteller, daß ihre Anträge sich gegenseitig widersprachen: denn rüstete man ab, so durfte man Baden nicht in den norddeutschen Bund aufnehmen, denn dies wäre für Frankreich ein willkommener Anstoß zum Kriege gewesen. Wollte man aber Baden aufnehmen, so durfte man unter keinen Umständen abrüsten.

Der Abrüstungsantrag Virchows traf zusammen mit einer Anfrage des französischen Ministers des Auswärtigen Grafen Daru, zu deren Überbringer sich der englische Gesandte in Berlin, Lord Loftus, hergegeben hatte, nämlich eben einer Anfrage betreffend die Abrüstung. Wir wissen, daß gerade damals die französische Regierung eifrig auf der Suche nach einem Kriegsvorwande begriffen war. Zwei Möglichkeiten schwebten damals dem Kaiser Napoleon vor: nämlich einmal eine schroffe Abweisung des Abrüstungsantrages des Grafen Daru; und dann ein Angriff auf die politische Unabhängigkeit Süddeutschlands. Man sieht daraus, wie gefährlich die Anträge Virchows und Laskers waren. Bismarck hat den Entwaffnungsantrag des Grafen Daru auf das Bestimmteste zurückgewiesen; ebenso den Antrag Virchows. Napoleon brauchte also den Antrag, der bisher vertraulich und indirekt vorgelegt worden war, nur direkt und amtlich zu stellen, und er hatte eine Antwort, die den Krieg bedeutete. Daß er dies nicht that, war eine Folge der Ratschläge Benedettis: dieser hatte ihm zu bedenken gegeben, daß die Frage der Abrüstung zusammenhänge mit der Frage der allgemeinen Wehrpflicht, und diese sei ohne Zweifel eine Frage der inneren Politik. Eine Einmischung in die innere Politik aber könnte in Preußen einen Ausbruch nationaler Erregung zur Folge haben, der für Frankreich gefährlich werden könnte. Ebenso riet das Kabinett in Wien dringend von jeder Einmischung in die nationale deutsche Frage ab. So entschloß sich denn Napoleon, diesen Kriegsvorwand fahren zu lassen.

Laskers Antrag auf Eintritt Badens in den norddeutschen Bund wurde von Bismarck mit großer Schärfe zurückgewiesen; er erklärte denselben für ein unbesonnenes Hineinreden in die äußere Politik, das sich eine Partei, die doch die Regierung unterstützen wolle, nicht zu Schulden kommen lassen sollte. Bismarcks Schärfe war damals unerklärlich, heute nicht mehr; wir wissen jetzt, daß die Aufnahme Badens in den Nordbund oder auch nur eine nicht strikte ablehnende Stellung der preußischen Regierung zu dem Laskerschen Antrag den sofortigen Krieg mit Frankreich zur Folge gehabt haben würde. So aber wurde durch Bismarcks ablehnende Stellung die Kriegsgefahr abermals abgewendet. —

Indessen der Krieg war nun einmal in Frankreich beschlossene Sache; Napoleon war sehr zuversichtlich, da er durch Abmachungen mit Österreich und Italien sich den Sieg völlig gesichert zu haben glaubte.

Kriegsverschwörung gegen Preußen.

Zwischen dem Herzog von Gramont, dem damaligen französischen Gesandten in Wien, und Beust, dem österreichischen Minister des Auswärtigen, war oft die Rede von einem österreichisch-französischen Bündnisse. Daß es dabei auch zu Abmachungen gekommen war, geht deutlich aus der Depesche hervor, die Beust am 20. Juli 1870, also schon nach der Kriegserklärung, an Napoleon richtete; er versichert in derselben dem Kaiser, daß Österreich, gemäß den zwischen beiden Monarchen gewechselten Briefen, Frankreichs Sache als die seinige ansehen und zum Erfolge seiner Waffen nach Möglichkeit beitragen werde. Nur ein Vorbehalt bezüglich der Zeit wurde gemacht: daß nämlich Österreich nicht vor September in den Krieg eintreten könne. Seit 1869 bestand thatsächlich ein Bündnis zwischen Frankreich und Österreich; ob nur durch Briefwechsel zwischen den Monarchen oder durch förmlichen Vertrag, ändert an der Sache nichts; da war es.

Außerdem schwebten aber auch Verhandlungen zwischen Napoleon und Victor Emanuel. Letzterer trieb auswärtige Politik hinter dem Rücken seiner Minister und scheute kein Mittel, um Rom zu erlangen. Er trat in Bündnisunterhandlungen mit Napoleon ein und legte im Jahre 1869 einen förmlichen Bündnisvertrag seinem Ministerate vor. Er stellte dabei zwei Bedingungen: 1. Zurückziehung der französischen Truppen aus Rom. 2. Der Vertrag darf nicht zum Zweck haben, die durch 1866 geschaffenen Verhältnisse in Deutschland umzustürzen. Die zweite Bedingung war nur eine leere Redensart; die erste wurde von Napoleon, der dabei unter dem Einflusse der Kaiserin stand, entschieden zurückgewiesen. Indessen wurden doch trotz des Abbruchs der eigentlichen Vertragsverhandlungen durch Brief zwischen den Souveränen von Frankreich, Österreich und Italien Abmachungen getroffen, durch welche sich dieselben zur gegenseitigen Waffenhilfe verpflichteten.

Von diesen Abmachungen hatte die öffentliche Meinung keine Ahnung. Die Liberalen Deutschlands wiegten sich im Gefühle völliger Friedenssicherheit. Die Gesamtlage schien aber an Friedlichkeit noch mehr gewonnen zu haben dadurch, daß in Frankreich an die Spitze des Ministeriums Ollivier getreten war, den man als den entschiedensten Gegner jeder Kriegs- und Revanchepolitik kannte. Und doch: im Januar 1870 kam Ollivier ans Ruder, und schon im Februar dieses Jahres kam Erzherzog Albrecht nach Paris, um Unterhandlungen zu führen, in welchen schon die strategischen Grundlagen eines Krieges erwogen wurden. Somit war die Frage nur die politische Einleitung des Krieges, wobei Österreich die Bedingung machte, daß der Kriegsanlaß nicht von einer deutschen Frage hergenommen sein dürfe. Im Juni 1870 wurde General Lebrun nach Wien geschickt, um die Verhandlungen zum Abschlusse zu bringen. Es wurde ein bewaffnetes Einschreiten der österreichischen und italienischen Macht verheißen. Die Bedingung war dabei: Frankreich hat sofort ein Heer von 400000 Mann aufzustellen, einen Vorstoß über die Saar zu machen und eine Hauptschlacht zu vermeiden, bis die österreichische und italienische Armee sich gesammelt hat. Sechs Wochen brauchen Österreich und Italien zur Mobilmachung, während Frankreich in 15 Tagen fertig sein kann; daher bleiben die beiden bis dahin neutral.

So ist denn an dem Vorhandensein einer förmlichen Kriegsverschwörung gar nicht zu zweifeln. Daß dieselbe nicht in Thätigkeit trat, ist nur dem Umstande zu danken, daß die Schläge gegen Frankreich so furchtbar rasch erfolgten, daß sämtliche Feldarmeen geschlagen waren, ehe Österreich und Italien nur völlig gerüstet sein konnten. Die Frage war jetzt also nur die nach der politischen Einleitung, dem Kriegsvorwande. Dieser fand sich denn auch in der

Frage der spanischen Königswahl.

Schon im Jahre 1869 tauchte der Plan vonseiten Spaniens auf, den Prinzen Leopold von Hohenzollern zum Könige zu gewinnen. Benedetti befragte Bismarck darüber; dieser erklärte, er könne sich von der Kandidatur nichts Gutes versprechen; der König werde dem Prinzen nicht dazu raten. Auch der Fürst von Hohenzollern werde schwerlich dazu Lust haben; denn er habe seinem ältesten Sohne, dem Fürsten Karl von Rumänien, alljährlich große Summen zuschießen müssen und in Spanien würde es nicht anders gehen; das würde eine kostspielige Geschichte werden. Napoleon erklärte schon damals — 1869 — der Plan sei antinational, er müsse verhindert werden. Somit wußte die französische Regierung ganz genau, daß dieser Plan schon damals bestand und nur deshalb nicht zur Ausführung gekommen war, weil Prinz Leopold sich nicht dazu entschließen konnte.

Am 3. Juli 1870 hatte der französische Gesandte in Madrid, Mercier, eine Unterredung mit dem Marschall Prim. Mercier erklärte sich gegen die Kandidatur; jedoch nur als Privatmann, ohne amtliche Weisungen zu haben. Aber aus dem ganzen Plane erhellt, daß Prim sofort bereit gewesen wäre, die Kandidatur fallen zu lassen, wenn eine amtliche Kundgebung Frankreichs gegen dieselbe erfolgt wäre. Ein einziges Telegramm Gramonts an Mercier und der ganze Plan wäre begraben gewesen. Aber diese amtliche

Kundgebung erfolgte nicht. Am 3. Juli lief die Nachricht Merciers in Paris ein. Die spanischen Minister warteten den ganzen 4. Juli auf ein Lebenszeichen von Paris. Da aber keines kam, beschlossen sie den am 20. Juli zusammentretenden Cortes den Prinzen Leopold vorzuschlagen.

Wenn die französische Regierung die Kandidatur nicht wollte, so wäre es ihre Aufgabe gewesen, sich an die Wähler und an den Gewählten zu wenden und dagegen vorstellig zu werden. Das that sie aber nicht; sie wendete sich weder nach Madrid noch nach Sigmaringen, sondern an die Presse und nach Berlin. In verschiedenen französischen Blättern erschien die Nachricht von der Thronkandidatur; zugleich wendete sich der französische Geschäftsträger in Berlin, le Sourd, an die preußische Regierung, worauf ihm der Unterstaatssekretär Thile antwortete: diese Frage sei für die preußische Regierung gar nicht vorhanden.

Inzwischen stellte in der französischen Kammer ein Abgeordneter eine Interpellation an die Regierung. Am 5. Juli trat unter dem Vorsitze des Kaisers ein Ministerrat zusammen. Es wurde eine Antwort auf die Interpellation festgestellt, die nur vom spanischen Volke redete, somit unbedingt friedlich gewirkt haben würde. Der Kaiser schien einverstanden; jedoch am 6. Juli machte er in einer zweiten Sitzung zwei verhängnisvolle Zusätze. Der erste lautete: „Wir glauben nicht, daß unsere Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte störe und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährde.“ Damit war gegen die preußische Regierung, ehe auch nur ihre Stellung zur Sache ermittelt war, die öffentlich Anklage geschleudert, sie habe diese ganze Sache ins Werk gesetzt und dadurch den Frieden Europas gestört. Der zweite Zusatz aber heißt: „Wäre es anders, so würden wir, stark durch Ihre und der Nation Unterstützung, unsere Pflicht zu erfüllen wissen, ohne Zögern und ohne Schwäche.“ Dieser Satz enthielt nichts anderes als eine versteckte Kriegserklärung; die Minister äußerten ihre schweren Bedenken gegen die Fassung; aber endlich willigten doch alle ein, selbst der friedliebende Ollivier. Daß Napoleon vom 5./6. so plötzlich seine Meinung geändert hat, hat man früher dem Einflusse der Kaiserin zugeschrieben; allein seit man die Geschichte der Kriegsverschwörung von 1869 und das Verfahren Gramonts am 3. Juli kennt, weiß man, daß der Kaiser längst zum Kriege trieb, daß am 6. Juli kein Umschwung in seinen Anschauungen, sondern nur ein Sichtbarwerden eines bisher unsichtbaren Planes sich vollzog. Wenn somit Napoleon nach der Schlacht bei Sedan zu König Wilhelm gesagt hat, er habe den Krieg nicht gewollt, so ist das nicht wahr; nur soviel ist richtig, daß nicht **bloß** der Kaiser ihn wollte, sondern auch die Kammer, die Presse und der Pöbel von Paris.

Denn als das Ministerium tags darauf die Erklärung in der Kammer verlas, erhob sich bei dem Zusatze des Kaisers donnernder Beifall. Man erwartete, wie aus den Äußerungen französischer Blätter hervorgeht, daß nun entweder König Wilhelm Genugthuung fordern und daraus ein Krieg entstehen, oder aber, daß er dies nicht thun, aber zum Trotz an der Kandidatur festhalten und dann Frankreich den Krieg erklären würde.

Mittlerweile hatte auch die spanische Regierung das Wort ergriffen und mit Bestimmtheit erklärt, daß sie in dieser ganzen Sache nur ihrer eigenen Eingebung gefolgt sei, mithin keine Einmischung einer fremden Macht stattgefunden habe. Dem englischen Botschafter Lord Lyons, der vermittelte, erklärte Gramont: ein freiwilliger Rücktritt des Prinzen würde alle Schwierigkeiten lösen.

Die ferneren Verhandlungen in der Sache spielen sich bekanntlich zwischen Benedetti und König Wilhelm in Ems ab. Benedetti erhielt von Gramont zweierlei Weisungen: eine Depesche, in welcher er aufgefordert wurde auf den König einzuwirken, daß er dem Prinzen den **Rat** gebe abzulehnen. Zugleich erhielt er aber ein vertrauliches Schreiben, welches die Erklärung verlangt: daß der König dem Prinzen den **Befehl** erteile, die Wahl abzulehnen. Zugleich war in diesem Schreiben zur Eile gedrängt; denn im Falle einer ungenügenden Antwort müsse Frankreich in 15 Tagen ins Feld rücken. Warum so eilig? Nun weil davon das Eingreifen der beiden Verbündeten abhing; denn diese wollten Anfang September auf dem Kriegsschauplatze erscheinen, wenn Frankreich vorher

mit 400000 Mann ungeschlagen über die Saar gekommen war; dann allerdings mußte in Frankreich spätestens Ende Juli mobil gemacht werden. Wenn der König nicht einwillige, schrieb Gramont, dann sei Krieg.

Mittlerweile war der freiwillige Rücktritt des Prinzen sehr wahrscheinlich geworden. Gramont befürchtete, der Prinz könnte am Ende selbst in Ems sein, und telegraphierte daher an Benedetti: „Der Kaiser will nicht, daß Sie sich an den Prinzen wenden.“

König Wilhelm weigerte sich dem Prinzen den ihm angesonnenen Befehl zu geben, gab aber dem Botschafter Kenntnis von einem vertraulichen Schritte, den er zur Erhaltung des Friedens gethan habe. Er habe nämlich dem Prinzen geschrieben: er könne es nur billigen, wenn er die gegebene Zusage wieder zurücknehme. Dagegen beharrte er auf dem Standpunkte, daß die Sache ihn als König und die Regierung nichts angehe, wie sie sich auch nicht darein gemischt haben. Die Erklärung Gramonts vom 6. Juli wies er entschieden zurück.

Indessen verzichtete der Prinz freiwillig; sein Vater, Fürst Anton, veröffentlichte den Verzicht in einem Telegramm an General Prim und in einer Nachricht im „Schwäbischen Merkur“. Nun war also der Fall eingetreten, den Gramont dem Lord Lyons gegenüber als Lösung aller Schwierigkeiten bezeichnet hatte.

Bald aber kamen neue Forderungen: Gramont wies Benedetti an festzustellen, daß der Verzicht des Prinzen ihm amtlich angezeigt und übergeben worden sei durch den König oder die Regierung. Daraus erhellt, daß der Kaiser entschlossen war, den Rücktritt des Prinzen nicht als endgiltige Lösung der Schwierigkeiten zu betrachten. Der Ministerpräsident Ollivier hatte davon offenbar keine Kenntnis; denn gegenüber von Thiers äußerte er, der Frieden sei nun gesichert, und in der Kammer erklärte er trotz des wilden Lärms, der sich dagegen erhob, der Zwischenfall sei beendigt.

Mittlerweile aber erklärte Gramont dem preußischen Gesandten Freiherrn von Werther, er möge den König veranlassen, ein Entschuldigungsschreiben an Napoleon zu richten, das er ihm selbst entwarf. Werther, statt die vollständige Unmöglichkeit eines derartigen Schrittes zu betonen, redete nur von ungemeinen Schwierigkeiten, die die Sache haben werde. Dagegen hob der englische Gesandte Lord Lyons in einem Gespräche mit Gramont hervor: wenn sich Frankreich nicht mit dem Verzichte begnüge, dann sei vor aller Welt offenbar, daß es den Krieg wolle.

Benedetti wurde nun angewiesen, vom König die Erklärung zu verlangen, daß er auch in Zukunft jede Kandidatur eines Hohenzollern in Spanien verhindern werde. Der König weigerte sich, diese Erklärung zu geben, ließ jedoch dem Botschafter durch seinen Adjutanten Kenntnis von der Verzichtleistung des Prinzen geben und sagen: er sehe damit die Sache als erledigt an. Benedetti bekam aber direkte Weisung von Gramont, nochmals jenes Verlangen vorzubringen. Der König jedoch, zugleich unter dem Eindrucke der Mitteilungen des Freiherrn von Werther, schlug ihm eine nochmalige Audienz ab mit dem Bemerken: er beziehe sich auf das, was er ihm in der letzten Audienz gesagt, und habe dem nichts mehr beizufügen. Doch hat der König den Botschafter unmittelbar vor seiner Abreise nach Berlin nochmals im Fürstensalon des Bahnhofs gesprochen und ihm auch hier gesagt, er habe ihm nichts weiter mitzuteilen. Eine Beleidigung des Botschafters lag keineswegs in der Versagung des persönlichen Empfangs. Benedetti hat das selbst anerkannt und gesagt, es habe in Ems ni insulteur ni insulté gegeben.

Noch am 13. Juli erschien im Constitutionel ein offiziöser Artikel, der Friede werde erhalten werden; Gramont widersprach dem nicht. Indessen hetzte die französische Presse zum Kriege; dasselbe geschah durch Volksaufläufe in Paris. Unter dem Eindruck dieser Stimmungen wurde Ministerrat gehalten, in welchem die bekannte Emser Depesche der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ mitgeteilt wurde, von welcher noch weiter die Rede sein wird. Der Ministerrat war unschlüssig; auf das Andrängen des Kriegsministers Leboeuf wurde die Mobilmachung beschlossen, wieder zurückgenommen, wieder beschlossen. Den Ausschlag für diesen Beschluß gab eine Depesche, die Gramont über ein Gespräch Bismarcks mit dem englischen Gesandten Lord Loftus erhielt. In dem-

selben hatte Bismarck gesagt, Preußen müsse eine Erklärung, beziehungsweise einen Widerruf der drohenden Sprache Gramonts fordern, um eine Sicherheit zu haben, daß derartige frivole Angriffe Frankreichs sich nicht öfter wiederholen. Loftus stimmte ihm vollständig bei und Bismarck legte ihm nahe: die englische Regierung möge eine Erklärung über die friedlichen Absichten Preußens veröffentlichen. Unter dem Eindruck dieser Depesche ließ Gramont den Gedanken eines europäischen Kongresses, den er eine Zeit lang gehabt, fallen; denn es war ihm klar, daß in diesem Falle Frankreich nicht als Ankläger, sondern als Angeklagter aufzutreten haben würde.

So wurde unter dem Einflusse dieser Depesche in der Nacht vom 14./15. der Krieg beschlossen. Aber man hielt diese Depesche sorgfältig geheim und schützte zwei andere Depeschen vor: die nämlich, daß der König durch seine Weigerung Benedetti zu empfangen diesen und damit Frankreich selbst beleidigt habe, und daß Preußen rüste.

Am 15. Juli wurde der Beschluß der Mobilmachung beiden Kammern vorgelegt, und vom Senat mit stürmischem Jubel begrüßt, während im gesetzgebenden Körper Thiers energisch gegen die Begründung sprach und die Vorlegung der Depeschen forderte. Gramont weigerte sich, die Depeschen vorzulegen. Gramont erklärte: die preußische Regierung habe allen europäischen Regierungen Kenntnis von der Weigerung des Königs, Benedetti zu empfangen, gegeben; das sei eine Beleidigung Frankreichs. So bildete sich das Märchen von einer beleidigenden Depesche Bismarcks an die deutschen Höfe. Ein Antrag Jules Favres auf Vorlegung dieser Depesche und der Aktenstücke überhaupt wurde abgelehnt und die Vorlage einem Ausschusse übergeben. Auch im Ausschusse wurden keine Aktenstücke vorgelegt und geprüft; vielmehr begnügte man sich mit dem mündlichen Berichte Gramonts, der die Hauptfrage: ob er von Preußen immer das Nämliche gefordert habe? geschickt zu umgehen wußte, indem er seine Depeschen an Benedetti in unrichtiger Reihenfolge vorlas, so daß als eine Forderung der ersten Depesche erschien, was erst in der zehnten stand.

In der Kammer wurde wiederholt, namentlich von Gambetta, die Vorlegung der beleidigenden Depesche Bismarcks verlangt. Die Regierung weigerte sich, aus dem einfachen Grunde, weil diese Depesche gar nicht existierte. Daß jene bekannte Emser Depesche vom 13. Juli, welche den Abgeordneten wohl bekannt war und die einfache Thatsache enthielt, eine beleidigende sein soll — das haben selbst die französischen Minister und Abgeordneten nicht herausgefunden; das herausfinden ist vielmehr erst deutschen Oppositionsblättern in den letzten Jahren gelungen. Obgleich aber keine Depeschen vorgelegt wurden, so beschloß die Kammer dennoch mit allen gegen 10 Stimmen die Bewilligung des Kriegskredits. Das Verhalten der Kammer war das Verhalten von Leuten, die betrogen sein wollen.

Wie verhielt sich's nun aber mit jener Depesche Bismarcks? Man hat in den letzten Jahren Bismarck den Vorwurf gemacht, er habe die Emser Depesche gefälscht, und dadurch die Franzosen vor den Kopf gestoßen und in Deutschland zum Kriege gehetzt. Wie verhielt sich nun die Sache? Bismarck erhielt am 13. im Auftrage des Königs eine Depesche von Geheimrat Abeken über die neuesten Forderungen Benedettis mit dem Auftrag, sie der Öffentlichkeit zu übergeben. Bismarck strich in dieser Depesche, in Gegenwart von Moltke und Roon, alles Entbehrliche, sandte sie an die Berliner Presse und an die preußischen Gesandtschaften. Demnach lautete die Depesche folgendermaßen:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an S. M. den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß S. M. sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. S. M. der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß S. M. dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.“

Man sieht, die Depesche enthält eine einfache Thatsachenmeldung, deren Wahrheit niemand bezweifeln kann. Beleidigendes hat niemand darin gefunden: Benedetti nicht und die französische Kammer nicht. Auch von Fälschung kann entfernt nicht die Rede sein: wenn der Chef des Ministeriums des Auswärtigen eine Nachricht, die ihn von einem Untergebenen zugeht, die er aber in dieser Form nicht für die Veröffentlichung geeignet hält, zum Zwecke der Veröffentlichung formell, und nur formell ändert, so kann nur Unverstand oder Parteiverbissenheit darin eine Fälschung erblicken. Bismarck hat die Depesche kürzer, präziser, energischer gefaßt. Er wollte mit derselben eine Wirkung auf das deutsche Volk erreichen; und er hat auch erreicht, daß infolge dieser Depesche ein wahrer Sturm der Entrüstung über die frechen französischen Forderungen sich im deutschen Volke erhob. Denn das mußte doch jedem, der halbwegs eingeweiht war, klar sein, daß der Krieg nunmehr unvermeidlich war. Wenn aber einmal Krieg sein soll, so soll er auch geführt werden — das mag sich Bismarck gesagt haben — mit der ganzen Begeisterung, deren das deutsche Volk fähig ist; und zu diesem Zwecke muß es die französischen Forderungen in ihrer ganzen Frechheit kennen lernen und wissen, daß Preußen der angegriffene, der beleidigte Teil ist. Das hat Bismarck mit der Änderung der Depesche gewollt und das hat er erreicht; und in diesem Sinn ist auch das Wort zu verstehen, das Moltke von den zweierlei Fassungen der Depesche gebraucht haben soll: „Erst war's eine Chamade, jetzt ist's eine Fanfare."

Am 18. Juli entlarvte Bismarck durch ein Rundschreiben an die Mächte den Schwindel, durch den dem französischen Volk die Kriegserklärung entrissen worden war, am 19. wurde die Kriegserklärung übergeben, und es begann nun der denkwürdige Krieg, der dem faulen, zerfressenen, auf Lüge und Betrug erbauten Kaisertum in Frankreich den Todesstoß geben, aber für Deutschland endlich die langersehnte Lösung der deutschen Frage bilden sollte.

Die Gründung des deutschen Reiches.

Daß die durch den Krieg von 1866 geschehene Einigung der norddeutschen Staaten über kurz oder lang eine Einigung sämtlicher deutschen Staaten unter Preußens Führung nach sich ziehen müsse, zumal da die süddeutschen Staaten schon durch die Schutz- und Trutzbündnisse in eine Verbindung mit den norddeutschen Staaten eingetreten waren, das war wohl jedem deutschen Staatsmann klar geworden; die Frage war nur nach dem wann und wie. Zunächst hatte sich Süddeutschland, getreu den Verträgen, in hoher Begeisterung den norddeutschen Brüdern zum Kriege gegen Frankreich angeschlossen. In Baden und Hessen wurden die Kriegskredite einstimmig bewilligt; in Bayern mit 101 gegen 47 Stimmen; in Württemberg mit allen gegen eine Stimme, die „einem abgewirtschafteten Pfarrer angehörte, der nie den Mund aufthat, ohne sich durch seinen täppischen Radikalismus lächerlich zu machen. Auch dieser letzte Beweis, daß sie die richtige sei, sollte der guten Sache nicht fehlen." (Jäger, a. a. O.) Es war die Stimme des demokratischen Abgeordneten und ehemaligen Pfarrers Hopf, dem Schartenmayer in seinem „Deutschen Krieg" den unsterblichen Vers gewidmet hat:

„Nur ein einz'ger Demokrat
War so äußerst obstinat,
Daß er blieb auf seinem Kopf:
Dieses war der Pfarrer Hopf."

Kurz nach der Schlacht bei Wörth, die unter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Führung nord- und süddeutsche Truppen miteinander geschlagen hatten, sprach der Kronprinz in einem Gespräch mit dem in seinem Hauptquartier befindlichen Schriftsteller Gustav Freytag seine Überzeugung aus, daß der König von Preußen deutscher Kaiser werden müsse. Freytag sah es als selbstverständlich an, daß nach dem Kriege die Mainlinie fallen und es zur Einigung Deutschlands unter preußischer Führung kommen müsse. Allein der Kaiseridee stand er, wie die Norddeutschen überhaupt, ziemlich kühl gegenüber; denn er konnte das Unglück nicht vergessen, welches das alte Kaisertum mit seiner verkehrten Weltpolitik über Deutschland gebracht hatte, und ebensowenig, daß Preußen groß und mächtig geworden war im Widerstreite mit dem alten schattenhaften Kaisertum. Der

Kronprinz aber erkannte wohl an, daß das neue Kaisertum Besseres bieten müsse als das alte; doch aber hielt er daran fest, daß der König von Preußen als deutscher Kaiser der Erbe der alten 1000jährigen Würden und Ehren sei. Auf die Entgegnung, daß die süddeutschen Könige schwerlich in eine Erneuerung des Kaisertitels in dieser Form willigen würden, antwortete der Kronprinz: die Macht sei da, die Widerstrebenden zu zwingen. Zugleich dachte er sich das neue Reich als einen festgefügten Einheitsstaat: über dem aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Reichstag ein Oberhaus, bestehend aus den deutschen Fürsten, Grafen und Herren; der Kaiser aber sollte durch verantwortliche Reichsministerien unmittelbar die Reichsgewalt ausüben. Dies wäre auf nichts anderes hinausgelaufen als auf eine Art von Mediatisierung der deutschen Fürsten — und zu einer solchen hätte es ohne Anwendung von Zwang natürlich nicht kommen können.

Diesen phantastischen Träumen stand die nüchterne Realpolitik Bismarcks, mit dem in dieser Frage König Wilhelm völlig einverstanden war, direkt gegenüber. Er verwarf grundsätzlich jede Anwendung von Gewalt den Widerstrebenden gegenüber; dagegen war ihm jede Art der Einigung recht, die ihm von den Süddeutschen freiwillig dargeboten würde. Für den Kaisertitel war er nicht begeistert, da es ihm um die Sache zu thun war, während er den Titel als etwas Nebensächliches ansah.

Die erste Anregung zur Verwirklichung des Einheitsgedanken kam von Süddeutschland. Die württembergische Regierung, welcher die Notwendigkeit einer bundesstaatlichen Einigung feststand, hatte in den Tagen vom 7.—10. September im Anschlusse an die norddeutsche Bundesverfassung sich bestimmte Ansichten gebildet über die Einzelheiten einer solchen Einigung. Die bayerische Regierung hatte am 14. September Preußen gegenüber den Wunsch ausgesprochen wegen Abschließung eines Verfassungsbündnisses in Unterhandlungen einzutreten. Von preußischer Seite wurde der Staatsminister Delbrück beauftragt, diese Unterhandlungen zu führen. So fand denn am 21. September eine Zusammenkunft Delbrücks mit Bevollmächtigten der bayerischen und württembergischen Regierungen in München statt. Dabei beschränkte sich Delbrück auf eine Anhörung der Vorschläge Bayerns und eine Besprechung derselben von seiner Kenntnis der Verhältnisse aus, und enthielt sich aufs Peinlichste jeder Äußerung, die gedeutet werden könnte, als wollte Preußen einen Druck auf die Entschließungen eines treuen und bewährten Bundesgenossen ausüben. Bayern war dabei geneigt, eine Lockerung der norddeutschen Bundesverfassung, also des Verhältnisses, in welchem die norddeutschen Staaten seit 4 Jahren bereits standen, zur Bedingung des Beitritts zu machen. In diesem Punkte konnte Delbrück eine zusagende Antwort natürlich nicht geben. Indessen wurde Bayern in diesem letzteren Bestreben von den süddeutschen Regierungen allein gelassen.

Auf Ersuchen Württembergs wurden von den 4 süddeutschen Regierungen Bevollmächtigte nach Versailles geschickt, mit denen die Vorverhandlungen gepflogen wurden. Mit Württemberg, Baden und Hessen kam man rasch voran; nur in Bayern stieß die militärische Frage auf Schwierigkeiten. Nachdem vom 19.—23. Oktober mit den Bevollmächtigten einzeln verhandelt worden war, fand am 6. November ein erstmaliger Zusammentritt der Bevollmächtigten von Württemberg, Baden und Hessen mit dem Minister Delbrück statt, während der Bevollmächtigte von Bayern erheblicher Schwierigkeiten wegen, die sich bei den Verhandlungen ergeben hatten, nicht eingeladen werden konnte. Bayern hatte, wie schon angeführt, gefordert eine Lockerung der Verfassung des norddeutschen Bundes, eigene Diplomatie, eigenes Heerwesen, eigene Justiz und noch eine Menge anderer Vorbehalte. König Ludwig in seinem starken Fürstengefühl wollte Bayerns Selbständigkeit möglichst gewahrt wissen. Vorübergehend gelang es Bayern auch Württemberg ins Schlepptau zu nehmen; denn infolge einer von München aus ins Werk gesetzten Hofintrigue wurden plötzlich die beiden württembergischen Bevollmächtigten Mittnacht und Suckow angewiesen, durchaus nur mit ihren bayerischen Kollegen zusammenzugehen. Bestürzt eilten die beiden nach Hause, und erreichten nur durch die Forderung ihres Abschiedes, daß König Karl wieder einlenkte. — Als aber die Verhandlungen mit den übrigen süddeutschen Staaten ruhig weitergingen, auch der norddeutsche Reichstag zur Beratung der

Bundesverfassung einberufen wurde, da fürchtete man in München doch völlig allein gelassen zu werden, lenkte wieder ein, und am 23. November wurde der Vertrag mit Bayern, am 25. der mit Württemberg unterzeichnet. Nach Unterzeichnung des Vertrags äußerte Bismarck: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen: „Der dumme Kerl hätte mehr fordern müssen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt" — und er kann recht haben mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren. — Was sind Verträge, wenn man muß? und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind. Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnützen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem Wichtigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben." Daß es also bei der Gründung des deutschen Reichs nicht zu einer Centralisation, sondern zur möglichsten Schonung der Selbständigkeit der Einzelstaaten gekommen ist, das verdanken wir der Bismarck'schen Politik. Zu denen, die mit den Verträgen nicht zufrieden waren, gehörte in erster Linie der Kronprinz Friedrich Wilhelm; denn seinem Ideal eines Einheitsstaates entsprachen sie ganz und gar nicht. Schon solange Bayern noch zögerte, hatte er in einem sich heftig gestaltenden Gespräch mit Bismarck gefordert, Preußen solle seine Macht brauchen und die Widerstrebenden zwingen, ein Verlangen, dem sich Bismarck aufs Entschiedenste widersetzte. Indessen in einem Punkte gelang es dem Kronprinzen doch mit seinen Anschauungen durchzudringen: in der Forderung des Kaisertitels für den König von Preußen. König Wilhelm war zuerst ganz dagegen; endlich willigte er ein, den Kaisertitel anzunehmen, wenn er ihm von den deutschen Fürsten angeboten würde. Auch Bismarck wurde dadurch dafür gewonnen, daß der Kronprinz ihm vorstellte, es sei doch das einzig Richtige, wenn der, welcher das Präsidium über Könige, Großherzoge u. s. w. führe, den Kaisertitel trage; auch müsse es für die süddeutschen Staaten doch weniger demütigend sein, gewisse Hoheitsrechte dem Kaiser, als dem König von Preußen übertragen zu müssen. Nachdem Bismarck einmal dafür gewonnen war, arbeitete er mit gewohnter Thatkraft für den Plan. Wenn aber das Anerbieten von den deutschen Fürsten kommen sollte, so war es doch das Naturgemäße, daß sich der Fürst des größten deutschen Staates, Bayerns, an die Spitze stellte — und gerade König Ludwig in seinem überaus hohen Fürstenbewußtsein hatte die größte Abneigung, zur Erhebung des Hauses Hohenzollern über das Haus Wittelsbach etwas beizutragen. Die übrigen deutschen Fürsten waren fast ohne Ausnahme dafür; namentlich war der Großherzog von Baden ein begeisterter Vertreter des Kaisergedankens. Noch aber zögerte König Ludwig. Endlich erklärte sich König Johann von Sachsen bereit in Ermangelung Bayerns die Aufforderung an König Wilhelm zu richten. Das aber wollte König Ludwig doch nicht haben; nun willigte er ein. Aber das Schriftstück zu entwerfen, konnte er nicht über sich gewinnen; er ließ sich das Konzept von Bismarck aufsetzen, schrieb es ab und schickte es nach Versailles. Dies die Vorgeschichte jenes berühmten Schreibens.

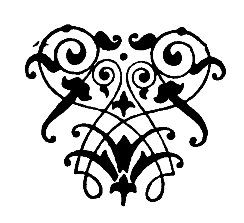
Am 3. Dezember ward dieses Schreiben in Versailles übergeben; und am 18. Dezember richtete eine Deputation des norddeutschen Reichstags gleichfalls die Bitte um Annahme des Kaisertitels an König Wilhelm. Der Sprecher dieser Deputation war derselbe Dr. Eduard Simson, der im Jahre 1849 im Namen des Frankfurter Parlaments dem König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone angetragen hatte. Damals hatte er eine ablehnende Antwort geerntet, eine Antwort, welche ihre volle Berechtigung hatte. Die Aufforderung war an ihn einseitig von der Volksvertretung gekommen; hätte er sie angenommen, so hätte er die Aufgabe gehabt, das neue Werk den übrigen deutschen Königen und Fürsten mit Gewalt aufzuzwingen und es schließlich in einem Kriege gegen Österreich und Rußland zu verteidigen. Wie anders stand jetzt die Sache! Alle Vorfragen der großen Politik, die damals das Zustandekommen der deutschen Einheit gehindert hatten, waren gelöst: befreit war der deutsche Bruderstamm vom dänischen Joch, erlöst der deutsche Bund von dem Drucke Österreichs, gebrochen die Vorherrschaft Frankreichs; und die Aufforderung zur Übernahme der Kaiserwürde kam nicht einseitig von der Volksvertretung, sondern vor allem von den deutschen Fürsten und freien Städten. So konnte sich denn

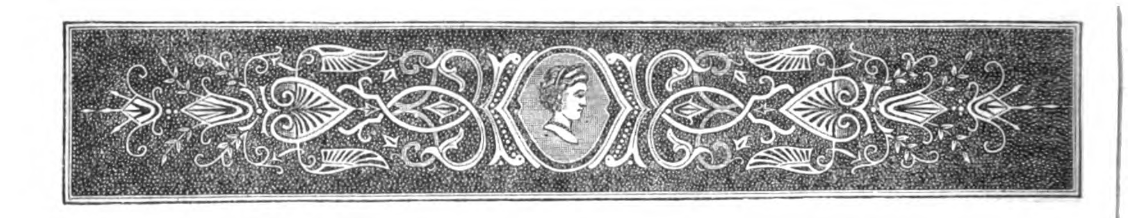
König Wilhelm bereit erklären, den Kaisertitel anzunehmen, wenn der einmütige Ruf der deutschen Fürsten und Städte, sowie der Vertreter der deutschen Nation an ihn ergehe. Die Fürsten und Städte hatten geredet, der norddeutsche Reichstag hatte geredet; noch aber fehlten die Zustimmungsbeschlüsse der Landesvertretungen. Auch diese erfolgten noch vor Ende des Jahres, und nun konnte König Wilhelm den deutschen Fürsten und Städten die Annahme der Kaiserwürde erklären. Er that es in einem Rundschreiben vom 14. Januar, in welchem er ausdrücklich aussprach, in welch neuem Sinne er die alten Namen Kaiser und Reich verstanden wissen wolle. Es heißt dort: „Ich nehme die deutsche Kaiserkrone an, nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwickelung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatz, soweit Gott Gnade giebt, als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen.“ Und am 18. Januar 1871 konnte in Versailles die feierliche Kaiserproklamation stattfinden, bei welcher Kaiser Wilhelm gelobte, „allezeit Mehrer des Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung“ — und allbekannt ist, wie dieser große Fürst sein Gelübde gehalten hat.

So ist denn Deutschland nach 600jähriger Uneinigkeit, Zerrissenheit und Ohnmacht, nach Jahrhunderten voll Schmach und Verwüstung zur äußeren Einheit und Macht wieder geführt und die deutsche Frage endlich gelöst worden. Sie ist gelöst worden in der Weise, in der alle klar blickenden deutschen Patrioten und Staatsmänner ihre Lösung gewünscht hatten, durch die Vorherrschaft des Staates, der sich seit zwei Jahrhunderten als den lebenskräftigsten und deutschesten gezeigt hatte, Preußens. Einer unserer besten württembergischen Patrioten Paul Pfizer, hat schon in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts diese Lösung vorahnend geweissagt. In einem schwungvollen Gedichte sagt er, nachdem er einen Rückblick auf die Helden der Vorzeit und auf die hohenstaufische Herrlichkeit geworfen:

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist tot;
Seele, von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenrot;
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entfernten Ostmeers trug.

Adler Friederichs des Großen
Gleich der Sonne decke du
Die Verlassnen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih',
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!





Rußland.

Eine kulturstatistische Skizze auf Grund persönlicher Anschauungen.

Von

Direktor **W. Engler.**

Das russische Reich, in Wahrheit ein Riesenreich, umfaßt allein in Europa ein Ländergebiet von 4 888 714 qkm mit über 78 Millionen Einwohnern; es kommen somit auf 1 qkm nur 16 Menschen, eine im Verhältnis zu Deutschland und noch mehr zu Sachsen überaus dünne Bevölkerung. Der Boden dieses Riesenreiches erstreckt sich als eine große ungeheure Ebene vom 70° bis zum 45° nördlicher Breite; nördlich vom Eismeere, südlich vom Schwarzen Meere begrenzt; im Osten durch das Uralgebirge und den Ural von Asien getrennt. Das ist wahrlich eine Ebene, in welcher die größten Verschiedenheiten des Völkerlebens und der Bodenverhältnisse vorkommen müssen: Im Norden der Samojede und Lappe mit dem Renntier; im Süden der Kalmücke mit dem Kamele. Auf der Messe von Nischnei-Nowgorod reicht der Führer des Kamels dem, der das Renntier und den Hund vor den Schlitten spannt, die Hand. Im Norden steigt die Kälte bis zu — 30° R. und beinahe ebenso hoch im äußersten Süden die Wärme. Wir können nun dieses ganze, gewaltige Gebiet in drei Abteilungen teilen.

Das nördliche Rußland, vom 70° bis 57°, enthält vorzugsweise im hohen Norden wüste Moräste und Waldungen. Hier, östlich und nordöstlich von der Mündung der Düna, ziehen sich Strecken, viele Hunderte von Quadratmeilen groß, längs der Küste hin, welche im Sommer mit Strauchwerk bedeckte Sümpfe bilden. Nur hier und da erhebt sich der nördlichste Baum, die Birke, aus den Sümpfen und Sandhügeln, die an einzelnen Stellen daneben vorkommen. In diesen Morästen, welche niemand durchwandern kann, erstirbt alles Völkerleben und im Winter bilden sie eine Schnee- und Eiswüste, die in ihrer Verlassenheit weit schrecklicher ist, als die Sahara, in der sich doch noch hier und da eine Oase findet. Südlich von diesen Sümpfen, Tundras genannt, beginnt das waldige Rußland. Den Untergrund des Bodens im ganzen Norden bildet Granit, auf dem Kalkmassen der Juraformation und Kreide lagern, dazwischen findet sich der rote Sandstein mit ziemlich mächtigen Steinkohlenflötzen. Hier ist die Ackerkrume teils lehmig, teils morastig, auch sandig. Auf dem mehr sandigen Boden gedeiht namentlich die Kiefer (Pinus sylvestris), auf dem mehr lehmigen hingegen die Tanne (Pinus Abies). Unter die Kiefer- und Tannenwälder mischen sich die Erle, die Espe und namentlich die Birke, die in Nordrußland häufiger als anderswo vorkommt. Dieser merkwürdige Baum, der am meisten nach Norden geht, ist von der Natur mit so vielen Hüllen umgeben, daß er der Kälte und durch seine geschmeidigen Äste auch den stärksten Stürmen trotzen kann. In diesem waldigen Rußland findet man nur wenige größere adelige Güter; das Leben des hiesigen Waldbauern knüpft sich in Wirklichkeit an die Birke. Aus dem Holze macht er seinen Pflug, seinen Wagen und fast sein sämtliches Hausgerät. Der Nordrusse ist ein ganz anderer, als der Mittel- und Südrusse; er ist mehr auf Viehzucht,

Fischfang und Jagd angewiesen, als auf den Landbau, wie dies im mittleren Rußland der Fall ist, wo größere Grundbesitzer ihre Güter haben. Der Getreidebau reicht nur bis zum 62. Breitengrade, mithin 2° nördlicher als St. Petersburg liegt. Nördlich vom Onegasee kommt nur noch seltener Gerste, Hafer und Roggen auf kleinen geschützten Stellen fort. Daher kommt es auch, daß jene nördlichen Gegenden bis jetzt noch größeren Kulturversuchen widerstanden haben und auch wohl lange noch widerstehen dürften. In diesen Regionen ist die Erde höchstens fünf Monate lang dem Pfluge offen, und es finden sich auch während des kurzen Sommers in den Wäldern Übelstände, die selbst die Viehzucht beeinträchtigen, nämlich eine ungeheure Menge von Fliegen und andere Insekten. Auch im nördlichen Schweden werden die sogenannten Waldlappen gezwungen, mit ihren Herden auszuwandern, die Inseln an den Küsten zu suchen, um dort weiden zu lassen, und erst, wenn die Insektenplage aufgehört hat, in ihre Standquartiere wieder zurückzukehren.

Zwischen dem 57° und 50° nördlicher Breite haben wir zweitens das centrale Rußland, das ich als eines der schönsten Länder Europas in Bezug auf seine Fruchtbarkeit kennen und schätzen gelernt habe. Die gewaltigen Weizenmassen, die hier erbaut, nach Deutschland und anderen Ländern ausgeführt werden, schädigen die deutsche Landwirtschaft schwer. Rußland bringt besonders zwei Sorten Weizen hervor, den sogenannten weichen, von gelber Farbe, starker Schale und eigentlich wenigem Mehlgehalt; derselbe ist unter dem Namen polnischer Weizen weithin bekannt. Die andere Art ist der harte; dieser sieht mehr grau aus, hat eine dünne Schale und gleicht dem, der um Frankenstein und Münsterberg ehemals besonders kultiviert wurde. Außer dem mittleren Rußland sind es noch die Gegenden am Rande der Steppe, nördlich von Asow und einige Teile der Ukraine, welche diesen gelben Weizen anbauen. Hier breiten sich unabsehbare, saftige Wiesen aus, die einen vorzüglichen Grasreichtum bergen; ein prächtiger Waldbestand umrahmt dieselben und erhöht die liebliche Scenerie. Leider wurde mit dem schönen Bauholze zur Herstellung von Theer, Pottasche, Holzkohlen u. s. w. eine Verschwendung getrieben. Dieser Teil Rußlands ist in Wirklichkeit von der Natur überaus reich bedacht und gesegnet worden und würde überhaupt bei besserer, d. h. rationeller Kultur mindestens das Doppelte liefern. Allein die russische Landwirtschaft befindet sich zur Zeit im Sinken; die eigentlichen Träger derselben, der Bauernstand und der kleine*) Adel werden von Jahr zu Jahr ärmer und kraftloser. Selbst in den Gegenden, die sich früher durch reiche Getreide- und Viehproduktion auszeichneten, werden die Ernten je länger, je geringer, und der Viehstand hat in den letzten 20 bis 25 Jahren wohl um die Hälfte abgenommen. Da es an geeigneter Düngung fehlt, ist die Kraft des Bodens von Jahr zu Jahr geringer geworden. Es ist ein dauernder Niedergang der russischen Landwirtschaft eingetreten, der sehr unheilvolle Spuren hinterlassen wird.

Die russische Leibeigenschaft, die am 3. März 1863 durch Kaiser Alexander II. ganz aufgehoben wurde, ist oft aus der Ferne ganz falsch beurteilt worden. Der Leibeigene war allerdings hin und wieder einer Behandlung ausgesetzt, die sich nur mit seiner geistigen Bildungsstufe vereinbaren läßt; allein der Gutsherr war auch sein Vertreter, der für ihn sorgen mußte. Der russische Edelmann, wenn er nicht den höchsten Schichten angehörte, hatte sich gerade so unter die feste Regierungsweise des russischen Reiches zu beugen, wie der Bauer selbst. Neben der Strenge war aber auch ein väterliches Verhältnis zwischen dem Besitzer des Grund und Bodens und dem Gesinde nicht zu verkennen. Not habe ich eigentlich nicht gesehen; die Leute hatten hinreichend satt zu essen und sahen meistens frisch und gesund aus. Nirgends hatte in dem mittleren Rußland der ärmste Bauer das durchzumachen, was in England so häufig der arme Fabrikarbeiter

*) Zu diesem kleinen Adel ist etwa die Hälfte des landbesitzenden Adels zu rechnen, nämlich gegen 60000 Edelleute, deren Grundbesitz nicht mehr wie 100 Deßjätinen umfaßt (1 D. = 1,0925 ha). Im Frühjahr 1897 ist in Petersburg eine Kommission unter Leitung des früheren Ministers Durnowo zusammengetreten, welche Maßregeln zur Hebung des russischen Adels beraten soll. Frühere Versuche in dieser Richtung sind als gescheitert anzusehen, und es ist deshalb zweifelhaft, ob der neuen Kommission die Besserung der sozialen Lage des Adels gelingen wird, zumal sie mit der allgemeinen Krisis der russischen Landwirtschaft in engster Verbindung steht. — Die Schriftl. —

zu ertragen hat; in Bezug auf Essen und Trinken war seine Stellung eine unbedingt bessere.

Der herrliche Strich Landes, der besonders die oberen und mittleren Weichselgegenden umfaßt, dessen westlicher Flügel die Ostseeprovinzen bildet, und der besonders Getreide, Flachs und Hanf liefert, bildet die eigentliche Macht Rußlands. Das Land, welches den meisten Flachs liefert, sind die russischen Ostseeprovinzen, aus denen auch wir große Mengen dieses Naturerzeugnisses, das leider zollfrei über unsere Grenzen geht, erhalten. Dadurch werden die wohlgemeinten Bestrebungen, der deutschen Landwirtschaft durch den Flachsbau aufzuhelfen, behindert.

Südlich von jenem Striche des 50. Breitengrades bis zum Schwarzen Meere hin breitet sich die überaus eintönige Steppengegend aus. Ihre unterste Lage bildet eine Platte von Granit, auf welcher Kreide und Jurakalk lagern. Diese horizontale Ablagerung, die nördlich von der Wolga an, besonders in Finn- und Liefland, häufig zu Tage tritt, bedingt nebst dem Klima den Charakter der Steppe. Sie bildet in Wirklichkeit ein Naturganzes, das durch Mangel an Baumwuchs und Entwickelung der Gräser und Kräuter charakterisiert wird. Es ist eine niedere, endlose Ebene, die dem Auge keine Abwechselung und keinen Ruhepunkt bietet. Nur hier und da trifft man in den Flußthälern Wälder an. Man kann von der Mündung des Dniestr nach Osten 1500 deutsche Meilen zurücklegen, ohne auch nur einen einzigen Baum zu sehen. Warum gedeihen hier nur Gräser und Kräuter, nicht aber unsere Cerealien, welche selbst den Winter überstehen? Den Grund für diese Erscheinung findet man sofort, wenn man mit dem Spaten in den Boden eindringt. Unter dem Lehmboden, den der Russe das Schwarzland nennt, befindet sich eine horizontale Kalkschicht. Werden nun die Bäume größer und ihre Wurzeln kommen auf die Kalkschicht, so gehen sie oft ein. So bedarf z. B. in der Umgebung von Odessa ein Baum vier-fünfmal so viel Land im Gevierte, als bei uns, um seine Wurzeln zu ernähren; sie finden in der Tiefe keine Nahrung und sind deshalb gezwungen, sich horizontal auszubreiten. Ein Baum von der Dicke eines Mannesschenkels gilt dort schon für eine Seltenheit. Zu dieser Eigentümlichkeit des Bodens kommt das Klima. Vergleichen wir den südlichsten Teil Rußlands (incl. der Krim) mit der lombardischen Tiefebene, durch welche der Po fließt. Letztere ist durch die von Osten nach Westen, in einem Bogen sich erstreckenden Alpen gegen die kalten Nordwinde geschützt, hat mithin ein wärmeres Klima, als sie ihrer geographischen Breite nach haben müßte. Die Steppe Südrußlands ist nicht durch ein solches Gebirge gegen den Einfluß des nördlichen Eismeeres gedeckt. Von Norden her wehen deshalb die Winde wie rasend über das ebene Land, besonders über die Steppen. Hier hausen jene berüchtigten Schneestürme, die eine eigene Art spitzigen Schnees mit sich führen und selbst die Gegenden des Schwarzen Meeres heimsuchen, die deshalb schon die Alten das „Ungastliche" (Axenos) nannten, und wenn es später, seitdem es griechische Pflanzstädte an seinen Küsten gab, den Namen des „Wirtbaren" (Euxenos) erhielt, so ist dies nur als euphemistische Benennung zu verstehen. Jener weiße Kalk tritt besonders am Südrande der Steppe hervor. In Odessa selbst giebt es viele schöne Gebäude, die meistens aus Quadersteinen aufgeführt sind, welche aus dem weichen Kalksteine hergestellt werden. Die Bauleute behauen diese mit der Axt und bringen an den sehr verschieden geformten Quadern architektonische Verzierungen an; allein nach ungefähr 40 Jahren zeugen nur noch Ruinen von ehemaliger Pracht und Herrlichkeit, da der Kalkstein unter dem Einfluß der Atmosphäre zerfällt. Zur Zeit der Griechen gab es an dem Südrande der Steppe eine Anzahl der reichsten Kolonien, z. B. Olbia, Chersoneus u. a. m. mit großen Tempeln und Prachtbauten. Von allen diesen prachtvollen Städten ist jede Spur verwischt, da sie alle aus demselben Material, dem Kalkstein, erbaut waren. Diese Bildung des Bodens wirkt natürlich mit dem Klima zusammen. Odessa liegt etwa in gleicher Breite mit dem Gardasee, von dem wir unsere schönsten Citronen und Pomeranzen bekommen, und doch gedeiht dort kaum unser europäischer Baum, und unser Getreide kann nicht überwintern. Wohl zieht man Gurken und Melonen; allein unsere Getreidekultur findet man nur in den Flußthälern, in denen sich der Humus in dichteren und dickeren

Schichten angesammelt hat. Da liegen die Kolonien der Deutschen, welche unter Katharina II. sich dort ansiedelten. Man nennt jene Kolonisten schlechthin Schwaben; sie bilden aber mit ihren Getreidefeldern eine solche Ausnahme von der Regel, wie diese Gegenden selbst eine Ausnahme von den Steppen bilden.

Die Krim ist zu zwei Dritteilen ihrer Natur nach Steppe; dann erhebt sich der Boden und bildet ein Gebirgsland bis zu dem Vorgebirge des Tschatyrdagh. Die dortigen Bewohner unterscheiden die Krim und die Südküste, wie zwei verschiedene Länder. In dem Vorgebirgsland aber sind milde Thäler mit reichen Weizenfeldern. Diese finden sich wieder in den Thälern am Südabhange des Gebirges, in denen eine mittlere Jahreswärme von 10 — 11° R. herrscht. (Die von St. Petersburg beträgt 3°, Berlin 7,3°, Paris 8° und von Mailand + 10°R.) Schon Ende Januar und oft noch früher fangen dort die Mandelbäume an zu blühen. Es gedeihen an den geschützten Abhängen Südfrüchte, Weinsorten, Feigen und Orangen; und wie zwischen dem Südabhange und dem Nordabhange der Alpen ein großer Unterschied im Klima wahrzunehmen ist, ebenso groß ist der Gegensatz im Klima zwischen dem Süd- und Nordabhange des Tschatyrdagh. Es schneit einmal am Südabhange, wie es auch in Italien vorkommt; aber von bleibendem Schnee ist keine Rede. Dagegen giebt es um Odessa und das Asowsche Meer an den beiden Busen, die östlich und westlich von der Krim sich in die Steppen erstrecken, alle Winter gehöriges Eis, und obgleich Odessa im Sommer bisweilen + 28° R. Wärme hat, hat es ein strengeres Klima als Berlin und auch strengere Winter, womit das ganze Leben in der Steppe eng zusammenhängt. Städte giebt es nur an den Flüssen; diese bilden tief eingeschnittene und regelmäßig breite Thäler, in denen der Fluß nur die tiefste Stelle einnimmt, während zwischen dem steilen Abhange und dem Flusse noch Wälder vorkommen, besonders Schilfwaldungen, welche den Winteraufenthalt von Wölfen, Luchsen und anderen Tieren bilden. Wenn im Frühling der Schnee schmilzt, bietet der Steppenboden den traurigsten Anblick dar; denn der lehmige Boden ist zäher als bei uns, und es bilden sich große Seen und Tümpel. Nach und nach verläuft sich das Wasser, und Ende Mai bedeckt sich die Steppe mit einem Teppich von Gräsern, Staudengewächsen und Disteln, die baumartig aufschießen. Nun entwickelt sich ein höchst interessantes Tierleben! Ungeheure Rinderherden, welche die großen Mengen Talg liefern, die Odessa ausführt, Pferde- und unübersehbare Schafherden beleben, wie aus der Erde gestampft, die vorher so öde daliegende Steppe. Die Freude dauert jedoch nicht lange; die Regengüsse hören bald wieder auf und schon im August ist dieselbe dürrer und trockner als die Sahara. Die großen Herden suchen die Thäler und Flüsse auf; denn das Gras erstirbt. Da auch die Wölfe den Herden nachziehen, erscheint die Steppe wie ausgestorben. Aber schon im September erwacht sie zu neuem Leben; Regengüsse treten ein, frisches, saftiges Grün bekleidet die weite Ebene, auf der sich wiederum lustige Herden tummeln. Aber auch dies währt nur kurze Zeit, denn schon anfangs November beginnt ein fürchterlicher Winter, der aller Beschreibung spottet. Entsetzliche Stürme kommen vom Norden, durchrasen die endlose Steppe, die sich in ein Leichentuch hüllt, unter dem bis zum Monat Mai alles, was Leben hat, ersterben muß. Niemand würde es unternehmen im Hochsommer oder in diesem schrecklichen Winter selbst kaiserliche Truppen durch dieselbe zu führen, da jeder weiß, daß ein sicheres Grab seiner wartet.

Betrachten wir die Kultur in diesen verschiedenen Gebieten, so finden wir nur eine geringe Anzahl von Erzeugnissen, welche die Bodengestaltung Rußlands liefern kann; allein durch Anlage von Kanälen und Bahnen hat man eine bessere Verbindung hergestellt, die die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse gehoben hat und durch ihre Verbesserungen noch heben wird. Die Bestellung der Felder war noch in den sechziger Jahren eine sehr primitive. Ein einfacher Holzpflug, wie zur Zeit Karls des Großen, genügte dem Bauer, die Ackerkrume aufzureißen und für den aufzunehmenden Samen, dem man gar keine Beachtung schenkte, vorzubereiten. Ebenso einfach war der Ausdrusch des Getreides, das noch häufig auf dem Felde durch Ochsen ausgetreten wurde. Das Stroh wurde verbrannt, die Asche überließ man dem Winde, die Ernte wurde so schnell als möglich in Geld umgesetzt, mit welchem der Edelmann sich im Auslande herrliche

Tage verschaffte. Nachdem aber gebildete und praktisch erfahrene deutsche Landwirte in Rußland, namentlich in den Ostseeprovinzen und im Süden den landwirtschaftlichen Betrieb in die Hand nahmen, hörte der Raubbau allmälig auf und eine rationellere Bestellung der Felder trat an seine Stelle. Der Russe, wie auch der Amerikaner hat von den dorthin ausgewanderten landwirtschaftlichen Beamten und ländlichen Arbeitern Deutschlands viel gelernt. Der deutsche Geist und die deutsche Faust haben in unsern Konkurrenzländern den Fortschritt angebahnt, und diese verstanden es, für ihre Überproduktionen die europäischen Häfen und die deutschen Märkte zu gewinnen. Durch diesen überseeischen Wettbewerb sind der deutschen Landwirtschaft so viele und tiefe Wunden geschlagen worden, daß alle bisher angewandten Heilmethoden erfolglos geblieben sind. Auch der Viehstand Rußlands, namentlich an Pferden, Schafen und Schweinen war fortwährend im Wachstum begriffen und hatte einst außerordentliche Erfolge zu verzeichnen. Die Handelsbewegung ist seit mehr als 25 Jahren im Innern des Landes durch Anlage von Kanälen, Eisenbahnen, große Meliorationen, Nivellements in den südlichen Gouvernements, behufs künstlicher Bewässerung der Steppen, bedeutend gewachsen. Es bleibt überhaupt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Wein-, Weizen- und Zuckerrübenbau im Süden einer bedeutenden Steigerung, bei einem rationell-intensivem Betriebe, fähig ist. Die großen Besitzer, welche durch die Bauernbefreiung ihre billigen Arbeitskräfte eingebüßt, sind zum Nachdenken und energischen Betriebe der Landwirtschaft und Viehzucht gezwungen worden. Sie haben hohe Geldopfer gebracht, um intelligente Kräfte ihrer Landwirtschaft dienstbar zu machen, was ihnen auch gelungen ist. Was für riesige Kornernten im südlichen Rußland, im Bereiche der Schwarzerde, erzielt werden, ist unglaublich. Der Boden scheint unerschöpflich zu sein; denn es werden, bei günstiger Witterung, alljährlich, ohne besondere Bodenkultur, dieselben Ernten erzielt. Ein sandiger Saum, hervorragend durch Hanfkultur, scheidet diesen fruchtbaren Erdstrich von dem nördlich liegenden Gebiete. Südlich desselben, etwa bis zu einer West-Ostlinie von Kiew nach Saratow, ist wohl das Hauptgebiet des Roggenbaues und der Ausfuhr in das übrige Rußland und das Ausland. Geht man nun von hier aus südlicher, so gelangt man, im Umkreise von Charkow, in die Weizen- und Zuckerrübenregion.

Noch weiter nach dem Süden und dem Südosten erstreckt sich die Steppe, die hier von bedeutender Fruchtbarkeit ist und sich vortrefflich für die Viehzucht eignet. Freilich wird immer noch in vielen Gegenden Rußlands, namentlich im Innern, viel Raubbau getrieben, der doch endlich den ergiebigsten Boden erschöpft. Die Kultur war hier noch weit zurück, da dem kleinen Bauer jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Landwirtschaft verschlossen blieb. Nicht einmal verstanden es die Leute in der Mitte unseres Jahrhunderts, den natürlichen Dünger den Feldern zuzuführen, um diesen die durch die Ernten entnommenen Nährstoffe wieder zu ersetzen.

Und dennoch hat seit ungefähr 25 Jahren der Getreidebau in Deutschland, namentlich durch die sich steigernde Konkurrenz Rußlands, das für seinen Roggen und Weizen Absatzgebiete in europäischen Seehäfen und auf deutschen Märkten sucht, so bedeutend gelitten, daß in manchen Gegenden kaum noch die Produktionskosten gedeckt werden. Rußlands Kraft liegt besonders mit im Getreidebau und sein Absatzgebiet ist namentlich Deutschland. Die Angabe des Areals kann in diesem Riesenreiche nur annähernd bestimmt werden und beträgt ungefähr 418816935 Deßjätinen (à 1,0925 ha = 1 ha 9 a 25 qm), wovon 406896927 auf das eigentliche Rußland, 11087200 auf Polen und 832807 auf Finnland kommen. Von dieser gewaltigen Fläche kommen (außer dem Gebiete der donischen Kosaken), 112500 Millionen Deßjätinen auf den Ackerboden, der unter Pflug und Spaten steht; über 160 Millionen auf Wald und Wiesen und 88500 Millionen sind zur Zeit noch Unland. Der eigentliche Sitz des Getreidebaues befindet sich in den Gebieten der Schwarzerde mit dichter Bevölkerung, in den Gouvernements Poltawa, Charkow, Kijew, Kurski und Woroneschk. Das Dreifeldersystem beim Körnerbau ist vorherrschend; in einigen Gegenden der Ostseeprovinzen kommt jedoch auch die Vierfelderwirtschaft und die Brache vor. Die mächtige ländliche Bevölkerung, die an 80% beträgt, beschäftigt sich vorzüglich mit dem Anbau von Getreide, Hanf und auch in südlichen

Gegenden eingehend mit der Viehzucht. In Deutschland leben vom Ackerbau, direkt und indirekt, an oder über 50% der Bevölkerung; jedoch wird der Ackerboden fruchtbringender als in Rußland bewirtschaftet. Der Preis des dortigen Areals ist im Verhältnis zu dem in Deutschland sehr billig; denn man zahlt für eine Deßjätine (1 ha 9 a 25 qm), je nach der Güte des Bodens und der Lage, 25—150 Rubel (à 3,20 Mk.). Der Boden schien früher unerschöpflich, hat aber in manchen Gegenden, da man die Düngung nicht kannte oder verabsäumte, seine Fruchtbarkeit zum Teil eingebüßt. Es haben sich deshalb die Ernten nur in den Teilen Rußlands gesteigert, welche die Landwirtschaft durch deutsche Landwirtschaftsbeamte, durch Anwendung künstlicher Düngemittel und landwirtschaftlicher Maschinen, nach deutschem Muster, betreiben.

Rußlands Mittelernte an Getreide wurde im Jahre 1867 mit 1012,3 Millionen preußischen Scheffeln angegeben. 1870 erntete man 1015 Millionen Scheffel Getreide aller Art; davon verbrauchte man rund 165 Millionen Scheffel Roggen, während der Überschuß nach dem Auslande exportiert wurde. 1893, nach dem letzten Zollvertrag, betrug Rußlands Gesamternte in Brotfrüchten aller Art — nach zehnjährigem Durchschnitt — auf einem Areal von ca. 64663962 Deßjätinen (à 1,0925 ha) 403190 Millionen Tschetwert à 2,099 hl, wovon auf Roggen über 30, auf Hafer 28, Gerste 12, Sommerweizen 12,2 und auf Winterweizen an 5 Proz. kommen.

Laut Veröffentlichung durch das Statistische Centralkomitee waren in den 60 Gouvernements des europäischen Rußlands mit Wintergetreide eingebaut:

1894: 28041728
1895: 27749603
1896: 28532180 Deßjätinen;

die Anbaufläche hat somit wieder zugenommen. Davon waren: 1896: 25307986 Deßjätinen Roggen und 3224194 Deßjätinen Weizen.

Die Ernte betrug in 1000 Pud (zu 16,38 kg d. i. annähernd 1/3 Ctr.)

	1895	1896	1891—1895 im Durchschnitt
an Winterroggen:	1187070	1174091	1075839
an Winterweizen:	186882	163359	183880
überhaupt:	1383952	1337450	1239719.

Rußlands Überschuß an Weizen und Roggen findet besonders in Deutschland, bei dem erniedrigten Getreidezoll, ein bequemes Absatzgebiet. Es werden alljährig bedeutende Sendungen ausgeführt, so z. B. in 1000 Pud

von 1866—1870: 127796
1876—1880: 279751
1886—1890: 418057
1890: 418503
1893: 403191.

Wir ersehen hieraus, daß die Einfuhr russischen Getreides in der letzten Zeit ganz bedeutend zugenommen hat. Dazu kommt, daß die Produktionskosten des Getreides sich sehr verschieden gestalten, je nach den Lohnverhältnissen. Während für Deutschland ein Mindestpreis von 200 Mk. für die Tonne Weizen erforderlich ist, stellt sich derselbe für Süd-Rußland auf 35—40, für Indien sogar nur auf 28—30 Mk. Der russische Arbeiter, namentlich im Innern des Reiches, stellt sehr geringe Ansprüche an das Leben, und ich möchte sagen, unsere deutschen Arbeiter können gegen dieselben als wohlhabende Leute gelten. Oft hat's mich tief gerührt, wenn ich sah, wie alte Männer und Frauen an trockenem, hartem Schwarzbrot nagten und Sonntags Grütze, mit Fett angemacht, ohne Fleisch, mit großem Behagen verzehrten. Man tadelt wohl an dem Russen das Schnapstrinken; allein ihm steht außer Wasser kein anderes Getränke zu Gebote. Aber auch er will sich einmal in eine andere Stimmung versetzen und seine traurige Lage auf Stunden vergessen. Sein Wochenlohn von 3—4 R. genügt ihm, um alle seine Bedürfnisse zu bestreiten. Der russische Arbeiter ist auch wenig geneigt auszuwandern; er liebt seine Heimat über alles

und darbt in derselben lieber, als daß er in der Fremde wohllebt. Wenn erst die Schulbildung die breiten Schichten des Volkes mehr durchdrungen und sittlich gehoben hat, wird auch der Russe noch mehr in Städten und außerhalb seiner Heimat und seines Vaterlandes Arbeit suchen; die Arbeitskräfte werden auch dort teurer werden, und die Erzeugungspreise für Roggen und Weizen werden sich steigern.

Darüber, daß Deutschlands Landwirte unter dem stehenden Angebot des russischen Getreides ungemein zu leiden haben, bedarf es wohl nur eines Hinweises auf die gerechtfertigten Klagen unserer Landwirte in allen Gauen des deutschen Vaterlandes und ihrer vereinten Anstrengungen zur Aufbesserung ihrer verzweifelten Lage. An diesem Rückgang der deutschen Landwirtschaft tragen nur die erniedrigten Zölle die Schuld, was wohl kaum in Zweifel zu ziehen ist. Der Schutz der Landwirtschaft bedeutet deshalb in erster Linie Schutz des Getreidebaues. Die 80er Jahre hatten durchschnittlich billigere Preise als die gänzlich zollfreien 70er, 60er und 50er. Mäßige Schutzzölle schützen nicht allein die Landwirtschaft, sondern auch die Industrie vor dem Ruin. Die Erhaltung auskömmlicher Getreidepreise ist hiernach für Gegenwart und Zukunft der deutschen Landwirtschaft, sowie auch für die Staatsinteressen, geradezu eine Lebensfrage. Die Überproduktion Rußlands an Roggen und Weizen, die ihr Absatzgebiet in Deutschland und anderen Ländern findet, erdrückt die deutsche Landwirtschaft derart, daß dieselbe in vielen Teilen Deutschlands nicht mehr existenzfähig bleiben dürfte. Unter allen Umständen müssen doch die Mindestpreise wenigstens die Erzeugungskosten decken.

Vor den Schwankungen der Getreidepreise schützen am besten die Schutzzölle; sie allein bieten dem Sinken derselben Einhalt, wie es auch von den konservativen Parteien, dem Centrum im Bunde mit einem Teile der Nationalliberalen und den verbündeten Regierungen angestrebt wurde. Kurz und gut, die Getreidezölle, eine gründliche Börsenreform, Aufhebung des Terminhandels wie auch eine internationale Doppelwährung können der deutschen Landwirtschaft, die im Kampfe um die Existenz erlahmt, aufhelfen. Von anderer Seite schreibt man die bedenklichen Schwankungen der Getreidepreise dem Großkapital zu, und daß dieser Einfluß bedeutend sei, beweise u. a. der Umstand, daß die argentinische Konkurrenz, welche den letzten starken Preisfall des Getreides zur Folge hatte, nur mit Hilfe des Großkapitals ins Werk gesetzt worden sei: dasselbe allein halte die Getreidepreise nieder. Die vielfach behauptete Überproduktion sei nicht vorhanden, da thatsächlich in dem letzten Jahrzehnt die Getreideerzeugung eine über den Bedarf hinausgehende Zunahme nicht erfahren habe. Man müsse also das Großkapital unterbinden und zwar vor allen Dingen auch die Reform der Geld- und Warenbörsen ernstlich durchführen. Banken, die Anleihen für das Ausland vermitteln, müßten Emissionsbanken genannt werden, von den Depositenbanken, die dem innern Geldverkehr dienen, getrennt und für die vermittelten Anleihen in weitgehender Weise haftbar gemacht werden. Die Regelung der Währung dürfe sich nicht nur auf die Festsetzung eines bestimmten Wertverhältnisses zwischen Gold und Silber, sondern müsse sich auch auf die Beseitigung der Verschiedenheit der in den einzelnen Ländern geltenden Valuten erstrecken, wozu noch die Notwendigkeit einer Regelung der Eisenbahntarife käme.

Nur wenn alle diese Maßnahmen gleichzeitig durchgesetzt würden, da sie sich gegenseitig ergänzen, würde durch bessere Getreidepreise die Landwirtschaft wieder gesunden und aufblühen.

Diese letzteren Ansichten entbehren ja nicht ganz der Wahrheit; allein eine Überproduktion der Welternte, wenn auch nicht in diesem Jahre, läßt sich nicht wegleugnen. Dazu kommt, daß das russische Ministerium der Reichsdomänen einen Aufschwung der landwirtschaftlichen Verhältnisse anstrebt, um mehr als bisher auf derselben Fläche zu produzieren. Es soll also, was an dem Preise fehlt, durch reichere Ernten und durch gute Beschaffenheit der Erzeugnisse ersetzt werden.

Eine durchgreifende Reorganisation soll durch Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse, durch gleichmäßige Ausgestaltung des Unterrichtswesens, Errichtung von landwirtschaftlichen Schulen mit Musterwirtschaften, durch Hebung der Viehzucht, Verbreitung hochwertiger Spezialkulturen, durch Gewährung von Meliorationskredit zur

Hebung der gesamten Landwirtschaft eingeführt werden. Außer Ent- und Bewässerungsarbeiten, welche namentlich im Süden des europäischen Rußlands auf staatlichen Ländereien nötig sind, werden auch in Turkestan weitgehende hydrotechnische Arbeiten geplant, welche Millionen Deßjätinen (à 109¼ a, nahezu zwei sächs. Acker) Landes für wertvollere Kulturen erschließen können. Außerdem sind noch Berieselungsarbeiten für die Steppengegenden Sibiriens in Aussicht genommen, um diese bisher öden Gegenden mit Eröffnung der sibirischen Bahn namentlich russischen Ansiedlern zugänglich zu machen. Zur Förderung des Absatzes landwirtschaftlicher Erzeugnisse sollen die innern und ausländischen Absatzgebiete erforscht und die Gründung von landwirtschaftlichen Genossenschaften gefördert werden, für welche bereits ein Normalstatut ausgearbeitet worden ist. Durch Anschaffung von gutem Saatkorn, landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten soll auch der Bauernstand berücksichtigt, bezüglich der Verwaltung der Staatsdomänen aber eine durchgreifende Reorganisation eintreten, welche ebenso die wirtschaftliche Lage des Bauernstandes, wie die fiskalischen Interessen im Auge hat. Schon 1894/95 wurden Fach-Landwirte in verschiedenen Gebieten des Reichs zur Beobachtung der dort herrschenden landwirtschaftlichen Verhältnisse entsendet, und ein Beamter nach Deutschland geschickt, um das vorläufig noch nicht gerade sehr energische Streben der russischen Landwirte zu unterstützen. Die Einführung der Versicherung der Saaten gegen Hagelschlag ist durch Ansammlung von Material vorbereitet; zur Erleichterung des Absatzes der verschiedenen landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Eisenbahntariffrage näher getreten, soweit sie sich auf die Ausfuhr bezieht, und eine Reihe von Tarifermäßigungen durchgesetzt. Wenn auch alle diese Projekte noch lange nicht mit deutscher Schnelligkeit zur Ausführung gelangen, so ersehen wir doch, daß Rußland alle Anstrengungen macht, die Landwirtschaft zum Wohle des Staates zu heben. Und wohin wird man die sich mehrende Überproduktion zu schaffen suchen? In europäische Häfen und auf deutsche Märkte!

Rußland ist in vielen Gegenden ein sehr fruchtbares Land, das unter einer rationellen Bewirtschaftung, die in Aussicht genommen ist, schnell und andere Länder überflügelnd, aufblühen könnte; allein es ist bis jetzt nicht vorwärts gekommen. Die Kraft zu einer angemessenen Bestellung des Bodens hat sich von Jahr zu Jahr gemindert, sonst wäre die Überproduktion riesig gewachsen. Die bisher zum Teil unzuverlässige Verwaltung der russischen landwirtschaftlichen Angelegenheiten, sowie auch die geringe Rechtssicherheit, welche der Stand der Landwirte in Rußland genießt, trägt jedenfalls die Hauptschuld an dem langsamen Aufblühen der russischen Landwirtschaft. Das Wort „Freiheit“ wird weder in landwirtschaftlichen Versammlungen, noch in Zeitschriften von der Regierung geduldet. Zwar ist dieselbe bemüht, wie wir gesehen haben, für die Landwirtschaft Opfer zu bringen, um dieselbe zeitgemäß zu heben. Allein zu diesem durchgreifenden Aufschwunge fehlen noch die civilisierten Völker. Betriebe man in Rußland die Landwirtschaft mit deutscher Intelligenz, so würden seine Getreidemassen, für die man doch hauptsächlich in Deutschland Absatzgebiete sucht, unsere Landwirtschaft vollends lahm legen. Es lastet jedoch auf dem Czarenreiche eine gewisse Schwüle, eine Unsicherheit, die ein freudiges Schaffen unterdrückt, eine gedeihliche Entwickelung, eine blühende Landwirtschaft nicht so leicht aufkommen läßt.



Der religiöse Entwickelungsgang eines englischen Darwinisten.

Von

Julius Penßlin.

Im Sommer 1894 starb einer der hervorragendsten englischen Naturforscher der darwinistischen Schule, George John Romanes, den Fachleuten bekannt durch seine größeren Werke: „Darwin and After Darwin“ und „Examination of Weismanniom.“ In seinem Nachlaß fand sich der ziemlich ausgeführte Entwurf zu einem größeren Werke „A candid examination of religion“ und daneben die Bestimmung, daß dieser Entwurf den ihm befreundeten Kanonikus von Westminster, Charles Gore zur Prüfung und eventuellen Veröffentlichung übergeben werden solle. Aus dieser Schrift ergab sich, was übrigens auch sonst ziemlich bekannt war, daß Romanes der Verfasser einer im Jahre 1878 in Trübners English and Foreign Philosophical Library unter dem Pseudonym „Physicus“ veröffentlichten, Aufsehen erregenden Broschüre „A candid examination of Theism“ gewesen war, und wer nun beide Schriften miteinander verglich, konnte erkennen, wie ein edler, mit allen Waffen der Philosophie und der Naturwissenschaften ausgerüsteter Geist, nachdem er auf den Wegen seiner Wissenschaft Gott verloren hatte, in seinem Gotteshunger nicht eher geruht hat, als bis er den, den er verloren, wieder gefunden hatte. Canon Gore hat sich nun seiner Aufgabe in der Weise entledigt, daß er zunächst Mitteilung von jener früheren Schrift aus dem Jahre 1878 macht, dann noch zwei, in achtziger Jahren geschriebene Abhandlungen teils im Auszuge, teils vollständig abdruckt und zuletzt den Entwurf der nachgelassenen Schrift anfügt, so daß nun das ganze „Thoughts on Religion“ betitelte, in London bei Longmans, Green and Co. erschienene Buch uns den religiösen Entwickelungsgang eines englischen Darwinisten zur Anschauung bringt. In Deutschland wird das Buch wenig bekannt geworden sein, aber es ist wert, daß es bekannt werde, denn es bietet uns eine Apologie des Christentums im höchsten, edelsten Stile, und zeigt uns, wie ein hervorragend kluger Mann, der gerade durch seine Klugheit am Glauben Schiffbruch gelitten hat, in seinem Unglauben keine Ruhe findet, wie er dann zunächst immer aufs Neue mittelst wissenschaftlicher Methode das Verlorene wiederzufinden sucht und doch nicht wieder finden kann, bis er endlich an der Methode irre wird und zu der, dann ihm aber auch feststehenden Erkenntnis kommt, daß Gott nicht mittelst wissenschaftlichen Verstandesbeweises, sondern mittelst Glauben gefunden werden will. Die „Gedanken über Religion“ erinnern an Balfours „Grundlagen des Glaubens.“ In beiden Büchern wird dem Darwinismus, sofern er die letzten Fragen über Gott und Ewigkeit beantworten will, ein energisches Halt zugerufen, es ertönt wieder einmal die Warnung der alten lutherischen Dogmatik: „maneat philosophia intra limites objecti sui!“ Das Buch des Ministers

Balfour ist das feine, oft ironische Zeugnis eines hervorragend klugen, von Haus aus skeptisch gerichteten Mannes, der die Positionen der modernen Wissenschaft einmal einfach auf ihre Beweiskraft prüft, das Buch von Romanes ist der Schrei eines in den Labyrinthen seiner eigenen Klugheit verirrten, nach dem Vaterherzen Gottes sich sehnenden Gewissens, eine Illustration, wie es wohl wenige giebt, zu dem gewaltigen Augustinischen Worte im Anfange der Konfession: „Gemacht hast du uns nach dir, Herr, und unruhig ist unser Herz, bis es zur Ruhe kommt in Dir!"

Als jüngerer Gelehrter in Canterbury war Romanes den bezüglichen Fragen schon in einer 1873 von ihm gelösten Preisaufgabe („Das christliche Gebet in seinem Verhältnis zu dem Glauben, daß Gott die Welt durch allgemeine Gesetze regiert") näher getreten. Einerseits nimmt er hier noch auf Grund der christlichen Offenbarung die Existenz eines persönlichen Gottes und die Erhörung des Gebetes auch um irdische Dinge, andererseits die auf Grund der Beobachtung feststehende Allgemeingültigkeit der Naturgesetze an und sucht die Frage, wie Eins mit dem Andern bestehen könne, in der Richtung zu beantworten, daß er auf das begrenzte Gebiet wissenschaftlicher Untersuchung hinweist: Kraftwirkungen können möglicherweise als Antwort auf Gebete eintreten, ohne doch Erscheinungen hervorzurufen, welche der Wissenschaft erkennbar sind oder als wunderbar d. h. dem gewöhnlichen Naturverlauf widersprechend erscheinen müssen. Die Abhandlung ist ja nicht ohne Scharfsinn geschrieben, aber, genau besehen, kämpft Romanes hier schon mit gebrochenem Schwerte. Die Existenz Gottes ist ihm Hypothese auf Grund der christlichen Offenbarung, die allgemeinen Naturgesetze sind Ergebnis exakter Naturbeobachtung, mittelst allerlei Räsonnements sucht er über die sich aus dieser doppelten Hypothese ergebenden Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, ohne aber die Frage mit voller wissenschaftlicher Gewißheit beantworten zu können. Da aber ergriff ihn die in jenen Jahren immer mächtiger steigende Hochflut des Darwinismus und der Satz wurde oberste Gewißheit seines Denkens: es giebt keine andere Gewißheit als die wissenschaftliche, d. h. als die mittelst exakt naturwissenschaftlicher Methode und darauf sich erbauender zwingender Vernunftschlüsse zustande gekommene. Vergegenwärtigen wir uns die damalige Art des wissenschaftlichen Denkens namentlich in England, dem Vaterlande Darwins. Nicht auf die etwaigen positiv feststehenden Entdeckungen dieser Schule kommt es uns hier an, sondern auf ihre philosophischen, denktheoretischen Voraussetzungen.

In den wissenschaftlichen Kreisen Englands herrscht der sogenannte „Agnostizismus". Dies, so viel wir wissen, von dem berühmten Physiker Huxley gebildete Wort bezeichnet im engeren Sinne die Lehre, daß es wissenschaftlich begründete Überzeugung und damit Gewißheit nur auf der Basis der Sinneswahrnehmungen geben könne. Ob es außer den sinnfälligen Objekten noch andere giebt, entzieht sich der wissenschaftlichen Erkenntnis, die Wissenschaft hat es nur mit diesen sinnfälligen Objekten zu thun und die Vernunft kann nur auf dieser Basis ihre Schlüsse machen. Während der Agnostizismus in dieser seiner engeren von Huxley ihm gegebenen Fassung, immerhin noch die Möglichkeit offen läßt, daß es nicht bloß neben den sinnlichen auch noch übersinnliche Objekte giebt, sondern daß eine Erkenntnis auch dieser letzteren, wenn auch nicht auf wissenschaftlich vernünftigem Wege, also etwa durch Intuition, durch Glauben möglich ist, leugnet eine weitere, namentlich durch Herbert Spencer vertretene Agnostik auch dies letztere. Der so gefaßte Agnostizismus will die Möglichkeit der Existenz des Übersinnlichen, also Gottes, zwar nicht ohne weiteres leugnen, denn beweisen kann er ebensowenig die Nichtexistenz wie die Existenz Gottes, er läßt vielmehr alle hierauf bezüglichen Fragen als ihn gar nicht interessierende völlig dahingestellt, Gott gehört zu dem prinzipiell „Unerkennbaren" (aknowable). Sollte es wirklich einen Gott geben, so wissen wir doch nur so viel von ihm, daß wir eben nichts von ihm wissen können; für die wissenschaftliche Erkenntnis und Gestaltung des Weltbildes, die uns obliegt, kann also die Frage nach Gott und dem Übersinnlichen nicht in Ansatz kommen, wir brauchen das alles einfach gar nicht. Nur beiläufig wollen wir darauf hinweisen, welchen Einfluß diese Denkweise neuerdings auch in Deutschland gewonnen hat: was in England Agnostizismus heißt, heißt bei uns

Neu-Kantianismus. In die Netze dieser Denkweise fing sich nun Romanes völlig in den auf 1873 folgenden Jahren und von ihr beherrscht zeigt er sich dann in der schon erwähnten, im Jahre 1876 geschriebenen und 1878 veröffentlichen Abhandlung „eine unbefangene Prüfung des Gottesglaubens." In aller Nacktheit spricht er hier seinen Unglauben aus, indem er kurz etwa Folgendes ausführt: wissenschaftlich lassen sich für natürliche Wirkungen nur natürliche Ursachen annehmen. Da es wissenschaftlich feststeht, daß Kraft und Stoff ewig sind, so resultieren alle Naturgesetze mit unbedingter Notwendigkeit nur aus ihnen. Logisch mag sich vielleicht für die Existenz Gottes ebensoviel als gegen dieselbe sagen lassen, aber auch wenn es einen Gott giebt, so ist doch seine Existenz als Grund für die Welt nicht erforderlich, die Wissenschaft braucht keinen Gott.

Doch nicht diese sachlichen, so kalt hingestellten, angeblich sicheren Resultate wissenschaftlichen Forschens sind das eigentlich interessante an dieser Schrift, sondern was vor allem bedeutsam ist, das ist die Wahrnehmung, wie beunruhigt sich der Verfasser in seinem Gewissen durch seine gewonnene Erkenntnis fühlt. Man sollte denken, wer auf dem „einzig sicheren" Wege wissenschaftlichen Erkennens zu einer in sich geschlossenen Erkenntnis des Universums gekommen ist, der müsse nun auch ein innerlich befriedigter und ins Gleichgewicht gekommener Mensch geworden sein. Aber nun müssen wir hören, daß solche Erkenntnis keinen Frieden bringt, wir müssen vielmehr einen Angstruf vernehmen, der an Schillers Wort erinnert: „nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod." Das Geständnis, womit Romanes seine Abhandlung schließt, ist wichtig genug, um in Übersetzung mitgeteilt zu werden.

„Schließlich halte ich es für nötig zu betonen, daß in Betreff der theistischen Frage meine Neigung mich von vorneherein auf die Seite des hergebrachten Glaubens wies. Es hat mir daher wirklich weh gethan, daß mich meine Untersuchungen auf das vorliegende Resultat geführt haben, ja ich würde auch dies Resultat nie veröffentlicht haben, wenn ich es nicht für eines Jeden Pflicht hielte, seine Nebenmenschen an den Ergebnissen seiner Arbeiter teilnehmen zu lassen — — — Niemand allerdings kann lebendiger als ich fühlen, wie viel individueller Herzensfriede durch die vielleicht verhängnisvolle Tendenz meiner Schrift zerstört werden kann. Von welchem Standpunkte aus ich den Theismus auch betrachten mag, immer halte ich es für meine Pflicht, allen derartigen Glauben, immer für so edel ich ihn auch halten mag, zu ersticken und meinen Geist in all diesen Fragen an völligen Skeptizismus zu gewöhnen. Dabei stimme ich keineswegs denen bei, welche meinen, das Dämmerlicht dieses neuen Glaubens könne ein genügender Ersatz sein für die untergehende Sonne des alten, und ich schäme mich auch nicht zu bekennen, daß mit dieser Leugnung Gottes das Universum für mich seine eigentliche Seele verloren hat. Allerdings wird von jetzt ab das Gebot zu wirken, so lange es Tag ist, eine noch größere Bedeutung gewinnen, weil auch jene anderen Worte: „es kommt die Nacht da niemand wirken kann" einen entsetzlich größeren Sinn gewonnen haben, aber doch wenn ich zu Zeiten nicht umhin kann, mich in den Gedanken an den traurigen Kontrast zwischen der geheiligten Gloria meines früheren Glaubens und dem einsamen Mysterium des Daseins, wie es mir jetzt vor Augen steht zu versenken, so kann ich mich des tiefsten Wehes, dessen meine Seele fähig ist, nicht erwehren. Ob nun vielleicht mein Geist nicht genug fortgeschritten ist, um allen Anforderungen unsrer Zeit zu genügen, oder ob die Erinnerung an jene heiligen Beziehungen, die mir wenigstens das Liebste gewesen sind, was ich im Leben gefunden habe, schuld waren, immer doch drängt sich mir und wohl auch anderen, die wie ich denken, die furchtbare Wahrheit jener Worte auf, daß, wenn die Philosophie zu einem Sinnen nicht bloß über den Tod, sondern über die Vernichtung geworden ist, sich das Gebot: erkenne, dich selbst! in das entsetzliche Orakel des Ödipus verwandelt.

„Ach daß du nie erführest, wer du bist!"

Romanes hat an einer späteren Stelle seiner Schriften einmal von der verschiedenen Stellung der Naturforscher zur Religion geredet und drei Klassen unter ihnen unterschieden. Die eine — er nennt als Beispiel Faraday — halten Wissenschaft und Religion absolut auseinander und lassen sich durch Widersprüche zwischen beiden nicht in

ihrem Glauben beirren, die anderen beschäftigen sich nur mit den wissenschaftlichen Problemen und haben nicht das mindeste Interesse an den religiösen Fragen, und die dritten wollen auf Grund ihrer naturwissenschaftlichen Methoden und Resultate gerade erst recht über die Religion urteilen. Als Romanes seine erwähnte Abhandlung schrieb, gehörte er offenbar zu dieser letzteren Klasse, aber es ist nun so bemerkenswert, daß er bei all seinen mit so großer Schärfe gemachten Aufstellungen innerlich nicht zur Ruhe kommt, weil sein religiöses Bedürfnis, sein Gewissen auf das lebhafteste gegen die gefundenen negativen Resultate reagiert. Er gesteht später, er habe jahrzehntelang gerne beten wollen, aber nicht beten können, weil sein Verstand ihn an der Existenz Gottes irre gemacht hatte, aber so oft er auch meinte, er habe in seinen wissenschaftlichen Überzeugungen das ruhige Gleichgewicht gefunden, so ließ ihm immer sein Gewissen, welches ihn nach Gott hindrängte, keine Ruhe. Er kann kein bloß kühler Gelehrter sein, er wird vielmehr ein Gottsucher, zuerst auf verkehrten Wegen, bis er endlich, da Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt, den rechten Weg und dann Gott auf diesem rechten Wege findet. Das nämlich scheint uns das bedeutsame und verbildliche apologetische Moment in dem Entwickelungsgange dieses Engländers zu sein, daß er zu der Erkenntnis kommen mußte: Gott kann auf dem Wege naturwissenschaftlicher und naturphilosophischer Forschung wohl verloren aber nicht wiedergefunden werden, sondern gefunden kann Gott nur werden auf dem Wege des Glaubens.

Zunächst allerdings hat Romanes immer und immer wieder auf wissenschaftlichen Wege der Existenz Gottes gewiß zu werden gesucht, und es ist interessant zu sehen, mit welcher Gedankenschärfe er die einschlagenden Fragen immer wieder untersucht. 1885 veröffentlichte er eine Abhandlung „Geist und Bewegung“, in welcher er sich mit der Frage nach den letzten Gründen alles Seins beschäftigt. Den krassen Materialismus lehnt er ab, aber doch vermag er noch nicht einen von der Materie geforderten und auf sie wirkenden, sie bewegenden Geist anzunehmen. Von einem Dualismus will er noch nichts wissen, aber ebensowenig von dem materialistischen Monismus, er sucht sich vielmehr in eine Art von pantheistischen Monismus zu flüchten. Schließlich hofft er, daß der alte Satz Bakos sich wieder bewahrheiten werde, daß nämlich, während ein wenig Wissenschaft zum Atheismus leitet, tiefere Erkenntnis uns wenigstens zu einer Art von Religion zurückführen wird, welche, wenn auch unbestimmter als die der früheren Zeit, doch vielleicht gehaltvoller und für das moderne Bewußtsein befriedigender sein wird.

Abermals 1889 hat er dann diese Untersuchungen wieder aufgenommen. Er beabsichtigte damals eine Artikelserie für das „Nineteenth Century“ zu schreiben über den „Einfluß der Wissenschaft auf die Religion.“ Geschrieben wurden diese Artikel, aber dann doch nicht veröffentlicht, vielleicht weil er mit ihren immer noch negativ bleibenden Resultaten bald selbst nicht mehr zufrieden war. Er geht in diesen Artikeln von geistvollen Bemerkungen über den Unterschied zwischen wissenschaftlicher und religiöser Beweisführung aus. Die Wissenschaft will alle Naturerscheinungen durch Auffindung natürlicher, d. h. nächster Gründe erklären. Sofern sie dies ihr besonderes Gebiet überschreitet und es versucht, die Phänomene durch unmittelbare Wirkungen übernatürlicher oder letzter Ursachen zu erklären, hört sie auf Wissenschaft zu sein und wird sie zu ontologischer Spekulation. Die Religion dagegen hat es lediglich mit dem letzten Grunde zu thun, ihr Objekt ist ein selbstbewußtes Wesen, welches sie als den persönlichen Gott und den Quellpunkt aller Kausation erkennt. Die Wissenschaft beschäftigt sich mit dem nächsten Wie der Phänomene. Ihre Aufgabe ist zu erforschen, welches die geringste Zahl von Daten ist, auf Grund welcher alle wahrgenommenen Erscheinungen sich erklären lassen (Darwins Gesetz der Sparsamkeit). Die Religion dagegen hat mit den nächsten Gründen gar nichts zu thun, sie führt vielmehr alle Erscheinungen auf einen letzten Grund, den wissenden und wollenden Gott zurück. Demnach haben im eigentlichsten Sinne Wissenschaft und Religion gar nichts miteinander zu thun. Eine religiöse Erklärung, d. h. die Zurückführung einer Erscheinung auf Gott ist eben keine wissenschaftliche, denn es ist das Wie der Kausation, die Reihe der Gründe nicht aufgezeigt. Andererseits genügt die wissenschaftliche Erklärung nie für die Religion, weil die Wissenschaft nicht bis zu dem

Punkte vordringen kann, wo eigentlich die Domäne der Religion liegt. Definieren wir den Begriff der Erklärung als die Thätigkeit, beobachtete Phänomene auf ihre zureichenden Gründe zurückzuführen, so können wir sagen: die Religion giebt uns mit ihrer Postulierung eines intelligenten letzten Grundes eine Erklärung des Universums als eines Ganzen, sie hat dagegen nichts zu thun mit der Erforschung der Mittelursachen, die das Gebiet der Wissenschaft sind. Religion und Wissenschaft sind also in abstracto zwar nicht widereinander, aber welchen Einfluß sie nun doch aufeinander üben und wie namentlich die Wissenschaft (d. h. immer Darwinismus und Agnostizismus) zerstörend auf die Religion gewirkt hat, das beabsichtigte Romanes in seinen Artikeln nachzuweisen.

Ausgeht er dabei von einer Erörterung der Frage nach der Zweckmäßigkeit in der Natur. Darf aus der angeblich durch die ganze Natur beobachteten Zweckmäßigkeit auf einen höchsten Zwecksetzer geschlossen werden? Denn Zweckmäßigkeit hat man gesagt, setzt notwendig das Vorhandensein von Intelligenz voraus. Romanes wirft nun die Frage auf, ob diese religiöse Beantwortung der Frage, die ja rein logisch betrachtet selbstverständlich möglicherweise richtig sein könne, auch notwendig richtig sein müsse und ob sie wissenschaftlich haltbar sei. Diese Frage gethan zu haben, sei das Verdienst Darwins und sein Verdienst sei es auch, die wissenschaftliche Antwort auf diese Frage gegeben zu haben. Die Wissenschaft braucht für die Erklärung der angeblichen Zweckmäßigkeit in der Natur nicht die Annahme eines zwecksetzenden Gottes, sie vermag vielmehr die Entstehung und den jetzigen Bestand des Universums aus rein natürlichen Gründen zu erklären. Sehr ausführlich sucht Romanes diesen Nachweis zu führen, er widerlegt mit aller Bestimmtheit die Annahme eines wissenden und wollenden Schöpfergottes. Aber gerade indem er in die Netze dieser Theorie sich ganz gefangen zu haben scheint, sucht er dieselben wieder zu zerreißen und sich aus ihnen zu befreien. Er macht darauf aufmerksam, daß Darwin doch in der That nur die Entstehung der Arten ohne Einmischung des teleologischen Momentes zu erklären versucht habe, und in dieser Beschränkung sei allerdings die Lösung des Problems als eine endgültige anzusehen. Aber das Problem sei damit eben nicht erschöpft. Die Natur bestehe ja nicht aus der Summe der nebeneinander existierenden Arten, sondern sie sei ein harmonisches, in sich wieder zweckvolles Gefüge, sie sei eben ein Kosmos. Obwohl jede einzelne Zweckmäßigkeit in der Natur wissenschaftlich auf wirkende Naturgesetze zurückgeführt werden müsse, sei damit die Frage noch nicht erledigt: wie kommt es, daß alle natürlichen Ursachen dahin zusammen wirken, in vereinter Aktion die allgemeine Naturordnung herzustellen? „Das kann doch kein bloßer Zufall sein, nicht auf einem bloß zufälligen Zusammenkommen der Atome beruhen. Das Zusammenwirken der Naturgesetze muß selber wieder auf einem Gesetze beruhen." Romanes behauptet nun weiter, daß es erstens einen Grund für das gesetzmäßige Wirken geben müsse, daß zweitens die Gesetze ihren Grund nicht in sich selber haben könnten, sondern daß dieser Grund außerhalb ihrer liegen müsse und drittens, daß wir zu der Annahme eines Gottes als der einzig möglichen Erklärung für die kosmische Ordnung des Universums getrieben würden. Durch keine logische Ausflucht könnten wir uns dem Schlusse entziehen, daß, so weit unsre Erkenntnis jetzt reiche, die allgemeine kosmische Ordnung einen zureichenden Grund haben müsse und das dieser, wieder so weit unsre Erkenntnis jetzt reiche, geistiger Art sein müsse.

Infolge der von ihm befolgten rein naturwissenschaftlichen, rein rationellen Methode hatte Romanes früher Gott verloren und hatte er mit Gott auch das Gleichgewicht in seinem inneren Leben eingebüßt. Nun scheint es, als habe derselbe scharf denkende Geist, der ihn hatte Gott verlieren lassen, ihn wieder zu Gott zurückgebracht habe, denn er hat ja jetzt Gott als den letzten Grund der Welt erkannt. Aber ist der von ihm philosopisch erschlossene Gott wirklich derjenige Gott, nach dem sich seine Seele all die Jahre gesehnt hatte und wird sein Gottesdurst wirklich durch die philosophischen Denkresultate gestillt? Wir stehen hier an einem der interessantesten Punkte seiner Entwicklung und grade der Ernst und die Schärfe seines Denkens wird uns zeigen können, daß das bloße Denken, die ratio, es hier nicht thut, denn grade vor seinem Denken zerrinnen ihm wieder die Resultate, die er eben gewonnen zu haben schien, und sein erschlossener, erphilosophierter

Gott ist nicht der Gott, der sein rufendes Gewissen zur Ruhe bringen kann. Er hat Gott als höchste Intelligenz gefunden, aber ist dieser Gott auch die höchste Güte? Können wir ihm auch die uns Menschen mit den intellektuellen doch mindestestens gleichstehenden moralischen Eigenschaften zusprechen? Die Frage meint Romanes angesichts des die ganze Natur durchziehenden grausamen Leidens mit einem Nein beantworten zu müssen. Auf die an jedes Menschenherz in der Anfechtung wohl einmal herantretende versuchliche Frage: kann der Gott, der grade dies hat geschehen lassen, der gute Gott sein? hat Romanes nur die trostlose Antwort: nein, was Menschen gut nennen, ist Gott nicht. „Jener höchste Intellekt sorgt für die Vervollkommnung der Wesen, jedoch unter Vernachlässigung ihrer Glückseligkeit und unter gänzlichem Außerachtlassen ihres Leidens. So weit wir erkennen können, müssen wir sagen, daß die Welt die Schöpfung eines Geistes ist, welcher sich auch von dem höchstentwickelten Menschengeiste darin unterscheidet, daß er unendlich mehr verständig und unendlich weniger moralisch ist als dieser.“ Romanes ist nun aber auch nicht um einen Grund hierfür verlegen, ja grade sein Darwinismus muß ihm einen solchen darweisen. „Moralität, sagte er, ist offenbar nur ein Attribut der Menschennatur. Der moralische Sinn scheint dem Menschen gegeben zu sein oder wird in ihm entwickelt worden sein einfach im Hinblick auf seinen Nutzen für die Gattung, ganz ebenso wie die Zähne dem Hai und das Gift der Schlange. Das Faktum, daß uns der moralische Sinn etwas so Hohes und Heiliges zu sein dünkt, beruht auf seiner Wichtigkeit für das Wohlergehen und die Vervollkommnung unsrer Gattung. An sich selbst und in Bezug auf andre, unter anderen Bedingungen lebende Wesen ist er vielleicht ebenso wenig von Bedeutung wie es der soziale Sinn der Bienen für andre Wesen ist. Da nun außerdem das höchste Wesen in keiner Beziehung zu seinesgleichen existiert, wozu doch bei Menschen nur der soziale Sinn erforderlich ist, so ist gar nicht abzusehen, warum man von ihm sagen müßte, das es moralisch sei.“

Es ist bemerkenswert zu beobachten, daß Romanes hiermit alles Ernstes der Sittlichkeit im Darwinistischen System genau dieselbe Stelle anweist, welche auch Balfour unter Voraussetzung der Richtigkeit dieses Systems ihr anweisen zu müssen geglaubt hat. Balfour supponiert im ersten Teile seines bereits erwähnten Buches (the foundations of belief) zunächst einmal diese Richtigkeit und stellt die Fragen, was aus der Welt des Guten (Moral), des Schönen (Aesthetik) und des Wahren (Vernunft) würde, und er antwortet mit Bezug auf die Moral: „wenn der Naturalismus mehr, oder vielmehr, wenn er die ganze Wahrheit ist, dann ist die Sittlichkeit nur ein öder Katalog utilitarischer Vorschriften.“ Die Sittlichkeit ist eine „Thätigkeit erzeugende Ursache, entwickelt, nicht um die Spezies zu veredeln, sondern einfach um sie fortzupflanzen.“ Es giebt also nichts an sich Gutes, sondern was wir gut nennen, ist etwas, was die Menschheit zu ihrer Fortentwicklung ebenso in sich entwickelt hat, wie der Hai zu gleichen Zwecken seine Zähne in sich entwickelt, und mit ebenso viel Recht, wie der Mensch in Gott Sittlichkeit suchen könnte, würde der Hai in ihm Freßzähne suchen dürfen. Daß der Lord Schatzkanzler die Konsequenzen des Darwinismus richtig gezogen hat, beweist Romanes.

Was ist es nun aber endlich, das Romanes mit all seiner Naturphilosophie von Gott als dem höchsten Intellekte auszusagen weiß? Hören wir, wie er schließlich wieder verloren zu haben gesteht, was er gewonnen zu haben meinte. Er argumentiert: Es wird eine geistige Thätigkeit in der Natur mit Fug und Recht erschlossen werden dürfen. Aber selbst wenn wir annehmen, daß ein solcher Geist existiert, so können wir doch über das Wie seines Sinns genauer nichts aussagen. Wir können uns nicht denken, daß in ihm die unserem Geiste wesentlichen Eigenschaften vorhanden sind, und daher ist doch wieder das auf diese Thätigkeit angewandte Wort „Geist“ schließlich auch nichts mehr als ein Wort. Aber sehen wir auch hiervon ab und nehmen wir an, daß, wenn auch für uns unbegreiflich, ein den Menschengeist ebenso weit übersteigender Geist existiert, wie der Menschengeist die bloß mechanische Bewegung übersteigt, so führen uns doch unausweichliche Beobachtungen in der Natur zu der weiteren Annahme, daß, wenn dieser Geist existiert, er völlig derjenigen Gefühle ermangelt, welche wir moralische nennen. — — — So kann zur Zeit die natürliche Religion nur als ein System von intellektuellen Wider-

sprüchen und von moralischen Unbegreiflichkeiten bezeichnet werden, so daß wir auf jene große Frage: „ist ein Wissen bei dem Allerhöchsten?“ „sollte der Richter aller Welt nicht recht handeln? nur aus tiefer Seele antworten können: „als ich dem nachdachte, war es zu wunderbar für mich!“

Grade dies trotz alles Strebens nach festen Positionen doch rein negative Resultat hat Romanes wohl verhindert, seine Aufsätze zu veröffentlichen, hat aber auch wohl zugleich, weil es ihn so völlig unbefriedigt ließ, dazu gedient, ihn an seiner ganzen wissenschaftlichen Methode, religiöse Fragen zu beantworten, irre zu machen. Er bereitete daher, wie Eingangs bemerkt wurde, in den letzten Jahren seines Lebens, also etwa zwischen 1890 und 1894 ein größeres Werk vor, welches schon mit seinem Titel „a candid examination of religion“ (eine unbefangene Prüfung der Religion) an jene frühere Schrift a candid examination of Theism erinnerte. Er wollte in diesem Buche alle einschlagenden Fragen einer erneuten Untersuchung unterziehen, und zwar nicht bloß die materialen Fragen nach dem Übersinnlichen überhaupt und nach dem Christentum insbesondere, sondern daneben auch die vor allem ins Auge zu fassende Frage, ob mit der von ihm befolgten Methode überhaupt ans Ziel zu kommen sei. Romanes war bisher doch Agnostiker im Sinne Spencers gewesen, er hatte die Existenz des Übersinnlichen zwar nicht unbedingt und an sich, aber er hatte sie für das Erkenntnisvermögen des Menschen verneint, weil dem Menschen ein wirkliches Erkennen nur auf Grund sinnlicher Wahrnehmung möglich sei. Während ihm bisher Erkennen gleich naturwissenschaftlichem Erkennen war, hat er in den letzten Lebensjahren in diesem Satze den Grundirrtum seines bisherigen Denkens erkannt und er hat in ihm den Grund dafür gesehen, weswegen er bei all seinem Suchen nach dem lebendigen Gott diesen doch nicht hatte finden können. Von den drei Hauptabschnitten seines Buches sollte der erste vom Agnostizismus handeln. Agnostiker will er noch sein, aber im beschränkten und damit berechtigten Sinne. Das Übersinnliche ist und bleibt ihm auch jetzt noch etwas über das vernünftige wissenschaftliche Erkennen Hinausliegendes, Gott ist von unserer Wissenschaft nicht findbar und für unser wissenschaftliches Denken nicht erfaßbar. Aber folgt daraus, daß irgend etwas für die logisch denkende Vernunft nicht erfaßbar ist, schon notwendig, daß es überhaupt nicht erfaßbar ist? ja ist es nur überhaupt vernünftig anzunehmen, daß es gar keine anderen Wahrheiten als Vernunftwahrheiten giebt? Ist denn etwa die Vernunft das einzige Organ zum Erfassen des außer uns Liegenden im Menschen? Demnach ist jetzt Romanes zu der Erkenntnis gekommen, daß die Vernunft nur eins dieser Organe ist, er weiß jetzt auch etwas von innerer Herzenserfahrung, mystischer Intuition, vom Glauben, und von da aus eröffnet sich ihm dann eine ganz neue Perspektive. Das gläubige Gottesbewußtsein als eine psychologische Thatsache im menschlichen Herzen und als eine geschichtliche Thatsache in der ganzen Menschheit drängt sich ihm als etwas schlechterdings nicht zu Leugnendes auf und er spricht es aus, daß es auch wissenschaftlich unhaltbar sei, dergleichen vorhandene Thatbestände einfach deshalb zu ignorieren oder gar zu leugnen, weil man sie wissenschaftlich nicht erklären könne. Hier galte es nun einmal wirklich Agnostiker zu sein, d. h. unleugbar vorhandene Thatsachen, nämlich hier den im Glauben erfahrenen und den in der Kirche bekannten Gott einfach als solche anzuerkennen, auch wenn man nicht imstande sei, sie mit der Vernunft zu begreifen. Es ist in der That zu bedauern, daß es Romanes nicht vergönnt gewesen ist, seine Schrift fertig zu stellen, daß er uns eben nur mehr oder weniger ausgeführte Skizzen hinterlassen hat. Sein Buch hätte epochemachend werden können, aber, wenn jetzt auch nur disjecta membra vorhanden sind, so wirken sie doch glaubenstärkend. Wer des Englischen so weit mächtig ist, auch einmal ein philosophisches Buch in dieser Sprache lesen zu können, der gehe an den Thoughts on Religion nicht vorbei.

Bevor wir die eigentlich leitenden Hauptgedanken aus dieser nachgelassenen Schrift herausheben, sei nur Eins vorwegbemerkt. Romanes beabsichtigte, die ganze Frage nach der Religion mit allem was daran hängt zu untersuchen, also mußte er auch auf die Frage kommen, wie sich, wenn er die Existenz eines lebendigen Gottes als Thatsache erkannt hatte, diese Erkenntnis mit seiner sonst ihm feststehenden Naturerkenntnis ver-

mittele. Was ihm früher gegen die Existenz eines wissenden und wollenden Gottes zu streiten geschienen hatte, war die beobachtete strenge Gesetzmäßigkeit in der Natur, das starre Kausalitätsgesetz, welches für einen Gott, wenigstens für einen persönlich lebendigen, wirkenden Gott keinen Raum zu lassen schien. Jetzt hat er einen solchen Gott erkannt, wie wir später ausführen werden, das Kausalitätsgesetz ist er aber aufzugeben oder auch nur abzuschwächen nicht gemeint, wie vermittelt sich nun diese Antinomie seinem Denken? Ein Denker ist er eben und den Problemen geht er nicht aus dem Wege. Interessant zu beobachten ist es nun, wie er bei der Schopenhauerschen Philosophie Hülfe sucht, indem er ausführt, daß alle Kausation gewollte Kausation sein. Wille ist die Grundpotenz, alles Wirken ist Ausfluß eines Wollens, alles was geschieht, ist letzlich Ausfluß des die Welt durchwaltenden Gotteswillens. Sind so die Naturgesetze weiter nichts als Offenbarungen des göttlichen Willens, so machen sie uns in ihrem Wirken doch nicht den Eindruck als ob sie solches wären, ihre Wirksamkeit erscheint vielmehr als eine mechanische. Um diese Schwierigkeit zu lösen, macht Romanes darauf aufmerksam, daß der Wille Gottes nicht sprungweise bald so, bald so wirken könne, sondern daß er notwendig ein konstanter Wille wäre. Weil er also alles, was er wirkt auch immer wieder in der gleichen Richtung wirken läßt, so wird dies Wirken für den Beobachter von außen, der das wirkende Subjekt nicht wahrnehmen kann, nicht den Eindruck einer gewollten, sondern den einer mechanischen Wirkensweise machen. Er faßt seine bezüglichen Ausführungen in folgende vier Sätze zusammen: 1. Wenn es einen persönlichen Gott giebt, so ist gar nicht abzusehen, warum er nicht der Natur immanent sein sollte, d. h. warum nicht alle Kausation unmittelbarer Ausdruck seines Willens sein sollte; 2. alle erdenkbaren Gründe führen darauf, daß Gott persönlich ist; 3. ist also Gott persönlich und ist sein Wille ein beständiger Wille, so muß uns all sein Wirken selbstverständlich als ein mechanisches erscheinen; 4. demnach beweist die Beobachtung, daß irgend etwas auf dem Naturzusammenhange beruht, nichts wider seinen Ursprung aus Gott. Es darf überhaupt nicht mehr der Unterschied zwischen natürlich und übernatürlich gemacht werden, sondern der Unterschied liegt zwischen erklärlich und unerklärlich, erkennbar und unerkennbar. Denn obwohl es die Aufgabe der Wissenschaft ist zu erklären, so ist ihre Arbeit doch auf das Gebiet des Naturwirkens beschränkt, jenseits des Gebietes des Sinnlich-Wahrnehmbaren kann sie überhaupt nichts mehr erklären. Mit anderen Worten: selbst wenn sie alles natürlich erklären könnte, müßte sie doch vor den dahinterliegenden Fragen nach dem Woher? stehen bleiben.

Wir haben diese Vorbemerkung gemacht, um zu zeigen, wie ernst es Romanes noch immer mit dem Durchdenken der ihm in den Weg kommenden Probleme nimmt. Daß er sich hier wieder auf dem Gebiete der Vernunftschlüsse bewegt und daß er lediglich Hypothesen aufstellt, würde er schwerlich leugnen, woraus denn weiter folgt, daß selbst wenn der aus der Schopenhauerschen Philosophie hergeleitete Versuch, die Gottesidee mit dem Kausalitätsgesetze zu vereinbaren, nicht gelungen sein sollte, damit natürlich der Wahrheit der Gottesidee nichts entzogen sein würde.

Gehen wir nun aber auf den eigentlichen Hauptinhalt der Schrift ein, so erklärt sich Romanes zunächst über die Gründe, welche zu einer so völligen Änderung seiner Ansichten ihn veranlaßt hätten. Äußere Gründe seien natürlich nicht maßgebend gewesen, auch hätte er sich nicht lediglich durch logische Schlüsse bestimmen lassen, wenn er auch gestehen müsse, daß er wegen seiner früheren Ausführungen grade auch vom Gesichtspunkte der Logik keine Beweiskraft mehr zu erkennen könne. Was eine Änderung seiner Ansichten bewirkt hätte, seien vielmehr die mehr unbewußten und daher auch mehr oder weniger analysierbaren Einflüsse der gereifteren Lebenserfahrung. Es ist als hätte er sich das Schillersche Wort aneignen wollen: „Leichtfertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide,“ wenn er fortfährt: „die Änderung der Ansichten stammt nicht aus bloß logischer Thätigkeit des Verstandes, (allerdings weiß Romanes auch, wie verkehrt es gewesen ist, wenn er seine Schlüsse bloß auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaut hat und wie viel er inzwischen einem genaueren Studium der Psychologie und der vergleichenden Religionswissenschaft zu ver-

danken hat, denn aus diesen Studien hat er gelernt, daß man bei Untersuchungen über die Religion vom Menschen und nicht von der Natur minus Mensch auszugehen hat), sondern vielmehr aus der gereifteren Lebenserfahrung. So selten man sich es auch klar macht, in welchem Maße Erfahrung auf das Denken Einfluß hat, so kann doch davon, daß dem so ist, die größere Behutsamkeit Zeugnis ablegen, womit man bei zunehmendem Alter seine Schlüsse macht. Ohne daß man es eigentlich merkt, bereichert die vermehrte Lebenserfahrung allmählich auch unser Urteil. Je höher und abstrakter, je mehr dem Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung enthoben die Fragen sind, um die es sich handelt, desto mehr lehrt uns die Erfahrung jene praktische Weisheit einer gewissen intellektuellen Vorsicht und eines Mißtrauens gegen bloße Verstandesoperationen." Er hat das Gewicht der moralischen und spiritualen Kräfte im Menschen kennen gelernt, ja er behauptet, allenthalben wo es sich nicht um bloß logische und mathematische Fragen handele, käme die Überzeugung von der Wahrheit viel weniger mittelst der Vernunft als durch jene anderen Seelenkräfte zustande.

Aphorismen sind es, mehr oder weniger ausgeführte Studien zu einem größeren Werke, was wir vor uns haben. Nur Einzelnes, was besonders wichtig erscheint, teilen wir mit. Romanes spricht sich einmal über religiösen Glauben aus im Unterschiede von wissenschaftlicher Überzeugung, die auf der Vernunft, und von der Neigung, die auf dem Gefühl beruht. Auch die Überzeugung kann man Glauben nennen (belief, vergl. das Buch von Balfour), und es giebt auch einen Glauben z. B. an die Liebe der Mutter, der sich durch unmittelbare Erfahrung der Seele aufdrängt. Der Glaube an Gott aber muß immer zugleich ein Moment des Willens in sich haben: man kann nicht an Gott glauben, ohne es ernstlich zu wollen. Wollen aber ist kein bloßes Wünschen: mancher wünschte wohl ein Christ zu sein, aber er kann sich nicht entschließen, die Opfer zu bringen, die der Glaube fordert, vor allem in Bezug auf seine Vernunft. „Ich habe mich so lange davon gewöhnt, meine Vernunft als einzige Richterin der Wahrheit zu betrachten, daß, obwohl meine Vernunft selbst mir sagt, es könne nicht unvernünftig sein, anzunehmen, daß um Gott zu suchen neben der Vernunft auch Herz und Wille nötig sei, ich mich doch nicht entschließen kann, meinen Willen grade in der Richtung, die ich am meisten wünsche, wirken zu lassen. Denn gewiß, es ist mein heißester Wunsch zu finden, daß ich grade in meinen höchsten Strebungen mich nicht täusche." „Selbst den einfachsten Willensakt bei der Religion, das Gebet, habe ich seit wenigstens 25 Jahren unterlassen, weil ich mich trotz meines Wunsches doch nicht habe entschließen können, denn, sagte ich mir, das ist alles sehr erhaben und tröstlich, aber wer beweist mir, daß nicht doch wieder alles auf Selbsttäuschung beruht und daß nicht der Wunsch der Vater des Gedankens ist? Ist das Christentum wahr und verlangt der Glaube noch mehr als bloßen Vernunftgebrauch, so habe ich unrecht, aber trotzdem kann ich mich von dem falschen Vernunftgebrauch nicht losmachen."

Ein wunderbares Geständnis! Romanes hat sein Lebenlang sich nach Gott gesehnt, aber seine einseitig wissenschaftliche Gewöhnung stellte sich immer wieder zwischen ihn und seinen Gott. Nun dämmert ihm bei reifer werdender Lebenserfahrung die Erkenntnis auf, daß was er früher für unvernünftig gehalten, gar nicht so unvernünftig sei, seine Vernunft selbst sagt ihm, daß die Vernunft nicht das einzige Erkenntnisorgan sei, daß man also auch als wissenschaftlich gebildeter Mann mit Fug und Recht an Gott glauben darf. Doch aber kann er sich wieder hierzu nicht entschließen und zwar, wie er einsieht, weil es ihm dazu an der nötigen Willensentschiedenheit fehlt, an der Freudigkeit, seine Vernunft gefangen zu geben unter den Gehorsam Christi. Die große Wahrheit hat er erfaßt, daß es eine Glaubenspflicht giebt, Gott kann den Anspruch an uns erheben, daß wir glauben, aber Romanes konnte sich, als er diese Sätze schrieb, noch nicht entschließen, die erkannte Pflicht auch zu leisten. Wird er in diesem inneren Zwiespalt bleiben können? Seine Seele dürstet ja nach Gott und das Wasser kennt er jetzt, wird er sich auf die Dauer durch Gründe, die er selbst für richtig erkannt hat, abhalten lassen, aus diesem Wasser auch zu trinken? Vergessen wir es nicht, daß wir Aphorismen eines suchenden Menschen vor uns haben, und wir werden uns nicht wundern, wenn wir ihn

einige Blätter weiter schon fortgeschritten finden. Wir wenden uns zu der schönsten Stelle des ganzen Buches (S. 150—153). Er will für die Wahrheit des Gottesglaubens den Beweis a posteriori, d. h. aus dem, was dieser geleistet hat, führen. Dieser Beweis ist ein negativer und ein positiver. Man erlaube, daß wir den herrlichen Abschnitt übersetzen.

„Der negative Beweis ergiebt sich aus der Natur des Menschen ohne Gott. Sie ist durch und durch elend, wie Pascal dies so schön im ersten Teile seiner „Pensées" dargelegt hat. Manche sind sich dessen nicht bewußt, woher dies Elend stammt, aber das hilft nichts gegen die Thatsache, daß sie elend sind. Die meisten täuschen sich über ihren wahren Zustand hinweg, indem sie ihre Seele mit Geselligkeit und Vergnügungen aller Art oder mit Wissenschaft, Berufsgeschäften u. dergl. anfüllen. Das ist aber doch nur, als ob man den hungernden Bauch mit Träbern füllt. Ich kenne aus Erfahrung die intellektuellen Freuden wissenschaftlicher Forschung, philosophischer Spekulation, künstlerischer Genüsse, aber ich bin mir auch völlig dessen bewußt, daß wenn das alles zusammengenommen wird und unter Beifügung von Ruhm, Geldmittel, sozialer Stellung zu einem leckeren Gerichte zusammengekocht wird, das alles doch nur ein Konfekt für den Verhungernden ist. Er mag sich wohl, namentlich wenn er ein kräftiger Mensch ist, eine Weile in den Glauben einwiegen, er nähre sich, obgleich er seinem natürlichen Speiseverlangen kein Genüge thut, aber schließlich wird er finden, daß er für eine anderartige Speise bestimmt ist, sollte diese auch seinem Gaumen vielleicht etwas weniger lecker erscheinen. Gar mancher gesteht sich dies selbst nicht ein, aber andere merken es gar wohl an ihnen. Denken wir z. B. an den weltlichen Ruhm, an die Anerkennung, die wir bei den Besten unsrer Zeit finden, und doch

it is by God decreed,
Fame shall not satisfy the highest need.

Ich habe viel berühmte Männer unserer Zeit kennen gelernt und ich habe die tiefe Wahrheit dieser Worte erfahren (es ist von Gott bestimmt, Ruhm soll nicht das höchste Verlangen der Seele stillen). Wie aller anderen geistigen Genüsse wird man auch des Ruhms bald satt und hat man einen Ruhm erlangt, sehnt man sich nach einem andern. Man kommt da nie wirklich zum Ausruhen, und Krankheit und Tod stehen immer als Gespenster im Hintergrunde. Gewohnheit kann ja die Menschen blind machen für ihr eigen Elend, sie fühlen gar nicht mehr was ihnen mangelt, aber der Mangel bleibt darum nicht minder. Ich halte es für unwidersprechlich, daß es eine leere Stelle in der Seele giebt, welche nur durch den Glauben an Gott ausgefüllt werden kann."

„Und nun die positive Seite. Man beachte das Glück, welches der religiöse und vor allem der christliche Glaube giebt. Es ist Thatsache, daß dies Glück nicht bloß das tiefste, sondern auch das am meisten dauernde, stets wachsende, nie durch Gewohnheit stumpf werdende ist. Alle die es kennen, bezeugen, daß es sich von jedem anderen Glück nicht blos dem Grade, sondern der Art nach unterscheidet. Alle die es kennen, können uns bezeugen, was sie ohne dies gewesen sind (vergl. „was wär' ich ohne dich gewesen, was würd' ich ohne dich wohl sein!"). Mit der geistigen Bildung eines Menschen hat das gar nichts zu thun, es ist ganz etwas an sich selbst und höher als alles."

„So viel vom Einzelnen. Aber der positive Beweis ist damit nicht zu Ende. Man fasse die Wirkungen des Christentums auf die menschliche Gesellschaft ins Auge und zwar sowohl wie christliche Persönlichkeiten auf Familien u. s. w., als auch wie die Kirche auf die Welt gewirkt hat. Das alles kann zeigen, wie gerade das Christentum sich zur Stillung der höchsten Bedürfnisse der Menschheit eignet. Je höher sich die Menschen moralisch und geistig entwickeln, desto höher werden ihre Bedürfnisse. Das Christentum aber ist die einzige Religion, welche sich zur Stillung und zwar nach dem Zeugnis der allein kompetenten Zeugen in ausgedehntestem Maße, zur Stillung dieser höchsten Bedürfnisse eignet. Diese Zeugen alle, so verschieden sie nach Nation, Bildung u. s. w, sein mögen, stimmen in ihrer subjektiven Erfahrung überein; daß sie diese gemacht haben, liegt außer Frage. Fragen könnte man nur, ob sie alle getäuscht waren."

Peu de chose

La vie est vaine!
Un peu d'amour,
Un peu de haine — —
Et puis — bon jour!

La vie est brève!
Un peu d'espoir,
Un peu de rêve —
Et puis — bon soir!

Das ist ein feines, aber wahres Urteil über dies Leben ohne die Hoffnung eines künftigen. Ist es befriedigend? Aber der christliche Glaube ändert thatsächlich alles:

The night has a thousand eyes
And the day but one;
Yet the light of a whole world dies
With the setting sun.

The mind has a thousand eyes
And the heart but one;
Yet the light of a whole life dies
When love is done.

„Liebe leistet thatsächlich solches alles. Wie groß ist dann doch das Christentum, weil es Religion der Liebe ist und weil es die Menschen dahin bringt zu glauben einmal an den Grund des Vorgangs der Liebe und dann an die Unendlichkeit der Liebe Gottes zu den Menschen."

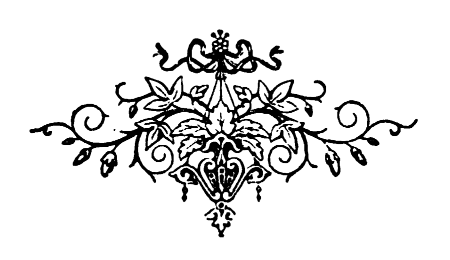
Wer das schreiben konnte, war jedenfalls dem Reiche Gottes sehr nahe gekommen, wenn er nicht schon ein Bürger dieses Reiches geworden war. Die Seele hat ihren Gott gefunden, und zwar wie Romanes nun zuletzt noch zeigt, keinen anderen Gott als den Gott in Christus, den geoffenbarten Gott. Das Christentum ist für Romanes zunächst ein großartiger objektiver Thatbestand, auf so guten, auch äußerlichen Beweisgründen ruhend, daß er auch als Mann der strengen Wissenschaft sich davor zu beugen genötigt ist. Will er wirklich voraussetzungslos als rechter Agnostiker urteilen, so darf er Thatsachen nicht leugnen, und das Christentum ist nun einmal eine Thatsache, sich gründend auf die Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleische und abzielend darauf, daß wir sollen zu Kindern Gottes wiedergeboren werden. Immer mehr fühlen wir, wie es ihm darauf ankommt, sich mit dem Christentum als Geschichte und als Lehre denkend auseinanderzusetzen, interessant ist alles was er schreibt, wenn wir vielleicht auch nicht allen seinen Resultaten beipflichten und manchmal der Meinung sein werden, er thue dem christlichen Lehrstoffe mit seinen philosophischen und dogmatischen Räsonnements nicht ganz sein Recht. Aber das alles ist von geringerer Bedeutung, er war ja erst auf dem Wege und Gott hat es nicht dazu kommen lassen, daß er auch als Denker sein Werk vollendete. Wir gehen bei diesem letzten Abschnitte nicht mehr ins Einzelne. Nur eine kurze schöne Stelle möchten wir als Probe mitteilen.

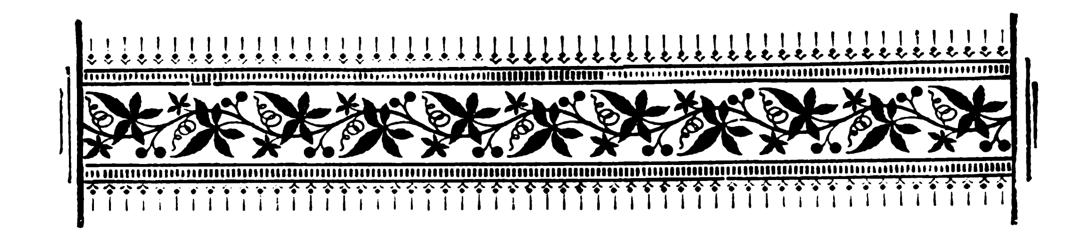
„Welchen Beweis für die Wahrheit des Christentums bringt doch die Thatsache, daß in der Geschichte Christi sich nichts findet, was späterer Fortschritt in der Erkenntnis — sei es naturwissenschaftlicher, ethischer, politischer, ökonomischer — hätte außer Kurs setzen müssen. Dies negative Argument ist wirklich ebenso stark wie das positive von dem Inhalt der Lehre Christi hergenommen. Wenn man bedenkt, wie viel Aussprüche von ihm überliefert sind, ist es doch sehr bemerkenswert, daß wirklich kein Grund vorliegt, aus dem man schließen könnte, auch nur einer dieser Aussprüche werde jemals veralten. Schon Stuart Mill hat gesagt: selbst ein Ungläubiger würde nicht leichter eine bessere Weise finden, um die Tugendregel vom Abstrakten ins Konkrete zu übersetzen, als indem er sich bemühte, so zu leben wie Christus vor uns gelebt haben will! Vergleichen wir uns einmal Jesus in dieser Beziehung mit anderen Denkern des Altertums. Plato, der zwar etwa 400 Jahre vor ihm lebte, war ihm gewiß als philosophischer Denker überlegen, nicht bloß weil zu seiner Zeit Athen die höchste, nie wieder erreichte Entfaltung des Genius nach allen Beziehungen zeigte, sondern auch weil Plato selbst als Schüler des Sokrates der höchste Vertreter menschlicher Geistesbildung war, — aber selbst Plato ist in der vorher erwähnten Hinsicht gar nicht mit Christus zu vergleichen. Wer die Dialogen mit den Evangelien vergleicht, wird den Unterschied merken. Wie viel Irrtümer sind da, intellektuell betrachtet, Absur-

ditäten, moralisch betrachtet, Anstößigkeiten. Höher aber als Plato ist der Mensch aus eigenen Kräften niemals gekommen."

Wir brechen ab, indem wir nur noch die Schlußbemerkung des Herausgebers mitteilen: „Die in diesen Aphorismen zu Tage tretende geistige Stellung läßt sich wohl so ausdrücken: 1. reiner Agnostizismus, sofern es sich um bloß wissenschaftliches Denken handelt, verbunden 2. mit lebhafter Anerkennung der geistlichen Notwendigkeit des Glaubens, so wie der vollen Berechtigung und der Bedeutung der Erkenntnisse des Glaubens; 3. ein volles Verständnis für das positive Gewicht sowohl der äußeren, historischen, wie der inneren geistlichen Beweisgründe für das Christentum. George Romanes kam sowohl in diesen Aufzeichnungen wie in seinen Gesprächen dahin anzuerkennen, daß es durchaus vor der Vernunft bestehe ein Christ zu sein, auch wenn es noch nicht zu einem völligen Glaubensstande gekommen sei. Als er so weit gekommen war, ging sein Leben rasch zu Ende. Aber es wird nun nicht mehr überraschen, wenn man erfährt, daß der Schreiber dieser „Gedanken" vor seinem Sterben noch zu der vollen und bewußten Gemeinschaft mit der Kirche Jesu Christi zurückgekehrt ist, welcher er, von seinem Gewissen gedrängt, so vielen Jahren fern geblieben war. In diesem Falle hat wieder einmal einer, der reines Herzens war, nach langer Zeit der Finsternis in seiner Maße Gott schauen dürfen."

Fecisti nos ad te, Domine, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te.





Im Fluge durch Italien.

Von

Alfred Schwab.

(Schluß.)

Wenn man von Neapel ohne Unterbrechung der Fahrt plötzlich nach Florenz kommt, so kann man den gewaltigen Unterschied zwischen Mittel- und Unteritalien kaum stärker spüren als ich ihn gespürt habe: so leblos und tot kam mir diese Kunststadt vor, gerade als wäre ich nicht mehr in Italien, sondern in einer gut mitteldeutschen Stadt, etwa Leipzig oder Dresden. Wie spießbürgerlich und vornehm kühl bewegte sich da das Publikum durch die Straßen, wie stach das so unbehaglich ab gegen das bunte, fröhliche, lebensvolle Treiben in Neapel. Also mit ziemlicher Ernüchterung gewöhnte ich mich wieder an dies von des Gedankens Blässe angekränkelte Geschlecht. Und wie klein waren hier die Entfernungen der einzelnen Sehenswürdigkeiten; so lächerlich klein gegen den großen Stil, an den ich mich in Rom und noch mehr in Neapel gewöhnt hatte. Ich konnte garnicht begreifen, daß das eine Stadt von 195000 Einwohnern sei. Ich erinnere mich daher nicht, auch nur einmal, wie ich's bisher immer gewohnt war, die Pferdebahn benutzt zu haben. Nun, ich hatte zuletzt nichts dagegen einzuwenden. Ich gehe gleich auf die Hauptsache los; den Dom. Die Außenseite ist mit ihrem saubern, freundlich uns anschimmernden Steinmaterial von Marmor und kunstvollem Portal höchst fesselnd und anziehend und spannt unsere Erwartungen aufs höchste, während S. Peter von außen etwas verwittert aussieht. Aber treten wir in das Innere dieses Doms zu Florenz, so sind wir vollständig enttäuscht; ein dunkler, trüber Raum, alles grau in grau, keine Säulen, sondern eckige Pfeiler, und bei dem mittelalterlichen Rembrandtschen Halbdunkel, das trotz des hellsten Sonnentags herrscht, vergeht mir fast die Lust, die einzelnen Grabmäler, Denkmäler, Büsten, Glas- und Mosaikgemälde und Statuen von Heiligen, die mir allmählich kunstvertraute Bekannte geworden sind, eines ernstlichen Studiums zu würdigen. — Ich rate daher jedem, Florenz vor Rom und Neapel, auf die es vorbereiten kann, zu besichtigen, aber nicht nachher. Während ich so unbefriedigt in dem Kellerdunkel umherschlendere, fasse ich den rettenden Gedanken, die Kuppel sowohl um ihrer selbst als der Aussicht willen zu besteigen. Sie ist ja groß genug und die Florentiner, die von ihren Meistern das Unerhörte und nie Dagewesene zu verlangen pflegten, konnten über 100 Jahre lang in dem eifersüchtigen Triumphe schwelgen, die größte Kuppel der Christenheit zu besitzen, bis die Römer mit S. Peter es ihnen hierin um etliches zuvorthaten. Dazu spendet S. Peters Kuppel doch helles Licht, während die in Florenz nur wenige Strahlen durchläßt und so jenen Trübsinn im unteren Raum der Kirche verbreitet. Aber die Rundsicht, die man von der Kuppel genießt, — sie wird mit 463 Stufenschritten erkauft — ist entzückend, für mich um so überraschender, als ich ja bei Nacht, ohne jegliche Ahnung vom Charakter der Gegend, angekommen bin. Und nun dringt auf einmal diese scenenreiche Landschaft mit ihren tausend Reizen auf das unvorbereitete

Auge ein. Kahl und steil ragen die Apenninberge vor uns auf, eine Unzahl kleinerer bewachsener Höhen und Hügel davor, und im Thale dehnt sich's wie ein Garten nach dem Westen zu. Der Vergleich mit Würzburg drängt sich da einem Würzburger sofort auf. Freilich die Berge des Apennin sind höher, die Hügel noch viel zahlreicher, aber es krönt sie keine stolze Festung mit mächtigen Mauern und keine Kapelle des Nikolaus mit Stufen-Allee. Der Arno ist jetzt ein sehr spärliches Bächlein, da nimmt sich Vater Main viel stattlicher aus: Summa Würzburg kann den Vergleich sehr wohl aushalten, nur im Frühling mag's in Florenz, der Blumen- und Rosenstadt, noch duftiger sein und im Winter nicht so lange und so schrecklich kahl, öde und trübe. Neben dem Dom, ganz getrennt von ihm, steht der Glockenturm, viereckig von Marmor, als der schönste Turm Italiens befunden. Der zu Pisa ist jedenfalls zu schief; übrigens so gar hoch ist er nicht (84 m) und wenn der Neubauturm in Würzburg statt von rotem Sandstein aus Marmor wäre, würde er mir noch besser gefallen. Die Türme sind überhaupt nicht das Element der Italiener; die sind die wohlgepflegten Lieblinge des himmelstrebenden Sinns der Deutschen; recht bauchige Kuppeln, die recht viel unter ihren Hut nehmen, sind die Leidenschaft der Italiener, trotz deren großer Verwandtschaft mit preußischen Pickelhauben. Gegenüber dem Dom ist das Baptisterium, die ursprüngliche Kathedrale von Florenz, ein achteckiger Kuppelbau um 1100 begonnen. Berühmt sind ihre drei Bronzethüren mit Reliefdarstellungen biblischer Geschichte und Personen. Feineres, als hier der Künstler Ghiberti vor 450 Jahren leistete, ist jetzt nicht erreichbar. Und nun geht's — ein Kunstschauder faßt mich schon — in die von Rom her gefürchteten Gallerien und Museen mit ihrer ausgemergelten Luft und dem naseweisen, augenbewaffneten Publikum. Florenz ist vor allem die Museenstadt und wetteifert darin mit Rom. Se e non bello, ma e tolerabile. Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate, so denke ich mit dem gefeiertsten Sohn dieser Stadt, mit Dante, als ich in dem Centrum der Stadt, der Piazza della Signoria, angekommen bin und vor der Galleria degli Uffizi stehe. Der Platz selbst ist einer der eigen-, wenn auch nicht großartigsten Italiens. Da steht das Rathaus mit einem schlanken Turm, ein mächtiger Brunnen mit Tritonen und Neptunen, eben an der Stelle, wo Savonarola 1498 im Wonnemond verbrannt wurde, weiter eine Reiterstatue eines Großherzogs Cosimo; daneben die Loggia dei Lanzi, d. h. der deutschen Landsknechte, denen sie von jenem Großherzog eingeräumt wurde. An der Treppe befinden sich zwei Löwen, im Innern der Halle zahlreiche Bildwerke von Marmor. Das alles giebt dem Platz, an dem stets eine große Volksmenge sich aufhält, sein eigenartiges Gepräge. Ich trete in die Gallerie ein. Hervorragende Marmorbildwerke, wie die Mediceische Venus, der Satyr, und vor allem Gemälde der berühmtesten Meister, wie Dürer, Tizian, Rafael, Kranach, Correggio, Leonardo da Vinci nach Schulen geordnet (Toskanische, Holländische, Deutsche, Französische, Venezianische) bilden den Hauptinhalt und die Zierde, die Perle darunter ist Tizians Flora. Von da führt ein ca. 1/4 Stunde langer Verbindungsgang über den Arno hinüber nach dem Palazzo Pitti, in dem die wunderbarsten Gemälde Rafaels enthalten sind, die verschiedenen Madonnen und auch andere großartige Gemälde von Rubens, Rembrandt 2c. So sind 3—4 Stunden mit der Besichtigung dieses größten Florenzer Museums vergangen und ich habe starkes Verlangen nach materiellem Genusse in Form von Speise und Trank. Diesmal sitze ich mit zwei echt gemütlichen Münchenern zusammen, die hier alles münchnerisch finden, wie ich manches würzburgisch gefunden habe. Am Nachmittage besichtigen wir S. Lorenzo und die dazu gehörige Neue Sakristei, das Mausoleum des Medicei'schen Fürstenhauses, von Michel Angelo erbaut, mit den berühmten Grabmälern des Julius und Lorenz von Medici. Das kostbarste Gestein ist hier am Boden, an den Wänden mit wundervoller Mosaik angebracht, nirgends trifft unser Blick gemeines Material. Hervorragend sind die Statuen des Tages und der Nacht, des Morgens und der Abenddämmerung; leider nicht ganz vollendet, da der Meister Michel Angelo sein Werk verließ, als die Republik, an deren Spitze die Mediceer gestanden hatten, durch Alessandro de Medici mit Hilfe Karls V. in ein Herzogtum verwandelt wurde. Man kann lange vor diesen Gestalten stehen und in Gedanken dabei versinken . . . . .

Am 14. September widmete ich den Morgen dem Besuch verschiedener Kirchen, der Academia delle Belle Arti und des National-Museums — eine italienische Kultur- und Kunstgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Alte Rüstungen, Glocken, Münzen, Schnitzereien, Büsten und Skulpturen, viele Werke Michel Angelos. Ich bin jetzt von den Museen und Kirchen erlöst und will mich einmal in der freien Natur, in der schönen Umgegend umsehen, deshalb fahre ich mit der elektrischen Bahn nach dem hochgelegenen Fiesole, der alten Etruskerstadt, 5 km von Florenz entfernt. Immer höher schauen wir herab auf Florenz, immer reiner und frischer wird die Luft. Wir treten in den Scavi ein und erblicken dort die Überreste eines antiken Amphitheaters, ein gutes Stück der alten etruskischen Mauer, weiter ein Museum mit höchst interessanten Ausgrabungen. An Stelle der alten Akropolis von Fiesole steht jetzt ein Franciskanerkloster und eine Kirche. Die zudringlichen bettelhaften Einwohner bieten uns die Produkte ihrer Flechtkunst, Körbe und Fächer, überall an. Alles kann man nicht mitnehmen, und so muß ich denn verzichten auf die Badia di Fiesole, die Platonische Akademie zur Zeit Lorenzo Magnificos (jetzt Seminar) und die Villa Palmieri, wohin Boccaccio die Erzähler seines anrüchigen aber dennoch salonfähig gewordenen Dekamerone versetzt. Ich begnüge mich mit dem Anblick von ferne. Es schloß dieser Tag mit einem Rundgang durch die elektrisch beleuchteten Hauptstraßen und Plätze der Stadt, an denen Abends die Musik nie ausgeht und auch das Publikum nicht.

Sonntag, den 15. September. Gebührend besuchte ich am Morgen die verschiedenen Kirchen S. Trinita und Maria del Carmine mit den berühmten Fresken aus der Legendengeschichte der Apostel von Filippino Lippi. Die Andacht der Gläubigen — es ist gerade Kommunion — verbietet es, allen Gegenständen sich allzusehr zu nähern und in den Bewegungen leicht und schnell zu sein; doch besteht hierin große Duldsamkeit gegen die Fremden. An den Kirchenthüren befinden sich Plakate, die auffordern, als treue Söhne der Kirche sich dadurch zu erweisen, daß man sich an einer Prozession beteilige zur Gegendemonstration gegen die „Feinde der Kirche", welche jetzt den Triumph des „freien Gedankens und Staates" (ecclesia libera in liberostato!) zu feiern sich rüsten. Dagegen sieht man an den Staatsgebäuden und Bahnhof Anzeigen, welche mit billigen Fahrtpreisen einladen, am 20. September zur 25. Jubelfeier der „Befreiung Roms" in Rom zu erscheinen. Wie ich nachher las, hat dort der betreffende katholische Festredner unter dem Beifall der versammelten „Katholiken" darauf hingewiesen, diese Feier sei dem Wittenberger Mönche zu danken, der vor 400 Jahren die Fahne der Religionsfreiheit hochgehalten habe. Ich bin weit entfernt, mit solchen charakterlosen Katholiken, deren ganze Religion auf die Phrasen von Glaubens-, Gewissens- und Gedankenfreiheit sich beschränkt, zu sympathisieren. Davon ist noch weit hin zum evangelischen Glauben. Aber wir dürfen Gott danken, daß bei uns in Deutschland noch kein derartiger Gegensatz zwischen Staat und Kirche besteht, wie so ziemlich in allen romanischen und römisch-katholischen Staaten, wo die Religion nur noch unter dem Zerrbild einer politischen fanatischen Partei besteht und die nicht dazu gehören ebenso fanatische Atheisten, Freigeister ꝛc. sind. So ist's in Italien und man muß sagen, die dortigen kirchlichen Zustände treiben einen „Gebildeten" geradezu zum Atheismus, da ihm nie auch nur die Ahnung eines vernünftigen Gottesdienstes im Geist und in der Wahrheit beigebracht wurde. Ein Extrem ruft das andere! Aberglauben und Unglauben ergänzen sich. Das sind meine Betrachtungen, während ich mich zum deutsch-evangelischen Gottesdienste begebe, der am Lungarno Guicciardini 9½ vormittags abgehalten wird. Hier fängt ein reiches, hoffnungsvolles evangelisches Leben an zu blühen. Man kann in der Hauptsaison jeden Sonntag in Florenz 14—18 mal evangelischen Gottesdiensten sei es in deutscher, französischer oder italienischer Sprache beiwohnen. Wie ist man doch auf Reisen so dankbar und empfänglich für einen evangelischen Gottesdienst mit Predigt im Kreise einer andächtigen Gemeinde! Wie wird da unser religiöses Bewußtsein gestärkt, gehoben, ganz anders als durch stilles Bibellesen in einsamer Kammer. Die häusliche private Andacht ersetzt eben bei weitem nicht, zumal wenn man sonst in Land und Stadt fremd ist, einen solchen Gemeindegottesdienst. Die Religion ist eben nicht bloß Privat-

sache, sondern die notwendigste und allgemeinste öffentliche Angelegenheit des gesamten Volkslebens. Ich habe hier die beste Predigt in Italien gehört. Der Prediger, eben erst von seiner Sommer„frische“ aus Deutschland zurückgekehrt, predigte mit viel Feuer, Geist, Klarheit und Volkstümlichkeit, aber ohne die geringste polemische oder apologetische Tendenz, und ich bin froh, daß er unsere Andacht damit verschont und sie so gefördert hat durch das „reine lautere“ Wort Gottes. Die Unwahrheit richtet sich von selbst, wo nur immer kräftig und frisch die nackte Wahrheit ungeschminkt und unverzuckert mit allem Salz und lieblicher Würze verkündet wird. Auch hier verzichtete ich auf persönliche Bekanntschaft, zumal ich den Geistlichen schon von anderen Bekannten, Kollegen und seiner halben Gemeinde umringt sah. Es ist nicht ohne Bedeutung und Grund, es ist nicht Zufall, daß gerade hier so viel evangelisches Leben blüht (zwar auch in Mailand regt sich's; als dort eine verkehrsstörende katholische Kirche abgebrochen werden sollte, bewog die Begeisterung für den alten Kaiser Wilhelm I. den Bürgermeister, kraftvoll und erfolgreich für die Bitte des evangelischen Pfarrers einzutreten, einen Teil dieser Kirche für den evangelischen Gottesdienst stehen zu lassen), das erkenne ich, als ich von meinem Spaziergang nach dem Cascine (= Milchkur) oder dem Prater von Florenz, der sich am Arno entlang zieht, zurückkehre zur Kirche und Kloster S. Marco. Savonarolas Andenken war's, das mich dahin trieb. Doch zuvor, ehe wir in die Zelle des Dominikaners treten, besichtigen wir den Kreuzgang mit seinen Fresken, die als Ausdruck inniger religiöser Glut unübertroffen dastehen und außer herkömmlichen Objekten und Motiven das Leben des hl. Antonius darstellen. Das Refektorium daneben enthält gleichfalls wie auch die Zellen des oberen Stockes solche interessante Wandgemälde. Und jetzt erst im anstoßenden Gang am Ende treten wir ein in die geweihte Stätte, von wo die erste reformatorische Regung in Italien ausging, zu der Zeit, da Luther noch ein Kind war. Wir sehen sein Bildnis, ja sogar Autographen, Handschriften von Klassikern und Kirchenvätern, die er mit zarter, feiner, kleiner Hand geschrieben; um so kühner war sein Mund. Ja, es gab eine Periode, da war der Name dieses Mönches in aller Munde, gefürchtet und verehrt. Er war's, der in das fröhlich und neu auferstehende Heidentum dieser genußsüchtigen, kunstsinnigen Mediceerresidenz die düstere Brandfackel seiner evangelischen, aber von mönchisch-asketischen und politischen Elementen nicht freien Beredsamkeit warf und einen fanatischen Krieg gegen die Antike und die Nacktheiten und Sinnenreize ihrer weltlichen Kunst eröffnete. Von S. Marco begebe ich mich noch zum Triumphbogen am Cavourplatz und über die Markthalle zurück nach meinem Hôtel, um zum letztenmal hier zu speisen. Was ich zum erstenmal mit Freuden in Florenz bemerkte, das war der sonntägliche Charakter auch des öffentlichen Lebens; man sah die Leute festlich gekleidet zu und von den Kirchen kommen. Wie war das in Genua und Neapel anders! Um ½3 Uhr führt mich der Eilzug nach Bologna, quer durch den Apennin und von da nach Venedig, der trauernden Königin-Witwe mitten im Meer. Nur der Eisenbahn steht der trockene Weg zu ihr offen über eine 3½ km lange Brücke mit 222 Bogen, welche nach 8 Minuten glücklich, die trüben Lagunen zur Seite, überwunden ist. Jetzt ist mein Interesse, das durch die trockene Landfahrt und den Landaufenthalt in Florenz etwas einseitig erschlafft war, von neuem hochgespannt und mit gierigen Blicken betrete ich den Wunderboden der Wasserstadt, die ihresgleichen in der ganzen Welt sucht. Das ist etwas ganz Neues, ganz Eigenartiges und man befindet sich sehr lange im ungewohnten Bann und Zauber dieser Erscheinung. Es ist Mittag 2 Uhr, aber es ist keine brütende, stille Mittagsglut, sondern ein lindes, weiches Lüftchen, aber bedeutend frischer als in Neapel, kühlt unsre Stirn. Ich bin erkannt als Tedesco, sobald ich nach dem guten Sandwirt frage. Doch hier ist man zur Hälfte schon deutsch und die venezianischen Kanal- (Straßen giebt es nicht) Jungen radebrechen es allerliebst. Ich besteige der Dampfer einen, die alle 10 Minuten zu 10 ctmi. in beliebigen Entfernungen zwischen den Giardini publici und dem Giardino Papadopoli mit 14 Haltestellen den Verkehr vermitteln. Die 12., für mich nötige, ist die S. Zacharia an der Riva degli Schiavoni, allwo Hotel Sandwirt (Besitzer Joh. Perkhofer) gelegen. Da er nicht in meinem Bäd. verzeichnet ist, so erwarte ich etwas nicht Internationales, sondern ganz

Originales; er ist aber nur ein schmächtig bleiches Männchen, ohne allen Geist und Kraft seines Vorfahren, den er so stolz im Schilde führt. Ich lasse mir das Zimmer weisen und beantrage, da es nach dem breiten Kanal zu gelegen, sofort Schluß der Fenster, da ich von den Münchenern in Florenz ganz fürchterliche Lagunenmücken-Abenteuer habe berichten hören. Diese Vorsichtsmaßregel wurde dann abends noch durch Abbrennen einer infernalische Düfte entwickelnden Räuchermasse mit glänzendem Erfolg verstärkt. Ich kann mich nicht erinnern, auch nur von einer „Zanzare“ behelligt worden zu sein, wie ich überhaupt in dieser Hinsicht den Ruf Italiens ganz unverschuldet gefunden habe. Die Rheinschnaken geben mindestens an Unverschämtheit ihren südlichen Schwestern nichts nach. Ich mache mir's jetzt — gegen früher — urgemütlich; habe ich doch für den Rest des Tages gar nichts weiter vor, als ein Mittagessen, ein Bad am Lido, einen Bummel nach und auf dem Markusplatz würdig zu absolvieren. Am Mittagstisch treffe ich nur Deutsche, sogar einen Landsmann im engeren Sinn und da fehlt's nicht an allerlei Austausch von Fragen und Ratschlägen ꝛc. Um den Staub von Florenz und Bologna abzuwaschen, fahre ich mit einem alle Stunden abgehenden Dampfboote nach dem Lido, wo uns eine Pferdebahn, ein höchst interessanter Anblick für einen Venetianer, nach der Badeanstalt bringt. Die Temperatur des Wassers ist nur 18° R.; die wilde Adria wälzt ihren Gischt auf dünnen Wogen mit hohen Kämmen gegen den feinsandigen Strand. Es ist eine Lust, von den Wogen sich auf eine kurze Strecke tragen und dann auf den Sand absetzen zu lassen, ein kindisches Spiel, das uns an Wiege und Schaukel erinnert und uns in goldene Zeiten zurückversetzt. So reinigend und momentan erfrischend ein solches Bad ist, so erschöpft fühlt sich später der Leib, so leer der Magen und das ist ja das beste Zeichen. Dem Manne kann geholfen werden. Ich fahre mit Sonnenuntergang zurück und magisch leuchten die Strandlichter von Venedig herüber. Zum festlichen Schluß des Tages geht es auf den Markusplatz. Ja, wenn Rom oder Neapel einen solchen Platz hätten, wie stolz könnten sie sein! Aber bei Nacht, bei seiner elektrischen Beleuchtung muß man ihn sehen; man muß mit der dichtgedrängten Menschenmenge bei den Klängen einer starken Militärkapelle auf und ab promenieren, in seiner Mitte oder an den beiden Seiten unter den Hallen die taghell erstrahlenden Schauläden entlang gehen und die tausend Kostbarkeiten der Glas- und Steinindustrie und Metallwaren bewundern, oder man muß sich zu einem kühlenden Trank vor irgend eines der Restaurants setzen und die wogende, sonntäglich geputzte Menschenmenge an sich vorüberziehen lassen: und man kann sich in ein Märchen von Tausend und eine Nacht versetzt glauben. Und doch, was diese Illusion, die Fata Morgana bewirkt, habe ich gar nicht genannt: es ist allein S. Marco's Kathedrale. Wer sie nicht gesehen, dem kann man's nicht beschreiben. Aber wer sie gesehen an einem solchen Abend, den drängt's, das Empfundene wiederzugeben. Alle Zauber des Orients und die Träume unserer Kindheit davon, von Babels Stolz, von Bagdads Pracht, von Indien und Ägypten, sie werden hier wach und lebendig. Gespenstisch ragen die Kuppeln alle und die spitzen Türmchen und feinen Figürchen in den Sternenhimmel in seltsamen Farben wie von innen heraus erglänzend, golden in ihren Spitzen flimmernd. Doch hier ist nicht Ort und Zeit, eine nüchterne Beschreibung davon zu geben, das mag des Tages strenger Beschauung vorbehalten bleiben.

Dienstag, den 17. September besteige ich mit ein paar Bekannten vom Sandwirt — wie leicht macht man auf Reisen Bekanntschaft! — den 98 m hohen Glockenturm von S. Marco, um wie immer zuerst die nötige Übersicht zu gewinnen — Aussichten sind in Venedig etwas Seltenes — die giebt's hier nur von Türmen herab. Der Aufstieg ist ohne merkbare Schwierigkeit, denn keine Stufen, sondern eine schiefe Ebene führt gewunden zur Höhe. Freilich, man sieht von da keine Berge, sondern nur Häuser, Dächer, Türme, den Markusplatz, Kanäle und Meer, resp. Lagunen, deren Sandbänke mit Pfählen umsteckt sind. Nur bei besonders klarem Wetter sind Alpen und die Berge Paduas sichtbar. Dann besichtigen wir den Markusplatz. Von der Lagune her betritt man den rechtwinklig anstoßenden Vorplatz, von zwei Granitsäulen flankiert, auf deren einer der geflügelte Löwe des Markus, auf der andern der frühere Schutzpatron Venedigs,

der hl. Theodor auf einem Krokodil steht. Links ist der königliche Palast, einst Bibliothek, vielleicht der prächtigste Profanbau Italiens, am Dachgesims mit herrlichen Skulpturen umstellt. Rechts ist der Dogenpalast, vor 1000 Jahren begonnen, 5 mal zerstört, 5 mal um so herrlicher wiederhergestellt. Durch den Hof steigen wir die „Gigantentreppe“ (wegen der Kolossalstatuen des Mars und Neptun, die oben stehen, so genannt) hinan (gegenüber befinden sich die Statuen von Adam und Eva) in das Innere. Moderne Büsten zahlloser venetianischer Gelehrten, Künstler, Dogen erfüllen die oberen Säulenhallen. Wir treten in die prachtvoll ausgestatteten Versammlungssäle der verschiedenen republikanischen Behörden. Großartige, farbenleuchtende Gemälde, meist aus der Geschichte der Republik, feiern deren Triumphe: Venetia auf der Erdkugel thronend, und der Sieg von Lepanto 1571 über die Türken, von Paolo Veronese. Alles überbietet in dieser Hinsicht seine Apotheose Venedigs im Saal des hohen Rates. An einer Art wahnwitzigen Selbstbewußtseins hat es den Venetianern vor 300 Jahren nicht gefehlt; wie überhaupt diese mehr als königliche Pracht, die hier zur Schau gestellt ist, einem strotzenden Selbstgefühl entsprang. Übrigens fehlen auch nicht religiöse und mythologische Bilder. Im Saal der Bussola (Kompaß) ist jene Öffnung zu sehen, einst mit marmornem Löwenkopf, in dessen Maul die Denunciationen gesteckt wurden. Im Saal des großen Rats befindet sich auch das größte Ölbild der Welt, Tintorettos Paradies, ähnlich wie Michel Angelos jüngstes Gericht, mit einer verwirrenden Menge von Figuren, die den klaren, großen Gesamteindruck zerstören; der Künstler wollte mehr berücken als entzücken. So sind wir durch die zehn Sitzungssäle hindurch und steigen hinab zu dem Gefängnis für Staatsverbrecher, zu dem die Seufzerbrücke führt. Mit grauenvollen Erinnerungen an jene Schreckenszeiten, die nach außen so fürstlich glänzten, treten wir in die unheimlichen Kellerverließe mit Folterkammern und Hinrichtungsplatz ein, ihr blutiges Dunkel mit Feuerzeug erhellend. Manch dunkler Fleck in der nach außen so glänzenden Geschichte der Republik mag hier an den Wänden haften! Ja, wenn diese erzählen könnten! — Der Zeiteinteilung halber begeben wir uns nach der Akademie. Es sind meist die bekannten biblischen Personen, Geschichten, Legenden — die Perle ist Titians Mariä Himmelfahrt, von echter Begeisterung für die Himmelskönigin geschaffen. Man sieht, die italienische Phantasie war die Mutter des katholischen Dogmas, oder vielmehr jenes Dogma war wie geschaffen für Künstlerphantasie, die hier weiblichen Zauber noch von himmlischer Glorie umstrahlt und gleichsam vergöttlicht darstellen konnte; die Himmelfahrt Christi ist viel weniger oft dargestellt als die der Maria; hier fehlt das Ewig-Weibliche! Madonna und kein Ende! Christus verschwindet ganz vor der schönen Mutter! Wir speisen in Citta di Monaco und gehen nun zur Kirche S. Marco. Venedig nannte sich früher die Republik von S. Marco, jenes Evangelisten und Schülers Petri, der in Alexandrien das Evangelium gepredigt, dessen Gebeine man nach Venedig gebracht haben soll. Ihm, d. h. für seine Gebeine baute man neben dem Dogenpalast dieses Prachtgehäuse als Palladium des ganzen Inselstaates. Aus dem Orient, wohin der Verkehr Venedigs ging, schleppte man das kostbarste Steinmaterial zusammen, und fügte sie weniger mit edel vornehmem Geschmack als der Sucht des reichgewordenen Kaufmanns, seine Schätze zu zeigen und entfalten, zusammen. Das Vorbild war ungefähr die Sophienkirche Konstantinopels. Der Eindruck dieses Gebäudes ist weniger künstlerisch als von der historisch-phantastischen Seite aus gewaltig. Der Inselstaat, in den Stürmen der Völkerwanderung gebildet, selbst ein Unikum der Weltgeschichte, hat hier offenbart, was er in der Zeit der ersten schönsten Blüte für heilig und erhaben hielt. S. Marcus war's, dem Staat und Flotte huldigten. Die weihevolle gediegene Pracht sämtlicher Baustoffe feiert hier den herrlichsten Triumph. Der Rhythmus der 5 Kuppeln, die in Kreuzesform angebracht sind, „erhebt es zu einer unerreichten Schöpfung“ der Kunst in der Menschheit. „Welcher Blinde wagt da noch, der Freude des Menschen an schönem Material den Eintritt in die Baukunst zu wehren?“ 830 wurde das Werk begonnen, darauf durch Brand zerstört, 976 erneut. Wie das Äußere, dessen Fassade allerdings sehr unruhig zerstreut und ohne kräftige Linien ist, so ist auch das Innere von einer seltsamen märchenhaften Wirkung. Der Mosaikboden ist

durch die unzähligen Hebungen und Senkungen des Bodens sehr schadhaft, die Malereien an der Decke auf goldenem Hintergrund, die Altäre vom köstlichsten Material. So scheiden wir von S. Marco, dessen üppige Pracht mit der jetzigen Stadt in Widerspruch steht; durch die Kreuzzüge groß geworden, die einzige Mittlerin zwischen Morgen- und Abendland, als sie Genua besiegt hatte, Herrin von Cypern, Zante und den Küsten Griechenlands und Kleinasiens stand sie im 15. Jahrh. mit 200000 Einwohnern auf der Höhe ihrer Macht. Aber auch sie mußte den vordringenden Osmanen erliegen. Da war die weltgeschichtliche Rolle ausgespielt. Von 1797—1866 war sie sogar österreichisch. Jetzt hat Venedig nur noch 156000 Einwohner, darunter 30000 Arme! die nachts an S. Marco ihr Lager suchen und den Fremden zur Last fallen. Auch die Paläste machen einen trübseligen Eindruck, als wollten sie nächstens zu Ruinen verfallen. Eine zarte Melancholie lagert über der Stadt und dem Wesen der Bewohner, vom ältesten Greis bis zum Kinde herab; feine Gestalten, aber ohne Frische und Kraft, kein Geräusch heiteren, fröhlichen Lebens dringt an unser Ohr. Still, lautlos gleiten die nach Vorschrift in Trauerfarbe ohne Farbenschmuck gehaltenen Kähne durch die dunklen Kanäle; aber es ist keine prosaische, sondern eine poetisch-interessante Melancholie, interessant wie die Stadt es durch und durch ist, die aus 2094 Inselchen mit 378 Brücken und 150 Kanälen besteht. Millionen hat die Wasserleitung von Padua her gekostet, Millionen, den Schlamm und Geröll der Alpenflüsse von ihren Lagunen fern zu halten, und wieviel Milliarden Pfähle mußten eingerammt werden, um auf fester Grundlage bauen zu können. Zum Bau der Kirche Maria del Salute bedurfte es allein 1156000 Pfähle von Eichen-, Buchen- und Lärchenholz; ein teurer aber staubfreier Boden! Freilich giebt's auch enge Gäßchen, aber es ist unmöglich sich hier zurechtzufinden, wie oft muß man umkehren vor einem Kanal, um die nächste Brücke zu erreichen. Das ist uns auch des öfteren auf der Wanderung von S. Marco nach S. Giovanni, der Gruftkirche der Dogen, so gegangen, und von da zum Arsenal, mit 4 Löwen vom Piräus bei Athen hergeschafft. Dann besuchen wir die Internationale Kunstausstellung in dem Giardini publici (Volksgarten). Die Naturalisten mit ihrer Verherrlichung des „Fleisches“ hatten hier die traurige Oberhand, und es that fast not, sich zu desinficieren, psychisch, beim Austritt! Jedoch der Gegensatz zu den alten Meistern war um so belehrender. Es fehlt aber den Leuten am Glauben, an Idealen und diesen traurigen Mangel verbrämen sie dann mit ihren sog. natur. „Prinzipien“, die sie auf das nackte Gemeine und Alltägliche beschränken; etwas anderes giebt's im Leben der „höheren Menschenbestie“ für sie nicht mehr. Ein Künstler ohne Begeisterung für etwas über ihm Stehendes, eine Kunst ohne Moral mordet und richtet sich selbst. Daher ihre unbefriedigende Armut und Unfruchtbarkeit gegenwärtig. Noch einmal tauche ich am Lido in die stürmischen Fluten der Adria. Ein beispiellos schöner Sonnenuntergang — der ganze Himmel von Ost bis West in ein Flammenmeer verwandelt und dann nach West zu allmählich verblassend — beschließt den Tag. Noch einmal sitze ich am Abend am Platze vor S. Marco, wo jetzt die zahllosen Tauben den Menschen Platz gemacht. Eine Lust ist's für viele Fremde — und auch ich konnte mir's nicht versagen — diese Taubenscharen zu füttern. Da ist ein Päckchen Futter im Nu verschwunden, manchem aber auch schon eine Kostbarkeit. ein Fingerschmuck u. s. w., der herabfiel und sofort als Beute von der nicht wieder zu erkennenden Missethäterin davon getragen wurde.

Mittwoch, der 18. September gestattet mir, noch am Morgen, die Kirche der Frari zu besichtigen, auch eine Totenhalle berühmter Söhne Venedigs, reich an Grabmäler und Gemälden, worunter besonders zwei Madonnen von Tizian und Bellini gerühmt werden. Dann verabschiede ich mich von meinen Bekannten und fahre durch den Canale grande mit seinen Palästen und Brücken, darunter auch der Palast Vendramin Calergi, wo Rich. Wagner 1883 starb, nach dem Bahnhof, wo um 3/4 9 die Fahrt nach dem Kontinent beginnt, bis Padua und von da nach Verona. Wehmütige Gefühle beschleichen mich, da ich Abschied nehmen muß von der Wunderstadt an der Adria und bald auch von der schönen Halbinsel Italia. Nun ist die Herrlichkeit bald zu Ende. Auch die Sonne hat sich in einen dünnen Wolkenschleier gehüllt, aus dem nur matte Strahlen

zur Erde fallen. Sie braucht nicht mehr heiße Glut, denn die Trauben hängen schwer und dunkel in den Lauben. In Bern (das ist der deutsche Name) muß ich leider auf Aufenthalt und das Amphitheater verzichten und mich stärken für die Fahrt bis Bozen. Die Etsch aufwärts durch den Engpaß der Berner Clause, wo Otto von Wittelsbach das Heer Barbarossas gegen die Welschen schützte, dringen wir immer tiefer in das Alpengebirge ein. Immer brausender wird der Strom, enger und dunkler das Thal, steiler die Berge; in Ala strenge Zoll- und Billetvisitation! Addio Italia! Evviva Austria! aber die Sprache ist noch lange italienisch. Roveredo mit seinem blühenden Seidenbau zieht vorüber. Den Übergang zur 3. Wagenklasse, die auf dieser Strecke ganz miserabel eingerichtet und bis auf den letzten Platz vollgepfropft ist mit einem schreienden, spuckenden welschen Publikum, empfinde ich unangenehm. Auch in Trento, Trient, ist man noch gut Italiano. Doch dringen schon mehr deutsche Laute an mein Ohr. Erst 80 km von der wirklichen Grenze entfernt, bei Salurn, beginnt die Sprachgrenze. Es ist dunkel geworden und die Luft ungewohnt frisch. Jetzt verlassen wir auch die muntere Etsch und vertrauen uns den Windungen des Eisack an. Um 7 Uhr abends bin ich in Bozen. Italiens schöne Fluren liegen hinter mir!





Jacques Francois Detiste. — Capitaine Lafitte.

Von

Heinrich von Struve.

In den Reliquien aus meinem ersten Texashinterwäldler-Leben*), die ich in dem alten Texaskoffer begraben hatte, eines Tages herumstöbernd sah ich auch meine alte Brieftasche, in welcher ich meine Reiseausgaben zu verzeichnen pflegte. Beim Durchblättern fand ich einen Posten: „Nachtquartier bei Detiste 1 Dollar." — Da kamen mir die Unterhaltungen wieder in Erinnerung, welche ich mit meinem Wirte Detiste oftmals gepflogen hatte; denn ich kam oft an seinem Hause, bei meinen Fahrten und Ritten nach Houston, vorbei, wo ich dann den interessanten alten Mann gerne besuchte und manche Nacht bei ihm zubrachte. Ich hatte schon bei unserer ersten Reise in das Land seine Bekanntschaft gemacht und unterhielt mich gut mit ihm, was mich auch veranlaßte ihn jedesmal aufzusuchen, wenn ich bei ihm vorbeikam, oder in seiner Nähe bivouakierte. Der etwa 60jährige Alte schien immer froh, wenn ich bei ihm eintrat, denn er konnte französisch mit mir plaudern, wozu er selten Gelegenheit hatte, das Englische konnte er nie ordentlich lernen und drückte sich nur gut in seiner Muttersprache oder in Spanisch geläufig aus. Bei diesen öfteren Besuchen wurden wir gut miteinander bekannt und, ich möchte sagen, befreundet. Eines Tages, an dem ein heftiger Norther das Reisen höchst ungemütlich machte, beschloß ich bei ihm das schreckliche, mit strömendem Regen verbundenen Wetter abzuwarten und dies gab, beim angenehmen Kaminfeuer, Gelegenheit, mir von seinem Vorleben einige Auskunft zu erbitten, denn ich konnte wohl bemerken, daß viel von ihm erlebt worden war und daß er kein gewöhnlicher Mensch sei. Auch hielt er keineswegs hinter dem Berge und begann seine Erlebnisse mir zu erzählen, welche interessant genug sind, sie zu berichten. Vorher will ich noch erwähnen, daß er ganz allein mit einem Negerburschen, den er als Kind gekauft und aufgezogen hatte, lebte. Er war nie verheiratet und wollte überhaupt vom schönen Geschlecht nichts wissen, eine Seltenheit bei einem Franzosen; auch betrieb er die Farmerei nur wenig, hatte aber eine Menge Vieh, das in der großen Houston Prairie reichlich Nahrung fand und hatte eine Art Boardinghouse eingerichtet, in dem er Reisende aufnahm. Die Lokalität war hierzu sehr geeignet und der Alte, der Koch und Kellner spielte, erwarb damit manchen Dollar; während der Negerbursche für die Pferde sorgte. Das Verhältnis zwischen Herrn und Sklave war ein recht gutes und freundliches und mehr das eines Vaters und Sohnes, was mir besonders gefiel und mich für den Alten einnahm.

---

*) Vgl. Allg. Konf. Monatsschrift Jahrgang 1895. S. 37, 114, 225.

Mein Erinnerungsvermögen ist ein so gutes, daß ich noch jetzt nach fast 50 Jahren ganz genau seine Erzählungen wiedergeben kann, die sich auf mehrere Abende und Nächte erstreckten.

„Sie werden es kaum glauben“, so fing er seine Mitteilungen an, „daß meine Wiege in einem Schlosse stand und nicht in einer Hütte, wie die, in der ich nun bereits seit fast 30 Jahren lebe. Die Schreckensherrschaft, durch welche meine Eltern auf das Schafott gebracht, meine ganze Familie vernichtet, mein väterliches Schloß verbrannt und die Familiengüter zum Nationalvermögen eingezogen waren, hätte auch das zweijährige Kind beseitigt, wenn nicht meine treue Wärterin sich mit ihrem Pflegling auf ein Schiff hätte retten können, das nach New Orleans segelte und sie daselbst absetzte. Die treue Seele sorgte mit ihrer Hände Arbeit für unsern Unterhalt, mehr wie mütterlich. So wuchs ich auf. Aus dem furchtbaren Schiffbruch meines Hauses war nichts gerettet. Alle Bestrebungen der Pflegemutter bei dem französischen Konsul waren umsonst, da auch nicht der geringste Beweis für mein Herkommen erbracht werden konnte und nur ungläubiges Achselzucken zur Folge hatte. Ihr Drängen wurde mit Hohn abgewiesen und sie als Schwindlerin sogar eingesperrt. So gingen meine Knabenjahre, oft in bitterer Not dahin, der auch die Gute endlich unterlag und mich hiflos zurücklies. Hätte sich nicht eine französische Familie erbarmt und mich zu sich genommen, so hätte ich elend umkommen müssen. Als ich stärker wurde und etwas helfen konnte, brauchte man mich als Apfelsinenverkäufer in den Straßen der Stadt und zu anderen Dienstleistungen. Die Besitzergreifung Louisianas durch die Vereinigten Staaten hatte alle Fäden zwischen Frankreich und dem verkaufsten Gebiet abgeschnitten und jede Hoffnung, möglicherweise noch eine Spur von etwaigen Verwandten in Frankreich zu ermitteln, vernichtet. Zu meinem Glück war ich an nichts anderes gewöhnt, als an Armut und Mangel und konnte ja auch keine Vergleiche anstellen, die mich doppelt unglücklich gemacht hätten. Meine Pflegemutter hatte mir zwar oft von früheren Tagen erzählt, aber für ihre Erzählungen hatte ich kein Verständnis, und sie verwischten sich bald in den Notständen, in denen wir uns befanden. — So trieb ich mich auf den Straßen New Orleans herum, mit allen möglichen Geschäften beauftragt. Ich war ein schwaches, kleines Menschenkind und es ist ein Wunder, daß ich nicht zu Grunde ging. Aus dieser Lage wurde ich, als ich etwa 17 Jahre alt geworden, von einem Seemann auf ein Schiff gebracht, auf dem ich als Kajütendiener beschäftigt werden sollte. Dieser Seemann war Lafitte und mit dieser Veränderung gestaltete sich mein Leben zum abenteuerlichsten, das einen Menschen betreffen kann. —

Capitaine Lafitte war aus der Brétagne, er war von Kindheit an auf dem Wasser, wurde Schiffsjunge, Matrose und Steuermann auf verschiedenen Schiffen, auch auf Kriegsschiffen und in allen Meeren. Am Schlusse seiner europäischen Laufbahn war er Steuermann auf einem Ostindien-Fahrer; nachdem sein Kapitän in Indien gestorben, übernahm er die Führung des Schiffes, das mit kostbaren Gütern beladen war und das er glücklich durch alle Gefahren der weiten Reise hindurch brachte, welche nicht nur in Stürmen, sondern auch in Verfolgung durch englische Kreuzer bestanden, denen er geschickt zu entgehen verstand. In Brest trotz der Blockade eingelaufen, ward er von dem Rheder reichlich belohnt und allgemein hochgeehrt. Da nach Vernichtung der französischen und spanischen Flotte durch Nelson die Engländer unumschränkte Gebieter der Meere geworden, hörte von seiten Frankreichs alle Schiffahrt auf, weil alle Häfen blockiert waren, und so mußte Lafitte müßig am Lande bleiben, was für einen so tüchtigen Seemann wie er unerträglich sein mußte. Er beschloß daher sich Kaperbriefe von der Regierung ausstellen zu lassen, welche er auch, durch Fürsprache des befreundeten Rheders, erhielt. Die Mittel zur Anschaffung eines guten und für seine Zwecke passenden Fahrzeugs und dessen Ausrüstung und Verproviantierung hatte er teils selbst besorgt, teils war auch der Rheder ihm behilflich. — Es gelang ihm einen starken, schnellsegelnden Schoner zu kaufen, den er kriegsmäßig ausrüstete, wozu ihm die Geschütze und Munition von der Admiralität bewilligt wurden. Diese bestanden aus einer Drehbasse von schwerem Kaliber und 8 Zwölpfündern. Die nötigen Blankwaffen und Gewehre waren ihm auch

aus dem Arsenal geliefert worden. An der Bemannung des Schiffes fehlte es auch nicht, denn eine Menge unthätiger und tüchtiger Matrosen drängten sich alsbald an ihn und erboten sich ihm zu folgen und das gefahrenvolle Leben mit ihm zu teilen. Er wählte 40 geprüfte Seeleute aus. Sein Steuermann vom Ostindien-Fahrer schloß sich an ihn an und so konnte der nunmehr Kaper-Capitaine Lafitte seine neue Laufbahn auf eigene Faust beginnen. Nachdem er alle Einrichtungen auf das beste getroffen, seine Mannschaft an den Geschützen gehörig einexerziert, wie er es auf den Kriegsschiffen gelernt, auch im Entern von Schiffen geübt hatte, handelte es sich darum, wie aus dem Hafen in die freie See, durch die englischen Blockade-Schiffe zu kommen. Sein Schiff hatte er nebelgrau anstreichen lassen, um es möglichst unauffällig zu machen und so sich sowohl Feinden und anderen Schiffen nähern zu können. — Zum Auslaufen wählte er eine stürmische Nacht, in der die englischen Wächter genug mit sich zu thun hatten. Lafitte, wie der beste Lotse mit der Küste bekannt, dabei ein vollendeter Meister in der Benutzung der Segel in allem Wetter, wollte dies wagen, um so mehr, als sein Schoner sich als ein vortreffliches Fahrzeug im Manövrieren erwies. — Über alles Erwarten gelang auch das Wagnis. Die Engländer hatten sich weit vom Lande entfernt und als der Morgen graute, befand er sich außer der Schuß- und Sehweite der Blockade. —

Lafitte hatte sich vorgenommen nach New Orleans zu segeln, woselbst er, bei oftmaligen früheren Besuchen, viele Bekannte und Freunde unter den dortigen Creolen wußte, und von dort aus seine Unternehmungen in den Golf von Mexiko und die westindischen Gewässer zu richten, die ihm wohl bekannt waren. — Schon bei den Azoren war er auf ein portugiesisches kleines Kriegsschiff gestoßen, das er nach wenigen gewechselten Schüssen enterte und nahm. Die Bemannung desselben wurde ohne weiteres mitgenommen, der Kommandierende mit seinen Offizieren in ein Boot gesetzt und ihnen anheim gegeben, nach Hause zu fahren. — Sein Steuermann erhielt mit einer Anzahl zuverlässiger Matrosen die Führung des gekaperten Schiffes, ein hübscher Kutter von 4 Geschützen und vollständiger Ausrüstung und Verproviantierung; die einrangierten 10 Portugiesen fügten sich ohne Schwierigkeit unter den neuen Befehlshaber, und so hatte Lafitte nun zwei wohlausgerüstete Schiffe zu seiner Verfügung. Nach einer glücklichen Fahrt langte er in der Nähe von New Orleans an. —

Bei seinen früheren Besuchen in genannter Stadt, wo er sich oft wochenlang aufzuhalten hatte, hatte er im Missisippi-Delta eine Insel getroffen, welche sich zu einer Besetzung vortrefflich eignete. Sie war schwer zugänglich, nur ein schmaler Kanal erlaubte einen Zugang. Hier wollte er sich einnisten. Die Insel hieß Baratera, von welcher die dort sich eingenisteten Leute Barateriens genannt wurden, ein Name, der eine gewisse Berühmtheit in damaliger Zeit erhielt und sehr gefürchtet wurde. Die Nähe der großen Stadt New Orleans war bequem, und da Lafitte sich sehr angelegen sein ließ, mit den dortigen Bewohnern in bestem Einvernehmen zu sein, ja sogar eine gewisse Popularität genoß, so konnte er ungestört sein Fahrten ins Werk setzen. — Die westindischen Inseln und der Golf von Mexiko wurden besonders von ihm bedacht. Sein früherer Steuermann, nun sein Lieutenant, war dazu bestimmt, in friedlicher Weise Handel mit den Inseln zu treiben, wozu sein Schiff alles Kriegerische ablegen und ein nur kaufmännisches Gepräge annehmen mußte; der Hauptzweck aber war Kundschafterdienste zu leisten, und Lafitte von allen günstigen Gelegenheiten zum Prisenmachen Nachricht zu geben. Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes auf Baratera machte er zwei reiche Prisen, deren Ladung er gut in New Orleans verwerten konnte, wo es an Leuten nicht fehlte, die den zweifelhaften Kaper-Kapitän unterstützten und seine Beute kauften. Die Mannschaften der gekaperten Schiffe ließen sich meistens herbei bei Lafitte einzutreten; wollten sie dies nicht, wurden sie einfach in Boote gesetzt, mit denen sie irgendwo ans Land gehen konnten. — Blutgierig war Lafitte nicht und wo es irgend ging, vermied er bei allen seinen Raubzügen alles Blutvergießen. — Da die englische Flotte, welche sich die Polizei der Meere angemaßt, bei den europäischen Kriegen sehr in Anspruch genommen wurde, konnte sie sich nur wenig um die Angelegenheiten in jenen von Lafitte heimgesuchten Gegenden bekümmern und begnügte sich ihren englischen Handelsschiffen Schutz zu ge-

währen, von denen sich Lafitte fern hielt. Die Kriegsschiffe der neutralen Staaten machten ihm wenig Angst. Bei der genauen Kenntnis aller möglichen Schlupfwinkel in den Gewässern, die der Schauplatz seiner Züge waren, wurde es fast unmöglich, ihm sein Handwerk zu legen. Wenn ihm ein stärkerer Feind begegnete, hütete er sich wohl, sich mit ihm einzulassen und entschlüpfte den Verfolgern immer.

Jahre gingen so hin, ohne daß er in seinen Unternehmungen gehindert worden wäre. Reiche Beute wurde gemacht und auf Baratera aufgespeichert, bis sie verwertet werden konnte, was aber meistens in New Orleans geschah. Was mich (Detiste) betraf, so that ich meinen Dienst und wurde auf keinerlei Weise mit bei etwaigen Kämpfen zugezogen. Lafitte war immer gut zu mir und lohnte mich sehr reichlich, so daß es mir eigentlich ganz wohl ging. Freilich war die Gesellschaft, mit der ich leben mußte, eine sehr wilde und mir nicht zusagende, aber ich konnte mich nicht aus den Verhältnissen loslösen und mich frei machen, hätte auch nicht gewußt, wie ich anderweitig mein Brot erwerben sollte. Auf der Insel Guadeloupe, welche Frankreich besaß, hielten wir uns auch oft auf, da die französischen Behörden die Kaperbriefe Lafittes als richtig anerkannten, ohne sein Treiben weiter zu beachten. — Das waren für mich die schönsten Zeiten. Lafitte war fast immer an Land und nahm mich dann mit. — Meine Ersparnisse konnte ich dort sicher unterbringen, und hatte viele Freunde dort unter freien Farbigen und Creolen. — Lafitte hatte nach und nach fünf Schiffe zusammen mit einer Besatzung von über 300 Mann, die er in alle Weltgegenden bis in die brasilianischen Gewässer aussandte und dortige Ortschaften und offene Städte brandschatzte, was ihm ermöglichte seine Leute gut zu bezahlen und zu verpflegen. Hauptsächlich hatte es Lafitte auf die Spanier abgesehen, und diese wurden schwer von ihm geschädigt. Die Junta, die sich in Mexiko gegen Spanien gebildet hatte, die Losreißung Mexikos vom Mutterlande bezweckte und sich als Nebenregierung organisiert hatte, erteilte ihm ebenfalls Kaperbriefe und nahm ihn gewissermaßen in Dienst, so daß er eine Art gesetzlicher Berechtigung zu haben glaubte, den Spaniern wegzunehmen, was er konnte. —

Von seinem Lieutenant wurde er genau unterrichtet, was sich in den westindischen Inseln und im karaibischen Meere zutrug und so erfuhr Lafitte, daß sich eine spanische Korvette in den Gewässern um Florida herum aufhielt, welche die Absicht hatte, Jagd auf ihn zu machen. — Da beschloß er, das Prävenire zu spielen, und rüstete seinen treuen Schoner und zwei seiner Schiffe zum Kampfe bestens aus. Zum Schutze seiner Leute und seiner Geschütze hatte er rings um das Deck Baumwollen-Ballen befestigen lassen, was vortreffliche Dienste leistete und die beste Brustwehr darbot. Auf den Schiffen befanden sich 120 verzweifelte und zu jedem Wagnis bereite Männer. Lafitte selbst befehligte die kleine Flotte und so ging er nun selbst auf die Jagd nach der Korvette, die er in der Nähe der Spitze Floridas ausfindig machte. Kurz entschloß er sich zum Angriff. Nach einer von seinen Schiffen begonnenen Kanonade, die dem Spanier den Hauptmast niederlegte und in seinen Segeln arge Verwüstung anrichtete, während dessen Schüsse nur geringen Schaden bei dem Angreifenden verursachten, gab Lafitte Befehl zum Entern. Er hatte so gut manövriert, daß er mit dem Hauptschiff auf der einen Seite und den beiden kleineren auf der andern angreifen konnte. Da das spanische Schiff außer Stand gesetzt war, sich der Segel zu bedienen, konnten die Angreifer ihre Enterhaken rasch ansetzen und sich Schiff an Schiff festmachen, so daß der Kampf Mann gegen Mann mit Pistol und Säbel alsbald vor sich gehen konnte. Lafitte war der erste, der auf das feindliche Deck sprang, 60 Mann folgten auf dem Fuß, die anderen Schiffe auf der anderen Seite des unglücklichen Spaniers hatten ebenfalls ihre Mannschaften auf das Deck springen lassen und ein furchtbares Gemetzel fand nun statt. Die Spanier wehrten sich mit dem größten Heldenmut, ihr Befehlshaber war durch Lafittes Hand gefallen, die anderen Offiziere lagen teils verwundet, teils tot auf dem blutüberströmten Verdeck. Da legten die anderen die Waffen nieder und baten um Pardon. Der Kampf hatte kaum eine Stunde gedauert. Von seiten der Barateriens waren 16 tot und etliche 30 verwundet. Die Gefangenen wurden unter Deck gebracht und ihnen die Wahl gelassen, entweder bei Lafitte's Compagnie einzutreten oder in Florida an das Land ge-

setzt zu werden. Die größte Zahl ergriff das erstere. Die übrig gebliebenen Offiziere und eine Anzahl Matrosen zogen vor, an das Land gesetzt zu werden, was denn auch geschah. Sie wurden mit einem guten Boote und Proviant auf mehrere Tage versehen und in Florida abgesetzt. Triumphierend segelte Lafitte hierauf mit seiner Prise nach seinem Hauptquartier auf Baratera zurück. Die Korvette war ein gutes Schiff, hatte 16 Kanonen, viele Waffen und Vorräte; die Havarien wurden bald gut beseitigt und das Fahrzeug wieder seetüchtig gemacht und bemannt. Die Verluste an Mannschaft waren durch die zugetretenen Spanier ergänzt, und so hatte Lafitte eine bedeutende Verstärkung seiner Flotte erhalten. — Bei dieser ganzen Affaire war ich nur, von meinem Schoner aus, Zuschauer und beklagte die tapfern Leute, die in dem Gefecht getötet und verwundet worden waren. Übrigens wurde für die letzteren gut gesorgt, da wir einen guten Chirurgen an Bord hatten.

Auf Baratera hatte sich Lafitte ganz bequem eingerichtet. Für die Mannschaften hatte er Bretterhütten bauen lassen, eine große Küche besorgte die Mahlzeiten, von einer Anzahl Negerköche bedient und bereitet. Für sich hatte er ein geräumiges Haus errichtet. Eine Menge Baumwollen-Ballen dienten als Einzäunung der Niederlassung. Es wurde auf gute Ordnung gehalten und gute Disciplin gehandhabt. Als einmal eine Meuterei unter den zusammengewürfelten Leuten ausbrach, machte er kurzen Prozeß und ließ drei der Rädelsführer aufhängen. Auf den Stamm seiner schon in Frankreich angemusterten Männer, meistens Bretagner, konnte er sich unbedingt verlassen und die später Angenommenen durch sie in Ordnung halten. Aus diesem Stamme machte er auch die Tauglichsten zu Befehlshabern der kleinen Schiffe. Das Admiralschiff, immer noch sein erster Schoner, war seinem Kommando ausschließlich zugeteilt bis zur Erbeutung der Korvette, welche er dann zu seinem Hauptschiff machte und sehr stark mit Geschütz und Mannschaft ausrüstete. Neben seinem Korsaren-Geschäft betrieb er auch einen sehr schwunghaften Handel. Für die zum Handel bestimmten Schiffe hatte er sich die nötigen Papiere zu verschaffen gewußt, denn er bezahlte alle ihm geleisteten Dienste der Behörden sehr reichlich und stand aufs beste mit denselben. Die kleine Insel lag in einer Bucht, zu der der erwähnte Kanal führte und Raum für seine Flotte bot. Da sie von Sümpfen eingeschlossen wurde, die von hohem Schilf und Gesträuch bewachsen waren, konnte man die Niederlassung nicht bemerken. Diesen Zugang aber ließ er sorgfältig bewachen, so daß kein Boot oder Schiff sich nähern konnte ohne wahrgenommen zu werden, die Wächter durften niemand zulassen, der nicht Lafittes Erlaubnis hatte. — Alle Geschäfte wurden in New Orleans besorgt, wo er sein Bureau, wie ein regelmäßiger Handelsherr hatte. In dem Labyrinth von kleinen Wasserläufen, welche das Delta durchkreuzten, konnte nur er sich zurechtfinden und einige seiner zuverlässigsten Bretagner, denen er die, mit Booten zu befahrenden, kleinen Wasserstraßen zu seiner Insel gezeigt hatte. Dadurch war es den übrigen Mannschaften unmöglich gemacht, sich zu entfernen. Viele hatten ihre Weiber bei sich, die auch aus der großen Küche gespeist wurden. Trunksucht wurde schlechterdings nicht geduldet, Branntwein war unter festem Verschluß und wurde nur in kleinen Portionen verabfolgt, dagegen oft Wein verteilt, der in Menge vorhanden war und von spanischen Prisen stammte. Der Handel, den Lafitte treiben ließ und den sein Lieutenant verwaltete, beschränkte sich hauptsächlich auf Baumwolle, Häute, Zucker und Stoffe, die erbeutet waren und bis zu den großen Handelplätzen nördlich verbracht wurden. — Da er mit den französischen Kaufleuten in New Orleans in gewinnbringendem Verkehr stand, so ließen ihn die amerikanischen Behörden ganz ungeschoren, da auch sie gut bedacht wurden. —

So ging alles sehr gut seine Wege, bis zum Jahre 1812 und 1813, in dem der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrach und sich auch bis nach Louisiana zog. Als General Jakson mit den Milizen des Westens zum Schutz herbeieilte, stellte sich Lafitte ihm zur Verfügung, und weil diese Hilfe sehr willkommen war, rückte er mit 300 Mann und 10 Geschützen in New Orleans ein, errichtete mit requirierten Baumwollen-Ballen eine Batterie, in der er seine Artillerie aufstellte an geeigneter, von Jakson bestimmter Stelle und erwartete die von den Engländern beabsichtigte Landung.

Jakson hatte seine Truppen sehr günstig aufstellen können und die Schlacht begann, nachdem die Rotröcke gelandet waren. Die versteckt angelegte Batterie Lafittes eröffnete ein wohlgezieltes und mörderisches Feuer, das den ganzen rechten Flügel der Engländer erschütterte, Jakson stürmte vor und warf nach furchtbarem Kampf die ganze englische Armee an das Ufer zurück; was nicht auf die Schiffe, in denen die Flüchtlinge Schutz suchten, gelangen konnte, wurde niedergemacht oder gefangen genommen, und so war die Schlacht bei New Orleans glänzend von den Amerikanern gewonnen. Daß sich Lafitte große Verdienste in derselben erworben, wurde von Jakson bereitwillig anerkannt. Als er mit seinen Geschützen und seinen tapfern Mannschaften abzog, wurde er mit Jubel begrüßt. —

Daß sich der Korsar durch diese geleisteten Dienste sehr beliebt gemacht hatte und sich sehr dadurch befestigte, läßt sich denken. —

Indessen konnte doch Lafittes Treiben von Baratera aus auf die Dauer keinen Bestand haben, um so mehr als er nach den Diensten, die er den Vereinigten Staaten bei der Schlacht von New Orleans geleistet, immer kühner und dreister wurde. Es liefen eine Menge Klagen bei der Regierung der Vereinigten Staaten ein, so daß sie veranlaßt wurde, der Regierung vom Staate Louisiana dringend anzuempfehlen, den Raubzügen Lafittes von ihrem Gebiete aus ein Ende zu machen. So wurden denn dem Korsaren die ausgestellten Kaperbriefe abgenommen und ihm befohlen das Eiland Baratera zu verlassen und sich anderweitig unterzubringen. — Da er aber sehr säumte, das so bequeme Quartier zu verlassen und seine Beziehungen zu New Orleans aufzugeben, so wurde ihm gedroht, daß Schiffe der Vereinigten Staaten, sehr zu seinem Schaden, beordert werden würden, ihm den Laufpaß zu geben. — Das half. — Bereits auf seinen Exkursionen im Golfe von Mexiko hatte er eine Insel bemerkt, die ihm gefiel und zu dem Bereiche von Mexiko gehörte, mit dessen Nebenregierung er immer noch in gutem Einvernehmen stand. Dahin beschloß er nun sein Hauptquartier zu verlegen. Es ist dies die jetzt Galveston Island genannte Insel. Sie gehörte zu Texas, war unbewohnt und nur zuweilen von streifenden Indianern betreten. Texas wurde von Coahuia aus regiert, wenn man es „regiert" nennen konnte, daß in San Antonio, weit im Westen des Landes, und in Corpus Christi am Golf schwache Posten standen, welche ihn nicht zu genieren brauchten, da er ja für die Aufständigen arbeitete. Diese Insel war übrigens noch besser geeignet für seine Korsaren-Geschäfte. Nicht nur ergoß sich ein starker Strom, der Trinity, in die Bai, sondern auch die Grenze von Louisiana, die der Fluß „Sabine" bildet, war ganz nahe und begünstigte ab und zu Besuche in New Orleans. Er ließ nun die Hütten und sein Haus auseinander nehmen und auf seine Schiffe laden, verkaufte seine Baumwollenballen nach der Stadt an seine Handelsfreunde und sagte Baratera Lebewohl. — An der Südseite besagter Insel befindet sich eine Bucht, die ziemlich geschützt gegen Stürme ist und hinreichend Platz und guten Ankergrund für seine Schiffe bot. Hier landete er, stellte seine Hütten und sein Haus wieder auf und richtete sich ein, baute ein ordentliches Fort mit Wall und Graben, das er mit Geschütz bewaffnen ließ und dem er den Namen St. Louis gab. Seine Schiffe rüstete er wieder kriegsmäßig aus und gab den regelmäßigen Handel auf, sich ganz auf den Krieg mit den Spaniern legend.

Die spanische Regierung betrieb nunmehr mit vollem Ernst die Niederwerfung des sich immer weiter verbreitenden Aufstandes, sowohl in Mexiko als in den mittel- und südamerikanischen Provinzen. Lafitte kreuzte bis zum Laplata und fing manche Convois ab, die reiche Beute brachten. Es gelang ihm sogar eine große Geldsendung wegzunehmen, welche für die spanischen Truppen bestimmt war, die in Mexiko waren. — In den Pausen, welche eintraten und ihn nach seinem St. Louis zurückführten, wurden die etwaigen Havarien wieder ausgebessert und ausgeruht. — In diesen Ruhepausen hatte Lafitte Verbindungen mit den Indianern angeknüpft, welche an den Ufern der Sabine, noch auf Louisianer Gebiet wohnten und Ackerbau und Viehzucht trieben. Es entwickelte sich mit diesen Völkerschaften ein lebhafter Handel. Die Indianer lieferten ihm alle Arten von Lebensmitteln und Vieh und standen sich recht gut dabei. Man

machte sich Besuche und lebte in großer Freundschaft miteinander. Mit Ruderbooten fuhr man die Sabine hinauf und die Indianer ihrerseits in ihren Kanoes hinunter und hinüber über die kurze Strecke des an der Küste sehr seichten Meeres.

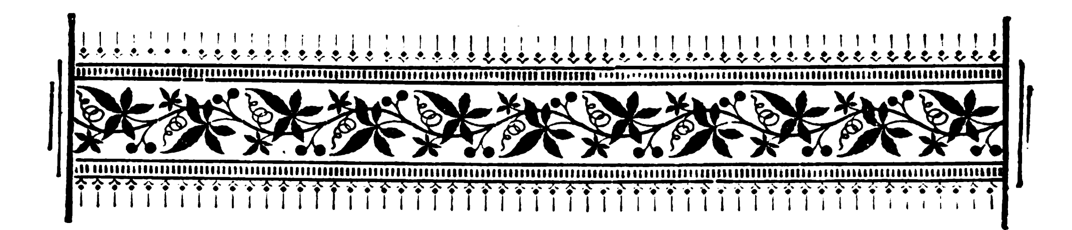
Bei einem dieser Besuche sah Lafitte die Tochter des Häuptlings, ein schönes Mädchen, in das er sich alsbald verliebte. Obgleich er kein Mädchenjäger war und schon über vierzig Jahre zählte, so brannte er lichterloh und strebte mit aller Macht nach ihrem Besitze. Bei seinem nächsten Besuch, den er mit allem möglichen Glanze antrat, beabsichtigte er beim Vater um die Tochter anzuhalten, welche er regelrecht heiraten wollte. In einem schön bemalten, mit seidenem Baldachin bedeckten und von 12 feingekleideten Matrosen geruderten Boote erschien er bei dem Häuptling, mit aller Pracht angethan, die auf seine Angebetete günstig einwirken sollte. Einen kostbaren Schmuck legte er ihr zu Füßen und hoffte mit Gewißheit ihr Herz zu rühren. — Dem aber war leider nicht so. Der Vater willigte zwar ein, aber das Mädchen wollte durchaus nicht, und da auf das Eindringlichste vom Vater auf sie eingewirkt wurde, flüchtete sie sich zu dem nächsten Volksstamm und entzog sich damit der verhaßten Werbung. Lafitte war außer sich, aber er konnte vorerst nichts ausrichten, doch gab er den Plan, sich in ihren Besitz zu setzen, nicht auf. Zu diesem Zwecke rüstete er mehrere Boote aus und bemannte sie mit 60 Mann in der Absicht, sie mit Gewalt zu entführen. Es kam zum Kampfe, in dem viele Indianer getötet wurden, aber er konnte sich der Versteckten nicht bemächtigen. Wütend mußte er abziehen, aber das bisherige gute Einvernehmen war für immer mit allen Völkerschaften an der Sabine vernichtet und aller Verkehr abgebrochen. Der kurze Roman war auf diese Weise zum traurigen Schluß gekommen, worüber der Verliebte sich lange nicht beruhigen konnte.

Sehr wichtige Nachrichten von seinem Kundschafter zwangen ihn, mit allen Schiffen in See zu gehen, um einen wertvollen Fang zu machen. Mehrere spanische Schiffe sollten von Mexiko aus abgehen und diesen galt es nun die Fahrt nach Europa zu ersparen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Als er nach vielem Kreuzen die spanischen Schiffe traf, zeigte es sich, daß es Kriegsschiffe waren, die einige Kauffahrer eskortierten und so stark waren, daß es Tollkühnheit gewesen wäre, sie anzugreifen. Lange schwankte er, ob er es nicht wagen sollte, aber seine Mannschaften weigerten sich entschieden, in einem so ungleichen Kampf zu Grunde zu gehen, wie sie behaupteten. Unverrichteter Sache mußte er den Rückzug nach seinem St. Louis antreten. Der bis dahin so sehr vom Glück Begünstigte brütete in dumpfem Trübsinn längere Zeit dahin; dazu kam, daß es schwierig wurde, die nötigen Lebensmittel herbeizuschaffen, die weither von den westindischen Inseln geholt werden mußten, daß ferner seine Leute zu murren anfingen und sich der strengen Disciplin nicht mehr fügen wollten und nach Beute lechzten, die bei der Unthätigkeit nicht mehr gemacht wurde. — Zu allem diesem Ungemach benachrichtigte ihn sein Lieutenant, daß mehrere englische Schiffe sich in den westindischen Gewässern befänden, die dazu gesandt worden seien, ihm das Handwerk zu legen und ihn für immer unschädlich zu machen. — Mit den Engländern wollte er nun doch nicht anbinden, und da sich diese bald darauf im Golf von Mexiko zeigten, entschloß er sich von St. Louis aufzubrechen und sich in das Privatleben zurückzuziehen, solange dazu noch Zeit war. Er versammelte daher seine Mannschaft, teilte alle gesammelte Beute unter sie und entließ sie, worauf fast alle sich nach Louisiana wandten, die Schiffe wurden verbrannt, ebenso sein Haus. Die Geschütze wurden ins Meer geworfen samt der Munition. Er bestieg hierauf seinen Kutter mit 6 seiner Bretagner und segelte nach dem nahen Havanna, wo er auch bis zu seinem Tode blieb. Viele Schätze hat er nicht mitgenommen, denn er lebte sehr einfach, ja sogar ärmlich. Der Abschied von dem langjährigen Herrn wurde mir nicht schwer, obgleich er mich immer gut behandelt hatte, aber das wilde und unruhige Leben hatte ich herzlich satt. Ich hatte ein hübsches Sümmchen gespart neben dem Gelde, das ich in Guadelope angelegt hatte und konnte mir damit eine kleine Existenz schaffen. Schon lange hatte ich mich damit herumgetragen und hätte mich entfernt, wenn auch der Aufbruch nicht stattgehabt hätte.

Auf keinen Fall hätte Lafitte länger sich behauptet. Seit einiger Zeit waren schon Amerikaner auf die Insel gekommen und hatten eine Niederlassung begonnen, da wo jetzt die Stadt Galveston sich erhebt. Außerdem strömten eine Menge Einwanderer nach Texas, woselbst Austin einen großen Distrikt von der mexikanischen Regierung erhalten hatte mit der Bedingung, eine große Anzahl Familien darin anzusiedeln, und diese hätten einen Korsaren nicht geduldet. — Ich selbst ging mit drei Kameraden zu Boot, auf das wir unsere Habseligkeiten geladen hatten, in den Buffalo Bajou und in ihm hinauf bis dahin, wo jetzt Houston liegt; da trennten sich zwei von mir und ich mit dem bei mir gebliebenen ging weiter den Bajou hinauf bis zu der Stelle, wo wir nun sind. Hier bauten wir eine Hütte, legten ein kleines Feld an und lebten noch vorläufig von den mitgenommenen Lebensmitteln. An Wild fehlte es nicht, das uns reichlich Fleisch brachte. Nachdem wir so einige Zeit gelebt und bekannt geworden waren, konnte ich ein Kopfrecht Land erhalten, worauf ich mich niedergelassen habe und bis zum heutigen Tag verblieben bin, und auf dem man mich auch begraben wird. Schon nach dreijährigem Aufenhalt in unserer Heimat starb mein Kamerad, mit dem ich in friedlicher Weise gelebt hatte, und ich war nun ganz allein. Von einem, mit seinen Sklaven vorbeiziehenden Amerikaner konnte ich ein zweijähriges Negerbübchen für 200 Dollar kaufen, das nun hier als großer Bursche mein treuer Gehilfe und Diener ist. — Meine Mühe ihn aufzuziehen, hat er reichlich belohnt durch Anhängigkeit und Treue. Da die Gegend sich immer mehr bevölkerte und die Straße nach dem Westen des Landes anfing stark befahren zu werden, baute ich dieses Haus und richtete eine kleine Gastwirtschaft ein, die mich gut ernährt, dabei ist mein Viehstand so groß geworden, daß ich viele Ochsen jährlich verkaufen kann. Mein Bursche versteht vortrefflich mit dem Lasso umzugehen und besorgt das Vieh. — Ich lebe zufrieden, meine Nachbarn sind mir gut, da ich in Frieden mit allen zu sein bedacht bin. Eine Freude aber ist es mir, wenn ich Gelegenheit erhalte, mich in meiner Muttersprache auszuplaudern, und deshalb sind Sie mir doppelt willkommen.“ —

Damit schloß der gute Mann seine lange Geschichte. So lange ich noch in Texas blieb, unterließ ich nie, bei ihm über Nacht zu bleiben. Bei meinem zweiten Aufenthalt in Texas führte mich mein Weg nicht mehr bei Detiste vorbei, und ich sah ihn nicht wieder.





Der Taxil-Vaughan-Roman.

Von

Dr. Rieks.

Die im Maihefte dieser Zeitschrift S. 535 ff. erzählte Selbstentlarvung Taxils vom 19. April wird in katholischen Kreisen unter Klagen und Seufzern lebhaft erörtert. Die Pariser „Enthüllungs-Hefte trugen auf 22 Nummern den Titel: „Miss Diana Vaughan (Jeanne-Marie-Raphaëlle) — Mémoires d'une Ex-Palladiste Parfaite Initiée, Indépendante", auf dem 23. Hefte vom 5. Mai aber ist von der Miß nichts mehr zu sehen, als am Schlusse p. 736 die Notiz, daß sie am 20. April von London aus an den Verleger A. Pierret in Paris 37 Rue Étienne-Marcel zwei Briefe geschrieben hätte. Die zwei Druckbogen dieses Heftes sind mit heftigen Klagen des Verlegers und des Domherrn Mustel von Coutances über die unerhörten Schurkereien Leo Taxils angefüllt.

Am Ostermontag Abend, schreibt Domherr Mustel, „in Gegenwart einer Versammlung von 400 angesehenen Personen jeder Richtung, deren Mehrheit aus Vertretern der Presse beider Weltteile bestand, hat Leo Taxil mit einem bisher nicht erreichten Cynismus es als sein Ziel, sein Element und sein Leben gerühmt, seit zwölf Jahren die Katholiken in der unwürdigsten und schmachvollsten Weise getäuscht zu haben, indem er Gotteslästerung mit Heuchelei vermischte und mit höchster Kraft log. Wir glauben nicht, daß die Geschichte der Gegenwart ein ähnliches Beispiel von verbrecherischer Schurkerei und gemeiner Verachtung alles dessen, was die Ehre der Menschheit ausmacht und was diese achtet, darbietet. Man sollte versucht sein zu sagen, daß wenn die Hölle diese unsaubere Beute verschlingen wird, die Verdammten ein Gefühl des Ekels empfinden werden, und daß dieser ganze Haufe von Verdammten aus Scham über die neue Schmach das Haupt tiefer beugen wird. Und wir hatten diesem Menschen, dem ungerecht (!) verrufenen Gläubigen, unsere aufrichtige und ergebene Freundschaft gewährt. Unser Irrtum war tief und absolut. Wir haben das für wahr gehalten, was völlig falsch war. Indessen darf die erbärmliche und peinliche Unverschämtheit dieses Lügengewebes, durch welches wir hintergangen sind, unter seine Trümmer nicht die Wahrheiten begraben, welche ihm zur Stütze dienten. Wenn die Stunde gekommen sein wird, daß die Geister sich nach dem ersten Schrecken wieder sammeln, muß es die Aufgabe derer sein, welche mit ihren Untersuchungen durch die Anhänglichkeit an trügerische Führer nicht in die Irre geraten sind, das gegenwärtig scheinbar bloßgestellte Werk wieder aufzunehmen. Die Parole Leos XIII. bezüglich der Freimaurerei (in der Bulle „genus humanum" von 1884), weit entfernt infolge dieses ungeheuerlichen Betruges aufgehoben oder vertagt zu sein, empfängt eine neue Bestätigung. Sie (die Freimaurerei) muß entlarvt werden. Was

alle werden lernen müssen, ist mit äußerster Vorsicht, schrittweise, auf sicherem Terrain vorzugehen. Unter den Beschlüssen des Trienter (Antifreimaurer-) Kongresses befindet sich einer, dessen Weisheit angesichts der beendeten Mystifikation in die Augen springt: „Alle auf Verbrechen der Freimaurer Bezug habenden Berichte müssen durch Bekenntnisse von Freimaurern bewiesen werden."

Doch Weiteres soll aus der 9 Seiten langen Erklärung des Domherrn Mustel nicht mitgeteilt werden. Auch die „Kölnische Volkszeitung" führte am 13. Mai d. J. in einem Leitartikel aus, daß Leo Taxil der Hauptregisseur bei dem Spuke der zahlreichen Erscheinungen der französischen „satanistischen" Litteratur der neunziger Jahre gewesen, und daß nach der „quellenmäßigen Untersuchung" des Jesuitenpaters Gruber, welche er unter dem Titel „Leo Taxils Palladismus-Roman" im Verlage der „Germania" zu Berlin erscheinen ließ, nicht bloß die „blasphemischen Erfindungen über Diana Vaughan, Sophia Walder und ihre unterschiedlichen Teufel Hirngespinste" seien, „sondern auch der ganze Palladismus, das Freimaurer-Papsttum, das Berliner „Oberste Direktorium" der allgemeinen Freimaurerei, der systematische Satanskult und die ritualmäßigen Hostienschändungen in Freimaurerlogen . . . zweifellose Fälschungen oder absolut unbewiesen" seien. Zum gleichen Ergebnisse kommt auch die „Germania" in zwei Leitartikeln vom 9. und 11. Mai, aber fordert am Schlusse nach einer duftenden Beweihräucherung des Jesuitenpaters Gruber die Leser auf, „den von P. Gruber in seinen früheren Schriften als absolut notwendig erklärten Kampf gegen die religions-, kirchen- und staatsfeindliche Freimaurerei" mit „wirksamen Waffen" zu führen. Also hüben wie drüben, in Frankreich so gut wie in Deutschland, geht die Jagd auf Teufeleien munter weiter. Wozu hätte auch Leo XIII. 1888 zum Direktor des Gebetsapostolats Regnault gesagt: „Das Handbuch des Antifreimaurerbundes, eine praktische Anleitung zur systematischen Bekämpfung der Freimaurerei auf allen Gebieten, soll man auf alle Weise neu auflegen, man soll sie zu Tausenden verbreiten und so unter das Volk bringen, damit alle sie lesen können." Diese Reklame wird von der unter bischöflicher Leitung stehenden „Druckerei des Werkes vom heiligen Paulus" in Freiburg (Schweiz) noch heute betrieben. Was liegt denn an dem Verzichte auf alles das, was seit einem Jahrzehnt von Taxil — Hacks — Margiotta — Vaughan geleistet worden ist? Haben denn nicht die kirchlichen Würdenträger Dechamps, von Ketteler, Alban Stolz, Ségur, der Jesuit Pachtler, Sebastian Brunner, von Bolanden, Domherr Raich und vor allem der Jesuitenbischof Meurin („La Francmaçonnerie synagogue de Satan"), um von der katholischen Presse und „Erbauungs"litteratur gar nicht zu reden, alles Mögliche von tollem Zeuge verbreitet, so daß der Schwindler Leo Taxil vom Papst herab bis zum Kaplan und zur Nonne über ein Jahrzehnt hindurch Glauben fand? Den Schwindler kann man preisgeben, aber auf die Realität der Teufelserscheinungen in allen möglichen Gestalten, auf Teufelspakte und Teufelsbuhlschaft wird in der römischen Kirche niemals verzichtet werden. Man wird nach Anleitung einer Reihe päpstlicher Rundschreiben fortfahren, in jedem überzeugten „Ketzer" ein Teufelskind zu wittern und in den Zusammenkünften der Ketzer Gotteslästerung und Hostienentweihung, Teufelsanbetung und Unzucht zu suchen. Was Leo Taxil nach dieser Richtung zusammengeschwindelt hat, war ganz nach berühmten Mustern der römischen Kirche gemacht. Das große Werk der Jesuiten „Acta Sanctorum" bringt in einer großen Zahl von Heiligenbiographien in dieser Hinsicht Geschichten, die noch viel ungereimter sind, als die erfundenen Teufeleien Taxils. Durch das römische Brevier, das amtliche Gebetbuch der katholischen Geistlichkeit, werden Märchen und Legenden verbreitet, welche den Taxilschen so ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen. Und welche Quelle für Teufelsspuk bieten erst nicht die von päpstlichen Kommissaren abgefaßten Akten der Inquisition, welche vor zehn Jahren vom katholischen Theologie-Professor Schrörs in Bonn und im letzten Jahre von einem päpstlichen Beamten zu Rom als ein gesegnetes Werk des h. Geistes gepriesen wurde? In der 1869 bei Brockhaus in Leipzig erschienenen „Geschichte des Teufels von Gustav Roskoff", dessen rationalistischen Standpunkt wir nicht teilen, findet man im zweiten Bande S. 213 bis 269 eine große Reihe von durch kirchliche Würdenträger „beglaubigten" Geschichten, die noch haar-

sträubender sind als Taxils Windbeuteleien über die Erscheinungen der Teufel Bitru und Asmodeus.

Aber so sehr seitens der katholischen Presse auch die weitere Mitwirkung Leo Taxils entbehrt werden kann, da es ja an phantasievollen Feuilletonisten nicht fehlt, welche aus den officiellen Büchern der „stets dieselbe bleibenden" römischen Kirche brauchbare Teufelsgeschichten zur Unterhaltung der nach Zeichen und Wundern verlangenden Menge mit allen modernen Künsteleien zurechtstutzen können, der große Pariser Gauner, der zwölf Jahre hindurch sein atheistisches Gift im katholischen Bonbon weiten Kreisen dargereicht hat, läßt sich von den Rockschößen der ultramontanen Partei trotz aller heftigen Abschüttelungsversuche nicht abwerfen. Die „Kölnische Volkszeitung" vom 9. Mai irrt auch mit ihrer Annahme, daß von dem tollen Zeuge der 90er Jahre in den früheren Schriften Taxils nichts zu finden sei.

Im Jahre 1888 erschienen in der „Buchdruckerei und Buchhandlung des Werkes vom heiligen Paulus" in Freiburg (Schweiz) und im Verlage der Bonifacius-Druckerei (J. W. Schröder, Domvikar) zu Paderborn die „Bekenntnisse eines ehemaligen Freidenkers. Von Leo Taxil. Autorisierte Übersetzung." Die „Direktion des Werkes vom heiligen Paulus" preist dieses Werk in einer längeren Vorrede mit vollen Backen an und sagt in einer gedruckten öffentlichen Bitte vom Jahre 1887: „Es ist bekannt, mit welchem Nachdruck der h. Vater, Papst Leo XIII. wiederholt die Notwendigkeit betonte, die Freimaurerei, dieses Hauptbollwerk der Mächte der Finsternis auf Erden, zu entlarven. Um diesem Wunsche des h. Vaters nachzukommen, haben wir diese deutsche Ausgabe der Taxilschen Enthüllungen veranstaltet, da uns dieselben in vorzüglicher Weise den Absichten des Papstes zu entsprechen scheinen."

Die Übersetzung der „Bekenntnisse" sowie des zweibändigen Werkes „Vollständige Enthüllungen über die Freimaurerei von Leo Taxil. Die Drei-Punkte-Brüder" rührt vom Jesuitenpater Gruber her, der damals natürlich nichts davon wußte, daß Taxil vor 12 Jahren zu Canzio Garibaldi gesagt hatte: „Mit meiner Bekehrung zum Katholicismus verrate ich Sie nicht, aber ich beginne einen neuen Feldzug (gegen die katholische Kirche) auf lange Sicht." Wenn man den „Bekenntnissen" Glauben schenken darf, ist der eigentliche Name Leo Taxils Gabriel Jogand, am 21. März 1854 zu Marseille geboren. Seine Studien machte er im Jesuitenkolleg von Mongré bei Lyon. Vom Kardinal Bonald, assistiert von den Bischöfen Mermillod von Genf und Marguerye von Autun, will er zur ersten h. Kommunion im Alter von elf Jahren geführt sein. Im Kolleg St. Louis bei Marseille wird er im folgenden Jahre ungläubig, flüchtet 1868 ins Ausland, wird aber von seinem Vater zurückgeholt und drei Monate ins Gefängnis von Tours gesperrt. Nach allen möglichen tollen Streichen während der Kriegsjahre und verschiedenen Journalisten-Abenteuern lebt er 1876 und 1877 im Exil in Genf, seit September 1878 zu Paris, wo er eine antiklerikale Buchhandlung errichtete und von wo aus er von 1880—1885 im Lande 161 Freidenkervereine gründet. Der Freimaurerei will er nur im Jahre 1881 angehört haben. Seine Schriften: „Le secret de Tropmann", Marat ou les Héros de la Revolution", „Les amours Secrètes de Pie IX", „Histoire scandaleuse des d'Orléans", „Le fils des Jésuites" bezeichnet er S. 217 u. m. als „schamlose Mystifikationen." Seine Bekehrung datiert er vom 23. April 1885, nimmt aber trotzdem einige Wochen später am Freidenkerkongresse in Rom teil. Am 23. Juli 1885 entsagt er feierlich allen antikatholischen Irrtümern, geht vier Tage später aber mit einem Revolver bewaffnet in eine Freidenkerversammlung und wird tags darauf, am 28. Juli 1885, vom päpstlichen Nuntius di Rende empfangen. Von allen Censuren losgesprochen, begiebt er sich am 31. August zu „viertägigen geistlichen Exercitien", erhält am 4. September nach abgelegter Beichte Absolution und das heilige Abendmahl und kehrt am 12. November zu seiner Frau zurück, die bis dahin mit dem „Bekehrten" nichts zu schaffen haben wollte. Wer die „Bekenntnisse" mit ihren handgreiflichen Aufschneidereien liest, fragt sich, wie ein solches Buch von der Paderborner Bonifacius-Buchdruckerei verlegt und von einem vielgenannten Jesuitenpater übersetzt werden konnte. Aber diese hielten das Werk wohl für wertvoll, weil es S. 258 den

Protestantismus als Bundesgenossen der Freimaurerei darstellt und rundweg sagt: „Die Freimaurerei hat zum wesentlichen Zug den Teufelskult." „In den Hochgrad-Logen wird Lucifer unter den verschiedenen, ihm als höchstem Wesen beigelegten Benennungen als Naturgott und großer Weltenbaumeister verehrt." Auf diese neue Art, unter katholischer Maske atheistische Propaganda zu betreiben, war Taxil durch eine antifreimaurerische Schrift des Monsignore de Ségur gekommen. Gerade die freimaurerischen Citate dieses Buches stellte sich Taxil im Kolleg St. Louis zusammen und wurde dadurch für die Freimaurer gewonnen. Durch seine scheinbar antifreimaurerischen Schriften wollte er der katholischen Kirche den größten Schaden zufügen, was ihm auch nach dem Eingeständnisse der „Germania" vom 11. Mai d. J. gelungen ist.

Noch auffallender als die Verbreitung der „Bekenntnisse" durch die beiden kirchlichen Buchdruckereien von Freiburg und Paderborn, ist der Vertrieb des Werkes: „Die Drei-Punkte-Brüder" durch dieselben Druckereien. Als Plan des Werkes wird von Taxil in der Vorrede S. XI die Entlarvung der Freimaurerei als „eine durch und durch diabolische Einrichtung" bezeichnet, „als was sie vom Papste und den Bischöfen jederzeit gebrandmarkt wurde." Der Übersetzer, Jesuitenpater Gruber, schließt nach einem großen Lobliede auf Taxil sein Vorwort S. VIII mit den Worten: „Möge das Werk auch in der deutschen Übersetzung zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes eine weite Verbreitung finden! Möge es beitragen, eine Sekte zu stürzen, welche schon lange genug daran arbeitet, das deutsche Volksleben von Grund aus zu vergiften." Die Direktion des Werkes vom h. Paulus in Freiburg veröffentlicht auf den Umschlägen der genannten Schriften längere, Taxils Enthüllungen belobigende, Besprechungen der „Stimmen aus Maria Laach", der „Kölnischen Volkszeitung", der „Germania", des „Salzburger Kirchenblatts", des „Märkischen Kirchenblatts" (Berlin), des „Rorschacher Boten", „Basler Volksblatts", „Freischütz", „Bayerischen Vaterland", „Schlesischen Volkszeitung", „Stadt Gottes", „Ingolstädter Zeitung" und anderer und bemerkt: „Ähnliche warm empfehlende Urteile waren im „Linzer Volksblatte", „Münchener Fremdenblatte", „Augsburger Postzeitung", „Deutschen Reichszeitung", „Sendboten" des göttlichen Herzens Jesu, im „Regensburger Morgenblatte" und in vielen anderen Blättern zu lesen. Wenn von irgend einem Werke, so kann man daher von dem Werke Taxils sagen, daß dasselbe von der gesamten katholischen Presse Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz aufs Wärmste in jeder Hinsicht empfohlen ist.

Die „Kölnische Volkszeitung" will nun zwar am 9. Mai in einer Polemik gegen den „Evangelischen Gemeindeboten" von Köln ihre Begeisterung im Artikel vom 11. Mai 1888 und ihren jetzigen Abscheu durch den Vorwand rechtfertigen, daß in den 1888 gelobten Schriften nichts von dem tollen Zeuge stehe, was die Taxilschen Publikationen der 90er Jahre kennzeichne. Indessen eine Prüfung dieses Werkes zeigt, daß die eigentlichen Kernpunkte in allen Schriften Taxils, Hacks oder Bataille, Margiotta und Vaughan dieselben sind und nur in den mannigfaltigsten Variationen auf verändertem Hintergrunde und mit anderen Personen und Verhältnissen unermüdlich von neuem aufgetischt werden und zwar immer mit der verschleierten Absicht, durch die massive Vorführung der im katholischen Volke seit Jahrhunderten kolportierten Legenden von den satanischen Schandthaten der Ketzer und der Freimaurer die römische Kirche der Lächerlichkeit preis zu geben. Wäre nun das Werk: „Die Drei-Punkte-Brüder" bloß von Taxil verfaßt, dann lohnte es nicht der Mühe, darauf zurückzukommen. Aber es ist von dem Jesuitenpater Gruber, der seit langen Jahren in „Germania" und „Kölnischer Volkszeitung" das „teuflische Treiben der Sekte" verfolgt, in manchen Partien neu bearbeitet und mit einer beträchtlichen Zahl von Anmerkungen versehen, die teils dem von Taxil Gesagten zustimmen, teils dasselbe noch verschärfen. Die Kernpunkte der gesamten in Frage kommenden satanischen Litteratur betreffen zunächst die Verunglimpfung des Protestantismus als Vorläufer und Bundesgenosse der Freimaurerei; ganz nach dem Muster päpstlicher Bullen. In dieser Hinsicht sagt Gruber in einer Anmerkung zum II. Bande S. 382: „Im 32. Grade (vergl. oben S. 322) wird Luther, der Vater des Protestantismus, geradezu als Vorläufer und Sturmbock der Freimaurerei gefeiert. Der erste Kanonen-

schuß im großen Kampfe gegen Aberglauben und Despotismus wurde abgefeuert, als Luther sich an die Spitze der menschlichen Revolte stellte." Daß diese Anschauung vollkommen richtig ist, darüber vergleiche B. Hohoff, Protestantismus und Socialismus 1883 — und Hohoff, „Die Revolutionen, Herder Freiburg 1887." Unter Berufung auf des Jesuiten Pachtler: „Stiller Krieg" weist der Jesuit Gruber S. 539 auf die angebliche „eifrigste Unterstützung des Gustav-Adolf-Vereins" durch die Freimaurerei hin und schwärzt jenen als einen „Bekämpfer des positiven christlichen Glaubens" an. Auch die Ausfälle in den „Bekenntnissen" S. 196 und 200 auf die „protestantischen Pamphletschreiber", welche über Inquisition, St. Dominicus, Galilei, Päpstin Johanna ꝛc. die geschichtliche Wahrheit ans Tageslicht gefördert haben, finden zweifelsohne den Beifall Grubers, der dieses Buch übersetzt und verbreitet hat.

Ein zweites wichtiges Hauptstück der Taxil-Vaughan-Schriften bildet die zuweilen in französischen Chauvinismus überspringende Verquickung von Kirche und Politik. Taxil hatte vor 1885 eine große Schmähschrift über die Jungfrau von Orleans herausgegeben. In seinem zwölfjährigen Gaukelspiele hat er zahllose Franzosen in einen sogenannten patriotischen Jungfrauenkult getrieben und den Trienter Antifreimaurerkongreß veranlaßt, durch die katholischen Frauen den Papst um Heiligsprechung der Jeanne d'Arc anzuflehen. Er hätte es gewiß auch fertig gebracht, Erscheinungen und „Wunder" der Jeanne d'Arc nachzuweisen, um auf diese Weise die Visionen und Wunder der unter Pius IX. und Leo XIII. „berühmt" gewordenen Jungfrauen verächtlich zu machen. Aber schlimmer als alles dieses ist der Umstand, daß der Jesuitenpater Gruber die feindliche Stellung zum evangelischen Fürstentum nicht ausdrücklich zurückweist. Vielmehr spricht er in Anmerkungen zum II. Bande S. 345, 351 und 488 vom preußischen Königshause in einer Weise, die einem Franzosen aber keinem Deutschen anstehen sollte. Auf Seite 384 bemerkt Gruber zu der Behauptung Taxils, daß „die Freimaurerei die Religion vernichten wolle, um alle Monarchien über den Haufen zu werfen": „Ebenso sagt das „Diecionario Enciclopedico de la Masoneria" von Louis Rich. Fors (Barcelona 1883—1885): „Die Freimaurerei setzt sich zum Ziele, überall den Katholicismus auszurotten, welcher die einzige wahre Stütze und der einzige Seinsgrund des Königtums ist." Der letztere Satz ist von Gruber mit gesperrten Lettern gedruckt, um den evangelischen Fürsten klar zu machen, daß die Festigkeit der Throne lediglich auf der Unterwerfung unter den Papst beruht.

Ein drittes Hauptstück der genannten Litteratur bildet der Satanskult, welcher in päpstlichen amtlichen Aktenstücken einer Reihe von mittelalterlichen Sekten sowie den Stedingern und Templern mit allerlei Teufelsspukgeschichten zur Last gelegt wird. Wie Graf Paul von Hoensbroech kürzlich in seiner Schrift: „Religion oder Aberglaube?" (Berlin SW. Herm. Walther 1897) gezeigt hat, wird dieser Satanskult nebst Teufelspakten und Teufelsbuhlschaften auch in den neuesten katholischen Lehrbüchern ausführlich mit einem Ernste erörtert, welcher den Hexenbullenfabrikanten Innocenz VIII. erfreuen muß. Unter Berufung auf den Grenobler Bischof Fava, der mehrere Teufelsanbetungen konstatiert haben will, wird II. S. 260 „die Organisation und Führung der geheimen Sekte satanisch" genannt. „Die Areopage und Kapitel . . . stehen unter dem Einflusse Lucifers und Eblis, mit welchem die Ritter Kadosch durch ihre Teufelsbeschwörungen und Schwarzkünste in direkter Gemeinschaft stehen." Daß in den Logen Gott gelästert, Satan dagegen verherrlicht und angebetet und mit ihm ein Pakt geschlossen werde, kommt auf vielen Seiten Band I S. IX, Band II S. 220 ff., 237, 262, 267, 265 ff., 276, 279, 280, 287, 316 ꝛc. zum Ausdruck. Eine Teufelsbeschwörung wird II S. 316 ff. geschildert. S. 279 findet sich eine Darstellung des „infamen Götzenbildes Baphomet, mit dessen abscheulicher Schaustellung die Logen-Sitzung schließe. Die Meinung der „Kölnischen Volkszeitung", daß das „Drei-Punkte-Brüder"-Werk ein trockenes und harmloses Buch sei, wird wohl wenig Beifall finden, wenn u. a. auf Band I S. 375 hingewiesen wird, demzufolge den Maurer-Kandidaten die Ziege vorgeführt wird, die einstens den König Salomon säugte. „Lassen Sie sich", sagt der Ehrwürdige, „nun recht tief auf Ihre Kniee nieder, dann werden Sie die Ehre haben, an einer der heiligen Brüste

der Salomonischen Ziege sich zu laben. Der Profane nimmt arglos die angegebene Stellung ein; da bringt man seine Lippen in dem Augenblicke, in welchem er dieselben vermeintlich für das Euter der Ziege öffnet, auf den kotigen Hintern eines schmutzigen Bockes.“ Hiermit noch nicht zufrieden führt der II. Band S. 292 den Rezipienden in eine dunkle Kammer mit verbundenen Augen zur Schlachtung eines geknebelten und glatt rasierten Schafes, um wie S. 541 ausgeführt wird, „gegebenen Falls, wenn es ihm von seinen unbekannten Vorgesetzten aufgetragen wird, mit derselben Kaltblütigkeit einen Menschen niederzumetzeln.“ Nach S. 5?4 ff. wird die Freimaurerin „barsch gefragt, ob sie bereit wäre, den Hintern eines Mopses nach ihrer Wahl zu küssen . . . Man reicht ihr dann das sammetne oder seidene Hinterteil einer Mopspuppe zum Kusse dar.“

Das vierte Hauptstück der Taxil rc.-Vaughanschen Schriften betrifft die Hostien- oder Abendmahlsschändung, ein Stück, das in vielen Inquisitionsakten und in den Anklageschriften päpstlicher Würdenträger gegen Ketzer aller Art, insbesondere auch gegen Templer und Stedinger eine große Rolle spielt. Im Taxil-Gruberschen Werke ist Bd. II S. 238, 239, 241, 317 von Schändung oder Nachäffung des Abendmahls die Rede. Gruber stimmt den Taxilschen Schwindeleien durch eine besondere Anmerkung S. 2 8 zu, indem er sagt: „Wie der Satan der Affe Gottes, so ist die Loge der Affe der Kirche.“ Mit welchem Brusttone der Überzeugung die Feldkircher Zeitschrift „Pelikan“ mit Approbation des Bischofs von St. Gallen die Schändung gestohlener Hostien in den Logen der verschiedenen Länder wiederholt im letzten Jahre behauptet hat, ist früher bereits bemerkt worden.

Das letzte Hauptstück der genannten Schriften dreht sich um die Teufelsbuhlschaft und Unzucht. Für einen Pornographen wie Taxil ist der Kult des Fleisches sein Lebenselement. Das Schlimme ist nur, daß der Jesuitenpater Gruber in der Vorrede über Taxils Buch: „Die Schwestern Freimaurerinnen“ sagt, daß es nicht übersetzt werden könne, „da das sittliche Gefühl durch den unflätigen Inhalt dieses Bandes zu sehr verletzt würde“, trotzdem nun aber im II. B. S. 558—575 die Quintessenz daraus mitteilt. Das Ekelhafteste in dem ganzen Buche aber ist die sieben Seiten große Beilage „Clavis Symbolorum Secretorum“, in welcher eine Unsumme des widerlichsten Schmutzes geboten wird. Und von all diesem, das Gruber durch lange Quellenbelege in Anmerkungen 1886 und 1887 erhärtet hat, müssen heute die Centrumsorgane bekennen, daß alles Schwindel sei, daß „der Betrug kolossal gewesen.“ Der Jesuitenpater Gruber giebt sich jetzt sogar die Mühe, nachzuweisen, daß das antifreimaurerische Buch von Paul Rosen „L’ennemi social“ (Juli 1890) eine Citatenfälschung sei. Dieses Buch ist aber von Leo XIII. am 7. Juli 1890 approbiert und Paul Rosen, ein früherer Rabbiner und Maurer, durch päpstlichen Segen und Breve geehrt worden, in welchem diese Schrift gelobt und angepriesen wird.

Auch gegenüber Taxil befindet sich der Papst und sein ganzer Anhang in größter Verlegenheit. Die Schreiben der päpstlichen Geheimsekretäre Verzichi, Sardi, Villard und des Kardinals Parocchi an Miß Vaughan und vieles andere lassen sich nicht beseitigen. Der dem Leo Taxil wie der Vaughan gespendete päpstliche Segen läßt alle Ausreden, als ob die römische Kurie an dem Schwindel unbeteiligt sei, als nichtssagend erscheinen. Der in 50000 Exemplaren verbreitete „Pelikan“ und ähnliche Zeitschriften und Bücher werden schon dafür sorgen, daß der Teufelsspuk nicht ausgeht, was wir im religiösen und vaterländischen Interesse sehr beklagen, aber zu ändern keine Macht haben.





Die Frauen und die öffentliche Armenpflege.

Von

H. Wilhelmi.

Die stärkere Heranziehung der Frauen zu amtlicher oder doch geregelter Mitwirkung bei der öffentlichen Armenpflege wird zur Zeit von zwei Seiten her erwogen und empfohlen: einmal von den Vertretern der Armenpflege und Wohlthätigkeit, dann aber auch von den Frauenrechtlerinnen. Der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit hat schon auf seiner ersten Versammlung (Berlin 1880) einen mündlichen Bericht von Lammers-Bremen über diese Angelegenheit eingehend verhandelt und den Wert der Frauenthätigkeit anerkannt, „wenn auch der Umfang ihrer Mitwirkung verschieden bemessen, namentlich die Fähigkeit zur Vornahme von Recherchen bezweifelt würde.“ Im folgenden Jahre berichtete Staatsminister Dr. Friedenthal über die Gestaltung der Verbindung zwischen behördlicher Armenpflege und der Thätigkeit der Frauenvereine, worauf der Verein seine Mitglieder auffordert, „dazu beizutragen, daß eine regere Beteiligung der Frauen an der öffentlichen Armenpflege erreicht werde.“ Noch energischer wurde dieser Wunsch betont, nachdem der Erste Staatsanwalt Chuchul-Posen 1885 in Bremen ausführlich über die Thätigkeit der Frauen, insbesondere der vaterländischen Frauenvereine, in der öffentlichen Armenpflege berichtet hatte. Der Berichterstatter hat das damals beigebrachte Material über die sehr mannigfache Hilfsthätigkeit der Frauen auf unserem Gebiet neuerdings ergänzt durch den Mitbericht zur vorjährigen Versammlung des Vereins, der im 25. Heft der Vereinsschriften zusammen mit dem Hauptberichte von Dr. jur. R. Osius-Cassel vorliegt.*) In allen diesen Äußerungen wird die Frage rein sachlich unter dem Gesichtspunkte des Bedürfnisses der Armen und ihrer rationellen Versorgung behandelt auf Grund sorgfältiger Erhebung des thatsächlichen Materials, soweit es durch Berichte und Umfragen zugänglich ist. Man tritt auf festen Boden und wird von einer sicheren Hand geleitet.

Dagegen fällt die Behandlung desselben Gegenstandes durch Frau Geh. Rat Lippmann ziemlich ab. Auf dem VII. Ev. soz. Kongreß wurde in einer Spezialkonferenz über „die Frau im Gemeindedienst“ verhandelt. Referat und Verhandlungen der Spezialkonferenzen finden keine Aufnahme in die Berichte der Ev. soz. Kongresse, um sie nicht zu sehr anschwellen zu lassen. Der bez. Bericht (Berlin. R. G. Wiegandt 1896) bringt daher nur die Leitsätze des Referats. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes war die besondere Drucklegung des Referats**) an sich erwünscht. Allein dies Referat bedeutet eine Enttäuschung. Zwar bringt es einige geschichtliche Notizen über das Auf-

*) Die Heranziehung von Frauen zur öffentlichen Armenpflege. Zwei Berichte erstattet im Auftrage des Vereins von R. Osius und P. Chuchul. Leipzig. Duncker und Humblot. 1896. 54 S. Pr. Mk. 1,40.

**) Die Frau im Kommunaldienst. Vortrag auf dem VII. Ev. soz. Kongreß in Stuttgart am 29. Mai 1896 gehalten von Frau Lippmann. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 1896. 30 S. Pr. 60 Pf.

treten der Frau in der Wohlfahrtspflege bis Mitte dieses Jahrhunderts und bezeichnet richtig als das Bedürfnis unserer Zeit eine allgemeinere und grundsätzliche Heranziehung der Frauen zu diesen Arbeiten, während früher mehr nur einzelne hervorragende Frauen Verwendung fanden oder sich gegen eine widerwillige öffentliche Meinung zu erkämpfen wußten (wie Amalie Sieveking). Dankenswert sind auch die Mitteilungen über die Bewegung in England, wo 1870 in Kensington die erste weibliche Armenvorsteherin gewählt wurde, und 1895 bereits nicht weniger als 875 Damen in solchen Ämtern standen, auch in dem Women's University Settlement zu London (seit 1887) und anderen ähnlichen Gesellschaften Gelegenheit zu methodischer Ausbildung gegeben ist. Allein über die entsprechenden Entwicklungen und Thatsachen in Deutschland zeigt sich die Vortragende ganz ungenügend orientiert, wenn sie sagt: „Bei uns in Deutschland ist von all diesem noch kaum die Rede, hier genießt nur die Diakonisse eine sorgfältige Ausbildung für ihren Beruf in der Wohlfahrtspflege.“ Was hat denn England den 10000 deutschen Diakonissen an die Seite zu stellen? Und was thun denn die Frauenvereine vom „roten Kreuz“? Und wenn es weiter heißt: „In einigen Städten, wie Stuttgart, Frankfurt a. M., Karlsruhe, Liegnitz, Kassel u. s. w. haben die Frauen bereits eine Thätigkeit in der Armenverwaltung gefunden, aber immer noch in ungenügendem Maße“ — so ergiebt sich aus den von Chuchul beigebrachten Daten, daß amtlich beschäftigte Frauen in dreimal so viel Städten vorhanden sind, ganz abgesehen von den zahlreichen „Gemeindeschwestern“, die zwar nicht im unmittelbaren „Kommunaldienste“, aber doch gerade amtlich angestellt sind und überall in irgend einer Weise mit der kommunalen Armenpflege in Verbindung stehen. So ist es einfach eine thörichte Rede, wenn Frau Lippmann erklärt: „Wohl werden die Mängel der gegenwärtigen Einrichtungen zugegeben, aber auf die nächstliegende, die Hinzuziehung der Frau zur Abstellung dieser Übel, kommen die Männer nicht.“ Das ist eine echt frauenrechtlerische Phrase, die man im Gespräch mit Achselzucken hinnimmt, in einer ernsten Debatte aber als ungehörig zurückweist; die Beweise liegen ja vor, daß „die Männer“, ernste erfahrene sachverständige Männer, längst auf dieses „Nächstliegende“ gekommen sind, aber im Interesse der Sache, um wirkliche Mängel abzustellen und wirkliche Arbeit besser zu thun, nicht um einen „Fortschritt“ auf dem Wege ins Blaue zu machen, den die Frauenrechtlerinnen mit fröhlicher Unbefangenheit unter die Füße genommen haben.

Für diese Männer handelt es sich nicht um die Frage: wo ist noch etwas, was Frauen auch besorgen können? sondern um die Frage: wie kann die Armenpflege besser gethan werden? Dabei stoßen sie auf die Frauen und freuen sich ihrer Bereitwilligkeit und ihrer besonderen Gaben, und suchen nun diese Gaben zum allgemeinen Besten anzuwenden. Es kann nicht fehlen, daß sie sachlich in nicht wenigen Punkten mit den Frauenrechtlerinnen übereinstimmen, aber das Gesamtbild wird ein ganz anderes.

Der Bericht von Osius ist ein Muster eindringender, umsichtiger und überzeugender Untersuchung. Aus der „Almosenspende“ ist „Armenpflege“ geworden. Es fragt sich, ob die Armenpflege der Mithülfe des weiblichen Geschlechts bedarf, und in welcher Hinsicht sie davon Nutzen ziehen kann? Der Verf. untersucht daraufhin die verschiedenen Aufgaben und Thätigkeiten der öffentlichen Armenpflege und kommt zum Schluß, daß in der Leitung und Verwaltung des gesamten Armenwesens ein solches Bedürfnis nicht vorliege, wohl aber in der Ausführung und zwar hier in allen Stadien, sowohl bei den Recherchen, als bei den Unterstützungen und Hilfeleistungen, als endlich in der vorbeugenden Thätigkeit. Treffend widerlegt er die gewöhnlichen Einwände dagegen, fordert aber geschulte Helferinnen, die im Ehrenamte arbeiten, wie sie etwa der Johanniterorden ausbildet. (Vorschläge für die Ausbildung solcher Helferinnen macht Dr. E. Münsterberg in der Sozialen Praxis 1895/96 Nr. 6 Sp. 134 ff.)

Weiter handelt es sich um die Organisation. Die Frauenrechtlerinnen lassen von ihrem Standpunkte aus nichts als amtliche Anstellung gelten. Es handelt sich für sie darum, der Frau eine „Carriere“ zu eröffnen. Vom Standpunkt der Armenpflege aus ist aber amtliche Anstellung nur eine von verschiedenen Möglichkeiten, die Thätigkeit der Frauen in geordneter Weise der öffentlichen Armenpflege ein- oder anzugliedern.

Sie will ja nicht ein „Programm“ durchführen, sondern eine Arbeit thun. Osius giebt grundsätzlich ebenfalls der amtlichen Anstellung von Armenpflegerinnen den Vorzug, also Anstellung von Diakonissen, Schwestern vom roten Kreuz oder anderen „Helferinnen.“ Auch in der höchsten Stelle, der Armendirektion, will er ihnen eine Vertretung gewähren. In den Bezirken würden sie den Armenpflegern gleichberechtigt sein. „Die Frau soll mitraten und mitthaten, aber nicht ein bloßer Dekorationsgegenstand, ein geduldetes Wesen sein. Ist der gute Wille vorhanden, sie als gleichberechtigte Mitarbeiterin zu behandeln, und dieser gute Wille wird ja wohl in der Mehrheit der Fälle nicht fehlen, dann werden alle jetzt vielleicht noch gefürchteten Unzuträglichkeiten sich als bloße Phantasien herausstellen. Aber die vollständige Gleichheit der Stellung der Armenpflegerin mit der des Armenpflegers ist unbedingte Voraussetzung des Gelingens. Eine bloße Beiordnung der Frau als gelegentliche Gehilfin des Armenpflegers wird ebenso wenig ein dauerndes gedeihliches Zusammenwirken erzielen, als wenn man den Bezirkskommissionen als solchen Frauen zu gelegentlicher beliebiger Verwendung bei einzelnen Pflegefällen zur Verfügung stellt. Die Frauen würden sehr rasch zurücktreten, weil dann die nötige Arbeitsfreudigkeit fehlt.“ Die Richtigkeit dieses Urteils kann Referent aus eigener jahrelanger praktischer Erfahrung bestätigen. Das fünfte Rad am Wagen der Armenfürsorge begehren die Frauen mit Recht nicht zu sein.

Aber neben diesem Wege stehen noch andere offen. Zunächst der, „daß einem in engstem, genau geregeltem Verhältnis zu der städtischen Armenverwaltung stehenden Frauenverein die Ausübung der ganzen öffentlichen Armenpflege oder einzelner Teile derselben überlassen wird.“ Dies Verfahren hat sich besonders in kleinen Orten bewährt, ohne daß es formell festgelegt wäre. Es ist das „patriarchalische“ Verhältnis, das sich in kleinen übersichtlichen Armenverbänden vielleicht am meisten empfiehlt und sich materiell von dem zuerst geschilderten nur dadurch unterscheidet, daß der Frauenverein nicht an der Recherchierung beteiligt ist. Diese ist Sache der städtischen Verwaltung, während der Frauenverein die Unterstützung ausführt.

Wo beide Wege aus irgend einem Grunde nicht gangbar sind, gilt es wenigstens die in Privatwohlthätigkeit arbeitenden Frauen möglichst mit der öffentlichen Armenpflege in Verbindung zu setzen zur Verhütung der bekannten schädlichen Folgen einer ungeregelten Privatarmenpflege. Der Verfasser bespricht die verschiedenen Methoden, die man angewendet hat, um dies Ziel zu erreichen und eine stetige Verständigung zwischen beiden Organisationen über Grundsätze und Grenzlinien herzustellen, nämlich: gemeinschaftliche Sitzungen, Vertretung der einen Organisation bei der anderen, Auskunftsstellen, Centralstellen zur Regelung der gemeinsamen Arbeit. Wenn alle diese Methoden auch nicht so vollkommen funktionieren können, als eine planmäßige Eingliederung der Frauenthätigkeit in den Verband der öffentlichen Armenpflege selbst, so bedeuten sie doch in jedem Falle einen Fortschritt über den heute noch vielfach herrschenden Zustand der Willkür und Regellosigkeit.

Jedenfalls kann die Armenpflege nur gewinnen, wenn auf jede mögliche Weise die besondere Befähigung der Frau für den individualisierenden Betrieb derselben nutzbar gemacht wird, indem zugleich der individualistischen Willkür einer ungeordneten Wohlthätigkeit Grenzen gesetzt werden.





Monatsschau.

Politik.

Gegen Ende April etwa ist auf dem Macedonisch-Thessalischen Kriegsschauplatz die von Anfang an als wahrscheinlich geltende Wendung eingetreten, d. h. die Griechen haben dem Vordringen der Türken so wenig ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen vermocht, daß seitdem nur noch mit der über kurz oder lang bevorstehenden Beendigung des Krieges und den Bedingungen des Friedensschlusses gerechnet wird, während gleichzeitig das Schicksal der griechischen Königsfamilie, insbesondere den zahlreichen verwandten Höfen die größte Sorge bereitet. Die maßlose Eitelkeit der Griechen muß wie die der Franzosen in ähnlichen Fällen durchaus ihren Sündenbock haben. Daß ihre eigene kriegerische Untüchtigkeit — abgesehen allerdings, wie man gerechter Weise hinzufügen muß — von der thatsächlichen Überlegenheit der verfügbaren türkischen Streitkräfte — die Hauptschuld an dem kläglichen Ausgang der Schlachten von Larissa, Pharsala und Domoko trage: dies zuzugestehen, kann sie nicht über sich gewinnen; und da sich die im Lager anwesenden Prinzen, namentlich der Thronfolger Constantin, allem Anschein nach, nicht ausgezeichnet haben, so lag es nah genug, das Nationalunglück ihnen, die man doch nur für halbe Hellenen ansieht, zur Last zu legen, des Weiteren aber die ganze Dynastie mit verantwortlich zu machen, insbesondere während der auf den fluchtartigen Rückzug von Larissa folgenden Tage, mußte das Schicksal König Georgs und der Seinen deshalb in der That sehr zweifelhaft erscheinen; so zwar, daß eine plötzliche Abreise damals ernstlich ins Auge gefaßt zu worden sein scheint, und mehrere Großmächte sich beeilten, zu diesem Zwecke Kriegsschiffe bereit zu stellen. Seitdem ist eine gewisse Beruhigung eingetreten. Die Mächte haben dem neuen Ministerium Rallis zu verstehen gegeben, daß ein monarchisches Griechenland unter allen Umständen auf einen gewissen Schutz gegen etwaige übermäßige Anforderungen der siegreichen Türken zu rechnen haben würde, ein republikanisches aber in keinem Fall, und dieser Wink ist nicht unbeachtet geblieben. Selbst der griechische Nationalverein, der die unglückliche Verwickelung wie ihren traurigen Ausgang, im Grunde allein verschuldet, entzieht sich, wie aus den Äußerungen der von ihm beeinflußten griechischen Tagespresse hervorgeht, diesen Erwägungen nicht ganz. Wenn man den Mitteilungen, der freilich nichts weniger als unbefangenen, d. h. ihrer großen Mehrzahl nach, fanatisch türkenfreundlichen Börsenpresse trauen darf, so wäre in Athen infolge dessen eine wesentlich maßvollere Strömung zum Durchbruch gekommen, wenn es auch an bedenklichen Rückschlägen anscheinend nicht mangelt. Im großen und ganzen wiegt die Ernüchterung aber doch wohl vor, da Herr Rallis es sonst schwer gewagt haben würde, die Vermittelung der Mächte anzurufen, und zu diesem Zweck nicht nur die Zurückberufung der Truppen von Kreta zuzugestehen, sondern damit sogar den Anfang zu machen. Daß er sich, nachdem dies nun einmal geschehen, bereit gezeigt

einen Waffenstillstand einzugehen, begreift sich leicht. Müssen alle Hoffnungen auf kriegerische Erfolge endgültig aufgegeben werden, so kommt es natürlich darauf an, einen möglichst günstigen Frieden zu erlangen. Zu diesem Zwecke aber gilt es weitere Erfolge der Türken thunlichst zu verhindern, und eben deshalb war der Waffenstillstand den Griechen erwünscht, während die Türken naturgemäß den umgekehrten Standpunkt einnehmen mußten. Je weiter Edhem Pascha auf griechischem Gebiet vorzudringen vermochte, desto größere Forderungen durfte die Pforte stellen, desto günstiger ließ der Friedensschluß für sie sich an. Demgemäß wurden die Eröffnungen der Mächte von ihr anfangs ausweichend erwiedert. Nachdem es Edhem Pascha aber gelungen war, die Griechen am 17. Mai bei Domoko zum drittenmal zu schlagen und aus ihrer stärksten Verteidigungsstellung zu vertreiben, entschloß man sich in Konstantinopel plötzlich mit Friedensbedingungen hervorzutreten, die von den Mächten freilich zum größten Teil als für Griechenland unannehmbar bezeichnet wurden. Namentlich stieß die von der Pforte verlangte Grenzerweiterung in Thessalien allseitig auf den heftigsten Widerspruch; desgleichen wollte sich Europa mit der geforderten Aufhebung der Kapitulationsverträge nicht befreunden. Darin kann man ihm, von seinem Standpunkt, nicht unrecht geben, weil in dieser Hinsicht eine gewisse Interessengemeinschaft aller christlichen Staaten überall besteht, wo sie es mit nichtchristlichen halbcivilisierten Gemeinwesen zu thun haben. Wenn die Pforte Griechenland gegenüber ihren Zweck erreichte, so würde sie sicher alles aufbieten, um auch die übrigen Kapitulationsverträge, die noch auf ihr lasten, los zu werden. Schon lange arbeitet sie im Stillen darauf hin, und man kann es wohl verstehen, daß sie den Fortbestand jener Verträge als Demütigung empfindet. Andererseits aber können die Mächte diesem Wunsch unmöglich nachgeben, wenn sie ihre Handelsinteressen nicht auf das Empfindlichste schädigen wollen. Es ist deshalb anzunehmen, daß der Widerstand Griechenlands, wie in dem der Grenzberichtigung von seiten der vermittelnden Staaten, nicht nur scheinbare, sondern nachhaltige Unterstützung finden werde. Auch die Entschädigungsforderung von 10 Millionen Pfund wird bei den Friedensverhandlungen jedenfalls manche Anfechtung erfahren. Nachdem der am 19. Mai von der Pforte bewilligte Waffenstillstand die Griechen von der Sorge befreit hat, ihre Hauptstadt in die Hände der Türken fallen zu sehen, werden wir sie ihre unangenehmsten Eigenschaften wieder sehr rasch hervorkehren sehen. Nicht nur die Regierung des Herrn Rallis, sondern auch die Dynastie, können froh sein, wenn sie die Phase der mit dem Friedensschluß notwendig verbundenen Demütigungen überleben, und eben deshalb werden sie auf das zäheste feilschen und handeln, sich gegen jedes, auch das kleinste Zugeständnis, so lange als möglich wehren. Andererseits wird die Pforte bei ihrer jetzigen gehobenen Stimmung und gesteigertem Selbstgefühl, sich von ihren Forderungen nicht so leicht etwas abhandeln lassen, falls diese nämlich von vornherein ernst gemeint sind und nicht deshalb etwa gestellt sind, um bei späterer Nachgiebigkeit nicht zu schlecht zu fahren. Am leichtesten dürfte ihr diese in dem Punkt der Grenzberichtigung fallen. Um so hartnäckiger dagegen wird sie sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, in dem der Geldentschädigung erweisen; und gerade das wird man ihr am wenigsten verübeln dürfen, weil sie ohnehin mehr als halb bankerott ist, und deshalb wohl verlangen darf, wenigstens die Kosten eines ihr aufgedrungenen Krieges ersetzt zu erhalten. Nicht angenehm wird der Pforte der Vorschlag Rußlands sein, die von Griechenland zu zahlenden Kriegskosten übernehmen zu wollen und zwar unter Anrechnung auf die seit 1879 von der Türkei an Rußland ratenweise zu leistende Kriegsentschädigung. Es kann also, ehe der Friede gesichert ist, noch manchen Verzug und selbst manche unangenehme Überraschung geben.

Der inneren Politik Cisleithaniens hat der Mai ein sehr unfreundliches Gesicht gezogen. Die verspäteten Abwehrversuche der Deutschen auf dem sprachlich-nationalen Gebiet sind zwar, wie von vornherein angenommen werden mußte, praktisch erfolglos geblieben, den bestehenden politischen Wirrwarr haben sie jedoch sehr verstärkt. Nachdem Graf Badeni gesehen, daß die Deutschen trotz ihrer inneren Zerrissenheit und ihres damit zusammenhängenden unpraktischen Vorgehens gegen die Sprachen-Verordnung für Böhmen und Mähren doch eine Minderheit zusammenzubringen ver-

mochten, die hinter der Mehrheit nur um 40 Stimmen zurückblieb, und auch das lediglich deshalb, weil die aus Deutschen bestehende katholisch-konservative Partei (das österreichische Centrum) sich von den Stammesgenossen trennte — hat er bis zu einem gewissen Grade kopfscheu werden müssen, und weiß nun nicht mehr aus und ein. Daß er den Ausgleich mit Ungarn gegen die Minderheit machen könnte, sieht er wohl selbst als ausgeschlossen an. Diese Minderheit durch Aufhebung der Sprachenverordnung zu gewinnen, ist er aber gleichfalls außer stande; denn in diesem Fall würde sich die slavisch-katholische Mehrheit „unversöhnlich" zeigen. Damit sind die vorhandenen Schwierigkeiten aber noch nicht erschöpft. Die Mehrheit hat einen Adreßentwurf eingebracht, der, um es kurz zu sagen, die vollständige Föderalisierung Cisleithaniens bezweckt, d. h. das Schwergewicht aus dem Reichsrat in die Landtage verlegen möchte, und überdies die Aufhebung des liberalen Volksschulgesetzes von 1868 erstrebt. Diese Forderungen werden nun zwar officiös teils als zu weit gehend, teils als unannehmbar bezeichnet. Was ist aber mit diesem sanften Widerspruch gewonnen? Der den Slaven eigentümliche ungestüme Radikalismus läßt sich dadurch nicht im geringsten beirren. Nach einer auch anderwärts gemachten Erfahrung bleibt er dabei: daß „bange machen hilft", und wer könnte ihm darin ohne weiteres unrecht geben? Allerdings muß es eine Grenze geben, die auch österreichische Nachgiebigkeit gegenüber slavischer Anmaßung nicht zu überschreiten vermöchte, weil die Grundlagen des Staatslebens selbst sonst erschüttert werden müßten. Der sog. „böhmische Ausgleich", der im Hintergrunde der Föderalisierungspläne steht und deren eigentlichen Kern bedeutet, ist von Wien aus bis jetzt stets scharf zurückgewiesen und für unmöglich erklärt worden; wahrlich mit gutem Grund. Schon der Ausgleich mit Ungarn droht, wie wir gesehen, unüberwindliche Schwierigkeiten zu schaffen; wie nun gar, wenn der mit den maßlos anspruchsvollen und begehrlichen Tschechen hinzu kommen sollte? Das hindert diese und die mit ihnen ad hoc verbündeten übrigen Slaven aber nicht, den Plan mit der größten Hartnäckigkeit zu verfolgen; ganz unbekümmert darum, was aus dem Gesamtstaat wird. Wie soll das alles enden? Bei aller Leichtherzigkeit und Sorglosigkeit sieht man sich in Österreich doch schon vor die Frage gestellt, die man sich freilich vor mher als 30 Jahren hätte stellen müssen: ob es möglich sei, ein solches Gemengsel von Volksstämmen parlamentarisch zu regieren? In Ungarn ist es möglich; aber nur, weil die Magyaren bei allen ihren sonstigen Fehlern, zum Herrschen geboren sind und ein unleugbares politisches Talent besitzen. Das hat sie gelehrt, die Vorrechte ihres Stammes, auch unter dem parlamentarischen System, festzuhalten, und so ist es ihnen gelungen, wenigstens nach außen hin, einen einheitlichen Staatswillen zu schaffen, der in Westösterreich, wo den Deutschen gerade das abgeht, was die Magyaren haben, vollständig fehlt. Tschechen und Polen aber können nicht an ihre Stelle treten, weil sie zu wenig zahlreich sind, und sich überdies gegenseitig lahm legen würden. Bei alledem haben die einen wie die anderen auf Kosten der Deutschen schon recht viel erreicht. Mehr aberkönnen sie aus den eben angedeuteten Gründen nicht erlangen, ohne die Staatsmaschine vollständig in Unordnung zu bringen. Da ist guter Rat allerdings sehr teuer.

In Südafrika ist es dank der vorschauenden, alle unnötigen Hindernisse klug aus dem Wege räumenden Politik des Präsidenten Krüger, im Lauf der letzten Wochen nicht zu der befürchteten Verschlimmerung der Lage gekommen; anscheinend ist sogar eine leichte Besserung eingetreten, seit der Volksraad von Transvaal, jedenfalls auf „Oom Pauls" Anraten, beschlossen hat, das den Engländern so anstößige Einwanderungsgesetz zurückzuziehen. In London hat man sich zwar, wie aus den gewundenen Erklärungen Chamberlains im Parlament hervorgeht, durch dieses Einlenken der Buren im Stillen sehr wenig angenehm berührt gefühlt; eine gewisse äußere Wirkung hat dasselbe aber doch gehabt, wenn auch nicht sofort. Das britische Geschwader, das seit Wochen drohend in der Delagoabai lag, so daß man jeden Augenblick eines Handstreichs gewärtig sein mußte, hat diesen sicheren Ankerplatz verlassen, woraus ein gewisses Nachlassen der Spannung gefolgert wird; ob mit Recht oder Unrecht, wird

sich vielleicht erst nach dem sechzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin Victoria, das am 22. Juni stattfindet, zeigen. Daß niemand, selbst der ärgste „Jingo“ nicht wünschen kann, diese Feier, die sich zu einer gewaltigen Kundgebung des „greater Britain“ gestalten soll, durch kriegerische Verwickelungen auf einem der wichtigsten Zukunftsgebiete desselben gestört zu sehen, liegt auf der Hand. Selbst Chamberlain also wird seine Ungeduld wohl zügeln müssen und, falls er nicht entschlossen ist Ernst zu machen, sondern seinem Ziel durch Einschüchterungsversuche in dem von uns gekennzeichneten Sinn näher zu kommen strebt, diesen Aufschub nicht einmal ungern sehen. Überdies naht in Südafrika der Winter, der sich für militärische Unternehmungen daselbst am besten eignet. Man kann also, w. g. nur von einer anscheinenden, nicht von einer feststehenden friedlichen Wendung in Südafrika reden. Letztere würde Transvaal nur durch vollständige Unterwerfung unter den Willen Englands erreichen können. Das aber wird es, so lange Krüger lebt, nicht wollen.

In Frankreich hat, wenigstens während der ersten Hälfte des Mai, das furchtbare Brandunglück vom 4. d. M. die Gemüter weit mehr beschäftigt und in Anspruch genommen, als die ängstlich hin und her schwankende Politik des Herrn Hannotaux, der als echt parlamentarischer Minister, durchaus dem „Volkswillen“ folgen möchte, z. B. aber gar nicht weiß, wohin dieser Wille eigentlich geht. So lange die russische Freundschaft unbedingt „Trumpf“ war, hatte der arme schwächliche Minister ein leichtes Leben; er brauchte nur zu thun, was Baron Mohrenheim verlangte, und alles war gut. So einfach liegen die Dinge jetzt aber nicht mehr. Über die beste Lösung der orientalischen Frage vermögen sich Rußland und Frankreich nicht ohne weiteres zu verständigen, wenn sie auch beide für jetzt den Frieden wollen. Aus diesem Bewußtsein aber hat sich nach und nach eine Verstimmung oder doch Abkühlung entwickelt, die sich in der französischen Presse schon sehr merkbar äußert, während die früher oft recht übermütigen, stellenweise recht unhöflichen Russen, die die Tragweite dieser beginnenden Verstimmung sehr wohl erkennen, eine liebenswürdig entgegenkommende Sprache führen. Ob das aber die skeptisch blasierten Franzosen, nachdem sie aus ihrem Rausch erwacht sind, noch zu gewinnen vermag, muß sehr zweifelhaft erscheinen. Auch die politischen Strömungen folgen gewissen psychologischen Gesetzen, können sich dem Auf und Ab der Empfindungen nicht entziehen. An eine endgültige Entzweiung der beiden verbrüderten Nationen wird man bei alledem nicht glauben dürfen. England kann sich der französischen Politik, so sehr jenes sich darum bemüht, auf die Dauer nicht nähern, weil sie auf die Lösung der ihr besonders am Herzen liegenden ägyptischen Frage alsdann auf absehbare Zeit verzichten und auch sonst befürchten müßte, einseitig ausgenützt werden, wie das von russischer Seite bis jetzt geschehen. Zwischen Deutschland und Frankreich aber steht, trotz alledem und alledem, ein unauslöschlischer Haß, der immer wieder hervorbricht, so sehr wir uns auch bemühen, ihn zu dämpfen.

Der Reichstag hat vor der am 26. Mai eingetretenen Pfingstpause, fast wider Erwarten, noch einige nützliche Arbeit geleistet, d. h. das Auswanderungsgesetz und das Margarine-Gesetz endgültig angenommen und unverhofft sogar in zweiter Lesung die vielumstrittene Handwerkervorlage trotz der „Obstruktion“ der Linken erledigt, obwohl ein Drittel des Centrums, unter Leitung des „mußpreußischen“ Demokraten Dr. Lieber gegen die grundlegenden Paragraphen der Ausschußfassung (Antrag Gamp) stimmte und auch der kürzlich wieder gewählte Professor von Hertling, ein ebenso wohlwollender als „waschechter“ Doktrinär, unter dem Beifall der Linken seinen abweichenden Standpunkt zu begründen suchte. Die Regierung, die in dem Handelsminister Brefeld und dem Geheimrat Wilhelmi, wie man zugestehen muß, sehr tüchtige und sachkundige Vertreter hat, versuchte die Annahme des Antrag Gamp ebenfalls zu hintertreiben; trotzdem bezweifeln die Leute, die hinter die Coulissen blicken können, nicht, daß der Bundesrat der Vorlage, wie sie jetzt ist, zustimmen werde. Zunächst muß allerdings noch die auf den 22. Juni angesetzte dritte Beratung abgewartet werden.

Sonst hat sich das hohe Haus, wenn wir von der handelspolitischen Anfrage des Abg. Graf Kanitz und Genossen absehen, die sich auf unser Verhältnis zu den Vereinigten Staaten bezog, und vom Staatssekretär Freiherrn von Marschall wenn auch formal geschickt, so doch nicht mit der der Sachlage entsprechenden „Schneidigkeit" beantwortet wurde — eigentlich nur mit höherer Wahlagitation befaßt. Anders sind, wenn man den Dingen auf den Grund geht, die Reden nicht zu verstehen, welche die Abgeordneten Bebel und Lenzmann bei der Erörterung des sozialdemokratischen Antrags auf Aufhebung der Majestätsbeleidigungs-Paragraphen im Strafgesetzbuch gehalten haben; und noch mehr paßt es auf den tollen Lärm, der durch die dem preußischen Abgeordnetenhause vorgelegte Novelle zum Vereinsgesetz entfesselt wurde. Dieser Lärm ist in der That so plötzlich und so „präcise" ausgebrochen, daß es kein Wunder ist, wenn er den Verdacht wahlagitatorischer „Mache" erweckt, der dadurch überdies verstärkt werden muß, daß die Regierung, die ihrerseits gar keine Neigung zeigte die Novelle einzubringen, namentlich von den Liberalen unaufhörlich aufgefordert worden war, dies zu thun, und so das vom Reichskanzler im vorigen Jahr gegebene Versprechen einzulösen. Fürst Hohenlohe ging w. g. nur sehr zögernd und ungern daran. Da er selbst zu den Gemäßigtliberalen zählt, hätte es seinem persönlichen Standpunkt vielleicht entsprochen, sich auf die Aufhebung des Koalitionsverbots zu beschränken; als verantwortlicher Träger der Reichspolitik, sowie der des preußischen Staats, konnte er sich aber der Erwägung nicht verschließen, daß eine solche einzelne Maßnahme negativer Art, die sozialdemokratische Propaganda nicht erschweren, sondern erleichtern würde, und deshalb nahm er es auf sich auch für die „reaktionären" Bestimmungen einzutreten, die den Zorn der gesamten Linken und des Centrums so jäh entfesseln sollten, wie man es in ähnlichen Fällen kaum schon erlebt. In Wahrheit freilich nur ein „Theaterzorn" ad hoc, hinter dem sich die innere Befriedigung nur für den Unerfahrenen verbarg, während geübtere Ohren, aus der „berühmten" Rede z. B., die der Abg. Richter am 18. d. M. hielt, nichts anderes entnehmen konnten, als daß er überglücklich sei, für 1898 nun endlich seinen „Kurs" zu haben. In dieser gehobenen Stimmung gelang es ihm sogar die „geächteten" Vertreter des Umsturzes zu übertreffen, und eine wilddemagogische Tonart anzuschlagen, die aber in diesem Fall nicht nur auf der Linken des Hauses, sondern auch in der Mitte, mit äußerster Nachsicht beurteilt wurde, wo die monarchische Empfindung gegenüber dem „evangelischen Kaisertum" ohnehin recht locker sitzt, wenn man auch zu vorsichtig ist, um dem Richterschen Beispiel kurzweg zu folgen. So viel ließen die Reden des Abg. Dr. Lieber und mancher anderer jedenfalls deutlich genug erkennen, daß das Centrum nichts anderes treibt als Parteipolitik im engsten Sinn, und die geeigneten Mittel deshalb nimmt, wo es sie findet. So wenig als die Freisinnigen hat es bis jetzt eine rechte „Parole" für die Wahlen. Um so eifriger macht es die „Hetze" gegen die Vereinsnovelle mit, weil sich die herrlichsten Tiraden im 48er Geschmacke daran knüpfen lassen, ohne daß man viel nachzudenken brauchte. Ob das „staatserhaltend" ist, ob es sich für eine christliche Partei schickt den ganzen „Rummel" Hand in Hand mit der Sozialdemokratie mitzumachen — danach wird unter solchen Umständen eben nicht viel gefragt, wie es für die Besetzung des „unüberwindlichen Turms" überhaupt cura posterior scheint, was später kommt, wenn man der Umsturzpartei den Gefallen thut alle Maßnahmen zu vereiteln, die die Regierung ergreifen möchte, um ihrem Vordringen Schranken zu ziehen. Daß dieser oder jener Paragraph im Vereinsgesetz dabei von keiner großen Bedeutung sein mag, und daß namentlich untergeordneten Polizeiorganen zu große Befugnisse eingeräumt sind, räumen wir ohne weiteres ein, und sind die Letzten, die Wirkungen eines einseitig polizeilichen Vorgehens zu überschätzen. Ganz ohne Derartiges kommt man in dem wilden Getümmel des heutigen Parteilebens aber doch nicht aus, und deshalb sollte man es der Regierung Dank wissen, wenn sie nach langem Schwanken den Mut findet, die Zügel wieder schärfer anzuziehen, und es versucht die Autorität des Staats einer Agitation gegenüber zu wahren, die gar kein Hehl daraus macht, daß sie als letztes Ziel den allgemeinen „Kladderadatsch" betrachtet. Wer das nicht thut, der beweist damit, daß ihm der Staat entweder gleich-

gültig ist, oder daß er von unpraktischen voreingenommenen Ideen lebt, die ihm nicht gestatten, die nüchterne Wirklichkeit zu sehen. Der schlimmste Mangel ist hier freilich der des bürgerlichen Mutes, der politischen Mannhaftigkeit, die sich um eines höheren Ziels wegen nicht scheut, unter Umständen Kopf und Kragen daran zu setzen, ob das nun Gewinn oder Verlust bedeuten möge. Die Einzigen, die es verstehen und auch stand zu halten wissen, sind, wie sich das auch jetzt gezeigt, die Konservativen, während die Nationalliberalen wie gewöhnlich an der Spitze derjenigen marschieren, die — übrigens nach dem Ausspruch eines ihrer Vertreter im Abgeordnetenhause — „die Vorsicht für den besten Teil der Tapferkeit“ ansehen und danach verfahren, d. h. über der Angst vor ihren eigenen Wählern und deren Unwillen, die vor den Sozialdemokraten dermaßen vergessen, daß sie mit ihnen um die Wette schreien. Helfen wird ihnen das freilich nichts, denn in diesem Stücke sind ihnen die „Genossen“ „über“, die die Unterstützung der „bürgerlichen“ Parteien noch dazu in die gehobenste Stimmung versetzt; von ihrem Standpunkt wahrlich nicht ohne guten Grund. Wenn sie sehen, daß die bürgerlichen Parteien, mit alleiniger Ausnahme der Konservativen, stets versagen, wenn die Regierung gegen den Umsturz etwas Positives unternimmt, so dürfen sie sich wohl die Hände reiben; denn von der Schwachmütigkeit ihrer Gegner, ihrem Mangel an Einsicht und Entschlossenheit, selbst wo es die Wahrung ihrer heiligsten Güter gilt, leben sie ja längst. Soeben erst hat man wiederum gesehen, daß die Zerfahrenheit in dieser Hinsicht bei uns unaufhörlich wächst. Bände von Betrachtungen ließen sich unter diesem Gesichtswinkel noch schreiben; allein uns fehlt der Raum, und wir verzichten. Ein jeder weiß ja doch, woran er ist.

26. Mai 1897. E. Frhr. von Ungern-Sternberg.

Kolonialpolitik.

Wenn wir heute noch einmal auf den Fall Peters zurückkommen, nachdem wir im Maiheft über die am 24. April gefallene gerichtliche Entscheidung Mitteilung gemacht haben, so geschieht das keineswegs, um uns damit zu dem Rachechor zu gesellen, der am 27. April in der ersten Sitzung des Reichstages nach den Osterferien den einstmaligen Reichskommissar nach besten Kräften verfolgt hat. Die Absicht des Stimmführers bei derartigen Gelegenheiten, des „Genossen“ Bebel, liegt ja zu klar am Tage, um verkannt zu werden. Er und seine Nachbeter greifen Peters an, nicht etwa im gerechten Abscheu über seine Fehler und Mißgriffe als kaiserlicher Beamter, sondern einzig und allein, um gegen die Kolonialpolitik Stimmung zu machen und durch ihre Diskreditierung zugleich die Regierung zu schwächen. Man kann nicht sagen, daß dieses Bestreben völlig ohne Erfolg geblieben ist, denn das Verhalten des früheren Leiters der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts Dr. Peters gegenüber bot gar zu viele Blößen, die Hr. Bebel als gewiegter und — vorurteilsfreier Parlamentarier gründlich ausnutzte; aber wenn auch die ganze unangenehme Sache den kolonialen Bestrebungen geschadet hat, so geht der Erfolg Hrn. Bebels doch nicht weit genug, um die Weiterführung der Kolonialpolitik im geringsten in Frage zu stellen. Die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes ist von der Notwendigkeit eines kolonialen Besitzes überzeugt und wird sich in dieser Überzeugung durch die Tiraden Bebels und einiger Fortschrittsleute schwerlich irre machen lassen — man ist ja mehr wie genug an die zeitverschwendende Redesucht gewohnt, zu der die Tribüne des Reichstages mißbraucht wird, und legt den zornerfüllten Ergüssen der Herren nicht mehr Bedeutung bei, wie sie thatsächlich verdienen.

Also mit dem Bestreben, aus den Fall Peters eine große Haupt- und Staatsaktion zu machen, mit ihm zugleich die ganze Kolonialpolitik zu treffen und zu vernichten, ist es nichts gewesen. Hrn. Peters hat die gerechte Strafe ereilt, und wir glauben auch

nicht, daß die von ihm eingelegte Berufung hieran viel ändern wird. Daß es dahin gekommen ist, bleibt bedauerlich, weil Hr. Peters sich früher um das deutsche Reich verdient gemacht und die Erwerbung Deutsch-Ostafrikas mit einer Umsicht und Thatkraft ins Werk gesetzt hat, die ihm viele Freunde und Bewunderer verschaffen mußte. Auch Begeisterung für Deutschlands Größe und Ruhm wird ihm niemand absprechen können. Aber ihm fehlten alle Eigenschaften, um ihn zum Beamten geeignet zu machen, vor allem Selbstbeherrschung und sittlicher Halt, und jeder, der in kolonialen Kreisen zu verkehren Gelegenheit hatte, war über die Schattenseiten im Charakter des zweifellos höchst begabten Mannes im Klaren. Schon im Jahre 1894 wurde dem Schreiber dieses Berichts von Persönlichkeiten, die in Ostafrika thätig gewesen waren, mit voller Bestimmtheit erklärt, daß Dr. Peters eben wegen jener unglücklichen Eigenschaften durchaus unfähig sei, eine leitende Stellung in der Kolonie einzunehmen. Daß er sie trotzdem erlangt hat, ist ein verhängnisvoller und höchst bedauerlicher Fehler gewesen, der in erster Linie dem damaligen Leiter der Kolonialabteilung, in zweiter der geringen Sorgfalt zur Last gelegt werden muß, mit der man bis jetzt an die Auswahl und Vorbildung der Kolonialbeamten herangetreten ist.

Daß bei uns in dieser Beziehung höhere Ansprüche gestellt werden müssen, bedarf kaum einer Versicherung. Entschuldigt werden die zahlreichen Mißgriffe auf personellem Gebiet allerdings dadurch, daß kaum ein Jahrzehnt kolonialer Versuche hinter uns liegt, und eine Heranbildung von Kolonialbeamten aus solchen Elementen, die zunächst in unteren Stellungen in den Schutzgebieten thätig gewesen sind, bisher kaum möglich war. Denn das ist gewiß: der Besuch des noch nicht einmal genügend entwickelten orientalischen Seminars und die Ausbildung im Auswärtigen Amt oder bei einem Konsulat können allein als ausreichende Schulung für eine leitende Stellung in einer Kolonie schwerlich angesehen werden. Erst die mehrjährige Arbeit in der Kolonie selbst und die Kenntnis der Landessprache werden den Beamten befähigen, in späterer Zeit in höherer Stellung, als Gouverneur, Landeshauptmann, Bezirksamtmann, Zolldirektor u. s. w. mit Erfolg zu wirken — vorausgesetzt, daß er sich in der Lehrzeit innerhalb des Schutzgebiets als charaktervolle, sittlich tadellose Persönlichkeit bewährt hat. Der französische Kolonialpolitiker, Hr. de Lanessan spricht sich in seinem vortrefflichen Buche: „Principes de colonisation“ ganz ähnlich aus, betont auch, wie der Besuch der Pariser école coloniale allein keine ausreichende Vorbildung für den Kolonialdienst gewähren kann. „Die durch die école coloniale gegebene Ausbildung kann weder in praktischer Hinsicht noch in Bezug auf ihre Dauer die Besucher genügend auf die Stellungen vorbereiten, für die sie bestimmt sind.“ Auch Hr. de Lanessan bezeichnet den Ersatz der Kolonialbeamten als den ersten Punkt, auf den sich die Aufmerksamkeit der heimischen Kolonialbehörden richten muß. Es ist ja kein Geheimnis, daß in Frankreich der bureaukratische Geist des Beamtentums der schlimmste Feind der kolonialen Bestrebungen dieses Landes gewesen ist, dem sich auch die Korruption in bedenklichster Weise zugesellt hat. Bei uns liegen die Verhältnisse in mancher Hinsicht anders, aber trotzdem behalten die eben angeführten Ansichten Hrn. de Lanessans auch für uns ihre Richtigkeit. An Material fehlt es zweifellos in Deutschland nicht. In unserem Offizierkorps, in unserem Juristenstande, auch unter den jungen Ärzten, unter Umständen sogar unter den Pflanzern werden sich mit der Zeit geeignete Persönlichkeiten finden, geradeso wie sie sich im Mittelalter im deutschen Orden und im Personal der Hansa gefunden haben. Es kommt nur darauf an, die richtige Wahl zu treffen und diese Leute dann in zweckentsprechender Weise zu erziehen und auszubilden.

Selbstverständlich gehört hierzu Zeit, und wir werden vielleicht noch ähnliche Dinge erleben, wie sie uns die letzten Jahre gebracht haben und von denen, nebenbei bemerkt, keine kolonisierende Nation verschont geblieben ist. Die bodenlose Ungerechtigkeit der Engländer gegen die Buren in Südafrika, die Grausamkeiten der Beamten des Kongostaates, das Mord- und Brandsystem der Franzosen in Tonkin sorgen dafür, daß unsere Nachbarn keinen Grund haben, auf uns herabzusehen; aber für unsere Sünden

bedeuten die unserer Rivalen keine Entlastung, und unsere Kolonialpolitik ist noch zu jung, um allzu große Erschütterungen ertragen zu können. Es kann deshalb auch fraglich sein, ob es schon jetzt Zeit ist, ein Experiment zu wagen, das in der Presse neuerdings wieder ziemlich lebhaft erörtert ist: die Benutzung Südwest-Afrikas zur Deportation von Sträflingen. Einen besonders gewandten und schlagfertigen Vertreter hat dieser Gedanke in Professor Bruck in Breslau gefunden, der auch gerade jetzt wieder, wie schon früher, in der Kreuz-Zeitung lebhaft für ihn eingetreten ist. Hervorgegangen ist der Plan, gewisse Kategorien von Sträflingen nach einer unserer Kolonien zu deportieren, aus dem nicht wegzuleugnenden Mißstande, daß unser zeitiges Strafsystem, wie es in den Zuchthäusern zur Erscheinung kommt, seinem Zweck, zu strafen und zugleich zu bessern, in nur sehr geringer Weise genügt. Eine richtig geleitete Deportation dagegen würde nach Brucks Meinung namentlich dann jenen Doppelzweck erreichen, wenn den besseren Elementen der Deportierten, d. h. denjenigen, welche das Bestreben zeigen sich zu bessern, nach einigen Jahren Gelegenheit gegeben wird, sich in der Kolonie anzusiedeln und Kleinbauern zu werden. Einzelne andere Länder haben bekanntlich mit der Deportation traurige Erfahrungen gemacht, aber keineswegs alle, und es ist gewiß, daß die englische Besiedelung Australiens zum nicht geringen Teil durch deportierte Sträflinge erfolgt ist.

Die Möglichkeit, mit der Deportation der Kolonie nicht nur billige und tüchtige Arbeitskräfte, sondern auch Ansiedler zuzuführen, kann somit gar nicht in Abrede gestellt werden. Die Gegner der Deportation thun das in der Regel auch nicht, sondern sind der Ansicht, daß sich gerade Südwest-Afrika aus verschiedenen Gründen gar nicht oder doch nur in beschränktem Maße zu einer Strafkolonie eignet. Einer dieser Gegner, Herr v. Bülow, würde zwar die Sträflinge wohl zu Arbeiten verschiedener Art heranziehen, will aber ihre Ansiedelung in größeren Mengen nicht zulassen, um das Land für die Söhne unseres Bauernstandes offen zu halten. Der in Kolonialkreisen weit bekannte Graf Pfeil meint, daß es an Raum zur Anlage so großer Straffarmen fehle, wie sie für Sträflinge in größerer Zahl (er spricht hier von 10000 Verbrechern) erforderlich sein würden und beide Herren halten die Fluchtgefahr, auch die Kosten der Bewachung u. s. w. für sehr bedeutend. Herr v. Bülow und Graf Pfeil haben für sich, daß sie beide längere Zeit in Süd-Afrika bezw. Südwest-Afrika gewesen sind, Land und Leute also kennen, während Professor Bruck diesen Vorzug nicht genießt und lediglich als Theoretiker der Sache näher getreten ist. Trotzdem aber, können wir ihm nicht unrecht geben. Die Möglichkeit, Sträflinge in Südwest-Afrika mit Vorteil zu Meliorationsarbeiten, z. B. zu Eisenbahn- und Hafenbauten, Berieselungsanlagen u. s. w. zu verwenden, wird auch von Herrn von Bülow und Graf Pfeil durchaus nicht bestritten, ihr Widerstand gegen die Maßregel hat, wie schon bemerkt, andere Ursachen. Giebt man aber die Vorteile zu und erkennt außerdem an, daß die Deportation voraussichtlich einen Fortschritt für unser Strafsystem mit sich führen muß, so ist damit im Prinzip die Richtigkeit der Bruckschen Idee zugegeben und ihre Ausführung erwünscht. Freilich wird noch viel Wasser den Kunene herunterlaufen, ehe an seinem Südufer die erste Straffarm entsteht oder die geplante Maultierbahn von Swakopmund nach Windhuk mit Hülfe von Sträflingen erbaut wird — aber der Gedanke ist doch einmal angeregt und wird, wie wir hoffen nicht eher zur Ruhe kommen, bis die Deportation als neue Strafe in unser Strafgesetzbuch eingefügt wird. Daß die Verwendung Südwest-Afrikas als Strafkolonie ein Experiment ist, von den jetzt dort wohnenden Deutschen ungern gesehen wird und vorsichtig angefaßt werden will, doppelt vorsichtig von uns als Deutschen, weil uns geschulte Kolonialbeamten noch sehr fehlen — das darf allerdings nicht außer acht gelassen werden.

Gerade jetzt drängen und zwingen die Verhältnisse dieses Schutzgebiets zur äußersten Vorsicht und zur Vermeidung aller Versuche, nachdem nicht mehr daran gezweifelt werden kann, daß die schreckliche Geißel Südafrikas, die Rinderpest unter den Herden der Hereros sich gezeigt hat. Die erste offizielle Nachricht ist eine in Berlin am 17. Mai eingelaufene Depesche des Landeshauptmanns, nach der bei den Osthereros (wahrscheinlich also den Ovambandjerus) eine „gefährliche Viehkrankheit ausgebrochen ist, deren Charakter

indessen noch nicht festgestellt ist.“ Schon vorher verlautete es, daß in der Nordostecke des Gebiets die Rinderpest sich gezeigt habe, und es muß angenommen werden, daß auch die in der Depesche vom 17. Mai erwähnte Viehkrankheit mit jener gleichartig ist. Was die Krankheit für die Hereros bedeuten würde, deren ganzer Reichtum und Stolz gerade die Viehherden sind, läßt sich kaum ausdenken, aber es giebt doch ein Bild, wenn man weiß, daß z. B. im Oranje-Freistaat von 53000 erkrankten Rindern etwa 25000 der Pest erlagen! Es wird sich nun zeigen, ob das von unserem berühmten Landsmann, Dr. Koch erfundene Impfmittel Hilfe bringen kann, wenn es rechtzeitig zur Anwendung gelangt. Die bisher im Kaplande mit dem Serum gemachten keineswegs günstigen Erfahrungen geben kein abschließendes Bild über seine Wirksamkeit und lassen nicht recht erkennen, ob unrichtiger Gebrauch, Mißtrauen der Engländer gegen den deutschen Arzt u. dgl. nicht die wahren Ursachen einzelner Mißerfolge gewesen sind. Jedenfalls wird es für den Gelehrten, dessen Vertreter Dr. Kohlstock schon in Windhuk sein soll, eine großartige Aufgabe sein, in der deutschen Kolonie seine Wissenschaft zur Geltung zu bringen.

Erfreulicher wie diese südwestafrikanischen Nachrichten klingt die Kunde von dem am 24. Mai in Paris erfolgten Zusammentritt der französisch-deutschen Togo-Hinterland-Konferenz. Wie verwickelt die politischen Verhältnisse im Bogen des Niger sind, haben wir schon zu wiederholten Malen (zuletzt im Maiheft) berichtet, und die Kommission wird keine leichte Aufgabe zu lösen haben. Trotzdem halten wir eine schnelle und befriedigende Erledigung der mit Frankreich schwebenden Streitfragen für möglich und hoffen nur, daß sich unsere Unterhändler nicht in ähnlicher Weise, wie das in früherer Zeit den Engländern gegenüber geschehen ist, hierbei über das Ohr hauen lassen; zu ihnen gehört auch der in Kolonialkreisen bekannte Konsul Vohsen, der jedenfalls über die geographischen und territorialen Verhältnisse des Togo-Hinterlandes sehr gut unterrichtet ist und den deutschen diplomatischen Mitgliedern gute Dienste leisten wird. Es liegt im deutschen und französischen Interesse, bald einen Ausgleich zu finden, um dann dem gemeinsamen Gegner auf dem schwarzen Kontinent, England, die Spitze bieten zu können. Aus dem benachbarten Kamerun kommt die Nachricht, daß die vor einiger Zeit gebildete Kamerun-Hinterlandgesellschaft, welche unter Umgehung der Zwischenhändler mit den Stämmen im Innern Handel treiben will, ihre erste Niederlassung unter Leitung eines Herrn Klingmann am Samaga angelegt hat und an diesem Strom bald auch Stationen weiter aufwärts anlegen will. Aus Ost-Afrika kommen sehr günstige Berichte über den Zustand der Kaffee-Pflanzungen in Usambara, und man geht so weit anzunehmen, daß schon in 6—8 Jahren (?) ein Drittel des deutschen Bedarfes an Kaffee aus dem Ertrage dieser Pflanzungen gedeckt werden kann. Ist diese Annahme auch übertrieben günstig, so ist doch der schon jetzt auf diesen Pflanzungen erzielte Erfolg unverkennbar. Weniger vertrauenerweckend klingen die aus dem Wahehegebiete kommenden Nachrichten. Hier ist bekanntlich der Oberhäuptling Quawa von Lieutenant Prince geschlagen, aber er konnte nach der Niederlage entfliehen und beunruhigt noch immer das Land. An seine Stelle wurden unter Teilung des Gebiets verschiedene Häuptlinge gesetzt in Befolgung des Satzes: divide et impera, aber sie zeigten sich durchaus unzuverlässig und einer derselben, Mpangire, ist von Lt. Prince gehängt, nachdem Unruhen stattgefunden hatten, welche sich auch gegen die katholische Benediktus-Mission richteten. Die Hauptstadt, Iringa oder Kuirenga, soll sich übrigens gut entwickeln, und der Handel im Aufblühen begriffen sein. Allzuviel darf man hier noch nicht erwarten, und muß sich auf Überraschungen gefaßt machen. Aus Sansibar kommt die Nachricht, daß der alte Gegner der Deutschen, Bana Heri, der einstige Sultan von Sadani, gestorben ist. —

Mit Ostafrika hat sich auch der vom 24ten bis 26ten Mai zusammengetretene Kolonialrat beschäftigt und im Prinzip der Einführung einer direkten Besteuerung der Eingeborenen (vgl. Allg. Kons. Monatsschrift Jahrgang 1897 S. 199 ff.), sowie der Errichtung einer Handwerkerschule in Dar-es-Salam, überhaupt der Beförderung eines Handwerker-Unterrichts innerhalb der Kolonie im Anschluß an die Missions-Anstalten zugestimmt. Außerdem wurde von dieser beratenden Körperschaft der neue Zolltarif für Südwest-Afrika einer Begutachtung unterzogen, und ein

Teil seiner Sätze, namentlich der auf Wein und Spirituosen, erhöht, ein anderer Teil heruntergesetzt. Die bisher über die Sitzungen vorliegenden Berichte sind sehr dürftig, wir denken aber im Juliheft näher auf die Verhandlungen eingehen zu können und wollen deshalb heute nur noch mit freudiger Genugthuung erwähnen, daß der Regent von Mecklenburg-Schwerin, Herzog Johann Albrecht trotz seiner neuen Pflichten sein Mandat zum Kolonialrat ebenso wenig niedergelegt hat, wie die Präsidentschaft der deutschen Kolonialgesellschaft. Alle Freunde einer thatkräftigen, auf christlicher Grundlage sich bewegenden Kolonialpolitik, werden dem hochherzigen Fürsten hierfür aufrichtig dankbar sein.

Friedenau, 26. Mai 1897. Ulrich von Hassell.

Kirche.

Während es in der Heimat manchmal eher zurück als vorwärts zu gehen scheint und jedenfalls die dem Bibelglauben feindlichen Mächte mit großer Kraft ihr Haupt erheben, geht die Ausbreitung des Evangeliums in der Heidenwelt in recht erfreulicher Weise von statten. Fast aus allen Missionsgebieten kommen in der letzten Zeit Nachrichten von guten Fortschritten oder wenigstens offenen Thüren. Besonders zu danken ist für den Segen, den in China die Verfolgungen des Jahres 1895 gehabt haben. In der Provinz Fukien, dem Hauptschauplatz der Christenmorde, haben sich im Laufe eines Jahres ca. 20000 Chinesen als Taufbewerber gemeldet, von denen bereits 5000 aufgenommen sind, — also gradezu Massenbekehrungen, an denen man sich die Freude dadurch nicht verderben zu lassen braucht, daß dieselben immer auch Gefahren im Gefolge haben. Übrigens sind wir wohl im ganzen von der Zeit der gefährlichen Massenübertritte in China noch ziemlich entfernt. Aber auch die rheinischen Missionsberichte sind jetzt bezüglich ihrer chinesischen Gebiete immer sehr freudig gestimmt.

Wie diese letztere Gesellschaft, so haben alle die in Südafrika arbeiten, viel mit der entsetzlichen Hungersnot zu thun, für deren Opfer von den Missionsfreunden jetzt fleißig gesammelt wird und immer noch mehr gesammelt werden müßte. Die dadurch nötig gewordenen Ausgaben haben auch wohl stark mit beigetragen zu dem Defizit, welches die Barmer Gesellschaft aus dem Jahre 1896 aufzuweisen hatte, nämlich 61000 Mk. bei einer Gesamtausgabe von 540000 Mk. Leider hat auch die Berliner Ostafrikanische Mission mit einem Defizit von 27000 Mk. abgeschlossen, eine Summe, die fast das Dritteil ihrer Gesamtausgeben beträgt. Noch größer ist das Defizit der Norddeutschen Missionsgesellschaft, welches sich neben einer Gesamtausgabe von 155000 Mk. — auf 75000 Mk. beläuft. So erfreulich es ist, daß sich durch besondere Anstrengungen immer wieder noch auch in Deutschland die Löcher verstopfen lassen, so muß doch im Interesse der Heidenmission die deutsche evangelische Christenheit noch vielmehr an das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das Werk des Herrn gewöhnt werden. Die auf den Missionsgebieten vorhandenen Notstände, der Mangel an Personen und an Geld, in Verbindung grade mit den schönen Erfolgen, müssen dazu mit verwertet werden.

Von ganz Afrika wird über eine sich langsam vollziehende Wandlung der früheren Abneigung und Stumpfheit berichtet. Ein leuchtendes Beispiel afrikanischer Missionserfolge ist Uganda. Wie kurz erst ist es her, daß man mit Interesse von den ersten Besuchen weißer Männer an dem ungeheuren Binnensee, dem Viktoria Nyanza las, von dem Kaiser Mtesa, dessen Sohn Mwanga, den ersten dürftigen Erfolgen, den Kämpfen und Verfolgungen u. s. w. Und jetzt berichtet die Zeitung der englisch-kirchlichen Mission aus dem März 1896, daß in 321 Kapellen und Kirchen sonntäglich ca. 25000 Menschen der christlichen Predigt beiwohnen, daß 6900 Christen und nahezu 2500 Taufbewerber im Lande seien, zerstreut durch 16 Provinzen, daß man wohl 57000 Eingeborne rechnen

könne, die durch Predigt, Unterricht u. s. w. unter dem Einfluß des Christentums stünden. Der eingeborne Kirchenrat hat schon 192 Lehrer amtlich eingesetzt und außerdem haben unter Zustimmung der Missionnare noch einzelne Gemeinden im ganzen 533 Lehrer und Lehrerinnen angestellt. Und man nimmt mit Grund an, daß in dem letzten Jahre diese Zahlen alle noch erheblich gestiegen sind. Uganda, dieser schwarze Mittelpunkt des schwarzen Erdteils, kann mit zu den Missionsgebieten gerechnet werden, welche die schnellsten und stärksten Erfolge aufzuweisen haben.

Ähnlich ging es in der ersten Zeit der Mission in Madagaskar, das jetzt schon eine eigene Kirchengeschichte hat, — von den ersten Anfängen der 20 ger Jahre an, durch die Verfolgungszeiten mit gänzlicher Vertreibung der Missionare, den darauf folgenden großen Triumphen, der Christianisierung des Hofes und der Regierung und der mannigfachen Schwankungen danach. Eine schwere Krisis für die evangelische Kirche auf Madagaskar ist mit der Unterwerfung der Insel durch die Franzosen eingetreten. Es ist die französische Herrschaft noch keinem überseeischen Lande zum Segen geworden, nicht einem einzigen; um so mehr ist für Madagaskar zu fürchten. Mit den französischen Truppen sind die Jesuiten in das Land gekommen. Und nachdem zuerst ein protestantischer Gouverneur, Laroche, der Vertreter der französischen Herrschaft war, ist derselbe jetzt abberufen und durch den katholischen General Gallieni ersetzt. Um den Jesuiten die Möglichkeit zu nehmen, die madagassischen Protestanten der Franzosenfeindschaft zu beschuldigen, weil nämlich englische Missionen, im Verein mit einer norwegischen Gesellschaft, dort gearbeitet haben, hat die französische protestantische Missionsgesellschaft in der Hauptstadt des Landes Fuß zu fassen begonnen. Ihr Missionar Escande ist von den englischen und norwegischen Missionaren mit Freuden begrüßt, aber grade seine Beschreibungen, die in dem Pariser Journal des Missions evangéliques veröffentlicht sind, zeigen die abscheulichen Gewaltthaten, welche sich die Jesuiten unter dem Schein der französischen Interessen an den evangelischen Gemeinden unter den christlichen Howas gestatten. Das Barbarische, das — nicht den einzelnen Franzosen — aber den öffentlichen Handlungen der französischen Nation so leicht anhaftet, ist ein geeignetes Element zur Paarung und Mischung mit dem mechanischen und äußerlichen Wesen der Jesuiten. Den fürbittenden Freunden der Mission wird die Sache des Evangeliums auf Madagaskar recht ans Herz zu legen sein.

In der Heimat werfen wir zunächst einen Blick auf die theologische Wissenschaft, aus der wir besonders charakteristische Beobachtungen und Erscheinungen je und je an dieser Stelle hervorgehoben haben. Im ganzen bietet die Theologie kein so ungünstiges Bild, als es ängstlichen Freunden der kirchlichen Tradition zuweilen scheint. „Alles wahre Wissen führt zu Gott“ — dieser Ausspruch eines der größten wissenschaftlichen Genies unseres Jahrhunderts, Wilhelms von Humboldt, bewährt sich überall. Nicht als ob durch wissenschaftliche Resultate irgend eine Seele Verbindung mit Gott gewinnen könnte, wohl aber hat jenes Wort den richtigen Sinn, daß aufrichtige und gründliche Forschungen immer diejenige Geschichts- und Naturauffassung bestätigen, welche dem christlichen Standpunkt am gemäßesten ist. Daß aber in den letzten Dezennien von unserer, auch der neologischen, Theologie in ernster und gründlicher Weise wissenschaftlich gearbeitet ist, kann auch ein Gegner ihr nicht bestreiten.

Vor kurzem ist der zweite Teil von Ad. Harnacks großartig angelegtem Werke „Geschichte der altchristlichen Litteratur“ bis Eusebius erschienen. Nachdem der erste Teil die Überlieferung und den Bestand dieser Litteratur gebracht hatte, sucht der jetzt erschienene die Chronologie festzustellen. Es geschieht dies nicht vom theologischen, sondern vom rein philologischen, litterargeschichtlichen Standpunkte aus, weshalb auch die kanonischen Bücher der h. Schrift von der Untersuchung nicht ausgeschlossen sind. Es handelt sich selbstverständlich nicht darum, die Kanonicität festzustellen. Die Frage, was kanonisch ist oder nicht — gehört nicht in das Gebiet der Wissenschaft, sondern ist Aufgabe der

Kirche die nach ganz anderen als litterargeschichtlichen Maßstäben dabei verfahren ist. Obgleich man z. B. an der Verfasserschaft des Barnabas bei dem nach ihm genannten Brief nicht zweifelte, nahm man ihn nicht in den Kanon auf; und den Hebräerbrief erkannte man an, obgleich sein Verfasser unbekannt war. Auch die Zeit, in der ein Werk geschrieben ist, entscheidet nicht über seine Zugehörigkeit zum Kanon. Der Klemensbrief aus dem 1. Jahrhundert steht nicht in der Bibel, obgleich er früher geschrieben ist als die Johanneische Litteratur. — Harnack stellt nun also die Chronologie fest, zuerst der Bücher, welche sich in einen bestimmten Zeitraum mit Sicherheit einstellen lassen, dann derer, bei welchen für einen solchen sichere Kennzeichen fehlen. Es ist nicht unsere Aufgabe, auf Einzelheiten einzugehen. Aber das Resultat ist bezüglich der biblischen Bücher, daß im ganzen und großen der von der Tradition dargebotene chronologische Rahmen für die altchristliche Litteratur sich bewährt habe. Sogar das Evangelium Johannes wird von Harnack nicht nur demselben Verfasser wie dem der Briefe, sondern auch der Offenbarung zugeschrieben, der ein großer in Ephesus lebender Johannes (nicht später als 110 n. Chr.) gewesen sei. Wenn er nun denselben nicht für den Apostel, sondern für einen sogenannten „Presbyter Johannes" erklärt, so folgt er damit einer Hypothese, welche von anderer Seite bereits so gründlich widerlegt ist, daß es zweifelsohne nicht lange dauern wird, bis sie ihre Rolle gänzlich ausgespielt haben wird.

Nun wollen wir aber aus diesen überraschend „positiven" Resultaten Harnacks keine übertriebenen Hoffnungen entnehmen. Auch mit einer noch so weiten Zurückdatierung der Abfassung der hl. Schriften ist ein Beweis für den christlichen Offenbarungsglauben noch lange nicht geführt. Das Wunder der leiblichen Auferstehung Christi, dieses eigentliche Herz des Christenglaubens, kann niemandem wissenschaftlich aufgezwungen werden. Sonst müßten alle, die sich auf geschichtliche Bezeugungen verstehen, längst davon überzeugt sein. Denn einen handgreiflicheren Beweis dafür, daß in den Zeiten des Konfliktes der jungen Christengemeinde mit dem Judentum in Jerusalem das Grab Jesu leer gewesen ist, kann für ein geschichtliches Ereignis schwerlich geführt werden. Wie ungefährlich wäre Petri Predigt für den hohen Rat gewesen, wenn man imstande gewesen wäre, das Volk einfach in den aller Welt bekannten Garten Josephs zu führen und dort den einbalsamierten Leichnam Jesu zu zeigen. Daß man dies nicht that, daß der Konflikt, der sich ja wesentlich um diesen einen Punkt drehte, durch ganz Asien verbreitet wurde, — ist ein Beweis dafür, daß Jesu Grab leer war. Also zum leeren Grabe kann uns die Wissenschaft führen, — aber nicht zum lebendigen Heiland. Will man einen solchen nicht, so kann man sich immer noch mit dem frommen Betruge jenes „Wohlthäters der Menschheit" helfen (wie Schwall in Bremen sagte), des Jüngers, der den Leichnam Jesu gestohlen habe.

Also auch eine „Bekehrung" zu einer sehr frühen Abfassung der Evangelien braucht noch keine „Bekehrung" zum lebendigen Heiland zu sein. Immerhin sind die Harnackschen Resultate von großer Bedeutung. Sie bezeichnen das definitive Begräbnis der Baurschen Geschichtskonstruktion des apostolischen Zeitalters. Und diejenigen Irrlichter aus dieser Schule, welche künftig trotzdem noch ihr Wesen in der Geschichtswissenschaft treiben werden, erinnern an die Definition Brentanos vom Philister, den er bezeichnet als einen Mann, der tot ist, aber nicht weiß, daß er gestorben ist. Und es ist doch immerhin ein direkter Gewinn auch für das Evangelium, wenn die Fragestellung nur erst einmal richtig gemacht ist. Wie berechtigt war demnach die Ruhe, mit der die gläubige Gemeinde damals dem Wellenschlag der Straußischen und Baurschen Bewegung zusah. Möchte sie auch in unseren Tagen mit gleicher Ruhe dem Schicksale der Novellen und Romane auf dem alttestamentlichen Gebiete entgegensehen.

Noch immer schlägt die christlich-soziale Bewegung im kirchlichen Leben ihre Wellen. Naumann, der doch von der kirchlichen Arbeit wenigstens ausgegangen ist, nimmt allmählich eine Haltung ein, welche seine Erwähnung in einem kirchlichen Bericht nur

noch dadurch rechtfertigen läßt, daß auch die Verwüstungen der Sittlichkeit des öffentlichen Lebens für das kirchliche Leben ein bedeutendes Interesse haben. Als Idealist müßte er doch dafür einstehen, daß eine wirkliche Besserung der sozialen Zustände nur unter gleichzeitiger Versittlichung derselben möglich ist. Sollte er aber wirklich so beschränkt oder verblendet sein, daß er nicht begreift, daß seine jetzige Agitation in Wort und Schrift nur auf eine Vergiftung des Verhaltens der Stände zu einander ausgeht? Ein Evangelium, das sich mit der Aufforderung zum Klassenkampf nicht nur, sondern mit der thätigen Führerschaft in demselben verträgt, ist von dem Evangelium Jesu Christi so verschieden, wie Luthers Predigt von der Thomas Münzers. Auch König Saul war in seiner schönen Jugendzeit vom Geiste Gottes getragen. Aber seine Sünde war, daß er nicht wirken konnte, und wir wissen was für einem Geiste er dann verfiel.

Naumann und seine Genossen wüten jetzt gegen alles, was auf ihre Bestrebungen nicht eingeht. Der erstere sieht sich durch die Pfarrvereine enttäuscht, von denen er gehofft hätte, daß sie sich ihrer unterdrückten Standesgenossen annehmen würden; statt dessen wählten sie vorsichtige Superintendenten zu ihren Vorsitzenden und thäten nur, was von oben gewünscht würde. Eine ganz ungerechtfertigte Behauptung. Und Kötzschke, der Agitator aus Sangerhausen, klagt über den immer offeneren „Rückzug der Geistlichen und anderer Beamten aus der sozialen Bewegung". Wie völlig verkehrt diese Anklage ist, dafür bot erst die Belgarder lutherische Konferenz wieder einen Belag, wo die ganze Konferenz die Thesen des Vortragenden über Weltreich und Gottesreich verwarf, welche im pietistischen oder spiritualistischen oder abstrakten Sinne eine Scheidung zwischen dem öffentlichen Leben und der kirchlichen Thätigkeit vornehmen wollte. Trotz des Eintretens des Herrn Generalsuperintendenten für dieselbe, trotz der warmen und geschickten Verteidigung durch einige Mitglieder, wurden sie gegen nur vier Stimmen abgelehnt. Also die Lutheraner Pommerns wollen sich ihr kirchlich-soziales Wirken nicht verwehren lassen. Aber wenn sie nun dabei besonnen und friedlich auftreten, so heißt das bei Naumann, Kötzschke rc. Feigheit, Menschenfurcht, Zurückziehen u. dgl. Nach ihnen scheint, wer nicht „Radau" macht, kein richtiger Vertreter des Evangeliums der Armen zu sein.

Viel Unmut hat in jenen Kreisen erweckt, daß zuerst der Kirchenvorstand von St. Thomas in Leipzig, dem andere folgten, die Kirche für den Eröffnungsgottesdienst des evangelisch-sozialen Kongresses, der dort in der Pfingstwoche stattfinden soll, nicht bewilligt hat. Derselbe hat sich dabei von der Erwägung leiten lassen, daß sich in der christlich-sozialen Bewegung verschiedene Richtungen bekämpften und eine politisch-agitatorische Thätigkeit entfalteten. Wir können nicht leugnen, daß dies an sich eine berechtigte Erwägung ist. Zweifelhaft aber bleibt, ob sie ausreichte, um die Möglichkeit eines — von wem auch immer — eingerichteten Gottesdienstes zu benehmen, bei dem der treffliche Hofprediger Braun aus Stuttgart die Predigt halten sollte, auf den übrigens paßt, was einst von Richard Stolp galt, der als einsame Größe von dem Protestantenverein als Beweis dafür ausgespielt wurde, daß auch die bibelgläubige Richtung in ihm vertreten sei.

Der kirchlich-soziale Tag in Kassel hat einen sehr gelungenen Verlauf gehabt. Es sind treffliche Reden dort gehalten, bei denen unsere frühere Befürchtung einer zu sehr in das Politische gehenden Haltung nicht eingetroffen ist. Es sind sehr gute Gedanken ausgesprochen und der kühne Versuch ist gemacht, eine gewisse Organisation der Arbeit vorzunehmen durch die Bildung von freien Kommissionen, welche die verschiedenen kirchlichen Aufgaben gegenüber dem öffentlichen Leben, der Presse, der römischen Kirche, den Sekten u. s. w. im Auge zu behalten, Arbeiten auf diesen Gebieten anzuregen und einheitlich zu gestalten haben. Dieser Gedanke unseres Freundes Lic. Weber aus Gladbach kann ein sehr fruchtbarer werden für unser evangelisches Volk. — Auch außer dieser sind eine Anzahl von kirchlichen Frühjahrskonferenzen gewesen, in Gnadau, Belgard, Potsdam rc., welche zeigen, daß diese Einrichtung von freien Besprechungen unter Geistlichen und angeregten Laien keineswegs überlebt ist.

Zum Schluß noch eine Betrachtung allgemeinerer Art. In den „Grenzboten" stand kürzlich ein anonymer Artikel mit der Überschrift: Politik, Geschäft und Religion, der Gedanken aussprach, mit denen ich mich grade in den letzten Wochen viel beschäftigt hatte, so daß ich schon beabsichtigte, sie für die Monatsschrift zu verwerten. Ich knüpfe deshalb gern an jenen Artikel an, der einen Vergleich zieht mit der Stimmung in Deutschland während des letzten und der früheren Türkenkriege. Ich empfand den Umschwung besonders, als ich kürzlich Veranlassung hatte, das Volksblatt für Stadt und Land aus den fünfziger Jahren durchzusehen. Damals war in den christlichen und den konservativen Zeitungen noch eine ideale Auffassung der Dinge zu finden. Kreuz und Halbmond — war der erste Volksblattartikel überschrieben, der über den Ausbruch des Krieges zunächst der Montenegriner gegen die Türken berichtete. Und das blieb der durchgehende Gesichtspunkt. Treffend wies damals immer wieder das Volksblatt auf die Urlüge hin, daß man in dem gottvergessenen 18. Jahrhundert den barbarischen Raubstaat am Bosporus in die Reihe der europäischen Staaten aufgenommen habe. Und so führen auch heute die Grenzboten aus, daß die Türkei ein Staat im eigentlichen Sinne überhaupt nicht sei. Wir müssen gestehen, daß, nachdem grade eben wieder ganz Europa erschreckt worden ist durch die Greuel, die dieser sogenannte Staat direkt durch seine Beamten und Bewaffneten in Armenien hatte ausführen lassen, es gradezu beschämend war, daß nicht die gesamte Presse sich einmütig dafür erhob, daß dieses Nest in Konstantinopel endlich ausgenommen würde, das nur durch europäische Mächte in einer Staatsmaske künstlich erhalten wird, damit sie im Trüben fischen können. Aber daß nicht nur die Börsenzeitungen, sondern auch Organe einer christlichen Politik sich in ihrer Gesamthaltung Griechenland gegenüber fast ausschließlich dadurch bestimmen ließen, daß die Griechen den Leuten, die so dumm gewesen waren, ihre Papiere zu kaufen, keine Zinsen gezahlt, ist ein Belag für die Richtigkeit der Fragestellung der Grenzboten: Politik, Geschäft oder Religion? Die fortgesetzten Bedrückungen der griechischen Bevölkerung in Kreta durch die sogenannte türkische Obrigkeit, die darin ihre Aufgabe sieht, ihren Unterthanen alles abzunehmen, was sie bekommen kann, die dauernde Verweigerung der versprochenen und durch die Mächte „garantierten" Reformen — sind doch nicht ganz zu übersehen. Und wenn Deutschland einem rechtswidrig unterdrückten Bruderstamme auch mit den Waffen zu Hilfe kommt, so ist das nationale Pflicht und Ehre. Wenn aber die Griechen ganz dasselbe auf Kreta thun, so soll es Abenteuerei und freventliches Kriegsspiel sein. Die Mächte aber legen sich ein — „um den Frieden zu erhalten", während jedermann weiß, daß die wesentlichste Kriegsgefahr in Europa mit der Verjagung der Türken aus Europa, Kleinasien und Syrien beseitigt wäre.

Doch ich will hier nicht auf Politik geraten. Es müßte sonst freilich auch auf die trostlosen Zustände des heutigen Griechenlands mit seiner parlamentarischen Regierung und auf die frivole Art eingegangen werden, mit der die Griechen den Krieg begonnen haben, ohne irgendwie vorbereitet zu sein. Ich habe diese Betrachtung nur angestellt, um daran ein Sinken der idealen Interessen unter die Geschäftsrücksichten zu konstatieren, das für das geistige Leben überhaupt und darum auch für das religiös-sittliche nicht ohne Bedeutung ist.

Greifswald, 24. Mai 1897. M. v. Nathusius.

Sozialpolitik.

Auf dem Kongreß in Kassel hat man anscheinend das Kirchliche mehr wie das Soziale betont. Ich bin, was diese Kongresse betrifft, in eine eigentümliche Lage geraten. Im allgemeinen bin ich kein besonderer Freund solcher Versammlungen, sie sind ja gut und notwendig, um weitere Kreise anzuregen; wenn sie sehr günstig verlaufen, so führen sie auch zu einem Meinungsaustausch, sie machen auch vielleicht durch ihre Publicität die öffentliche Meinung

und die Presse auf einzelne Schäden und auf die Mittel zu ihrer Abhülfe aufmerksam. Sie wirken also anregend, aber die eigentliche soziale Arbeit thun sie nicht und können sie nicht thun.

Ich habe mich daher auch von dem evangelisch-sozialen Kongreß fern gehalten, bis mich 1894 der Hofprediger Stöcker aufforderte, einen Vortrag auf demselben zu halten. Damals gehörte Stöcker noch der Konservativen Partei an und war einer ihrer Führer, ja derjenige, der mir auf sozialem Gebiet am nächsten stand. Ich ordnete deshalb meine Meinung der seinigen unter und übernahm für den Erfurter Kongreß ein Referat. Ich fand dort und speziell bei den leitenden Persönlichkeiten des Ausschusses das ernstliche Bestreben vor, allen Parteien gerecht zu werden d. h. jeder eine Aussprache zu gönnen. Es sollte ein Boden geschaffen werden, auf welchem wenigstens die evangelischen Deutschen ihre Meinungen austauschen könnten. Der Kongreß wählte mich in seinen Ausschuß, und ich bin in demselben geblieben auch nach Stöckers Austritt, den ich nicht billigte. Der Ausschuß war nicht zusammenberufen und es war ihm keine Gelegenheit gegeben worden, sich zu äußern. Was verhandelt wurde, trug sich zwischen einzelnen Mitgliedern und Stöcker einerseits und dem Präsidium andererseits zu. Dem Ausschuß wurde die Angelegenheit nicht unterbreitet. Meiner Ansicht nach mußte Stöcker zunächst eine Berufung des Ausschusses verlangen, und wenn dieser sich gegen ihn aussprach, an den Kongreß appellieren, d. h. seine Anhänger auffordern, in großer Zahl nach Stuttgart zu kommen und den Gegnern die Spitze zu bieten.

Es ist nicht zu leugnen, daß nach dem Austritt Stöckers und derer, die ihm folgten, nicht nur die linke Seite auf dem Kongreß wie im Ausschuß die überwiegende Mehrheit bildet, sondern daß die positive Richtung nur noch sehr schwach vertreten ist. Ja, noch mehr, man kann sagen, daß manche Glieder des Ausschusses, wie z. B. Naumann, heute sehr viel weiter links stehen, als zur Zeit der Begründung des Kongresses. Aber das Prinzip des Kongresses, daß er allen evangelischen Richtungen offen stehen soll, ist nicht aufgehoben worden, und deshalb habe ich mich für verpflichtet gehalten, in seinem Ausschuß zu verbleiben.

Stets habe ich es für fehlerhaft erachtet, immer nur im Kreise von Gesinnungsgenossen zu verkehren und mich von anders denkenden abzuschließen. Im Gegenteil habe ich es für geboten erachtet, jede Gelegenheit zu benutzen, um entgegenstehende Meinungen zu bekämpfen, sie nicht unwidersprochen zu lassen. Der Kongreß hat mir Sitz und Stimme im Ausschuß verliehen; das will ich benutzen, um den positiv christlichen Standpunkt nach aller und jeder Richtung hin zu vertreten, und das habe ich nach Stöckers Austritt in einem Schreiben an das Sekretariat ausdrücklich erklärt mit dem Hinzufügen, daß ich kirchlich wie auf jedem andern Gebiet der alleräußersten Rechte angehörte.

Ich weiß sehr wohl, daß dieses mein Verhalten mich manchen Mißverständnissen aussetzt, aber ich halte dennoch an dem Grundsatze fest, daß es viel wichtiger ist, Andersdenkenden gegenüber die eigene Meinung zu vertreten, als im Kreise von Gesinnungsgenossen. Wenn eine konservative oder kirchlich positive Versammlung stattfindet, so ist es verhältnismäßig gleichgültig, wer von den Rednern zu Worte kommt, sie vertreten im Grunde genommen ein und denselben Standpunkt, auf dem auch ihre Zuhörer stehen. Einzelne Gedanken können vertieft, es können von den Grundsätzen die Konsequenzen für das praktische Leben gezogen werden, aber diese Grundsätze stehen von vornherein fest. Ganz anders, wenn man vor einem Kreise von Zuhörern spricht, welche einen ganz anderen Standpunkt einnehmen. Gewiß, es wird in den seltensten Fällen gelingen, sie zu überzeugen, aber ein anderes Moment ist von ungeheurer Wichtigkeit, und dieses ist die Bekämpfung von Vorurteilen. Man kann gut und gern sagen, Vorurteile regieren die Welt, und wenn sie nicht da wären, würde sehr viel mehr Friede herrschen. So heiß der Kampf um die Grundsätze tobt, so häufig will man im Grunde auf praktischem Gebiet doch dasselbe. Wenn nicht jeder dem anderen Tendenzen unterschöbe, die diesem vollständig fern lägen, so würde man in der Bekämpfung der Schäden viel weiter vor-

wärts kommen. Denn darüber, worin die Schäden bestehen und wie man sie bekämpfen muß, herrscht eine viel größere Einheit, als man im allgemeinen annimmt.

Außerdem werden aber auch, wenn in einer Versammlung nur die eine Seite vertreten ist, oft genug Behauptungen aufgestellt, die theoretisch wie praktisch unschwer zu widerlegen sind, denen aber entgegenzutreten im Interesse der Partei sich niemand herbeiläßt.

Auf der anderen Seite kann man aber auch immer von neuem von dem Gegner lernen. Um ihn zu bekämpfen, muß man seine Waffen und seine Kampfesweise studieren; bietet er selbst dazu Gelegenheit, so muß man diese benutzen. Ich habe, wie gesagt, von meinem Standpunkt dem Präsidium des evangelischen Kongresses gegenüber kein Hehl gemacht. Der Kongreß will, das hat er kürzlich wieder betont, allen Männern und Frauen, die auf dem Grunde des Evangeliums stehen, einen Boden zu gemeinsamer Aussprache geben. Diesen Boden habe ich acceptiert, ich nehme ihn aber auch voll und ganz in Anspruch. Aus diesem Grundprinzip geht hervor, daß der evangelisch-soziale Kongreß keine Partei vertritt; die verschiedensten Ansichten sollen sich mit vollkommener Freiheit auf ihn geltend machen können, die Zugehörigkeit zu ihm hat deshalb ebenso wenig Bedeutung, als wenn man der Minorität einer parlamentarischen Körperschaft angehört.

Ganz anders liegen die Verhältnisse mit dem Kongreß in Kassel. Es war den Einberufern desselben nicht gelungen, aus den leitenden Kreisen derjenigen positiv Gesinnten, die sich der christlich-sozialen Partei nicht angeschlossen hatten, Männer zu gewinnen, welche sich dem leitenden Komitee anschlossen. So wurde der Kasseler Kongreß, wenn auch nicht nach der Absicht derer, die ihn veranstalteten, so doch thatsächlich, im Wesentlichen zur christlich-sozialen Parteisache, wenn auch, wie im Eingang bemerkt, mehr auf kirchlichem Boden. Das schließt meiner Ansicht nach eine Teilnahme derer, welche nicht mit den Christlich-Sozialen gehen, sondern bei der konservativen Partei verbleiben wollen, aus. Eine Vereinigung der Christlich-Sozialen und Konservativen auf kirchlichem Boden, nachdem sie sich politisch getrennt haben, wäre wünschenswert gewesen, aber thatsächlich erreicht ist sie nicht.

Aber ich betone noch einmal, daß man solchen großen Versammlungen in unserer Gegenwart viel zu viel Bedeutung beilegt. Sie können, wie ich oben sagte, anregend wirken, aber die eigentliche Arbeit vermögen sie nicht zu thun. Worauf es überall ankommt, ist, der wirklichen Not gegenüberzutreten, ihr unmittelbar ins Auge zu schauen und zu ihrer Abhülfe die eigene Hand zu rühren. Erst wenn das geschieht, kommt das Moment zur Geltung, welches einzig und allein imstande ist, die Not zu überwinden, nämlich die Liebe. Wenn wir die Schäden, unter denen unsere Zeit leidet, mit noch so beredten Worten schildern, wenn wir noch so gründlich über die Mittel zur ihrer Beseitigung beraten und nicht selbst Hand anlegen, so sind wir doch nichts weiter als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle und all unser Thun ist „nichts“ und „nichts nütze“, wie der Apostel 1. Korinther 13 sagt.

Das gilt von unserem ganzen Vereinsleben, wir sammeln Mitglieder und Geldmittel, wir halten Generalversammlungen ab, wir errichten Anstalten aller Art, wir veranstalten Vorträge, Lotterien, Bazare, aber wie wenige unter allen denen, die sich an solchen Werken, welche der Abhilfe der Not dienen sollen, beteiligen, kommen mit den Objekten der Not in wirkliche Berührung. Den Verkehr mit den Notleidenden, das eigentliche Helfen, die direkte Einwirkung überlassen wir unteren Organen, den Vereinsangestellten, den Leitern und Pflegern in den verschiedenen Anstalten, wir selbst werfen kaum einen Blick hinein. Recht drastisch ist dieses Verhältnis zu Tage getreten bei der großen Katastrophe im Wohlthätigkeitsbazar zu Paris. Da kommt die Elite der Gesellschaft zusammen zum guten Zweck, um den Armen zu helfen.

Man müßte meinen, die da kommen, hätten ein edles Herz, welches warm schlägt für alle Not, welches aus jeglicher Not herausreißen will. Da bricht plötzlich die Not

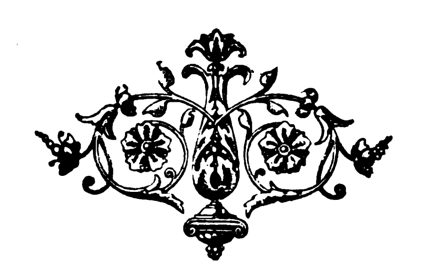
herein in den eigenen Kreis der Helfer, und was geschieht nun? Die Leute mit dem edlen Herzen denken nicht an die Not des Andern. Jeder ist nur auf die eigene Rettung bedacht, Frauen werden von Männern roh zur Seite und in die Flammen zurückgestoßen, damit diese Männer sich selbst retten können. Bräutigam und Braut sind im Saale anwesend, der Bräutigam läßt die Braut im Stich und rettet sich selbst, der Braut gelingt es dennoch unversehrt herauszukommen, jetzt gesellt sich der edle Bräutigam wieder zu ihr, aber mit Recht löst sie die Verlobung. Ein großer Teil der Menschen ist mit dem Portemonnaie auf den Bazar gekommen, aber das Herz hat er zu Hause gelassen, das schlägt nicht für die Not.

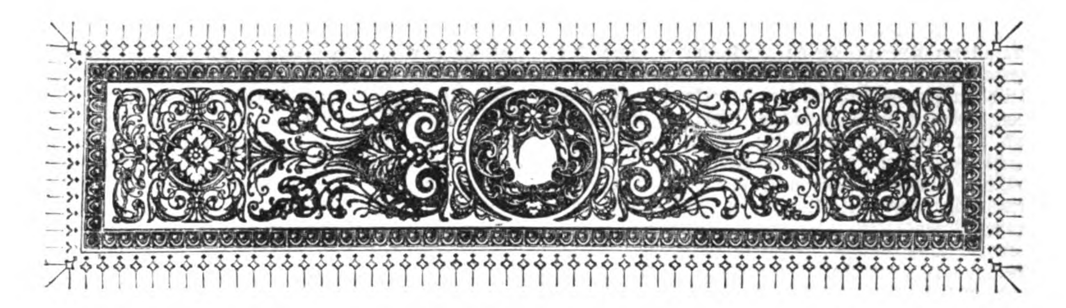
Ebensowenig wie mit dem Gelde können wir mit der Theorie helfen. Was ist Theorie? Verstandesarbeit, aber nicht Arbeit des Herzens. Ein Herz, das warm für die Not schlägt, für die äußere wie für die seelische, konsultiert nicht den Verstand. Auch hier sagt der Apostel: „Wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Gewiß und sicherlich kann zur Abhilfe der Not Einzelkraft nicht Ausreichendes verrichten, es bedarf vereinter Arbeit, und darum bilden wir Vereine auf den Gebieten, wo das Gesetz nichts auszurichten vermag und die freie und freiwillige Liebe ihr Werk thun muß. Aber ein Verein besteht nicht in Statuten, Generalversammlungen, Jahresrechnungen, Vorstandssitzungen über Bauten und Reparaturen, sondern in gemeinsamer Arbeit zur Abhilfe der Not. Viele Menschen gehören vielen Vereinen an, aber ihre ganze Vereinsthätigkeit besteht darin, daß sie einen Beitrag zahlen, wenn die Liste kommt, andere sind Vorstandsmitglieder, nehmen an den Sitzungen teil und sorgen dafür, daß es dem Vereine nicht an Mitteln fehlt. Die allerwenigsten, ja verschwindend wenige thun an der innern Arbeit mit. Hierin liegt das Kriterium. Wir müssen uns alle fragen, auch wenn wir wirklich thätige Vereinsmitglieder sind, wie oft kommst du mit den Objekten der Not unmittelbar zusammen, und wenn wir uns antworten müssen: „selten oder niemals,“ so müssen wir unsere soziale Thätigkeit anders gestalten. Man kann nicht durch einen andern lieben lassen, man muß selbst lieben. Hier giebt es keine Vertretung.

Der größte Fehler ist aber der, wenn wir die sozialen Schäden auf politischem Wege beseitigen wollen, dann sind wir von vornherein verloren, und alle unsere Arbeit ist vergeblich. Wird die soziale Sache erst zur Parteisache, so ist sie aussichtslos. Gerade die Erfahrungen der allerneuesten Zeit lehren, daß diejenigen, welche so vorgehen wollen, immer mehr nach links gedrängt werden. Was hilft es, wenn wir der äußeren Not abhelfen, während die innere bestehen bleibt? Vor Jahren machte einmal eine arme Familie, die ich kannte, und der es an allem fehlte, eine Erbschaft von ein paar Hundert Thalern. Ich suchte sie vergeblich zu bewegen, ihre Schulden zu bezahlen und in solider Weise den fehlenden Hausrat zu ergänzen. Nach einem Jahr war sie weit ärmer als zuvor, denn sie hatte sich in der kurzen Zeit des Wohllebens der Arbeit entwöhnt und empfand den Druck derselben und den Mangel doppelt hart. Nicht die äußeren Mittel, sondern Gottesfurcht, Zucht, Fleiß, Sparsamkeit sind die Quellen des Wohlstandes. Was diese Quellen verstopft, müssen wir beseitigen, christlichen Sinn in das Volk einpflanzen, für gute und gesunde Wohnungen, für eine geregelte und nicht über das Maß ausgedehnte Arbeitszeit als Voraussetzungen eines geordneten Familienlebens Sorge tragen, durch gesunde geistige Nahrung das Volksgemüt kräftigen und stärken, für wirklich gute Volksunterhaltungen sorgen und den vielfachen Versuchungen zur Sittenlosigkeit und Ausschweifungen Dämme entgegenbauen, namentlich die Jugend vor solchen Ausschweifungen bewahren und erziehlich auf sie einzuwirken suchen. So weit uns die Gesetzgebung dabei helfen kann und muß ist es unsere Pflicht, ihre Mithilfe in Anspruch zu nehmen, so weit wir selbst helfen können, müssen wir ohne Rücksicht auf Parteistellung und Konfession selbst Hand ans Werk legen. Aber der Weg, alle diese Einwirkungen mehr oder minder außer Acht und bei Seite zu lassen und den unteren Ständen dadurch helfen zu wollen, daß man Organisationen für sie erdenkt und diese Organisationen mit

politischen Rechten ausstattet, ist nicht nur ein verkehrter, sondern auch ein im höchsten Grade gefährlicher. So lange die Massen Gott und der Sitte entfremdet sind, werden ihnen solche Organisationen nur zum inneren Schaden gereichen und als Waffen zum Umsturz gegen die bestehenden Ordnungen dienen. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, aber sie beweist das soeben Gesagte, daß unter denen, welche in der Praxis selbst thätig an der Bekämpfung unserer Notstände mitarbeiten, die Namen unserer sozialen Theoretiker ganz ausnahmsweise vertreten sind.

Potsdam, 25. Mai 1897. E. von Massow.





Neue Schriften.

1. Politik.

Der Kaiser und die Pastoren. (Dresden, Druckerei Glöß.) 60 S. Pr. Mk. 0,75.

Die Schrift hat eine Anzahl guter Gedanken, die aber, weil ohne zweckentsprechenden Ausdruck und durchsichtige Gruppierung, nicht recht zur Geltung kommen. Sie hat jedenfalls recht mit der Behauptung, daß, wenn man von hoher und höchster Stelle „den evangelischen Pastoren rundweg sagt: die Politik geht euch nichts an, bekümmert euch nur um die Seelen, die Gestalt des protestantischen Pfarrers im öffentlichen Leben mit einem Schlage weit hinter die Figur des katholischen Geistlichen zurückstürzt, denn dieser läßt sich nach den Erfahrungen des Kulturkampfes heute auch in der Auffassung seiner politisch-irdischen Pflichten von keiner weltlichen Macht Schranken auferlegen." „Die absolute Ruhe, mit der die katholische Geistlichkeit das in protestantischen Pastorenkreisen wie eine Granate eingeschlagene Wort vom Unsinn christlich-sozialer Pastoralpolitik aufgenommen hat, und der Gleichmut, mit dem der katholische Klerus seine christlich-sozialen Vorkämpfer nach wie vor in den Reichstag, in deutsche und polnische Vereine und Versammlungen schicken wird, legt den Gedanken nahe, daß wenn die protestantischen Geistlichen sich aus den vordersten Reihen der politischen Kämpfe völlig zurückziehen, dann auch der volkspolitische Primat, den der Protestantismus nun einmal im deutschen Volksbewußtsein besaß, auf den Katholicismus übergehen wird." „Es wäre „friedericianischer" gewesen, nicht die protestantischen Geistlichen abzuhalten, die Sozialdemokratie christlich zu zügeln, sondern vielmehr die Rabbiner auf das Energischste anzuhalten, in ihren Gemeinden den jüdischen Zustrom an finanziellen und rhetorischen Mitteln in die von Juden ins Land gebrachte Sozialdemokratie niederzuhalten." „Eine christliche Politik nach innen und außen wäre zumal heute die allerídealste, wo sich nicht allein die Juden über alles christliche Beiwerk in der Politik lustig machen, sondern auch die polnisch-tartarische Herrenreligion des Antichristen Nietzsche schon eine große Verwüstung im deutschen Gemütsleben angerichtet hat."

Es könnte nach diesen Proben den Anschein haben, als ob der antisemitische Verfasser für volle Aktionsfreiheit der sozialen Pastoren plädiere, aber das ist keineswegs der Fall. Er verteidigt Bismarck gegen Stöcker und Stumm gegen die Naumannianer. Seine Ausführungen über die soziale Frage im Neuen Testamente liest man mit größtem Interesse. Der Verfasser macht den Eindruck eines christgläubigen Denkers, der seine tiefen Gedanken noch nicht in leichtverständliche Ausdrücke kleiden kann und sich durch antisemitische Volkstümelei den klaren Blick in manche Verhältnisse trüben läßt. Aber die Schattenseiten der Schrift können die vielen Lichtseiten nicht verdunkeln. Da sich der Verfasser in erster Linie in einem durchaus aristokratischen Tone an die evangelischen Geistlichen wendet, mögen diese das Büchlein lesen und seine Thesen über die sozialen Pflichten der Pastoren und die Judenfrage, zu der interessante Aktenstücke mitgeteilt werden, einer eingehenden Diskussion unterziehen. Dr. R.

— Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der 16. Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit am 24. und 25. Sept. 1896 in Straßburg i. E. (Schriften d. deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit 28. Heft.) (Leipzig, Duncker und Humblot.) 1896. 156 u. X S.

Stenographische Berichte über Verhandlungen zu lesen, an denen man selber nicht teilgenommen hat, ist im allgemeinen kein Vergnügen und meistens auch kein Gewinn. Wenige große Kongresse sind wirkliche Arbeitsgemeinschaften, und selten steht die Debatte auf der Höhe der Referate. Die Jahresversammlungen des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit gehören an-

erkanntermaßen zu diesen Ausnahmen, und der diesjährige stenographische Bericht ist eine zugleich anregende und belehrende Lektüre. Es sind eben Debatten zwischen sachverständigen, theoretisch und praktisch durchgebildeten, ihrer Aufgabe gewachsenen Männern. Dabei treten die Gegensätze zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen, altdeutscher und reichsländischer Auffassung mit großer Lebendigkeit, aber ohne verletzende Schärfe hervor. Das höchste Interesse weckt die Debatte über das „System der Armenpflege in Altdeutschland und in den Reichslanden", eingeführt von dem geraden, temperamentvollen Dr. Ruland-Colmar. Über die einzelnen Referate (Generalbericht über die Thätigkeit des Vereins in den 15 Jahren seines Bestehens; Fürsorge für arme Schulkinder durch Speisung; Heranziehung von Frauen zur öffentlichen Armenpflege; Handhabung der Bestimmungen betr. Verlust des Wahlrechts bei Empfang öffentlicher Unterstützungen) haben wir je nach ihrem Erscheinen berichtet. Sie erhalten sämtlich durch die Debatten mannigfache Ergänzungen, Erweiterungen und nähere Bestimmungen. Auch das Erheiternde fehlt nicht, so z. B. das Auftreten des bekannten Volksernährers Abraham für seine Kindervolksküchen, welche er „die höchste Ausübung praktischer Humanität" nennt, „die überhaupt je der menschliche Geist erfinnen kann", während die Versammlung sie ziemlich unzweideutig ablehnt, weil Massenspeisungen ohne gründliche Untersuchung des Einzelfalls einen Rückfall in die Almosenpflege vergangener Zeiten bedeuten und nur als Notbehelf zu ertragen sind, bis eine gründliche Reform der Armenpflege ins Werk gesetzt ist. Wi.

— Aus dem Verlage von J. F. Lehmann in München sind uns zugegangen:

1. Ein neuer Reichstag, Deutschlands Rettung. Von Dr. Joh. Unold. 1897. Pr. Mk. 1,—.

2. Deutsche Weltpolitik. Von Prof. Dr. E. Hasse, M. d. R. 1897. Preis Mk. 0,40. (Partien billiger.)

3. Der Kampf um das Deutschtum. Einleitungsheft: Die Weltstellung des Deutschtums von Fr. Bley. 1897. Pr. Mk. 0,80.

Was der Alldeutsche Verband erstrebt, ist bekannt. Seine Hauptziele: Belebung der deutschnationalen Gesinnung, Erhaltung deutscher Art und Sitte in Europa und über See, Zusammenfassung des gesamten Deutschtums auf der ganzen Erde, werden auch in diesen drei Heften in gewandter und sachlich oft zutreffender Weise erläutert und vertreten. Die Berechtigung dieser Bestrebungen erkennen wir vollauf an und sympathisieren mit ihnen im allgemeinen, wenn wir auch über das, was unter deutscher Art und Sitte zu verstehen ist, vielfach anderer Meinung sind. Das bezieht sich namentlich auf die Bedeutung des Christentums für deutsches Wesen, die von dem Alldeutschen Verbande u. E. viel zu ungenügend betont, zum Teil völlig ignoriert wird; ferner auf die Stellung des Verbandes den Juden gegenüber, deren wachsender verderblicher Einfluß mit Stillschweigen übergangen wird. In der ersten der uns vorliegenden Schriften erneuert Dr. Joh. Unold den schon oft unternommenen Versuch, Grundlinien einer anderen und besseren Zusammensetzung des deutschen Reichstages zu geben. Er will das allgemeine, direkte und obligatorische Wahlrecht, ausgeübt nach Berufsgruppen, zur Grundlage des Wahlgesetzes machen und zwar derart, daß in jedem, je 500000 Seelen zählenden Wahlkreise 5 Abgeordnete gewählt werden. Der Reichstag würde sich dann etwa aus 105 Vertretern der Gesamt- und Kulturinteressen, 145 der Landwirtschaft, 140 der Industrie, 90 des Handels und Verkehrs, 45 der sonstigen Berufe (Subalternbeamte u. s. w.) zusammensetzen und beispielsweise in der landwirtschaftlichen Gruppe 35 ländliche Lohnarbeiter, 80 mittlere und kleinere Grundbesitzer und 30 Großgrundbesitzer zählen. Der Verfasser verschweigt nicht, daß vom gegenwärtigen Reichstage, der nach politischen und konfessionellen Parteianschauungen zusammengesetzt ist, der Anstoß zu einer solchen Umänderung des Wahlgesetzes sicher nicht gegeben wird und schiebt deshalb der Reichsregierung die Pflicht zur Vorlegung eines entsprechenden Gesetzentwurfes zu. Daß letzteres schon jetzt geschehen wird, glauben wir nicht. Die Unoldsche Schrift, deren Vorschläge allerdings sehr vereinfacht werden müßten, um ausführbar zu sein, empfehlen wir allen denen angelegentlich, welche mit uns der Ansicht sind, daß die Zusammensetzung des Reichstages infolge des bestehenden Wahlgesetzes für den Ausbau des Reiches und die Stärkung des Deutschtums wenig förderlich und einer Abänderung bedürftig ist; ernst und sachlich gehalten, wird sie auch denen Anregung gewähren, die mit den Einzelheiten nicht durchweg übereinstimmen.

In der zweiten Broschüre: „Deutsche Weltpolitik" zeichnet Professor Hasse mit scharfen Zügen den jetzigen Stand der deutschen Welt- und Handelspolitik, insbesondere auch im Gegensatz zu England, Nordamerika und Rußland. Unter den vielen Gesichtspunkten, die der Verfasser erwähnt, heben wir den Gedanken der Schaffung eines mitteleuropäischen Zollvereins hervor, den er als „die große Aufgabe des jetzt lebenden Geschlechts" bezeichnet und den er auf Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien und Holland, vielleicht auch die Schweiz und Rumänien ausgedehnt sehen möchte.

Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt Fritz Bley in seiner „Weltstellung des Deutschtums". Er will freilich das mitteleuropäische Wirtschaftsgebiet noch größeren Umfang annehmen lassen, sogar Frankreich mit hineinziehen, aber die Hauptsache ist doch auch hier die handelspolitische Einigung aller, die deutsche Sprache redenden Völker im Gegensatz zu dem herrschsüchtigen England. Dieser Kampf gegen das Inselreich wird mit Beredsamkeit und patriotischem Schwung geführt, und die glänzende Sprache täuscht über manche gewaltsame Sprünge und Schlüsse hinweg. Auch wir haben die Schrift, in der der nationale oder wie der Verfasser sagt „völkische" Gedanke thatkräftig verteidigt wird, gern gelesen, ohne daß wir alle seine Ausführungen unterschreiben wollen. Der „völkische" Gedanke steht auch uns hoch, aber wir wollen nicht nur Deutsche, sondern auch Christen sein. Die Rückfälle in germanisches Heidentum, wie der Verfasser sie auf S. 28 auftischt, können unmöglich ernst genommen werden und berühren geradezu komisch. Wer von uns hat wohl, als im

Jahre 1870 bei Metz und Paris der Donner der Geschütze rollte, an „Wuotans Lehre und Trost" gedacht, wenn ihn eine feindliche Kugel traf? Das Kreuz schwebte dann vor unseren Augen, ebenso wie es unseren Vorfahren geleuchtet hat, als sie in die Kreuzzüge und nach dem heidnischen Preußen zogen Mit solchen Erinnerungen an Wuotan und die „Urmären der Wala" ist doch heutzutage wirklich nichts mehr gesagt. Im übrigen aber ist dieses Einleitungsheft recht lesenswert, und wir hoffen, daß die 18 folgenden Hefte über das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen, sowie im Elsaß, den preußischen Ostmarken und Schleswig-Holstein, und auch über die nationalen Vereine in Deutschland und Österreich-Ungarn viel Neues und Belehrendes bringen werden. v. H.

— Wie war's? und was wird werden? Ein Glaubensbekenntnis nebst einigen sozialpolitischen und staatsrechtlichen Forderungen von Dr. K. M. Ehrmann. 2. vermehrte Auflage. (Regensburg, W. Wunderling.) 1897. 134 S. Pr. Mk. 1,60.

Der Verfasser ist einer von den „synthetischen Männern, welche in die wüste Masse des gesammelten Stoffes Ordnung bringen" (S. 89), — Ordnung auf seine Art, etwa nach dem alten Motto: reim' dich oder ich freß dich! So hat er denn in ziemlich desultorischer Weise aus dem, was er auf verschiedenen Gebieten zusammengelesen hat, Naturwissenschaften, Prähistorie, Geschichte, Politik, Philosophie und vor allem — Zeitungen, ein Gebäude von Lehrsätzen hergestellt, das so viel Stilarten zeigt, als es Fenster hat. Er nimmt von einem phantastischen Pantheismus seinen Ausgang und macht einen kleinen Spaziergang durch die Entstehung der Planeten, das Mutterrecht und so weiter und beiläufig die ganze Welt- und Kulturgeschichte, um zu beweisen, daß man zwar das Bestehende respektieren, aber nicht um jeden Preis konservieren muß; und plädiert schließlich für Antisemitismus, berufsständische Gliederung und andere diskutable Vorschläge, ohne irgend etwas gründlich oder auch nur geistreich und anregend zu behandeln. Der Zusatz „2. Auflage" ist ein Rätsel: wer hat wohl die erste so gierig gekauft? Wi.

— C. Wagner, Pastor in Pritzerbe (Mark), Zur Pflege der Sittlichkeit unter der Landbevölkerung. Ein Mahnruf an Eltern, Brautleute und Herrschaften. Leipzig, 1897. H. G. Wallmann. In Kommission der Sittlichkeitskonferenz (A. Dartsch). 59 S. Pr. Mk. 0,75.

Der Verfasser war von dem Direktor der Landwirtschaftlichen Central-Darlehnskasse in Neuwied (Raiffeisen), Dr. Faßbender, aufgefordert worden, für die „Sammlung gemeinverständlicher Aufsätze als Stoffe zu Vorträgen unter der Landbevölkerung" den Kampf wider die geschlechtliche Unsittlichkeit auf dem Lande zu bearbeiten. Indes schien der Gegenstand noch so wenig durchgearbeitet, daß eine summarische Zusammenstellung von Material dem Zwecke nicht genügt hätte. So hat er denn vorgezogen, eine ausführlichere Darlegung gesondert zu veröffentlichen, die den beteiligten Volkskreisen auch direkt in die Hand gegeben werden kann. Dies Verfahren ist um so mehr zu billigen, als der Gegenstand in vielen Fällen besser durch Darbietung von Schriften als durch Vorträge zur Kenntnis der Beteiligten gebracht wird.

In der Einleitung bespricht Wagner die Erscheinungsformen und Ursachen der ländlichen Unsittlichkeit. Als Ursachen will er nicht nur den Einfluß der Städte (Militär, Prostitution), sondern die Veränderung und Umschichtung der gesamten Lebensverhältnisse in Anschlag gebracht wissen. Die ehemalige Gebundenheit hat einer freien Beweglichkeit Platz gemacht und so den großen Mangel an charakterfesten, gereiften Persönlichkeiten zu Tage gebracht, der früher zwar auch vorhanden, aber verdeckt war. Die Aufgabe ist somit nicht die hoffnungslose: das Land von der Stadt abzuschließen, sondern eine zwar schwierige, aber doch in gewissen Grenzen lösbare: es gilt die Landbevölkerung „zu bewußter Sittlichkeit im allgemeinen und damit auch zu persönlicher Sittsamkeit im besonderen, in der Tugend der Keuschheit, zu erziehen." Neben Staat, Kirche und Schule hat hier vornehmlich die Familie eine überaus wichtige Arbeit zu thun, und was vonseiten der Familie geschehen kann, untersucht der Verfasser nun insbesondere. „Nicht Böswilligkeit und Haß gegen das Gute, sondern Mangel an Pflichtbewußtsein und Gewissenhaftigkeit auf der einen Seite, Unkenntnis der wahren Sittlichkeit und oberflächliche Erfassung der sittlichen Lebensaufgabe auf der anderen Seite sind hier die Quellen der Gleichgiltigkeit gegen die Mitarbeit zur Hebung der Sittlichkeit auf dem Lande."

Die Schrift zerfällt in zwei Teile: von der „Gründung der Familie" und von der „Führung des Ehestandes." Im ersten wird u. a. der viel mißbrauchte Grundsatz „jung gefreit hat niemand gereut" sehr energisch bestritten; als Maxime ungleich verständiger ist das englische: Early wedd early dead. Unkeuschheit vor der Ehe, bäurische Geldheiraten, Kranzerschleichungen, elterliche Einwilligung, umsichtige Wahl der Gatten werden kurz und treffend erörtert. Der 2. Teil zerfällt in die Abschnitte: Der Ausbau des Hauses, die Kinderzucht, die Förderung und Bewahrung der heranwachsenden Jugend, die Beschränkung des Kindersegens. Die Lehre („Lektion") jedes Abschnittes wird in einen markanten Sinnspruch zusammengefaßt; die Darstellung ist durch Mitteilung anschaulicher Beispiele belebt; bei der hervorragenden Kenntnis des ganzen Gebietes, welche dem Verfasser als Mitherausgeber der bekannten Enquête eignet, dürfte kaum ein einschlagender Gesichtspunkt übersehen und nicht wenigstens gestreift sein. Die Schrift ist durchaus nüchtern und maßvoll gehalten und ihre Vorschläge sind zum größten Teil wohl ausführbar, wenn es gelingt, die Beteiligten zu interessieren und zu erwärmen. Dazu wird sie selber die beste Handreichung thun bei Gebildeten, auch bei Bauern und sonstigen ländlichen „Honoratioren". Für den eigentlichen Landarbeiter, wie er durchschnittlich ist, dürfte sie freilich zu schwierig sein.

Als Anhang ist ein Flugblatt ähnlich dem für Städter berechneten (Dresdener Verein zur Hebung der Sittlichkeit) beigegeben: „Was kannst du thun zur Pflege der Sittlichleit auf dem Lande?" In der vorliegenden Form scheint es uns nicht recht geeignet zur Massenverbreitung, da es sich gleich-

zeitig an junge Leute, Brautleute, Eltern und Herrschaften richtet, denen gerade auf unserem Gebiete gesondert das Gewissen geschärft werden muß. Es ist mehr eine Zusammenfassung der erörterten Punkte als ein Agitationsmittel. Wi.

2. Kirche.

— Die Seele und ihre Geschichte. Meditationen für das innere Leben von Georg Stosch, Pfr. a. Elisabeth-Krankenhause zu Berlin. (Berlin, Warneck.) 1897. Pr. Mk. 3,—, geb. Mk. 3,50, Lederbd. Mk. 4,—.

Der Verfasser ist ein feinsinniger, sehr begabter und vielseitiger Schriftsteller, vor allem aber ein gläubiger Christ, der fest auf dem Boden des Evangeliums steht. Noch vor kurzem haben wir zwei Bücher von ihm in der A. K. M. anzeigen dürfen: „Die Augenzeugen des Lebens Jesu" (Aprilheft 1896) und „Im fernen Indien" (Dezemberheft 1896), von denen das letztere ohne jede Schwärmerei, aber sehr interessant von der Thätigkeit des Verfassers in Indien als Missionar, überhaupt von dem dortigen Missionswerk berichtet, während das erste seine Anschauungen über die Entstehung der Evangelien bringt. Das uns heute vorliegende, neu erschienene Buch: „Die Seele und ihre Geschichte" bewegt sich auf einem ganz anderen Gebiet, auf religiös-philosophischem, teilt aber mit den „Augenzeugen des Lebens Jesu" die Eigenschaft, daß der Verfasser hier und da Hypothesen aufstellt, für die ein Beweis nicht immer erbracht werden kann, und auf ihnen seine Schlußfolgerungen aufbaut. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß er sich in haltlosen Spekulationen bewegt oder gar den gegebenen Boden der heiligen Schrift verläßt — aber man wird ihm nicht immer beipflichten und manchen Gedanken zweifelnd gegenüberstehen. Auf diese Stosch'schen „Meditationen für das innere Leben" paßt im übrigen ganz besonders das Wort „feinsinnig". Ihren Inhalt geben wir am besten durch die hier folgenden Kapitelüberschriften an: „Der Ursprung der Seele. Die ursprüngliche Herrlichkeit der Seele. Die Verirrung und Verwirrung der Seele. Das Todesgericht über die Seele. Die Verheißung. Die Seele als Erbin. Das Gewissen. Das Gesetz. Der Erlöser der Seele. Der Ruf an die Seele. Die Rechtfertigung der Seele. Die Heiligung der Seele. Speise und Trank der Seele. Die Seele im Heimgang. Die Wartestätte der Seele. Die Vollendung der Seele." Alle diese einzelnen Abschnitte sind Zeugnisse einer innigen und langjährigen Beschäftigung mit der heiligen Schrift. Als besonders anfassend wollen wir die von der Rechtfertigung, der Heiligung und dem Heimgang der Seele handelnden Kapitel bezeichnen. Weniger sympathisch sind uns die beiden Schlußabschnitte; in ihnen ergeht sich der Verfasser in Beschreibungen des Zustandes der Seele nach dem Tode des Menschen, denen wir bei aller Anerkennung der Schönheit der Darstellung mit dem besten Willen nicht folgen können. Wir empfehlen das Buch auf das wärmste: in ihm finden sich viele Gedanken und Ausführungen, die wir unbedingt zu den schönsten und erhebendsten Äußerungen der neueren christlichen Philosophie zählen müssen. v. H.

— Gedanken aus zwei Welten. Von K. Hollensteiner. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1896. Pr. Mk. 2,40.

In dem eigenartigen Buche handelt es sich nicht etwa um die alte und die neue Welt, um Europa und Amerika, sondern um das Leben des Christen in seinen Beziehungen zu Gott und zur Welt. Frühere Werke desselben Verfassers, u. a. „Das Buch der Bücher", „Weltelend und Welterlösung" sind in der Allg. Konf. Monatsschrift schon besprochen, und eine gewisse Kenntnis seiner auf dem Beck'schen Pietismus fußenden Stellung, seines Ernstes und seiner bedeutenden Begabung darf deshalb wohl vorausgesetzt werden. Das vorliegende Buch bringt keine zusammenhängende Darstellung, sondern in zwei Abschnitten Aphorismen, die sich auf die verschiedendsten Fragen der Bibel und des christlichen Lebens beziehen. Im ersten Teil sind es 396 Sätze, die sich meistens direkt an Stellen des Alten und des Neuen Testaments anschließen. Die Stellen selbst sind nicht abgedruckt, sondern der Leser muß seine Bibel aufschlagen, um sie lesen zu können; vielfach sind sie so ausgewählt, daß eine Beziehung auf den Leser möglich ist, wie denn der Verfasser auf S. 105 sagt: „Bei allem, was er liest, nicht bloß beim Lesen der Bibel, fragt der wahre Christ immer in erster Linie: welche Beziehung hat das auf mich?" Trotz der Kürze der einzelnen Erklärungen enthalten sie oft eine überraschende Fülle von Glaubenskraft, Bibelkenntnis und Urteil und eröffnen Perspektiven auf die tiefsten und herrlichsten Wahrheiten der heiligen Schrift. Selbstverständlich ist nicht alles in diesen 396 Aphorismen echtes Gold, aber sie umschließen eine Summe von christlicher Weisheit, wie sie in gleich anfassender und packender Form nicht leicht gefunden werden wird. Im ganzen hält sich der Verfasser in dem ersten Teil von den Tagesfragen fern; wo es doch einmal der Fall ist, geschieht es nach dem Motto (S. 109 Nr. 339): „Theologische Spekulation, abgelöst von der Bibel, was ist sie? Eine Spinne, die alles aus sich selbst herausspinnt. Man bewundert die Kunst. Aber wozu dient sie? Einige Fliegen zu fangen." Die 294 Sätze des zweiten Teiles schließen sich nicht an Bibelstellen an, behandeln vielmehr Fragen mehr weltlichen Inhalts, namentlich das Verhältnis zwischen Mann und Weib, die Stellung der Christen zum Staat und öffentlichen Leben u. s. w. Auch hier findet sich viel Schönes und Eigenartiges, aber auch manches Oberflächliche und Geringwertige; eine Sichtung und vielleicht auch Vervollständigung, nebenbei auch Beseitigung einzelner Wiederholungen könnte bei einer 2. Auflage nichts schaden. Das Buch ist allen Christen, besonders jedem Geistlichen auf das wärmste zu empfehlen. v. H.

— Straßburger Theologische Studien. Herausgegeben von Dr. Albert Ehrhard, Prof. an der Universität Würzburg und Dr. Eugen Müller, Professor am Priesterseminar zu Straßburg. II. Band, 4. Heft. Die Wunder Jesu in ihrem inneren Zusammenhange betrachtet von Florenz Chable, Priester der Diöcese Straßburg. (Straßburg, Agentur von B. Herder.) 1897. 106 S. Pr. Mk. 2,—.

Vorliegende Studie bietet den wesentlichen Inhalt der Inaugural-Dissertation, die Chable der

Würzburger Universität zur Erlangung des theologischen Doktorgrades vorlegte. Derselbe ist 1896 gestorben. Das posthume Werk wird nun von Professor Ehrhard herausgegeben, um „den Namen des Verfassers für die Geschichte der elsässischen Theologen des 19. Jahrhunderts zu erhalten.“ Außer dieser persönlichen Tendenz ist eine wissenschaftliche Förderung der angeschnittenen Fragen nicht ersichtlich. Seine Polemik gegen evangelische Theologen auf Grund von Behauptungen des Pariser Professors Ménégoz ist so thöricht, daß sie eine Erwiderung nicht verdient. Dr. R.

— Eins ist not. Predigten im Dom zu Schwerin gehalten von D. P. Bard, Oberkirchenrat in Schwerin in Meckl. (Schwerin i. Meckl., Verlag von Fr. Bahn.) 1897. 258 S. Preis Mk. 3,50.

Die 22 Predigten heben sich vor vielen anderen Predigtbüchern durch frische, bibelmäßige und volkstümlich-kernige Darstellung zu großer Freude des Recensenten ab. Die Predigt über Luk. 22, 54—62 ist eine Musterleistung, die man gern öfter liest. In der folgenden über das Abendmahl geht er gegen die calvinische und zwinglische Auffassung scharf vor. Man kann dieser Auffassung von Herzen zustimmen, ohne deshalb seine Bedenken gegen die Union zu teilen. Die mecklenburgischen Sonderverhältnisse, die im Königreiche Sachsen, in Hannover und anderen Provinzen Parallelen haben, scheinen die Auffassung des sonst so streng sachlichen und tiefblickenden Verfassers beeinflußt zu haben. Im übrigen können wir nur sagen: Nimm und lies. Du wirst keine Predigt dieser Sammlung ohne reiche Belehrung und Erbauung aus der Hand legen. Dr. R.

— Alexander Vinet. Gedanken und Betrachtungen aus seinen Schriften. Mit einem Vorwort von Arnold Rüegg, Pfarrer und Privatdozent. (Heilbronn, Eugen Salzer.) 1897. 211 S. Pr. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Eine ungenannte Dame hat sich der Mühe unterzogen, dies kleine Buch zusammenzustellen und hat es D. Dryander gewidmet. Nach einem kurzen Überblick über Vinets Leben wird in sieben Abschnitten eine Fülle von längeren und kürzeren Aphorismen aus seinen Werken gegeben. Das Sachregister am Schluß ist sehr erwünscht. Es tritt einem auch aus dem so zerrissenen Stoff doch deutlich und markig die Eigenart der Persönlichkeit dieses großen Theologen entgegen, der für das 19. Jahrhundert ein kirchliches Prinzip in der originellsten Weise vertritt, nämlich das kirchlicher Freiheit und Selbständigkeit. Das ist seine Bedeutung für die Kirche. Als Theolog zeichnet ihn die Weite seines Blickes auch für das natürliche Geistesleben in Philosophie und Litteratur aus. Es ist ungemein anziehend, in dieser kleinen Sammlung zu blättern, aus der ich den ersten und den letzten Satz mitteile. Jener lautet: „Nur die Irrtümer sind gefährlich, die ein gewisses Maß innehalten.“ Dieser: „Unsere Stärke und unsere Pflicht ist es zu hoffen. Gott will, daß wir alles für möglich halten, sogar in unserer gealterten Welt eine Wiederkehr der Herrlichkeit und der Kraft früherer Zeiten.“ M. v. N.

— O Lamm Gottes unschuldig! Passionsbetrachtungen nebst einer Karfreitagspredigt von Ulrich Behm, Domprediger zu Schwerin i. M. (Schwerin i. M., Fr. Bahn.) 1897. 91 S. Pr. Mk. 1,—.

Der Verfasser giebt uns im Vorwort Aufschluß, wie diese Passionsbetrachtungen entstanden sind, es sind nur der Form nach veränderte Predigten, die nun in ihrer Kürze denen etwas bieten sollen, die nicht viel Zeit haben. Einzelne Worte der Leidensgeschichte werden in erwecklicher, herzendringender Weise ausgelegt. Dabei stellt sich der Verfasser gern mit seinen Lesern auf Du und Du und das giebt dem Ganzen schon etwas Frisches und man folgt ihm gern. Zeugnisse von der Macht der Liebe, welche für uns in den Tod ging, sollen diese Blätter sein, und sie sind es auch. Wenn auch ein Bild oder eine Anwendung nicht jedem ganz zusagt, was macht es?! Es geht uns hierbei, wie bei den alten Passionsliedern, die auch manch hartes Wort enthalten. Weil uns der Inhalt mehr wert ist, als die Form, lassen wir uns gern ein etwas fremdes Wort gefallen. Wt.

— Aus dem Amt für das Amt. Kasualreden von Geistlichen der lutherischen Landeskirche Mecklenburg-Schwerins. Herausgegeben von Dr. Theodor Krabbe, Pastor in Hohen-Vicheln. Erstes Heft: Tauf- und Konfirmationsreden. (Schwerin i. M., Fr. Bahn.) 92 S. Pr. Mk. 1,20.

Zahlreich sind die Sammlungen von Kasualreden und jährlich werden sie vermehrt. Von anderen unterscheidet die vorliegende dadurch, daß sie nur Beiträge von Geistlichen der gleichen Landeskirche enthält und dadurch Zeugnis giebt von dem Geist, welcher in derselben lebt. Es sind 19 Taufreden und 6 Konfirmationsreden, alle einmütig in dem Bekenntnis zum Fels unseres Heils. Solche Sammlungen pflegen nur von Geistlichen gekauft zu werden. Der im Amt stehende Geistliche hört meistens nur sich selber reden und bedarf der Anregung. Wer solche sucht, wird hier nicht fehl greifen. Sind auch vielfach spezielle Fälle behandelt, so wird das für den, welcher sich anregen lassen will, nicht hinderlich sein. Wt.

— Christentum und Kultur. Ein orientierender Vortrag von E. Haack, Oberkirchenrat zu Schwerin i. M. (Schwerin, Fr. Bahn.) 1897. 24 S. Pr. Mk. 0,50.

Vor einiger Zeit ist hier ein Band Disselhoffscher Vorträge angezeigt, unter denen der erste das gleiche Thema behandelt, wie der vorliegende. Ein Vergleich zwischen beiden ist interessant. Beide haben dasselbe Ziel: zu zeigen, daß das Christentum der Kultur förderlich ist. „Christentum und Kultur! so heißt es, nicht: Christentum oder Kultur!“ so schließt Haack. Disselhof geht den Weg geschichtlichen Nachweises, während Haack mehr apologetisch-polemisch verfährt, die Bekämpfung moderner Anschauungen sich zur Aufgabe macht. Mit der ihm eigenen Klarheit und Energie hat er die ganze Trostlosigkeit moderner Kulturschwärmerei ans Licht gestellt. Möge mancher sich durch dieses klare und kraftvolle Zeugnis orientieren lassen. Wt.

— **Aus der Schule Melanchthons.** Theologische Disputationen und Promotionen zu Wittenberg in den Jahren 1546—1560. Von D. Dr. **Johannes Haußleiter**, ord. Prof. d. Theol. (Greifswald, J. Abel.) 1897. 163 S.

Es ist die Festschrift der Universität Greifswald zu Melanchthons 400 jährigem Geburtstag und wie es sich für eine solche gebührt, ein hervorragend gelehrtes Werk, für Leute geschrieben, die Sinn und Verständnis haben auch für Einzelheiten der geschichtlichen Forschung. Das Wertvolle an dem Buche besteht — um mit dem Geringsten zu beginnen — in der Fülle von Material über einzelne Persönlichkeiten und ihre Schriften aus den genannten Jahren; ein sorgfältiges Personenregister am Schluß ist dafür wertvoll; mit großem Scharfsinn sind hier mancherlei Kombinationen gemacht, durch welche unsere Kenntnisse der Zeit in dankenswerter Weise vermehrt werden. Weiter werden hier zum erstenmale Mitteilungen aus zwei Handschriften der Rigaer Stadtbibliothek gemacht, die für die Vervollständigung unserer Kenntnisse der Melanchthonschen Thesenreihen von erheblicher Bedeutung sind. Auf Grund dieser und der anderen dafür vorhandenen Quellen wird uns anschaulich und genau der Vorgang der Wittenberger Doktordissertationen und Promotionen beschrieben, und dann werden 19 solcher Akte mit dem wesentlichen Inhalt der Thesen und der darauf folgenden Unterredungen dargestellt. So bietet das Buch einen sehr wichtigen Beitrag zur Entwickelung des Dogmas in jenen verworrenen Zeiten nach Luthers Heimgang. Wie der Verf. es selbst bezeichnet, können wir deutlich die Entwickelung verfolgen, in der die junge evangelische Kirche mehr und mehr den Charakter einer Theologenschule annimmt. Wenn uns die damals alle anderen überragende Bedeutung des Theologen Melanchthons auch hell entgegentritt, so geht nicht minder deutlich daraus hervor, daß es doch seine eigenen Aufstellungen sind, die so manche Mängel der späteren lutherischen Scholastik angebahnt haben. Die bezeichnendste Bemerkung dafür möchte die auf S. 35 über die Fassung des Glaubensbegriffes sein; so auch das S. 8 Gesagte. Doch sei ausdrücklich bemerkt, daß dies nur eine Seite der Sache ist, und daß wir nicht nur Melanchthons Frömmigkeit und liebenswürdige Persönlichkeit, sondern auch seine Schlagfertigkeit und tiefe Gründung in wahrhaft evangelischer Theologie bewundernd erkennen können.

— **Beiträge zur Förderung christlicher Theologie.** Herausgegeben von D. **A. Schlatter**, Prof. in Berlin, und D. **H. Cremer**, Prof. in Greifswald. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Ein neues theologisch-wissenschaftliches Unternehmen, das solche Arbeiten von positiven Theologen aller Richtungen in zwanglosen Heften (von 3—10 Bogen) bringen will, welche sich für das Erscheinen in Buchform nicht so sehr eignen und doch nicht gern in einzelnen Heften von Zeitschriften zerrissen werden möchten. Man kann auf einen ganzen Jahrgang abonnieren, für den aber ein bestimmter Preis noch nicht festgesetzt ist, bis die Herausgeber Erfahrungen gemacht haben, in welcher Stärke dauernd ein solcher Jahrgang in Aussicht genommen werden kann. Zunächst soll in jedem 2. Monat ein Heft erscheinen. Das erste erschien Anfang Januar: D. A. **Schlatter, der Dienst des Christen in der älteren Dogmatik.** Pr. Mk. 1,20. Unter Dienst ist hier die gesamte Bethätigung des Glaubens im Leben zu verstehen, also etwa das Heiligungsleben, die „Arbeit im Reich Gottes", die gesamte Aktivität des Christen als Christen umspannend. Auch Schlatter erkennt die Großartigkeit der Theologie des 17. Jahrhunderts, die darin liegende ernste Arbeit, das systematische Streben und den echt reformatorischen Charakter, willig an. Aber er ist nicht der erste, der die Frage aufwirft, woran es doch liege, daß das System der damaligen Orthodoxie dem Rationalismus, ja schon dem Pietismus gegenüber so widerstandslos war. Er findet den Fehler in einer nicht richtigen Vermittlung der menschlichen Subjektivität mit der objektiven göttlichen Gnadenwirkung, in dem Mangel der Betonung der (von Gott gewirkten) Aktivität des Gläubigen. Mit dem sichtbarsten Mangel beginnt er, der Ablehnung der Missionspflicht, geht dann aber auch das Heiligungsleben, den Glaubensbegriff, den Inspirationsbegriff u. s. w. durch, um überall die gemeinsame Wurzel gewisser theologischer Mängel aufzudecken. Das Buch bietet selbstverständlich keinen Ueberblick über die gesamte damalige Theologie in ihren einzelnen Systemen und führt auch nur an Hauptstellen die Belege an; aber es beabsichtigt auch nur für das Studium der Theologie des 17. Jahrhunderts einen leitenden Gedanken aufzustellen, der natürlich im einzelnen des weiteren dargelegt oder widerlegt werden will. Freunde und Gegner werden den in die Tiefe führenden, lichtvollen, wenn auch nicht immer leichten Erörterungen mit Interesse folgen. — Das 2. Heft der Sammlung bilden: **die christlich-sozialen Ideen der Reformationszeit und ihre Herkunft**, von dem Unterzeichneten. (Preis Mk. 2,40. 167 S.) Ich will hier kurz angeben, was ich darin darzustellen beabsichtigte, indem ich von anderen das Urteil über die Ausführung erwarte. Wir sehen in der Reformation Luther im Kampf nicht nur mit der römischen Kirche, sondern auch mit Männern, die einst seine Mitarbeiter waren nnd es teilweise auch sein wollten. Bei ihnen finden wir Gedanken an eine soziale Reform, welche von der Grundauffassung bestimmt werden, daß das Evangelium auch für die äußere Ordnung der Gesellschaft bestimmte Forderungen bringe. Dadurch kam es, daß sie alle äußeren Unruhen und gewaltsamen Veränderungen d. h. direkt erregten d. h. veranlaßten. Wie verhält sich diese Grundrichtung zu Luthers Evangelium? Die Antwort, die ich historisch zu belegen gesucht habe, ist die: sie ist die Folge der nicht überwundenen mittelalterlichen Theologie, der nicht richtig verstandenen Predigt Luthers von der Freiheit. Das Evangelium Luthers war nicht die Ursache, sondern das einzige Heilmittel für solche christlich-soziale Verirrungen und Schwärmereien. Die Schrift zerfällt in zwei Teile, I. die vorreformatorischen Wurzeln. Hier sind zwei Strömungen zu unterscheiden: 1) die religiöse Bewegung; das Hauptsächlichste der mittelalterlichen Sektengeschichte wird hier unter bestimmte Gesichtspunkte gebracht („Verfolgung des Christentums durch die Kirche" — aber doch verzerrter Charakter des sektenhaften Christentums), 2) die freiheitliche Bewegung; hier wird dem Freiheits-

begriff im Mittelalter nachgespürt und seinen Verderbnissen, — Geschichte der kommunistischen Ideen im Mittelalter. II. Das Zeitalter der Reformation; hier wird Luthers Freiheitslehre selbst beschrieben und dann eine pietistisch-puritanische Richtung unter den Evangelischen, die sich in Luther nicht finden konnten; weiter Karlstadt, Joh. Eberlin, Jakob Strauß, Thomas Münzer und die Bauernkriege. Am Schluß habe ich darauf hingewiesen, daß die früher an anderem Orte von mir gezogene Parallele zwischen den heutigen sogenannten Jungen auf christlich-sozialem Gebiet mit den Bewegungsmännern der damaligen Zeit durch die Untersuchung vollauf bestätigt erscheint. Jede Abschwächung des Christentums durch die Theologie nach der Seite der Verweltlichung hin muß zu sozialen Verirrungen führen.

— Askese und Mönchtum. Zweite, gänzlich neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage der „Kritischen Geschichte der Askese" von Dr. O. Zöckler, ord. Prof. d. Theol. und Konf.-Rat. (Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer.) 1897. 1. Band. 322 S.

Zöcklers Geschichte der Askese ist vor 30 Jahren erschienen und füllte damals eine große Lücke aus. Da sie jetzt neu erscheinen sollte, mußte eine ganz neue Bearbeitung daraus werden, d. h. um der vielen neuen Forschungen und Entdeckungen wegen, die zu berücksichtigen waren, und zwar sowohl auf allgemein religionsgeschichtlichem wie dem besonderen kirchengeschichtlichen Gebiet (man denke an die „Lehre der 12 Apostel"), d. h. wegen der höheren Anforderungen, welche an die Systematik des Werkes gegenwärtig zu stellen waren. Während in der früheren Bearbeitung hauptsächlich eine geschichtliche Darstellung der einzelnen Fastenübungen gegeben war, wodurch die einzelnen Partien nicht genügend in das Licht der Zeitgeschichte gesetzt wurden, sind jetzt die kirchengeschichtlichen Perioden als die Hauptteilungsfaktoren eingetreten, so daß die einzelnen Übungen und Richtungen mehr aus dem Charakter der ganzen Zeit sich erklären. Der vorliegende 1. Band beschreibt die vor- und außerchristliche Askese; dann die Individual-Askese der ersten Jahrhunderte, die Anfänge des Mönchtums (Sozial-Askese) und das vollendete Mönchtum des Orients. — Eine fast unübersehbare Fülle des Materials wird in leicht verständlicher und ansprechender Weise anschaulich vorgeführt. Es kam selbstverständlich nicht darauf an, eine systematische oder dogmatische Begründung der Verirrungen des asketischen Wesens in den verschiedenen Epochen zu geben; der Historiker durfte sich hier mit gelegentlichen Andeutungen begnügen. Aber er hat ein Werk geliefert, das jedem, der sich mit den einschlägigen Fragen der Ethik und Dogmatik beschäftigt, eine fast unerschöpfliche Fundgrube historischer Exemplifikationen liefert. Wir sehen dem 2. Bande, der das asketische Leben des Abendlandes vom Mittelalter an bringen wird, mit lebhaftem Interesse entgegen. D. Martin von Nathusius.

— Das Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft. Antrittsvorlesung an der Universität Halle-Wittenberg von Gustav Warneck, Professor und Doktor der Theologie. (Berlin, Verlag von Martin Warneck.) 1897. 22 S. Preis Mk. 0,50.

Nach dem „Deutschen Universitätskalender" von Dr. Ascherson wurden im Jahre 1890 nur an drei Hochschulen Vorlesungen über Mission gehalten, in Berlin von Professor Dr. Plath, in Jena von Professor D. Nippold und in Königsberg von Professor D. Jakoby. Einen besonderen Lehrstuhl für Missionskunde gab es überhaupt nicht. Die erste Professur für Missionskunde ist dem bisherigen Pfarrer von Rothenschirmbach, dem weithin bekannten, bahnbrechenden Schriftsteller für Missionswesen, übertragen und zwar in Halle-Wittenberg, wo vor $2^1/_2$ Jahrhundert Professor August Hermann Francke für die Heidenmission vorbildlich gewirkt hat. Die erste Vorlesung des ersten Inhabers eines Lehrstuhls für die in den theologischen Wissenschaftsorganismus als berechtigte Disziplin eingegliederte Missionskunde werden die Missionsfreunde, die das Interesse für Mission an den Hochschulen so wenig und auch dann nur nebenbei, ausgenommen Berlin, wo der verdiente Missionsschriftsteller D. Plath jahraus jahrein Vorlesungen über Mission hielt, gefördert sahen, nicht ohne dankbare Freude lesen können. Warneck begründet in dieser Antrittsvorlesung das theologische Bürgerrecht der Mission 1. prinzipiell durch die organische Verwachsung des Missionsgedankens mit dem Grundwesen des Christentums; 2. durch den umfassenden Inhalt der Missionskunde, der einer wissenschaftlichen Behandlung harrt und 3. durch das praktische Bedürfnis der Ausrüstung der studierenden Jugend zu einer segensvollen Mitarbeit an dem Werke der Mission daheim und draußen. Das kleine Schriftchen verdient die weiteste Verbreitung, weil es in schöner abgerundeter Form in die Kerngedanken und Ergebnisse der bisherigen Missionsarbeiten Warnecks einführt. Ob nun der von anderen geäußerte Wunsch, auch an anderen Hochschulen Lehrstühle für Missionskunde errichtet zu sehen, sich erfüllt, muß die Zukunft lehren. Die ungeheueren Schwierigkeiten, die schon an und für sich in der Mission und dann vor allem in den Personen liegen, haben lange Zeit hindurch die Theologen zu allem Verzichte auf erfolgreiche Beackerung dieses Gebietes geführt und zu der Vorstellung verleitet, für das Werk der Heidenbekehrung seien nur Apostel befähigt. Da wir nun keine Apostel sind, so müsse wohl nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse die Mission der apostolischen Zeit genügen. Nicht ein engherziger Dogmatismus, sondern die Schwierigkeiten, die in der Sache liegen, und die ungünstigen Zeitverhältnisse, welche alle Arbeit auf den Ausbau und die Beschützung der Landeskirche gegenüber römischen und anderen Feinden konzentrierten, haben zu jener sonderbaren Anschauung in der Zeit während und nach der Reformationszeit geführt. Gott sei Dank, daß diese Zeit schon längst vorüber ist, und daß die Mission das Bürgerrecht im Organismus der theologischen Wissenschaft erlangt hat, um die deutsche Universität zu einer Bildungsstätte für solche Arbeiten Gottes gestalten zu können, welche sein Reich unter Heiden bauen wollen. Dr. R.

3. Schule und Erziehung.

— Wilhelm Zoellner, Überblick über die Entwicklung Deutschlands im Mittelalter. Nebst einem Anhang über die außerdeutschen Staaten

Europas. Ein Hilfs- und Handbuch für Schule und Leben. (Leipzig, Dürr.) 1897. 195 S.

In gedrängter Darstellung entwirft Verfasser ein zusammenhängendes Bild der Entwicklung Deutschlands im Mittelalter. Durch geschickte Einteilung in die wichtigsten Abschnitte und Angabe der Unterabteilungen im Text hat er das Ganze sehr übersichtlich gestaltet. Eine Zeittafel, ein Sachregister und eine kurze Inhaltsangabe am Schlusse erleichtern die Benutzung des vortrefflichen Buches. Es soll, wie der Verfasser in der Einleitung angiebt, dem Lehrer, dem Schüler und dem Leben dienen. Wie mir scheint, dürfte aber das Buch vorwiegend nur für den Lehrer zu gebrauchen sein. Selbst für das Verständnis eines gereifteren Schülers bietet es zu viel Schwierigkeiten, und seiner Benutzung im Leben stehen zwei Momente im Wege: erstlich setzt es eine sichere Kenntnis der politischen Geschichte voraus und ein Verständnis geschichtlich-technischer Ausdrücke und zweitens bietet es nur einen Teil der Entwicklung, nämlich im Mittelalter. Sollte Verfasser auch in derselben Weise bald die Neuzeit bearbeiten, dann dürfte sich das Buch doch noch viele Freunde im Leben erwerben. C. E.

— Dr. H. Schiller, Geh. Oberschulrat und Professor a. d. Universität Gießen, und Dr. Th. Zieten, Prof. a. d. Universität Jena, Sammlung v. Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie u. Physiologie. Jährlich 6—8 Hefte zu 3—5 Bogen (zusammen mindestens 30 Bogen), Subskriptionspreis Mk. 7,50. (Einzelne Hefte mit entsprechend erhöhtem Preise.) Bereits erschienen: 1. Band 1. Heft von G.-R. Dr. Schiller: „Der Stundenplan. Ein Kapitel aus der pädagogischen Psychologie und Physiologie." (Berlin, Reuther und Reichard.) Pr. Mk. 1,50.

Schon die Namen der beiden Herausgeber verbürgen dem Leser, daß wir es hier mit einer hochbedeutsamen Erscheinung zu thun haben. In Verbindung mit hervorragenden Fachgenossen, Schulmännern, Ärzten und gebildeten Laien sollen die wichtigsten Beobachtungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Psychologie, besonders der physiologischen Psychologie und die Ergebnisse derselben für die Pädagogik in zusammenhängenden Abhandlungen mitgeteilt werden. Die Namen derer, die bereits ihre Mitarbeit zugesagt haben, bürgen ebenfalls für die Vorzüglichkeit dessen, was wir zu erwarten haben.

Wer mit Aufmerksamkeit die einzelnen Schüler und ihre Entwicklung verfolgt, wird stets gefühlt haben, wie wenig wir noch wissen und beobachtet haben von der Einwirkung körperlicher Entwicklung und Thätigkeit auf geistige und seelische und umgekehrt. Mit Freude muß daher jeder Lehrer, besonders der Erzieher diese neuen Forschungen in einem noch fast unerschlossenen Land begrüßen. Unzweifelhaft werden diese schwierigen Forschungen auf dem geistigen Gebiete, soweit sie rein wissenschaftliche Thätigkeit betreffen, ihre segensreichen Früchte tragen, weit mehr noch auf dem bisher am meisten vernachlässigten seelischen. Nicht allein die Schule, sondern auch das häusliche Leben wird in allen seinen Erscheinungen davon beeinflußt werden.

Von Arbeiten, die bereits in Aussicht gestellt sind, seien nur genannt:

Über Gedächtnis und Aufmerksamkeit,
Über die Methode der psychologischen Beobachtung,
Die Fehler des Kindes, die Ermüdung und Erholung in der Schule u. a.

Das erste Heft, welches den Stundenplan behandelt, ist das beste, was wir bis jetzt auf diesem Gebiete besitzen. Den Mittelpunkt bilden die Ermüdungserscheinungen, dabei werden aber noch andere wichtige Fragen des Unterrichts in den Kreis der Betrachtung gezogen. Den kurzen Gedankengang oder einzelne Stellen anzugeben, sträubt sich die Feder, da sich unbeschädigt der geistvollen Darlegung nichts losreißen läßt.

Den Schluß bilden bestimmte Vorschläge betreffs einer zweckmäßigen Neugestaltung des Stundenplans.

Die Schrift darf in keiner Bibliothek fehlen und von keinem Lehrer und Erzieher unbeachtet bleiben. C. E.

— Melanchthon als Schulmann. Rede von Professor D. W. Bornemann. (Magdeburg, Creutz.) 1897.

Mit einer wohl nicht unberechtigten Scheu nahm ich das 26 Seiten umfassende Büchlein in die Hand; denn so manche gedruckte Rede wäre besser ungedruckt geblieben. Aber von Seite zu Seite fesselte mich das Bild des vielleicht bedeutendsten Schulmannes, den wir Deutschen besessen haben, immer mehr. Und als ich die äußerst liebliche Schilderung von Melanchthons persönlicher Stellung zum Lehrerberufe las, that es mir leid, daß ich dem Schlusse nahe war.

Dies Schriftchen wird nicht nur dem Liebhaber großer Gestalten, sondern auch, und vor allem, dem Lehrer eine ihn stets erquickende Lektüre bieten. Die Darstellung des Verfassers erstreckt sich auf zwei Punkte:

1. Melanchthons Bedeutung für das Schulwesen.
2. Seine persönliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik.

Beide Teile sind mit eingehender Sachkenntnis und mit einer wohlthuenden Wärme behandelt. Was noch besonders zu rühmen bleibt, ist die klare und einfache, aber tiefe Sprache. Möchte das Büchlein, das unter der Fülle von Schriften über Melanchthon eine der ersten Stellen einnimmt, noch vielen Lesern solche Erquickung bereiten, wie mir. C. E.

4. Geschichte.

— Die Buren und Jamesons Einfall in Transvaal. Auf Grund der Quellen dargestellt von N. J. Hofmeyer in Pretoria (Transvaal). (Bremen, C. Ed. Müller.) 1897.

Wie außerordentlich gefahrdrohend zur Zeit die Haltung Englands den Buren-Republiken Süd-Afrikas gegenüber ist, geht sowohl aus dem Abschluß des Schutz- und Trutzbündnisses zwischen dem Transvaal und dem Oranje-Freistaat hervor, wie auch aus der am 3. Mai bei Eröffnung des Volksraads in Pretoria gefallenen Äußerung des klar denkenden und vorsichtigen Präsidenten Krüger, daß er den politischen Horizont nicht für unbe-

wölkt ansehen könne, aber trotzdem frohgemut und furchtlos in die Zukunft blicke, voll Vertrauen auf die gerechte Sache der Republik. Die englische Regierung arbeitet, vorläufig mit Worten und der Macht des Geldes, gegen die Unabhängigkeit der Burenrepubliken, während in Süd-Afrika selbst die South-African-League die gleichen Ziele verfolgt. Mit welcher Schamlosigkeit dies geschieht, hat die „Untersuchung“ gegen Rhodes in London schon ziemlich ausreichend gezeigt, aber auch das vorliegende Buch entrollt ein Bild der englischen Machenschaften, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der Verfasser (nicht zu verwechseln mit Jan Hofmeyer, dem Leiter des Afrikaner-Bundes) ist selbst ein Sohn des Landes und schreibt selbstverständlich die Geschichte seines Volkes vom Burenstandpunkt aus, mit nicht unterdrücktem Haß gegen die Engländer, aber doch mit anerkennenswertem Streben nach Unparteilichkeit. Der immer wiederkehrende Refrain seiner Darstellungen ist: Die Buren wollen frei sein und bleiben! Aber er würdigt die schwere Gefahr, die ihnen nicht nur von außen, sondern vor allem von den im Land selbst wohnenden Engländern, der Hauptmasse der „Uitlanders“ droht, und er setzt deshalb jenem Satz hinzu: „Nur im Fall der äußersten Not würde der Bure die eiserne Faust des Deutschen ergreifen, um den gemeinschaftlichen Feind zu zerschmettern; nicht auf Kosten jedoch, sondern zur Erhaltung seiner Freiheit.“ Die Frische und der patriotische Schwung des Buches berühren angenehm; ganz besonders kommen sie zum Ausdruck in den Kapiteln über den „Freiheitssinn“ und „Tapferkeit der Buren“, dann in den Abschnitten, welche den ruchlosen Einfall Jamesons in das Transvaalgebiet darstellen. Was der Verfasser über die englische Politik sagt, ist im ganzen zutreffend; auch die dem Jamesonschen Raubzuge voraufgehenden Umtriebe und die Verschwörung in Johannesburg sind richtig und klar geschildert. Über das Verhältnis der Buren zu den farbigen Eingeborenen, den Kaffern macht der Verfasser nur wenige vereinzelte Andeutungen, aber man fühlt aus ihnen heraus, daß er die geringe Meinung seiner Landsleute über die unterworfene Urbevölkerung teilt; der holländische Bure sieht und will in den Kaffern nicht mehr sehen wie ein weit unter ihm stehendes Geschöpf, ein vom Teufel geschaffenes Wesen (schepsel). Abgesehen von dieser durchaus verwerflichen Auffassung sind die Buren unserer Sympathie sicher, ihre Sache ist in Süd-Afrika in gewisser Weise die unsere, und das Hofmeyersche Buch kann dazu dienen, in Deutschland dieser Sache Anhänger und Freunde zu erwerben. Eine Reihe guter Bilder, namentlich Portraits hervorragender Buren, an ihrer Spitze Präsident Paul Krüger, schmückt das Buch, eine Karte der Transvaal-Republik und Skizzen des Jamesonschen Zuges erleichtern das Lesen. Das Buch ist zur rechten Zeit erschienen und verdient gelesen zu werden. v. H.

— Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters v. Emil Michael ordentl. J. S. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck. 1. Band. 1. Buch. Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des 13. Jahrhunderts. (Freiburg, Herder.) 1897. 344 S. Pr. Mk. 5,—.

Auf wissenschaftlichem Gebiet wird neuerdings von katholischer Seite recht Gutes geleistet; wir hatten Gelegenheit auf sozialem Felde die Arbeiten von Pesch, Cathrein, Lehmkuhl u. a., auf kulturgeschichtlichem die Gruppsche Kulturgeschichte des Mittelalters anerkennend hervorzuheben. Ähnlich wie Grupp behandelt auch Professor Michael in dem vorliegenden Werke den Zeitraum, welcher vor der von Janssen dargestellten Epoche liegt, also den letzten Teil des Mittelalters, beschränkt sich aber im Gegensatz zu Grupp auf Deutschland. Er widmet sein Werk dem Andenken Johannes Janssens und deutet damit wohl an, daß er in den Spuren dieses großen Geschichtsverdrehers- und -fälschers wandeln will. Glücklicherweise merkt man in diesem ersten Band hiervon nicht allzuviel, und niemand braucht sich durch die Widmung vom Lesen des Buches abhalten zu lassen; der Verfasser ist augenscheinlich bestrebt objektiv zu verfahren und nicht, wie sein Vorbild, Geschichte hocheigenhändig zu fabrizieren und umzukochen. Das Buch folgt in seiner Anlage dem Zuge der Zeit, indem es den Forschungen auf wirtschaftlichem Gebiet große Bedeutung beilegt und aus ihnen heraus das Bild der Zeit formt, eine Richtung, die in Lamprecht, Schmoller, Ehrenberg ihre sehr bedeutenden Vertreter findet. Am meisten scheint Schmoller auf den Verfasser gewirkt zu haben, und er stellt der Vorrede seines Buches einige Sätze aus einem Werke des Berliner Nationalökonomen vorauf, in denen dieser die wirtschaftliche Bewegung in Deutschland während des 13. Jahrhunderts als „eine Revolution bezeichnet, größer als jede spätere, die das deutsche Volk seither erlebt hat.“ Das Michaelsche Werk ist denn auch eine katholisch abgestimmte Ausführung des Schmollerschen Gedankens, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Frage in Deutschland, die ja heute ähnlich wie im 13. und 16. Jahrhundert der Angelpunkt der inneren Politik ist. Auf Grund eines sehr umfangreichen Quellenmaterials, mit hervorragender Gelehrsamkeit und bedeutendem schriftstellerischem Geschick schildert der Verfasser die Verhältnisse der Landwirtschaft und der Bauern, die Besiedelung des Ostens, die Städte, das Rittertum, Verfassung und Recht. Natürlich geschieht das in dem Sinne, daß die Bedeutung des Papsttums und der Kirche für die Entwicklung des ganzen sich zu so glänzender Blüte entfaltenden Lebens in Deutschland in das gehörige Licht gestellt wird, und darin liegt denn auch das mit Janssen diesem Werk Gemeinsame: das Bestreben, die Zustände vor der Reformation in möglichst glänzende Beleuchtung zu stellen, um dann die Reformation als Vernichter und Zerstörer möglichst gründlich verurteilen zu können. Für den von Michael hier behandelten Zeitraum, des 13. Jahrhunderts läßt sich gegen die günstige Beurteilung der Kirche als civilisatorisch wirkender Macht freilich nichts einwenden. Es würde ganz falsch sein, die großartige Thätigkeit der Mönchsorden, namentlich auch der Cisterzienser auf wirtschaftlichem und erziehlichem Gebiet nicht voll anzuerkennen oder die Kolonisationsarbeit der doch von der Kirche stark beeinflußten Ritterorden im Osten nicht zu würdigen; man muß hier mit Michael durchaus überein-

stimmen, und selbst der wärmste Verfechter der Ansicht, daß das Mittelalter eine finstere, barbarische Zeit gewesen sei, wird sich seiner zwingenden, zugleich maßvollen Beweisführung nicht verschließen können. Auch die Darstellung läßt nichts zu wünschen übrig und wird dem Genuß bereiten, der sich überhaupt mit der modernen Art und Weise, Geschichte zu schreiben, befreunden kann. Lernen kann man jedenfalls sehr viel aus dem Buche. Hier und da kommt natürlich der höfliche, sich rechts und links verbeugende Jesuit zu Tage, so z. B. im Schlußwort dieses Bandes, wo Prof. Michael S. J. sich den schönen Satz leistet: „Es giebt keine Macht, welche die Bestrebungen Einzelner wie ganzer Völker, sofern durch dieselben das Sittengesetz nicht verletzt wurde, hochherziger geduldet und wirksamster gefördert hätte, als die konservativste und zugleich im edelsten Sinne des Wortes freisinnigste Macht auf Erden, die Kirche und in ihr das Papsttum.“ Sehr schön gesagt, aber wahr ist es leider nicht. Solche Tiraden sind aber nicht häufig. Seitenhiebe auf heutige Verhältnisse sind im ganzen glücklich vermieden. Im zweiten Buch sollen die religiös-sittlichen Zustände, Erziehung und Unterricht, Wissenschaft und Mystik, im dritten die deutsche Kunst des 13. Jahrhunderts behandelt werden. Ein Urteil über das ganze, auf 6—7 Bände berechnete Werk kann selbstverständlich erst nach seiner Vollendung gegeben werden; aber nach dem sehr günstigen Eindruck des hier besprochenen ersten Buches darf man vielleicht hoffen, daß der Verfasser auch in den folgenden, namentlich im zweiten Buche, die für den Geschichtschreiber in erster Reihe erforderliche Unparteilichkeit zeigen wird. v. H.

— König Wilhelm auf seinem Kriegszuge in Frankreich 1870. Von Mainz bis Sedan. Zum 22. März 1897. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. Nebst Plänen der Schlachtfelder bei Metz und Sedan. (Berlin, E. S. Mittler und Sohn.) 1897. (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. XIX).

Wo ganz Deutschland sich beeiferte, in irgend einer Weise den Manen unseres großen Heldenkaisers zu huldigen, da durfte auch der Generalstab mit einer litterarischen Gabe nicht fehlen. — Und wir freuen uns, bezeugen zu können, daß dieselbe in Art der Wahl und der Durchführung der hohen Bestimmung trefflich entspricht.

In ähnlicher Weise, wie General von Verdy das Leben im großen Hauptquartier geschildert hat, eine Schilderung, welche uns gewissermaßen das innere Leben der Arbeitsstätte jener hohen Geister und festen Charaktere erschließt, als deren Ergebnis wir die Entschlüsse kennen, welche zu den glorreichen Siegen der Jahre 1870/71 führten, wird uns hier das Bild des Kaisers, wie es sich in dem alltäglichen Leben und Wirken darstellt, gezeichnet. — Nicht auf den Staub der Akten, sondern auf bereits veröffentlichte und zahlreiche noch nicht bekannte Berichte von Augenzeugen, welche dem Kaiser nahe standen oder ihn — wie z. B. der damalige Kommandeur der Stabswache, jetzige General der Kavallerie von Albedyll II. — bei jedem Ritte und jeder Fahrt begleiten durften, ist die Festschrift aufgebaut. — Es würde zu weit führen, tiefer auf den Inhalt der kleinen aber bedeutsamen Schrift einzugehen. Wir möchten es uns aber nicht versagen, zum Schluß die Gesichtspunkte wiederzugeben, unter welchen die Teilnahme des Kaisers am Feldzuge betrachtet werden muß, um zu verstehen, was der greise Herrscher und Feldherr für sein Volk geleistet hat. — „Es war der dritte Krieg, in den der König ziehen mußte, seit er die Krone trug: Er, dessen anerkannte Friedfertigkeit und menschlich schöne Größe allein genügen konnte, um Europa zu überzeugen, daß die Herausforderung nicht auf preußischer Seite lag. Im 74. Lebensjahre, in einem Alter, in dem andere nur noch müde Pilger sind, stand der Herrscher, der sich entschloß, nochmals die Mühen und Beschwerden des Feldlebens auf sich zu nehmen. . . . . .“ Auch für einen König ist — die Schrift beweist es auf jeder Seite — die Mühsal des Kriegslebens immer noch größer, als man aus der Ferne gesehen glaubt; und wenn auch manche Tage vergehen, an denen die körperlichen Anstrengungen nur unbedeutend sind, so hören die geistigen Aufregungen doch nie auf. Der Soldat mit dem Tornister auf dem Rücken hat nicht das zu leisten wie der höhere Führer, für den die geistige Arbeit nicht nur mit der körperlichen Anstrengung verbunden, sondern gerade erst dann zu beginnen pflegt, wenn der Körper durch die letztere ermattet ist. Die furchtbare Verantwortung aber, welche Tag und Nacht auf der Seele lastet, hat für den Feldherrn niemals eine Unterbrechung erlitten. In welcher hohen, durch aufrichtige Frömmigkeit gefesteten Weise Kaiser Wilhelm diesen Pflichten nachkam, lehrt die kleine Schrift, welche wir daher unseren Lesern warm empfehlen können. v. Z.

— Geschichte des Infanterie-Regiments von Courbière (2. Pos.) Nr. 19. Im Auftrage des Regiments geschrieben von Arnold, Major, und von Kalckstein, Hauptmann. (Berlin, E. S. Mittler und Sohn.) 1896.

Das 19. Regiment hat bereits eine Geschichte für die Zeit seiner ersten 50 Jahre, bis 1863, welche über seine Teilnahme an den Freiheitskriegen und lange Friedensjahre berichtet; an dieses Buch schließt sich die vorliegende Arbeit an. Im Jahre 1863 stand das Regiment in Luxemburg, wohin es aus Schlesien vor wenigen Jahren marschiert war, um den polnischen Ersatz von dem damals im Aufstande befindlichen Russisch-Polen zu entfernen. Schon 1864 wurde das Regiment mit zwei Bataillonen und dem Stabe nach Coblenz, mit einem Bataillon nach Cöln versetzt, machte von hier aus den Mainfeldzug mit, lag dann von 1867—1870 in Mainz in Garnison, beteiligte sich vor Metz und in Nordfrankreich am deutsch-französischen Kriege und kam 1871 nach Görlitz, Jauer und Hirschberg. Zur Zeit garnisoniert es in den beiden ersten Orten. Das ist der äußere Rahmen, in dem sich die Geschichte dieses altbewährten Regiments bewegt. Die beiden Herren Verfasser haben die Kriegsjahre 1866 und 1870/71, wie natürlich, eingehend und mit allen Einzelheiten behandelt. Im Mainfeldzuge ist es das Gefecht bei Kissingen, im deutsch-französischen Kriege sind es die Schlacht bei Noisseville, das Gefecht bei Bellevue und die Schlacht bei St. Quentin, denen der größte Raum

gewidmet ist. Der Zweck einer Regimentsgeschichte kann und soll ja der sein, die jüngere Generation auf das Vorbild der früheren Geschlechter hinzuweisen, sie zur Nacheiferung anzureizen, und der Zweck ist in dem vorliegenden Buche vollauf erreicht. Trotzdem können wir aber ein leises Bedauern nicht unterdrücken, daß die Friedenszeiten in Luxemburg und auch in Mainz nicht etwas reichlicher bedacht sind. Mit Hülfe von Privatbriefen, Tagebüchern u. s. w. hätte sich, wie wir glauben, von dem Leben des Regiments in diesen Festungen ein Bild zeichnen lassen, das sowohl militärisch, wie kulturgeschichtlich nicht ohne bleibenden Wert gewesen wäre. — Gute Ausstattung läßt sich, wie immer bei den Erscheinungen des Mittlerschen Verlages, auch diesem Buche nachrühmen.

v. H.

— **Waitz, Hans**, Pfarrer, Realgymnasiallehrer in Darmstadt, **Geschichte des Wingolfsbundes** aus den Quellen mitgeteilt und dargestellt. (Darmstadt, Verlag von Johannes Waitz.) 1896. VIII u. 350 S. 8°. Pr. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Das vorliegende Werk ist wert in der christlich-konservativen Presse eine Besprechung zu finden; denn alle jene Faktoren, welche, sei es auch nur auf einzelnen Gebieten, wie hier auf dem des Studententums, bemüht sind, den christlich-konservativen Sauerteig in das Mehl des Volkslebens zu bringen, sind für unsere Presse von Bedeutung. Der Wingolfsbund, jene studentische Verbindung, welche ziemlich auf allen Universitäten Deutschlands (auch in Basel als „Schwitzerhüsli") unter dem schwarz-weiß-goldenen Banner und der Losung: „δι' ἑνος παντα" (Alles durch Einen) das christliche Leben in das einst so aufgelöste Universitätsleben eintrug: ist darum auch ein Faktor, mit dem man rechnen muß, wenn es gilt die christliche und konservative Sache bei unserem Volk zu fördern. Es ist das auch nicht bloß eine Angelegenheit der Universitäten, Studenten, des Wingolfs und seiner Glieder: es handelt sich auch um unser Beamtentum und den Sinn, welchen sie in das Volk hineintragen. Die Klage: Juristen schlechte Christen; der Jammer so vieler Stadtpfarrer: die Beamten sind die schlechtesten Kirchenbesucher, wird in dem Maße abnehmen, als auch in dem Studententum sich christlicher Sinn zusammenschließt und durch korporatives Auftreten gegen den Indifferentismus protestiert. Wir werden freilich nicht meinen, nur Wingolfiten könnten fromme Studenten sein; wir werden auch nicht glauben, jeder, der das Wingolfsband trägt oder getragen hat, sei deshalb ein gläubiger Christ: auch da fehlt Judas und Petrus nicht, so wenig als im Jüngerkreis. Auch mag es einmal in einer ganzen Verbindung dahin kommen, daß wie der bekannte Kirchenhistoriker Hase (Kgesch. auf Grundlage akademischer Vorlesungen III § 295 Lehrbuch § 411) leider das ihm zugetragene Urteil verallgemeinernd, geschrieben hat: „der Wingolf seine größten Thaten auf der Kneipe thut" — aber es ist doch die Kraft da, welche reformieren kann. Und gerade die Zugehörigkeit zu einem großen Bund wirkt hier erziehend. Es wird demnach dem Wingolf eine große Bedeutung in christlich-konservativer Hinsicht zuzuschreiben sein und von Raumer, der Geschichtschreiber der deutschen Universitäten, hat recht gesehen, wenn er urteilt: „mit dem Wingolf ist die Geschichte des Studententums in eine neue Phase der Entwicklung eingetreten." Die Geschichte des Wingolfs (der aus der nordischen Mythologie entstammend und durch Klopstock litteraturgeschichtlich gewordene Namen wird vom Verfasser S. 61 ff. besprochen und = Walhalla erklärt) zu schreiben, ist demnach eine verdienstliche Arbeit, welche der selbst Wingolfit gewesene Verfasser mit großem Fleiße und eingehendem Verständnis, dazu aber auch in lebensvoller Entfaltung des Stoffes und in schöner Form gelöst hat. Der Vorarbeiten waren nur wenige vorhanden und galt es das Material aus den Archiven der einzelnen Verbindungen den Protokollbüchern des Wingolfsbundes und den Wingolfsblättern zu sammeln. Waitz gruppiert denselben dann nach einer Einleitung: Überblick über die Geschichte des deutschen Studententums bis zur Entstehung des Wingolfs (S. 1—36) in: I. Die Anfänge des Wingolfs (1830—44). II. Der Wingolf und die christliche Burschenschaft oder der Ausbau des Wingolfs im Kampfe um die Alleinberechtigung des christlichen Prinzips 1844—70. III. Der Wingolf und sein Prinzip oder der Ausbau des Wingolfs im Kampfe um die Auffassung und Bedeutung seines christlichen Prinzips 1870—86. IV. Der Wingolf und die Öffentlichkeit oder der Ausbau des Wingolfsbundes in der Gegenwart 1886—96. Daß der Wingolf kein schlechter Baum ist, mögen die Früchte bezeugen, welche seine Philister in litterarischer Hinsicht gebracht haben; und zwar in Bezug auf Politik, Wissenschaft, Volksbildung, Theologie, Kirche, äußere und innere Mission 2c., eine Thätigkeit, die keineswegs im Sinne einer bestimmten Partei geschieht, wenn auch im Dienste des Einen Herrn. Den Abschluß des ganzen Buches, welches von dem Vater des Verfassers, selbst einem Ehrenphilister des Wingolfs, in sehr schöner Ausstattung herausgegeben worden ist, bildet die Beschreibung des letzten (22.) Wartburgsfestes 1895, welches so recht zeigt, wie der Wingolfsbund gewachsen ist. Die Zahl seiner Mitglieder betrug 1895: 506 und ist 1896 auf 517 gestiegen. Das Fest zeigte aber auch wie im Wingolf christliches und patriotisches Wesen seine Pflege findet, so daß sein Geschichtschreiber schließen kann: Was einst die alte Burschenschaft gewollt, das hat der Wingolf erreicht, er ist ein christlich-patriotischer Jugendbund.

F.

5. Lebensbeschreibungen.

— **Goethes Schöne Seele Susanna Kath. von Klettenberg.** Ein Lebensbild im Anschlusse an eine Sonderausgabe der Bekenntnisse einer schönen Seele entworfen von Dr. phil. **Hermann Dechent**, Pfarrer. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) 1896. VI u. 231 S.

Es war dem Schreiber dieser Zeilen immer merkwürdig, daß bei der Bekanntschaft, welche S. K. von Klettenberg durch Goethes Bekenntnisse einer schönen Seele im VI. B. des Wilhelm Meisters mit dessen „Aus meinem Leben" in der weiten Kulturwelt gewonnen hat, eine eigentliche Lebensbeschreibung immer noch fehlte. Die Resultate langjähriger rastloser Forschungen, welche J. M. Lappenberg zu Goethes 100jährigem Geburtstage in dem trefflichen Büchlein: „Reliquien der Fräulein

Sus. K. v. Kl. nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, Hamburg, Rauhes Haus, 1849" veröffentlichte, bot wohl Treffliches, konnte aber nach all dem Material, was später gewonnen wurde, nicht mehr genügen. Franz Delitzschs „Philemon oder von der christlichen Freundschaft, 3. Aufl. 1878" giebt Aufsätze der Geschwister von Klettenberg und Mosers, aber keine Biographie, und Heinrich Düntzers Erläuterungen zu Wilhelm Meister, also auch zum VI. Buche sind auch nur eine litterarische Fundgrube. Schreiber dieses hat deshalb schon seit Jahren Material gesammelt, um ein dem heutigen Stande der Forschung entsprechendes Lebensbild zu schaffen. Ihm ist jedoch Pfarrer Dechent in Frankfurt a. M., der allerdings die geeignete Stellung und die größte Befähigung dazu besitzt, zuvorgekommen und hat uns in der vorliegenden Biographie, der der Text der Bekenntnisse einer schönen Seele nach der von Prof. Düntzer besorgten Ausgabe von Hempel in Berlin vorangestellt ist, eine treffliche ebenso wissenschaftlich accurate als interessant zu lesende Arbeit gegeben, die uns wie das Leben, so die Bezüge der schönen Seele zu einem großen Kreise des bedeutendsten Mannes Deutschlands damaliger Zeit beleuchtet. War es doch jene Zeit, von der Goethe schreibt: „Frankfurt ist das neue Jerusalem, wo alle Völker aus- und einziehen und die Großen wohnen." Das Verhältnis zu ihrem Verlobten von Olenschlager, zu Friedrich Karl von Moser, zu Fresenius, zu dem pietistischen Konventikel, zu dem auch Frau Rath, Goethes Mutter, gehörte, zu der Herrnhuterkolonie Marienborn in der Wetterau ꝛc. sind in kurzen Zügen deutlich gezeichnet. In Bezug auf ihres Schwagers, des Herrn von Trümbach Verhältnisse ist es Schreiber dieses durch die Güte eines Nachkommen des Ehepaares, Herrn Gustav von Trümbach in Kassel gelungen, aus dem Archiv von Gelnhausen, woselbst Trümbach bis zum Tode seiner ersten Frau Oberamtmann war, manches herauszubringen, was gelegentlich veröffentlicht werden wird. Die Familie selbst ist seit dem 14. Jahrhundert in Wehrda ansässig. In einem dieser Aktenstücke berichtet Philipp Adam Rudolph von Trümbach (dies der ganze Namen) unter dem 8. August 1768, dem Todestage seiner Frau: „Meine Frl. Schwägerin von Frankfurt ist bey mir hier und der einige Trost, den ich dermahlen habe." Das Schreiben macht in seinen einfachen, herzlich traurigen Ausdrücken des Schmerzes „über den sehr sanften und gewiß recht seligen Tod meiner zärtlichst geliebten und würdigen Ehegattin" in Bezug auf den Charakter des Ehegatten und der Ehe einen sehr guten Eindruck und mag dazu dienen, zu beweisen, daß die Worte in den Bekenntnissen der schönen Seele: „Meine Schwester lebte mit ihrem Manne nicht ganz glücklich", wenn sie nicht überhaupt zu den Ausschmückungen gehören, mit welchen Goethe die bezüglichen Personen unkenntlich machen wollte, doch nur auf einen beschränkten Zeitraum der Ehe sich beziehen können. Wir können auch anfügen, daß die dem Trümbachschen Ehestand geschenkte Tochter 5. Juni 1766 zu Frankfurt a. M., der Sohn aber 3. August 1767 geboren ist. Nach der Angabe Dechents ist der Sohn also am Geburtstage selbst getauft worden. Wir freuen uns, daß endlich eine würdige Lebensbeschreibung der edlen Seele erschienen ist und hoffen, daß sie nicht allein viele Leser findet, sondern daß auch mancher neue Einblick sich im Anschluß an das Gebotene finden wird. — F.

6. Litteraturgeschichte.

— **Die deutsche Dichtung der Gegenwart.** Von Adolf Bartels. (Verlag von Eduard Avenarius in Leipzig.)

Der Verfasser behandelt in dem Heftchen die „Alten und die Jungen", Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, die großen Talente der fünfziger und sechziger Jahre, die Frühdecadence, dann den Krieg von 1870 und die Dichtung der folgenden Jahre, den Feuilletonismus und die archaelogische Dichtung, Richard Wagner und die „Hochdecadence", die Herrschaft des Auslandes (Ibsen, Zola ꝛc.), den Sturm und Drang des jüngsten Deutschland, den „konsequenten Naturalismus" und schließlich den Symbolismus und die Spätdecadence. Auf 114 Seiten ist, wie schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe ersichtlich, ein ungemein umfangreiches Material verarbeitet. Bartels beherrscht seinen Stoff gründlich, hält sich von Einseitigkeiten frei und vertritt, eine allzu anerkennende Äußerung über Heine abgerechnet, einen Standpunkt, der auch den Lesern der Kons. Monatsschrift sympathisch sein wird. Seine Würdigung Hebbels und Ludwig, die beide noch nicht genügend geschätzt und gelesen werden, ist zutreffend und gegen die Anschauung, daß die moderne Generation in ihrer Nachfolge Gutes leisten werde, läßt sich nichts einwenden. Sein Urteil über die Lindauperiode ist uns aus der Seele geschrieben. Bartels nimmt in seinen Ausführungen wiederholt Bezug auf das bedeutende Werk des Bonner Litteraturprofessors Litzmann „Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart." Bartels Urteil bildet gewissermaßen eine wertvolle Ergänzung desselben. — r.

7. Unterhaltungslitteratur.

— **Ikarus.** Eine Reisenovelle v. H. **Mellin.** (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) 1896. 323 S. 4 M.

Diese von Prof. D. Leopold Witte eingeführte Novelle unterscheidet sich von anderen sehr zu ihrem Vorteile. Sie ist kein leichtes Machwerk einer vielschreibenden Feder, zu flüchtiger Unterhaltung entworfen, sondern bietet dem sorgfältigen Leser feinsinnige Schilderungen italienischer Kunst und Schönheit. Bei den Personen, welche auf der Reise der beiden norddeutschen Damen einander innerlich näher kommen, tritt uns eine ernste Auffassung der Kunst und ihres hohen Berufes entgegen. Wir begleiten sie mit Teilnahme und sehen, wie sie meist auch zur Erfüllung ihres Herzenswunsches gelangen. Wem eigentlich der Titel des Buches Ikarus gilt, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Diese Frage wie vieles andere in diesem feinen Buch reizt zum Nachdenken und wiederholten Lesen. Einem, der Italien gesehen, in dem Sinn für seine Schönheit in Natur und Kunst geweckt ist, wird man kaum Besseres raten können, als dies Buch zu lesen. Leop. Witte schreibt: Wer solch ein Erstlingswerk fertigt, der übernimmt auch Pflichten für die Zukunft. Möge die Verfasserin den in diesen Worten enthaltenen Wunsch erfüllen. Wt.

Sachsenspiegel. Altes und Neues aus dem Sachsenlande in Geschichten und Lebensbildern. Ein Volksbuch v. Franz Blankmeister, Pastor in Dresden. (Dresden, Franz Sturm u. Co.) 1897. 192 S. Preis: Mk. 1,60.

Volksbuch nennt mancher Schriftsteller sein Werk, das er in guter Absicht für das Volk geschrieben hat. Bei manchem, wenn nicht bei den meisten dieser Bücher erleben wir es, daß sie nicht werden, was sie werden sollen und wie sie schön heißen: Volksbücher, d. h. Bücher, welche das Volk gerne liest und immer wieder liest. Hier nun ist's einmal getroffen. Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des Heimatlandes, jedes Stück rund und nett erzählt nach Art der Hebelschen Geschichten, das sagt dem Volke zu. Der Verf. hat dem Volke „aufs Maul gesehen" und weiß darum alles seinen Landsleuten mundgerecht zu machen. Es sind über neunzig kurze Geschichts- und Lebensbilder, gruppiert nach einzelnen Hauptbegriffen wie: Fürst und Volk, Handel und Wandel, Kirche und Gottesdienst. Es ist sehr erfreulich, wenn in der Gegenwart die Pflege deutschen Volkstums überall Unterstützung findet und Züge deutscher Sitte und Gesinnung eifrig gesammelt werden. Hier ist der wohlgelungene Versuch gemacht, dem Volke geschichtliche Beispiele bezeichneter Art vorzuführen und so direkt Liebe zur Heimat und guten vaterländischen Art zu pflegen. Möchte man auch für andere deutsche Stämme in Bildern aus ihrer Geschichte einen solchen Volksspiegel schaffen; überall würde er mit Freuden begrüßt werden. Wt.

— Moritz von Berg, Kriegs- und Friedensbilder. Erzählungen aus Deutschlands militärischer Vergangenheit. I. Band. Einer von den Ersten Husaren der englisch-deutschen Legion. (Berlin, E. S. Mittler und Sohn.) 1897. Mit einem Uniformsbilde und drei Skizzen im Texte.

Der Verfasser beabsichtigt mit seinen „Kriegs- und Friedensbilder" neben Schilderungen aus Deutschlands kriegerischer Vergangenheit auch die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände zur Darstellung zu bringen. Zum Gegenstande des ersteren dieser Bilder wählte er die Geschichte der englisch-deutschen Legion bei ihrem zehnjährigen Ringen im Dienste Englands mit dem korsischen Eroberer auf den blutigen Wahlstätten der spanischen Halbinsel. — Die vielen deutschen Offiziere und Soldaten, welche es vorzogen, anstatt unter den Fahnen des den Kontinent beherrschenden Korsen zu dienen, denjenigen des durch seine insulare Lage geschützten Albions zu folgen, sind nicht vergessen. — Erst neuerdings hat General von Conrady einem der Besten von ihnen, Grolmann, ein würdiges litterarisches Denkmal gesetzt. — Die Einzelheiten jener Kämpfe treten aber freilich immer mehr und mehr zurück gegen die großen Ereignisse der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, ja auch naturgemäß gegen die Ereignisse, welche auf den Eisfeldern Rußlands und auf Deutschlands und Frankreichs Schlachtfeldern die Geschicke Europas entschieden.

Verfasser kleidet die Bilder aus der Kultur-, Staats- und Kriegsgeschichte, welche er vor uns abrollt, in eine Erzählung, welche er einem alten Offizier am Stammtisch einer rheinischen „Pensionopolis" in den Mund legt. — Ob der Held dieser Erzählung gelebt, ob der zum „Fürsten von Ruspola-Trepardi" beförderte Pastorssohn Karl Rüdiger nur eine Schöpfung der frei gestaltenden Muse des Verfassers ist, sei dahingestellt. — Jedenfalls ist es ihm gelungen, die Verhältnisse in Hannover vor 1803—1807 — im besonderen in dem abgelegenen Pfarrdorf der Lüneburger Heide — wie die Spaniens und Siziliens lebensvoll zu schildern. Die braven Hannoveraner, denen in erster Linie seine Feder dient, begleiten wir an ihre Biwakfeuer wie auf ihre blutigen Ruhmesfelder, schließlich auf das von ihnen zum Schutze der neapolitanischen Königsfamilie besetzte Sizilien. — Durch den größeren Theil des Romans zieht sich eine ein wenig geheimnisvolle und ungewöhnliche Liebesgeschichte des Helden des Romans, welche mit der fast wunderbaren, aber glücklichen Vereinigung der Liebenden endet, hindurch. Das Buch liest sich gut. — Wir empfehlen für eine etwaige Fortsetzung, „den verbindenden Text" — wenn wir die persönlichen Erläuterungen des „Erzählers" so nennen dürfen — etwas lebenswahrer zu gestalten. — Auch sind wohl — dies nebenbei — die Maßstäbe der Croquis nicht richtig. Ein solches 1 : 100,000 (Salamanca) trägt einen anderen Charakter. v. Z.

— Aus der Enge in die Weite. Lebensbilder für das deutsche Volk gezeichnet von E. Schmidt. (Hamburg, Rauhes Haus.) 136 S.

Diese ausgesprochen christlichen Erzählungen sollen uns berichten, „welche Wunder seiner Gnade Gott der Herr an diesem und jenem seiner Menschenkinder vollbracht hat". Es sind dreizehn Abschnitte, einige enthalten mehr Skizzen, andere Erzählungen, wie man sie in christlichen Sonntagsblättern findet. Sie sollen erbaulich wirken und sie thun es auch, denn sie sind frisch und lebendig geschrieben, auch dann und wann mit Humor gewürzt, und geben deutliche Bilder des äußeren und inneren Menschenlebens. Die Skizzen haben mir fast noch besser gefallen, als die Erzählungen. Doch auch bei diesen, die teilweise ans Unwahrscheinliche grenzen, versichert die Verfasserin, daß sie auf Thatsachen beruhen. Dadurch gewinnt das Ganze an Wert. Das Buch ist zu empfehlen für jedermann im christlichen Volke. Wt.

— Schloß Geisberg. Roman von A. Norden (A. Hinnius). (Berlin, O. Janke.) Pr. Mk. 5.

Das Schloß im Elsaß, um das am 4. August 1870 der Kampf so heftig tobte und vor dessen Mauern die braven Königsgrenadiere sich verbluteten, ist der Schauplatz des anziehend geschriebenen Romans. Den tiefernsten Hintergrund bildet die Zeit der französischen Revolution, deren Wellen bald das Elsaß erreichten und das sonst so friedliche, glückliche Land mit Unruhe erfüllten, Zwietracht in die Familien trugen und die Besitzverhältnisse von Grund auf unterwühlten. Auch die auf dem Schloß Geisberg wohnende Familie des Baron Reber bleibt von den Wirren nicht verschont und wird vertrieben; der Schloßherr und seine Gattin, durch die Zeitverhältnisse getrennt, finden sich schließlich im Kerker zu Straßburg wieder, um zusammen zu sterben. Seine junge Schwester aber sucht an der Seite eines bürgerlichen Elsässers jenseits des Meeres eine neue Hei-

mat. Das Hauptinteresse des Buches liegt in der Charakterisierung der Personen, welche die verschiedenen Zeitströmungen vertreten. Da ist der Baron Reber, äußerlich ganz der deutsche Edelmann aus altem, guten Hause, aber im Innern doch berührt und verdorben durch den Einfluß des Pariser Hofes. Da lernen wir den Grafen von Artois kennen mit seiner liederlichen Begleitung und die ganze hohle Gesellschaft von Marquis und Baronen, wir erfahren, wie die Sittenlosigkeit, von Paris ausgehend, tief hinein in die Kreise des Bürgertums sich erstreckt. Aber auch an reinen Gestalten fehlt es nicht. Die junge Schloßherrin und ihre Schwägerin Margot heben sich in ihrer echten Weiblichkeit wirkungsvoll von ihrer Umgebung ab und nehmen das Herz des Lesers gefangen. Besonders gelungen ist die Schilderung zweier Söhne des Elsaß, der Brüder Schneider; beide sind zuerst begeistert für die Erhebung des französischen Volkes, aber während der eine, Eulogius, immer mehr sich den finsteren Mächten ergiebt und schließlich der St. Just Straßburgs wird, erkennt der andere noch rechtzeitig den Irrtum der Pariser Gewalthaber, sagt sich von ihnen los, wird zum Retter Margots und erringt endlich die lang Geliebte nach schweren inneren und äußeren Kämpfen. In wie weit den Einzelheiten geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen, können wir nicht übersehen und legen auch keinen Wert darauf, denn die Absicht, ein geschichtlich zutreffendes Zeitbild und eine spannende Erzählung zu schreiben, ist erreicht. Nicht angenehm berührt es, daß der Baron Reber im Gefängnis durch Gift seine Gattin und dann sich selbst tötet. Selbstmord sollte nie beschönigt werden, wie das hier geschieht — denn er ist und bleibt eine Sünde. v. H.

— Ohne Gott. Roman von E. Karl. (Berlin, Otto Janke.) 352 S. Pr. 5 Mk.

Der Roman schließt mit den Worte: Mit Gott! Man darf also den Titel als Frage fassen, die hier verneint werden soll. Also mit Gott! aber in welchem Sinne? Nicht ohne Religion, aber mit welcher? Die Frau Professor Niederstetter, die wir wohl als die Trägerin des leitenden Gedankens ansehen dürfen, läßt uns nicht im Unklaren. Sie sagt p. 41: „Erneuert erst das Gebäude der christlichen Kirche, brecht es ab bis auf das Fundament der unvergleichlichen Sittenlehre, . . . und dann baut darauf ein neues Gotteshaus, in dem auch der wissenschaftlich Gebildete beten kann, ohne Aug n und Ohren zu schließen . . .“ Also mit dem Christentum ist es nichts, und die Sittenlehre gilt noch. Aber was ist's mit Gott? „Er ist der Wille, die Kraft, die dem Vorhandenen den richtigen Anstoß gab . . . Ich möchte ihn das Weltbewußtsein nennen. Da er aber die Naturgesetze nicht willkürlich durchbrechen darf, wenn er sein eigenes Werk nicht zerstören will, so kann er sich nicht in plumper Form (!) „offenbaren“, er muß es unserer steigenden Entwickelung überlassen, seinem wahren Wesen näher zu kommen.“ Wie man bei solchem Gottesbegriff noch vom Beten reden kann, ist mir nicht klar geworden, und daß eine solche Religion Trost und Halt für Leben und Sterben geben kann, auch nicht. Doch aber sagt uns die Frau Professor, daß man den Millionen, welche in unerträglichen Verhältnissen um das tägliche Brot ringen, die Religion, den einzigen Trost und Halt, den sie noch haben, nicht rauben darf. Das wird dann doch wohl eine Religion sein müssen, bei der man zum wenigsten an den Gott glaubt, der die Welt regiert und Gebete erhört. Daß die Frau Professor solchem Glauben gegenüber gelegentlich einen scharfen Sarkasmus zeigt, ist dann nicht bloß unweiblich, sondern steht mit ihrer Anschauung im Widerspruch. Oder aber es ist solche Religion nur für die Ungebildeten, Nichtwissenden, die „wissenschaftlich“ Gebildeten sind darüber hinaus und begnügen sich mit ein wenig Deismus oder Pantheismus. Seiner Tendenz nach ist dieser Roman ein Zeichen der Zeit. Man will das Christentum nicht, weil es sich mit der modernen Wissenschaft nicht vertragen will, und man merkt nicht, daß es sich bei der Wissenschaft um die Weltanschauung handelt. Man wirft dem Christentum vor, daß es die Welträtsel nicht löst, welche uns die Wissenschaft hat sehen gelehrt, und man vergißt, daß diese Rätsel viel älter sind und schon im alten Bunde das „dennoch“ des Glaubens gelernt werden mußte, daß auch Christus nicht gekommen ist, uns über jene Rätsel Licht zu geben, sondern den Frieden des Gewissens zu bringen.

Der Tendenz entsprechend ist der Aufbau des Ganzen. Der junge Kandidat Egon Schmidt liebt die Tochter eines Professors. Sie hört seine Predigt und ihr Herz wird für ihn gewonnen, zugleich erwacht in ihr der religiöse Sinn, den der Vater, ein Anhänger des wissenschaftlichen Materialismus, bisher unterdrückt hat. Der Antrag Egons wird von dem Vater abgelehnt, doch durch Vermittelung der beredten Tante eine Vereinbarung dahin getroffen, daß Hilde vorläufig von Egon Unterricht in der christlichen Lehre empfängt, um sich dann selbständig en tscheiden zu können An der Schwierigkeit, die christl chen Dogmen begreiflich zu machen, scheitert die Hoffniung, Hilde erklärt, nie Pfarrfrau werden zu können. Die Folge für Egon, der jene Schwierigkeit selbst tief empfunden hat, ist die, daß er mit allem Eifer die Einwürfe der Gegner des Christentums in ihren Schriften studiert und dadurch die Unhaltbarkeit seiner bisherigen Stellung erkennt. Ein alter Superintendent sucht — in kläglicher Weise — mit hierarchischen Gründen für die evangelische Kirche die Notwendigkeit zu beweisen, bei der alten Lehre zu bleiben. Das giebt für Egon den letzten Anstoß, nunmehr sich dem Studium der Philosophie zuzuwenden und sich eine Lebensstellung zu erringen in welcher er die Geliebte schließlich heimführt.

In diese Erzählung werden nun noch die Erlebnisse zweier Arbeiterfamilien hineingeflochten, zu denen die Hauptpersonen in Beziehung stehen. Hier zeigt sich neben viel Jammer und Elend die Macht der sozialistischen Verführung, die einen Arbeiter zum Säufer und dann zum Verbrecher macht. Er hat eine tüchtige, gottesfürchtige Frau und beim Sterben seines Kindes kommt er zur Besinnung. Es gelingt ihn zu retten, aus dem Zuchthaus geht er als ein anderer Mensch heraus. Hier geht's „mit Gott“. Daneben sehen wir einen eifrigen Sozialdemokraten ein ehrliches Mädchen bestricken, er führt sie in eine wilde Ehe, sie verliert ihren Glauben und damit allen Halt. Nachdem der Treulose sie verlassen, endet sie mit Selbstmord. Der Schuldige findet seinen Lohn drüben

im Lande der Freiheit, wo man doch die freie Liebe nicht gelten lassen will. Also ohne Gott ein Ende mit Schrecken. Leidet die Erzählung, soweit sie Egon und Hilde betrifft, zuweilen durch langausgedehnte Gespräche und Mangel an Handlung, so ist dieser andere Teil lebensvoller und bei der Darstellung von Vorgängen in der Arbeiterwelt recht anschaulich und naturgetreu, wenn auch einige Sentimentalitäten mit unterlaufen, z. B. beim Selbstmorde der Alma die Anrede an den Mond und bei ihrem Begräbnis die Phrasen Egons, die natürlich die „christliche Milde" darstellen sollen. Hervorzuheben ist noch, daß sittlich Bedenkliches gänzlich vermieden ist. Wt.

8. Verschiedenes.

— Religion und Aberglaube von Dr. F. B. Stubenvoll, altkatholischem Pfarrer in Heidelberg. (Leipzig, Friedrich Jansa) 1897. 96 S. Preis M. 0,80.

Auf dem nationalliberalen Parteitage zu Berlin anfangs Oktober 1896 forderten die Professoren Kaufmann aus Breslau und Friedberg aus Halle auf Anregung des Herrn Arthur vom Rath aus Köln hin die Sammlung brauchbaren Materials zur Abwehr des besonders in katholischen Gegenden in erschreckender Zunahme begriffenen Aberglaubens. In freiwilliger Mitarbeit will nun Stubenvoll dieser Aufforderung entsprechen und aus Deutschland und anderen Ländern eine große Anzahl abergläubischer Vorgänge, wie solche durch Gerichtsverhandlungen und Zeitungsberichte bekannt geworden sind, zusammenstellen und beleuchten. Da er als ehemaliger Benediktinermönch ein Stück katholischen Vorlebens kennt und seit 9 Jahren in der Universitätsstadt Heidelberg wohnt, konnte ihm die Zusammenstellung einer Reihe von Hexen-, Spuk- und Teufelsgeschichten nicht schwer fallen. Aber die Professoren Kaufmann und Friedberg werden schwerlich das Büchlein als brauchbares Arsenal begrüßen, aus dem man schneidige Waffen zur Unterdrückung des Aberglaubens holen könnte. Der Verfasser rühmt wohl sein „reichhaltiges Geschichtsmaterial", die „quellenmäßige Wahrheit", auf der seine Darstellung beruhe, und seine Emanzipation von jedweder „konfessionellen Färbung." Aber bei einiger Kenntnis der Quellen würden die Seiten 10 und 11, auf denen von Künzle, Miß Vaughan und den Freimaurern die Rede ist, weniger oberflächlich geraten sein. Mit der Zusammenstellung von unkontrolierbaren Zeitungsnotizen kann man kein brauchbares Material liefern. Da greift man doch lieber nach den Schriften von Reusch: „Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube" und Graf Paul von Hoensbroech: „Religion oder Aberglaube?", zumal beide darüber keinen Zweifel lassen, daß sie mit denen, die auch in der Bibel Aberglauben finden, nichts gemein haben. Stubenvoll verlangt mehr Volksbildung zur Überwindung des Aberglaubens. Gewiß wird eine rechte Volksbildung erstrebt werden müssen, aber über die Requisite einer rechten Volksbildung werden wir uns schwerlich einigen. Interkonfessionelle Weitherzigkeit und dogmenloses Christentum sind keine Pfade, auf denen man zur Entfernung des Aberglaubens kommt. Die Überschätzung der sogenannten Bildung sollte jedem sofort einleuchten, der an die redegewandte Sozialdemokraten mit ihrem materialistischen Köhlerglauben und ihren hirnverbrannten Hypothesen denkt. Wir können Stubenvoll auch darin nicht beistimmen, daß z. B. die Unkenntnis des Geburtsjahres bei einer Frau im Kanton Uri an Aberglauben grenze. Alle diejenigen, welche in ärmlichen Verhältnissen aufwachsen und mit täglichen Nahrungssorgen zu kämpfen haben, feiern ihre Namens- oder Geburtstage höchst selten und erfahren von ihrem Geburtstage erst, wenn sie in der Schule danach gefragt werden oder bei wichtigen Lebensabschnitten einen Tauf- oder Geburtsschein haben müssen. Auch in und bei unseren aufgeklärten Großstädten fehlt es nicht an Erwachsenen, die mit der Frau im Kanton Uri konkurrieren können. Eine Beziehung zum Aberglauben im eigentlichen Sinne läßt sich aber schwer entdecken. Auch ist uns der Kanton Uri bei wiederholten Besuchen nicht so dunkel erschienen, wie er in dieser Schrift S. 94 dargestellt wird. Zum Radschlagen sind die zwei Schlußsätze: „Zeigt die Kirche zur Veredelung der Menschheit keine Lust oder fehlt ihr die Kraft, so ist es heilige Aufgabe des Staates, hier seines Amtes zu walten. Die Zeit, in der wir leben, sagte Kaiser Friedrich, verlangt Licht und Aufklärung." Das ist der größte und verderblichste Aberglaube, den es giebt, die Kirche Jesu Christi preiszugeben und dem Staate die Überwindung des Aberglaubens anzuvertrauen. Dieser Aufgabe haben sich die Revolutionäre von 1789 kräftiglichst unterzogen. Und was die angebliche Sehnsucht unserer Zeit nach Licht und Aufklärung betrifft, so zeugen die vor den goldenen Kälbern Nietzsches und Buddhas ihre Kniee beugenden Aufklärungsfanatiker und Lichtschnapper genügend von der Nutzlosigkeit der Versuche unserer modernen Titane, den Teufel des Aberglaubens durch den Beelzebub der Aufklärung zu vertreiben. Das Menschenherz bleibt unruhig, bis es seine Ruhe gefunden hat in Gott. Dr. R.

— Goethes Gespräche. Herausgegeben von Waldemar Freiherr von Biedermann. 10. Band: Nachklänge. Die Sammlung umfaßt die Zeit von 1755—1832. Pr. Mk. 5.—

Im Jahre 1891 ist der 9. Band der Sammlung erschienen. Seitdem ist es dem Herausgeber gelungen, Gespräche zu erlangen, die in den bisherigen Bänden nicht enthalten sind, die er aber der thunlichsten Selbständigkeit halber aufgenommen hat. Ausgeschlossen im 10. Bande sind nur solche Nachrichten und Gespräche, die weder über persönliche Beziehungen, noch über Lebensbegegnungen, Arbeiten, Ansichten oder Ausdrucksweise Goethes Bemerkenswertes bieten, selbstverständlich auch solche Erzählungen, deren Unwahrheit zu Tage liegt. Einen großen Teil der Gespräche des neuen Bandes hat die Großherzogin von Sachsen mitgeteilt. Naturgemäß ist auch bei einem Manne von der Bedeutung Goethes nicht alles Mitgeteilte gleichwertig, vieles könnte wegbleiben, ohne dem Gesamtbild zu schaden, doch ist ja schließlich bei solchen Zusammenstellungen die subjektive Ansicht des Herausgebers über Wert oder Unwert verschieden. Jedenfalls enthält der neue Band auch für diejenigen schätzenswertes Material, die nicht jede Ausgrabung über den Dichterfürsten wie eine neue Offenbarung begrüßen.

— r.

Soeben ist von dem auch unseren Lesern als langjähriger Mitarbeiter der Kreuzzeitung bekannten Major z. D. Scheibert ein „Illustriertes deutsches Militär-Lexikon", Berlin bei W. Paulis Nachfolger erschienen.

Dasselbe zeichnet sich bei kurzer Orientierung über die verschiedensten militärischen Fragen durch eine sehr reiche Ausstattung mit Schlachtplänen, Darstellungen von Geschützen und Waffen aller Art, fortifikatorischen Zeichnungen u. s. w. aus, wie wir sie in einem für den Handgebrauch bestimmten derartigen Lexikon uns nicht erinnern bisher gefunden zu haben. —

Namentlich die heute so brennende Frage der Bewaffnung ist durch den auf diesem Gebiet für eine Autorität geltenden General Wille eingehend bearbeitet. — Eine umfangreiche Übersicht über die Militär-Litteratur ist dem Werk beigegeben.

— Th. Carlyle und F. Nietzsche. Wie sie Gott suchten und was für einen Gott sie fanden. Von J. H. Wilhelmi. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.) 1897. 88 S. Pr. Mk. 1,80.

Carlyle, den 1881 in London gestorbenen Historiker mit dem geisteskrank gewordenen wirren „Philosophen" Nietzsche in Parallele gesetzt zu sehen, hat auf den ersten Blick etwas Befremdliches. Noch befremdlicher mutet die lange Blumenlese aus Nietzsche's Schriften mit ihren titanenhaften Blasphemien auf Gott und Christentum den Leser an. Indessen es besteht zwischen ihm und Carlyle eine gewisse Ähnlichkeit. Beide waren in ihrer Jugend vom Christentum tiefer angezogen, wurden dann aber in den Widerstreit des christlich Anerzogenen und der antichristlichen Tendenzen der modernen Weltanschauung hineingeführt und warfen sich der materialistischen Richtung in die Arme. Beide konnten aber nicht zur Ruhe kommen, sondern rangen sich zu einer neuen Stellung hindurch. Die ganze Welt war ihnen in einen Kampfplatz verwandelt, wo Zweifel und Wahrheit, Glaube und Unglaube, Gott und Teufel sich ihre Schlachten liefern. Beide erfüllt ein flammender Zorn gegen alle Heuchelei, gegen jedes Phrasengeklingel, gegen alles geistreiche Spiel. In einem grimmigen Ernste stehen sie den zentnerschweren Problemen des Lebens gegenüber und „philosophieren mit dem Hammer." Sie verlangen Wahrheit und Klarheit in den letzten Fragen des Daseins und fordern eine schließliche Gewißheit, die dem ganzen Leben und Streben Halt und Ziel giebt. Im tiefsten Grunde drängt sich die religiöse Frage zu ihrer phänomenalen Denkarbeit. Während aber die christliche Jugendzeit in Carlyles Seele eine gesunde und aufwärts treibende Idee vom Leben gepflanzt hatte, mit deren Hülfe er die Rückkehr zum Gottesglauben fand, blieb Nietzsche aus seiner christlichen Jugendzeit nur ein verkümmerter Lebensbegriff in Erinnerung, zu dem er dauernd in immer schärferen Gegensatz kam und schließlich in den Sumpf der Selbstvergötterung geriet. Carlyle ist ein Brückenbauer aus einer Welt individualistischer Auflösung zu dem festen Felsenufer des Glaubens geworden. Dagegen hat Nietzsche wesentlich nur Pfeile geschnitzt für die gedankenarmen und herzlosen Vertreter des ödesten Egoismus.

Nun ist freilich nicht zu leugnen, daß man bei einiger Geistreichigkeit auch zwischen den unähnlichsten Menschen Parallelen entdecken und schön ausmalen kann, indessen ist die vorliegende Schrift weit davon entfernt, eine Art Spielerei zu sein. Sie stellt uns in den beiden Männern Typen für die beiden einzigen Möglichkeiten vor, die dem modernen Menschen bleiben, wenn er den religiösen Trieb nicht ganz in sich erstickt hat: zur Selbstvergottung oder zum lebendigen Gott. Solchen, welche starke Nerven haben, um die Schimpfwörter Nietzsches von sich abzuschütteln wie eine Ente die Wassertropfen, wird die Lektüre nicht ohne Genuß und Belehrung sein. **Dr. R.**

— Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. Herausgegeben von den Professoren Spitta und Smend in Straßburg, im Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. Preis pro Jahrg. Mk. 6,—.

Die Zeitschrift ist sehr gut redigiert und hat, wie wir hören, vielfach verdiente Anerkennung wegen des ernsten Strebens gefunden, die kirchliche Kunst, den Kirchengesang u. s. w. zu heben. Um ein Bild ihres Inhalts zu geben, lassen wir die Überschriften der im Märzheft 1897 enthaltenen Aufsätze hier folgen: Hartter, Profanmusik zum Gottesdienst? — Bronisch, Versuch einer Verdrängung lutherischer Kirchengebräuche durch calvinische. — Redlin, Orgelempore und Sängerchor. — Budde, Kleinigkeiten zum Kirchenliede. — Hunnius, Eine Erinnerung an Robert Franz. — Rietschel, Die offene Schuld im Gottesdienste und ihre Stellung nach der Predigt. — v. Schubert, Nachträgliches zur Nürnberger Gottesdienstordnung. — Spitta, Praktische Winke für die Passionszeit. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Briefkasten. — Spitta, Smend, Zum Schluß des ersten Jahrganges. — Notenbeigabe. — Inhaltsverzeichnis.



Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale).

